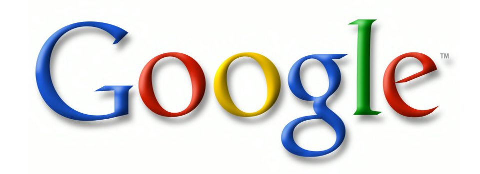
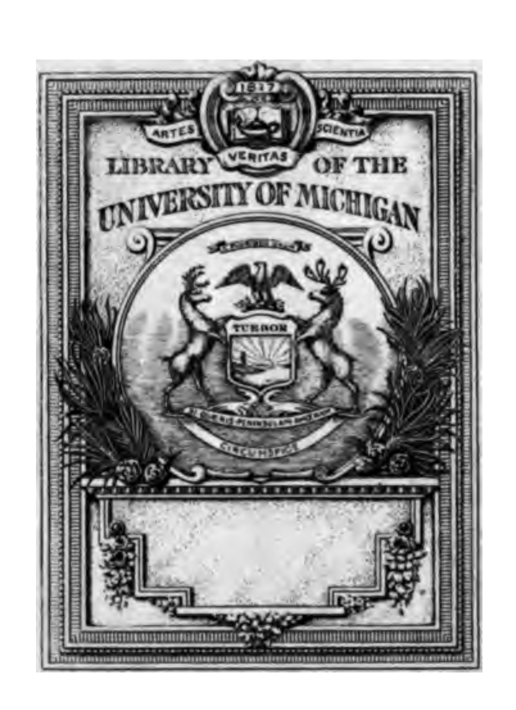



B 1,099,389


ROBERT SIEGER


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy



Band VI

Februar — April 1906

1906

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien



Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy



Band VI

Februar – April 1906

1906

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

Cont.
Stechert
1-21-48
61400

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Artikel.

Belletristik.

Chronik.

Besprechungen.

Kleine Mitteilungen.

Feuilleton.

Von der Woche.

Der Ultramontanismus als Weltanschauung.

Von Professor Dr. Ludwig Wahrmund.

Dr. Leopold Karl Goetz, Universitätsprofessor zu Bonn, hat vor kurzem ein Buch veröffentlicht*, welchem ich eine möglichst große Verbreitung in katholischen und speziell in jenen hierarchischen Kreisen wünschen möchte, denen der geistige Antagonismus der modernen Kulturwelt wider die heute im Katholizismus herrschende Strömung ein Gegenstand der Sorge ist oder doch mindestens des Studiums wert erscheint.

„Wenn man" — so beginnt der Verfasser seine Ausführungen — „von den Kulturfaktoren der Gegenwart spricht, die, sei es nun hemmend oder fördernd, von besonderer Wichtigkeit für die Entwicklung unseres inneren nationalen Lebens sind, steht immer, unbeschadet der politisch-kulturellen Stellungnahme des einzelnen, mit an erster Stelle der Betrachtung der sogenannte Ultramontanismus." Als ein Stück Zeitgeschichte, als ein Stück sozialer und kultureller Entwicklung will also Goetz den Ultramontanismus darstellen. Und da dieser es liebt, „Angriffen auf ihn damit entgegenzutreten, daß er sagt, diese Angriffe entsprängen der Unkenntnis und dem darauf gegründeten Vorurteil", so werden als primäre Quellen „seine eigenen Aussagen über sich selbst" benützt. Insbesondere aber ist es „das Glaubensbekenntnis des modernen Ultramontanismus", der Syllabus Pius IX. vom 8. Dezember 1864, welcher „nach seiner Geschichte, nach seinem Inhalt, nach seiner grundsätzlichen Bedeutung, nach seiner heutigen Geltungskraft als ultramontane Kulturtheorie" vorgeführt und eingehend behandelt wird. Hierin liegt denn auch die Hauptleistung des Buches, sein eigentlicher Kern, neben welchem eine einleitende Erörterung über den Begriff des Ultramontanismus und eine abschließende über sein grundsätzliches Verhalten zum modernen Staate etwas mehr zurücktreten.

Jenen Begriff aber bestimmt der Autor im Anschluß an die historische Entwicklung in folgenden prägnanten Sätzen: „Der Ultramontanismus ist seiner Geschichte nach eine Partei, die, an sich undeutschen Ursprungs, auf romanischem religiösen und kulturellen Boden gewachsen, im Katholizismus von kleinen Anfängen an und unter heftigem Widerstreben der national deutschgesinnten Katholiken übermächtig groß geworden ist, eine Partei, die unter Verkennung der besonderen Lage des deutschen Katholizismus in einer konfessionell gemischten Kultursphäre, unter

* „Der Ultramontanismus als Weltanschauung auf Grund des Syllabus quellenmäßig dargestellt." (Bonn, Karl Georgi, 1905.)

einseitiger Verfolgung romanisch-klerikaler Kulturideale, dabei brutal und skrupellos in der Wahl ihrer Mittel, sich als allein berechtigte Verfechterin des katholischen Kulturideals ausgegeben hat. Es ist eine Partei, der es geglückt ist, sich die äußere Organisation der katholischen Kirche in weitem Umfange dienstbar zu machen, die an geistig minder hohe Instinkte der Masse appelliert hat, dadurch eine religiöse Demagogie großzog, welche feinere Geister abstieß und isolierte, eine Partei, die den Wert katholischer Kultur nach der Masse der Mitläufer und nicht nach deren geistiger Bedeutung bestimmte, die immer weiter auf diesem Wege vorschreitend numerisch sich mit einem Schein von Recht als die allein berechtigte Vertreterin der katholischen Weltanschauung ausgeben konnte, die alle ihr früher und heute widerstrebenden Katholiken als Abtrünnige verketzerte, eine Partei, die schließlich doch im Grunde nicht religiöse Hebung des Katholizismus bezweckte oder erreichte, sondern deren Endziele die kulturelle Beherrschung deutschen nationalen Lebens durch ihr fremdes romanisches Kulturideal ist."

Schon diese kurze Charakterisierung der vorliegenden Arbeit läßt wohl erkennen, daß sie jener gewaltigen Kampfliteratur einzureihen ist, welche namentlich seit dem XVIII. Jahrhundert wieder, seit den Tagen der Enzyklopädisten, die öffentliche Aufmerksamkeit auf gegensätzliche Ideen und Mächte zu lenken strebt, die in zeitgemäß wechselndem Gewande fast schon ein Jahrtausend lang um den Prinzipat in der abendländischen Kulturwelt ringen. Mit großer Anerkennung muß jedoch betont werden, daß das Goetzsche Buch sich ebensosehr durch Ruhe und Objektivität wie durch Gründlichkeit und Quellenkenntnis auszeichnet und in solchem Sinne zweifellos mit zu dem Besten gehört, was neuerlich über den Ultramontanismus geschrieben wurde. Verleugnet es auch seine Kampfnatur keineswegs, so kämpft es doch stets mit blanken, lauteren Waffen. Und das allein schon will viel bedeuten in einer Epoche, die so zahlreiche intellektuelle und ethische Werte bereitwillig der Tendenz unterordnet. Man empfindet dies um so lebhafter, wenn man — wie es hier der Fall ist — sich als Kritiker dem heute doppelt delikaten Thema gegenüber von jeder persönlichen Stimmung, von jeder subjektiven Betrachtungsweise loszulösen sucht. Dem Kritiker freilich mag zum Troste dienen, daß unsere Gegenwart, welche soeben die Kritik der Kritiken zu zeitigen im Begriffe steht und längst erkannt hat, daß es eine wahrhaft allseitige, erschöpfende Geschichtschreibung überhaupt nicht gibt, sondern höchstens eine befriedigende Beleuchtung derselben Sache von verschiedenen Seiten, auch das Ideal der Kritik durchaus nicht in ihrer Unantastbarkeit erblickt.

So möchte ich denn, in die Fülle des gebotenen Stoffes greifend, an irgend eine der zahlreichen interessanten Fragen anknüpfen, wie etwa an die Frage nach der Identität von Katholizismus und Ultramontanismus. Selbstverständlich verneint Goetz solche Identität und ich schließe mich ihm im Prinzipe an. Allein — und schon fordert der Subjektivismus seine Rechte — ich vermag diese Verneinung nicht in dieselben Farbentöne zu kleiden, wie er. Gewiß, wenn wir im Begriff des

Katholizismus das religiöse Prinzip und in demjenigen des Ultramontanismus das politisch-kulturelle als herrschend annehmen, was ich für ganz richtig halte, so können Katholizismus und Ultramontanismus an sich niemals identisch sein. Und sicher ist auch, daß sie es im Bereiche der Tatsachen oft und lange Zeit nicht waren. Indes der Strom der historischen Entwicklung zieht in ewiger Ebbe und Flut dahin. Und was für Epochen und Generationen gilt, das bestimmen eben doch hauptsächlich führende Richtungen und herrschende Parteien. Der Hinweis Goetz' auf den Umstand, daß der Ultramontanismus bloß die große, gedankenlose Menge mit sich führt, daß gerade die geistig Selbständigen, die wertvollen Individualitäten sich von ihm abwenden, wäre entschieden ausschlaggebend, wenn Genie und Charakter den Lauf der Welt bestimmten. Solchem Idealismus zu huldigen, fällt aber heute doch kaum mehr einem Gymnasiasten ein, der seinen „Wallenstein" verdaut hat. Ein Mann, dem die Macht des Schlagworts, der bleierne Riesendruck des Trägheitsgesetzes so wohl bekannt ist, wie unserem Autor, wird auch nicht im Traume daran glauben.

Es ist aber im vorliegenden Falle gar nicht das allein. Der Ultramontanismus der Gegenwart wird nicht etwa bloß durch das Allzumenschliche gestützt; ihn zeitigte als notwendiges Produkt die ganze Entwicklung der katholischen Kirche in den letzten fünfhundert Jahren. Ja zweifellos: katholisch brauchte nicht ultramontan zu heißen und sollte es sogar dem Ideal nach nicht. Aber daß heute ultramontan dennoch katholisch genannt wird, das ist mehr als eine bloß zufällige Erscheinung; das ist eine Erscheinung, deren wesentlichen Sinn weder die Deutschkatholiken von 1845, noch die Altkatholiken von 1870, noch die Reformkatholiken von 1900 zu alterieren vermögen. Diese beweisen nicht das Gegenteil; sie beweisen nur, daß in der katholischen Kirche für religiös selbständige Naturen kein Raum mehr vorhanden ist.

Wie das kam? Erzählt kann es hier nicht werden, aber vielleicht mit ein paar Strichen angedeutet. Die heute vorherrschende Meinung betrachtet noch immer das XVI. Jahrhundert, die Ära des Konzils von Trient, als das große Reformzeitalter der katholischen Kirche. In der Tat ist damals mit löblichem Eifer an der Verbesserung von vielerlei Übelständen gearbeitet worden; es ist gar manches geschehen, was nach außen hin den Eindruck der Reform erwecken konnte. Von einer eigentlichen Wiedergeburt der Kirche aber kann auch nicht entfernt die Rede sein. Und das bedeutet keinerlei Vorwurf, denn die Zeiten dafür waren längst vorüber. Das eigentliche Reformzeitalter der katholischen Kirche war das beginnende XV. Jahrhundert, das heißt: es hätte ein solches sein können. Nicht zu Trient, auf deutschem Boden zu Konstanz und Basel ist in Wahrheit um das Schicksal der Kirche gewürfelt worden. Damals, nach der Epoche von Avignon, als das Papsttum vom Höhepunkt seines mittelalterlichen Glanzes herabgestiegen, in sich selbst gespalten und zerfallen war, als man zur Beseitigung des Schismas nach höheren Autoritäten suchte und aus dem Dämmer der Vorzeit die Idee der großen

Gesamtkirche und des sie vertretenden allgemeinen Konzils sich sonnengleich emporzuheben schien, damals standen wirklich große, entscheidende Verfassungsfragen auf der Tagesordnung. Und als in dem erbitterten Kampfe jener beiden gewaltigen Strömungen, denen man später die Namen „Papalsystem" und „Episcopalsystem" beilegte, das letztere faktisch unterlegen war, da war auch der erste Grundstein zwar nicht des Ultramontanismus an sich, wohl aber des Ultramontanismus unserer Gegenwart gelegt. Denn dieser wurzelt vor allem in dem Umstande, daß die heutige Verfassung der katholischen Kirche keine föderative, sondern eine absolut zentralistische ist. Er wurzelt ferner darin, daß die Summe der monarchischen Gewalt seit der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ununterbrochen in romanische Hände, genauer gesagt: in die Hände italienischer Kardinäle gelegt wird, die sich als Päpste ihrerseits immer wieder mit einem weit überwiegend aus Romanen zusammengesetzten Kardinalkollegium umgeben. Er wurzelt endlich darin, daß das spezifische kirchliche Ideal eines hervorragenden Ordens allmählich auch das Ideal der allgemeinen Kirche geworden ist.

Auch die beiden letzteren Momente vermag ich nicht als rein zufällige anzusehen. Man braucht nicht neumodischen Übertreibungen zu huldigen, um zuzugestehen, daß die römische Kirche die Idee des römischen Imperiums wieder aufgenommen und in ihrem Sinne durchzuführen gesucht hat. Wenn sie hiebei ihren Generalstab vornehmlich aus jenen lokalen und nationalen Kreisen rekrutierte, in welchen besagte Idee kraft uralter Tradition besonders fortlebt, so wird solchem Vorgehen ohne Zweifel Konsequenz nicht abzusprechen sein. Was aber die Gesellschaft Jesu betrifft, so war sie von den Zeiten der Reformation ab in allen schwierigen Lagen eine derart zuverlässige Stütze des Papalsystems, daß eine gewisse rezeptive Haltung des Papsttums gegenüber den Idealen und Tendenzen des Ordens sich, historisch betrachtet, fast als unvermeidlich darstellt. Der positiven römischen Kirche hat entschieden derjenige Papst mehr genützt, welcher den Jesuitenorden wieder einführte, als derjenige, welcher ihn aufhob. Ob er auch der idealen allgemeinen Kirche mehr genützt hat, ist freilich eine andere Frage.

Eines aber darf nicht vergessen werden. Recht haben in der Geschichte immer die Tatsachen und die Kräfte, welche hinter diesen Tatsachen stehen. Wenn auf den Reformkonzilien des XV. Jahrhunderts der Grundgedanke des Episkopalsystems, die Idee von der Superiorität des allgemeinen Konzils über den Papst, nur einen Augenblickserfolg hatte, wenn mit anderen Worten: das republikanische Prinzip dem monarchischen unterlegen ist und sich auch auf die Dauer nicht mehr zu erheben vermochte, so beweist dies offenbar, daß der zentralistische Gedanke des Papalsystems und sein Anhang stärker waren. Welche Faktoren dabei den Ausschlag gaben, kann hier außer Betracht bleiben. Die Tatsache an sich ist zu konstatieren. Und wer all die natürlichen Schwächen einer vielköpfigen Regierung in Betracht zieht, wer sich den schwerfälligen Gang unserer heutigen Parlamentsmaschinen vor Augen hält, wird darin ein absolutes Unglück für die Kirche kaum zu erblicken

vermögen. Ohne Zweifel ist diejenige Organisation in Angriff und Verteidigung am schlagfertigsten, deren gesamte Kraft in jedem beliebigen Moment durch eine einzige Hand mobil gemacht werden kann. Daß rückläufiges Despotentum hiebei auch viel Schaden anzurichten im stande ist, wird niemand leugnen. Man denke aber auch an das Gegenteil. Wenn morgen ein wahrhaft moderner, freisinniger, fortschrittlicher Papst den Stuhl Petri bestiege, wäre die Kirche kraft ihrer heutigen Verfassung übermorgen eine geistig führende Macht der abendländischen Kulturwelt. Von solchem Standpunkt betrachtet, braucht nicht einmal das Unfehlbarkeitsdogma als widersinnig oder unnatürlich verworfen zu werden. Es enthält einfach eine Selbstversicherung der geltenden Kirchenverfassung gegen jeden Rückfall ins Episkopalsystem auf ewige Zeiten. Es stellt damit den definitiven Abschluß eines vielhundertjährigen Entwicklungskampfes dar.

Die Summe ist: unter den heutigen Verhältnissen kommt in der Kirche alles auf die Person des Papstes an. Eine starke, geistvolle, menschenfreundliche, warmherzige Individualität, die sich im Großen durchzusetzen und im Kleinen all die mannigfachen Reibungswiderstände an empfindlichen Stellen des Steuermechanismus zu überwinden verstünde, wäre Herr der Situation und könnte auch der modernen Kulturwelt noch segensreiche Dienste leisten. Einen solchen Mann sollte man überhaupt von allem entbinden, womöglich auch noch vom Jus divinum. Denn nicht, daß der Papst unfehlbar ist, sondern daß er trotz seiner Unfehlbarkeit nach außen noch immer nach innen so unfrei und abhängig ist, bildet den eigentlich wunden Punkt. Wer doch den Traditionen an den Kragen könnte!

Und damit kehre ich zu Goetz und dem Syllabus zurück. Wenn unser Autor aus all seinen eingehenden Erörterungen zu letzterem immer wieder hervorleuchten läßt, wie unnütz, wie widersinnig, wie schädlich (für die Kirche) seines Erachtens die Publikation dieser Gesamtverketzerung aller geistigen Errungenschaften neuzeitlicher Kulturentwicklung war, so stimme ich ihm hierin vollkommen bei. Daß ein so kurzsichtiger Politiker, wie Pius IX. seligen Angedenkens, mit seinem Syllabus allen späteren Päpsten, welche die Sache besser verstanden, verstehen oder verstehen werden als er, sozusagen ins Handwerk pfuschen und die katholische Kirche bei der ganzen billig denkenden und fortschrittsfreundlichen Kulturwelt diskreditieren durfte, das halte ich in der Tat für das bedauerlichste Ereignis in der Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts. Und es war zudem noch ganz überflüssig und unnötig. Hier ist wahrhaftig einigen mehr oder minder problematischen Augenblickserfolgen zuliebe die Zukunft des Katholizismus ernstlich gefährdet worden.

Denn die dogmatische Natur dieses Syllabus kann ja doch trotz aller gut gemeinten Versuche nicht ernstlich bestritten werden. Und nun ist er da, steht überall im Wege, wird natürlich als eine jener Traditionen stets gegen das Papsttum ausgespielt werden, stets den Glauben an seine ehrliche Absicht, mit vernünftigem, maßvollem Kulturfortschritt Hand in Hand zu gehen, untergraben, damit unter Umständen auch das brauchbarste kirchliche Programm verderben und

höchstens dann wirklich zur Herrschaft gelangen, wenn der ebenso originelle als irreale Vorschlag des Kardinals Manning, mit dem Dogma die Geschichte zu besiegen, zur Tat werden sollte. Ich meinesteils vermag von den heutigen Führern der ultramontanen Richtung nicht gering genug zu denken, um anzunehmen, daß sie hierin mehr als einen geistreichen Einfall erblickt haben.

Mag nun also auch ein anderer Kardinal (Erzbischof Fischer von Köln) den Syllabus als „Prüfstein unserer Zeit“ (durch den unterschieden wird, „was mit der katholischen Wahrheit übereinstimmt oder ihr widerspricht“) feiern, so möchte ich trotz alledem meinen, daß es sich für die katholische Kirche der Gegenwart und Zukunft weit weniger darum handelt, den Syllabus hochzuhalten, als vielmehr ihn auf gute Art loszuwerden.

Und solches könnte wohl am besten dadurch geschehen, daß er bei der von Pius X. inaugurierten neuen Kodifikation des geltenden Kirchenrechtes einfach mit Stillschweigen übergegangen wird. Dem sattsam bekannten Einwande, daß ja die katholische Hierarchie gerade in dem starren Antagonismus zum Kulturfortschritt und zur modernen Weltanschauung das Heil der Kirche erblicke, würde ich unter Hinweis auf den Unterschied, welcher zwischen Kirchturm- und Kirchenpolitik besteht, mit der Antwort begegnen, daß jener Standpunkt zwar zeitweilig, ganz unmöglich aber auf die Dauer zu halten ist. Diese Erkenntnis scheint mir denn auch aus der — im kirchlichen Sinne durchaus korrekten und tadellosen — Devise des derzeit regierenden Papstes »Instaurare omnia in Christo« erkennbar herauszuklingen. Denn wie sehr auch die Ansichten darüber auseinandergehen mögen, was dem Geiste Christi im einzelnen und kleinen mehr oder weniger entspricht, so viel steht fest, daß dieser Geist im großen und ganzen ein Geist der Freiheit und der Liebe ist. Und nicht minder zweifellos erscheint wohl, daß die durch das Wort »instaurare« gekennzeichnete Tätigkeit des Herstellens oder Aufbauens im Wesen ein Reformprogramm bedeutet. Über die Hauptpunkte eines solchen Programms zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Wohl aber möchte dem nun einmal zitierten Geist noch einige Aufmerksamkeit zu schenken sein.

Ich vermag mich der Ansicht des Professors Götz, der im heutigen Ultramontanismus ein spezifisch romanisches Kulturideal erblickt, nicht unbedingt anzuschließen. Und ich glaube auch, daß von romanischer Seite mit Recht dagegen protestiert werden könnte. Der bloße Hinweis auf die französische Revolution oder auf die große nationale und freiheitliche Erhebung Italiens würde zur Begründung genügen. Natürlich besitzt auch das Romanentum seine reaktionären Elemente. Aber daß sie die Führung haben, läßt sich (von Spanien abgesehen) gewiß nicht behaupten. Derzeit gibt sich bekanntlich eher Deutschland als konservative Macht und das romanische Frankreich geht mit neuen Ideen voran. Meines Erachtens umschließt der Ultramontanismus vielmehr ein mittelalterliches Kulturideal, das Ideal des im Zenit seiner mittelalterlichen Macht angelangten Papsttums. Daß hier romanische Kulturelemente mit im Spiele sind, wird natürlich ebenso bereit-

willig zugegeben, wie der Umstand, daß den Romanen der Begriff der Religion allerdings freier vom Mystizismus und mehr mit Äußerlichkeiten zusammenhängend erscheint, als den Germanen. Vielleicht ist die den Ultramontanismus charakterisierende Verquickung von Religion und Politik, sowie seine bekannte Geneigtheit, bei Behandlung rein weltlicher Dinge die Religion „in Gefahr" zu erklären, in der Tat darauf zurückzuführen. Ein apodiktisches Urteil wage ich nicht zu fällen.

Doch wie dem auch sein mag; ob nun der Ultramontanismus das Leben eines großen Volkes nach den Kulturbegriffen eines anderen zu regeln oder den Geist der Gegenwart auf denjenigen der Vergangenheit zurückzustimmen sucht, ob er nun nationale oder zeitliche Eigentümlichkeiten mißachtet, in jedem Fall verstößt er wider das Prinzip der Freiheit, welches der rein religiöse und ideale Katholizismus aus dem ersten Christentum bewahrt hat. Und hier wahrhaftig böte sich der Devise »Instaurare omnia in Christo« ein reiches Arbeitsfeld. Ein nicht minder reiches und wohl noch dankbareres wäre der Betätigung des Geistes der Liebe zu erschließen. Sie hängen im übrigen beide zusammen.

Ich denke da natürlich keineswegs an die offizielle und private Ausübung der „Caritas". Darin geschieht außerordentlich viel und es wäre höchstens zu wünschen, daß man der Samariterlegende eingedenk den konfessionellen Gesichtspunkt noch etwas mehr außer Betracht ließe. Was ich besonders im Auge habe, ist vielmehr das Verhältnis zwischen Klerus und Laien. Auch darüber hat Goetz soeben eine sehr interessante und lesenswerte Schrift publiziert.* Er führt hier in zutreffender Weise aus, wie sich der Begriff der Kirche allmählich auf den viel engeren der Hierarchie zurückgezogen hat. Wer heute von der Kirche spricht, meint tatsächlich fast immer den Klerus, den Stand der Leitenden und Regierenden, welchem gegenüber der Laienstand fast bedeutungslos geworden ist. Die Laien sind nach Goetz, im Sinne des Ultramontanismus, einfach „die Gläubigen", weil sie eben der lehrenden Kirche pflichtmäßig zu glauben, mit andern Worten: der Führung des Klerus nicht nur in rein spirituellen Dingen, sondern auch auf sozial-caritativem und politisch-kulturellem Gebiete, in Vereinswesen, Schule, Presse, Literatur ꝛc. zu gehorchen haben. Nun muß ja freilich auch diesen Ausführungen gegenüber betont werden, daß die prinzipielle und scharfe Scheidung der beiden Stände zu den grundlegenden Elementen der katholischen Kirchenverfassung gehört und wohl nicht als Errungenschaft des Ultramontanismus anzusehen ist. Ob es aber nützlich und zweckmäßig sein kann, gerade darauf immer wieder und zudem in so auffälliger Form hinzuweisen, wie es beispielsweise jüngst in dem Hirtenbriefe eines bekannten österreichischen Metropoliten geschah, ist eine andere Frage. Es gehört zu den Verdiensten jener unter dem Titel „Pius X., seine Handlungen und seine Absichten" erschienenen, vielerörterten Schrift** eines anonymen, zweifellos vortrefflich informierten Autors, unter anderem hervorgehoben zu haben, daß die Kluft zwischen Volk und Kirche sich ganz von selbst immer mehr

* „Klerikalismus und Laizismus", Neuer Frankfurter Verlag, 1906.

** In deutscher Übersetzung bei G. J. Manz, Regensburg, 1905.

erweitert. Auch die Gründe hievon werden angegeben. Sie sollen in dem Umstande liegen, daß einerseits der Klerus den an ihn zu stellenden Anforderungen keineswegs genügt, daß anderseits gerade die gebildeten und geistig hochstehenden Laien gering geachtet und — durch mancherlei Dinge abgestoßen werden. In diesem Punkte wäre es sicherlich hoch an der Zeit, sich daran zu erinnern, daß die Laien nicht nur ebenfalls zur Kirche gehören, sondern auch — bei aller Überordnung des Klerus — in ihr eine gewisse Rolle zu spielen berufen sind. Und zu solchem Ende wollte ich den Geist der Liebe angerufen haben.

Die katholische Kirche von heute hat keine gewaltigen Umwälzungen mehr zu befürchten. Was ihr droht, ist nicht eine Periode vulkanischer Eruptionen, sondern die Eiszeit des absoluten Indifferentismus. Welchen besseren Schutz aber gibt es gegen Vergletscherung als die Wärme? Und kann diese Wärme erzwungen werden? Durch aufopfernde, uneigennützige und rückhaltlose Liebe allein, die in tausend Formen und in ewiger Jugendfrische hinausstrahlt aus den Hallen der Kirche in die weiten Schichten des Laienelementes, wird sie zu hegen und zu pflegen sein. Alles übrige ist nebensächlich. Eine Kirche der Zukunft wird nur auf jenem Grunde feststehen, welchen das wundervolle 13. Hauptstück des ersten Korintherbriefes gekennzeichnet hat, das da mit den Worten beginnt: „Und wenn ich die Sprachen der Menschen beherrschte und redete mit den Zungen der Engel und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nicht mehr, denn ein tönendes Erz und eine klingende Schelle."

Aus einem Essai über Hebbel.

Von Rudolf Kassner.

Er war ein großer Emporkömmling und hatte alle Tugenden und alle Schwächen der großen Emporkömmlinge. Das heißt eigentlich: seinesgleichen hat stets alle Tugenden und alle Schwächen des Menschen, und immer hat hier eine Tugend erst die Schwäche totzuschlagen. Hebbel gewann alles aus dem Streite. Es sieht manchmal so aus, als wäre sein Leben, sein Gut, zunächst ganz in fremden Händen gelegen, wie man sich ausdrückt, und als hätte er es diesen fremden Händen Stück für Stück erst abringen müssen, bis es ihm ganz gehörte. Jedenfalls war er wie einer, der mit nichts begonnen hat und dann an seinem Besitze festhält und nicht mehr teilen will, was jetzt sein ist.

Er hatte das große Gedächtnis der Emporkömmlinge, sein ganzes Leben war seinem Gedächtnisse in jedem Augenblicke gegenwärtig. Man hat das Gefühl: hier ist ein Mann, der sich sein Leben, d. h. alles, was er sich erringt, auch schuldig ist im eigentlichen Sinne. Hebbel kannte sozusagen keine andere Schuld als diese. Und er war sehr gerecht — nicht treu, aber gerecht. In der Treue würde er gefürchtet haben, sich zu verlieren, in der Gerechtigkeit konnte er sich täglich wieder

gewinnen, in ihr hatte er stets etwas wie ein Resultat seines Wesens, und daran hielt er sich dann. Ich möchte auch behaupten, daß es überhaupt im Wesen des Emporkömmlings liege, sich nicht durch die Treue, sondern durch die Gerechtigkeit zu legitimieren. Hebbels Gerechtigkeit war nämlich keineswegs Prinzip, sondern durchaus Übung, eine tägliche, stille, schmerzliche Übung mit sich selbst. Er hatte fort und fort zu rechten, sich loszureißen und etwas anzueignen und zu sehen, daß ihm nichts fehle und er alles bei sich trage. Und daß er sich nicht wiederhole — davor hatte Hebbel förmlich Angst. Er war vielleicht im Augenblicke zu betrügen, aber auf die Dauer nicht zu enttäuschen. Dazu kam doch alles zu sehr auf ihn selbst, auf seine Entscheidung an. Man warf und wirft ihm vor, daß er die Menschen, mit denen er verkehrte, rücksichtslos aufbrauchte; das mag ja wahr sein, aber dann finde ich gerade seine Dankbarkeit so rührend und sein Entgegenkommen oft peinlich. Hebbel machte seinerzeit — in Nebensächlichem natürlich — ungleich mehr Konzessionen als etwa Grillparzer, aber im Geheimen verstand er alles wieder zurückzunehmen, was er hergegeben hatte. Hebbel steht zu Grillparzer in vielem Sinne wie Schiller zu Goethe, und Schiller war bekanntlich die praktischere Natur, wie klar auch sentimentalen Naturen das Gegenteil erscheinen mag.

Hebbel wußte zu rechnen und sich einzurichten. Gewiß, er war sehr gewitzigt und scharf und verstand es, die Dinge schonungslos in ihr Gegenteil umzukehren; dafür ist es nun beinahe lächerlich, wie gerne er sich Dinge übertrieb, wenn er sie brauchte, und wie schnell er sich aus dem etwas zu machen suchte, was im Grunde nichts war. Damit bezahlte er gleichsam seine Ironie.

Von seinen Dramen sagt Hebbel selbst, sie hätten zu wenig Haut. Das gilt auch von seinem Geiste. Man sieht seinen Geist durch, wenn ich es so nennen darf. Die Leute heißen seine Art zu denken abstrakt, doch das ist ein dummes und auch ein falsches Wort; die Wahrheit ist: sein Geist hatte nur zu wenig Haut. Hebbel war auch nicht „egoistisch" — einem großen Dichter gegenüber ein noch dümmeres und von Grund aus falsches Wort, welches die Einsichtslosen zu eigenem Troste fort im Munde führen; die Wahrheit ist hier: Hebbel hatte zu wenig, fast gar keinen Humor, er fühlte sich zu schnell und zu persönlich getroffen. Wie alle Emporkömmlinge und Menschen von großem Gedächtnis! Der Humor, diese wundervolle Oberfläche und Decke, dieser Zweifel auf dem Glauben oder dieser Glauben auf dem Zweifel — wie immer man es nehme — fehlte ihm; Hebbel war immer nackt oder wenigstens schlecht oder zu spät gedeckt. Ich will es hier sagen: sein Lustspiel „Der Diamant" ist schlechter als schlecht, nämlich eine schlechte Maschine. Von Hebbel gilt das tiefe Wort eines anderen großen, humorlosen Emporkömmlings, ein Wort John Gabriel Borkmanns: „So sind die Menschen, Ella. Sie zweifeln und sie glauben zu gleicher Zeit." Dieses Nebeneinander hält uns wohl wach und auf dem Posten und macht, daß wir gut rechnen und uns nichts so leicht vergeben weder im Glauben noch im Zweifel, aber es nimmt uns auch den Humor oder vielmehr: es läßt den Humor gar nicht erst wachsen. Wir sind fort und fort gleichsam im Training mit uns selbst.

Noch etwas: Hebbel war sehr tief und hat alles Tiefe über sich gesagt, so daß wir dieses an ihm nur abzulesen brauchen, wenn wir es haben wollen, aber dennoch gewinnt man nicht eigentlich den Eindruck eines Verborgenen. Eine Natur wie Goethe spricht über sich gerne eine ganze Menge sozusagen oberflächlicher Sachen aus, aber allem, was sie sagt, bleibt doch etwas Verborgenes, Heimliches. Hebbels Tiefe ist stets offen — zuweilen wie eine Wunde. Es scheint manchmal, als hätte er Angst davor gehabt, einmal nicht tief zu sein und sich dann an der Oberfläche zu verlieren. Und in der Tat, wo er oberflächlich, breit zu sein versucht, ist er meist platt, roh und künstlich. Auch das sei gleich gesagt, weil es in gewissem Sinne hier am Platze ist: ich kenne keinen großen Dichter, der zuweilen so widerliche, so rohe und platte Metaphern gebraucht hätte, wie Hebbel.

Wenn ich Hebbels Leben in den Tagebuchblättern und Briefen, einem der wichtigsten Denkmäler eines schöpferischen Geistes überhaupt, offen vor mir habe, so sehe ich es jedesmal ganz klar: Hebbel war in einem bedeutenden Sinne kein Schauspieler. Damit man mich nicht mißverstehe, denken wir uns die Bühne, die ich jetzt meine, so: Er und sein Leben getrennt, hier steht er und dort ihm gegenüber sein Leben, das heißt: alles, was er liebte und haßte, alles, was er hatte und nicht hatte — auch was einer nicht hat, gehört zum Leben, so dieses einem auf der Bühne entgegentritt: nun, Hebbel will nicht spielen und nichts zwischen sich und dem Leben unbestimmt, nichts Drittes zwischen sich und das Leben lassen, sein Blick weiß es abzumessen, und er braucht das Leben auf und läßt nichts übrig. Ich sehe es auch so: Er verschluckt das Leben, wie es sich ihm bietet, und fühlt: Jetzt, bei mir, ist es sicher, jetzt kann es mir niemand nehmen oder fälschen — und läuft damit herum. Das will ich damit sagen, daß ich behaupte, Hebbel sei kein Schauspieler gewesen. Hebbel konnte sich auf eine Rolle nicht verlassen, wie gerne er es auch zuweilen getan hätte. Und so muß man es auch verstehen, wenn es heißt, daß er seine Freunde aufgebraucht hätte: Hebbel hat alles aufgebraucht, und was nicht er selbst wurde, das wäre ihm zur Rolle geworden. Und er schämte sich vor einer Rolle, auch vor der Rolle eines Freundes. Hebbels Leben ist nur Linie, sein Leben hat etwas merkwürdig Hintergrundloses. Ich sehe Hebbel nicht in Hamburg, nicht in Paris, nicht in Rom, nicht in Wien, ich finde kein Verhältnis zwischen ihm und seiner Umgebung, ich sehe ihn immer allein, allein mit seinem Leben, wie er dieses von Ort zu Ort trägt. Auch seine Einsamkeit wird ihm nicht zum Hintergrund, die Einsamkeit ist immer ganz in ihm selbst, ich sehe sie weniger wie etwas, das einmal da ist und in dem auch andere schon gelebt haben, sie ist vielmehr wie etwas, das sich im Augenblicke vor mir auftut und dann wieder schließt. Ich sehe Hebbel wie eine Figur ohne Landschaft. Ich denke vielleicht ab und zu an seine Heimat, die er einmal in größter Not verlassen hat, aber dann . . . dann sehe ich ihn wieder allein, sich selbst gleichsam auffallend ähnlich. Bei anderen, auch unbedeutenden Erscheinungen freut es uns endlich, daß sie uns auf etwas Fremdes, Anderes, ein Land, einen Raum weisen, und wenn

wir diese Menschen dann auch vergessen, so haben wir sie doch eigentlich nicht verloren. Bei Hebbel, wie gesagt, staunen wir stets von neuem, wie auffallend er sich selbst ähnlich sieht. So sehr ist dieser große Mann stets das Gegenteil des ihm Fremden, so wenig ist er Schauspieler. Und dann: wir sehen Hebbel, oder wir hören ihn, und in jedem Falle sind wir von ihm getroffen: doch beides geht nicht immer zusammen. Das wenigstens können wir vom Schauspieler behaupten: wer ihn sieht, der hört ihn auch — denn sonst wäre er überhaupt kein Schauspieler und weniger als nichts. Vielleicht ist er gar nicht bedeutend und in nichts mit einer Erscheinung wie Hebbel zu vergleichen, aber in dem Augenblicke, wo ich den Schauspieler höre, sehe ich ihn auch. Das gibt der Schauspieler mir sozusagen für seinen Charakter.

Daß wir uns ein Beispiel nehmen und dann auch ein solches geben können — in dem Sinne, wie etwa Goethe sich in den Griechen, in allem Ganzen, Großen sehen mochte — ist das Zeichen höchster Kultur, ein Zeichen vollkommener Hingabe und schließlichen Besitzes. Durch dieses Beispiel, ein Geben und Nehmen, überwindet zuletzt der Mensch den Schauspieler, der ihm angeboren. Und diese Kultur des Beispiels besaß Hebbel nicht. Ich lehne hier jeden Einwand sentimentaler Literaten von vornherein ab. Mit dem Leben ist es hier wie mit der Musik: wir merken uns ein Leben besser als das andere, und Hebbels Leben merken wir uns nicht leicht, so eigensinnig ist hier die Mischung des Außerordentlichen und des Gewöhnlichen. Hebbels Leben ist schwierig aus sich selbst heraus, wie ein Musikstück schwierig ist; wir kommen nicht leicht hinein. Und dann noch etwas: in einem Leben, das Beispiel ist, dort ist die Not mit dem Tun, dem Glück, so vermengt, daß wir in bedeutenden Augenblicken schon ohne Vorwurf und Empörung das eine für das andere nehmen können und das eine und das andere uns schließlich wie unwirklich, wie bildlich erscheinen müßen. Bei Hebbel will die Not nie ganz in das Glück hinein. Hebbel konnte die gräßliche Not seiner Jugend nie vergessen und nicht verspielen. Sie war einmal zu wirklich gewesen, die Not hatte ihn gezeichnet, und er konnte dieses Zeichen nicht mehr abtun. Das Glück seiner späteren Jahre mochte es für Augenblicke nur verdeckt haben und darum nahm er dieses, das Glück, auch stets wie ein Ding, das wirklich da ist — weil, wie gesagt, seine Not einmal zu wirklich gewesen war. Es scheint, als hätte diese Not etwas in ihm getroffen, was im Menschen, der sich frei im Leben rühren will, ewig unverletzt bleiben soll. Wie tief darf die Not den Menschen treffen . . . ? Doch sagen wir es lieber so: Wer einmal durch einen Zufall, eine Dummheit, die jedem passieren kann, einen Arm verloren hat, dem wächst er nicht wieder an, und wer einmal die Not erfahren hat wie Hebbel, der kann wohl König werden am Ende seiner Tage, aber auch als König wird er nicht verschwenden lernen. Und Hebbel, der Emporkömmling, wurde König, aber auch als König verlor er nicht das Zeichen und fürchtete die Not und wollte darum nicht verschwenden. Ich habe zu Beginn gesagt: ein Emporkömmling wird sich lieber durch seine Gerechtigkeit als durch seine

Treue legitimieren, und ich füge jetzt hinzu: denn in der Treue würde er etwas wie eine Verschwendung seiner Gerechtigkeit fühlen. Hebbel war kein Schauspieler; was sein war, mochte er nur unwillig im andern sehen. Die Schauspieler lügen und schwätzen freilich oft und sind sich selbst gelegentlich überflüssig, aber wenn sie einmal die Wahrheit sagen oder die Wahrheit sind, dann verschwenden sie auch die Wahrheit und ihr Wesen. Ich weiß nicht, ob hier andere so fühlen wie ich, aber für mich hat wirklich die Wahrheit, die sich nicht verschwenden will, an der Oberfläche, nur an dieser, ganz zuletzt, oben also, etwas Peinliches, zu wenig Haut. Hebbels Leben war grundwahr, selbsteigen und ohne Feigheit, und dennoch ist es da — ich bleibe dabei — ohne Beispiel zu geben. Sein Leben ist kein Schicksal geworden. Und nur das Schicksal ist Beispiel, das bildet, und nur am Beispiel, am Schicksal dürfen wir die Wahrheit unseres Lebens auch verschwenden. Alles andere gehört ja natürlich uns selber und bleibt uns auch.

Hebbel war kein Schauspieler, und sein Drama entsprang weniger einer tiefen Freude am leidvollen Spiel, am bloßen Geschehen, als dem ausschließlichen, eifersüchtigen Interesse am Menschen — er würde in einer Vorrede gesagt haben: an der Idee des Menschen, ich glaube hier den besseren Ausdruck zu haben und sage: am Menschen im abstrakten Raum, ohne Landschaft, ohne Gewohnheit, ohne Erben. Ja, ohne Erben: Hebbels Männer bleiben nämlich so lange tragisch, bis ihnen ein Sohn geboren wird, und seine Frauen sind unfruchtbar — mit Ausnahme Genovevas, der Heiligen. Und Kriemhild muß mit eigener Hand das Schwert gegen Hagen aufheben, weil Siegfrieds Sohn es nicht tut.

Ich kann hier nur andeuten, wie stark diese Vorstellung in Hebbels Herzen wurzelte: Hebbel hatte eine abgöttische Liebe zu seinen Kindern. Erschütternd ist die Klage über den Tod des kleinen Jungen, den er von Elise Lensing hatte. Im Kinde sah Hebbel etwas wie einen Zauber gegen alles das, an dem er allein sich verzehren mußte, wie einen Zauber gegen das Tragische. Ein Kind — so fühlte er — vermöchte zwischen den Helden und dessen Geschick zu treten, das Geschick zu bannen und dem Helden den Stachel zu nehmen, nur ein Kind, ein Sohn. .... Mit einem Sohne wäre er nicht mehr allein, was immer auch geschähe. Aber daß der Held allein sei, ist gleichsam der Adel, den ihm sein Geschick verleiht. Daß er allein und ihm kein Sohn sei. .... Und wie ohne Sohn, so steht Hebbels Mensch im Drama auch ohne Gott da. Auch Gott hätte dem Menschen den Stachel genommen, bevor er ihn freiließ, wenn er wirklich der Gott ist, den die Gotteskinder verehren. Im Drama Hebbels hat der Mensch mit seiner Gotteskindschaft gebrochen und trägt offen und schamlos vor Gott den Stachel seines Geschickes. .... Hebbel wollte es so: er nahm im Drama für den Menschen gegen Gott Partei. Er trug seinen Menschen gleichsam offen von Gott weg auf seine Bühne. Vielleicht brachte er ihn heimlich wieder zu Gott zurück, wenn die Tragödie zu Ende war oder wenn wirklich das Wunder eingetreten und dem Helden ein Sohn geboren worden wäre.... Aber eine Zeitlang mußte er mit dem Menschen allein sein und sehen, was er aus

ihm herausbringe. Und damit ja nicht der Gott heimlich aus dem tragischen Menschen rede und den Dichter betrüge, so tat der Dichter noch ein übriges und hetzte den Menschen auf Gott..... Ich gebrauche noch ein Bild, um zu sagen, wie ich Hebbels Empörung und Hetze verstehe: jedesmal in dem Augenblicke, in welchem der Hohepriester die versammelten Gotteskinder verläßt und, verhüllt, ins Allerheiligste tritt, stiehlt sich Hebbel aus der großen Schar ein Gotteskind und macht es auf seiner Bühne trotzig zum trotzigen Menschen..... Hebbel war nicht irreligiös oder antichristlich, das sind Phrasen, wie sie seine Zeit und er selbst gelegentlich aus Politik liebten: Hebbel haßte den Priester, ihn, der da zelebrierte und damit alles Notwendige für sich und die Gotteskinder getan hat; er haßte den Priester, der den einzelnen seiner Gemeinde die Tragödie ersparen will, indem er das Meßopfer feiert. „Auch Christus reklamiere ich für die Tragödie", schreibt Hebbel in einem Briefe. Das ist gegen den Hohenpriester gesprochen, nur gegen ihn. Und im Tagebuch heißt es an einer Stelle: „Es ist am Ende das Beste an der Religion, daß sie Ketzer hervorruft." Hebbel begreift das Opfer nicht: davon lebt er, und darum trägt er den Stachel, und sein tragischer Mensch ist wesentlich der, der da nicht opfern will, oder der nur sich selbst in der Tragödie sein eigenes Opfer bringen will, oder der nicht will, daß man sein eigenes Opfer dann zum Gesetze mache. Hebbel begriff vielleicht das Opfer des Alten Bundes aus dem Fleisch und Blut der Tiere, denn er war sehr sinnlich und sehr abergläubisch, aber zwischen das Opfer des Alten und das Opfer des Neuen Bundes setzte er nicht, wie es von Priestern stets vorherbestimmt war und wird, die Zeit, sondern gleich seine Tragödie.

Ich finde in Hebbel jenes uralte germanische Gottempfinden wieder, das in Meister Eckhardts Schriften seinen leuchtendsten, geistigsten Ausdruck bekam: den trotzgeborenen Glauben — der Mensch hadert mit dem Gott, dem er recht gibt; er reißt sich los von dem Gott, zu dem er zurück will. Und sein Gott ist stets der geborene Gott der Ketzer. Und wir wissen nie, ob am Schlusse der Gott den Ketzer oder der Ketzer den Gott gezwungen hat. Denn wenn wir es auch nur einmal erführen, so würden wir nach aller Mühe doch wiederum nur das Gesetz haben, den Hohenpriester mit der versammelten Schar der Gotteskinder und nicht den Menschen mit sich selbst allein. Hebbels Religion ist der uralte, ewig währende Prozeß, in welchem Gott zugleich als Kläger und Angeklagter erscheint. Hebbel war sich dessen bewußt, er wollte den Widersinn, gleichwie der Hohepriester und die Gotteskinder das Gesetz wollen. Und es war mehr in ihm als der Trotz, es war die Weisheit seiner produktiven Natur, die also im Paradox sprach.

Ja, man muß es ganz bestimmt so sagen: Hebbels Gottesverhältnis ist nur ein Spiegel für das innerste Empfinden des schöpferischen Geistes. Es scheint ja auch hier im Wirken des Künstlers, als verließen wir uns mit unseren Worten und Bildern, und doch kommen wir uns in allen Gestalten unseres Geistes recht eigentlich entgegen.

Hebbel war einer der ersten, die sich in der Welt und die Welt nur als Künstler begreifen konnten und wollten. Ja, er war tatsächlich der erste. Heinrich Kleist mußte daran noch verzweifeln; diesem größeren, reicheren Dichter war es noch nicht gegeben, also bewußt sein Künstlertum auf die Gottheit zu übertragen.

Hebbel wurde Dichter in einer Zeit, die im ganzen nur zwei Arten des dichterischen Ausdruckes kannte und verstand: die Tendenzpoesie und die subjektive Dichtung in der Manier Byrons. Ich habe hier nicht den Raum, auszuführen, inwiefern beide Arten einander ergänzen, das heißt: inwiefern das scheinbar so ungebundene, selbstherrliche Wesen Byrons gar nicht anders kann, als sich fort und fort in neuen Tendenzen zu verlaufen. Ja, Byrons berühmtes Ich ist nur umgekehrte Tendenz, weiter nichts. In Hebbel nun tritt uns ein Neues, für alle künftige Kultur Unverlorenes entgegen: Hebbel, von sich selbst ebenso eingenommen wie Byron oder, wenn man will, tausendmal mehr, ja eifersüchtig auf sich selbst, Hebbel kehrt sich gegen sich selbst. Er erschrickt gleichsam vor sich selbst — von Byron muß man gestehen, daß er insoferne nicht im tiefsten, einzigen Sinne mit sich selbst beschäftigt war, als er vor sich im grunde nie erschrak und sich darum gewissermaßen nur umgehen und umschreiben konnte. Ich meine, in Byron berührte der Dichter den Menschen an tausend zufälligen, wechselnden Punkten, so daß sich auf diese Weise der Dichter gleichsam ohne große Kunst über den Menschen äußern durfte. Die Berührung ist, wenn auch gelegentlich schmerzvoll, so doch stets oberflächlich. Der Dichter und der Mensch machen sich hier wohl gegenseitig eitel oder auch schön, doch hat hier weder der Mensch über den Dichter, noch umgekehrt, der Dichter über den Menschen die entscheidende Macht. Bei Hebbel nun trifft der Dichter den Menschen stets nur in einem Punkte, dort, wo die Natur den Dichter in den Menschen geheimnisvoll verknotet hat, dort, wo das Schöpferische des Dichters unmittelbar in das Erotische des Menschen greift, mit einem Worte dort, wo der Dichter und der Mensch vor einander erschrecken müssen. Die Selbstliebe Byrons ist in Hebbel zur Liebe des Selbstschöpferischen — ich möchte dafür ein griechisches Wort haben — geworden, und jede mögliche Eitelkeit mußte hier im Feuer dieses Schreckens gleichsam verbrennen. Hebbels echtgeborenes Drama ist nur der symbolische Ausdruck dieser Selbstliebe und dieses Selbstschreckens. Und so ist es zu erklären, daß die Menschen Hebbels alle so primitiv und so raffiniert zugleich sind, daß sie alle der Dichter selbst und doch wieder er nicht, dem Dichter fremd sind. Byrons Sardanapal ist Byron und nichts mehr, ein Bastard der Poesie; Hebbels Golo ist echtgeboren, Hebbel selbst und dann auch Golo. In Golo erschrak Hebbel und zu Golo rettete er sich vor sich selbst. Von Byrons Sardanapal hingegen muß man behaupten, daß er erst lächerlich gemacht werden müßte, wenn sein Schöpfer vor ihm erschrecken und die Eitelkeit verlieren sollte.

Ich sage das alles auch darum, damit man endlich einmal mit dem ermüdenden Geschwätz vom Kosmischen und Mythischen in Verbindung mit moderner Psychologie

in Hebbels Dramen und, wie sonst die vielen gefälschten Rezepte der Literaturgeschichten heißen mögen, aufhöre.

Hebbel — in seiner geistigen Haltung ungefähr der ausgesprochene Gegensatz einer Natur wie Pascal — floh vor Gott zu sich selbst — so muß man es fassen — und darum, ich wiederhole, liebte er das Drama: aus Verlangen nach menschlicher Sicherheit, nach menschlichem Maße. Und den eigenen, den gleichsam ihm von Gott gelassenen Zwiespalt mit sich selbst, brachte er in allen seinen Dramen in den ursprünglichsten aller menschlichen Konflikte: in den Kampf zwischen Mann und Weib. Wie er gegen sich selbst, so stehen auf der Bühne Judith gegen Holofernes, Golo gegen Genoveva, Herodes gegen Mariamne, Rhodope gegen Kandaules, Brunhild gegen Siegfried. Es mag sein, daß jedes seiner Dramen eine Vergeistigung uralter Geschlechtsmythen darstellt; aber alle sind ganz entschieden Verkörperungen der mystischen Liebe von Dichter und Mensch. Der Mann für und gegen das Weib; der Mann: ein geborener Prätendent, mutig, schamlos, ein Versucher und Empörer um seiner selbst willen, ein Dieb und ein Halbgott, wahllos und aufdringlich, freigebig und mißtrauisch, Raisonneur und lüstern, stets mehr Dichter als Mensch. Und für und gegen ihn das Weib: gleichwie der Mann das Menschliche im Dichterischen gerne übertreibt, so schrickt das Weib leicht vor dem Menschlichen in sein Geschlecht zurück, und darum wirbt der Dichter so übertrieben um das Geschlecht des Weibes und verletzt so leicht dessen Menschlichkeit. Und das Geschlecht des Weibes haßt im Grunde den Dichter und sieht im Dichter den Lügner, denn seine, des Weibes Lüge ist vornehmer, gleichsam älter, das Weib verschließt sich mit der Lüge, und er, der Tölpel und Schwätzer, der Dichter verrät sich mit ihr. Das Weib verschließt sich mit der Lüge, denn es trägt seine Wahrheit in sich selbst, und er, der Maßlose, der Emporkömmling, sucht die Wahrheit außer sich — irgendwo »anywhere out of the world«. Und beide verlangen voneinander das Opfer, und zwischen beide setzt der Dichter das Drama. Besser: beide mißverstehen das Opfer oder vergreifen sich am Opfer, und, noch einmal, zwischen das Opfer des Alten Bundes aus dem Fleische und Blute der Tiere und das Opfer des Neuen Bundes setzt Hebbel nicht, wie es von Priestern stets vorher bestimmt war und wird, die Zeit, sondern gleich mit eigener Hand seine Tragödie.

Ich gebe hier meine eigenen Worte her, weil ich solche mir jetzt nicht aus jedem einzelnen Drama Hebbels nehmen kann. Aber so ungefähr sieht Hebbel sich im gegensätzlichen Leben, sieht er den Mann und das Weib. Einige Beispiele: Lesbia, die Sklavin Rhodopes, liebt Gyges. Doch da Gyges Lesbia nicht widerlieben kann, so schenkt er ihr, der Sklavin, die Freiheit.... Lesbia aber will nur Gyges' Liebe.... Da haben wir gleich in Gyges den Mann: maßlos, übertrieben, theoretisch, Dichter, im Notfalle Platoniker, und in Lesbia das Weib: in sich frei und in sich gebunden, Stoff, Leben, Tragödie. . . . Neben Gyges stelle man Herodes. Auch er ist ein Dichter und sieht überall Geheimnisse und denkt sich eine Liebe über den Tod hinaus, und Mariamne nimmt den Dichter beim Wort und

stirbt stumm als des Dichters großes, einziges Geheimnis. Sie tut wirklich, was der Dichter nur träumt, und jetzt, da die Tat geschehen ist, ist sie doch ganz anders, als der Dichter es sich gedacht hat. So flieht das Leben vor dem Dichter, und da er es endlich greift, ist es schon die Tragödie. Und dann Kandaules. Dieser König ist nicht nur ein trunkener Schwätzer, sondern auch ein Dichter, und Rhodope nicht nur sein Spiel, sondern auch seine Tragödie. Und Siegfried ist das lachende, göttliche Leben, das Spiel, ein Gotteskind, und Hagen meint: Zuerst noch die Tragödie, der Tod darf um keinen Preis umgangen werden, und fällt dem Gotteskinde in den Rücken. . . .

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß.

Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger.

(Fortsetzung.)

3. April 1843.

Ich hörte die Oper »Linda di Chamounix« von Donizetti. Wenn man sich lange der Musik entwöhnt, so verliert man die Empfänglichkeit für sie. Doch haben mich einige Nummern sehr angesprochen. Am 1. April schrieb ich folgendes Gedicht:

Lieder.

Lieder! singende Kaskaden!
Sprudelnde Quellen vom Menschenherz!
In euern Klängen will ich baden
Brennenden, ewigen Seelenschmerz.

Lieder! tönende Blumenglocken!
Zaub'rische Blüten am Menschenhaupt!
Mit euren Kränzen deckt die Locken,
Denen das Leben den Kranz geraubt.

Lieder! hingehauchte Düfte!
Würziger Atem der Menschenbrust!
Gleich Äolsharfen durch die Klüfte,
Tönt durch zerrissene Lebenslust.

Lieder! wehende Geistesschwingen!
Fliehende Boten von Gottes Mund!
Ihr sollet sanft ins Grab mir bringen
Tröstende, weckende Gotteskund!

8. April 1843.

Ich bin von den vielen Zerstreuungen schon recht müde und sehne mich zurück zu meinen Büchern, zu meiner Melancholie. Volle acht Tage habe ich schon lange nicht geopfert. Indessen, solche Stunden machen uns nur um so elastischer. — Saphir erzählte mir neulich von Hegel. Er erklärte ihn geradezu für eine humoristische Natur.

11. April 1843.

So lange man nicht ganz gesund ist, geht's mit der ernsten Arbeit nicht. Wir vergessen auf alle unsere Lebenspläne und Projekte. — Den Konkurs für's Theresianum habe ich nicht gemacht. — Gestern las ich von Kank eine Novelle in den Sonntags-

blättern unter dem Titel: „Der Mann in seiner Liebe." Als Kritik genügen die Worte: „Auf diesem Weg liegt Wahnsinn."

* * *

Das Proletariat ist die Sklaverei der Neuzeit und unterscheidet sich von der Sklaverei des Altertums nur dadurch, daß diese die Persönlichkeit direkt negierte, durch Gewalt; das Proletariat aber ist das Produkt einer heuchlerischen, mittelbaren Negation. Das Proletariat ist der Widerspruch in sich selbst, es ist die Persönlichkeit, die keine ist; denn die bloß abstrakte, gedankenmäßige Persönlichkeit hat, wie gesagt, keine Wahrheit. Dies ist die Bedeutung des Kampfes der Besitzlosen. Wenn man in Repräsentativstaaten die Vertretung vom Besitze abhängig macht, so liegt der Gedanke zu grunde, daß der Staat ein Werk der Freiheit sein müsse. Die Auflösung des Proletariats in Freiheit, die die Geschichte vollbringen wird, kann nur durch eine Reorganisation der Eigentumsverhältnisse bewirkt werden. Im Proletariat ist die Persönlichkeit eine tote, im künstlich gehegten Besitze, z. B. des auf Besitztum gegründeten Adels, ist das Eigentum ein totes. Dieser polare Tod, dort der Persönlichkeit, hier des Eigentums, soll sich verlebendigen und dies geschieht am natürlichsten, indem das tote Eigentum der toten Persönlichkeit überlassen wird, dadurch erwachen beide zu neuem Leben.

* * *

Die Parteien in einem Staate und ihr Kampf sind der Lebensprozeß des Staates; sie sind die Venen und Arterien des Staatsorganismus, durch sie erfolgt die Bildung des Neuen, die Abstoßung des verbrauchten Alten.

* * *

Stahl sagt Band II, 1. Abteilung, Seite 198, seiner Rechtsphilosophie: „Die Natur bleibt immer eine Symbolik des Geistes; aber die menschliche Gemeinschaft muß dahin kommen, seine wirkliche Offenbarung zu werden." Dieser Satz ist falsch; auch die Natur ist die wirkliche Offenbarung des Geistes, sie ist nicht dazu bestimmt, etwas zu bedeuten, das sie nicht ist. Die Symbolik lesen wir nicht aus der Natur heraus, sondern in sie hinein, die Symbolik ist in uns, in der Natur ist der Geist, als Naturgesetz. Das Naturgesetz ist kein Symbol, es ist wirklich das, was es ist — Wirklichkeit des Geistes.

12. April 1843.

Ich arbeite jetzt fleißig an meiner Schrift über die Rechtswidrigkeit des Nachdrucks.

13. April 1843.

Die heutige Menschheit ist ein Kind der Industrie — Fabrikware. Keiner hat den Mut, er selbst zu sein. Jeder ist nur, was der andere und so sind alle gleich. Die große Masse ist unberührt von dem Kampfe der Ideen, von den Visionen der neuen Zukunft, womit sich die armen Philosophen die Langweile homöopathisch vertreiben müssen. Die innere Leerheit der Gesinnung hat sich zur Charakterlosigkeit verdünnt, die nach außen als bloße Figur auftritt. Die Figur ist der Gipfelpunkt, zu welchem es das gewöhnliche Leben bringt. Gestalten, die ein Produkt des schaffenden Geistes sind, begegnen wir nur dort, wo wir dem Geiste begegnen. Ach! ein seltenes Rendezvous in dieser unglaublich geistreichen Zeit. Die Figur verhält sich zum Charakter wie

der Surrogatkaffee zum echten Mokka. Die Figuren sind Surrogatmenschen. In einem Kaffeehause ist es weit leichter, echten Mokka als echte Menschen zu finden. Unsere ganze Gesellschaft ist nur ein schlecht zubereitetes Surrogat, das zuweilen Magenbeschwerden verursacht. Und doch zwingt man sich, dieses elende Surrogat zu frühstücken. Die echten Tücher und die echten Menschen verhalten sich jetzt ganz umgekehrt; die echten Tücher gehen nicht aus, aber die echten Menschen gehen jetzt ganz aus.

* * *

Man sagt, die Mystik sei ein unleugbares Element des menschlichen Seelenlebens; man glaubt an die Macht, an die Bedeutung der Mystik. Alle Mystik ist nur die Macht der Dunkelheit, sie ist also eine Macht, sie hat eine Bedeutung. Allein ihre Macht ist die Unmacht des Geistes, ihre Bedeutung ist die Geistlosigkeit. Vor dem Geiste schwindet alle Mystik, vor dem Lichte der Vernunft erbleichen die gespenstischen Visionen der Mystik. Die Mystik ist der unbegriffene und unbegreifende Geist — das Gemüt, ihre Logik ist die Phantasie. Jede Religion begünstigt die Mystik, jede Religion ist auf die Dunkelheit des Menschengeistes gebaut. Mit der Aufklärung schwindet diese Dunkelheit, darum hat die Religion von jeher die Aufklärung verdächtigt. Mystik ist Sklaverei des Geistes; der Freigeist, wie ihn die gemeine Sprache, die überall die Wahrheit trifft, bezeichnet, erfährt keine Mystik.

18. April 1843.

Der Geist des Menschen beherrscht seine Physiognomie. Die innewohnende schöne Seele verschönt auch das Gesicht, macht es zum Antlitz, aus dem die Seele strahlt.

* * *

Materielle Menschen sind immer Egoisten, und wenn sie Verstand haben, bringen sie es bis zur Ironie. Aber ihre Ironie ist eine ohnmächtige, sie ist das Geständnis des Mangels idealer Kraft.

* * *

Die Erkenntnis ist die Schönheit der Seele. Man weiß, daß die Schönen oft kokett sind, und es gibt auch kokette Seelen.

19. April 1843.

Was frommt mein Dichten? Die Welt geht ihren Riesengang weiter, ohne sich um einen Wurm zu bekümmern, der sich um sein elendes Leben zerkrümmt. Die Welt! Unverstanden und ungenossen bleibt sie mir. „Ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Heide.“ Ich komme auf keine grüne Weide.

20. April 1843.

Frühlingsschmerz.

Es kehrt der Lenz, die milden Lüfte weh'n
Die Seligkeiten längst verfloss'ner Stunden
In die Erinnerung kosend mir zurück.
Ich denk' der Frühlingstage, wo im Glück
Der Liebe alles Erdenweh' verschwunden,
Die einmal kommen und für immer gehn.
Nur einen Frühling lebt das Menschenherz,

Nur einmal bricht aus ihm die Lebensblüte,
Verblassend jedes Erdenfrühlings Pracht.
Dann taucht es wieder in die alte Nacht
Und zehrt im dunkeln, dämmernden Gemüte
An seinem ew'gen Weh', an seinem Schmerz.

21. April 1843.

Naturreligion.

Ich bete nicht mit Zeichen und mit Worten,
Die lispelnd über fromme Lippen quellen,
Um aufzuschweben zu des Himmels Pforten.
Ein Wort, ein Zeichen kann die Brust nicht schwellen,
Ein Kreuz, ein hingebeugtes Knie, ein „Amen!"
Vermögen nicht, den Geist mir zu erhellen.
In der Natur schläft des Gebetes Samen,
In sie versenke deinen Blick und schauen
In jedem Werke wirst du Gottes Namen.
Es wölbt der hehrste Dom sich an dem blauen
Azurnen Himmel auf, in seinen Strahlen
Befällt kein Bangen dich, kein Kirchengrauen,
Mit Heil'gen sind die Wände nicht bemalen.
Die Fluten heller, sonnenglüh'nder Meere,
Sie rauschen wie der Wein in Opferschalen;
Und hoch empor erheben als Altäre
Sich blaue Berge, gold'ne Gletscherzinken
Erglänzen wie des Tempels Kerzenheere.
Und wenn der Andacht Weihestunden winken,
Da säuselt es wie ferne Glockenklänge,
Die Täler ruh'n in stillem Gottversinken,
Und durch die Wälder wogt es wie Gesänge;
Wie Orgelton erbraust es in den Lüften,
Als Pilger zieh'n die Wolken im Gedränge.
Mit Feuerzungen predigt aus den Klüften
Der Donner furchtbar nieder in die Tiefe;
Die Demut steigt empor in Blumendüften,
Die Erde schweigt, als ob sie fromm entschliefe.

24. April 1843.

Akten.

Ein Scherz.

Wer die Akten hat erfunden,
Ach! der war ein böser Mann;
Alles Leid hat nur empfunden,
Wer von Akten sprechen kann.

Akten! Ach das Wort schon tötet,
Wie es rauh und trocken klingt!
Ob's ein fetter Hofrat flötet,
Ob's ein mag'rer Schreiber singt.

Aus den Akten weht es schaurig
Mich wie Grabesmoder an,
Meine Feder schleicht so traurig
Auf der langen Aktenbahn.

Auf den langen, langen Seiten,
In der gähnend weiten Schrift
Glaub' ich als Kamel zu schreiten,
Das durch heiße Wüsten schifft.

Wenn ich eine Klage schreibe,
Klag' am allermeisten ich,
Daß ich so was Kläglich's treibe,
Ach! Darum beklag ich mich.

Nur wenn wir zusammenpackten
Zum Verbrennen einen Stoß,
Dann wohl fühlt' ich selbst bei Akten
Mich „gewissermaßen" groß.

Manchmal sagt man: „aktenmäßig".
Ach, bei Gott, 's ist Ironie!
Denn die Akten sind gefräßig,
Oft verschlingen alles sie.

Exhibiten, Protokolle,
Kanzelei, Registratur —
Ahnt Ihr nicht das Schauervolle
Bei dem bloßen Namen nur?

Aktenstaub! O, Atmosphäre
Für den armen Aktenwurm,
Der des Lebens froh nicht wäre
Ohne einen Aktenturm.

Ein Faszikel! Welche Wonne,
Wenn er ihn zusammenschrieb,
Und bei warmer Maiensonne
An dem Schreibtisch sitzen blieb.

O! wie freut's ihn, daß sein Rücken
Schon von vielem Schreiben krumm,
Nichts könnt' ihn wohl mehr beglücken,
Als er würd' auch aktendumm.

„Die Natur, wie ist sie blöde,
Nirgend nur ein Aktenstück!
Alles ist so leer und öde,
In den Akten wohnt das Glück.

Nichts als weite, grüne Matten,
Drauf der Blumen zwecklos Blüh'n,
Und ein frost'ger Waldesschatten,
Unverschämtes Abendglüh'n.

Laute Vögel in den Bäumen,
Was das für ein kecker Sang!
Und Verliebte, die da träumen
Ohne Akten stundenlang!

Keine Tinte in den Wässern,
Nirgend Schreib- und Löschpapier,
Ach! wie arm an Streusandfässern
Sind die dummen Berge hier!

Wie die Bienen lästig summen
Um die Ohren her und hin!
Und die Käfer, wie sie brummen,
Wie die Mücken drohend zieh'n!

Und nun raubt mir die Perücke
Auch sogar ein frecher Wind,
Wie ich mich zur Erde bücke,
Macht er mich mit Blüten blind.

Die Natur ist schlecht geschrieben,
D'rum ad acta die Natur!
Helfen will ich, sie zu schieben
In die Weltregistratur."

* * *

Es gibt nicht nur ein Proletariat des Besitzes, sondern auch ein Proletariat des Geistes, der Intelligenz. Es ist die mißachtete, in ihrem Streben, in ihrer freien Entfaltung und in ihrer unendlichen Berechtigung hiezu, nicht anerkannte und gehemmte Intelligenz. Allein dem Proletariat des Besitzes steht nur der Besitz, allein dem Proletariat des Geistes steht nicht etwa der Geist entgegen, sondern gerade wieder nur der Besitz, und zwar der geistlose, der entweder an Zufall geknüpft ist oder als reaktionäre Macht gegen den Besitz des Zufalls und Privilegiums als Besitz der materiellen Interessen sich geltend macht.

27. April 1843.

Mein Gedanke über das Proletariat des Geistes gestaltet sich mir immer deutlicher heraus. Der Adel, die Aristokratie mit ihren Vorrechten an Persönlichkeit und Besitz hat die Industrie und die Intelligenz gegen sich in die Schranken gebracht. Die Intelligenz setzt sich den Vorrechten der Persönlichkeit entgegen und hat den Besitz zum sekundären Momente; die Industrie setzt sich den Vorrechten des Besitzes entgegen und

hat die Intelligenz zum sekundären Momente. Zwar hat Intelligenz und Industrie in der Gesellschaft sich schon eine aristokratische Stellung errungen, allein jene nicht mit notwendiger Allgemeinheit, sondern nur in zufälliger Einzelheit, diese nur durch Besitz. Ohne Geltung auf dem geistigen Gebiete, aber mit dem Willen und der geistigen Kraft der Geltung, das sind die geistigen Proletarier; ohne Besitz auf dem industriellen Gebiete, aber mit dem Willen und der Fähigkeit der Arbeit, das sind die industriellen Proletarier. Beide können nur durch eine Reorganisation der Gesellschaft zu ihrem Rechte kommen. In beiden Proletariaten aber ist es nur die Persönlichkeit, welche ihre unendliche Berechtigung in Anspruch nimmt. Im industriellen Proletariate ist es die reine Persönlichkeit, welche nach Wirklichkeit strebt, denn eine Person ohne Besitz ist ein bloßer Gedanke, ein Schattenbild, das keine konkrete, materielle Wahrheit hat. Denn die Persönlichkeit hat Wahrheit nur als freie, der Besitzlose aber ist unfrei, er hat nur die Freiheit des Gedankens, nicht der Tat, die Freiheit aber hat ihr Leben und Dasein, Fleisch und Blut nur in der Tat, weil diese die in Wirklichkeit getretene Freiheit ist. Im Proletariat der Intelligenz aber ist es die erfüllte Persönlichkeit, die Subjektivität als gebildeter Geist, welche nach Betätigung ringt. Der Geist als Vernunft ringt nach Allgemeinheit, ihn drängt es, seinen Inhalt in das Leben überzutragen, an dem großen Werke der Geschichte fortzuarbeiten, es mitbilden zu helfen. Er sucht also mit seiner Subjektivität maßgebend zu werden in der Gesellschaft, er haßt das Privilegium der einzelnen, die da seinen Geist bevormunden dürfen, die allein Staat sein wollen und die übrigen als tote Masse behandeln, die kein Recht hat, Staat zu werden. Das Proletariat der Intelligenz also will den Staat, der ein Werk der gesamten Vernunft, das Proletariat der Industrie will die Gesellschaft, in der jeder Person ist und so wollen beide in ihrem überfließenden Zusammenwirken, die durch allgemeinen Besitz und herrschende Intelligenz organisierte Gesellschaft, zu der die bisherigen Staaten nur Übergänge sind.

29. April 1843.

In Frankreich und England, den Ländern der Tat, mußte das Proletariat des Besitzes entstehen, in Deutschland, dem Lande des Gedankens, das Proletariat der Intelligenz.

8. Mai 1843.

Vorgestern habe ich Theresa und Maria Milanollo auf der Violine spielen gehört. Wäre meine Feder der Zauberbogen Theresas, wäre das Papier eine himmlisch tönende Saite, dann vielleicht könnte ich die Gefühle schildern, welche auf den Klängen von Theresas Violine in meine Brust wogten. Es ist, als bekäme die Seele Schwingen, als entschwebte sie auf Melodien der schweren Erdenhülle. Bei einem Adagio Theresas, bei den verzitternden Tönen könnte ich sterben. Unendliche Sehnsucht zieht uns empor, wenn Theresa auf den Saiten der Violine jenen tiefen, unnennbaren Schmerz der Seele klagt, für den kein Mensch das Wort und nur wenige, nur Engel, wie Theresa, Melodien haben. In Melodien klagt die Seele ihr Heimweh, weint sie um das verlorene Paradies.

Schluß folgt.

Martin Sölch.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

1.

Der obere Ofen stand ganz in schwarzem Braunkohlenqualm. Kam ab und zu ein Mund voll Wind, dann schoß eine Stichflamme aus dem Schürloch, man sah den Brenner mit einer Eisenstange in den glühenden Rachen stoßen, aus allen Zuglucken quirlte der Rauch eilig in die Höhe.

Die langen, roten Dächer der Trockenschuppen schienen sich emporzuschieben. Für einen Augenblick. Die Septemberluft war regenschwer. Sofort fiel wieder der Qualm wie ein großes, dunkles Tuch, alles verhüllend.

Aus dem brodelnden, ziehenden Dunkel drangen Geräusche, Laute, alle sonderbar gedämpft. Ein Pferd wurde angetrieben. Ein taktmäßiges Schlagen wie mit Holzschlägeln. Ein Rad quitschte. Auf den nassen Boden platschte ein Brett, daß man das Spritzen hörte. Und plötzlich eine heisere Stimme:

„Himmel-Herrgott! . . . Das reine Spitzbubenwetter!“

In der Tür des Brennerhauses erschien ein hochgewachsener, hagerer Mann, äugte und lauschte nach den Arbeitsplätzen der Ziegler hinüber. Schultern und Kopf hingen ihm eigentümlich nach vorn, als müßte er gegen etwas sich stemmen. Er schob einen grauen Haarbüschel vor das rechte Ohr und wieder zurück, war mit einem ausgreifenden Schritt über die Pfütze, die sich in dem ausgetretenen Boden vor der Schwelle gebildet hatte, und trat zu dem Brenner.

Der riß ihn am Ärmel zur Seite.

„Der Wind kommt auf . . .“

Im nächsten Augenblick schnellte eine armlange Feuerzunge aus dem Ofen.

„Na also!“

Der Brenner griff zur Eisenstange. Bald zog der Rauch in breiten Fahnen nach Osten.

Der Schwarzbärtige sah fragend zum Herrn auf.

„Vorgejammert hat sie mir wieder, die Deine . . . Das Dach und immer das Dach! Ein paar Ziegel fehlen ja . . .“

„Die Bodenbretter fangen schon an zu faulen.“

„Ach, was! . . . Dazu ist jetzt keine Zeit . . . Ich brauche Ziegel! . . . Ziegel brauch ich! . . . Wie viel Brände können wir noch machen?“

Der andere zuckte die Achseln.

„Wenn die Schlager aushalten . . .“

Ein trockenes Lachen unterbrach ihn:

„Die müssen!“

„Müssen? . . . Heutzutage? . . . Nein, Bauer, die Zeiten sind vorbei . . .“

Das Blut war ihm mählig ins Gesicht gestiegen, als er so sprach. Er tat einen Blick in den Ofen und fuhr fort:

„Bauer, zum Ersten geh' ich . . . Daß Ihr's wißt . . .“

„Hast dein Geld net immer richtig kriegt?“

„Wohl, wohl! . . .“

„So einen schönen Verdienst!“

. . . „Was man übrig hat, geht im Winter drauf.“

„Wenn man auf der faulen Haut liegt . . .“

„Soll ich auf Eurem Hof helfen? . . . Das hätt' ich daheim auch haben können . . . Jetzt kränkeln die Kinder und die Frau. Halt' ich noch einen Winter aus, reißt mich das Reißen krumm.“

„Alsdann, das Dach wird gemacht! Gleich nächste Woche . . .“

„Bauer, mir gefällt es hier nimmer. Hat mir nie gefallen . . . Die Bauern schauen jeden für einen Flamänder an, der nicht mit ihnen aufgewachsen ist . . .“

„Das kann ich net anders machen . . . Fremde Zieglerleut'! . . .“

Er nickte einigemal und überlegte.

„Ja . . . Wir reden noch d'rüber . . .“

Dann wandte er sich den Ziegelschlägern zu. Der Qualm war weggeblasen, das Getriebe der beiden Ziegelhütten lag vor seinen Blicken.

In den Trockenschuppen war schier kein Brett mehr frei. Bis zu den Dachsparren hinauf standen die Ziegel, auf der schmalen Kante, im schiefen Winkel zu einander und in Abständen, daß die Luft streichen konnte wie durch Zugkanäle.

Er fingerte an einigen Ziegeln. Die Ecken waren scharf ausgeprägt, die Seiten glatt.

Nur noch einige Tage klares, sonniges Wetter, und die Franzensbader Bauherren mußten zahlen, daß sie schwarz wurden! Mit dem Preis hatte er schon in der vergangenen Woche aufgeschlagen, als die meisten Konkurrenten wegen des Wetters Schluß gemacht für dieses Jahr. Glückte es ihm, dann . . .

Er wandte sich, blickte mit brennenden Augen nach dem einen der beiden baumumbuschten Höfe hinüber und murmelte, während er die Finger zur Faust zusammenpreßte, daß es knackte:

„Dann . . . hab' ich dich! . . .“

Weiter schritt er. Zur Rechten die Lehmgrube. Das bißchen Wasser tat noch lange nichts! Drunten hieben sie mit Spitzhauen die Klumpen herunter. Bretter liefen die Kreuz und Quer. Auf ihnen schoben sie die gefüllten, einräderigen Karren zur Höhe. Ehe er das Tragband überwarf, spuckte jeder in die Hände. Die Räder quitschten und knarrten in den Naben, verließen sie droben das letzte Brett, schnellte es hinten empor und schlug klatschend auf den nassen Boden.

Der Bauer wischte sich einen Spritzer von der Joppe und trat zu den Lehmtretern. Bis über die Knie patschten sie in der zähen Masse auf und ab, auf und ab, und wenn einer den Fuß ganz herauszog, gab es jedesmal einen Knall, wie wenn man eine stark verkorkte Flasche öffnet. Sie waren über und über beschmiert. Selbst die Gesichter.

Als der eine den Bauer erblickte, sprang er über das Brett, das auf dieser Seite die Einfassung bildete, und schrie mit heiserer Stimme, während er die nackten Füße aneinander rieb:

„Aus ist's! . . . Ganz blau gefriert man! . . . Herr Sölch, am Samstag ist Feierabend! . . “

„Jeden Tag ist Feierabend, Burkl, jeden Tag . . . Am Samstag ist der große, da gibt's Geld. Und da freuen sich die Weiber, wenn's recht viel ist . . .“

„Aber, man wird ja hin! . . . Bei dem Wetter! . . .“

„Wetter? ... Jetzt hätt' ich bald was g'sagt! ... So ein Wetterl hat noch keinen Mann umbracht ... 's wird wieder anders ... Schaut's nur nach Bayern 'nüber ... Alle Berg sieht man ... Willst ein Zigarrl? ... Da! ..."

Der Arbeiter griff zu, brummte noch etwas und sprang wieder in den Kasten.

Bei denen, die Mauersteine schlugen, hielt sich Sölch nicht auf. Das Klopfen der Formen auf den Arbeitstischen klang wie Drischelschlag auf einer Holztenne. Man verstand sein eigenes Wort nicht. Sie arbeiteten im Akkord, nickten nur, als er vorbeiging.

Gegen die Straße zu hantierten die Dachziegelstreicher, drei Brüder Eigler mit ihrer Schwester. Mit ihnen hatte der Bauer angefangen, als er vor zehn Jahren die still liegende Ziegelhütte des Nachbars gepachtet. Nach drei Jahren gehörte ihm der ganze Grund und Boden, soweit Lehm unter der Ackerkrume lag. Bald rauchte der zweite Ofen. Die Eigler brachten ihre Schwester mit und machten nur noch Dachziegel, weil sie damit am meisten verdienten. Die Eva war so groß wie ihre hochgewachsenen Brüder. Bald bekam sie es fertig, den nötigen Lehm herbeizuschaffen und die fertigen Ziegel abzutragen, ohne daß je eine Pause entstand. Gingen die Geschwister um die Ecke des Schuppens, so konnten sie ihr neugebautes, blitzend-weißes Haus erblicken, das über'm Bach, an der anderen Lehne lag. Hinter dem Webstuhl saß ihre alte Mutter und „klatschte" bunte, leichte Baumwollstoffe für den Brambacher Verleger zusammen.

Der Bauer kam heran und tippte grüßend mit dem Zeigefinger an die Lodenmütze. Die Brüder dankten, ließen sich aber nicht stören. Die Arbeit ging von Hand zur Hand.

„Na, das geht ja! ... Da wird noch was fertig! ... Du, Josef!"

Der Älteste legte die Form hin und trat aus der Reihe; die andern rückten nach, weiter ging die Arbeit.

„Der Brenner will zum Ersten abkratzen ... Was meinst d' dazu? ..."

„Soll er doch gehn, der eingebildete Tropf!"

Sölch pfiff leise vor sich hin.

„Hat's Streit gegeben?"

„Ach, er meint, er wär' der Erste hier, weil er Brenner ist. Was der kann, haben andere Leut' schon wieder vergessen ... Na, der Andres da hat ihm neulich die Wahrheit ordentlich gegeigt."

„So so! Und mit dem Stingel sauft er 'rum, hab' ich g'hört ..."

„Vor drei Wochen haben sie ihn in Mühldorf aus'm Taglöhnerwirtshaus 'nausg'worfen. Er hat eine Zunge wie ein Schwert. Sind alle so, da drunten, wo die Nüss' wächsen. Ich war einmal dort, aber keine vier Pferde bringen mich wieder hin ..."

„Wart' einmal! ... Traust du dich, einen Brand zu machen?"

Das bartlose Gesicht des Arbeiters verzog sich, die Hände wollten nach den Hosentaschen, fielen aber auf halbem Wege herab. Sie waren voll Lehm, und das hätte den Taschen geschadet.

„Die Kunst ist net so groß. Gleichmäßiges Feuer, und aufpassen, wann's genug ist; sonst geht der ganze Brand zum Teufel. ... Siehst, und wir kriegen schon noch anderes Wetter. Haben ja noch keinen ordentlichen Weibertssommer gehabt! Vor vier Jahren war's g'rad so. Und damals haben die ‚Kurstädter' bis in den toten Herbst hinein gebaut. Müssen ja! Im Sommer ist die Saison, bleibt ihnen nur das zeitige Frühjahr und der Herbst... Na, willst?"

„Sölch, ich probier's! ... Wie ist's denn mit der Zahlung?"

„Was d' jetzt verdienst und eine Zulag."

„Einverstanden!"

Der Ziegelstreicher wollte sich wieder an die Arbeit machen. Noch einmal hielt ihn der Bauer zurück.

„Wenn morgen der Brenner den andern Ofen einbaut, bist du dort und schaust zu. Und so jeden Tag, bis der Brand fertig ist. Besonders wenn er das Feuer abstellt, mußt d' aufpassen. Das ist die Hauptsach', ich hab's dir schon gesagt.... Mit dem Brenner werd' ich selber reden, daß er dir nichts in den Weg legt. Vorsehen kannst dich aber immer."

Der Bauer schob das Haarbüschel vor das Ohr und wieder zurück, um seinen Mund stand ein Lachen. Jetzt konnte der Schwarzbart gehen, wann er wollte. Und wurden zu Anfang auch ein paar tausend Ziegel schwarz, die Franzensbader mußten auch die nehmen! Nur das Wetter halt....

„Zu was denn!"

Er bog um den Schuppen und steuerte nach dem andern Brennofen. Um ihn herum standen Haufen frischgebrannter Ziegel. Da und dort. Damit die Wagen leichter heran und umkehren konnten, ehe sie beladen wurden. Der Ziegelstaub flog durch die Luft, der Boden, auf dem eine tiefe Räderspur über die andere lief, war rot von ihm. Abtrager und Auflader, Wagen und Pferde waren mit ihm überstäubt. Die Fuhrleute schrien, die Wagen krachten beim kurzen Wenden, Ziegelhaufen, an die eine Deichsel stieß, fielen polternd ein, an den Kummeten der bäumenden Pferde klirrten die Messingscheiben.

Als Sölch herantrat, kam von einem Wagen her, der noch nicht beladen wurde, ein junger Mensch. Blondes Gelock quoll ihm unter dem ganz verschwitzten Hütlein bis tief in die Stirn herab, über dem vollen Gesicht lag ein sanftes Lächeln. Er ging nicht so steif und eckig wie die andern.

„Ah, der Lenz!" sagte der Bauer freundlich und klopfte dem Jungen, der so groß war wie er, auf die Schulter. „Na, dein Schnurrer wächst aber!"

Als er die Verlegenheit des andern sah, meinte er begütigend: „Ach, geh! Bist ja in den Jahren! Und die Mädel heutzutag haben es gern, wenn einer etwas unter der Nase hat.... Ja so! Mit fünf Gespannen fahrt ihr?... Schon den ganzen Tag?"

„Ja!... Mit den Rappen ist der Vater früh in die Stadt."

Im Gesicht des Bauern zuckte es. Die Lippen preßten sich zusammen, daß der Mund wie mit dem Messer geschnitten erschien. Aber er sagte nichts.

„Der Vater läßt sagen, Ihr sollt heute ins Wirtshaus kommen, zur Kropitzer Marie."

„Wann?"

„Er ist schon dort."

Der Wagen des Jungen war an der Reihe. Er ging zurück und half beim Aufladen. Sölch sah ihm nach.

„Ackerbauschüler, und jetzt Pferdeknecht!... Und er kutschiert in der Welt herum und lebt wie ein Herr!" — — —

An der Straße standen einige weißgetünchte Häuschen. Die hatte der Bauer nach und nach, wenn ihm einmal Ziegel übrig geblieben waren, von einem Dorfmaurer zu-

sammenbauen lassen und Herbingsleute hineingenommen. So hatte er, wenn es nötig war, immer billige Aushilfe, auf den Feldern, in den Ziegelhütten.

Das letzte Haus nach dem Dorfe zu war etwas stattlicher, mit einem Erker nach der Straße. In allen Fenstern standen Blumen, über den Zaun hingen in einer Reihe die golden flammenden Scheiben der Sonnenblume, die Zaunstecken verschwanden schier unter der bunten Last der kletternden Winde und Kresse. Auf dem Dache, im Garten klapperten kleine Windmühlen. Spielereien zum Teil: zwei Männer sägten ewig an einem Blocke, eine Tänzerin drehte sich im Kreise, so lange der Wind ging. Andere waren durch kleine Hebewerke mit dem Brunnen verbunden und leisteten nutzbringende Arbeit. Neben dem Anbau, hinter dem Hause, hing auf hoher Stangenzimmerung das große Rad eines Windmotors.

In dem Hause wohnte der „Mechani". Der alternde Schmiedgeselle hatte keine rechte Arbeit mehr gefunden. Er bastelte zu viel. Ließ über'm Sinieren die Pflugscharen, die geschärft werden sollten, im Feuer verbrennen, saß nach Feierabend über Zeichnungen und Büchern, versuchte jede neue landwirtschaftliche Maschine, die aufkam, nachzumachen. Die Meister wurden mißtrauisch, und jeder ließ ihn bald wieder gehen.

Sölch war auf ihn aufmerksam geworden, damals, als er die große Dampfdresch-maschine gekauft hatte und sie für Lohn bei den anderen Bauern herumschickte. Einen Heizer hatte er bald gefunden. Aber mit den Reparaturen haperte es. Da mußte jedes-mal einer aus der Stadt kommen; darüber vergingen Tage, die Bauern schimpften und einige redeten schon davon, es würde das Gescheidteste sein, wenn sie selbst eine Maschine kauften.

Da versuchte es Sölch mit dem „Mechani". Der machte das spielend. Sofort nahm ihn der Bauer in das Haus, richtete ihm eine Werkstatt ein und verpflichtete ihn. Der Schmied hatte gleich darauf geheiratet. Jetzt hatte er die Stube voll Kinder, baute den Bauern der Niederung Windmotoren für die Wiesenbewässerung, erfand neue Heuwender und Kartoffelausheber, war oft die ganze Woche draußen auf Arbeit. Und schon hatte er dem Bauer wissen lassen, wenn es ihm recht sei, würde er Haus und Garten lieber heut als morgen für einen „anständigen" Preis kaufen.

Sölch ging über die Straße.

„Mechani!"

Der glatzköpfige Mann, der aus einem Mohrrübenbeet Unkraut riß, richtete sich auf, trat an den Zaun und zwängte sein rotes Gesicht, das ein fahler, verfilzter Bart noch röter erscheinen ließ, zwischen zwei Sonnenblumen hindurch.

„Grüß Gott! Grüß Gott!"

„Auch so viel! ... Ja... Die Maschin hat schon wieder ihre Mucken. ... An der Speisung fehlt's, haben sie heut' sagen lassen. ... In Mühlgrün steht sie, beim Auschl. Wennst morgen Früh zeitig dort sein könntest ..."

„Kann ich! ... Warum denn nicht?"

„Ich verlass' mich also ..."

„Aber selbstverständlich!"

Der Bauer nickte und tippte an die Mütze. Wo der Weg nach dem Dorfe abzweigte, bei den beiden halb eingesunkenen, vermoosten Steinkreuzen, blieb er stehen und wandte sich.

Der bayrische Wetterwinkel war rein. Über dem langgestreckten Hochwald bei Liebenstein stand die volle Sonne am klaren Himmel, die Strahlenbündel kamen von ihr her wie an einem Sommerabend.

In dem Bauer schoß ein Glücksgefühl auf, das Blut drang ihm ins Gesicht. Aber er preßte den Mund zusammen, nur die Augen glänzten. Da, vor ihm, sprang hochstämmiger Föhrenwald bis einige hundert Schritte an die Straße heran. Noch gehörte er dem Stingel. Wenn der ihn bei Zeiten niedergeschlagen hätte ... der Esel ... dann Aber jetzt erlaubte er es ihm nicht mehr, und er mußte gehorchen. ...

Zur Rechten bog der Wald in weitgeschwungenem Halbkreis nach hinten bis zum Hange aus, bot Raum für die Felder der beiden Höfe. Eben wie ein Tisch lagen sie da. Wenn erst ein Wille sie bestellen hieß. ...

Lange stand der Bauer und sog das Bild in sich hinein. Dann schloß er mit einem Ruck die Augen und ging nach dem Dorfe. Fortsetzung folgt.

Aus dem historischen Trauerspiel „Johann Philipp Palm".*

Von Dr. Alfred Ebenhoch.

V. Akt, Schlußszene. (Gefängniszelle in Braunau.)

Palm: ... Und wie weh mir's tut! ... in einer fremden Stadt, nicht in heimatlicher Erde wird man mich begraben.

Pöschl:** Nicht doch, lieber Freund! Es ist nicht eine fremde Stadt, in der Sie Ihre Seele dem Schöpfer zurückgeben.

Palm: Kein Mensch kennt mich in Braunau.

Pöschl: Wohl kennt Sie niemand hier persönlich. Aber Ihr Schicksal geht der ganzen Stadt zu Herzen. Kein Mensch zeigt sich auf den Straßen. Tiefe Trauer erschüttert aller Herzen. Wehklagen erfüllt die Bürgershäuser, und der Name Palm ist allen schon ein Märtyrername geworden.

Palm: Hab' Dank, Stadt Braunau, für so viel Liebe.

Ich hab's ja gut gemeint. Daß unser Plan nicht glückte, ist nicht meine Schuld. Wie armselig ist doch Menschenwerk!

Pöschl: Nicht doch, mein Freund! Sie sterben nicht vergebens für das deutsche Vaterland.

Palm (freudig): Was sagen Sie?

Pöschl: Da Sie so mutvoll dem Tode ins Auge schauen, wird es Ihnen Freude bereiten, zu hören, was ich Ihnen sage.

Palm (freudig): Hochwürden?

Pöschl (vorsichtig um sich schauend, leise): Ihre Verhaftung und Ihr Prozeß haben Deutschland aufgewühlt von einem Ende bis zum andern. (Palm hört immer begeisterter zu.)

* Zum Gedächtnis an den Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm, der am 26. August 1806 auf Befehl Napoleons zu Braunau am Inn erschossen wurde.

Erste Aufführung am Landestheater in Linz am 2. Februar d. J.

** Pöschl, katholischer Priester in Braunau, der die letzten Stunden um Palm war.

Es will nicht länger den Druck der fremden Knechtschaft tragen. Allenthalben haben sich Komitees gebildet und Geheimbünde, welche sich geloben, die Fesseln zu zerreißen, die das deutsche Volk an die fremde Herrschaft schmieden. In Preußen regt sich deutscher Geist. Schon erheben Freiherr von Stein und Baron Hardenberg ihre Stimmen; Scharnhorst organisiert das Volk zur allgemeinen Wehrpflicht, Fichte spricht zur deutschen Nation, Jahn sammelt die deutsche Jugend um sich und Arndt beleuchtet grell den „Geist der Zeit". In Tirol gärt es unter dem wackeren Bauernvolke, in Franken, Schwaben und Westfalen rührt sich deutsche Hand; und Erzherzog Karl versammelt seine tapferen Scharen.

Palm (freudig erregt): Gott im Himmel!

Pöschl: So wird Ihr Tod das Flammenzeichen geben zur Erhebung Deutschlands und Errettung des deutschen Volkes aus der fremden Willkürherrschaft.

Die deutschen Fürsten fangen an, sich zu vereinigen mit ihren Völkern, und es glänzt ein heilverkündend Rot an Ihrem Lebensabend.

Deutschlands Freiheit ersteht aus Ihrem Grabe.

Palm: So ist mein Tod gesegnet. Gott, Dank für deine Gnade! (Palm und Pöschl fallen sich in die Arme.)

(Man hört Trommelwirbel und Kommandorufe.)

Palm: Die Zeit rückt heran. Ich höre ihren Schritt. Das Scheiden von der Welt ist mir leicht, ja gesegnet durch Ihre — darf ich im Todesnahen sagen — Deine Verkündigung?

Pöschl: Solchen Mann zum Freund zu haben, wenn auch erst in seiner letzten Lebensstunde, ist hohes Seelenglück.

Wackerer Freund! Dich segnet jeder Mund, so weit die deutsche Zunge reicht.

(Sie umarmen sich.)

Französischer Offizier (eintretend): Ich bedauere, melden zu müssen, daß die Eskorte bereitsteht.

Pöschl: Sind viele Leute auf den Straßen?

Französischer Offizier: Kein Mensch. Alle Fenster sind verhängt. Nur unsere Truppen sind ausgerückt und sie versehen nur murrend diesen Dienst.

Pöschl (zu Palm): Lieber Freund, es muß sein.

Palm: Darf ich dich bitten, mir den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen und mich auf meinem letzten Gange zu begleiten? Er wird doch schwerer, als ich glaubte. (Er erhebt sich, zu gehen.)

Mein Weib, meine Kinder!

Pöschl: Mut lieber Freund! Gott wird dich stärken!

Palm: Noch einmal, bitt' ich dich, grüße mir die Meinen und sag' ihnen, daß ich gut gestorben bin, Gott und sie und das Vaterland im brechenden Herzen und auf den erbleichenden Lippen.

Französischer Offizier: Es ist Zeit!

(Palm hängt sich in Pöschl ein, sie gehen langsam der Tür zu.)

Palm (im Abgehen): Mein Leben dem Heile des deutschen Volkes!

(Vorhang fällt.)

Mozarts Freuden.

Von Dr. Robert Hirschfeld.

(Schluß.)

Ein Glücksjahr für Mozart war das Jahr 1787. Die „Hochzeit des Figaro" war am 1. Mai 1786 in Wien mit großem Erfolge aufgeführt worden. Mögen andere Darstellungen die Intrigen, denen schließlich jedes Genie ausgesetzt ist, und die Widerstände der Italiener mit Behagen ausmalen. Ich suche positive Daten und finde „Figaro" bis zum Ende des Jahres neunmal im Repertoire. In derselben Zeit wurde diese „Figaro"-Ziffer nur von Cimarosa übertroffen, dessen »L'Italiana in Londra« auch nur zehnmal aufgeführt wurde. Im Jänner 1787 schreibt aber Mozart schon aus Prag, wohin er, um außerordentliche Ehrungen zu empfangen, eingeladen worden war: „Hier wird von nichts gesprochen, als von — „Figaro"; nichts gespielt, geblasen, gesungen, gepfiffen als — „Figaro"; keine Oper besucht als „Figaro", und ewig „Figaro"; gewiß große Ehre für mich . . ." Ja, „Figaro" wurde, nach Nemetschek, „fast ohne Unterbrechung den ganzen Winter" in Prag gespielt. Die „Prager Amtszeitung" berichtete: „Gestern kam unser große und beliebte Tonkünstler Herr Mozard aus Wien hier an." Mozart wurde im Theater vom Publikum umjubelt; am 19. Jänner gab er ein Konzert: „Nie sah man das Theater so voll Menschen als bei dieser Gelegenheit . . . Gewiß, sowie diese Akademie für die Prager die einzige ihrer Art war, so zählte Mozart diesen Tag zu den schönsten seines Lebens."

Von Prag brachte Mozart 1000 Gulden heim. „Don Juan", den er in diesem Jahre 1787 für Prag schrieb, trug 100 Dukaten und den Erlös einer Benefizvorstellung ein, die man auf 1000 Gulden beziffern darf. Vom Jahre 1787 angefangen, bezog aber Mozart auch ein Jahresgehalt von 800 Gulden, da er nach dem Tode Glucks zum Kammermusiker ernannt wurde.

Die Summe von 800 Gulden, der heute eine Summe von ungefähr 2400 Gulden entspricht, war gewiß nicht groß, doch wir wissen, daß die kaiserliche Hofhaltung damals eingeschränkt wurde, und Mozart erwähnt selbst, daß zur Zeit kein anderer Kammermusiker ein Gehalt in dieser Höhe empfing. Eine künstlerische Gegenleistung oder dienstliche Verpflichtung war mit diesem Honorar nicht verbunden. Mozart hatte nicht Ursache, sich zu kränken, daß keine künstlerische Arbeit von ihm für jenes Honorar verlangt wurde. Es war ein Ehrenhonorar und Mozart, erst 31 Jahre alt, behielt seine Freiheit. Freilich, die Zusage, daß bald eine „Aufbesserung" folgen werde, geriet in Vergessenheit. Otto Jahn aber bemerkt: „Wenn man bedenkt, von wie schweren Sorgen bedrängt und verdüstert die späteren Jahre Josefs waren, wird man es begreiflich finden, daß mit der Lebhaftigkeit seines Interesses für Musik und Oper auch die Sorge für den großen Komponisten in den Hintergrund trat, zumal da Mozart es so gar nicht verstand, sich geltend zu machen, sich in Erinnerung zu bringen, auch die unschuldigen Mittel anzuwenden, ohne welche bei den so komplizierten modernen Staatseinrichtungen nur sehr wenigen ein rasches Fortkommen gelingt."

Die Prunkzeiten Karls VI. und der Kaiserin Maria Theresia waren eben vorüber. In der Gesellschaft aber und in den großen Schichten der Gebildeten, das zeigte auch Prag, genoß Mozart die Ehren eines Unsterblichen. Eine Kunstreise nach England, für die Mozart einen sehr vorteilhaften Antrag empfing, wußte der Vater Mozarts, der

auch über den zum Manne herangereiften Sohn noch die Hand hielt, aus kleinbürgerlichen Motiven zu verhindern.

Im „Don Juan"-Jahre 1787 hielt man allerdings mit Mozart-Aufführungen in Wien zurück. Vom Mai bis Ende 1788 wurde „Don Juan" aber in Wien fünfzehnmal gegeben und nur von Salieris Modeoper „Axur" an Zahl der Aufführungen übertroffen. Diese Oper erschien freilich schon seit 18. Jänner 1788, also während des ganzen Jahres, neunundzwanzigmal im Repertoire. Mozarts „Figaro" nahm 1789 in Wien den Kampf gegen die italienischen Vielschreiber mit elf Vorstellungen auf. Im Jahre 1790 erschien Mozart in Wien mit „Figaro" gar fünfzehnmal und mit »Cosi fan tutte« zehnmal im Repertoire. Das sind doch für die kriegerische und aufständische Zeit, welche den ganzen Staat aus den Fugen zu bringen drohte, sehr ansehnliche Ziffern. Man sage also nicht, daß Mozarts Genie in Wien verkannt wurde. Waren es doch für die damalige Zeit wirklich schwer verständliche Werke. Mozart schrieb Zukunftsmusik. „Kenner und Tonkünstler sagen", so berichtete ein amtliches Prager Blatt nach der ersten Aufführung der Oper „Don Juan", „daß zu Prag ihresgleichen noch nicht aufgeführt worden." Nach der vierten, einer Benefizaufführung für den Meister, schrieb Mozart nach Wien: „Ich wollte meinen guten Freunden wünschen, daß sie nur einen einzigen Abend hier wären, um Anteil an meinem Vergnügen zu nehmen." Als „Figaro" in Berlin aufgeführt wurde, noch zu Lebzeiten Mozarts, schrieb die „Chronik von Berlin": „Mozart gehört zu den außerordentlichen Menschen, deren Ruhm Jahrhunderte dauern wird.... Keiner vor ihm hat ihn übertroffen, und tiefe Ehrfurcht und Bewunderung wird die Nachwelt diesem großen Manne nie versagen."

Warum denn immer Dummköpfe zitieren, wenn wir (durch Otto Jahns Fleiß) auch solche Zeugnisse besitzen! Eine unvorsichtige Äußerung Otto Jahns gab auch hinsichtlich des Erfolges der „Zauberflöte" manchem Mißverständnis Raum. „Der Erfolg", so schreibt der Biograph, „war anfangs keineswegs so groß, als man erwartete, und nach dem ersten Akt soll Mozart blaß und bestürzt zu Schikaneder auf die Bühne gekommen sein, der ihn zu trösten versuchte." Das Wörtlein „anfangs" bezieht sich aber eben nur auf den Anfang der Oper und auf die erste Aufführung. Am Schlusse wurde Mozart gerufen; er hatte sich versteckt und wurde nur mit Mühe hervorgezogen — Otto Jahn meint, er sei mit der Art, wie man seine Musik gewürdigt hatte, unzufrieden gewesen. Doch das konnte nur die augenblickliche Aufregung bewirkt haben. Mozart schreibt bald darauf, wenige Wochen vor seinem Tode, dem Weibchen nach Baden vergnügte Briefe. Der Erfolg der „Zauberflöte" steigerte sich noch mit jeder Aufführung. Am 30. September 1791 war sie zum ersten Male gegeben worden. Bald darauf schreibt Mozart; „Die Oper ist, obwohl Samstag allzeit wegen Posttag ein schlechter Tag ist, mit ganz vollem Theater mit dem gewöhnlichen Beifall und Repetitionen aufgeführt worden." Und Otto Jahn selbst berichtet von vierundzwanzig Aufführungen im Monate Oktober, so daß die „Zauberflöte" eine Zugoper wurde, wie man sich keiner ähnlichen erinnerte. Mozart war glücklich, diese Erfolge zu schauen.

Seine Werke wanderten ins Ausland. Die „Entführung" wurde 1789, „Figaro" und „Don Juan" wurden 1790 in Berlin aufgeführt. Ohne Zweifel wurde dabei Mozart honoriert. »Cosi fan tutte« brachte ihm wieder 100 Dukaten, „Titus in Prag" 200 Dukaten, die „Zauberflöte" 100 Dukaten, das Requiem 50 Dukaten. Das Erträgnis der Kunstreise

nach Berlin, wohin ihn Fürst Lichnowsky mitnahm, belief sich auf 100 Friedrichsdor, war aber um 100 Gulden geschmälert, die der gutherzige Mozart einem Freunde geliehen hatte. Für das D-Dur-Quartett, das Mozart dem Könige von Preußen schickte, empfing er auch 100 Friedrichsdor in einer goldenen Dose. Gleichwohl waren Mozarts Finanzen nie recht geordnet. Seine Frau kränkelte in der letzten Zeit und brachte wiederholt einen Teil des Jahres in Baden zu. Der zweifache Haushalt, in Baden und in Wien, verschlang viel Geld. Trotz vorübergehender Kalamitäten, hat Mozart — man kann dies zum Troste sagen — nicht Not gelitten, obwohl das vielfach behauptet wird. Die Bittbriefe an Puchberg, glaube ich, beweisen wenig. Puchberg war wie ein Bruder zu Mozart und half gerne über augenblickliche Verlegenheiten hinweg, die nach der Art der Mozartschen Hausführung unvermeidlich waren. Otto Jahn sieht da zu schwarz, auch wenn er von Wucherern spricht, denen Mozart in die Hände gefallen war. Wenn Otto Jahn aber erklärt, daß es Mozart nie möglich war, dem Freunde Puchberg entliehene Summen wiederzuerstatten, so scheinen die bekannt gewordenen Ziffern dem zu widersprechen. Mozart hatte von Puchberg Beträge empfangen, die sich insgesamt auf 2000 Gulden beliefen. Bei Mozarts Tode hätte Puchberg, der auf Bezahlung aber keinen Anspruch machte, nur noch 1000 Gulden zu fordern gehabt. Mozart hatte also 1000 Gulden wiedererstattet. Neben jener Puchberg-Schuld von 1000 Gulden war der Witwe Mozarts eine Schuldenlast von 2000 Gulden verblieben. Einen erheblichen Teil dieser Summe machten die Krankenkosten für Mozart selbst aus — die Apothekerrechnung allein betrug 250 Gulden. Nun ist es aber für Mozarts Geldgebarung bezeichnend, daß zwei Freunde ihm selbst, als er starb, 800 Gulden schuldig waren. Der Fehlbetrag, der übrigens der Witwe vom Kaiser ersetzt wurde, war also nicht so bedeutend, und die „Wucherer" waren demnach nicht so stark in Tätigkeit gesetzt, wie die Biographien vermuten lassen. An rückständiger Besoldung hatte Konstanze beim Tode Mozarts 133 Gulden zu fordern und einiges Bargeld war im Hause. Der teuere Meister wurde der Welt durch eine Art Typhus, die damals in Wien verbreitet war, entrissen — in einem Zeitpunkte, da ungarische Adelige ihm gerade eine Summe von jährlich 1000 Gulden zusicherten, von Amsterdam aber die Anweisung auf einen jährlich zu behebenden, noch größeren Betrag eingelaufen war. Salomon aber, der den fast 60jährigen Haydn nach England 1790 gerufen hatte, von wo der Meister ein Vermögen nach Hause brachte, hatte einen gleichen Plan auch schon mit Mozart besprochen.

Das Schicksal wollte es, daß Mozart abberufen wurde, gerade als die Wendung zu glänzenden Lebensverhältnissen für den Fünfunddreißigjährigen eintreten sollte. Das Schicksal! Hätte das Zauberwörtlein „Tantième" früher die künstlerische Welt erfüllt, so wäre Mozart 1790 ein reicher Mann gewesen. Die Liebe und die Hilfe der Menschen mußte ihm den Ausfall ersetzen. Daß, einzelne Neider ausgenommen, Mozart auch in bewegten Zeitläuften Helfer und ein Publikum fand, das sich ihm liebevoll hingab, soll man nicht übersehen. Welch einen wunderlichen Zirkel machen doch die Biographen! Mozart war der erste große, freie Künstler — sie klagen, daß er keine Anstellung hatte. Mozart empfing einen Ehrensold — sie klagen, daß er dafür dem Hofe nichts zu leisten hatte. Mozart brauchte Geld — sie klagen, daß er von Puchberg häufigere Beträge erbitten mußte. Ja, woher hätte denn Hilfe kommen sollen, wenn nicht von einem aufopfernden Freunde, der es Mozart niemals fühlen ließ! Vom Ertrage seiner Werke

konnte ein Künstler in der Zeit des ungehinderten Nachdruckes nicht leben. Was sollten die Verleger für Sinfonien oder Quartette bezahlen? Ein Konzertleben, das solche Werke im Wirbel beständig an die Oberfläche treibt, gab es in Deutschland noch nicht. Der einzige lohnende Weg zum Erwerbe für den freien Künstler war die Subskription. Die Subskribenten aber, das zeigte ich, haben Mozart nie im Stiche gelassen. In den bewegten Jahren ließen die Subskriptionskonzerte nach. Da taten sich Subskribenten für jährliche ansehnliche Beitragsleistungen zusammen — und Mozart starb.

Die unglückseligen Ereignisse bei dem Begräbnisse sind oft beschrieben worden. Treue und edle Freunde, die, wie Puchberg, auch sofort der Witwe beisprangen, sammelten sich um die sterblichen Reste des großen Mannes. Aber sie schienen, zumal auch Konstanze erkrankte und sich nicht aufrechthalten konnte, den Kopf verloren zu haben. Man glaube doch nicht, daß Mozarts Tod in Wien unbeachtet, unbeweint geblieben ist. Als die Leiche aufgebahrt wurde, so berichtet Otto Jahn, strömten über Tag die Menschen scharenweis herbei, welche um ihn weinten und klagten. Eine Ankündigung des Leichenbegängnisses scheint aber nicht erfolgt zu sein. Konstanze wurde aus dem Hause geschafft. Es fehlte offenbar an der geeigneten Persönlichkeit, die nicht nur von hingebender Liebe erfüllt war, sondern auch die Fähigkeit bewiesen hätte, Feierlichkeiten anzuordnen, wie wir sie heute rings um große Männer — gewohnheitsmäßig — zu veranstalten pflegen.

„Zur Kritik der Weiblichkeit."

Von Gustav Schwarzkopf.

„Gegner zu überzeugen erwarte ich nicht, denn das würde heißen, Andersgeartete zu bekehren. Und ich glaube nicht an eine Verständigung durch intellektuelle Mittel unter Personen von ursprünglicher Wesensverschiedenheit. — Im Grunde genommen reden wir nicht, um zu überzeugen, sondern um das zu sagen, was die Natur uns aufgetragen hat." In einem Vorwort dürften sie wohl noch nicht oft einen Platz gefunden haben, diese ruhigen, stolzen und bescheidenen Worte, die Rosa Mayreder an ihre Leser richtet.* Aber sie haben die Aussicht, obligat zu werden, weil sie gute Stimmung machen. Wenn man auch ganz sicher ist, daß man sich nicht zwingen lassen würde, zu kaufen, die Versicherung: kein Kaufzwang erleichtert doch den Entschluß, die ausgestellten Waren zu besichtigen. Und man vertraut sich williger einem Führer, der so reserviert Distanz zu halten versteht, der die kleine Eitelkeit, bekehren zu wollen, überwunden hat, dessen gefestigte Überzeugung nicht Stützen zu suchen braucht in der Zustimmung der andern. Wenn man sich auch sagt: eigentlich erwartet, uneingestanden hofft er ja doch, daß er sich nicht umsonst bemühen wird, man fühlt sich doch freier.

Die Verfasserin sagt, daß ihr Buch „mehr Erkenntniswert als propagatorischen" hat. Das ist richtig. Dieses Buch, das sich so eingehend mit den Problemen der Frauenbewegung beschäftigt, ist kein Kampfbuch, seine Urheberin ist keine Parteifrau. Dazu ist sie zu geschmackvoll und zu ehrlich. Sie weiß, was eine „Partei" verlangt. Der Partei

* Rosa Mayreder: „Zur Kritik der Weiblichkeit." Essais. (Eugen Diederichs, Jena und Leipzig, 1906.)

ist man schon verdächtig, wenn man als Anhänger einer neuen Richtung nur so weit geht, zuzugestehen, daß die zu überwindende alte Richtung auch nur eine Spur von Vernunft und Existenzberechtigung gehabt hat. Aber diese Frau, welche für die Frauen das Recht der Persönlichkeit fordert, ist so unbefangen, zuzugestehen, daß sie, „wenn sie ganz privatim und unverbindlich ihren subjektiven Geschmack bekennen sollte, wohl dem männlichen Geschlecht den Vorzug geben würde", sie räumt ein, daß die „Mehrzahl der Frauen weder in den Eigenschaften des Charakters noch in denen des Intellekts dem Manne gleich ist", sie gibt zu, daß „die Natur dem Manne einen großen Vorsprung gewährt hat, daß schon in seiner teleologischen Geschlechtsbeschaffenheit die Disposition zu jenen Eigenschaften liegt, welche die Entwicklung der freien Persönlichkeit begünstigen, indes bei dem Weibe erst die teleologische Beschaffenheit überwunden sein muß, wenn diese Eigenschaften sich entfalten sollen"; sie ist objektiv, unheimlich objektiv, immer darauf bedacht, vom Standpunkt des andern zu sehen, und in der Polemik ist sie so maßvoll — wie Männer der Wissenschaft sein *sollten*. Diese vornehme Zurückhaltung ist auch klug, sie besitzt vielleicht mehr werbende Kraft als die übliche Verschweigungs-, Entstellungs- und Überrumplungstaktik, die für irgend eine gute Sache Stimmen zu gewinnen trachtet. Sie wird den prinzipiellen Gegner wenigstens nicht reizen, und dem Gleichgesinnten gibt diese klare, ruhige, selbstverständliche Art der Darstellung, der Folgerungen die Illusion, daß hier nur ausgesprochen wird, was er selbst gefunden hat. So glaube ich auch schon früher davon überzeugt gewesen zu sein, daß „in der weiblichen Psyche die gleiche Möglichkeit einer unbeschränkten Differenzierung nach Individualität wie in der männlichen liegt", auch ich glaube, daß „man erst dann wissen wird, was die Frauen *sind*, wenn ihnen nicht mehr vorgeschrieben wird, was sie sein *sollen*", „daß die normativen Bestimmungen über das Weibliche und Unweibliche aufhören müssen"; auch ich finde, daß es eine Forderung der primitivsten Gerechtigkeit ist, den Frauen bürgerliche Gleichstellung, das Recht auf Selbstbestimmung zu gewähren, ja ich glaube, daß eine Zeit kommen wird, die es gar nicht verstehen wird, daß die Forderung: nach eigener Fasson selig werden zu dürfen, von den Frauen erst gestellt werden mußte, wie man später einmal es auch nicht begreifen wird, daß die Arbeiter, welche indirekte Steuer zahlen und Waffendienst leisten müssen, das Wahlrecht erst ertrotzen mußten. Ich glaube, daß die Auffassung, welche die Frau nur auf die Pflichten der Gattung verweist und ihr nur noch die Wahl freigibt zwischen: Haushaltungsmaschine, Vergnügungsinstrument und Repräsentationspuppe, nicht scharf genug verurteilt werden kann — nur *eines* glaube ich nicht: daß es wirklich sehr viele Frauen sind, die eine neue Wertung, eine andere Geltung, eine Veränderung ihrer Stellung ernstlich wünschen. Ich bin im Begriff, etwas sehr Ketzerisches auszusprechen: die eigentlichen Gegner der Frauenbewegung sind nicht die mit Gemeinplätzen arbeitenden, einsichtslosen, ungerechten Männer, auch das wirtschaftliche Hindernis, die Konkurrenzfurcht wäre zu besiegen, die eigentlichen Gegner sind die Frauen. Von ihnen kommen die Hemmungen. Sie sind es, die das Tempo verlangsamen, in erster Linie durch ihre Indolenz, ihre Teilnahmslosigkeit, denn sie denken gar nicht daran, sich der Bewegung anzuschließen, laut, energisch, mit zäher Beharrlichkeit zu fordern, ja sie wissen oft gar nichts von dem Kampf, der für sie gekämpft wird. Um Mißverständnissen vorzubeugen: nicht die Frauen, die „Damen" meine ich. Aber Damen, in diesem Sinne gibt es nicht nur unter den Vornehmen, den Wohlhabenden,

den Hübschen, nicht nur die „aus besserer Familie", die mit einer „guten Erziehung" Behafteten, auch die Frauen der kleinen Bourgeoisie gehören dazu, alle, die ihr Ziel erreicht haben oder es zu erreichen hoffen. Solidarität kennen sie nicht, sie finden, daß die Welt für sie vortrefflich eingerichtet ist. Ich glaube, daß der Prozentsatz unter den Frauen, welche die Galanterie mit allem was dazu gehört unbedingt der Freiheit der Selbstbestimmung vorziehen, noch ein sehr bedeutender ist und bleiben wird. Die meisten wissen es gar nicht, daß ihnen ein Platz zwischen „dem Kind und dem Unmündigen" angewiesen wurde, und diejenigen, die es wissen, machen sich nichts daraus. Sie sagen sich: von diesem Platz haben wir Minderwertige, wir Menschen zweiter Ordnung, gegen den Willen der Männer und dem Gesetz zum Trotz, die Familie, das gesellschaftliche und geistige Leben, die Anschauungen, Sitten und Gebräuche nach unseren Ansprüchen und Bedürfnissen gemodelt. Wir wollen nicht Kameraden sein, dabei könnten wir nur verlieren.

Ich habe auch nicht den Eindruck, daß die Stellung des Weibes als Dame bedroht ist. Der Sport zwingt die Frau wohl, die zur Ausstattung der Dame gehörende Schwäche, Hilflosigkeit und Schutzbedürftigkeit aufzugeben; er veranlaßt sie, einen kameradschaftlichen Ton anzuschlagen, hauptsächlich weil er zum Kostüm paßt, weil das galante Brimborium in diesen Situationen stilwidrig wäre, aber das hindert sie nicht, einige Stunden später im Salon sich wieder auf ihre Schwäche, ihre Prärogative zu berufen, wieder ganz Dame zu sein. So wird sie auch die fertigen neuen Rechte, wenn sie ihr eines Tages als Geschenk überreicht werden sollten, gnädigst annehmen, aber keines ihrer Vorrechte dafür aufgeben. Wie der Begriff „Dame" entstanden ist, alles, was sie über ihre eigene historische Entwicklung aus der vortrefflichen Darstellung des Mayrederschen Buches erfahren könnte, das hat für sie nur mäßiges Interesse, aber sie wird dafür sorgen, daß dieser Begriff nicht „hinfällig" wird. Auch in ihren Augen ist der Mann ja nur ein „komisches großes Kind" und sie weiß, daß seine Eitelkeit, sein Geschlechtsdünkel ihr immer helfen werden, ihre Stellung zu behaupten. Auch noch neben den „synthetischen Menschen" der Zukunft. Sind wirklich Anzeichen vorhanden, daß diese „Repräsentanten eines höheren Menschentums", welchem die Möglichkeit gegeben sein wird, „die Schranken des Geschlechts zu überschreiten und eine Steigerung und Erhöhung des innerlichen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern herbeizuführen" — später einmal in zahlreicheren Exemplaren vertreten sein werden? Würden dazu nicht in erster Linie ganz außerordentlich günstige wirtschaftliche Bedingungen notwendig sein, die dem Mann und dem Weib Zeit und Stimmung zur Gemeinsamkeit, zur gegenseitigen Vervollkommnung übrig lassen?

Jetzt wäre eigentlich noch einiges über das Buch zu sagen, über seinen Gedankengang, seinen Plan, sein Ziel; es gibt ja so viele Anregungen, berührt so viele Gebiete, streift so viele Fragen, aber ich glaube, man tut einem Buch, das eine Art Glaubensbekenntnis ist, das etwas zu sagen hat, immer Unrecht, wenn man den Versuch macht, es im Extrakt wiederzugeben. Ordentlich erzählen, ohne ein Unrecht zu begehen, kann man nur den Inhalt der Bücher, die keinen haben. Auch von den Leitmotiven, Schlagworten, Sentenzen sollte man nicht zuviel mitteilen, weil man den Leuten, die gerne als Leser gelten wollen, ohne zu lesen, nicht das Flunkern erleichtern soll. Das Buch der Mayreder verdient gelesen zu werden.

Chronik.

Volkskunde in Österreich.*

Wie man, nach einem bekannten Worte, die Fehler seiner Tugenden hat, so birgt auch mancher Fehler auf der anderen Seite manches Gute in sich. So ist die in unserem Vaterlande besonders erhitzte Nationalitätsleidenschaft die Ursache, warum Österreich in bezug auf volkskundliche Arbeit jetzt entschieden den übrigen Kulturstaaten voranschreitet, während vor etwa 30 Jahren mit dem gemäßigteren Tempo der nationalen Bewegung auch in Österreich das wissenschaftliche Studium der volksmäßigen Güter und Überlieferungen kaum noch eingesetzt hatte.

So kommt es, daß ich heute bereits zum dritten Male binnen Jahresfrist in die Gelegenheit versetzt bin, als getreuer Chronist von der reich und breit fließenden Arbeit zu berichten, welche nach verschiedenen Richtungen unser Volkstum in seiner Mannigfaltigkeit gleichsam umspült, um mit den aufgelösten Teilchen dieser alten Kulturerde unsere eigenen Lebensfluren zu befruchten. Denn es ist nicht irgend ein gleichgültiges, kaltes Studium, das mit der volkskundlichen Arbeit geleistet wird: irgendwie wird diese stets kulturell fruchtbar und hört bei aller Wissenschaftlichkeit nicht auf, dem Volksleben unmittelbar zu dienen.

Von der großen und erfolgreichen Veranstaltung, die gegenwärtig im k. k. Österreichischen Museum das Interesse der großen Öffentlichkeit in hohem Maße fesselt, der „Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst“, gilt dies beabsichtigtermaßen in hohem Grade.** Diese Ausstellung verfolgt — abgesehen von ihrer volkskundlichen und kunsthistorischen Bedeutung — vor allem die Aufgabe, die mehr und mehr verfallende Volkskunst und die kunstgewerblichen Hausindustrien Österreichs nach Möglichkeit zu stützen und vielleicht in neue Bahnen leiten zu helfen. Ein schwieriges und dorniges Unternehmen! Gewaltige ökonomische und kulturelle Strömungen entwurzeln unaufhaltsam und allenthalben die urwüchsige volksmäßige Produktion, und nur wohin der starke Wellenschlag der modernen Industrieepoche noch nicht oder vorerst in schwachen Vorstößen hindringt, ist primitive, eigenwüchsige, auf ungebrochenen Überlieferungen fußende Arbeit unter Österreichs Völkerstämmen noch am Leben. Formulieren wir in aller Schärfe das gegenwärtige Problem einer Volkskunst- und Hausindustrieförderung, so gilt es, gewissen primitiven Volkskreisen, deren wirtschaftliche Kräfte durch ihre Wirtschaftsform nicht genügend beschäftigt und ausgenützt werden, unter Benützung ihrer angestammten technischen und künstlerischen Befähigung, Betätigung und damit erhöhten Erwerb zu ermöglichen. Die von der hausindustriell arbeitenden Bevölkerung in dieser Richtung selbständig entwickelten Betriebe stocken und erlöschen, wohl zumeist infolge ihrer unbeholfenen und primitiven merkantilen Unterlage, zum Teil allerdings auch infolge der Rückständigkeit ihrer Techniken und des in ihnen abgespiegelten bäuerlichen Kunstgeschmackes. Wir schätzen zwar jede alte, echte Volkskunst überaus hoch und tragen ihre Erzeugnisse in mitunter recht skrupelloser Art für unsere Ateliers oder Salons, für Museen und Liebhabersammlungen mit lebhafter Begierde zusammen; aber für die hausindustriellen Kopien und flüchtigen Abklatsche dieser Kunst vermögen wir uns nicht zu erwärmen. Wie soll nun in diese übel verfahrenen und verwickelten Zustände bewußte Förderung eingreifen? Auf dem bisher begangenen Wege der staatlichen Fachschulen ist der lebendige Kontakt mit dem Arbeitsgeist des Volkes durchaus nicht immer gewonnen worden; auch ist das Problem nicht gelöst, wenn man in dem Volksarbeiter einfach nur die Arbeitsmaschine sieht, deren bloße manuelle Tüchtigkeit man durch Hinausgabe weltläufiger Muster und fremder marktgängiger Vorlagen für die Volkswirtschaft auszunützen versucht. Freilich, unmittelbar Volkskunst zu pflanzen und zu züchten ist man nicht im stande; aber Talente, wo immer sie sich rühren, erkennen und fördern, die Schleuderware verfolgen und jeden Ernst, jede fromme Arbeit ermutigen, das „Wie?“ der Produktion im Auge haben und nicht ein gleichgültiges „Was?“ — das wäre schon etwas, wenn es von den staatlichen Organisatoren konsequent und umfassend zur Richtschnur ihrer fördernden Tätigkeit genommen würde. Es bleibt abzuwarten, ob die Ausstellung des österreichischen Museums in dieser Richtung wirken wird, wie sie es könnte, und ob ihre Lehren von den Veranstaltern selbst aufgefaßt und, worauf es ankommt, herzhaft und konsequent werden befolgt werden.

Der Förderung und Befruchtung volkskünstlerischer und kunstgewerblicher Produktion auf beschränkten Gebieten wollen auch zwei prächtige Verlagswerke des bekannten Kunstverlags Anton Schroll & Co., die kürzlich der Öffentlichkeit übermittelt wurden, dienen. Es sind die „Slowakischen Volksarbeiten“ von Dušan Jurkovič, und Ladislaus von Benesch' Bildergeschichte des Beleuchtungs-

* Vergl. Bd. IV, Heft 45 der „Österr. Rundschau“.
** Vergl. Bd. V, Heft 54 der „Österr. Rundschau“.

wesens vom Mittelalter bis Mitte des XIX. Jahrhunderts. Die volksmäßigen Schöpfungen des kunstbegabten slowakischen Volksstammes haben schon mehrfach Interesse und Liebe von Künstlern und Forschern auf sich gezogen. Ich brauche hier nur den Namen Joža Uprka zu nennen, der den bunten Abglanz slowakischen Volkslebens mit meisterlichem Pinsel mannigfach festgehalten hat und in seinem Werke „Slowakische Hauben" auch einem bestimmten Volkskunstzweige seiner Heimat bilderreich nachgegangen ist. Sowohl vom rein volkskundlichen Standpunkte wie im Interesse der gegenwärtigen, auf die Volkskunst im besonderen gerichteten künstlerischen Strömung ist das Unternehmen Jurkovič' aufs wärmste zu begrüßen. Gute und authentische Aufnahmen slowakischer Volksbauten, auf welche das Absehen dieser Veröffentlichung in erster Linie gerichtet ist, mit ihren mannigfaltigen Zierformen, ferner der slowakischen Handarbeiten zum Schmuck des Hauses sind in der Literatur erst sehr spärlich vorhanden; das Interesse der slowakischen Volksforscher war bisher mit allzu großer Einseitigkeit hauptsächlich auf die Ornamentik der Stickereien, der Ostereier und der Töpfereien beschränkt. Nun sehen wir mit Freude auch einen anders gearteten Reichtum nationalkünstlerischer Produktion sich vor unseren Blicken ausbreiten.

Lebhaftes Interesse wird auch das Tafelwerk von Benesch finden. Die markige Kunst des Schmiedes ist es, die hier in einer großen Zahl von Typen und Zierweisen zur Anschauung gebracht erscheint, welche wohl geeignet sein dürften, vorbildlich zu wirken. Nicht als Vorlagenwerk zur unmittelbaren Nachahmung denken wir uns diesen Tafelschatz wirksam; sicher aber wird er neben seinem kulturgeschichtlichen Inhalt, der, bis auf einige Irrtümer, im Ganzen zuverlässig ist, auch praktisch von Bedeutung werden. Unzugänglicher als diese beiden Publikationen, aber von höchstem Interesse für die Volkskunst sind endlich auch die an dieser Stelle schon einmal erwähnten volkskünstlerischen Materialien der Polnischen Gesellschaft für angewendete Kunst in Krakau, deren letztes (6.) Heft mit einer Fülle flotter Handzeichnungen und prächtiger Lichtdrucke der älteren volksmäßigen polnischen Baukunst gewidmet ist. Wie üblich, ist der spärliche Text in polnischer und teilweise auch in — französischer Sprache beigegeben; eine Engherzigkeit, an der nur zum Schaden der guten Sache festgehalten wird.

Bei der Ende August 1905 zu Salzburg abgehaltenen gemeinsamen Tagung der Deutschen wie der Wiener anthropologischen Gesellschaft ist gebührendermaßen auch die Volkskunde zu ihrem Rechte und zum Worte gekommen. Namentlich die Besiedlungsgeschichte des österreichischen Alpengebietes hat mehrfachen Gewinn davon gezogen. In viel lebendigerer Weise, die den Zulauf einer großen neugierigen Menge fand, ist die Volkskunde bei dieser Gelegenheit aber durch die öffentliche Vorführung einer großen Zahl volksmäßiger Schauspiele — Tänze, Hochzeit, Spiele, Trachten-Aufzüge u. dgl. m. hervorgetreten, zu deren Erläuterung einer der Veranstalter, Fachschullehrer Karl Adrian in Salzburg, einen vortrefflichen Leitfaden: „Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze" erscheinen ließ. Ein Wort bedenklichen Zweifels sei hier nicht unterdrückt, ob man, speziell in volkskundlichen Kreisen, gut daran tut, solche Vorführungen zu veranstalten oder zu ermutigen, die eigentlich nur im vollen Leben, wo sie spontan entstehen, ihren richtigen Platz haben. Es ist allerdings recht „interessant" belehrend und vor allem bequem für die Zuschauer, wenn sie auf eine so billige Art gleichsam eines volkskundlichen Anschauungsunterrichtes teilhaftig werden. Vermögen es aber Volksforscher und Volksfreunde vor ihrem wissenschaftlichen Gewissen zu rechtfertigen, wenn sie aus den intimen Lebenszügen der bäuerlichen Bevölkerung (zumal die Vorführung wirklicher Bauernhochzeiten ist in diesem Sinne nicht unbedenklich) ein Theater machen? Auf der großen ethnographischen Ausstellung in Prag 1895 gab es ein solches regelmäßiges, volkskundliches Theater. Ich habe schon damals Protest gegen ein derartiges, die Volksseele prostituierendes Beginnen eingelegt. Ethnographie à la Hagenbeck ist vielleicht bei Ceylonesen und Wild-West-Indianern erträglich; denn wir können nicht alle nach Ceylon oder Amerika reisen. Aber in die Täler unserer Alpen können wir wallen und finden dort genug Gelegenheit, wenn wir nur wollen, das natürliche Volksleben, die Bauern unter sich zu belauschen. Es sei hiemit die ganze Frage zur Diskussion gestellt; unseren vorsichtigen Standpunkt habe ich mich verpflichtet gefühlt, vorläufig wenigstens anzudeuten.

Gegenüber solcher etwas vorlauten volkskundlichen Propaganda ist es erfreulich, auf das stille verdienstliche Wirken so mancher unserer Provinzmuseen, darunter des oft rühmend genannten Krahuletz-Museums in Eggenburg (Niederösterreich), hinweisen zu können. Die Veranlassung, dieser verdienstvollen Schöpfung eines begeisterten Heimatsfreundes im besondern zu gedenken, ist durch die kürzlich erfolgte Herausgabe eines „Führers" durch das Krahuletz-Museum gegeben, in welchem vor allem auch die niederösterreichische Sammlung des Herrn Dr. Eugen Frischauf ihren gebührenden Platz gefunden hat. Volkskundliche Samm-

lungen aus Niederösterreich sind selten und wahre Glückstreffer für ein Museum, überdies, wenn sie mit so großem wissenschaftlichen Verständnis und solcher Zuverlässigkeit angelegt sind, wie die Frischaufsche Sammlung. Sie lehren, daß Niederösterreich vor etwa hundert Jahren noch genau den gleichen volkskünstlerischen Reichtum aufzuweisen hatte, wie die übrigen deutschen Alpenländer, ein Reichtum, der wegen der Kreuzungslinien verschiedener kultureller Einflüsse, die gerade hier zusammentreffen, von ganz besonderem Interesse ist.

Noch wäre hier zweier auf musealem Boden erwachsenen, oder, genauer gesprochen, sich mit volkskünstlerischen Realien beschäftigenden wertvollen Veröffentlichungen zu gedenken, wiewohl sie, streng genommen, sich nur auf Nachbargebieten des Feldes österreichischer Volkskunde bewegen. Es sind dies: zunächst die Geschichte der Holitscher Geschirrfabrik, auf Grund archivalischer und musealer Forschungen mit großer Gewissenhaftigkeit von dem Kustos des mährischen Gewerbemuseums Karl Schirek dargestellt, und sodann das prächtige Werk des Herrn Alfred Walcher Ritter von Molthein über die Renaissance-Töpfereien von Oberösterreich und Salzburg, das an Pracht der Ausstattung und Gediegenheit des Inhalts seinesgleichen sucht (im Erscheinen). Erst im letzten Jahrzehnt ist die Geschichte der österreichischen Kunsttöpferei einigermaßen aufgehellt worden, trotzdem blieben noch große Gebiete völlig ununtersucht. Die beiden vorgenannten Werke betreten solche neue Bahnen mit glänzendem Erfolge und werden gewiß dazu beitragen, den Eifer neuhinzutretender Forscher auf verwandte Felder zu locken.

Auf dem eigentlichen Gebiete der österreichischen Volkskunde sind nicht minder reiche Ernten wie auf dem der Volkskunst zu verzeichnen. Die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ hat soeben eine prächtige Studie des verstorbenen Tiroler Forschers und Novellisten F. Lentner: „Über die Volkstracht im Gebirge“ zum Abschluß gebracht, in welcher in feinsinnigster Art auf geschichtlicher Grundlage der Trachtencharakter Tirols, Vorarlbergs und Oberbayerns seine Darstellung findet. Tirol ist noch immer das Land der Volkstrachten: man wird in Lentners Schilderungen vielleicht auch die Gründe entdecken, die zur lebendigen Erhaltung der altertümlichen und eigengearteten Kleidermoden in den Tiroler Bergen zusammengewirkt haben. Eine überaus gediegene Monographie einer deutschen Volksinsel in Welschtirol, der Sprachinsel Lusern, haben wir in dem Werke Josef Bachers erhalten, welches ein merkwürdiges Licht auf die früher weitaus größere Verbreitung des deutschen Stammes und der deutschen Sprache in Südtirol, ja auch in Oberitalien, namentlich auf venezianischem Gebiete, wirft. Trotz mannhaftesten nationalen Widerstandes wird sich diese, wie auch noch andere kleine deutsche Volksinseln unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum in der welschen Umflutung behaupten können.

Seit Jahren hat sich die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst, Wissenschaft und Literatur“ in Prag unter der sachkundigen und eifrigen Leitung Professor Dr. A. Hauffens bemüht, den volkskundlichen Stoff aus ganz Deutschböhmen als Unterlage zu einer Volkskunde der deutschen Stämme in Böhmen zusammenzubringen. Von dem glücklich zu stande gebrachten, überaus reichen Material erhielten wir kürzlich in der zweibändigen „Volkskunde von Westböhmen“ eine vortreffliche Teilbearbeitung aus der Hand des eifrigen und erfolgreich tätigen Egerländers Alois John. Ein ungeheurer Überlieferungsreichtum ist hier in übersichtlichster Darstellung nach dem gegenwärtigen Stande unserer Wissenschaft festgelegt, und es ist nun der vergleichenden Betrachtung leicht gemacht, aus diesem Born nach allen Richtungen hin Gewinn zu ziehen. Als eine kleine Nebenfrucht solcher vergleichenden Betrachtung darf ich hier gleich die prächtige Studie desselben Verfassers, „Volkstümliches im ‚Freischütz‘“, aus der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ zitieren, in welcher die volksmäßigen Elemente des „Freischütz“-Stoffes in sehr interessanter Weise aus dem weitverbreiteten Jägeraberglauben belegt werden. Ebenfalls aus Böhmen holt seinen Stoff das von G. Schmidt bearbeitete „Mieser Kräuter- und Arzneienbuch“, das eine Autorität wie Hofrat Dr. M. Höfler als einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Volksmedizin bezeichnet hat, für welche das Interesse der Forscher mehr und mehr erwacht.

Im ganzen Umkreis ihres ohnedies fast unübersehbaren Umfanges berührt sich die Volkskunde eben mit andern Disziplinen, denen sie ebenso wichtige Einsichten abzugeben hat, als sie Aufklärung und orientierende Winke von ihnen empfängt. Dies Verhältnis von erfreulichem Geben und Nehmen besteht in hohem Grade auch zwischen der vergleichenden Sprachforschung und der Volkskunde. Als ein vollwichtiges Zeugnis dafür habe ich namentlich die Arbeiten Professor Dr. Rudolf Meringers anzuführen, der in seinen überaus reichen „Wörtern und Sachen“ nicht müde wird, die Welt der Wörter durch die Welt der Wirklichkeit — in der er ebenso einheimisch ist, wie in jener, ein äußerst seltener, staunenswürdiger Fall! — nach ihrer Herkunft und ihren Verwandlungen zu erläutern. Freilich hat der Wortforscher oft genug zu klagen, daß die Sachforschung noch so sehr im Rückstande ist, daß sie ihn an entscheidenden Punkten im Stich läßt: wichtige und dringende Gründe mehr

zu den andern, einer wirklich wissenschaftlichen Pflege der Volkskunde mehr Kräfte und mehr Mittel zuzuführen. An Begeisterung für ihre Sache fehlt es denjenigen gewiß nicht, die sich ihr einmal gewidmet haben. Wer sich hier ernstlich bemüht, wird den griechischen Mythus von Antäus innerlich an sich erfahren, daß die mütterliche Erde des Volkstums dem, der auf ihr festen Fußes steht, unüberwindliche Kräfte leiht.

Dr. M. Haberlandt.

Besprechungen.

Die Wohltätigkeitsvereine der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Herausgegeben vom Wiener Magistrat. 2. Auflage. Wien, 1905. 472 S.

„Die vorliegende Broschüre soll einerseits ein Nachschlagebuch für Zwecke der öffentlichen und privaten Armenpflege bilden, sie soll aber auch der Öffentlichkeit zur Kenntnis bringen, über welch bedeutende Mittel die Wiener Privatwohltätigkeit verfügt und daß dieselbe Leistungen aufweist, die unserer Stadt nur zur Ehre gereichen können. Vielleicht gelingt es dem Buche auch, die Erkenntnis mehr und mehr zu fördern, daß diese bedeutenden Leistungen der Wiener Privatwohltätigkeit noch wesentlich an Wert gewinnen könnten, wenn sich die einzelnen Vereine zu einem gemeinsamen Wirken zusammenschließen und vor allem mit der öffentlichen Armenpflege in Verbindung treten würden.“ Diese Sätze kennzeichnen den Zweck des Buches. Es gibt Auskunft über 637 Vereine, deren Leistungen, womöglich auf Grund der Berichte der Jahre 1901–1903, in Vergleich gestellt werden. Der älteste Verein stammt aus dem Jahre 1764; die Zahl der Gründungen erreicht bis 1880 kaum zehn Vereine im Jahr; von da ab bis 1894 variieren die Gründungen jährlich zwischen 10 und 20 Vereinen und steigen dann rasch und andauernd. Im Jahre 1902 entstanden ihrer nicht weniger als 52; im Jahr 1903 fiel ihre Zahl allerdings wieder auf 39 zurück. Die meisten Gründungen der letzten Periode betreffen Schulküchen und Vereine zur Unterstützung von Schulkindern; in den beiden letzten Jahren mehren sich auch die Vereine zur Fürsorge für Waisen, Findlinge und schutzlose Kinder. Außer Betracht blieben die Vereine, die ein Kronland oder mehrere Kronländer umfassen und deren Wirksamkeit für Wien allein nicht ausgewiesen wird.

Die Verwaltungskosten der Wiener Vereine erfordern im Durchschnitt 11 Prozent der Gesamtauslagen, welche für 1901 mit 7·2, für 1902 mit 7·9 und für 1903 mit 8·4 Millionen Kronen angegeben sind; doch dürften die Ziffern viel zu hoch und mithin die Prozentsätze der Verwaltungsauslagen zu gering sein, denn in den „Auslagen“ sind auch die jeweiligen Kapitalsrücklagen der betreffenden Vereine enthalten. Die effektiven Unterstützungen dürften etwa 5 Millionen erfordert haben; wenigstens verzeichnet eine Zusammenstellung auf Seite 467 für 1902 auf Grund des „Statistischen Jahrbuches der Stadt Wien“ folgende Ausgaben für Unterstützungen: aus Gemeindemitteln 9·4 Millionen, aus Landesmitteln 3·5 Millionen, aus Staatsmitteln 2·6 Millionen, aus öffentlichen Stiftungen 700.000 K und aus Mitteln der Privatwohltätigkeit 4·8 Millionen Kronen. – Die Anzahl der unterstützten Personen kann begreiflicherweise nicht erhoben werden, denn es werden nur die Unterstützungsfälle ausgewiesen, während doch häufig dieselbe Person, sei es bei demselben Verein, sei es von verschiedenen Vereinen, wiederholt Unterstützung genießt. So weist der Wiener Wärmestubenverein allein fast 1·2 Millionen „Wärmestubenbesucher“ aus.

Das Armenamt des Wiener Magistrates hofft, eine ähnliche Übersicht über die Stiftungen sowie über die öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten Wiens, desgleichen über sonstige private Veranstaltungen – mit Ausschluß der Vereine – folgen zu laßen. Jedenfalls war schon diese Publikation sehr erwünscht.

e. sch.

Dr. A. Starzer: „Die Konstituierung der Ortsgemeinden Niederösterreichs.“ Wien, Verlag der k. k. niederösterreichischen Statthalterei.

Den Verwaltungsbehörden obliegt bei der Bemühung um eine zweckmäßige Gestaltung der Ortsgemeinden die oft nicht leichte Aufgabe, zwischen dem historischen Anrecht, das jede, auch die kleinste Gemeinde durch ihren Bestand auf eine individuelle Existenz hat, und zwischen der vom Staat gestellten Forderung nach Schaffung von lebensfähigen untersten Selbstverwaltungskörpern die richtige Mitte zu halten. Ein Zuweit nach der einen oder der andern Seite hin wird da immer vom Bösen sein. Das haben die auf amtliche Quellen aufgebauten Darlegungen Starzers für Niederösterreich klar gezeigt.

In Durchführung des provisorischen Gemeindegesetzes von 1849 bildeten die Kreishauptmannschaften zu große Gemeinden, die wegen der örtlichen Entfernung der vereinigten Orte und der verschiedenen Erwerbsverhältnisse einen Anspruch auf dauernden Bestand nicht haben konnten. Dennoch war der Gesichtspunkt der Kreishauptleute im Prinzip der richtige und es ist zu bedauern, daß bei Wiederaufnahme der Aktion im Jahre 1850 und bei den folgenden Experimenten bis 1864 dieser Grundsatz nicht mehr mit annähernd gleicher Festigkeit gehandhabt wurde. Allzusehr wurde den kleinlichen Wünschen der einzelnen Gemeinden, die ihre Autonomie nicht aufgeben wollten, Rech-

nung getragen, so daß eine ganze Reihe kleiner lebensunfähiger Ortsgemeinden entstand, die weder ihrer Selbstverwaltung und noch weniger den aus dem übertragenen Wirkungskreis entspringenden Pflichten gerecht zu werden vermochten.

Nun ist die Frage durch den Landtagsbeschluß vom 11. November 1904, der auf eine Vereinigung der durch Verbauung förmlich zusammengewachsenen Orte abzielt, neuerdings in Fluß gekommen. Möge über diesen Arbeiten ein günstigerer Stern walten als bisher. Jedenfalls wird das Büchlein Starzers, das im Auftrag des Statthalters Erich Grafen Kielmansegg entstand, den mit der Ausführung des Landtagsbeschlusses betrauten Organen ein willkommener Behelf sein; es wird sie davor warnen, in das eine oder das andere Extrem zu geraten.

F. W.

Aubin Eugen: „Das heutige Marokko". Autorisierte Übersetzung von Dr. Th. Müller-Fürer. Großoktav, XV und 444 S. Berlin, Hüpeden und Merzyn, 1905.

Das französische Original »Le Maroc d'aujourd'hui« ist 1904 bei Armand Colin in Paris erschienen. Aus seiner Vorrede erfährt man, daß der Kern des Werkes Reisebriefe des Verfassers an das »Journal des Débats«, die »Revue des deux mondes« und andere Zeitschriften bilden. Da er der arabischen Sprache nicht mächtig war, verschaffte er sich insbesondere durch einen Algerier, der ihn begleitete, durch Konsularbehörden u. s. w. die Möglichkeit, hervorragende Marokkaner gründlich auszufragen und an zahlreichen Orten Erkundigungen einzuziehen. Die Vorrede der deutschen Ausgabe ist viel kürzer und verschwiegener; wir erfahren aus ihr die angeführten wichtigen Umstände nicht, sie schließt vielmehr recht reklamehaft mit der Aufzählung aller der Gewährsmänner, so daß der Eindruck erweckt wird, der Verfasser habe sich mit diesen allen ohne Dolmetsch verständigen können. Aus einer Mitteilung des Verlages (nebenbei bemerkt, in schauderhaftem Deutsch) erfahren wir außerdem die — vielleicht wahre, aber ohne die vorerwähnten Bemerkungen immerhin sehr leicht zu überschätzende — Tatsache, daß der Name Aubin „ein Pseudonym, hinter dem sich einer der erfolgreichsten Diplomaten der jüngeren Schule verbirgt und in der wichtigsten Epoche der neuen marokkanischen Geschichte amtlich tätig". Das Buch ist nicht so schlecht, daß es einer solchen Art der Einführung bedürfte. Denn der Verfasser hat sich ernstliche Mühe gegeben, um sich gut zu informieren, und wenn auch bei der geschilderten Art der Ermittlung Irrtümer nicht ausgeschlossen sein können, macht doch der Grundstock seiner Mitteilungen einen zuverlässigen Eindruck. Das Interessanteste an dem Buche ist die ausführliche Schilderung des marokkanischen Verwaltungsorganismus (des „Makhzen") mit seinen komplizierten Einrichtungen, dann der religiösen Verbände und der sozialen Verhältnisse. Denjenigen Lesern, welche mit Worten, wie „Regierung", „Aufstand", „Feldzug", auch für Marokko bisher die landläufige europäische Vorstellung verbanden, werden auch die Geschichtchen vom Krieg und vom Hofleben sehr reiche Belehrung spenden. Von der Natur des Landes ist in dem Buche, auch dort, wo es die Reiserouten des Verfassers schildert, kaum je die Rede. Daß die französischen Tendenzen, zu jener Zeit noch vor allem antienglisch, gelegentlich stärker hervortreten, ist selbstverständlich. Bis zu einem Verstoß gegen den guten Geschmack steigert sich aber der Ausdruck der Sympathien und Antipathien kaum je. Das Buch ist überhaupt gut geschrieben und angenehm zu lesen. Die Übersetzung ist recht gut. (Berber statt Beraber, S. 156, scheint bloß ein Druckfehler.)

Sieger.

„53 Jahre aus einem bewegten Leben." Vom Verfasser der „Memoiren eines österreichischen Veteranen". 3. Band. Kommissionsverlag Braumüller & Sohn. 1906.

Memoiren sind Denkwürdigkeiten, welche erlebt und aufgezeichnet werden, aber der Erzählende muß mit den Ereignissen in hervorragender Weise verflochten gewesen sein. Er muß aktiv oder passiv der Mittelpunkt der Geschehnisse sein. So lesenswert, und mitunter amüsant, die Erlebnisse des Unbekannten sind, der sich in seinem Buche überall als Baron Ludwig Wattmann, Sohn des ehemaligen Leibarztes des Kaisers, verrät, so bieten sie für Memoiren doch zu wenig und für ein Tagebuch zu viel. Der vorliegende Band, aber auch die beiden ersten Bände (erschienen im Jahre 1903 und 1904 bei Braumüller & Sohn) enthalten viele Erzählungen und Betrachtungen, die aber bei weitem kein Ganzes hervorbringen. Aber aus vielen Skizzen ein Ganzes hervorbringen genügt, wie Goethe treffend bemerkt, selbst dem Besten nicht immer.

Die Betrachtungen des Autors über Politik und Religion, über Kapitalismus, Verkehrswesen, Schule und Bevölkerungswesen, seine Kriegs- und Reiseschilderungen lesen sich ganz angenehm und zeugen von großer Belesenheit. Es fehlen nur noch Literatur und Kunst und wir hätten ein kleines Konversationslexikon eines ganz gescheiten Mannes. Voilà tout. Und weil es füglich gleichgültig ist, welche Motive diese schriftstellerische Leistung zutage förderten, und welcher Kategorie sie angehört, so sei konstatiert, daß das Buch seinem Zwecke entspricht, intelligenten, nicht gelehrten Leuten zu gefallen.

Der Krieg mit Preußen im Jahre 1866 war ein besonderes Erlebnis für den Autor, weil auch seine Frau, geborene v. Brunicka, die Strapazen des Feldzuges mitmachte. Sie war ihm eine gute Gattin aber auch eine tapfere Begleiterin im Feldzuge. Ihre Erlebnisse sind wirkliche Denkwürdigkeiten für eine Frau. Unmittelbar vor der Schlacht bei Jičin hatte sie ganz allein eine grauenvolle Nacht in einem vollkommen verlassenen Dorfe zugebracht. Zwei Nachzügler der durchziehenden Infanterie fanden sie in einem Wagen verborgen, und als sie nach dem Koffer griffen, hielt sie den Revolver so entschlossen entgegen, daß die unangenehmen Gäste Reißaus nahmen. Sie war auch in Königgrätz, in Olmütz und in Trencsin. Sie machte, mitten unter den Flüchtlingen, in stockfinsterer Nacht den Elbeübergang mit, und zwar schwimmend, an ihrem Arme einen zerschossenen Major haltend, und sie konnte mit Recht sagen, daß auch sie an dem Feldzug teilgenommen.

Aber du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Der schneidige Generalstabsoffizier läßt sich pensionieren, weil seine Illusionen, die Träume von militärischen Lorbeeren, dahin waren und er wird — Finanzmann.

Zur Tätigkeit bei finanziellen Unternehmungen, sagt Wattmann euphemistisch, in Wirklichkeit wurde er Verwaltungsrat zweifelhafter Unternehmungen, unter anderem der berüchtigten Maklerbank, für die er vormittags an der Börse, nachmittags aber, als Verwaltungsrat, am grünen Tische angestrengt tätig gewesen. Es mutet einen ganz sonderlich an, wenn ein Generalstabsoffizier hohe militärische Ehren aufgibt und zu Beschäftigungen Zuflucht nimmt, welche weitab von seiner Sphäre liegen und unerquicklich sind. Übergehen wir die nicht sympathischen Gestalten der Memoiren, die Rappaports, Baron Popper, Stroußberg, Offenheim, die Tramwaymatadore Reitzes und Wiener und auch den Verwaltungsrat Baron Ludwig Wattmann, von dem es absolut nicht klar wird, weshalb ihn das Schicksal gezwungen hat, gerade Verwaltungsrat der verkrachten Unternehmungen zu werden und mit Matadoren der Börse, am grünen Tische, über Kontermine und Kostgeschäfte zu beraten. Von diesem Teile der Memoiren sei nur vermerkt, daß die aristokratischen Geldmänner gute Spaßmacher und Spieler gewesen und daß die Episode vom Krachjahre 1873, sowohl für diese, als für den Verfasser der Memoiren mit bedeutenden unausgeglichenen Schulden geendet hat.

Der Retter in der Not war schließlich der Schwiegervater, rekte das Erbe seiner Frau. 11.000 Joch guter Kieferwaldungen mit entsprechenden Industrialien, konnten manches wieder gleichmachen. Das an der russischen Grenze gelegene Waldgut Ruda ist das letzte und, wie es scheint, das erfolgreichste Operationsfeld des Autors. Viel Arbeit, große Sorgen, aber nachhaltige Erfolge. Das rationelle Forstwesen ist in Galizien eine Seltenheit, man verzehrt nicht die Rente, sondern gleich das Kapital, weil in der Regel 50 Prozent mehr geforstet wird, als nach forstwirtschaftlichen Grundsätzen gestattet wäre. Und wenn es zutrifft, daß Wattmann eine Ausnahme bildet, dann mögen auch Landwirte aus seinem Buche lernen. Nicht leicht entwindet man den Urwäldern die alten Bestände, um sie geschunden, geschnitten und verarbeitet dem Menschen dienstbar zu machen, nicht leicht entzieht man dem Boden die Kraft, um sie neuen Anpflanzungen zuzuführen. Der pensionierte Offizier und der verunglückte Finanzmann schließt mit dieser Tätigkeit sein bewegtes Leben ab. Er findet nun bei der Land- und Forstwirtschaft den hart erkämpften Lohn.

Dr. Max Reinitz.

„Adalbert Stifter." Eine Studie von Wilhelm Kosch. Mit einem Porträt Stifters nach dem Aquarell von M. M. Daffinger und einem Faksimile. Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1905.

Eine Studie. Eine Bemühung. „Um" Stifter (wie man sich heute ausdrückt). Gut. Seien die „Bemühung", der gute Wille, Kenntnisse u. s. w. anerkannt. Das kleine, sehr nett gedruckte Büchlein ist sorgfältig in Kapitel gegliedert. Jedes Kapitel trägt ein Motto aus dem Sentenzenschatze des Unerschöpflichen. Sonst sind noch, passend und wirksam wie immer, Stellen aus den Werken und Briefen, diesen wundervollen echten, tiefen, innigen, weisen, lieben Briefen verstreut. Wilhelm Kosch schätzt Stifter sehr. Das interessiert uns vorläufig gar nicht. Er hat auch einiges an dem Schwerfällig-schwankenden, dem pedantischen Ethiker auszusetzen; das Schematischbreite der Spätzeit wird bemängelt. Das steht jedermann frei. Aber was bietet — eine ungeduldige Frage —, was bietet diese „Studie", was rechtfertigt ihr Erscheinen, ihr Auftreten mit zwiefältiger Jubiläumsgebärde: 100 Jahre Stifter, 50 Jahre Sauer („August Sauer zum fünfzigsten Geburtstag, 12. Oktober 1905") — ? Nichts. Dürr gesagt: nichts. Der Nachweis wird nicht schwer fallen. Das Biographische leitet die Broschüre ein. Ein Feuilleton. Kein gutes. Ich habe einige zu diesem Ehrentage der Österreicher in den Blättern erschienene zu lesen versucht. Kosch zur Folie seien die deprimierenden Beobachtungen vermerkt. Da schreibt ein Jemand folgenden Unsinn (wörtlich): „Als er (Stifter) endlich im Jahre 1850 eine feste Anstellung mit Inspektorat über die oberösterreichischen Volksschulen erhalten hatte, wurde ihm dies Amt, zu dem er wie kein zweiter berufen war, durch Metter-

nich (1850!!) und das reaktionäre Ministerium Leo Thun derartig verleidet" u. s. w. Derselbe „Feierer" versetzt sich zu Anfang seines Elaborates in die beliebte weihevolle Stimmung: „Es ist uns, als breite sich im Sonnenscheine eine smaragdene paradiesische Wiese aus." Blauer Himmel. Weiße Wölkchen „gleich Engeln" hinziehend. Ewige Liebe u. s. w. In der Mitte der hier versammelten „braven Menschen" wandelt „ihr Schöpfer, Adalbert Stifter, in buntgeblümtem Schlafrock und mit Pantoffeln an den Füßen, so wie er im Leben als würdiger Schulrat sein ehrbares Städtchen Linz zu durchqueren pflegte (!!!)". Genug. Ein anderer Festredner (in einem die Provinzblätter heimsuchenden Artikel): „Aber noch ehe dies (Professur in Mariabrunn) zur Entscheidung kam, führte er die geliebte Amalie Mohaupt u. s. w. heim." (Nach dem voraufgehenden Satze unverkennbar, hat der Festredner Fanni, Stifters Fanni, das tiefste Erlebnis des Dichters, mit der unseligen Mohaupt, dieser wahrhaftigen Bleikugel des Galeerensträflings Stifter, verwechselt, tatsächlich verwechselt!!) Noch ein „Berufener" — Fürst, der aus seiner Stifter-Ausgabe (Hesse) den „Nachsommer" ausgeschlossen hat (!) — weiß (trotz Hein) immer noch zu berichten, daß Stifter sich bis zum Tode „die Zärtlichkeit des Flitterwöchners bewahrt" hätte (der „Flitterwöchner" an Fanni: „... ach, ich hätte über dem Experimente bald mein Herz gebrochen...") ... Koschs „Studie" gewinnt. Gewinnt trotz dem kläglichen Deutsch der dem klassischen Stilisten der „Bunten Steine", der „Mappe", des „Prokopus" gewidmeten Arbeit. (Die „Bunten Steine" sind übrigens nach Kosch „mit dem Herzblut eines großen Pädagogen geschrieben".) Gewinnt trotz solchen der Sprache Stifters zugefügten Freundlichkeiten („Blütenlese": wir sind ja in Feststimmung): „Ein geistiger Feinschmecker — verzehrte er sich selbst." „Stifter hatte sich des Rechts beflissen... Eifrig besuchte er das Theater, in dem vor allem Shakespeare ihn gewaltig anzog." „Die Literaturbewegung seiner Zeit behielt er stets im Auge." „Mit einem Schlage ward Stifter berühmt; er trat damit in die Reihe der ersten" u. s. w. „Seine Ehe war kinderlos, obwohl er einen Nachwuchs von ganzem Herzen herbeiwünschte (!)." „Stifter sandte ihm (Majláth) die „Feldblumen" (?) und bahnte gleichzeitig mit Heckenast ein näheres Verhältnis an..." „Stifter verkehrte damals auch viel in dem geistigen Mittelpunkte Wiens (Neuners Kaffeehaus)..." „Dabei arbeitete er unablässig. Es war die Zeit seiner dichterischen Blüte, seine Schöpfungen häuften sich." „Stifter hatte keineswegs die Absicht, als Schriftsteller sein öffentliches Wirken zu beschließen. Es drängte ihn, mit dem praktischen Leben in Fühlung zu treten." „Eine wandelnde Leiche war der früher u. s. w. in den Straßen von Linz mitunter noch zu treffen. Sonst (!) weilte er am liebsten zu Hause..." In diesem erfreulichen Stile ist die „Studie" abgefaßt. Wir erfahren den „Inhalt" der einzelnen Werke des Jubilars. Es wird indessen auch — und ein Festredner „gibt" sogar „die Erzählung in gekürzter Fassung (nach Kosch) wieder" (!) — ein größeres Stück „Narrenburg" (die Episode Jodok-Chelion), nach dem „ungefähren Wortlaut des Dichters" und gewürzt mit Regiebemerkungen wie: „Unsere Spannung wächst" Aufhorchenden nicht versagt... Wem soll die klitternde Arbeit dienen? Die Bedeutung eines der herrlichsten deutschen Erzähler steht fest. Seine Werke wird der Liebhaber in der großangelegten Sauerschen Ausgabe endlich doch einmal mit den für Stifters „Werdegang", wie Herr Kosch sicherlich gesagt haben würde, so maßgeblichen Lesarten „historisch-kritisch" genießen können (wenn es ihm bisher noch nicht gelungen sein sollte): eine „Studie" zu diesem, jedem Deutschen teuren, mit bitterer Wehmut um ein in eklem Kleinkrieg aufgeriebenes, unsäglich fein organisiertes Leben rückschauend erlebten Tage hat Pflichten, Pflichten selbst gegen ein „populär" zu belehrendes „größeres" Publikum, Pflichten gegen den Nachfolger Heckenasts, Amelang, Pflichten vor allem gegen den großen Dichter Adalbert Stifter. Liebe zu einem Gegenstande, Fleiß, Papier und Tinte, selbst grammatikalische Kenntnisse und Stilgefühl — schon sind wir im Gebiete der heute, scheint's, unerreichbaren Ideale — Psychologie sogar: das ist, wäre vielmehr noch wenig, wenig, wenig. Eine zum 100. Geburtstage dieses wunderbaren Künstlers um Beachtung werbende Skizze müßte selbst ein Kunstwerk sein. Das ist ihr Minimum an Existenzberechtigung.

Dr. Richard Schaukal.

„Die Scholle." Roman aus dem Ungarischen von Franz Herczeg. Deutsch von Leo Lázár. (Verlag von Carl Konegen [Ernst Stülpnagel] in Wien, 1905.)

Dieser Roman beginnt wie ein Buch von Jokai, er wird fortgesetzt wie eine der orientalischen Geschichten von Rudolf Lindau und er endet wie ein echter Herczeg. Schon die beiden ersten Namen deuten an, daß der dritte mit ihnen in eine Generation älterer Erzähler zu setzen ist, die — wenn sie auch sehr viele Fehler gehabt haben mögen — doch den einen großen Vorzug besaßen, daß sie zu erzählen verstanden. Es ist nicht jene nervöse Erzählermanier, die von Szene zu Szene, von Impression zu Impression eilt, sondern eine weitaus besonnenere Art, die nicht nur schildert, sondern auch berichtet. Es

ist von Bedeutung, daß die Dichter, die das wirkliche „Erzählen" verstehen, auch neuestens bei uns wieder zu Ehren kommen und daß die Jüngeren und Jüngsten ihre Erfolge gerade dieser Kunst des ruhigen Geschehens verdanken. — Von einer Odyssee handelt der Roman Franz Herczegs, er gibt, wenn man so will, die Geschichte einer Verbannung, einer Läuterung, einer Reinigung. Der Verlust der Heimat und ihre Wiedereroberung, das ist das echt ungarische Grundthema der Handlung. Die Liebe zur Scholle äußert sich in einer tiefen und seltsam schamhaften Weise. Ein ungarischer Großgrundbesitzer verspielt in einem Budapester Klub während einer Nacht sein ganzes Vermögen. Das ist Maurus Jokai. Nach einer Zeit des Schwankens, in der er allerlei versucht, ohne das für ihn einzig Mögliche zu finden, fällt er noch einmal. Aber nun, am Rande des Abgrunds, kommt er zur Besinnung und erkennt, was ihm not tut, das Rettende. In härtester Arbeit erzieht ihn sein Wille vom genußfrohen Kinde zum Mann. Zuerst Heizer auf einem Dampfer, gelingt es ihm zu besseren Stellungen aufzusteigen, dann wird er zum Gehilfen eines betrügerischen Armeniers, den er zur Erkenntnis zwingt, daß Redlichkeit im Handel nicht zu verwerfen sei. Jahre gehen in der Levante hin. Das ganze bunte, abenteuerliche Leben des Orients zieht ihn in seine Kreise. Das ist Rudolf Lindau. Und endlich, nachdem er in unablässigem Ringen im Verein mit einem andern und minder widerwärtigen Bundesgenossen ein Vermögen erworben hat, kann er daran denken, in die Heimat zurückzukehren. Er kommt als Sieger und alle Verhältnisse von früher spiegeln sich verändert in seinem wieder blank gewordenen Schild. Die verlorene Scholle wird wieder sein. Das ist ein Roman von so ungemein einfacher Komposition, daß man kaum darauf aufmerksam wird, wie kunstvoll gerade diese Einfachheit ist. Er ist so selbstverständlich wie das Leben; mit allen seinen Zufällen, abenteuerlichen Ereignissen und den merkwürdigen Begegnungen selbstverständlich. Und was neben diesen schriftstellerischen und technischen Qualitäten das dichterisch Schönste ist: die Liebe zur Scholle wird nirgends in Sentimentalitäten laut. Keine Paroxysmen des Heimwehs erschüttern die Luft dieses Romans, keine Klagegesänge trauern der verlorenen Scholle nach. Der Schmerz ist innerlich, wortkarg und man wüßte vielleicht nichts von der Triebfeder aller Handlungen dieses Georg von Szitnyay, wenn nicht Herczeg gleich zu Beginn des Romans einiges aus der Geschichte des Geschlechtes derer von Szitnyay erzählt hätte, aus dem hervorgeht, daß die große Macht im Leben dieses Geschlechtes und jedes einzelnen seiner Glieder, eine über Leben und Tod stehende Macht, die Liebe zur Heimat war. Eine Art des magyarischen Chauvinismus, die auch jetzt, trotz aller Zeitereignisse, nicht anders als sympathisch sein kann.

Karl Hans Strobl.

Balzac: „Die Messe des Atheisten". Honorine. P. Grassou. Deutsch von G. Bogenhardt. Gr. Lichterfelde, Eyselt. 1905.
Balzac: „Das Mädchen mit den Goldaugen". Deutsch von Ernst Hardt. Leipzig, Insel-Verlag.
Balzac: „Physiologie der Ehe". Deutsch von Conradt. Leipzig, Insel-Verlag.
Balzac: „Ausgewählte Werke". Deutsch von A. Brieger. Berlin, Ledermann. 1905. Zehn Bände.

Vor vierzig Jahren etwa hat man Balzac zuerst ins Deutsche übersetzt und seitdem nicht mehr. Bei dem Übersetzungsfieber, das seit einiger Zeit in Deutschland wütet, hat man sich auch des kolossalischen Autors der ‚Comédie Humaine' erinnert und das ist zu loben, wenn Künstler wie Hardt und E. Bogenhardt die Arbeit machen; die Verdeutschungen von Brieger sind gut, doch nicht ganz auf der Höhe nachschaffender Kunst.

Wer Balzac einen beobachtenden Realisten nennt, gibt ihm ein vermeintes Lob, das seine Art gänzlich mißversteht. Sein Ausgang ist manchmal die Wirklichkeit, aber seine phantastische Leidenschaftlichkeit läßt ihn sie bald vergessen. Auch wenn er sich daraus etwas gemacht hätte — die 16 Stunden täglicher Arbeit ließen ihm kaum Zeit, zu „beobachten". Sein Schaffen ist, wie das aller Dichter, rein imaginativ — die zweitausend Personen seiner ‚Comédie Humaine', die ein Balzacien gezählt hat, sind Erfindungen in Hinsicht auf die objektive Wirklichkeit, lebendige Wesen in Hinsicht auf die Leidenschaft ihres Schöpfers, der seinen Gestalten seine Muskulatur gab und sie von seinem Gedanken beherrschen ließ: der Energie. Sie sind Willensmenschen wie er selber. Und diese unbedingte Verehrung der Energie, des Handelns gleich wie was, gibt Balzac den außermoralischen Standpunkt — die „Objektivität" — von dem aus er die Welt sieht und systematisiert, denn er ist, ein echter Franzose, oft logischer als die Tatsachen. Er ist ganz davon überzeugt, daß die Menschen seit Ödipus sich nicht geändert haben und so gibt er seinen Gestalten, seinen multiplen Wesen, das größte Schicksal, gegründet auf Leidenschaft und Notwendigkeit. Zu einer so vom Willen trunkenen Intelligenz paßt der Vorsatz, das Bild der Zeit in einem Riesenspiegel zu fangen — aber die ‚Comédie Humaine' wird niemand als ein solches Bild ansprechen, auch wenn man es noch nicht aufgegeben hätte, Zola einen Naturalisten zu nennen. Von dem großen Werk bleiben ein paar unsterbliche Bände und die gigantische Gestalt ihres Helden: Balzac.

Franz Blei.

„Aus einer alten Stadt." Eine Prager Geschichte von M. Hanel. Wiener Verlag. 1906.

Die Geschichte einer Kindheit, einer Jugend. Konfessionen eines jungen Mädchens, das an dem Leben leidet. Die „alte Stadt" gibt eine ganz hübsche Staffage, ist aber gar nicht das Wesentliche daran. Oder vielmehr: es ist dem Autor geglückt, die Anregungen und die Eigenart des Lokales als höchstpersönliches Stimmungselement aufzunehmen und zu formen.

Eine Prager Geschichte. Wirklich — die Welt „einer alten Stadt." Man fühlt die dichterische Feinheit, wie hier alles durchtränkt ist mit dem Blut und Geist der Scholle. Ein Gesellschafts- und Kulturroman ist hier gegeben, der in der Echtheit der Gestaltung nichts zu wünschen übrig läßt. Der Haß und das Mißtrauen zwischen den Nationen spielen scharf und lebendig hinein und nicht minder deutlich wird der Zerfall der deutschen Gesellschaft in Cliquen durch Stellung, Vermögen, Konfession.

R. Holzer.

Feuilleton.

„Tragik des Lebens."*

Der wuchtige Titel soll niemand erschrecken. Nicht der Dichter der Heinrichs-Dramen und der „beiden de Witt" spricht zu uns, der sich am liebsten dort bewegt, wo die Geschicke ganzer Völker entschieden werden: auf dem Boden der Weltgeschichte; sondern der feinsinnige Erzähler der „Novellen aus Österreich", der mit nachdenklichem Blick und mitfühlender Seele in das Leben der Gegenwart schaut und Einzelschicksale, die als typisch gelten können, herausgreift, um sie vor uns auszubreiten und mit tiefem Verstehen ihre letzten Gründe klarzulegen.

„Kein Vorgang ist an und für sich tragisch", sagt Chamberlain, „er wird es erst durch den Sinn derer, die ihn erleben." Saar ist tragisch veranlagt, wie alle hochgestimmten Dichter; er fühlt sich daher durch das Tragische angezogen und schildert mit Vorliebe Lebensläufe, die nicht wie ein wohlregulierter Fluß in einengenden Schranken dahingleiten, sondern abirrend vom sicheren Wege dem Abgrund zueilen. Jede Nummer einer Tageszeitung enthält in Fülle solche Tragik des Lebens. Niemand hat Zeit, tieferen Anteil zu nehmen. Der Dichter aber hält uns bei der einzelnen Begebenheit fest. Sein Geist fällt wie ein Sonnenstrahl in das Dunkel der seelischen Vorgänge. Alles wird hell und deutlich vor unseren Augen, wir sehen und begreifen und sind gefesselt.

Die Stoffe der vier Novellen sind durchaus modern. Denn sie berühren Lebensgebiete, die gegenwärtig im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen: die sozialen Zustände und die Mysterien des sexuellen Lebens.

In „Familie Worel" bricht die Tragik des Lebens über eine ganze Familie herein, weil Vater und Kinder, vom Hochmutsteufel besessen, nicht mehr dienen wollen und gute, sichere Stellungen auf einem fürstlichen Gute verschmähen, um in der benachbarten Stadt ein zweifelhaftes Glück zu suchen. Die schöne Olga, der, ohne daß sie es ahnt, eine Grafenkrone winkt, gelangt nicht in deren Besitz, weil Selbstsucht und Berechnung in ihrer Brust die reine Liebesflamme ersticken, die brennt, ohne zu fragen warum und wozu. Es ist wie im Märchen. Die Demut hätte sie in Glanz und Herrlichkeit geführt, der Hochmut führte sie in Armut und Selbsterniedrigung und zuletzt in den Tod. Aber die Erzählung trägt den Stempel lautester Lebenswahrheit und hat nichts gemein mit der Hohlheit von willkürlich Erdichtetem. Die zweite Novelle, „Sappho", will uns zeigen daß ein reizloses Weib den Mann nicht zu fesseln vermag und wenn es sich auch in schrankenloser Freiheit über alle Gebote der Moral hinwegsetzt. Eine unglückliche Wiener Dichterin enthüllt in einem Briefe einem Manne, der sie verschmähte, mit verblüffender Offenheit, mit einer gegen sich selbst geradezu grausamen Wahrheitsliebe, die nichts verschweigt und nichts beschönigt, ihre traurigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Liebe. Bei heftigstem Liebesverlangen ist sie zum Entbehren verurteilt; denn so oft sie einem Manne ihre Gunst schenkte, erlebte sie die tief demütigende Beschämung, daß sie sich der Gier eines Suchenden preisgegeben, dem sie nicht zu gefallen vermochte. Sie klagt die Natur an, weil sie ihr fesselnden Reiz versagte, und fühlt sich in diesem Punkte frei von jeder Verantwortlichkeit. Sie vergißt, daß die Ursachen der sexuellen Anziehung nicht nur physiologische und physikalische, wie etwa die Berührungselektrizität, sondern auch psychische sind. Die allzu hingebungsvolle Dichterin ist zu leicht zu erobern. Ihre heimlich schwelende Liebessehnsucht hat die Widerstände, die der angeborene Takt und die Erziehung in der Seele des Weibes aufgerichtet, verzehrt und ihr Urteil getrübt und so fällt sie mehr oder weniger leichtfertigen Mädchenjägern zur Beute.

Oder muß das vielleicht so sein? Schlägt die grausam berechnende Natur, um ihre Zwecke zu erreichen, die Nichtumworbenen vielleicht mit

* Vier neue Novellen von Ferdinand v. Saar. Wiener Verlag.

Blindheit und treibt sie sie zum Entgegenkommen an, um den Mangel der Anziehungskraft auszugleichen? Jedenfalls hat der Dichter hier wieder in ein dunkles Gebiet des Liebeslebens hineingeleuchtet, wiewohl er es dem Leser überläßt, sich darin zurechtzufinden.

Der Titel der Novelle ist wohl halb ironisch gemeint, denn mit der großen Lesbierin hat die unselige Dichterin nur die erotische Veranlagung und die Todesart gemein. Auch sie stürzt sich von einem Felsen ins Meer, tut aber auch das mit wenig Glück; denn sie erreicht nicht das Meer — ein symbolisch wirkendes Detail — sondern fällt mit zerschmetterten Gliedern auf den Strand.

Die Anregung zu diesem Werke gab dem Dichter die schrankenlose Erotik, die sich in einem Teile des modernen Frauenschrifttums kundgibt. In der Einleitung wird diese Erscheinung erwähnt und die Ansicht ausgesprochen, daß es namentlich jene Unglücklichen, die vom andern Geschlechte nicht begehrt werden, sein dürften, die für das Weib das Recht sich „auszuleben" fordern und die alte Moral, die es daran hindert, so heftig bekämpfen. Dieser Ansicht kann ich nicht ganz beipflichten. Möglich, daß auch hier der Zwang der Natur auf ausgleichende Wirkungen abzielt, daß jene, die ihr heißes Temperament im Leben nicht verbrauchen konnten, es in ihren Schriften zu verwerten suchen und, weil es ihnen versagt blieb, durch ihre Person berauschend zu wirken, mittels des Geistes durch Unverhülltheit und Glut der Darstellung berauschende Wirkungen zu erreichen suchen. Sie würden es aber nicht gewagt haben, durch Mißachtung der Sittengesetze Erfolge zu erstreben, wenn nicht eine weit tiefer gehende Bewegung die alten Tafeln umgeworfen hätte.

Eine von hellenischem Geiste erfüllte geistige Gemeinde ruft nach Erlösung unseres Trieblebens von dem Fluche der Sündhaftigkeit und will der Nacktheit den Adel der Unschuld wiedergeben, der ihr bei den Griechen eigen war. Von dem Gedanken ausgehend, daß die durch die herrschende Moral sanktionierte Entwürdigung und Entehrung des Geschlechtslebens die Nachkommenschaft durch Willenslähmung und inneren Zwiespalt entgelten muß, strebt man nach einer Heiligung jener Vorgänge, die der Fortpflanzung der Gattung dienen sollen. So ist z. B. Richard Dehmel ein Apostel jener höheren, in edelstem Sinne schamfreien Erotik und, fortgerissen von der neuen Strömung, stellten sich gewiß auch viele Frauen, die der fesselnden Anmut keineswegs entbehren, mehr oder minder zielbewußt in den Dienst dieser Bewegung. Natürlich wurde die neue Losung auch vielfach mißverstanden und segeln unter dieser Flagge auch viele Elemente, die ganz persönliche, niedrige Zwecke verfolgen.

Die dritte Novelle „Hymen" zeigt uns das Widerspiel der Pseudo-Sappho: eine nicht eigentlich schöne und nicht mehr junge Frau, die starke magnetische Kraft besitzt und vermöge ihres starken Geistes und ihrer überlegenen Willenskraft die Männer beherrscht. Einem tragischen Geschick verfällt einer ihrer Liebhaber, mit dem sie ein frevelhaftes Spiel treibt. Der Dichter gibt hier eine Lösung des psychologischen Rätsels, wie eine Frau aus Liebe zu einem sich dem andern hingibt. Im Tiefsten getroffen durch die Treulosigkeit des wahrhaft Geliebten, sucht sie sich an der Leidenschaft des andern zu wärmen und aufzurichten, rächt sich aber an ihm für den eigenen Fall durch Kälte und Geringschätzung.

„Die Pfründner" ist die ergreifendste der vier Novellen. Mit Meisterhand zeichnet hier der Dichter zwei arme, durch Alter, Unglück und Krankheit tief gebeugte Menschen, die sich im Versorgungshause finden. Er läßt es uns miterleben, wie ihre gegenseitige Neigung ihnen in die Atmosphäre von Neid, Zwietracht und Feindseligkeit, die sie umgibt, ein wenig Sonne bringt und wie sie sich in diesem kümmerlichen Strahl seelisch und physisch allmählich aufzurichten beginnen und wieder hoffen lernen. Da zeigt sich ihnen das Glück wirklich in greifbarer Nähe. Ihre Erlösung aus dem Versorgungshaus und endliche Vereinigung erscheint gewiß. Aber statt sich des unverhofften Schatzes vor allem rasch zu versichern, lockt der hoffnungstrunkene Mann durch sein unkluges Verhalten das tragische Verhängnis herbei, das ihn zermalmt.

Die beiden schüchternen, gealterten Menschen, die in ihrer Neigung zueinander so rührend keusch und zart sind wie Huber und Tertschka in den „Steinklopfern", wecken unsere innigste Teilnahme. In ungeduldiger Spannung zittern wir für ihr Glück, da sie es nicht rasch genug ergreifen, bis mit der dramatisch bewegten Katastrophe das Gewitter, das wir herannahen fühlten, sich entlädt und den Unschuldig-Schuldigen vernichtet. Die Schuld des unglücklichen Pfründners ist seine Schwäche. Er war den Anforderungen, die das Leben an ihn stellte, nie gewachsen und hat es immer versäumt, rasch zuzugreifen, wenn ein Glück sich ihm darbot.

Selten hat Saar eine Novelle so liebevoll bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet wie diese. Milieuschilderung und Lokalkolorit, sowie auch die Zeichnung der Nebenpersonen sind von größter Lebendigkeit. Er bedient sich diesmal auch nicht der von ihm sonst bevorzugten subjektiven Form, die gestattet, manchen Teil der Entwicklung zu übergehen, sondern schildert objektiv und ausführlich.

Auch aus den andern drei Novellen tritt uns die Idee entgegen, daß die dämonischen Gewalten, die unser Schicksal schmieden, in uns selber wohnen. In diesem Sinne fehlt bei keinem der vorgeführten Opfer der Lebenstragik die tragische Schuld, wenn auch die meisten sich nur gegen sich selbst versündigt haben.

Auch diese jüngsten von Saars Erzählungen sind Novellen aus Österreich. Der Schauplatz ist Wien und Mähren und es wird gewiß wieder Leute geben, die in manchen der geschilderten Personen werden Porträts erkennen wollen.

Saar ist ein Lebendiger geblieben, wiewohl das Alter und ein schweres Leiden an seinem Leben zehren. Er hat den Zusammenhang mit der Gegenwart nicht verloren, wie manche andere alternde Dichter, und das Empfinden der Jugend ist ihm nicht fremd geworden. Auch in seinen neuen Novellen finden wir seine alten Vorzüge wieder; den edlen Stil, die feine, lebensvolle Charakteristik und Schilderung, die Wirklichkeitsstimmung; Ausblicke ins große Allgemeine und Einblicke in die Tiefen des Individuellen, Lebensweisheit; endlich das spezifisch Saarische: den anheimelnden, ganz persönlichen Ton, der uns beim Lesen in die Stimmung versetzt, als ob wir einem trauten Freunde lauschten, der uns seine Erlebnisse erzählt. Denn das ist das Wesentliche in Saars Kunst: sie will Leben sein. Ella Hruschka.

Von der Woche.

20. Januar. Auf dem Hofball bezeichnet der Kaiser dem serbischen Gesandten Dr. Vuic gegenüber das Verhalten der serbischen Regierung bei den Handelsvertragsverhandlungen als inkorrekt.

21. Da die österreichisch-ungarische Regierung die Handelsvertragsverhandlungen mit Serbien abgebrochen hat, werden die serbischen Delegierten von Wien abberufen.

22. Der Viererausschuß der deutschen Parteien hält eine Sitzung ab; Dr. v. Derschatta entschuldigt sein Nichterscheinen. Es wird erklärt, daß der Ausschuß über die Versuche der Rekonstruktion des Ministeriums von kompetenter Seite nicht informiert worden sei. — Eine ruthenische Deputation unter Führung des Metropoliten Grafen Szeptycki bittet den Kaiser, es möge bei der Wahlreform Galizien und insbesondere Ostgalizien und die ruthenische Nation hinsichtlich der Unmittelbarkeit der Wahlen eine gleiche Behandlung mit den übrigen Kronländern sowie auch bei der Zuweisung der Mandate eine der Größe des Landes und der Einwohnerzahl entsprechende Berücksichtigung erfahren. Der Kaiser erwidert, daß die Regierung „bei dieser schwierigen Aufgabe die Rechte und Interessen aller Volksstämme aufs sorgsamste beachten und bemüht sein wird, jedem die Möglichkeit zu bieten, seine Ansprüche zur Geltung zu bringen". Der Monarch ermahnt die Vertreter der Ruthenen, ein friedliches und vertrauensvolles Verhältnis zu den Polen zu schaffen. Eine versöhnliche Gesinnung der zwei Volksstämme in Galizien werde „auch das Zustandekommen einer Wahlreform erleichtern, die den Anforderungen der Zeit Rechnung trägt". — Reichsratsabgeordneter Ritter v. Gorski warnt in einer Versammlung in Neusandec vor den Folgen der geplanten Wahlreform. — Eine Versammlung in Staresiolo fordert die Sicherstellung der nationalen Interessen der Polen und eine Verfassungsänderung, welche Galizien und seinem Landtag volle Selbständigkeit in der Landesgesetzgebung und Verwaltung sichere. — Wegen konstatierter Fälle von Tiererkrankungen wird die Grenze für die Einfuhr von Vieh und Fleisch aus Serbien gesperrt.

23. Die Obmänner der drei Gruppen im Herrenhaus setzen den Ministerpräsidenten in Kenntnis, daß die drei Parteien die Anschauung über die gegenwärtige Reformbedürftigkeit des Herrenhauses und über die Notwendigkeit des Zusammenhanges einer Reform des Herrenhauses mit einer Wahlreform des Abgeordnetenhauses nicht teilen und daß ihnen insbesondere die Entsendung von Vertretern der Gruppen, die durch die Wahlreform ihre Vertretung im Abgeordnetenhause verlieren sollen, in das Herrenhaus als nicht annehmbar erscheint.

24. Die parlamentarische Kommission des Tschechenklubs erklärt, mit Rücksicht darauf, „daß die Situation auf deutscher Seite nicht geklärt ist und angesichts der Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich noch einer gerechten Wahlreform entgegenstellen" es nicht für vorteilhaft, daß ein Vertreter des Klubs in das Kabinett eintrete. — Eröffnung der deutschen Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie in Berlin.

25. Der Viererausschuß nimmt den Bericht des Dr. v. Derschatta über seine Verhandlungen mit dem Ministerpräsidenten mit Befriedigung zur Kenntnis. — Die serbische Eisenbahndirektion annulliert alle in Österreich-Ungarn gemachten Bestellungen.

26. Graf Julius Andrassy trägt dem Kaiser in zweistündiger Audienz seine privaten Ideen über die Entwirrung der ungarischen Krise vor. — Adolf Werthner (geb. 1828), Mitbegründer der „Neuen Freien Presse", in Wien †. — Eine Versammlung von Postbediensteten in Wien beschließt, falls bis 1. April seitens der Regierung nicht ihren Forderungen entsprochen wird, für den 12. April die passive Resistenz zu proklamieren.

27. Die 150. Wiederkehr von Mozarts Geburtstag wird insbesondere in Wien und Salzburg gefeiert. — Der Kaiser empfängt abermals den Grafen Julius Andrassy in längerer Audienz. Der Standpunkt des Grafen in den Militärfragen tangiert derart die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der gesamten Armee, daß der Kaiser „auf die unterbreiteten Vorschläge überzeugungsgemäß nicht einzugehen vermag". Graf Andrassy erklärt, nicht in der Lage zu sein, auf der Basis der vom Monarchen zum Ausdruck gebrachten Ansichten die Regierung zu übernehmen. Er wird vom Kaiser beauftragt, den Führern der ungarischen Koalition eine mündliche Botschaft zu überbringen. — Eine Landesversammlung der serbischen Kaufleute in Belgrad billigt das Verhalten der serbischen Regierung gegen Österreich-Ungarn und spricht den Wunsch aus auf Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen mit Österreich-Ungarn sowie auf Befestigung der Handelsbeziehungen mit der Nachbarmonarchie auf Grund gegenseitiger Loyalität; sie protestiert gegen den durch die Viehgrenzsperre begangenen Vertragsbruch und verlangt die Anwendung einer gleichen Maßregel gegen Österreich-Ungarn, sobald der Vertrag abgelaufen sei.

*

Deutsches Volkstheater. Möglicherweise wirkt das Gyges-Drama des André Gide auf Franzosen? Franz Blei, der sonst feine Entdecker allerlei literarischer Delikatessen, enttäuschte diesmal. Aus allen Publikationen Bleis strömte stets der Reiz höchster Kulturvollendung, der Kunstgeschmack der Wenigen. Man kann sich sonst auf ihn unbedingt verlassen. Offenbar kennt er aber das Theater viel zu wenig, um zwischen den Wirkungsmitteln

der Bühne und denen eines feinen Buches unterscheiden zu können. Das dreiaktige Drama „König Kandaules“ ist von der delikaten Schönheit alter Gobelins. Dementsprechend von kleiner, intimer Wirkung, bleibt es in der Darstellung wesenlos, schattenhaft, leer: eine Tragödie von Spielkartenfiguren. Kandaules, die Königin, Gyges, wandeln ohne psychologische Tiefe, ohne eigenes Leben dahin. Hieratischen Gemälden gleich, stehen sie flach, ohne Perspektive im Bühnenbilde; die dramatischen Motive hängen ihnen als Spruchbänder aus dem Munde.

An Hebbel darf gar nicht gedacht werden! Mit Vergleichen ist auch nichts getan! Bestände die Dichtung nur aus sich selbst! So aber lebt jeder Akt von einem andern seelischen Impuls. Der erste vom Glücksbewußtsein und dem daraus fließenden inneren Reichtum; der zweite bringt das Drama der dekadenten Erotik; der dritte das Keuschheitsmotiv der beleidigten Königin. Sie treten leider untereinander in kein dramatisches Gefüge.

Kutschera war von einer prachtvollen Dunkelheit, die in Tiefen strebte, die der Dichter nicht zu eröffnen hatte. Fräulein Galafrés hatte sehr schöne Momente. Das Bühnenbild war stimmungsvoll und die ganze Vorstellung von einem starken Regiewillen geleitet.

—lz—.

*

Raimund-Theater. Das Schauspiel „Moschus“, von einer Dame, die unter dem Decknamen Ernst von Hofe schon einen Roman hat erscheinen lassen, erfreute vor allem durch die sittliche Energie, von der es erfüllt ist, und durch das herzhafte Empfinden, das daraus für alles menschlich Edle und Gute zu unserem Gemüte spricht. Gewiß, es ist das alte Defraudantenstück vom leichtsinnigen Bankbeamten, der sich und seine Familie um einer Dirne willen zu grunde richtet. Aber es enthält auch ein neues tragisches Motiv: die Frau, die im felsenfesten Glauben an die Treue ihres Gatten alles Unglück für ihn und mit ihm heroisch erträgt und erst zusammenbricht, als sie erfährt, daß ihr opfermutiger Glaube an einen ihrer Liebe Unwürdigen verschwendet ward. Theatralisch ist das Schauspiel, abgesehen von einigen technischen Unbeholfenheiten und einigen echt frauenhaften Übertreibungen, gut aufgebaut, und dank der ausgezeichneten, die ganze Skala weiblichen Empfindens umfassenden Darstellung, die die betrogene Gattin durch Frau Hetsey im Raimund-Theater erfuhr, verfehlte es denn auch nicht seine tragische Wirkung. Diese wäre vielleicht noch stärker, sicherlich aber reiner gewesen, hätte sich die Verfasserin von ihrem literarischen Ehrgeiz nicht verleiten lassen, den volkstümlichen Ton ihres Stückes durch gewaltsam aufgepfropfte Ibsen-Imitationen zu verfälschen. Schon der Titel „Moschus“ deutet auf symbolisierende Absichten hin. Er soll durch Erinnerung an gewisse Geruchsempfindungen in uns assoziative Vorstellungen von Laster und Sünde auslösen, und er tritt hier auch als unsichtbarer Vorbote des moralischen und physischen Todes in Aktion. Wo aber Ibsen durch Heranziehung von symbolischen Gleichnissen verborgene Zusammenhänge aufdeckt und blitzartig aufhellt, verdunkelt die Verfasserin von „Moschus“ durch ihren Hang zum Symbolisieren Dinge und Beziehungen, die klar am Tage liegen und beschwert ihre Sprache so sehr mit geschraubten Bildern, daß diese zuweilen den Ernst der Situation gefährden.

—tr—

*

Bürgertheater. Über den Original-„Sherlock Holmes“, den man jetzt auf der Landstraße aufführt, ist kaum mehr zu sagen, als daß sich die Leute von ihm ebenso willig zu ihrer Unterhaltung die Nerven reizen lassen, wie von dem Schönthanschen im Deutschen Volkstheater. Überreizte Nerven suchen am liebsten Erholung in noch stärkeren Reizungen, als sie der Tag, der Beruf, ihnen bringt, und die Kriminalliteratur war darum von jeher die beliebteste Zerstreuungslektüre. Das ist das Geheimnis des Erfolges ihrer jüngsten Spielart: der Detektivgeschichten Conan Doyles. Ob der englische Amateurdetektiv auch im Bürgertheater seine finanzielle Schuldigkeit tun wird? In Dingen der Mode und Sensation behält zwar gewöhnlich der Erste recht, was aber nicht ausschließt, daß auch einmal ein Zweiter vom Vorteil des Ersten einen Glückszipfel erhascht. Zu wünschen wäre es dem jungen Theater. Aber nur in der Voraussetzung, daß es den pekuniären Erfolg dazu benützt, um sich mit dessen Hilfe endlich einmal zu ernsten künstlerischen Taten aufzuraffen.

—pp.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 66. □ Redaktionsschluß 27. Jänner 1906. □ Ausgegeben 1. Februar 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

Die österreichisch-ungarische Bank versendet soeben ihren Rechenschaftsbericht pro 1906. Der Reingewinn ohne Gewinnvortrag beträgt K 13,266.609 und ist um K 779.425 größer als im Vorjahre. Die Dividende ist mit K 70.20 oder 5·014 Prozent gegen K 68.— oder 4·857 Prozent i. V. bemessen worden. Der österreichische Staatsverwaltung fallen K 1,354.082 (+ 74.839) zu, der ungarischen K 787.255 (+ 268.108).

Der wissenschaftliche Klub in Wien beging am 27. Jänner sein dreißigjähriges Jubiläum. Seit seiner Gründung hat er 1350 Vorträge, 220 Exkursionen und Besichtigungen und 14 Gesellschaftsreisen veranstaltet.

„Und Pippa tanzt!“ Glashüttenmärchen in vier Akten von Gerhart Hauptmann, ist in würdiger Ausstattung von S. Fischer, Verlag, Berlin, soeben in Buchform erschienen.

Von der im Verlag Herder zu Freiburg i. B. in zweiter Auflage erscheinenden Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus sind soeben drei Schiller-Bände ausgegeben worden, von welchen jeder ein gut reproduziertes Schiller-Bild enthält. Diese Ausgabe zeichnet sich von anderen billigen Klassikerdrucken durch eine große, leicht lesbare Schrift aus, die dem Auge ungemein wohltut. Trotz der schönen Ausstattung kostet ein Band nur 3 Mark.

Mozart. Bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart werden in Kürze erscheinen: Mozarts Briefe, herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Dr. Karl Storck (Preis gebunden M. 2.50) und eine Biographie Mozarts, gleichfalls von Dr. Storck (Preis M. 5.—, gebunden M. 6.—).

Der Herausgeber der zweimal monatlich in Wien erscheinenden Zeitschrift „Ruthenische Revue“, Reichsratsabgeordneter Basyl Jaworski, teilt mit, daß diese Zeitschrift von nun an unter dem Titel „Ukrainische Rundschau“ monatlich einmal erscheinen wird.

Die kgl. Landesregierung in Agram hat dem Schriftsteller und Oberleutnant i. d. R. Alexander F. L. Roda sein bisheriges Pseudonym Roda Roda als bürgerlichen Namen zu führen gestattet.

Büchereinlauf.

Dr. Karl Oppel. Das Buch der Eltern. Praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder vom frühesten Alter bis zur Selbständigkeit. Frankfurt a. M., 1906. Moritz Diesterweg. M. 3.—

Die Herren von Altenbruch. Agrar-Komödie in vier Aufzügen von Hans Karlmann. Dresden, 1906. E. Pierson. M. 1.50

Weltreisebilder von Julius Meurer. Leipzig, 1906. B. G. Teubner. M. 9.—

Freut euch des Lebens! Von Johanna Beckmann. Berlin. D. Dreyer & Co.

Katechismus der Frauenbewegung. Von Dr. Karl Wolff. Gekrönte Preisschrift herausgegeben von Verein Frauenbildung — Frauenstudium. Leipzig und Berlin, 1906 B. G. Teubner. M. 1.—

Die Auswanderungsfrage. Von Dr. Ernst Franz Weisl. Berlin, 1905. Wilhelm Süßerott.

Seestern „1906“. Der Zusammenbruch der alten Welt. Leipzig. Dieterich. M. 2.50

E. Haeckels monistische Weltansicht. Von J. Koltan. Zürich, 1906. E. Speidel. M. 1.50

Arno Holz. Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. München und Leipzig, 1906. R. Piper & Co.

Lebt die Liebe! Aphorismen von Emil F. Rüdebusch und Helmar Lorski. Zeichnung von Fidus. Schmargendorf bei Berlin, 1905. Otto Lehmann.

Geistiges Training. Von Dr. Raphael Eugen Kirchner. Berlin. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag. M. 3.—

Wo die Nordseewellen rauschen. Bilder aus der Heimat von Hans Rambach-Peters. Dresden, 1906. E. Pierson. M. 2.—

Deutsche Sprachsünder. 36 kritische Studien von Ernst Friedegg. Berlin, 1906. Siegfried Cronbach. M. 2.—

Wilhelm Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger. Freiburg i. Br., 1906. Herder. M. 10.—

Die Gusti. Wiener Roman von Richard Kola. Umschlag von Eduard Kola. Wien, 1906. Paul Knepler.

Schillers Werke für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. In 3 Bänden. Freiburg i. Br., 1905. Herder.

Moderne Illustratoren. Von Hermann Eßwein. Band V: Adolf Oberländer. Band VI: Ernst Neumann. Band VII: Edvard Munch. München und Leipzig. R. Piper & Co.

Die Fruchtschule. Band V: Adalbert Stifter. Eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstler. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Josef Harmuth. Band VI: Jörg Wickram. Der Goldfaden. Erneuert von Klemens Brentano. Band VII: Walt Whitmann. Prosaschriften. In Auswahl übersetzt und eingeleitet von O. E. Lessing. Band VIII: Jakob Böhme. Morgenröte im Aufgang. Von den drei Prinzipien. Vom dreifachen Leben. Herausgegeben und eingeleitet von Josef Grabisch. München und Leipzig. R. Piper & Co.

Das Meer ist das Leben. Novellen von Hans Horsten. Berlin — Leipzig, 1906. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.

Aus meiner Heimat. Sagen aus der Iglauer Sprachinsel von Marie Lang. Iglau, 1906. J. Rippl & Sohn.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 67: 3. Februar 1906.

…aten=Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
…tionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, $^1/_{16}$ Seite K 12.–, $^1/_8$ Seite K 20.–, $^1/_4$ Seite K 35.–, $^1/_3$ Seite K 45.
…ite K 60.–, $^1/_1$ Seite K 100.–. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

Konzerte

…Konzertbureaus der Hof-Musikalienhandlung …lbert Gutmann
Wien, k. k. Hofopernhaus.

…e Konzerte, wenn nicht anders angegeben, im

Saale Bösendorfer.

Februar:

…st. 1. Paul de Conne, Klaviervirtuose, II. (letztes) Konzert.
2. Martha Schmidt, Klaviervirtuosin.
…g 3. Aino Ackté, Primadonna der Großen Oper in Paris. Einziges Konzert. (Großer Musikvereinssaal.)
…g 4. Wohltätigkeits-Matinee unter dem Protektorate der Frau Erzherzogin Marie Valerie. Mitwirkende: Agnes Bricht-Pyllemann, Vivien Chartres, Fritz Schrödter, Josef Kainz, Willy und Louis Thern, Tscherniavsky-Trio. (Nachmittags 3 Uhr.)
… 5. J. Mellion, Violinvirtuose.
…g 6. Rosé-Quartett, III. Abend.
…g 6. Karl Jörn, kgl. Hofopernsänger aus Berlin, Liederabend. (Kleiner Musikvereinssaal.)
…ch 7. Eugène Ysaye, Violinvirtuose, Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)
…ch 7. Thilde Walsch-Schweder, Liederabend.
…ch 7. Nina Faliero-Dalcroze, Liederabend. (Kleiner Musikvereinssaal.)
…st. 8. Vivien Chartres, Violinvirtuosin, III. (letztes) Konzert.
…g 9. Gisela Springer, Klaviervirtuosin.
…g 10. Bronislaw Hubermann, Violinvirtuose, III. Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)
…g 10. Ossip Gabrilowitsch, Klaviervirtuose. II. (letztes) Konzert.
…ag 10. Semjon Karassik. Klaviervirtuose. (Kleiner Musikvereinssaal.)
…g 11. Sechstes Philharmonisches Konzert. Mittags ½1 Uhr. (Großer Musikvereinssaal.
…g 12. Géza v. Kresz, Violinvirtuose. Konzert mit Orchester. Dirigent: Eugène Ysaye.
…g 12. Julia Culp, II. (letzter) Liederabend.
…ag 13. Germaine Schnitzer, Klaviervirtuosin.
…ch 14. Soldat-Roeger-Quartett, II. Abend.
…ch 14. Nina Faliero-Dalcroze, II. (letzter) Liederabend. Kleiner Musikvereinssaal.)
…rst. 15. Eugène Ysaye, Violinvirtuose. II. (letztes) Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)
…st. 15. Tschampa-Quartett, (Tschampa—Koleit—Kröker—Katzmayr).
…ag 17. Annie de Jong, Violinvirtuosin.
…g 19. Kainz-Abend, Vorlesung zu Gunsten des Kaiser Franz Joseph-Ambulatoriums. (Großer Musikvereinssaal).
…g 19. Paul Goldschmidt, Klaviervirtuose.
Rosé-Quartett, IV. Abend.

Mittwoch … rianne und Steffi … …dner.
Donnerst. 22. Fritz Kreisler, Violinvirtuose.
Samstag 24. Agnes Bricht-Pyllemann, III. (letzter) Liederabend.

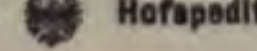
Vormerkungen und Kartenverkauf zu obigen Konzerten ausschließlich in

Gutmanns
k. u. k. Hof-Musikalienhandlung
(Hofopernhaus)
und im Klavier-Etablissement
I. Himmelpfortgasse Nr. 27.
(Kassestunden an Wochentagen vormittags 10—1, nachmittags 3–7.)

Dankbarkeit

veranlaßt mich, gern und kostenlos allen **Lungen- u. Halsleidenden** mitzuteilen, wie mein Sohn durch ein einfaches, billiges und erfolgreiches Naturprodukt von seinem langwierigen Leiden befreit wurde.
K. Baumgartl, Gastwirt in Neudek bei Karlsbad.

Englische und französische Sprachschule
A. S. LEVETUS
WIEN, I. Maria Theresienstraße Nr. 8 (Sühnhaus).

Übersiedlungen, Einlagerung, Spedition von Reisegepäck
Th. Bindtner Nfg.
kais. u. königl.  Hofspediteur
WIEN
I. Fichtegasse 6.
II. Nordbahnhof, Magazin VI,
III. Hauptzollamt, Magazin X,
VII. Andreasgasse 10,
X. Columbusgasse 8.

Verfasser von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu letzen.
Modernes Verlagsbureau
Curt Wigand
Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 15.

Hochfeines Tafelwasse…
Überall erhältlich! Eigene Niederlag…
…le. WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4…

…BSERVER«
Telephon Nr. 12.801
Unternehmen für Zeitungsausschnitte
WIEN, I. Concordiaplatz 4

liest sämtliche **Wiener Tages-Journale,** ferner alle hervorragenden Blätter der **österr.-ung. Mon…** … und des **Auslandes** (welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen), sowie alle wichtigeren **Fach- u. Wochenschriften,** und versendet an die Abonnenten jene

Zeitungsausschnitte

welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren.

Der »OBSERVER«

ist in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontinents und Amerikas seinen Auftraggebern **Preßstimmen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema schnellstens zu liefern.**

BEZUGSQUELLEN WERDEN AUFGEGEBE…
GRAMMOPHON IST DER BESTE SPRECHAPPARA…
Deutsche Grammophon-Aktiengesellscha…
Wien, I/1. Krugerstraße 8.

TAPETEN
W. Klobasse…
Wien, I. Kolowratring …
TAPETEN
von den einfachsten bis zu den feinsten Sorte…
Telephon 6121. Muster frank…

FR. JUL. THIEL
MESSINGMÖBEL NUR EIGENE… ERZEUGUN…
Telephon 801 Wien, VII. Mondscheingasse 4 Telephon …
Preiskurant, klein, gratis, groß 2 K, welche bei Bestellung rückvergütet werd…

Zur Reform des Herrenhauses.

Eine Anregung von Th. Gomperz.*

I.

Ich vermag nicht der sehr weit verbreiteten Meinung beizupflichten, daß solch eine an die Einführung des allgemeinen Wahlrechts geknüpfte Reform, wie immer sie auch beschaffen sei, jedenfalls eine mutwillige Schädigung oder eine arge Herabsetzung für unser Oberhaus bedeute. Ganz im Gegenteil. Es scheint mir durchaus einleuchtend, daß jene zurzeit geplante und sicherlich alsbald zur Durchführung gelangende Neuerung auch diese Konsequenz in ihrem Gefolge hat. Das Herrenhaus mag an sich so wenig reformbedürftig sein als möglich; die Reformbedürftigkeit wird sich aus seinem Zusammenbestehen und Zusammenwirken mit einem von Grund aus umgestalteten Unterhaus ergeben. Die restringierende, hemmende, zügelnde Aufgabe des Oberhauses wird eine andere, eine schwierigere und höhere in dem Augenblicke, da das Kurienparlament einem Parlament des allgemeinen Stimmrechts Platz macht. Wenn die Flut steigt, gilt es die Dämme zu sichern. Wir wollen uns gewiß keiner Illusion hingeben. Intensiv und extensiv übermächtigen, im Volkshaus siegreichen Strömungen kann kein Oberhaus der Welt ein gebieterisches Halt zurufen und ein entscheidendes Veto entgegensetzen. Nicht mehr und nicht weniger, als in den parlamentarisch regierten Ländern die Krone dieses ihr verfassungsmäßig zustehende Recht mit nachhaltigem Erfolg auszuüben im stande ist. Allein, neben dem endgültig entscheidenden Veto gibt es ein aufschiebendes oder suspensives, wie es die Verfassung Norwegens seinem König einräumt. Von dieser Art scheint uns der Einfluß zu sein, den eine erste Kammer allein einer auf breiter Grundlage ruhenden Volkskammer gegenüber zu betätigen hoffen darf. Es gilt natürlich nicht den Aufschub um des Aufschubs willen, wohl aber als ein Mittel, um Übereilungen hintanzuhalten, um die rechtzeitige Rückkehr der nüchternen Besonnenheit zu ermöglichen, nicht minder um gewichtige Detailverbesserungen, technische Verbesserungen mag man sie immerhin nennen, in Maßregeln einzuführen, deren entscheidende Züge allerdings vom wohl oder übel beratenen Volkshause festgestellt worden sind.

* Der nachfolgende Aufsatz (I) ward am Morgen des Tages verfaßt, in dessen Lauf der Ministerpräsident dem Herrenhaus seine auf die Wahlreform bezüglichen Eröffnungen gemacht hat (2. Dezember 1905). Der gegenwärtige Augenblick erscheint dem Verfasser für seine Veröffentlichung geeigneter als der damalige, in dem die Absichten der Regierung noch in tiefes Dunkel gehüllt waren.

Es bedarf kaum einer kurzen Überlegung, um einzusehen, daß das Oberhaus, um auch nur dieses Maß von Einfluß zu besitzen, und bei belangreichen Anlässen mit Erfolg auszuüben, gar nicht genug Ansehen, und als Grundlage des Ansehens, nicht genug Sachkunde und Unabhängigkeit in sich vereinigen kann. Unabhängigkeit nach oben wie nach unten, wobei kaum weniger als die Wirklichkeit auch jeder Schein von Abhängigkeit zu vermeiden ist.

In einer nicht eben geringen Zahl von Ländern beruht gegenwärtig die Zusammensetzung der ersten Kammer ganz oder zum Teil auf Wahl oder durch ein Vorschlagsrecht beschränkter Ernennung, nicht lediglich auf Erblichkeit und unbeschränkter Ernennung. So ist denn auch bei uns daran gedacht worden, den erblichen und den für Lebenszeit ernannten Mitgliedern der Pairskammer erwählte Mitglieder an die Seite zu stellen. Als Wahlkörper würden sich Korporationen empfehlen, die große, der Vertretung würdige und nach Durchführung der geplanten Reform des Abgeordnetenhauses ihrer in höherem Grade bedürftige Interessen in sich vereinigen. Solch eine Vertretung ließe sich übrigens auch durch die Schaffung neuer Virilstimmen neben den bereits bestehenden bewirken. Der Unterschied zwischen den beiden Bestellungsweisen ist kein sehr tiefgreifender. Denn da die meisten der hier in Betracht kommenden Körperschaften ihre zeitweiligen Oberhäupter selbst erwählen, so begründet es keinen prinzipiellen Unterschied, ob eine Universität z. B. eines ihrer Mitglieder in das Herrenhaus entsendet oder ob sie dasselbe Mitglied in Kenntnis der Tatsache, daß es dem Oberhause angehören wird, und zum Teil im Hinblick darauf, mit der Rektorswürde bekleidet. Aus Gründen der Zweckmäßigkeit freilich scheint der erste Bestellungsmodus den Vorzug vor dem zweiten zu verdienen. Eine Persönlichkeit kann für das ihr unmittelbar zugewiesene Amt die volle Eignung, eine geringere Qualifikation hingegen für das ihr durch dieselbe Wahl mittelbar übertragene besitzen. Und ebenso umgekehrt. Auch kann die nur kurzfristige, im Falle der Hochschulrektoren z. B. nur jährige Zugehörigkeit zu einer gesetzgebenden Körperschaft kaum mehr als eine äußerliche Repräsentation bedeuten, da das der Körperschaft nur für so kurze Zeit eingefügte Mitglied in ihr jedesmal ein Neuling und ein Fremdling zugleich sein und scheinen wird.

Doch es tut umsoweniger not, bei dieser Alternative zu verweilen, als uns gewichtige Gründe gegen die Grundvoraussetzung zu sprechen scheinen, aus der sie erwachsen ist. Eines ist die Reform des Herrenhauses, ein anderes wäre seine Neuschaffung! Stünde die letztere in Frage, so würde sich wohl in erster Reihe die Nachahmung des Vorbildes empfehlen, welches der nordamerikanische Senat und der Schweizer Ständerat uns bieten: die Vertretung der „Königreiche und Länder" als politischer Individualitäten im Gegensatz zu der Vertretung der Kopfzahl, die das Abgeordnetenhaus verkörpern wird. Die wohlbegründete Scheu vor zugleich grundstürzenden und durch kein dringendes Bedürfnis gebotenen Neuerungen, wie es die Ersetzung des gegenwärtigen Herrenhauses durch ein völlig neuartiges

politisches Gebilde wäre, hat die Reformgedanken in andere Bahnen gelenkt. Man beruhigt sich mit Fug bei einer bloßen Modifikation im Bau des zurzeit bestehenden Oberhauses. Und so mochte man wohl daran denken, diesen „Anbau“ von dem Hauptgebäude durch die Anwendung der im besprochenen Sinne unmittelbar oder mittelbar erfolgenden Wahl zu unterscheiden.

Allein, indem wir das Wort „unterscheiden“ niederschreiben, tritt das oben angedeutete ernste Bedenken in unseren Gesichtskreis. Eben diese Unterscheidung und die aus ihr sich ergebende Verschiedenheit in der Stellung zweier Kategorien von Herrenhausmitgliedern scheint uns den entscheidenden Einwand gegen diesen Modus der Erweiterung zu liefern. Hier die Erwählten großer Körperschaften oder Berufsstände, dort die Günstlinge der Krone oder die von ihren zeitweiligen Ratgebern Empfohlenen und Bevorzugten! Solch ein Ruf könnte gelegentlich laut werden, und er würde ernste Gefahren in sich bergen. Man denke sich einen Fall, in dem hervorragende Mitglieder der ersten Kategorie auf der Seite einer mächtigen populären Strömung stehen, namhafte Mitglieder der zweiten Kategorie sich ihr zu widersetzen als ihre Pflicht erkennen. Da bedarf es keiner langen Überlegung, um die Ungunst der Lage zu ermessen, in die bei solchem Anlaß die Angehörigen der zweiten Kategorie geraten würden. Auch würde dieses schwere Übel nicht nur die eine Klasse von Pairs, sondern die Pairskammer selbst treffen, deren vornehmster Daseinsgrund ja eben der Widerstand gegen unheilsame Volksströmungen, der Schutz vor nicht ausreichend überlegten und ausgereiften Neuerungen ist. Die hier bezeichnete Gefahr besäße übrigens die Tendenz, nicht zu erlöschen, sondern zu dauern; denkt doch schwerlich jemand daran, das Ernennungsrecht der Krone überhaupt antasten und beseitigen zu wollen.

Nicht in solch einer Beseitigung, wohl aber in einer Einschränkung dieser Prärogative scheint uns das Heil und die wahrhaft gedeihliche Lösung des im Voranstehenden erörterten Problems zu liegen. Das für das Herrenhaus als wünschenswert, ja als unerläßlich erkannte Maximum von Sachkunde, Unabhängigkeit und Autorität läßt sich, wie wir meinen, unter Vermeidung der soeben als bedrohlich erwiesenen Übelstände erreichen. Dazu wäre kaum etwas anderes erforderlich, als daß die Krone der Freiheit ihres Ernennungsrechtes eine sie wenig beengende und das erstrebte Ziel dennoch in erheblichem Maße sichernde Schranke zu ziehen sich entschlösse. Wir meinen die Festsetzung einer Minimalzahl von Repräsentanten jeder der im Staatsleben eine bedeutende Rolle spielenden Berufsklassen und Körperschaften. Dieser Festsetzung von Minimalzahlen (welche die Krone sich als Richtschnur beim Ersatz der mit Tod abgehenden Pairs vorzeichnen würde) müßte wohl die Fixierung auch einer Maximalzahl der Herrenhausmitglieder überhaupt zur Seite gehen. Denn nur dann würde die auf die Gesamtheit entfallende Sonderzahl von Repräsentanten der einzelnen Berufskreise immer denselben Bruchteil des Ganzen bilden. Dieser Vorschlag kann zum mindesten zeigen, daß man sehr wohl die Nebeneinanderstellung

von Wahl und Ernennung und mit ihr die Zwiespältigkeit in der Zusammensetzung des Herrenhauses, mit vollem Recht, wie wir glauben, ablehnen kann, ohne damit jede Reformidee auf diesem Gebiete abweisen zu müssen. Ein derartiger Ausbau unseres Oberhauses würde aber auch sonst, wie wir meinen, keinem ernsten Bedenken unterliegen; er würde dieses dem Sturm der Zeiten Trotz zu bieten, und die ihm obliegende, ebenso wichtige als schwierige Aufgabe, die niemals wichtiger und schwieriger war als in den kommenden Tagen, in vollem Maße zu erfüllen befähigen.

II.

Ich wende mich zur Besprechung einiger Bedenken, welche die voranstehende Darlegung wachrufen mag. Der für die Verwirklichung der hier erteilten Anregung unentbehrliche Versuch, die Herrenhausmitglieder nach Ständen und Berufen zu sondern, ist nicht frei von Schwierigkeiten. Soll man z. B. die Gelehrten, die das Amt von Ministern bekleidet haben, als Vertreter der Wissenschaft oder als Repräsentanten des Staatsdienstes ansehen? Und wie steht es mit erblichen Mitgliedern, die gleichfalls zu hohen Stellungen im Staatsdienste gelangt sind? Ich antworte: daß es derartige Grenzfälle gibt, ist in diesem Falle so wenig als bei den Gegenständen der beschreibenden Naturwissenschaften ein Grund, auf eine klassifizierende Gruppierung zu verzichten. Man wird sich über die Einreihung dieser zweifelhaften Instanzen verständigen und irgendeine Regel feststellen müssen, die, welche immer sie sei, in folgerichtiger Weise gehandhabt werden soll. Die einfachste Regel wäre vielleicht die, daß die Zugehörigkeit zu einem Berufskreis je nach der Stellung bestimmt wird, die der ernannte Pair zur Zeit seiner Ernennung eingenommen hat. Bei den erblichen Mitgliedern käme die Rücksicht auf die von ihnen eingenommene amtliche oder Berufsstellung überhaupt nicht in Betracht.

Von etwas ernsterer Art ist vielleicht der folgende Einwurf. Sobald die Vertretung bestimmter Kategorien einen Hauptgesichtspunkt bei der Zusammensetzung des Oberhauses bilden wird, sei — so läßt sich einwenden — eine Tendenz gesetzt, die im Laufe der Zeit von der Ernennung zur Wahl überzugehen veranlassen wird. So stünde es in der Tat, wenn es sich um eine Interessenvertretung handelte. Nicht eine solche, sondern eine Vertretung der in den verschiedenen Berufs- oder Interessenkreisen vorhandenen Sachkunde hat jedoch der Verfasser dieses Aufsatzes im Auge. Eben hieher gehört auch der naheliegende Hinweis auf die Schwierigkeit, die sich bei der Repartition der in Frage kommenden Herrenhaussitze ergeben würde. Diese Schwierigkeit muß keineswegs allzu hoch veranschlagt werden oder gar als unüberwindlich gelten. Daß jeder guten Sache ein kundiger und beredter Anwalt erstehen, nicht daß sie von vornherein auf eine große Zahl von Stimmen rechnen könne, gilt uns als ein Haupterfordernis in der Zusammensetzung einer geistig hochstehenden, dem Dunstkreis des Parteitreibens vielfach entrückten Körperschaft, wie es unser Herrenhaus ist. Es wäre nicht nötig, hier die Goldwage zu hand-

haben, da die Interessenkämpfe sich zumeist im Volkshaus abspielen und nicht das Oberhaus ihr Schauplatz ist. Kommt es aber zu solchen auch in der Pairskammer, so ist das jetzige System, bei welchem die Verteilung der Sitze ohne jede derartige Rücksicht oder doch mindestens ohne jede feste Richtschnur erfolgt, dem in diesen Blättern angedeuteten System sicherlich nicht überlegen.

Der tiefstgreifende aller Einwürfe ist aber dieser. Das im obigen empfohlene System scheint an dem schweren Übelstand zu kranken, daß es die Tendenz besitzt, die Qualität des Hauses herabzusetzen. Der Zwang, jetzt den Vertreter einer bestimmten Berufsgruppe in das Herrenhaus zu berufen, während vielleicht zurzeit an hervorragenden Männern in eben dieser Gruppe Mangel, in anderen Gruppen aber relativer Überfluß herrscht, kann die soeben ausgesprochene Befürchtung zu rechtfertigen scheinen. In Wahrheit hängt hier jedoch alles von den Modalitäten der Ausführung ab. Es macht den denkbar größten Unterschied, ob die gesetzlich festzustellenden Kategorien vielumfassende oder engumgrenzte sind. Nur im letzteren Falle wäre die von dieser Seite drohende Gefahr eine ernstliche. Schafft hingegen das Gesetz ein recht weitmaschiges Netz, begnügt es sich mit der Feststellung solcher vielumfassender Kategorien, wie Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Militär- und Zivilstaatsdienst, liberale Berufsarten (nämlich Ärzte, Anwälte, Geistliche, Ingenieure, Architekten u. dgl.), so würde das oben formulierte Bedenken wohl so gut als vollständig in Wegfall kommen. Und insoweit es noch begründet wäre, ließe es sich durch eine leichte Modifikation des oben skizzierten Planes vollends beseitigen. Die Minimalzahlen, von denen wir gesprochen haben, brauchten keine unbedingt fixierten zu sein. Die Bestimmung könnte dahin lauten, daß eine jede jener großen Berufsgruppen aus nicht weniger als so und so viel, und aus nicht mehr als so und so viel Mitgliedern zu bestehen habe. Und demgemäß könnte auch der numerus clausus der Gesamtheit ernannter Mitglieder dem freien Ermessen der Krone einen derartigen Spielraum übrig lassen.

Noch eine letzte Erwägung und wir sind zu Ende. Die nächste Analogie zu den hier entwickelten Gedanken bieten die Normen, welche die Zusammensetzung des italienischen Senates regeln. Es besteht daselbst zwar nicht, wie etwa in Spanien und Portugal, ein numerus clausus und somit auch keine Proportionalzahl für die verschiedenen Kategorien von Senatoren. Aber es gibt zum mindesten derartige, und zwar 21 Kategorien, darunter auch solche mit recht engumgrenzter Qualifikation, wie Akademiker, sieben Jahre nach ihrer Ernennung zu solchen, und Deputierte, die der Deputiertenkammer bereits durch sechs Jahre angehört haben. Am meisten bemerkenswert aber scheint uns die Tatsache, daß der Gedanke einer Reform des Senats durch „die Erweiterung des politischen Wahlrechts kraft des neuen Gesetzes von 1882" veranlaßt ward, indem „man angesichts der Autorität einer aus fast universellem Stimmrecht hervorgegangenen Deputiertenkammer" darauf bedacht war, auch die Autorität des Senates zu erhöhen (vergl. Brusa in Marquardsens „Handbuch des öffentlichen Rechtes der Gegenwart", IV., 1., 7. Abt., S. 120/1). In diesem Zusammenhang tritt

uns auch ein Gedanke entgegen, der manche durch unsere Anregung hervorgerufenen Besorgnisse zu beschwichtigen geeignet scheint. Man hat im Königreich Italien die Befürchtung gehegt, daß die Minister des nahezu allgemeinen Stimmrechts die Krone bei Senatorenernennungen in einer der Unabhängigkeit des Senates abträglichen Weise beeinflussen könnten. Wer sich in diesen Gedanken vertieft, dem wird sich dasjenige, was zunächst als eine Beschränkung der monarchischen Prärogative erscheint, in einem ganz anderen Lichte zeigen. Angesichts des allgemeinen Stimmrechts und der auf die Dauer kaum zu vermeidenden Parlamentarisierung der Regierung darf der eventuelle Verzicht der Krone auf unbedingte Freiheit des Ernennungsrechtes sogar als eine Verstärkung der Bürgschaften für die Unabhängigkeit und den konservativen Charakter des Herrenhauses gelten.

Goethe und der Lebensglaube.

Von Ellen Key.

Der Stifter der Religion des Lebensglaubens ist Goethe.

Es heißt, daß der unvergleichliche Ton der Stradivarigeigen daher kam, daß sie aus Holz gebaut waren, das in Italiens Glockenstühlen, unter der steten Vibration der darin erklingenden Glocken von der Sonne getrocknet worden war. In Goethes wunderbarem Saitenspiel sind in gleicher Weise alle Licht- und Tonwellen eingeschlossen, die seit unendlichen Zeiten durch die Menschenseele vibriert haben.

Einer seiner Bekenner, Wilhelm Bölsche, konnte mit Wahrheit sagen, daß man bei Goethe die Frage des indischen Weisen findet, ob das Leben des Lebens Mühen auch wert sei, die hellenische Schönheitsfreude, den römischen Einheitsgedanken und das christliche Liebesgefühl, die menschliche Selbstherrlichkeit der Renaissance und das Weltbild der neuen Naturforschung, zugleich mit dem Gemüt der deutschen Romantik. Und weil Goethe so alles Verflossene zusammenfaßt, konnte Taine ihn auch den „Vater und Förderer aller modernen Ideen" nennen.

Goethe empfing seine Taufe von Spinoza. Aber er konnte mit Recht sagen, daß dessen Lebensanschauung ihm selbst angeboren war. Er nahm Spinozas wie Giordano Brunos höchste Gedanken auf, und der erstere erhielt für seine Philosophie dieselbe Bedeutung wie Shakespeare für seine Dichtung und Linné für seine Naturforschung.

Ehe Goethe kam, lag das Weltbild, das Spinoza geschaffen, strahlend, aber erstarrt da. Goethes Prosperostab berührt es — und fruchtbarmachende Ströme verzweigen sich nach allen Richtungen. Mißdeutet, hatte der Pantheismus die Gefahr in sich geschlossen, daß, da Gott alles war, alles gleichberechtigt wurde; da alles mit ewiger Notwendigkeit bestand, für Verantwortung und Tatenlust kein Raum blieb. Mit gewisser Berechtigung konnte man auch gegen den Pantheismus ein-

wenden, daß, wenn alles seinem eigentlichen Wesen nach in der unabänderlichen Einheit besteht, die Mannigfaltigkeit ihre Existenzberechtigung und die Persönlichkeit ihre Bedeutung verliert. Durch den Entwicklungsgedanken brachte Goethe Bewegung in Spinozas stille Welt. Nicht auf dem Wege der Beweisführung, sondern auf dem der Ahnung vereint Goethe die Gegensätze, die noch als unvereinbar angesehen werden. Er fühlte mit der lebendigsten Gewißheit, daß all die Begriffe, die der Dialektiker einander „ausschließen" läßt, sich nicht aus der Wirklichkeit ausschließen lassen. Denn da ist ja alles, was dem Denker Anlaß zu den Abstraktionen gibt, in denen er — nach Goethes Worten — kristallisiert, wo die Natur selbst organisiert. In Wirklichkeit ist die Einheit und die Mannigfaltigkeit; da ist die Umwandlung und die Festigkeit; da ist die unbedingte Notwendigkeit und die dadurch bedingte Freiheit; da ist der Monismus Wahrheit und doch der Dualismus unverkennbar.

Darum wurde für Goethe alle Theorie das Graue und Tote; das Leben einzig und allein — nicht das Denken über das Leben — gab dem Dasein seinen Sinn. Das Leben ist der Regenbogen und die Sonne, die ihn bildet, liegt hinter uns.

Goethe wußte, daß das Verhältnis, das er damit bezeichnete, bleibend sein würde. Aber er wußte auch, daß der Mensch — wenn er vor diesem „Regenbogen" steht — von der Naturfurcht, die jener Aberglaube geweckt hat, zu der Naturfrömmigkeit vordringen kann, die die Wissenschaft schenkt.

Bei ihm war schon der Entwicklungs- und Einheitsgedanke Fleisch und Blut, Jubel und Andacht. Dies ist — mehr als seine unmittelbaren Beiträge zur wissenschaftlichen Beweisführung — das für den Evolutionsgedanken bedeutungsvolle bei Goethe. Er ist von der neuen Frömmigkeit durchdrungen, die nicht erwartet, daß unsere Wünsche und Schicksale die feste Ordnung des Daseins erschüttern können. Er liebt das Leben in allen seinen Formen, den Weltzusammenhang in allen seinen Gesetzen. Seine Art zu forschen, ist schon die des neunzehnten Jahrhunderts: mit der stolzen Stille gegenüber dem Unmöglichen und Unwißbaren verbindet er Geduld und Eifer zu untersuchen; mit der Furcht vor dem Übereilten verband er die Freude über das Gefundene. Sehr wahr sagt Maeterlinck, daß nichts gesünder ist als Goethes Grundsatz: sich stets auf der äußersten Grenze dessen zu halten, das begriffen werden kann, aber nicht das Wort Mysterium zu mißbrauchen, um das Gebiet dessen einzuschränken, das sich begreifen läßt. Und niemand kann besser als Goethe die Wahrheit der Worte desselben Maeterlinck bekräftigen: „Wenn wir nicht falschen Symbolen den Platz der wahren Gedanken einräumen, wenn wir nicht aus Furcht vor einem leeren Raum die gesprungene Feder des Glaubens bestehen lassen, dann bilden sich neue Wahrheiten, neue Federn, die unserer Seele neue Spannkraft geben; nicht durch den Glauben, der uns am schönsten, nur durch den, der uns am wahrsten scheint, wird die Ehrlichkeit und Frömmigkeit unserer Seele wachsen . . . . ."

Diese aus Goethes Werken, seinen Briefen, seinen Gesprächen hervorquellende neue Frömmigkeit, diese seine Lebensberauschung und Lebensanbetung ist das Ewige bei Goethe. Seine Werke mögen als Dramen oder Romane veralten: was sie für alle Zeiten zur Bibel des Lebensgläubigen macht, ist, daß unter dem Weinlaub, das welken kann, die Trauben hängen, deren Saft die Jahre immer edler machen.

Erst jetzt beginnt die Menschheit Goethe ernstlich erleben zu können. Denn der Entwicklungsgedanke war sein Lebensgedanke. Er macht das Wort Natur in seinen Werken zu demselben Worte wie Gott. Für ihn ist die Erfahrungswissenschaft Lebensanschauung, und damit ist die Zeitrechnung des Lebensglaubens begründet.

Unveränderlich läßt er den Schuldbegriff sich in den Entwicklungsgedanken auflösen:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen . . . . .

Mit diesem Welterlösungsplan ist das Zeitalter des Christentums abgeschlossen. Das Schuldgefühl ist nur eine Stufe zu einem höheren Zustand, ja „ohne Sünde stände die Weltentwicklung still". Auf die Gewißheit, daß die physische und die geistige Natur denselben Gesetzen gehorchen, baut Goethe sein Lebensbild auf. Und bei den ethischen wie bei den ästhetischen und religiösen Problemen läßt er sich stets vom Entwicklungs- und Einheitsgedanken leiten.

Dem Gefühl der Göttlichkeit des Allebens Formen und Worte zu leihen, das empfand Goethe als unmöglich. Wenn die Menschen von Gottes Größe durchdrungen wären, müßten sie verstummen und ihn aus Ehrfurcht überhaupt nicht nennen, dies ist ein Goethe-Wort; ein anderes, Gott zu erkennen, wo immer er sich offenbart, ist Seligkeit. Am innigsten ist dies:

Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl ist alles.

Aus dem Entwicklungs- und Persönlichkeitsgedanken schafft Goethe sein Ideal der Bewegung. Er, wie Schiller, wußte, „daß der Mensch Ideale verwirklichen soll" — aber Goethe hatte eine andere Anschauung vom Ideal. Für ihn war jedes neue Ideal ein Ziel für die sich entwickelnde Wirklichkeit. Die bewußt geschaffenen Ideale der Menschen — auf dem Gebiet der Religion, der Sittlichkeit und der Schönheit — sind nach ihm nur der Menschheit erwachendes Bewußtsein ihrer eigenen, ihr innewohnenden Entwicklungskraft nach irgend einer bestimmten Richtung. Goethes Idealismus war der Idealismus des hellseherischen Wirklichkeitsgefühls, und dadurch wurde er ein so tiefer Gegensatz zur Romantik. Diese vermenschlicht die Natur, anstatt sie zu erforschen, während Goethe die Natur erforschen wollte, um den Menschen zu vergöttlichen; die Naturkraft erobern, um eine in jeder Beziehung lebensbejahende Kraftentwicklung zu ermöglichen, um überall Lebenstüchtigkeit im vollsten Sinne des Wortes zu fördern. Für ihn war „alle Anschauung Denken,

alles Denken Anschauung"; ja man kann auch sagen, daß er stets bemüht ist, das Denken in Handeln umzusetzen. Seine Allseitigkeit ist nur mit der Leonardos vergleichbar, der jedoch nicht all die extremen Gegensätze barg, die Goethe nach zahllosen Mühen allmählich in Harmonie auflöst und dadurch jene Lebensanpassung im höchsten Sinn erreicht, die sein Ziel war.

Goethe hat von Plato gesagt, daß dieser in die Tiefen hinabstieg, aber nicht um sie zu erforschen, sondern um sie mit seinem eigenen Wesen zu erfüllen: was er an irdischer Wirklichkeit findet, verdunstet für ihn, der nur einem ewig Ganzen, Guten, Wahren und Schönen entgegensieht. Er steigt zur Höhe hinan wie ein Obelisk, eine spitze Flamme, während Aristoteles Material für ein Gebäude sucht und dieses wie eine Pyramide baut ....

Damit hat Goethe sein eigenes Ziel angegeben. Er wußte, daß die Pyramide, weil sie auf einer breiteren Basis steht, schließlich auch höher ragt als der Obelisk.

Bisher hatten die Menschen Weltanschauungen oder Heilspläne besessen.

Goethe gab ihnen eine Lebensanschauung: die, daß das Leben selbst der Zweck des Lebens ist. Aber Leben, das bedeutete für ihn, nicht mit der Seele allein, nicht mit den Sinnen allein zu leben, sondern mit beiden. Es gibt nichts jenseits der Natur. Denn die Natur ist alles, Schale und Kern, Regenbogen und Sonne. Eine Weltseele, die ihre ewigen Ideen in vergängliche Gestaltungen gekleidet haben sollte, dieser Begriff war für Goethe nicht Welterklärung, sondern Weltverwirrung.

Und wie kann dieser Gedanke anders wirken? Denn noch niemals hat man einen einzigen triftigen Grund angegeben, warum Gott seine Ideen nicht bei sich selbst behielt, wo sie in der Vollkommenheit waren, anstatt sie in die Unvollkommenheit hinauszusenden. Was Goethe das Geheimnis der Genialität nennt, sich selbst still von den Gegenständen beeinflussen zu lassen, die Wirkungen zu beobachten und sie ehrlich wiederzugeben, dies war für ihn auch der einzige Königsweg des Denkens. Das reichste, vollste Leben ist das in verschiedenen Formen Kultur schaffende. Und alles Schaffen ist Religion, ist die Art des Menschen, dem ewig schaffenden All-Sein zu gleichen. Das Schaffen ist der Weg des Lebens, der Weg, der uns zu neuen Menschen macht, mag unser Stoff nur unsere eigene Seele und unser eigener Garten sein, oder mögen unsterbliche Werke aus unserem Schaffen erstehen. In diesem Sinne sagt Goethe die Worte: Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion. Wer sie nicht besitzt, der habe Religion. Oder auch: Die allgemeine, natürliche Religion braucht keinen Glauben. Denn wir empfinden, daß eine hervorbringende und ordnende Macht der Natur innewohnt; das brauchen wir folglich nicht zu glauben. Die wirkliche Religion ist individuell und hat es ausschließlich mit dem Gewissen eines jeden zu tun.

Schon in der Jugend hatte Goethe von Spinoza gelernt, seine Persönlichkeit und seine Dichtung als mit Notwendigkeit wirkende Naturmächte zu sehen, als

Selbstzwecke, die er weder das Recht hatte als Mittel zu behandeln, noch nach dem Maßstab anderer beurteilen zu lassen, sondern nur in ihrer Eigenart zu vervollkommnen. Und darum wurde das Bildungsideal, das Goethe der Welt gab, dies, daß unsere Selbstbildung Selbstzweck ist, ein Ziel, das man nur in Ruhe und Frieden verfolgen kann, weil man nur aus dem, was man liebt, was mit der eigenen Natur übereinstimmt, lernt. Dieses Ideal mußte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in seinem eigenen Lande dem Militarismus und dem „kategorischen Imperativ" weichen. Autorität, Pflicht, Dienst wurde die heilige Dreieinigkeit; Examen, Anstellung, Beförderung, die Seligkeitsziele, die man durch die Anbetung der Dreieinigkeit erreichte.

Darum hat auch ein Historiker auf den in Deutschland wieder zunehmenden Goethe-Kult als auf das bedeutungsvollste Symptom einer wieder steigenden Kultur hingewiesen; und ein Dichter hat gesagt, daß ein Deutscher noch immer sich vor Goethe jedes Fortschritts der Kultur freut, so wie er sich vor ihm jedes Rückgangs schämt!

Das Philistertum war für Goethe in allen Stücken der Gegensatz einer evolutionistischen Lebensanschauung; es war die Begrenzung auf einen eigenen kleinen Kreis, die Beurteilung von allem, und die Tyrannei über alle, von dem Gesichtspunkt dieses kleinen Kreises; die Erziehung der Jugend aus demselben Gesichtspunkt, während nach Goethe „die junge Seele wie das neue Blatt ist, das sich runzelig und kraus entfaltet: glättet man es, so zerstört man sein weiteres Wachstum, aber überläßt man es diesem Wachstum, so glättet es sich von selbst". Seine Beobachtung der Natur lehrte ihn, nie von einem Menschen zu erwarten, was er nicht — natürlich — besitzen konnte; hingegen aber zu schätzen, was er besaß; mit langen Zeiträumen zu rechnen; nicht zwecklosen Widerstand zu leisten, aber Widerstand in einer das Wachstum fördernden Art zu nützen. Die Natur lehrte ihn weiters, daß jeder „Eigenes in sich hat", ein Eigenes, das nur durch die Freiheit, nach seinem eigenen Gesetz zu wirken, ausgebildet werden kann; daß jedes Wesen für diese seine Eigenart lebt, deren Wirken — und Fortwirken auf uns selbst geheimen Wegen — uns zu „selig mitschaffenden Kräften" in der Welteinheit macht. Und für Goethe wie für Schiller war das Ideal des Schaffens die reine und freie Kraft des Kindes — jene Vereinigung von Konzentration und Unendlichkeit, die das Kind zeigt, und die Goethe selbst das ganze Leben hindurch bewahrte.

Einer seiner Seelenverwandten hat gesagt, daß Fausts und Helenas Vermählung das Sinnbild der Synthese, der Romantik und des Hellenismus bei Goethe selbst ist; daß er von der ersteren die Gefühlstiefe hatte, die zusammengesetzte, raschbewegte, feinschattierte, zarte Sensibilität des neuen Seelenlebens, während seine Breite und Güte, seine Wesentlichkeit und Seelenklarheit, seine Vornehmheit und Formenliebe hellenische Züge waren. Aber vor allem seine Allgemein-Menschlichkeit, seine „Daseinsfroheit", sein „Wohlgefallen an den nächsten Dingen", sein

Wille, „sich des Halben zu entwöhnen und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben". Er war jeden Augenblick wach, empfing vom Moment alles, was er gab, und hatte stets die größte Summe lebender Kräfte in Bewegung; er ließ sich von keinen Systemen eindämmen, opferte keinen noch so geringen Teil der Wirklichkeit einer Theorie, und vermochte vor allem das ganze Leben hindurch die Begeisterung zu bewahren .... „so zu leben, ist das vollste Leben. Dieses Leben war das Leben Goethes."

* * *

Goethe stellte freilich wie Rousseau das Individuum über die Gesellschaft, die Natur über die Kultur, das Gefühl über den Verstand, die Mystik über die Klarheit. Aber im Gegensatz zu Rousseau gab Goethe auch allem so Untergeordneten seinen vollen Wert. Darum war sein Humanismus eine Synthese von Individualismus und Humanität. Sein Bildungstrieb, sein All-Sinn machte ihn von Natur aus empfänglich für alles Menschliche; bald wurde er auch vor den Menschen von ›the melodious reverence‹ ergriffen, die Carlyle bezeichnend sein Lebensgefühl nennt. Aber er lernte allmählich die Menschen entbehren.

Vielleicht hatte Varnhagen damit recht, daß Jesus Goethe zum Freunde erwählt hätte. Ungewisser ist es, ob Goethe — bei all seiner Jesus-Liebe — Jesus zu dem seinen gewählt hätte. Er liebte freilich bei Schiller den christusähnlichen Zug, alles zu veredeln, was er berührte. Aber Goethe selbst hatte einen geläuterten und klarsehenden Egoismus, einen Egoismus ohne Schuldgefühl. Er war feinfühlig, ausdauernd und vielseitig gut. Aber der christliche Sinn war niemals der seine. Und was er bei den Menschen am meisten liebt, das ist die Macht, stark zu leben, durch ihr bloßes Dasein Fest und Freude zu schaffen.

Der echte Christ arbeitet nicht für eigene irdische Ziele, sondern empfängt das Glück als eine Gabe, wenn es ihm geschenkt wird, und will nichts empfangen, was einen andern in irgend einer Beziehung ärmer macht. Ja, er hat das Gefühl, daß jeder eigene Genuß auf Kosten von etwas Gutem erkauft wird, das wir andern erweisen sollten. Der echte Heide arbeitet hingegen nur für eigene Zwecke und füllt seinen Becher, unbekümmert um fremden Durst. Der Goethe-Sinn hingegen — der Seelenzustand des dritten Reiches — streckt sich freimütig nach allen guten Gaben des Erdenlebens aus; er weiß, daß er Gott dient, wenn er in Liebe, in Schönheitsfreude, in Schaffenslust ausströmt. Aber er fühlt gleichzeitig, daß es der Adel des Menschen ist, hilfreich und gut zu sein.

Bei Goethe war, wie Brandes es ausgedrückt hat, die Vernunft ein Heide, aber die Leidenschaften waren getauft. Seine Lebenskunst ging darauf aus, die Seelenfreiheit zu bewahren: er lernte lieben, ohne von Gegenliebe abhängig zu sein; kämpfen, ohne zu hassen; arbeiten, ohne sich hetzen zu lassen; leiden, ohne zu sprechen; genießen, ohne je übersättigt zu werden. Er vermied peinliche Eindrücke als lebenauflösend und auch solche Eindrücke, die sich nicht in Tätigkeit umsetzen

ließen. Er wies alles ab, was seiner Zeit, seinen Kräften, seiner Eigenart Eintrag tat, gerade weil er sich in allem „ausleben" können wollte; denn er ertrug nichts Halbes. Weil er wußte, daß nur wirkliche Sachlichkeit den Gehalt der Persönlichkeit steigert, vermied er die Gegenstände, in die er sich nicht vertiefen konnte oder wollte — und über die er also kein gegründetes Urteil abzugeben vermochte — während er hingegen mit Eifer den einfachsten Arbeiter beobachtete, der seine Sache gut machte und ihn so etwas lehren konnte.

Seit einem Jahrhundert haben die Menschen Freiluftleben gelebt und ihren Natursinn verfeinert. Dehmel hat sehr wahr gesagt, daß unsere Fähigkeit, die Natur mit sinnlicher Andacht zu fühlen, „Neugehirn" ist. Aber erst von Rousseau und Goethe an begannen die Gehirne Europas diese Eigenschaft zu erlangen, die Jahrhunderte hindurch den japanischen Gehirnen eigen gewesen war. Vor allem war es Goethe, der — durch die Empfänglichkeit seiner Sinne und die Gesundheit seiner Seele — die Menschheit der Erde und dem Leben näher brachte, jene Nähe, die die Grundbedingung aller Erneuerung ist. Wenn er dem Memento mori des Christentums sein Memento vivere entgegenstellte, so war es nicht allein das Evangelium der Lebenslust, das er verkündete, nein, sondern auch ihr Gesetz.

Hätte Goethe in unserer Zeit gelebt, wie voll hätte er nicht mit all jenen übereingestimmt, die jetzt in allen Ländern gegen das Maschinenleben der Gegenwart betonen, daß die Arbeit der Kraftbefreier, nicht der Kraftbinder sein soll; daß das Schaffen eines Lebens in Schönheit das Ziel unserer Arbeit ist. Das Ziel, das die Menschen vergessen haben, aber das Goethe niemals vergaß, er, der in der Mutter, an deren Brust die rosigen Lippen des Kindes saugen, den höchsten Ausdruck des All-Lebens sah; er, für den das Frühlingszwitschern des nestbauenden Vogels fesselnder war als alle Parlamentsdebatten der Gegenwart.

* * *

Die Aufklärungszeit war nicht ganz so ohne jedes Grübeln über die Lebensrätsel, wie der „Idealist" sie zu schildern pflegt. Aber wenn ihre großen Geister vor dem Unmöglichen haltmachten, setzten sie ihre Resignation in Tätigkeit für das Mögliche um.

Goethe hatte diesen Zug mit seinem Jahrhundert gemein.

Schon früh sieht man ihn unter widrigen Schicksalen das Leben mit Nachsicht behandeln, so wie man einen Unzurechnungsfähigen behandelt. Und bald begreift er, daß der Wert des Menschen von seiner Macht abhängt, dem Leben Werte zu verleihen. Nicht grübelnd, nur handelnd entdeckt der Mensch, was in ihm liegt. Vor allem im Handeln für große Ziele.

So sagt die Seherin in „Faust":

„Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt."

Goethe wollte nach seinen eigenen Worten mit dem „Faust" die Entwicklungsgeschichte einer Menschenseele geben.

Aber „Faust“ wurde mehr, er wurde das Vorbild der neuen Menschheit.

Die französische Revolution hatte die Rechte des Menschen verkündet. „Faust“ war die Rechtsdeklaration des Menschengeistes.

Die Dichtung beginnt damit, die Unzulänglichkeit des Forschens und Denkens zu zeigen, wenn es gilt, den — mit herzversengender Leidenschaft — gesuchten Sinn des Lebens zu finden. Da tritt die Versuchung der Lebensverneinung ein, da erwacht das Grauen vor der Nichtigkeit des Lebens.

In der Überzeugung von der Wertlosigkeit des Lebens begegnen sich Mephisto und das Christentum. Aber während dieses mit dem Himmel tröstet, tröstet Mephisto mit der Lust des Augenblicks.

Und dies weckt den Willen zum Tode. Denn eine Seele kann nicht — nicht einmal durch die Liebe — ganz einen Augenblick genießen, der nicht Teil eines Ganzen ist, und weist jene Art von Genuß zurück, von der es im „Faust“ heißt: „Genießen macht gemein.“

So sündigt und kämpft Faust sich zur Gewißheit durch: daß das Leben selbst der Zweck des Lebens ist; daß das Leben auf Erden, unter Mühen für seine Vervollkommnung der Heilsplan ist, der von dem Negativen und Irrationellen im Dasein, mit anderen Worten, dem Satanischen erlöst.

Er sieht ein, daß, nur auf sich selbst gestellt, das Leben des Einzelnen ein Leiden wird, mag er im Wahrheitsuchen oder im Genuß leben. Mit dem Ganzen verbunden, kann hingegen der einzelne sein Leben zugleich mit dem des Ganzen steigern; kann für aller Recht, für aller Glück arbeiten, indem er die Wildnisse des Daseins in Erntefelder umwandelt. Und wenn er sich so Ziel für Ziel setzt, wird jeder Augenblick schön, weil er Ewigkeit in sich trägt. Faust jubelt dem Augenblick entgegen, als er fühlt, daß die Spur von seinen Erdentagen nicht untergehen wird; als er gefunden hat, daß der Zweck des Lebens jenes Leben ist, das für alle Zeiten Spuren im Leben hinterläßt.

Aber dieses auf das Leben gerichtete Streben, diese frohe Schaffensmacht, diese allgemeine Liebe zur Menschheit ist nur die eine Hälfte. Die andere Hälfte ist das Ewigweibliche, die auf die einzelnen gerichtete Liebe.

Die Art des Mannes ist es, ewig strebend, sich am vollsten in seinem Wirken auszudrücken. Die Art des Weibes ist es, vom Reichtum des Gefühls erfüllt, sich am vollsten in ihrem Wesen auszudrücken. Der Lichtstrom weltumschaffender Taten, der Wärmestrom weltumschaffender Gefühle vermischt sich, und sie bilden zusammen einen einzigen Ring, der sich vielleicht einmal im Verlauf der ewigen Entwicklung an einen anderen Ring schließen kann.

Aber nicht die Liebe an und für sich, sondern die schirmende, wärmende Liebe; nicht das Wirken an und für sich, nur das von Vollkommenheit träumende, eine Liebe, die die Höhen der Seele sucht, ein Schaffen, das die Höhen der Menschheit sucht — das ist das Streben des Ewigweiblichen und des Ewigmännlichen. Ihre Vereinigung in jedem einzelnen Menschen und in der Menschheit ist für Goethe der

Weg zur Selbsterlösung, weil nur diese Einheit den ganzen Menschen befreien kann.

Nicht die Gottesverneinung also ist der Sündenfall des Menschen, sondern die Lebensverneinung, möge sie zu der Herabsetzung des Menschenwertes durch die Selbstaufgabe an den Genuß oder an die Askese führen.

Goethe stellte die Selbstentwicklung — die Befreiung des einzelnen und der Menschheit von innen heraus, durch Erreichung immer höherer Entwicklungsformen — sowohl der Ohnmachtslehre des Christentums, wie der Irrlehre der Aufklärungszeit, daß der Mensch vollkommen aus der Hand der Natur hervorgegangen sei, entgegen.

Während das Urbild des „Faust" der Inbegriff der schwarzen Magie des Mittelalters war, wurde der andere „Faust" das Urbild jener weißen Magie, die die einzig wunderwirkende ist: „Weltfreudigkeit" nicht Weltabgewandtheit; Selbstherrlichkeit, nicht Selbstzerknirschung; Selbsthingabe, nicht Selbstaufopferung. Aber darin stimmt Goethe mit dem Christentume überein, daß das einzige, was not tut, ist, zu sein, nicht zu wirken. Das Streben erlöst uns freilich aus einem niedrigeren Zustande, aber nur die Beseeltheit zieht uns zum Höheren empor. Unsere Werke gehören der Erde an, unser Wesen allein kann uns über sie erheben.

Und in diesem Sinne wurde nicht die Frau im allgemeinen, aber das höchste Weibliche die Macht, die die Menschheit emporzieht. Die Frau glaubt fester an die Lösung der Rätsel, an die Vereinbarkeit der Widersprüche; sie strahlt unmittelbarer — im großen Sinn gedankenlos — Güte und Freude aus. Mit einem Wort: Wenn die Frau ein Mensch ist — so ist sie es mit weniger Mühe als der Mann.

Weil Goethe selbst die höchste Männlichkeit mit der höchsten Weiblichkeit und höchsten Kindlichkeit vereinigte, ist er vor allen anderen d e r M e n s c h.

Er wurde der Begründer des Lebensglaubens, nicht nur weil er der Menschheit ihr bisher höchstes Ideal gab, sondern weil er — von diesem Ideal geleitet — sich selbst zu einer Idealgestalt bildete.

Nach der heute noch herkömmlichen Bewertung der Lebenssteigerung würde freilich ein großer Vertreter der christlichen Liebestätigkeit höher stehen als ein Goethe, der sich selbst zu einem großen Schönheitswert gestaltet hat, der Menschheit zur ewiglichen Freude. Denn noch sieht die Menschheit in der Linderung der Leiden des Lebens die höchste Tätigkeit für die Menschheit. Erst wenn es das höchste Ziel der Lebensfrömmigkeit ist, einander darin beizustehen, höher zu leben, größere Seelenmacht hervorzubringen, dann wird man voll erkennen, was Goethe wollte und was Goethe war: der Urtypus des Menschen im dritten Reich — im Reich des heiligen Geistes — der Offenbarer des Gemeingefühles der Selbstherrlichkeit.

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß.

Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger.

(Schluß.)

13. Mai 1843.

Bettina hat während ihres Aufenthaltes in Wien in Erdberg im Birkenstockschen Hause gewohnt.

* * *

Die Stunde, nachmittags 3 bis 4 Uhr, die ich mit meinen Freunden Heller, Hartmann und Rank zubringe, gehört zu den vergnügtesten. Alle müssen wir dulden. Allein in dieser Stunde bringen wir jeder unser kleines Kapital an Witz und Frohsinn mit und konstituieren eine Aktiengesellschaft, deren Geschäfte zwar auch manchen Ausfall mit sich bringen, die aber im ganzen immer gewinnreich sind, indem unsere Papiere durch erneute Frische steigen. Ich gehe jetzt schon beinahe zwei Jahre in Geringers Kaffeehaus. Wenn wir uns erst wieder trennen werden, wie verwaist werde ich mich fühlen! Sonderbar, wie lange ich schon kein Gedicht gemacht habe! In manchen Perioden wird mir alles Melodie und wieder bleibe ich dann längere Zeit Prosa. — Die Briefe Bettinas an Goethe habe ich geendet. Wunderbares Weib! Sie hat Stellen, die der erste deutsche Philosoph unterschreiben könnte. Sie ist wahrhaft spekulativ. Ihre Offenbarungen über Musik und Liebe sind vielleicht das Tiefste, was gesagt wurde. Und wie erquickend ist ihre Begeisterung für Tirol (1809)! Doch Goethe ist in seinen Briefen unerquicklich, schlafrockartig, pedantisch.

17. Mai 1843.

Klara G......., zum ersten Male wird der Name dieses Mädchens hier genannt, das mir eine freundliche Erscheinung in meinem Leben bleiben wird. Die kleine, niedliche, transparent weiße Klara mit dem rosigen Anflug auf den zarten Wangen, mit dem kleinen, lieblich geschwellten Munde und den herrlichen Zähnen, mit den großen, schelmischen Augen und dem koketten Näschen, mit der zierlichen Stirn und den reichen, üppigen, breiten, braunen Haarflechten. Ja, du kleine, du Mignonklara, deiner will ich gedenken, du geistreiches, neckisches, gemütlich-ironisches Klärchen! Ich habe viel mit dir gescherzt und gewitzelt und manchmal war ich sogar sentimental. Du bist ein gutes Kind! Du hast meine schlechten Gedichte hübsch gefunden und warst entzückt, wenn ich dir die Preghiera aus Mosé vorpfiff. Du bist eine liebe Kritik! Ich sehe dich noch lachen, wenn ich deine kleinen, weißen Ohren lobte und aus ihnen zu trinken wünschte. Manchmal hab ich dich erzürnt, doch du verzeihst so leicht. Und wieder du furchtsame Taube, wie bebtest du in dich zusammen, wenn dämonische Blasphemie von meinen mephistophelischen Lippen zuckte! Jedes höhnende Wort erzitterte durch deine Seele. Wie oft haben wir bis Mitternacht geplaudert, bis deine Mutter kam und unseren warmen Gesprächen ein frostiges Ende machte. Ich ahnte ihr Kommen und rief: „Da kommt das Schicksal, rauh und kalt ... u. s. w." Da wurdest du böse, daß ich deine Mutter das Schicksal nannte. Ich wünschte dir eine gute Nacht und lief nach Hause.

18. Mai 1843.

Ich habe jetzt in der Kanzlei einen hübschen Anblick. Mir gegenüber ist eine Küche, in der eine junge, dralle, frische Magd ihr wirtschaftliches Geschäft verrichtet und zuweilen sehnsüchtige Blicke nach mir herüberwirft. Wenn mir eben die Akten nicht mehr recht zu Gesicht stehen, schiele ich nach ihrem weißen Busen hin, der sehr einladend aus ihrem einfachen Kleide hervorquillt. Ich werde dann wider meinen Gegner im Prozesse etwas milder gestimmt.

* * *

Gestern war das Leichenbegängnis Bachs. Mich hat es wunderbar ergriffen. Es ist so rührend, die Menschen zu sehen, wie sie hinter einem Sarge gehen, der die Hülle des Geschiedenen umschließt. Es ist uns, als ob wir hinter der eigenen Leiche gingen. Nur das geschäftsmäßig Kirchliche, die hungrigen Bettler mit ihrem widerwärtigen Beten, diese hungrige Trauer, die bezahlt wird, die Pfaffen mit ihren geistlosen, geizigen, langweiligen und gelangweilten Gesichtern, mit der ausdruckslosen Masse dummer Gläubiger — das ist das Widerwärtige. — Die letzten Nummern der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" enthielten wieder einen höchst geistreichen, poetisch freien und philosophisch tiefen Artikel über die mikroskopische Welt. Eine neue Anschauung von unendlichem Zauber steigt aus der Entdeckung Ehrenbergs herauf. Wer hätte es ahnen können, daß die Entdeckung der Infusorien eine neue geologische und kosmologische Theorie von solcher Lebendigkeit erzeugen würde? Das unendlich Große des Universums und das unendlich Kleine des Erdballs muß sich unserem Auge erschließen, jedes Geheimnis lüftet sich nach und nach; wo liegt die Grenze, an der das Menschengeschlecht seine Geschichte, seine Mission zu Ende gespielt, seine Vernunft erfüllt haben wird? — Ich lese heute den zweiten Band der Memoiren von Lang zu Ende. Vieles darin ist zwar kleinlich, aktenmäßig langweilig. Aber doch bekommen wir interessante Aufschlüsse über Personen und Zustände, manchen Einblick in jenes verwickelte, verschlungene Getriebe jener kleinen Großen, die da glauben Geschichte machen zu können. Gerade erst durch die Erbärmlichkeit jener geschichtlichen Ameisen und Gewürme bestärkt sich der Glaube an die unendliche, jeder Einzelheit und ihrer Machtlosigkeit spottende Gewalt der Weltgeschichte, die mit ihrem gigantischen Tritte Völker zermalmt wie der Fuß des Wanderers einen Ameisenhaufen.

6. Juni 1843.

Ich sprach mit Rank über Mystik und im Verlauf des Gespräches erklärte ich sie als eine Bauchrednerei des Geistes. Dieser Vergleich scheint mir treffend zu sein. Man glaubt, eine fremde Stimme zu vernehmen und hört doch nur die verstellte eigene. — Isidor Heller will sich taufen lassen; er braucht einen Aufenthaltsschein in der Welt — einen Taufschein. — Heller hat die Gewohnheit, sehr oft Börne zu zitieren. Dabei hat sein Akzent einen jüdischen Anklang. Ich sagte daher neulich zu ihm mit jüdischer Aussprache: „Sie werden so lange den Börne zitieren, bis sie selbst werden sein ganz börniert". — Wir sprachen von Blasphemie. Ich erklärte sie für die freimütige Aufhellung einer konventionellen Lüge.

* * *

Als das Rheinlied von **Becker** erschien, machte ich nach den ersten zwei Versen:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein" —

sogleich beim ersten Lesen folgendes Impromtu:

„Erst macht ihn frei, ihr Schwaben,
Dann stimm' ich mit euch ein."

* * *

9. Juni 1843.

Seelennacht.

Traumhaft zog das Leben mir vorüber,
Doch der Traum ward immer düst'rer, trüber,
Und als ich erwacht',
War es — Mitternacht.
Und so leb' ich mitternächtig
Wie ein finstrer Dämon hin,
Was im Leben licht und prächtig,
Seh' vor meinem Hohn ich flieh'n.

Mich umwogt gespensterhaftes Grauen
Muß ich in die eigne Tiefe schauen,
Neues Morgenrot
Bringt mir nur der Tod.
Doch noch glänzt kein Tagesschimmer
In die schwarze Seelennacht,
Nicht ein leiser Sonnenflimmer
Strahlt in den Dämonenschacht.

8. Juni, 12 Uhr nachts.

* * *

Die österreichische Bureaukratie hat eine natürliche Inklination, Adel zu werden und ihre Familien durch Amtsfideikommisse zu verfestigen. Der Sohn des Hofrats wird wieder Hofrat, dem Sohne des Professors muß natürlich wieder eine Professur werden. Zwar ist die Wissenschaft nicht erblich, aber die Unwissenheit ist in vielen Familien ein Kleinod, das mit besonderer Pietät gewahrt, als ein herrlich kostbares Ahnenstück vom Vater auf den Sohn sich forterbt. Und bei einem österreichischen Professor frägt man nicht, wie viel er in seinem Fache weiß, sondern wie viel er in allen andern Fächern, vorzüglich in der Politik nicht weiß. Die Sternwarte ist ein Fideikommiß der Edlen v. Littrowschen Familie geworden.

21. Juni 1843.

List ist die Gewalt der Zivilisation.

22. Juni 1843.

Am 19. ist Ignaz **Jeitteles** gestorben. Ein witziger, geistreicher Mann, voller Kenntnisse, Erlebnisse, ironisch und satirisch, aber gut. Noch vor acht Tagen habe ich mit ihm gescherzt und Witze gerissen und gestern hat man ihn begraben. Er starb an einer ähnlichen Krankheit wie Hermann Bach. Sonderbar! Der Mann, der sein ganzes Leben hindurch Ästhetik gepredigt und ein ästhetisches Lexikon geschrieben hat, stirbt mit Kot im Munde. O grauenhaftes Schicksal! Warum muß der Mensch seine eigene Ironie sein? — Heute lese ich: „Dingelstedts Wanderbuch". Es ist artig, aber kokett und für unsere

Zeit hin und wieder zu sentimental geschrieben. Man möchte zuweilen an der Wahrheit und Aufrichtigkeit der ausgekramten Empfindungen zweifeln. — Was ich denke und arbeite, in allem lebt Klaras Geist mit. Es ist ein Unglück für mich, denn es wird doch wieder nur zu einem Verluste führen. Und wie schmerzlich ist es, ein liebes Herz zu verlieren! Man verliert das eigene immer mit. An schmerzhaft zuckenden Fasern hängt es an dem Verlornen und reißt uns dann grausam mit, bis wir verbluten. Doch! ich werde sentimental, wie Dingelstedt in seinen „Briefen an eine Verlorene". — Vorgestern hat die liebliche, sechzehnjährige Tochter des Advokaten Dr. J. B. Bach geheiratet. Ich sah sie, als sie sich zur Trauung begab, aus der Wohnung ihrer Eltern als geschmückte Braut die Treppe herabschweben. Sie war schön, wie eine Sylphe; die zarte, durchschimmernde Wange etwas bleich, das große Auge von langen Wimpern bedeckt; die feine, jungfräuliche Gestalt schwebte grazienhaft herab. Mich durchschauerte eine leise Melancholie, ein solches Geschöpf wird die Frau eines blasierten Menschen, der eben nur reich ist. Das Gedicht „Einer Knospe" im ersten Bande meines Tagebuches bezieht sich auf die junge Braut. — Vor acht Tagen habe ich das neue Gedicht von Zedlitz „Waldfräulein", ein Märchen, erzählt in Abenteuern, gelesen. Es hat keinen Eindruck auf mich gemacht. Es ist kein Stoff, keine neue Empfindung und selbst die Sprache — sie ist zwar voll und feurig, aber zuweilen poetisch gemeinplätzig. An Wiederholungen gleichartiger Beschreibungen fehlt es in dem Buche nicht.

* * *

Beim Scheiden.

Ich geh' mit dir; gefesselt an dein Leben
Will ich, ein Schutzgeist wachend, dich umschweben

Und in dein Sinnen, dein geheimstes Denken
In deine Ahnung, deine Träume mich versenken.
Und wirst du einsam deinem Innern lauschen,
Dann hörst du sanft es aus der Ferne rauschen,

Als ob's unsichtbar dich umwehte,
Ein stiller Gast vom Schattenreich des Lethe.
Das ist die Macht der sehnenden Gedanken,
Daß sie die Seelen untrennbar umranken —

Zwei Tropfen, die in einen überfließen,
Wer kann sie wieder auseinandergießen?

Ein Wort.

Nur ein Wort — doch ich will es nicht sagen,
Ob es mächtig auch die Brust durchklingt,
Und in leisen, sehnsuchtsvollen Klagen
Nach Befreiung aus den Fesseln ringt.

Liebe ist's! Der Schöpfung ew'ge Quellen
Sprudeln auf aus ihrem Lebensschoß,
Um mit wunderbarem Drang zu schwellen,
Was ins Werden stieß das dunkle Los.

Ob es lebt am dunkeln Meeresgrunde,
Ob es lebt im Strahl des Sonnenlichts,
Nur dies Wort rief es in süßer Stunde
In das Sein aus grauenhaftem Nichts.

Liebe, mich durchwehen ihre Schauer,
Wie die Luft durch Äolsharfen tönt,
Tönt dies Wort durch mich voll süßer Trauer,
Als ein Lied, das mich mit mir versöhnt.

27. Juli 1843.

Ständchen.

Der Abend graut, in mich versunken
Zieh' ich allein und still umher,
Gedanken schweben sehnsuchtstrunken
Zu dir auf weitem Liebesmeer.
O Meer der Liebe! Deine Wogen
Durchfluten tief mit ew'gem Schmerz
Die Brust, und schwellen hoch zum Bogen
Den Liederquell im Menschenherz.

Hörst du es klingen, wenn tiefnächtig
Zu dir empor mein Lied sich schwingt,
In vollen Tönen laut und mächtig
Die Seele ihre Trauer singt?
Dann wird es still, ich geh' vorüber,
In weiter Ferne hallt mein Lied,
Und immer leiser wird's und trüber
Als ob 's zum letzten Male schied!

29. Juli 1843.

In die Ferne.

Wie ein Traumbild schön'rer Tage,
Gleich der halbverklung'nen Sage,
Dämmert es um meinen Sinn,
Und es schwebt die stille Klage
Ziellos in die Ferne hin.

In die Mondnacht möcht' ich fliegen,
Mich auf Silberwolken wiegen,
Hin, wo Friede dich umweht,
Und dein Haupt an meines schmiegen
Bis das Leben uns vergeht.

1. August 1843.

Dieses Gedicht habe ich in einer schönen Mondnacht, ich glaub' es war am 11. oder 13. Juli, gedacht, aber in Verse hab' ich es erst am 29. Juli gebracht. Vorgestern machte ich einen Ausflug in Wald, Berg und Tal. Das folgende Gedicht durchschauerte mich im Walde, als etwas Unbestimmtes; gestern habe ich es in Kunstform gegossen:

Im Walde.

Im Walde lieg' ich weltvergessen,
Als hätt' ich nie mit euch gelebt,
Und nur im Weltengeist, in dessen
Allmächt'gem Wort die Schöpfung schwebt.

Zu meinen Füßen springt die Quelle
Empor aus kühlem Felsengrund,
Und singt ein Märchen waldfrisch, helle,
Aus silberklarem Glockenmund.

Hoch über mir, gleich lauten Meeren,
Durchtönt's die Bäume, wie Gesang,
Als wogte die Musik der Sphären
Erbrausend her im Weltenklang.

Es rauscht das Wild, die Berge hallen,
Doch keine Menschenstimme klingt,
Nur in der Ferne hör' ich fallen
Die Axt, die einen Baumstamm zwingt.

Und mich ergreift ein mächtig Sehnen
Nach süßem Menschenweh zurück,
Nach Erdenleid und seinen Tränen,
Nach euerm kleinen Menschenglück.

13. August 1843.

Am Abend.

Weine nicht, senkt ihren düstern
Fittig nieder dunkle Nacht,
Denn in stiller Träume Flüstern
Wird dir süßer Trost gebracht.

Lächle nicht, wenn goldne Strahlen
Glühend schwingt der junge Tag,
Denn sie brennen neue Qualen
Wild in deines Herzens Schlag.

Aber wenn nach heißem Tage
Kühlend taut die Abendruh',
Dann verstumme deine Klage,
Dann durch Tränen lächle du!

11. September 1843.

Und nun sind alle Zweifel verschwunden. Ich ging vorgestern abends nach Klosterneuburg. Klara kam mir bei der Stadtmauer entgegen, mit leuchtenden, seligen Augen. Wir gingen hinter dem Kirchhof einen traulichen, einsamen Bergpfad hinauf. Die Sonne war hinter die Berge gesunken und wir saßen auf frischem Rasen, aneinandergeschmiegt, ihr Haupt ruhte an meiner Brust. Vor uns flüsterte und säuselte das Gebüsch im kühlen Abendwinde, tief unter uns glänzte die Donau im Lichte des Vollmonds, der am Horizonte aufgetaucht war und uns durch die wehenden Gesträuche entgegenstrahlte. O, wie waren wir glücklich! Gestern kamen wir um acht Uhr morgens zusammen und wandelten im herrlichsten Sonnenglanze, von der ganzen Natur angelacht, längs der Donau in stille, heilige, geheimnisvolle Auen. Wir waren allein, ganz allein. Tief auf einsamem Waldpfade lehnte sich Klara an mich und hing an meinem Halse und wir küßten uns lang und heiß. Wir sprachen so süß und schwärmten von unserer Zukunft. Langsam kehrten wir zurück. Es schlug elf und wir sollten scheiden. Aber keines vermochte den ersten Schritt zu tun, sich von dem andern loszureißen. Da standen wir an den Umzäunungen des Weingebirges, Klara etwas höher als ich; sie blickte mir lang und tief in mein Antlitz und aus ihren Augen strömte die Seligkeit der Liebe. Die Glocke schlug eine Viertelstunde nach der andern und wir konnten nicht scheiden. Endlich tönte die zwölfte Stunde. Ein glühender, heißer Kuß brannte auf unsern Lippen und noch einer und wir schieden, doch nein — an der Ecke wandte sich Klara noch einmal um: „Und vergeßt eure Schlachtdevise nicht Berger" rief sie mit so schmelzendem, flötendem, weichem Tone, daß es mir tief in die Seele drang und nochmals eilte sie zurück und an meine Brust und in schneller Umarmung und im letzten Kusse war das Scheiden vollbracht. Ich aber rief mir die Schlachtdevise in meine Seele: „Alles für — nichts ohne Klara!"

9. Oktober 1843.

Ein langes, langes Schweigen in diesen Blättern. Ich bin ihnen untreu geworden. So lange ich unglücklich war, wie blieb ich euch da treu! Jeder Seufzer meines beklommenen Herzens floß in euch über. Nun bin ich glücklich. Klara liebt mich. Am 5. habe ich den Konkurs für die Lehrkanzel der Politik gemacht.

26. Oktober 1843.

Weltschmerz.

Poche nicht du blut'ger Quell des Lebens,
Poche nicht du armes Menschenherz!
Die Sekunde freudigen Erbebens
Ach, durchzittert ein Äonenschmerz.

Kannst du sagen, wann dein Leid begonnen,
Wann es aufgebrannt aus ew'ger Nacht?
Geist! Dein Schmerz ist alt wie jene Sonnen,
Aus der Schöpfung wüstem Traum erwacht.

Melancholisch zieht's dich immer wieder
In des Denkens rätselhaften Grund,
Zu den Klängen deiner Wiegenlieder
Sehnst du dich von Lebenszweifeln wund.

Ach! du hörst die süßen Laute nimmer
Wo der Tritt der Weltgeschichte dröhnt,
Doch es blitzt wie leiser Ahnung Schimmer,
Wenn das Glöckchen in den Bergen tönt.

Wenn es tönt so süß, daß all dein Denken,
Deines Lebens schönste Poesie
Du auf ewig möchtest tief versenken
In die trübe Welt-Melancholie.

31. Oktober 1843.

Meine Liebe.

Ich pflanzt' ein zartes Reis in weiche Erde
Und träumte einen schönen Blütentraum,
Es wuchs das Reis zum Stamme an und senkte
Die schlaffen Ranken hin — ein Tränenbaum.

Aus den Gedanken wählt' ich mir den schönsten
Und sah aus ihm erblühen Poesie,
Aus dem Gedanken quoll ein Meer von Dichtung
Unendlich schmerzender Melancholie.

11. November 1843.

Geisteseinsamkeit.

Es schwebt der Geist in lichten Himmelsräumen,
In des Gedankens reiner Ätherwelt,
Hoch über Erdenglück und seinen Träumen,
Wohin kein Schatten niedern Daseins fällt.

Im Golde strahlend ragt die Alpenfirne,
Wohin des Tales Nebel nimmer dringt,
So hebt sich kühn die geistumglänzte Stirne,
Wohin kein Mißton des Gemeinen klingt.

Nicht Lieb' und Haß hab ich mit euch gemeinsam,
Das warme Leben hab' ich abgestreift,
Es steht der Baum im Paradiese einsam,
An dem verboten die Erkenntnis reift.

* * *

21. Februar 1844.

Nach langer Zeit kehre ich zu dir zurück, kleines, vergessenes Büchlein; du nimmst meinen Schmerz mit derselben Ruhe auf, wie meine Freuden, du bist besser, als es die Menschen sind. Seit ich zuletzt mich dir vertraute, war ich glücklich oder unglücklich? Glück! Bin ich denn geboren, um glücklich zu sein oder auch nur, um danach zu streben? Der Dienst des Geistes ist meine Religion, ihr will ich leben, sie ist meine Welt. Selbst die Liebe ist nur eine Lampe im stillen Heiligtume des Geistes, ein ewiges Licht, sie ist zu hoch, um noch zum Glück zu gehören.

1. Juli 1844.

Deine Zukunft.

Verlange nicht, dein Schicksal zu erschauen,
Zu ahnen deiner Tage Glück und Schmerz;
Versenke in den Augenblick dein Herz,
Nicht in der Zukunft rätselhaftes Grauen!

Die Liebe lebt in flüchtigen Sekunden,
Die Ewigkeit ist ihr ein Atemzug,
Was kümmert dich des Lebens Spiel und Trug —
Die Mystik seiner ungewissen Stunden?

Dein Haupt sollst du an meine Brust mir legen,
Hier wohnt die Zukunft ewig, tief und klar;
Geschicke wechseln, doch was bleibend, wahr,
Prophetisch klingt's aus meines Herzens Schlägen.

5. August 1844.

Treue Liebe.

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.

(Lenau.)

Wahre Liebe darf ins Land
Sich auch weiter wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.

Denn die Rose fort und fort
Blüt im treuen Herzen,
Und ihr Blühen kann kein Ort
In der Welt verscherzen.

2. September 1844.

Wanderlied.

Durch Nacht und Sturm hin,
Im Wettergebraus,
Zieh' ich so fröhlich
Zum Liebchen hinaus.
So leicht und munter,
Auf steilen Wegen,
Eil' ich voll Sehnsucht
Der Lieb' entgegen.

Vom hohen Berge
Send' ich Grüße,
Wehende Lüfte
Tragen die Küsse.
O, schlafe, träume,
Du Liebchen mein,
Und graut der Morgen,
So bin ich dein!

Bewußtsein.

Sie zweifeln alle? — Nun, so mag
Mit Kot besudeln mich die Menge; —
Es wird zur Nacht wohl nicht der Tag,
Wie schwarz auch das Gewölk sich dränge.

Umhüllen will ich still mein Haupt,
Wird vollends mich die Welt umnachten,
Und — hat sie alles mir geraubt —
Im Todesdunkel sie verachten.

11. Oktober 1844.

Wiedertaufe.

Wer da tritt ins Erdenleben
Dem wird aus den heil'gen Quellen,
Mit des Wassers reinen Wellen
Kraft auf seinen Weg gegeben.
Aber daß in harten Mühen,
Wenn die Schmerzen wilder glühen,
Wir der Stärke nicht entbehren,
Darum wurden uns die Zähren.

Bist du eisern auch entstiegen
Trotzend stark der heil'gen Flut,
Leiden werden dich besiegen
Und die Kraft der Taufe ruht,
Wenn du nicht im Tränenbronnen
Neu getauft an Kraft gewonnen.

12. Oktober 1844.

Doppeltrug.

Hoch gehen der Geschichte mächt'ge Wellen
Und immer voller braust die Flut heran.
Ich blicke schweigend in den Ozean,
Kein neuer Stern will meinen Pfad erhellen.

Als wild mein Herz gestürmt im heißen Schlage,
Wie glich die Welt da einem trägen Sumpf;
Nun ist mein Herz so traurig, alt und stumpf
Im Morgenrot verblutend junger Tage.

Die beste Kraft verschwärmt im Wahn der Liebe,
Bin ich ein ausgelebter Epigon,
Nicht wert, zu sein der Freiheit starker Sohn —
Ein tätig Glied im großen Weltgetriebe.

O rollt heran, ihr kühlen Todeswogen,
Auf meinen brennend wilden Lebensschmerz.
In eure Tiefen reißt mein wundes Herz,
Um Freiheit wie um Liebe gleich betrogen!

29. Oktober 1844.

Traum.

Es träumte dir, daß meine Mutter
An dich so zaubersüß geschrieben,
Doch sind der toten Freundin Worte
Dir im Gedächtnis nicht geblieben?

Es hat der Traum dich nicht belogen,
In meine Brust, geheim verriegelt,
Hat dir den Brief gelegt die Mutter,
Mit meinem Herzen zugesiegelt.

Doch willst du ganz den Inhalt kennen?
Das Siegel müßtest du zerbrechen —
Mein Herz, es könnte nur verblutend
Dir seine schönsten Worte sprechen.

* * *

Die Naivität tritt an zwei extremen Seiten des Lebens hervor; in der unmittelbaren Natürlichkeit und an der vom Leben zurückgezogenen Gelehrsamkeit.

Martin Sölch.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

(Fortsetzung.)

2.

„Recht lung machen sie 's, recht lang! Scheint ja eine sehr wichtige Sach' zu sein!" sagte der Alte, graute mit der Rechten in seiner weißen Bartkrause und zwinkerte sein Gegenüber an.

„Was meinst, Flaucher?"

Der, ein hagerer Ding mit einer feuerroten Narbe über dem linken Auge, legte die Linke auf den Wirtshaustisch, nahm die Holzpfeife aus dem Munde und hielt die Pfeifenspitze knapp vor die Zähne.

„Na ja!" . . . er sog einigemale . . . „ich werd' euch was sagen . . . Ich hab's vom Lehrer, und der hat's aus den Kirchenbüchern 'rausgelesen . . . Die zwei Höf' vor'm Wald haben einmal zusammeng'hört. Ein Hof war's und Herr war das Waldsassener

Kloster. Das ist schon lange her, natürlich, und Waldsassen war damals ein Männerkloster. So war's, sagt der Lehrer."

Er griff nach dem Bierglas, schnellte den Deckel mit dem Daumen zurück, hielt das Glas einen Augenblick gegen das Licht und trank.

„Na, was denn?"

„Die G'schicht ist doch net schon aus?"

„Er muß immer seine Dummheiten machen, der Flaucher!"

„Nur langsam! ... Regnet's auf uns? ... Könntest dein Maul zumachen, Viertel! Ein Schweinernes fliegt dir net hinein."

Der Viertelbauer klappte unter dem Gelächter der anderen seinen Brotladen zu. In den Hosentaschen machte er Fäuste. Sagen aber tat er nichts.

„Alsdann ... wie hier alles protestantisch worden ist, hat den Klosterhof ein Fremder 'kauft. War ein Hoher bei den Soldaten gewesen. Wird wohl ein bißl g'raubert haben, wo hätt' er sonst das Geld her g'habt? Von der Wirtschaft hat er nichts verstanden und hat nur ein Bein gehabt ... Ja, er hat bald verkauft. Und noch einer kam und ging, und noch einer, und zuletzt blieb der Hof in den Händen der Rubner. Die hatten immer viel Buben. Der älteste wurde der Bauer, die anderen erhielten ihr Teil und gingen. Ist ja heut' noch so im ganzen Egerland."

Flaucher versuchte einen Zug. Als kein Rauch mehr kam, klopfte er die Asche auf die Diele, holte hinten unter dem Rock die Schweinsblase mit dem Tabak hervor, gebrauchte eifrig den Pfeifenräumer und begann dann den Maserkopf, den er einige Male mit dem Daumenballen der Linken gerieben, zu stopfen.

„Zuletzt," — er riß ein Schwefelholz an der Hose an, paffte, drückte die Glut zusammen, der Deckel klappte — „zuletzt waren nur ein Bub und ein Mädel da. Das Mädel nahm ein Stingel. Der Schwiegervater teilte die Felder und baute einen neuen Hof hin ..."

„Eine schöne Partie!" sagte der junge Mann, der links vom Flaucher saß, und fingerte an seinem blonden Schnurrbart.

„Gelt? ... Das wär was für so einen ‚steinreichen' Komotauer gewesen? Na ... sei nur ruhig! Der Vetter Zimmermann da hat schon auch noch Geld ..."

Der Alte war rot geworden. Hastig fragte er:

„Wann war denn das?"

„Ist schon kaum mehr wahr, sagt der Lehrer. Na, und jetzt?" ...

Flaucher drehte die Pfeife um und wies mit der Spitze nach der Tür, die nach der Nebenstube führte.

„... und jetzt frißt der alte Hof wieder den neuen!"

Der alte Zimmermann schüttelte den Kopf.

„Sein Vater hat die Preußentaler in Säckeln zu stehen gehabt ... Ich glaub's net!"

„Ich a net!"

Der Viertel wurde lebendig.

„Wenn er auch leicht ist, der Stingel ... Aber so ein großer, schöner Hof! ... Männer! ... Seine Freundschaft wird ihn auch net stecken lassen ... Schulden hat er ja ... wie man allgemein hört ..."

„Mehr wie Ziegel auf dem Dach!"

„Und ich glaub's doch net!"

Flaucher legte die Pfeife vor sich auf den Tisch und schnellte die Rechte vor.

„Wetten?"

Sofort zuckte der Viertel zurück.

„So trau dich doch, Notfink, elendiger! ... Ich zahl' dir auf der Stell' eine Knackwurst und meinen besten Ochsen setz ich gegen deine einhornige Kuh ... Alsdann?"

„Mit dir will ich nichts zu tun haben."

„Auf einmal?" ... Ich an deiner Stell hätt' das Vieh, die alte Gams, schon lang dem Fleischer geben ... Ist sie net blind auch schon?"

Zimmermann hatte eine alte, viereckige Dose hervorgeholt, die wie eine Dienstbotenlade aussah, war einige Male mit dem Zeigefinger innen an den Wänden hin und her gefahren und hatte glücklich etwas Tabak auf den linken Handrücken gekratzt; langsam sog er jetzt das schier ganz trockene Pulver in die fleischige Nase. Plötzlich schnellte er die Hand fort, fuhr sich mit dem blauen Taschentuch einige Male über Nase, Mund und Bart und dann sagte er:

„Aber Männer! ... Wer wird denn streiten! ... Ich wett' net und glaub's net. Mit dem Stingel ist's noch lang net so weit ... Sein Lenz hat noch das Mütterliche und heiraten kann er jeden Tag, er ist von seinem Vater schon in der Wiegen loskauft worden; und beim reichsten Bauer kann er anfragen. Er ist ein schöner Bursch."

Flaucher kreischte ordentlich.

„Der Lenz? ... Den Lenz meinst du? ... Aber das ist ja der dümmste Kerl weit und breit! ... War auf der Ackerbauschul' und macht seinem Vater einen Knecht! .. Der ist ja dumm zum Häusereinrennen!"

„Wart' a weng, Flaucher, wart' a weng! ... Mit'm Ziegelfahren wird Geld verdient!"

„Und der Sattler und Wagner kommt net aus'm Haus, und ein Pferd ums andere holt der Schinder ... Warum hast denn du kein solches G'schäft ang'fangen, wenn's gar so viel trägt?"

„Ich hab's nöt nötig! ... Gott sei Dank!"

Der Alte legte beide Fäuste auf den Tisch und blickte nach oben.

Jetzt wurde der Flaucher wild.

„Nötig? ... Als wenn wir net alle Geld brauchen könnten, net wahr Viertel? .. Verdreh' nur die Augen, wir kennen dich schon! Dreimal gesiebt bist du, Zimmermann, und ausg'picht wie ein Backkübel!"

„Na ... aber ... na!"

„Und der Lenz ist im stand und heiratet ein Taglöhnermädel!"

„Hast was g'hört?"

„Müßt ich lügen."

„Na alsdann! ... Wenn er zu mir kommt ... unsere Rosel ..."

Den jungen Blondbart hatte es aufgerissen.

„Vetter Zimmermann!"

Dem Alten schoß das Blut in den Kopf.

„Hab' ich dir was versprochen? ... Und ausg'macht ist noch lang nichts! ... Brüderl, so schnell schießen die Preußen net."

Flaucher sah, wie die Tür zur Nebenstube sich bewegte. Sofort krähte er: „Bürgermeister wenn ich wär', der Sölch wär' schon lang verklagt!"

„Warum denn?" fragte dieser, der mit Stingel im selben Augenblick in die Schankstube trat. Er wandte sich gleichmütig nach seinem Seidelglas, in dem noch eine schaumlose Bierneige stand, während Stingel, dessen wohlgenährtes, glattes Gesicht wie immer vor Zufriedenheit glänzte, sich oben bei den Fenstern zwischen Wand und Tisch einzwängte.

Flauchers Augen funkelten.

„Warum? . . . Weil deine Ziegelhütten das ganze obere Dorf verstänkern . . . Darum! . . . Aber die Häuselleut können net mucksen, weil sie zu dir in die Hütten gehen . . . Und der Bürgermeister? . . . Na ja!"

Er stieß einen Ballen Rauch aus und scheuchte ihn mit der Hand.

Sölch legte ein Vierkreuzerstück als Zahlung auf den Tisch.

„Flaucher, Flaucher! . . . Du regst dich schon wieder auf! . . . Dich wird noch einmal der Schlag treffen."

„Hat ihn schon!" kicherte der Viertel. „Man sieht es ja noch ganz deutlich." Das ging auf die Narbe. In Gaßnitz drüben war er einmal mit seinen Spöttereien, Sticheleien an den Unrechten gekommen, einen Holzfuhrmann. Der hatte ihm sofort das Bierglas aufgesetzt.

Davon wollte er nichts hören. Er sah sich um, erblickte die verzogenen Gesichter, die das Lachen verbissen, plötzlich mußte er die Pfeife anzünden.

Sölch wollte gehen. Der Viertel hielt ihn zurück.

„Schönen Hafer hätt' ich, brauchst keinen?"

„Wieviel?"

„Weißt ja, wie's auf so einem Viertelhof zugeht . . . Zehn Zentnerle halt."

„Na ja! Kann ihn der Vitus bei Gelegenheit aufladen."

„Weißt . . . ich hab noch net ganz ausdroschen . . . Aber 's Geld brauch ich zum Steuerzahlen."

„Geld gibt's, wie aufg'laden ist . . . Aber nimm dich in acht, ich will ordentliches G'wicht!"

Er hatte die Hand schon auf dem Türdrücker, da wandte er sich noch einmal.

„Ich brauch heuer viel Erdäpfel . . . aber nur von sandigen Feldern. Wintererdäpfel, rote und weiße Zwiebel . . . Sie können bei jedem liegen bleiben, bis ich sie brauch. Zahlt wird, wann ich sie g'sehen hab'."

Die Tür klappte mit kurzem Ruck von außen. — — —

„Der richtige Geschäftsmann!" meinte der „Komotauer". „Der könnte auch mit Äpfeln handeln."

„Mit Äpfeln net", schmunzelte Zimmermann. „Da ist er zu schlau dazu. Da hat jeder Bauer selbst so viel, wie er braucht . . . Aber mit Bettfedern und mit Fischen! In den sächsischen Webernestern an der Grenz warten sie alle schon, wenn er mit den Fässern ankommt, in denen die fingerlangen ‚Schneiderln' schnalzen . . ."

Flaucher stieß Stingel mit der Pfeife an.

„Du sagst ja nichts . . ."

„Laß' mich aus! . . . Was geht mich denn dem sein Handel an?"

„Na ja, natürlich, wenn man Herr Kulturrat ist!"

Stingel faßte mit der Linken sein leeres Bierglas und ließ den Deckel einigemal auf und zu schlagen.

.. „Wirtshaus! ... Hunger hab ich!"

In der Küchentür erschien die Wirtin. Groß, vollbusig. Das Gesicht strotzte vor Gesundheit. Prall saß das dunkle, städtische Kleid. All den Bauern lief das Wasser im Munde zusammen, obwohl die Frau schon über ein Jahr im Dorfe war und zwei halbwüchsige Buben hatte.

„Leuteln, Leuteln, ihr sitzt ja im Dustern!"

Sie machte sich an der Petroleumlampe zu schaffen. Als sie brannte, sagte Stingel, seine Stimme klang weich und gar nicht wie die eines Bauern:

„Marie, könntest meinen Hasen bringen und gleich noch ein Bier dazu."

Der Viertel warf schnuppernd die Nase auf. Die andern Bauern sahen einander an und nickten. Ach, daher stammte der gute Geruch! Ja, wer an einem elenden Wochentag einen Hasen essen konnte! ...

Der alte Zimmermann schüttelte, in Erinnerungen versunken, den Kopf. Einmal, nur einmal in der ganzen, langen Zeit, hatte er einen Hasen heimgebracht. Die Seine hatte ihn in Viertel und Brocken gehackt, ihn, ohne nur ein „Häutel" abzuziehen, in den Topf gesteckt und mit Zwiebeln und Majoran gekocht. Und dann eine braune Einbrenn darüber gemacht ... Brr! ... Wie ganz anders roch das hier! ...

Die Wirtin kam mit der irdenen Pfanne und zwei Tellern.

„Könntest mir einen G'fallen tun, Stingel", sagte sie, als sie alles vor ihn hinsetzte. „Meine Buben sind so viel g'lustig nach Hasenfleisch. Willst ihnen net ein Brösel abschneiden? Ich rechne dann für's Herrichten weniger."

„Aber warum denn net! ... Recht gern! ... Da lang' auch selber zu, wennst magst ..."

„Dank der Zusprach! ... Ich mach mir net viel daraus. Aber die Buben, weißt ... Der Karl war immer bei mir, wie ich 'kocht hab', und dem Hans stand das Wasser in den Augen, wie ich mit der Pfanne hereinging."

Stingel schnitt ein handbreites Stück von dem Rücken; und der alte Zimmermann wußte es so einzurichten, daß die Wirtin im Vorbeigehen mit der Hüfte seinen linken Ellenbogen streifen mußte.

Als auch das frische Bier vor ihm stand, warf der „Kulturrat" seinen Jägerhut auf die Bank und öffnete die Joppe.

„So, jetzt wollen wir's angehen!"

Er zog gleich die ganze Pfanne vor sich hin.

Sagte der Viertel: „So ein Has' muß wohl gut schmecken?!"

Gleich war der Flaucher da:

„Hast noch keinen g'gessen?"

„Stallhasen schon, aber einen wirklichen no net."

„Schmeckt auch net viel anders ... Alles Einbildung!"

„Das glaub' ich net!"

„Dann raff 's!"

Stingel kaute mit beiden Backen. Auf einmal hielt er dem Viertel einen großen Bissen an der Gabel hin.

„Lass' den Flaucher reden . . . Probier's!"

Der griff gleich mit der Hand zu.

Zimmermann räusperte sich.

„Wennst mir ein Stück verkaufen thät'st . . . Möcht' doch einmal wissen . . . weißt . . . Einmal hab ich schon einen g'gessen . . . aber . . ."

Er zog sein Messer.

Stingel spießte einen Schenkel auf den Teller.

„Kost't nichts! . . . Kost't nichts! . . . Lass' dir's schmecken!"

Die Drei aßen. Der Viertel am langsamsten. Seine gesunden Zähne mahlten das Fleisch wie Brot. Bei jedem Schluck und Druck und wenn er an einen Speckfaden kam, klappte er die Augen zu. Zimmermann brummte vor Vergnügen:

„Ein Herrenessen! . . . Jetzt weiß ich's . . . Die Marie muß mir auch einen machen . . ."

Stingel trank sein Bier aus und wischte sich den Mund.

„Man sollte kein Bier zum Hasen trinken. Rotwein schmeckt viel besser."

Flaucher gab seiner Pfeife einen Schwung nach links.

„So was taugt net für einen Bauersmann. Zahlt sich net aus . . . Enten und Gäns' und Hühner, wenn er viele hat . . . meinetwegen . . ."

Höhnisch fragte er Stingel:

„Wie hoch kommt dir denn so a Has' zu stehen? . . . Alles mit eingerechnet: die Jagdpacht, Zeitversäumnis, das Herrichten . . ."

„Billig net . . . Aber gut hat er geschmeckt!"

Der Viertel nickte, Zimmermann putzte sein Schnappmesser mit dem blauen Taschentuch. Und der „Komotauer" ließ sich vernehmen:

„Ich ess' alles, was mir schmeckt!"

Als die Wirtin abräumte, sagte Flaucher: „Bring' die Karten mit, daß auch einmal was Vernünftiges dran kommt. Bei der ewigen Rederei schaut nichts 'raus."

Zimmermann sah von der Seite.

„Gehoppt wird fein net! . . . Und um acht geh' ich heim."

„Wie du willst . . . Ist deine Sach!

Flaucher hatte schon die Karten in der Hand, zog mit dem linken Fuß seinen Stuhl näher an den Tisch und mischte.

„Tust du mit, Stingel?"

„Wenn's grad sein muß . . ."

Er fuhr mit der Hand in die rechte Westentasche, zog ein Büschel Banknoten hervor und steckte es wieder ein.

„Ich hab kein kleines Geld . . . Aber die Marie wird mir schon was geben."

„Was spielen wir denn? . . . Zwicken?"

„Ja!"

Der „Komotauer" hatte die Banknoten gesehen. Sofort lag ein Häuflein Geld vor ihm. Seine Augen glänzten.

Das Spiel begann, die Karten flogen.

Mählich kamen auch andere Gäste. Sahen zu und redeten in das Spiel hinein. Wurden angeschnauzt und verzogen sich. Die Spieler schrien und schlugen auf den Tisch.

Ein Glas wurde umgestoßen. Das Bier schwappte über die Platte und tropfte auf die Dielen. Gleich kam die Wirtin mit einem Hadern.

„Patzer, elendiger!"

„Raus mit der Ziegen auf'm Teichsdamm!"

„Eine Karten oder ein Scheitel Holz!"

„Männer, jetzt komm' i dran."

„Trumpf und Trumpf und aus ist's!"

Das Gesicht des alten Zimmermann glühte wie ein rotes Tuch. Malitz, den sie den „Komotauer" nannten, holte bei jedem Trumpfstich aus, als wollte er einen Pfahl mit einem Hieb in die Erde schlagen. Der Viertel hatte sich schon lange verzogen.

Nach einer Stunde tat der Flaucher, der gerade zum Mischen kam, einen Häscher, legte die Karten hin, sah nach seinem Geld und nach dem der andern.

„Rentiert sich net! ... Keiner hat noch was g'wonnen. So ein Taglöhnerg'spiel! .. Fangen wir was anderes an!"

„Einundzwanzig spiel ich net. G'sagt hab ich's, und dabei bleibt's!"

„Ist schon recht, Zimmermann; ich tue da auch net mit."

Flaucher wandte sich Stingel zu. Um seinen Mund stand wieder das höhnische Lächeln.

„Was spielt denn ihr in Prag, wenn du als ‚Kulturrat' dort bist?"

Stingel fühlte sich geschmeichelt, das Wort Kulturrat tat es ihm jedesmal an.

„Nun, was die Herren sind, und ich und einige andere Ökonomen, wir spielen meistens ‚Makao', auch ‚Färbel'."

„‚Färbel'! ... Wer färbelt mit?"

Die anderen waren einverstanden. Auch der alte Zimmermann. Färbeln war riskanter als Hoppen, aber das Spiel hatte er nicht „verredet".

Um ungestörter zu sein, setzte man sich an den kleinen, viereckigen Tisch in der Ecke. Die Wirtin hing eine frischgefüllte Lampe hin und brachte ein leeres Schnapsglas für die „Pinke". Beim Hasard fiel mehr für sie ab als so ein lumpiges Kartengeld.

Natürlich war um acht Uhr das Spiel noch lange nicht zu Ende.

* * *

Stingel und die Wirtin saßen einander an dem mittleren Tische gegenüber. Jetzt, nachdem die Tür und alle Fenster eine Viertelstunde offen gestanden, war die Luft wieder halbwegs erträglich.

Der Bauer reichte ihr eine Banknote hinüber.

„Für das, was du mir geborgt, und für die Zech'. Ist was übrig, gehört's deinen Buben."

„Dank schön! Sie werden eine Freud' haben."

Die Frau wickelte die Banknote um den linken Zeigefinger und glättete mit der Rechten das Papier.

„Wie war des Spiel? Hast gewonnen?"

„Alle ausgesäckelt! ... Mit so Tröpfen hab' ich immer Glück, aber ..."

„Aber?"

„Nichts! ... Reden wir von was anderm."

Die Frau nickte und sah ihn dann voll an.

„Hast wieder Geld auf Wechsel genommen, von dem Sölch?"

Er sah zur Seite, das linke Augenlid zuckte.

„Schau mal, Schorsch, was soll denn daraus werden? ... Du hast doch gesagt, du willst mich heiraten."

„Ja, das will ich auch, wenn ich nur ein bißl besser stünde."

„Hast denn gar so viel Schulden?"

„Ich weiß selber kaum mehr, wie viel. Manchmal bin ich ganz z'wirrt."

„So treib doch dein Holz ab! Hast gleich wieder Luft."

„Das leid't der Sölch net. Und die Obervormundschaft hat er hinter mich g'hetzt, der Lenz ist noch net majorenn. Ja, wenn der Bub wenigstens heiraten tät, dann käm Geld ins Haus! Aber er trifft keine Anstalten. Ob er was in Kaaden drunten hat, wo er studiert hat ... er sagt nichts, er ist ganz ein Verdruckter."

„Ja, dann weiß ich wirklich net, wie's werden soll."

Die Wirtin faltete die Banknote und steckte sie in ihre Brieftasche. Dann legte sie beide Arme auf den Tisch.

„Du, Schorsch, sieh mich einmal an, ich muß dir was sagen. Schau, ich muß auch an meine Buben denken. Zu grund g'gangen bin ich schon einmal ... mit meinem Ersten. Der Hof war groß, aber Schulden waren drauf ... in ein paar Jahren war er fertig. Wenn ich das g'wußt hätt', wär' ich beim Vater in Eger und in seinem Wirtshaus blieben ... Man soll keinem Toten was nachsagen, aber er hat sich dann tot trunken. So was möcht' ich net mehr erleben. Siehst und ... der Zimmermann nimmt mich wie ich geh und steh."

Stingel hatte es einen Riß gegeben. Er tat, als hätte er nur genickt.

„Zimmermann? Der alte Zimmermann?"

„Ja, der Zimmermann. Die Rosel, was das Geschwisterkind ist, kriegt den Hof; sie will den Malitz heiraten. Mir kauft der Zimmermann das Wirtshaus. Du weißt doch selber, daß bei einer Pachtschänk so gut wie nichts herausschaut. Kurzum, ich brauch' nur ‚Ja' zu sagen."

Stingel trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. Plötzlich hob er den Kopf.

„Ich will dir net im Weg stehen, Marie."

„Aber Schorsch! Ich hab ja noch net ‚Ja' g'sagt. Kannst mir denn gar nichts versprechen? Bis drei Wochen vor'm Advent will ich ja gern warten."

Der Bauer war aufgestanden.

„Einen großen Schlager hätt' ich noch gewagt ... aber vielleicht ist es besser so. Gute Nacht, Marie!"

Sie ging mit ihm nach der Tür. Im dunklen Vorhaus fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn ab mit der Kußwut eines jungen Mädchens.

„Schorsch! ... Ich wart' ... Hörst du, ich wart' auf dich!"

Als sie die Haustür hinter ihm doppelt verschlossen hatte, fuhr sie sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen. Nur einen Augenblick sann sie, dann wurde es wieder ruhig in ihr.

„Und es wird doch nichts! ... Wenn ich erst auf das Kartenglück warten soll ..."

(Fortsetzung folgt.)

Andreas Xaver Stütz.

(Zu seinem 100. Todestage.)

Von Friedrich M. Berwerth.

Am 11. Februar 1806 starb zu Wien der Direktor des kaiserlichen Naturalienkabinetts Andreas Xaver Stütz. Seine Lebensarbeit bedeutet das Aufblühen des naturwissenschaftlichen Zeitalters in Österreich. Um das Arbeitsfeld dieses am 22. August 1747 zu Wien geborenen Gelehrten zu überblicken, ist es nötig, etwas aus der Vorgeschichte des Naturhistorischen Hofmuseums mitzuteilen.

Kaiser Karl VI., dessen Kunstsinn und Prachtliebe Wien die herrlichsten Barockbauten von Fischer v. Erlach, Hildebrand und anderen Meistern, sowie die Pflege der Musik, der Dichtkunst und der bildenden Künste verdankt, hatte bekanntlich seine neunzehnjährige Tochter Maria Theresia mit dem Prinzen von Lothringen, Franz Stephan, vermählt, der sich auch an dem Türkenkriege, in welchem Belgrad verloren ging, als Befehlshaber beteiligt hatte. Für den unglücklichen Ausgang des Krieges machte der Kaiser die Heerführer verantwortlich und ließ sie einsperren. Auch den Schwiegersohn Franz traf die kaiserliche Ungnade. Er wurde als Großherzog von Toskana für zwei Jahre in sein Großherzogtum beurlaubt, um es aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Hier scheint sich der Prinz in seinen Mußestunden viel mit Mineralogie beschäftigt zu haben, und es ist anzunehmen, daß er in Florenz zu dem Mineralogen Johann Ritter v. Baillou in Beziehung getreten ist, der seine Sammlung nach einem eigenen, Systeme geordnet und beschrieben hatte.

Nach der Thronbesteigung Maria Theresias widmete ihr Gemahl die vollste Aufmerksamkeit der Naturkunde, die in den Ländern seiner Gemahlin stets zurückgeblieben war; er förderte sie durch die Gründung des Naturalienkabinetts in Wien.

Vor dem Jahre 1748 besaß der Hof an Mineralien nichts anderes als einige Klumpen Goldes und Silbers aus Südamerika, wahrscheinlich Geschenke der habsburgischen Könige in Spanien, dann den großen Edel-Opal, und nur ganz wenige Minerale nebst Kunstwerken von Bergkristall, Achat und Jaspis, die in der Schatzkammer aufbewahrt wurden. Als sich Franz I. ernstlich mit der Gründung des neuen Museums beschäftigte, mag er sich der ihm bekannten Baillouschen Sammlung in Florenz erinnert haben, die er dann im Jahre 1748 kaufte und deren früheren Besitzer, Johann Ritter v. Baillou, er zum Direktor ernannte. Die Sammlung wurde von Baillou mit Hilfe seines Sohnes Ludwig 1749 nach seinem eigenen Systeme in dem späteren und bis vor wenigen Jahren noch in Verwendung gestandenen großen Lesesaale des Hofbibliotheksgebäudes aufgestellt und der kleine mineralogische Besitzstand aus der Schatzkammer hinzugefügt. Damit war die Gründung der kaiserlichen Hofmineraliensammlung vollzogen. Kaiser Franz soll die Sammlung fast täglich besucht haben. Wie tief er sich in mineralogische Studien einließ, beweisen die Versuche, die er in Gemeinschaft mit dem Jesuitenpater Franz im Laboratorium des Jesuitenklosters, der nachmaligen alten Universität, über die Gewinnung großer Diamanten auf dem Wege der Schmelzung anstellte, wobei als unerwartetes Resultat die Verbrennbarkeit der Diamanten erwiesen wurde. Von dem nach Amerika gesendeten Botaniker Jacquin wurden nebst vielen

anderen Mineralien die kostbaren Smaragde und das erste Platin nach Europa gebracht. Als 1758 Johann Ritter v. Baillou starb, wurde dessen Sohn Ludwig Balthasar sein Nachfolger. In wenigen Jahren war die Vorliebe für Naturwissenschaften gewaltig gehoben und vertieft worden, so daß Maria Theresia und Franz I. sich entschlossen, neue Einrichtungen zu schaffen, um das Studium und die Verbreitung der Naturwissenschaften in ihren Staaten zu ermöglichen.

Schon im Jahre 1749 wurde an der Universität in Wien eine eigene Lehrkanzel für Naturwissenschaft, Botanik und Chemie und 1753 an den anderen Universitäten Österreichs eröffnet. Im nächsten Jahre wurde der botanische Garten gegründet; 1763 an der Universität in Prag die erste Lehrkanzel für das Studium der theoretischen Mineralogie und Bergwerkswissenschaft errichtet und 1760 die Bergakademie in Schemnitz gestiftet. 1775 waren auf allen Universitäten Lehrstühle für Naturgeschichte.

Wie rasch die Neigungen zur Pflege der Naturwissenschaften sich entwickelten, äußerte sich vor allem in der Anlage von Privatsammlungen, deren in den Siebzigerjahren des XVIII. Jahrhunderts in Wien schon sechs gemischte, 13 Mineral- und 13 Pflanzensammlungen bestanden. Auch die Kaiserin Maria Theresia nahm an den Bestrebungen ihres Gemahls das lebhafteste Interesse und förderte in jeder Weise die Unternehmungen zur Vermehrung der Sammlungen. Als ein Zeichen ihrer Sympathien für die Mineraliensammlung müssen wir auch die Schenkung des bekannten Edelsteinstraußes ansehen, den sie als Überraschung für ihren Gemahl in die Sammlung stiftete.

Als Franz I. im Jahre 1765 starb, war die Weiterentwicklung der Sammlungen bereits gesichert. Maria Theresia stellte nun die Sammlungen unter den Schutz des Oberstkämmereramtes und übergab sie aus dem Privateigentum in das Eigentum des Staates. Ebenfalls auf ihre Anordnungen hin wurden die Sammlungen in die neuerbauten, längs des Augustinerganges gelegenen Säle übertragen. Die Naturalien füllten hier zwei, die physikalischen Instrumente ebenfalls zwei, die Münzen und Antiken fünf Säle. Es sind dies jene Räume, in denen das Mineralienkabinett bis 1884 untergebracht war.

Auch diese Neuaufstellung erfolgte nach dem Systeme von Baillou. In den ersten Jahren dieser Periode scheint eine Erstarrung im Organismus der Verwaltung eingetreten zu sein, die aber unter dem Oberstkämmerer Grafen Orsini-Rosenberg behoben wurde, der im Auftrage Maria Theresias und Josefs die Einsammlung der inländischen Minerale aus sämtlichen Bergwerken Österreichs, die Aufstellung der Sammlung nach wissenschaftlichen Prinzipien und die Herausgabe eines systematischen Verzeichnisses anordnete. Zur Durchführung dieser weitgreifenden Aufgaben wurde Ignaz Edler v. Born von Prag, wo er Beisitzer des obersten Münz- und Bergwerksamtes war, nach Wien berufen. Damals war Born die bedeutendste Persönlichkeit auf dem Gebiete der mineralogischen und bergmännischen Wissenschaften in Österreich. Borns Ansehen war auch über die Fachkreise hinaus tief in die damalige Gesellschaft eingedrungen.

Als Josef II. auf den Thron gelangt war, konnte man es erwarten, daß der weitsehende und die Aufklärung fördernde Monarch auch den naturwissenschaftlichen Hofinstituten seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden werde.

Es wurden auf seinen Einfluß hin die verschiedensten Beziehungen zur Erwerbung von Mineralien angeknüpft und die kaiserliche Sammlung durch die reichen Bestände der aufgelassenen Theresianischen Akademie und der aufgehobenen Klöster vermehrt.

Die von Josef II. ausgerüsteten Expeditionen nach Amerika und Afrika bezogen sich mehr auf botanische Forschungen, doch brachte damals Boos den an beiden Enden ausgebildeten gigantischen Bergkristall aus Madagaskar mit. In diese Zeit fällt eine wegen des Gegenstandes bemerkenswerte und von der Petersburger Akademie preisgekrönte Publikation von K. Haidinger, „Entwurf einer systematischen Einteilung der Gebirgsarten"; veröffentlicht in den von Born begründeten „Physikalischen Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien" (1783—1788).

Von Born, Jacquin und Ingenhousz abgesehen, wirkte um diese Zeit kein hervorragender Naturforscher in Österreich. Wie anders dagegen im Auslande, wo die namhaftesten Gelehrten, wie: Wallerius, Romé de l'Isle, Werner, Hauy, Cronstedt, Bergmann, Klaproth, Vauquelin, eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit entfalteten. Auch Lavoisiers Stern war damals schon aufgegangen.

Wenn wir diesen Verhältnissen im Auslande die Zustände in Österreich gegenüberstellen, so erscheinen die Verdienste von Franz I., Maria Theresia, Josef II., Leopold II. und Franz I. von Österreich um so bedeutender, als sie durch die Gründung und Vermehrung des Hofsammlungen das Studium der Naturwissenschaften in Österreich wesentlich gefördert haben.

Äußerst verdient um die kaiserlichen Sammlungen aber machte sich Andreas Stütz, dem es beschieden war, zwanzig Jahre am Naturalienkabinett zu wirken. Er trat in seinem 16. Lebensjahre in den Orden der regulierten Chorherren des heiligen Augustins zu St. Dorothea in Wien ein, wo er am 2. Juni 1765 die feierlichen Gelübde ablegte und am 20. September 1771 zum Priester geweiht wurde. Neben seinen priesterlichen Obliegenheiten betrieb Stütz sehr fleißig naturgeschichtliche, besonders mineralogische Studien, wozu er von Born angeeifert wurde, der einen großen Bund aller Naturfreunde gründen wollte. Daß Stütz schon vor 1775 Born gekannt hatte, geht unzweideutig aus seinem „Zweiten Versuche einer Mineralgeschichte von Österreich unter der Enns" hervor, worin es heißt, daß er seinen ersten Versuch für den Herrn Hofrat v. Born aufgezeichnet habe. Dieser „Erste Versuch einer Mineralgeschichte von Österreich unter der Enns", den Stütz noch als Priester des Stiftes in den von Born herausgegebenen „Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen", Prag, 1777, veröffentlichte, läßt keinen Zweifel übrig, daß zwischen beiden ein reger wissenschaftlicher Verkehr bestand.

Wie Born war auch Stütz ein echter „Josefiner", aufgeklärt im Geiste, gut im Herzen, fest und recht in der Tat.

Stütz hatte, nachdem das Kloster zu St. Dorothea aufgehoben worden war, die Lehrkanzel der Naturgeschichte, Geographie und Mechanik an der k. k. Realakademie in Wien erhalten, entsagte ihr aber, als im Naturalienkabinett eine Stelle erledigt wurde. Der begabte Karl Haidinger war nämlich 1786 als Professor und Bergrat nach Schemnitz berufen worden, um dort die ersten Amalgamationshütten nach Borns System einzurichten. An Haidingers Stelle wurde durch einen Befehl des Kaisers Stütz berufen, der schon im Jahre 1784 eine „Beschreibung der im kaiserlichen Naturalienkabinette aufbewahrten Zeolithe" veröffentlicht hatte.

Auch unter Kaiser Leopold, der 1790 die Regierung übernahm, wurden die Sammlungen derart ausgiebig vermehrt, daß abermals eine Neuaufstellung erforderlich wurde. Auf Antrag des Oberstkämmerers Fürsten Rosenberg wurde Born damit betraut;

seine Helfer sollten Stütz und Johann B. Megerle sein. Da Born noch vor Beginn dieser Arbeiten starb (1791), übernahm nun Stütz die Leitung der Neuaufstellung, wobei ihm Johann B. Megerle und dessen Sohn Johann Karl behilflich waren.

In wissenschaftlicher Hinsicht war die Umordnung der Minerale dringlich geworden, weil durch die von den Chemikern „bewirkte neue Lehrart in der Scheidekunst und Naturlehre" und durch die in erster Reihe von den Deutschen und unter ihnen besonders von Werner aufgefundenen äußeren Kennzeichen die Bestimmung und Scheidung der Minerale gründlicher geworden war als bisher. Stütz legte der Neuaufstellung das eben von Werner erschienene, auf die natürliche Verwandtschaft aufgebaute Mineralsystem zu grunde. In einigen Stücken glaubte er die Wernersche Anordnung verlassen zu müssen, er meinte, „es sei dies ein Beweis, daß man nicht auf die Worte des Meisters blindlings zu schwören, sondern selbst zu prüfen gewohnt sei". Vor allem wendete er sich scharf gegen die von Werner gebrauchten Mineralnamen, insofern sie von der Farbe, dem Fundorte oder dem Entdecker hergenommen wurden.

In der von ihm gewählten Einteilung und Nomenklatur finden wir als Appendix zu den erdigen Mineralien die Gesteine und am Schlusse die Versteinerungen angefügt. Der von ihm hergestellte und eigenhändig geschriebene Katalog in sieben Bänden enthält in lateinischer Sprache eine genaue Beschreibung nebst Angabe des Fundortes und des Gewichtes jeder Mineralstufe. Die Anlage des Kataloges gilt heute noch als Muster in der Darstellung und musealen Behandlung der Minerale.

In dieser Mineraltabelle sehen wir unter Eisen als Sippschaft auch das Ferrum nativum meteoricum aufgeführt. Da die Abfassung des Kataloges wahrscheinlich um das Jahr 1795 stattfand, wo Chladnis klassische erste Publikation über die Feuermeteore noch nicht erschienen war, ist es interessant, zu erfahren, welche Ansichten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts über die Meteorsteine bestanden. Stütz erhielt von dem bei Eichstädt in Bayern am 19. Februar 1785 im Fallen beobachteten Meteorstein eine Probe, die er aus aschgrauem Sandstein und feinen, gediegenen Eisenkörnchen bestehend bezeichnete. Die Beschreibung der Fallerscheinungen erinnerte ihn daran, daß auch an das Mineralkabinett ein „Kloß" gediegenen Eisens, 71 Pfund schwer, als ein vom Himmel gefallener Stein eingesendet worden sei. Er teilt nun die vom bischöflichen Vikar Kukulievicz in Agram aufgenommene und historisch gewordene Urkunde über den bei Hraschina 1751 stattgefundenen und beobachteten Meteorenfall mit. Zu den schriftlichen Zeugenaussagen bemerkt nun Stütz: „Die ungeschmückte Art, mit welcher das Ganze geschrieben ist, die Übereinstimmung der Zeugen, die gar keine Ursache hatten, über eine Lüge so ganz einig zu werden, und die Ähnlichkeit der Geschichte mit der zu Eichstädt, machten mir es wenigstens wahrscheinlich, daß wirklich etwas an der Sache sein möge." „Aber" — so schließt er — „daß in beiden Fällen das Eisen vom Himmel gefallen sein soll, mögen wohl im Jahre 1751 selbst Deutschlands aufgeklärtere Köpfe bei der damals unter uns herrschenden schrecklichen Ungewißheit in der Naturgeschichte und der praktischen Physik geglaubt haben; aber in unsern Zeiten wäre es unverzeihlich, solche Märchen auch nur wahrscheinlich zu finden."

Nachdem die Neuaufstellung vollendet war, wurde das Naturalienkabinett auf kaiserliche Anordnung wöchentlich einmal für den öffentlichen Besuch freigegeben. Personen von Rang, Fremde und Gelehrte hatten gegen Anmeldung jederzeit Zutritt.

Im Jahre 1795, inmitten der Katalogarbeit, unternahm Stütz eine Reise nach Siebenbürgen, um die dortigen Bergwerke kennen zu lernen. Das Resultat dieser Reise war eine Abhandlung,* die von der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin mit dem größten Lob anerkannt wurde.

Etwas später folgte eine Reise nach Karlsbad und in die nächstgelegenen Bergstädte, und zwar mit großer Ausbeute für das von ihm verwaltete Institut.

Auch unter der Regierung Franz II. (Franz I. von Österreich) fand eine bedeutende Vermehrung der Sammlung statt. Die Gesandten an den fremden Höfen erhielten Auftrag zur Aufbringung mineralogischer Seltenheiten. Mehrere Erzherzoge schenkten die auf ihren Reisen gesammelten Schätze und auch Private bemühten sich, die Sammlungen zu vermehren.

Als Stütz auch zum Direktor des zoologisch-physikalisch-astronomischen Kabinetts ernannt wurde, war der äußere Anstoß gegeben, das ältere Mineralienkabinett mit dem neuen zoologischen Museum zu vereinigen. Von jetzt an widmete sich Stütz vollständig der Zoologie. Es fiel ihm die schwierige Aufgabe zu, das in dekorativer Weise eingerichtete Tierkabinett, in dem sich auch zwei ausgestopfte Menschen, ein Neger und ein Mulatte, befanden, soweit dies eben möglich war, nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu ordnen. Seinem Lieblingsstudium der Mineralogie hat er aber trotz aller Amtsbürden nicht entsagt. In den Ferialwochen unternahm er wiederholt Ausflüge in die Ebenen und auf die Berge Niederösterreichs, um seine Kenntnisse auf eigene Beobachtungen zu gründen. Die Freude, die er auf diesen Exkursionen empfunden, ist auch in das wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens übergegangen.** In diesem Buche hat sich dieser verdienstvolle Gelehrte in der mineralogischen Lokalgeschichte ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Den vier Abteilungen, in denen er die Mineralgeschichte der Viertel in Niederösterreich darstellte, hat Stütz einen Abschnitt „von der Stadt Wien" vorangestellt. Aus allen Zeilen dieses Buches spricht ein bescheidener, streng wahrheitsliebender Beobachter.

Seine Meinung über eine richtige Naturforschung drückt er in den denkwürdigen Worten aus: „Der Naturforscher, dem es um wahre Aufklärung in seiner Wissenschaft zu tun ist, darf nie zu Vermutungen und Hypothesen seine Zuflucht nehmen, so lange er hoffen kann, die Wahrheit auf dem gewöhnlichen Wege der Erforschung aufzufinden."

Die Herausgabe des „Mineralogischen Taschenbuches", das er noch druckreif fertiggestellt, hat Stütz nicht mehr erlebt. Er starb am 11. Februar 1806 ganz unverhofft im 59. Lebensjahre. Ein Nachruf in der „Wiener Zeitung" vom 1. März schließt mit den Worten: „Die Wissenschaften verloren an ihm einen eifrigen Verehrer, viele einen tätigen Freund, Notleidende einen Wohltäter."

Auch die Nachwelt wird das Andenken dieses verdienstvollen Gelehrten aus dem josefinischen Zeitalter in Ehren halten.

* „Physikalisch-mineralogische Beschreibung des Gold- und Silberbergwerkes zu Szekerembe bei Nagyág, nebst einer Zugabe über einige problematische Mineralien Siebenbürgens."

** „Mineralogisches Taschenbuch, enthaltend eine Oryktographie von Unterösterreich zum Gebrauche reisender Mineralogen, herausgegeben von J. B. Megerle v. Mühlfeld, Wien, Triest, 1807."

Gedicht.

Da rinnt der Schule lange Angst und Zeit
mit Warten hin, mit lauter dumpfen Dingen.
O Einsamkeit, o schweres Zeitverbringen . . .
Und dann hinaus: die Straßen sprühn und klingen
und auf den Plätzen die Fontänen springen
und in den Gärten wird die Welt so weit. —
Und durch das alles gehn im kleinen Kleid
ganz anders als die andern gehn und gingen —:
O wunderliche Zeit, o Zeitverbringen,
o Einsamkeit.

* * *

Und in das alles fern hinauszuschauen:
Männer und Frauen; Männer, Männer, Frauen
und Kinder, welche anders sind und bunt;
und da ein Haus und dann und wann ein Hund
und Schrecken lautlos wechselnd mit Vertrauen —:
O Trauer ohne Sinn, o Traum, o Grauen,
o Tiefe ohne Grund.

* * *

Und so zu spielen: Ball und Ring und Reifen
in einem Garten, welcher sanft verblaßt,
und manchmal die Erwachsenen zu streifen
blind und verwildert in des Haschens Hast,
aber am Abend still, mit kleinen steifen
Schritten nach Haus zu gehn, fest angefaßt —:
O immer mehr entweichendes Begreifen,
o Angst, o Last.

* * *

Und stundenlang am großen grauen Teiche
mit einem kleinen Segelschiff zu knien;
es zu vergessen, weil noch andre gleiche
und schönere Segel durch die Ringe ziehn,
und denken müssen an das kleine bleiche
Gesicht, das sinkend aus dem Teiche schien —:
O Kindheit, o entgleitende Vergleiche.
Wohin? Wohin?

Meudon-Val-Fleury. Rainer Maria Rilke.

Chronik.

Städtebau.

II.

Das Denkmal im Stadtbild.

Denkmäler sind in unserer Zeit zumeist Geschenke, und zwar solche, die wohl gerne gegeben aber nicht ebenso gerne angenommen werden. Ein Komitee ist leicht gebildet. Gelder fließen mitunter merkwürdig rasch zusammen. Künstler sind stets der Aufträge gewärtig und große Männer gibt es immer, die eines Denkmals würdig sind.

Gibt es aber auch immer Plätze genug, die nach einem Denkmal verlangen? Wird bei den Stadtanlagen stets dafür gesorgt, daß der dekorativen Plastik ein Spielraum bleibt? Sind unsere öffentlichen Gärten den Denkmälern günstig?

Die Tatsachen zeigen, daß Denkmäler als Hindernisse empfunden werden; daß die Suche nach Plätzen jedesmal neue und größere Sorgen bereitet, daß die endliche Wahl selten als glücklich empfunden wird. Es sind in Wien in letzter Zeit wenig Denkmäler aufgestellt worden, denen man nicht lebhaft eine andere Aufstellung oder gar keine wünschen würde. Es sind meist die Künstler selbst, die Urheber der Kunstwerke, die über das Schicksal ihrer Kinder am lautesten klagen.

Alte Platzanlagen zeigen dagegen in der Regel eine solche Aufstellung von Brunnen und Figuren, die uns den plastischen Schmuck als unentbehrlich erscheinen läßt, wenn er auch in seiner überlieferten Gestalt oft einer anderen Zeitperiode angehört als die Bauanlage.

Man hat auch bei den alten Wiener Plätzen stets das Gefühl ruhiger Abgeschlossenheit. Stets sind die Verkehrswege so gelenkt, daß sie die gut geformte Hauptfläche frei lassen, die Bauwerke sind in ihren Dimensionen und ihrer Stellung der Platzgröße und den Visurlinien angepaßt, die Denkmäler sind in bezug auf Silhouette, Größe und Richtung zur Bauweise gestimmt, den Verkehrslinien entrückt. Allerdings kam in der Regel die oft mäßige Höhe alter Gebäude und ihre ruhige Gliederung dem Plastiker entgegen, der nicht zu abnormen Dimensionen greifen mußte, um wirken zu können und sich vor größeren Flächen bewegen durfte.

Alle neueren Stadtteile erschweren die Beziehungen der Plastik zur Architektur von vornherein. Die Nähe der großen, meist unruhigen Bauten setzt auch bei jedem dekorativen Schmuck in der Regel so große Dimensionen voraus, daß selten entsprechende Aufgaben und Mittel vorhanden sind. Dann ist im XIX. Jahrhundert die Trennung zwischen den Künsten eine so tiefgehende geworden, daß der Typus des architektonisch aufgebauten Denkmals fast ganz zum Aussterben kam. Die meisten österreichischen Provinzstädte besitzen noch in Dreifaltigkeitssäulen, Pestsäulen oder Marktbrunnen treffliche Leistungen der dekorativen Architektur vergangener Epochen, insbesondere des XVIII. Jahrhunderts und keinerlei moderne. Erst in allerletzter Zeit ist bei uns wieder das Bewußtsein rege geworden, daß im Stadtbild der architektonische Aufbau jedes Denkmals ebenso wichtig ist, wie das bildhauerische Detail. Das künstlerisch empfindende Auge verzeiht viel eher die Fehler der Durchbildung als die des Aufbaues und sucht vor allem die Gesamtkonzeption.

Das Auge der Mehrzahl ist aber heute leider nicht künstlerisch empfindend. Und der Ruf nach einem Denkmal erwacht fast immer aus Beweggründen, die mit der bildenden Kunst nichts zu tun haben. So ist die Mehrzahl der Denkmäler unserer Zeit zur Porträtplastik zu rechnen, die in der Regel für das Stadtbild keine Bedeutung besitzt.

Und selbst diesem bescheideneren Gast, der auf unseren Plätzen und Plätzchen Unterkunft sucht, ist der unruhige Hintergrund großer Schaufenster, die abends stark beleuchtet werden, ein unbarmherziger Gegner. Da blieb ihm naturgemäß nur die Flucht in den Garten; der grüne Hintergrund, die Ruhe abgeschlossener Partteile wurden zur Sehnsucht der Bildhauer. Aber auch hier begegnete der Künstler einem gefährlichen Gegner. Der Landschaftsgärtner hat mit seinen geschwungenen Wegen alle Flächen zerschnitten, die Gelegenheit zu regelmäßigen Anlagen gegeben hätten, wie sie das Denkmal braucht; und die geschlossenen grünen Massen, die in ihrer ruhigen Form die Opposition der dekorativen Plastik begünstigen, sind in den neuen öffentlichen Gärten zumeist nicht vorhanden. So ist ein Naturalismus großgezogen worden, der den Ernst der Aufgaben zu theatralischen Effekten herabwürdigte.

Ist es unter solchen Umständen zu wundern, wenn das Werk des Künstlers, das dem Platz und der Straße zur Weihe dienen soll, die erhebt, zu einer Verlegenheit geworden ist, zu einem Ballast, der hinderlich ist?

Ist nicht gerade in der Denkmalfrage das zielbewußte Zusammenwirken sehr vieler und vorwiegend künstlerischer Faktoren nötig und zeigt sich nicht heute bei uns das Auseinanderstreben ganz entgegengesetzter Interessen, wenn die Denkmalfrage aufs Tapet kommt?

Den Bestellern liegt die Porträtähnlichkeit vorwiegend am Herzen und die historische Beziehung zu Örtlichkeiten und Erinnerungen.

So hat man einem der größten Musiker einen ganz unmöglichen Platz zugewiesen, weil diesem die Oper, wenn auch nur mit der Rückseite, nahe war. Ein großer Dichter wurde auf den Abschnitt einer unausgebauten Platzbildung verbannt — weil sein großer Freund und Zeitgenosse (noch dazu durch eine breite Straße getrennt) schon früher ein Denkmal in der Nähe hatte. Beide Plätze sind weder der Form noch den Dimensionen nach für ernste Denkmäler bestimmt oder geeignet.

Nie würde ein künstlerisches Bedürfnis zu einem plastischen Schmuck hier vorgelegen haben.

In Döbling wurde kürzlich ein reizvoller alter Bau, an sich ein Denkmal, der Körners Wohnstätte war, aus Verkehrsrücksichten zerstört. An seine Stelle kam ein fünfstöckiger Neubau, der in seiner falschen Gotik leeren Stilismus zeigt und an einer vermauerten Fensteröffnung desselben, an abseits liegender Stelle, wurde ein — neues Körner-Denkmal angebracht.

Canon wurde an die abgeschnittene Ecke der Stadtparkeinfriedung — außen hingestellt, wo eine Straßenkreuzung keine passende und ruhige Aufstellung gestattet und wo weder die Silhouette noch die Frontansicht einen Zusammenhang mit der Umgebung aufweisen kann.

Gerade aber im Zusammenhang mit der Umgebung liegt die Wirksamkeit des Denkmals begründet.

Wie auf dem Bild der dargestellte Gegenstand sich jederzeit der für die Wand berechneten Wirkung unterordnen muß, so soll das plastische Denkmal dem Eindruck des Raumes, für den es bestimmt ist, angepaßt, aus ihm hervorgewachsen sein.

Ist eine große Zahl von Porträtplastiken zur Erinnerung an große und verdiente Männer ein tatsächliches Bedürfnis — dann möge man Gartenanlagen eigens dafür schaffen oder neue Platzbildungen diesem Zwecke eigens widmen. Dann hat auch der Künstler den ihm einzig zusagenden Fall gegeben, daß er für eine bestimmte und geeignete Örtlichkeit zu arbeiten hat, seine Mittel abwägen kann.

Geschieht dies nicht, so werden wir immer wieder den Fall erleben, daß wertvolle Leistungen ernst strebender Künstler um ihre verdiente Würdigung kommen, daß Kräfte vergeudet werden, deren Verwendung an geeigneter Stelle von unschätzbarem Wert für die Schönheit der Stadt und die künstlerische Erziehung ihrer Bevölkerung werden könnte.

Daß aber die dekorative Plastik, besonders im Zusammenhang mit architektonischem Aufbau einen hohen Schönheitswert für das Stadtbild besitzt, das kann nicht stark genug betont werden. Hartwig Fischel.

Besprechungen.

„Aus meinem Leben." Erinnerungen und Erörterungen von Professor Dr. Moritz Benedikt. Wien. 1906. Verlagsbuchhandlung Carl Konegen.

Dem kommenden Geschichtsschreiber dienen die Autobiographien als mehr oder minder getreue Zeitbilder; den zeitgenössischen Leser fesselt in erster Linie die subjektive Seite, das heißt die Art, wie Vorkommnisse eines individuellen Daseins zu „Erlebnissen" desselben werden, und die Kunst, mit der sich der Selbstbiograph als Objekt betrachtet und — behandelt.

Den vorliegenden „Lebenserinnerungen" bringen in diesem Sinne gewiß die weitesten Kreise das günstigste Vorurteil entgegen, erweckt doch schon der Name des Verfassers die gespannteste Erwartung — ein berühmter Nervenarzt, mit der Gabe, die verwickeltsten psychologischen Rätsel zu enthüllen, ein Anthropologe von weitestem Ruf, einer der seltenen Gelehrten, welche mehr Blicke in die Natur als in die Bücher zu tun gewohnt sind, unternimmt es diesmal, sich selbst unter die Lupe der kritischen Reflexion, der psychologischen Analyse zu setzen. Die Erwartung wird vollauf erfüllt! Das Buch ist wahrhaft dem Leben abgeschrieben, interessant durch seinen schier überquellenden Inhalt, fesselnd und anregend durch seine farbenfrische Darstellung, aber oft geradezu fortreißend durch die Gewandtheit, mit welcher der feinfühlende Psychologe das eigene Innenleben zerfasert und dessen Wechselbeziehungen zur Außenwelt darlegt. Kaleidoskopartig und doch einheitlich verknüpft, reiht sich Bild an Bild, Episode an Episode und mitten unter den zahlreichen Erlebnissen, von der frühesten Kindheit an bis hinauf ins Greisenalter, erhebt sich strahlend, in immer deutlicheren Zügen, das Porträt einer vielseitigen, reichbegabten, immer wachsenden, auf sich selbst beruhenden Persönlichkeit. Ideen und Probleme, wissenschaftliche und künstlerische Erörterungen, Personen- und Zeitbilder, Reiseeindrücke und völkerpsychologische Betrachtungen, Vorkommnisse der ärztlichen Praxis und philosophische Denkfragen, Humor und tiefster Ernst ziehen untermischt am Leser vorbei in verwirrender Fülle — widerspiegelnd den Reichtum eines nie rastenden, stets weiter und höher strebenden Seelenlebens. Hier wird das Kleinste

zum Ereignis, zum Denkstoff! Wie ein lebendiges Wesen mutet das Buch an, das man dauernd liebgewinnt, nicht mit einem einmaligen Aufschlagen erschöpft. Manches erscheint bizarr, parador, allzukühn in den Aussprüchen — von einer so markigen Persönlichkeit, die keine Leisetreterei kennt, nimmt man es gerne hin; denn Fermente, welche der faulen Stagnation entgegenwirken, können nicht anders als von beißender Schärfe sein. Aber auch wer nicht übereinstimmt, muß dieses Leben bewundern und beneiden, dieses Leben, dem jedes Lernen ein Genießen, jedes Genießen ein Mittel zu höherer Erkenntnis wird. Neuburger.

Leopold Ziegler: „Der abendländische Rationalismus und der Eros". Diederichs, Jena und Leipzig, 1905.

Einer der interessantesten jüngeren Denker scheint mir Leopold Ziegler zu sein. Unter den Anhängern des Neoidealismus, der nach der trostlosen Ära des Materialismus und Relativismus unter glücklichen Auspizien ins Land zog, verdient er besondere Berücksichtigung. Er ist nicht bloß ein feiner Dialektiker, der das Werkzeug der logischen Methodik virtuos meistert, sondern auch ein gedankenreicher Philosoph und, was nicht unberücksichtigt bleiben soll, ein vornehmer Stilist, dessen archaisierende Darstellung bloß eine leise Neigung zum Barock verrät. Zieglers vorletztes Buch hieß „Das Wesen der Kultur". Drei Stadien unterscheidet er dort: Naturzustand, Zivilisation, Kultur. Die strikte Gegenüberstellung von Zivilisation und Kultur, die auch Chamberlain betont, ist ein Verdienst, das ihm hoch angerechnet werden soll. Dem Kulturproblem gibt er eine Wendung ins Metaphysische. Das Verlassen des Naturzustandes, der bewußte Kampf wider die Natur, der den animalischen Selbsterhaltungstrieb in das zivilisatorische Medium erhebt, begründet noch keine Kultur. Diese entspringt dort erst, wo das Einzelindividuum sich in einen höheren, transzendenten Zusammenhang versetzt sieht, wo es sich als Ausfluß eines unbewußten Geistes begreifen lernt. Das Wesen dieses unbewußten Geistes, der dort gleichsam als Postulat figurierte, und seine Beziehung zu unserm Erkennen und Bewußtsein näher zu bestimmen unternimmt das vorliegende Werk „Der abendländische Rationalismus und der Eros". Der Titel möchte beinahe die Befürchtung erregen, als sei hier einem streng exakten Thema ein phantastischer Zusatz beigemengt. Aber dem ist nicht so. Ziegler geht Schritt für Schritt mit klarer Konsequenz vor. Den Anfang der Philosophie bildet der naive Dogmatismus, der Elemente der Erfahrung, Sinnesempfindungen schlechtweg zum Ding an sich modelt. Er ist erst in Sokrates, dem Begründer des Rationalismus, überwunden. Plato weitet den Aspekt ins Unendliche, da er im Eros, in der unmittelbaren Anschauung der Ideen, das wahrhaft schöpferische Erkenntnisprinzip zu erfassen wähnt. Aber erst mit Plotin und der parallel gehenden Begründung der christlichen Weltanschauung ersteht der Geist der Kritik. Es wird das Wesen des Eros erkannt als überzeitlicher mystischer Vorgang, als geheimnisvolle Selbstanschauung des Subjektes. Mit dieser Wendung zum Subjekt geht Plotin über Plato hinaus, er legt eben damit den Grundstein zur modernen Weltauffassung, die aber erst in Cartesius und seinem »Cogito ergo sum« abermals lebendig wird. Aber der Fehler dieses Denkers lag darin, daß er im empirischen, sinnlichen Bewußtsein die Quelle rationaler Erkenntnis entdeckt zu haben glaubte. Diesen Fehler vermied auch Kant nicht, der die Wurzel seiner Kategorien im menschlichen, persönlichen Geiste sah. Erst Fichte, Schelling und Hegel begriffen, daß der Träger der Kategorien kein beschränktes, individuelles Bewußtsein, sondern ein transzendenter, unbewußter Geist ist. Aber sie irrten darin wiederum, daß sie die Formen dieses Geistes in apriorischer, in intellektualer Anschauung zu gewahren meinten. Eine Korrektur dieses Irrtums bahnten Schopenhauer und Hartmann an, die eine strikte Grenzlinie zogen zwischen dem Unbewußten und dem menschlichen Bewußtsein. So vollendet sich das Schicksal und die Tragik des Rationalismus. Die Metaphysik des Unbewußten bleibt, aber ihre unmittelbare Erkenntnis ist uns verwehrt.

Das sind die Grundzüge dieses geistvollen und bedeutsamen Werkes, das von vergangener Kultur gesättigt und reich an Aspekten für die Zukunft ist. Freilich darf man Ziegler nicht den Vorwurf ersparen, daß sein Denken von Anfang zu sehr aufs Metaphysische angelegt ist. So übersieht er manche theoretische Möglichkeit, insbesondere den modernen Plan einer reinen Logik, der seinem System verhängnisvoll zu werden vermöchte, und dem gegenüber er überhaupt erst die Berechtigung der Metaphysik zu vertreten hätte. Dr. Oskar Ewald.

J. Loserth: „Genealogische Studien zur Geschichte des steirischen Uradels. — Das Haus Stubenberg bis zur Begründung der habsburgischen Herrschaft in Steiermark". Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria", 1905.

Den „Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark", welche die historische Landeskommission für Steiermark herausgibt und in deren Rahmen das vorliegende Werk das erste Heft des 6. Bandes bildet, verdanken wir bereits mehrere Veröffentlichungen, die, weitaus über die Grenzen der Landesgeschichte hinausreichend, wertvolle Beiträge zur allgemeinen Geschichte geliefert haben. Speziell auf

dem Gebiete der genealogischen Wissenschaften hat der 3. Band, Siegenfelds „Landeswappen der Steiermark", geradezu Epoche gemacht, da er zum ersten Male im großen Stil an Stelle dilettantischer Arbeit ernste Forschung gesetzt hat. Auch die vorliegende Publikation greift über die Landesgrenzen hinaus, und auch ihr ist die Aufgabe zugefallen, aus den Gebieten des steirischen Uradels und der verwandten Familien der Nachbarländer manche phantastische Gebilde erbarmungslos wegzuweisen. Die Stubenberge zählen zu den wenigen Familien, auf welche wir Österreicher hinzuweisen vermögen, wenn es gilt, die bodenständigen Geschlechter zu nennen, deren Geschichte sich widerspruchslos bis in ein früheres Mittelalter zurückverfolgen läßt. Da sie bei ihrem Eintritte in die Geschichte bereits großen Grundbesitz besaßen und als herzogliche Ministerialen an den Geschicken des Landesfürsten tätigen Anteil hatten, verfügte der Verfasser über ein nicht unbedeutendes Urkundenmaterial. Das Schwergewicht der Darstellung liegt in der Klarlegung des engen verwandtschaftlichen Zusammenhanges der Familie Stubenberg mit den Herren v. Schirling-Neidberg, v. Landesere und v. Stadeck. Diesem Ergebnis der mühevollen Untersuchung wird von der Fachliteratur kaum widersprochen werden. In einigen Punkten dürfte jedoch der Verfasser schwerlich Zustimmung finden: so in der Darstellung der Wappengeschichte der Stubenberge und in dem Versuche, eine Urkunde für das Kloster Garsten aus dem Jahre 1143, in welchem die älteste Erwähnung eines Familienmitgliedes begegnet, gegen den Vorwurf der Fälschung zu verteidigen. Auch dem Umstande ist zu wenig Rechnung getragen, daß nach dem neuesten Stande der Forschung die kirchlichen Gedenktage für Verstorbene nicht unbedingt mit deren Todestag zusammenfallen.

Oskar v. Mitis.

Thomas Mann: „Fiorenza." Drei Akte. S. Fischer, Verlag, Berlin, 1905.

Der Künstler — soll seiner schaffenden Hand ein Bild des mediceischen Florenz gelingen — muß leuchtende, muß dunkle Farben auf der Palette einen: leuchtende, damit er die Fülle strotzender Kraftgestalten jener sinnlichen, freude- und schönheitsberauschten Stadt in ihrem Purpurton treffe; dunkle für den düsteren Nebel, in den zu gleicher Stunde die gewaltig wachsende Menge asketischer Büßer, Verneiner jeden Lebensgenusses ihr schwermütiges Dasein hüllte. Florenz der Medici — Florenz Savonarolas: zwei Gegensätze, die solch scharfen Farbenkontrast verlangen, wenn mit gerechtem Maß geteilt wird. Und wer den köstlichen Duft der seltsamen Blume Fiorenza in den zarten Kristall des Dramas zaubern will, muß viele Künste sein eigen nennen, soll die edle Blüte nicht nutzlos unter eines Stümpers Hand verwelken. So unendlich schwer ist sie in ihrer Gesamtheit zu fassen, jene unerhörte Zeit unerhörter Kontraste, die — verglichen mit früheren oder späteren Perioden der Geschichte — aufflammt wie ein blutig funkelnder Rubin, gelagert zwischen matte Rauten; eine Zeit, in der hellenische Lebensbejahung, höchste Kultur des real Schönen in jähen Kampf geriet mit düsterer Verneinung des Lebens dieser Welt, verbissen dumpfer Auslegung der Galiläerlehre.

Dies weite, kaum meßbar weite Ziel hat der Dichter Thomas Mann seinem schöpferischen Streben gewählt: im engen Rahmen dreier Akte durch Wort und Handeln weniger Figuren das kolossale Schauspiel der Geschichte wiederzubeleben, das Renaissance heißt. So weit die Kraft des Epigonen reichen kann, ist's ihm gelungen; nicht Schemen sind es, sondern Menschen, die des Dichters Worte sprechen: Savonarola, der ekstatische Zerstörer jeder Freude, der in „scheeläugiger Milde" sein schönheitsfremdes soziales Evangelium predigt, er, der die Kunst besitzt, „mit einem rätselhaft betonten Wort die Gewissen zu berühren, daß die Menge wie ein einziger Körper zusammenzuckt". Lorenzo il Magnifico, der — von rätselhaftem Siechtum erfaßt — in Sorge um den Schatz von Schönheit stirbt, den der Mediceer edles Haus in drei Geschlechtern angehäuft. Giovanni, der kindliche, nicht kindische Kardinal, Poliziano, Hellas treuester Sohn, und der bunte Kreis schmarotzender, selbstsüchtiger Künstler. Dann sie — Fiore, die seltsame, feingetönte Gestalt, Fiorenzas, der ewig wechselnden, ewig sich ändernden Stadt letzte Repräsentantin. Und Florenz selbst, dies wunderbare, tausendfache Mosaik, auch Florenz hat des starken Künstlers sichere Hand noch einmal aufzubauen vermocht — Florenz mit seinem Volk, das heute jauchzend sich der festlichen Herrschaft der Medici gibt, und morgen dem düsteren, lebensvernichtenden Prior von San Marco in Reue und Zerknirschung zu Füßen liegt. . .

Ein wundervolles Gemälde, reich an leuchtenden, reich an dunkeln Farben ist es, das die deutsche Kunst dem Dichter Thomas Mann dankt.

Alfred Neumann.

Kleine Mitteilungen.

Das Problem einer gerechten Wahlreform. Der bekannte deutsche Bodenreformer Michael Flürscheim, der lange Zeit in Australien gelebt hat und sich gegenwärtig in Kalifornien befindet, sendet uns, angeregt durch die Ausführungen des Hofrates Eglauer (Bd. V, S. 1, der „Österreichischen Rundschau")

eine Zuschrift. Er weist darin auf das seiner Ansicht nach beste Proportionalsystem, jenes von Hare hin, das — wohl hauptsächlich infolge der Agitation der Miß Katherine Spence in Adelaide — in Tasmanien eingeführt wurde und dort vorzüglich funktioniert.

„Das ganze Land bildet einen Distrikt, in dem jeder Wähler das Recht hat, einen Abgeordneten zu wählen. Vor dem Skrutinium wird die Zahl aller Wähler, die ihr Wahlrecht ausüben, durch die Zahl der zu erwählenden Vertreter dividiert und jeder Kandidat, der diese Ziffer dann erreicht, erscheint gewählt. Hat z. B. eine Million Wähler gestimmt und sind 100 Abgeordnete zu wählen, so ist jeder Kandidat als gewählt zu betrachten, der im ganzen Land 10.000 Stimmen auf sich vereinigte. Die darüber hinaus auf ihn entfallenden Stimmen sind überflüssig, damit sie aber nicht verloren gehen ist die Einrichtung getroffen, daß jeder Wähler auf seinem Stimmzettel der Reihe nach mehrere Namen von Kandidaten aufschreiben darf. Bei dem Skrutinium wird anfangs jener Kandidat gezählt der auf dem Zettel mit Nr. 1 bezeichnet ist. Hat dieser aber die Wahlziffer erreicht, so wird er auf allen weiteren Stimmzetteln nicht mehr gezählt und die Stimme gilt für Nr. 2. Ist auch dieser gewählt, so kommt Nr. 3 in Anrechnung u. s. w. Um zu verhüten, daß durch zu große Zersplitterung Minoritäten ein Unrecht geschieht, wird mit den Stimmpaketen die am Schluß die Minimumzahl nicht erreichten, folgendermaßen verfahren. Zuerst wird das Paket aufgenommen, das die wenigsten Stimmlisten enthält. Da der darin Vorgezogene keine Aussicht mehr hat, sein Stimmenquantum zu erhalten, wird jeder Zettel des Pakets der nächsten Nummer der betreffenden Liste, die noch nicht gewählt ist, zugeteilt. Erreicht eines der Pakete in dieser Weise seine volle Zahl (10.000), so wird es abgelegt und ein weiterer Kandidat ist gewählt. Die Aufteilung der Pakete mit der geringsten Stimmenzahl wird fortgesetzt, bis alle Nummern auf den Listen erschöpft sind und nun werden die Kandidaten, welche die meisten Stimmen haben, als gewählt erklärt, bis die Zahl der zu wählenden Abgeordneten erreicht ist."

Flürscheim hebt dann die Vorteile dieses Systems gegenüber allen anderen Wahlsystemen hervor: 1. Die Mandate werden in der gerechtesten Weise verteilt und keine Stimme geht durch Majorisierung verloren. 2. Jede Wählergruppe findet die ihrer Zahl im ganzen Lande entsprechende Vertretung. „Nehmen wir z. B. an, daß sich in den beispielsweise 100 Wahlbezirken eines Landes je 500 Wähler der A-Partei befinden, so hätten diese unter dem heutigen System auch nicht die geringste Aussicht, im Parlamente vertreten zu sein. Sie würden entweder ihr Wahlrecht gar nicht ausüben oder als kleineres Übel dem Kandidaten einer ihnen unsympathischen Partei ihre Stimme geben, der aber immer noch dem der Gegenpartei vorzuziehen ist. Ihr Recht, im Rate der Nation vertreten zu sein, wird aus einem positiven ein negatives. Sie können nicht den wählen, den sie wünschen und müssen sich damit begnügen, den fernzuhalten, den sie am wenigsten haben wollen." Unter dem Proportionalsystem können dagegen die Anhänger der A-Partei des ganzen Landes eine gemeinsame Liste verabreden und ihre 50.000 Stimmen werden fünf Abgeordnete wählen statt keinen. 3. Eine der wichtigsten Wirkungen des Proportionalsystems in dieser Form ist die Schwächung der Übermacht von Parteiführern, deren unheilvollen Einfluß man gerade in den Vereinigten Staaten Amerikas am besten erkennen kann. 4. Der Reichtum wird gehindert durch seine Macht auf die Wahlen einzuwirken. Eigentümlicherweise ist einer der Einwände gegen das Proportionalsystem, daß nur die Reichen kandidieren könnten, da die Bearbeitung eines so riesigen Bezirkes zu große Mittel beanspruche. Man vergißt hiebei, daß, was an Extensität bei dem System hinzukommt, an Intensität erspart wird.. In einem engen Wahlkreis, wo der Erfolg der Partei oft eine reine Lotterie ist, indem gewöhnlich die gleichgültige Masse die eigentliche Mehrheit bildet, muß der Kandidat Himmel und Erde in Bewegung setzen, um durchzudringen. Anders aber wo die Gesinnungsgenossen im ganzen Lande sich vereinigen. Hier hat das Verdienst und nicht der Reichtum die besten Chancen. 5. Stich- und Ersatzwahlen fallen weg. Die Kandidaten der Listen, welche die nächstgroße Stimmenzahl erhielten, treten eventuell an die Stelle der rücktretenden Kandidaten."

Zum Schlusse seiner interessanten Zuschrift wendet sich Flürscheim gegen die Vorzugsrechte, die Hofrat Eglauer zu gunsten der Steuerträger machen will, und zwar „nicht auf Grund der unzerstörbaren Menschheitsrechte, denen eine solche Differenzierung nach Ansicht der Phrasendrescher entgegen sein soll, sondern als Bodenreformer, als Vertreter der Überzeugung, daß der Grund und Boden allen zu gleichen Teilen gehören sollte, daß die heutige Verteilung eine Ungerechtigkeit ist, die früher oder später gutgemacht werden muß". Aber auch abgesehen davon, erklärt sich Flürscheim gegen die Bevorzugung des Steuerträgers. Er sagt: „Hat der Reiche nicht ohnehin schon ein volles Äquivalent für seine höhere Steuerlast? Für wen arbeiten denn die Polizei, Richter, Gefängniswärter und in letzter Linie das Militär als für den Besitzer, den sie gegen den Besitzlosen zu

schützen haben? Wäre es gerecht, dem letzteren die Mehrkosten, die dem Staate so verursacht werden, aufzubürden, und wenn der Reiche gerechtermaßen mehr zahlt, diesen noch dafür zu belohnen, jenen zu bestrafen, indem man einen Unterschied in den Rechten eintreten läßt? Soll ein Streit wieder auftauchen, den Benjamin Franklin seinerzeit so prächtig in diesem Lande zum Austrag brachte, indem er die Frage stellte: ‚Angenommen, ein Vermögensbesitz von hundert Dollars berechtige zur Wahl. Habe ich einen Esel, der hundert Dollar wert ist, so kann ich stimmen, krepiert er, so darf ich es nicht mehr. Wer hatte nun das Stimmrecht: ich oder der Esel?‘

Österreicher im Ausland. Unter dem Namen »Austrian-Hungarian Press Association« hat sich in St. Paul (Minnesota) am 12. Jänner 1906 eine Druck- und Verlagsgesellschaft gebildet. Das Kapital besteht in tausend Aktien zu 25 Dollars. Zum Präsidenten wurde Josef Mair, zum Generalmanager und Sekretär der Schriftsteller Jos. G. Fischnaller berufen. Die Gesellschaft beabsichtigt in erster Linie, das schon lang projektierte, den österreichisch-ungarischen Interessen in Amerika gewidmete Blatt herauszugeben. —v—

Zeitschriftenschau. „Die neue Rundschau" bringt einen geistreichen Artikel vom Hofrat Max Burckhard über die Biologie der Dichtungen. Anknüpfend an ein Wort Goethes über seine Werke führt der Verfasser aus, daß jedes Kunstwerk nicht so sehr das Werk eines einzelnen, als vielmehr die plastische Darstellung dessen ist, was von Generationen geschaffen wurde. Ebenso wie der einzelne nichts ist, als eine flüchtig verrinnende Welle, so ist das, was wir die Schöpfung eines einzelnen nennen, gar nie Schöpfung eines einzelnen. Mag uns die Persönlichkeit des Künstlers noch so bekannt, sein Name noch so geläufig sein, seine Werke sind nie die Werke eines einzelnen, sondern immer Werke einer Vielheit. Burckhard führt diesen Gedankengang an einzelnen klassischen Werken, insbesondere am Nibelungenlied weiter aus. — Das 4. Heft der neuen Breslauer Monatsschrift „Kritik der Kritik" ist speziell Wiener Schriftstellern gewidmet. Es enthält Beiträge von Rudolf Lothar (Die Wiener Kritik), Ferdinand v. Feldegg (Mein Benedek-Drama und die Kritik), Bemerkungen über moderne Kritik von R. v. Stern, Julius v. Ludassy, Emil Lucka, Maria Stona u. s. w. — Das Jännerheft der „Deutschen Revue" bringt den Wortlaut des interessanten und instruktiven Vortrages, den Professor Max Gruber am Budapester internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus über die „Hygiene des Ich" gehalten hat. — Das neueste Heft der „Historisch-politischen Blätter" enthält unter dem Titel „Ein katholisches Kulturprogramm", Neujahrsbetrachtungen von Dr. Richard v. Kralik. Er faßt die Tendenzen der katholischen Kulturbestrebungen in der Skizze eines Programmes zusammen, das 15 Punkte umfaßt. Zum Schluß fordert der Verfasser zur weiteren Durcharbeitung seiner Leitsätze auf und betont, daß es auch für die Vertreter katholischer Kultur eines festen Programmes bedarf, um ihren Ansichten neue Freunde zu schaffen. — In der Pariser Halbmonatschrift „La Revue" macht Jean Chantavoine aus den Schriften der Berliner königlichen Bibliothek neue Mitteilungen über Beethovens Neffen Karl, für dessen undankbares Benehmen gegen den Oheim er Milderungsgründe anzuführen sucht. — Die „Nation" bringt eine Erzählung von Stephan Zweig „Das Kreuz." — In der „Umschau" schreibt Hofrat Wiesner über die Abhängigkeit des Lichtbedarfs der Pflanze vom Lichtklima.

Feuilleton.

Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx" im Deutschen Theater zu Berlin.

Berlin, 3. Februar.

Hofmannsthal gewährt uns den freudigen Anblick einer sich steigernden Kraft, eines anschwellenden Stromes von Begabung, der im raschen Laufe sich selber reinigt. Sein neues Werk, seine Tragödie des jungen Ödipus, die am 2. Februar in Reinhardts Deutschem Theater zum erstenmal gegeben wurde, hat in der Wirkung unvergleichlich tiefer gegriffen als im Vorjahre seine bloß interessante Umdichtung des „Geretteten Venedig" von Otway. Durch den stürmischen Premièrenbeifall, den, beiläufig bemerkt, die gegenwärtige Leitung des Deutschen Theaters so gut zu inszenieren weiß, wie die Stücke, klang diesmal oft und oft die herzliche Anerkennung der Unbefangenen und Kunstfreudigen hindurch. Und die philologischen Pedanten fanden diesmal keinen Anhaltspunkt, von einer Ilias nach Homer, von Umdichtung oder Nachdichtung des Sophokles zu reden, wie es im Falle der Hofmannsthalschen „Elektra" — freilich auch ohne innere Berechtigung — geschah. Die neue Tragödie trägt auch äußerlich den Stempel der Originalität an sich, sie behandelt jene Jugendgeschichte des Ödipus, auf

die bei Sophokles nur als auf ein Vergangenes zurückgedeutet wird, die Ereignisse von der unheilvollen Begegnung am Hohlwege zu Phokis bis zur Vermählung des Ödipus mit der Jokaste. Und sie setzt diesen Teil der Sage in ein so eigentümliches Licht, daß auch von einer Ergänzung des Sophokles nach rückwärts nicht die Rede sein kann. Wollte man den antiken „König Ödipus" unmittelbar an das Hofmannsthalsche Werk anschließen, er würde dazu passen wie die zusammengeballte Faust des Dramatikers auf das unheimlich erregte Auge des Seelenforschers. Ist auch der Umriß der Handlung etwa derselbe wie in den Sophokleischen Voraussetzungen, so ist doch alles anders gesehen, empfunden und gestaltet. Hofmannsthal versucht zu den „Müttern" hinabzudringen, aus deren Bereich das Lebendige immer wieder emporsteigt. Von dem Mythos, den er ins Innerste aufgenommen, treibt es ihn zur „mythenbildenden Substanz", deren Bewegung er im Lichte der Gegenwart, der modernen, zergliedernden und zerfasernden Psychologie sieht. Verdichtet er schon nach antiker Art, so sind doch die Elemente mit jenen schärferen Instrumenten, mit denen unsere Zeit forscht und untersucht, erschaut und aufgefaßt. Das Bild, das zu Tage tritt, ist gleich weit von der Antike, wie von der antikisierenden Dichtung unserer Klassiker entfernt. Und wenn das nun auch wieder Renaissance ist, so ist es doch eine zweite, aus dem Geiste unserer Tage und aus einer originalen Begabung herausgeborene, eine Renaissance der Renaissance.

Sehr interessant ist es, daß sich trotz alledem die Schicksalsidee unverhüllt in den Mittelpunkt der Hofmannsthalschen Ödipus-Tragödie stellt. Schon das dem Hölderlin entnommene Motto kündigt uns dies in den Worten an: „Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstünde." Also wieder eine Schicksalstragödie. Aber eine, die sich kühn und mutig der Antike entgegensetzt. Wenn wir in das Fatum der Alten, die Vererbungsidee, hineinsehen, so blickt hier aus der unverschleierten, mit ungewöhnlicher Kunst bloßgelegten Anlage des Blutes das Schicksal heraus. Dort ist der Atem der Menschen längst zur Wolke verdichtet, die über ihren Häuptern schwebt, hier drängt alles Düstere und Dräuende erst aus dem Innersten in den Hauch hinein. Die Tragik der Vererbung ist ganz unmittelbar in die quälenden Kämpfe des Scheinwillens hineinverlegt und spielt aus dem Unbewußten in das dämmernde Halbbewußtsein, in dessen Belauschung unser Dichter eine besondere Meisterschaft zeigt, hinüber.

Am bedeutendsten ist dies im ersten Akte der Dichtung, der am Hohlwege in Phokis spielt, der innerlichsten Exposition, die wir seit langer Zeit im Theater erlebt haben, ausgeprägt. Ödipus, den der Orakelspruch von Delphi zur Verzweiflung gebracht hat, irrt in der weiten Welt umher, möglichst weit von Korinth, wohin er aus Furcht vor den vermeintlichen Eltern niemals zurückkehren will. Wütend schilt er erst die Diener, die ohne ihn nicht heimkehren wollen, und enthüllt dann, gerührt von den Klagen seines Kindheitspflegers Phönix, sein Innerstes. In wundersamer Mischung tritt da ein sexualpathologisches Element und ein naivheroisches zutage, die sich derart verbinden, daß ihre gemeinsam treibende Kraft den Helden tragisch, wider sein Wollen, in Unheil und Schuld hineintreibt. Ödipus hat das Entsetzliche, das ihm die Pythia kündet, die Ermordung des Vaters und die Blutschande mit der Mutter, nicht nur vernommen, sondern in einem Zustande zerrüttenden Fiebers — schon vor dem Orakelspruch — träumend erlebt. Die Prophezeiung flog wie ein Funken in den Zündstoff seiner Vorstellungen. Und zugleich enthüllt er uns aus dem reinsten, naivsten Jünglingsgemüte heraus die Empfänglichkeit für solche unheimliche Reize der Einbildungskraft. Er hat, wie er dem alten Freunde anvertraut, trotz mancher Wallung des Blutes, noch nie ein Weib berührt. Er mochte nicht wie „ein abenteuerndes Tier nehmen und nehmen ohne sich zu geben". Er hätte sich des „vor dem Anhauch des Meeres, vor dem Schatten, dem Licht, vor den Sternen, dem Wind, vor der nackten Nähe lebendiger Götter schämen" müssen. Und da er grübelnd in sich hinabtaucht, um auf den Grund dieser Sprödigkeit zu kommen, gesteht er sich, daß er nur mit Königlichem sein Wesen tauschen könnte und Königliches in Frauengestalt ist ihm bisher nur in seiner vermeintlichen Mutter Merope zu Korinth erschienen. So ist in dieser unrein-reinen, schuldig-unschuldigen Natur alles für das Unheil gestimmt, gegen das sie sich mit einem Trotze sträubt, der sie der Erfüllung des Fluches nur näher bringt. Und schon schwebt diese Erfüllung in den Lüften. Hofmannsthal hat das originell und schön in einer neuen Art des Chores versinnlicht. Aus dem anhebenden Sturme ächzen, dröhnen und pfeifen die Rufe, die den Aufgeregten hetzen und in Ekstase bringen; es sind die Stimmen der dahingegangenen und nicht zur Ruhe gekommenen Ahnen, es ist der Widerhall des rauschenden Blutes, das dem Helden selbst im Herzen und in den Schläfen pocht. So vorbereitet, gerät Ödipus mit dem Laios, dem er betend den Weg versperrt, zusammen. Der Streit entbrennt, erst wird der Diener des Königs, dann der Herr selbst erschlagen, und der Vatermörder, der nur im Stande der Notwehr gehandelt zu haben glaubt, stürmt vorwärts auf der Straße; im

Wahne, sich so weit wie möglich von Heimat und Eltern zu entfernen und doch auf dem geraden Wege zu seiner — Mutter.

Die Gegenspieler des Ödipus beherrschen die nächsten breit ausgesponnenen Szenenfolgen, die uns nach Theben versetzen, das Shakespeare-Studium des Dichters spiegelt sich in dieser Behandlung der Kontrastfiguren, die, durch unbewußten Fluch, der auf ihnen lastet, in ähnliche Verhältnisse wie Ödipus versetzt sind und sich da ganz anders entfalten. Aber die Ökonomie des Großmeisters aller Dramatik, bei dem solche Parallelgeschicke immer ein starkes Seitenlicht auf den Hauptcharakter werfen, ist unserem jungen Seelenergründer noch versagt. Mit seiner bohrenden Psychologie vertieft er sich jetzt derart in Kreon und Jokaste, daß Ödipus uns nicht nur zu lange aus den Augen, sondern fast schon aus dem Bereiche unserer Teilnahme entschwindet. Blut ist in diesen Charakterbildern, aber auch dramatische Hypertrophie. Kreon, der Bruder der Jokaste, ist höchst originell charakterisiert — möglich, daß zwei Züge des Sophokles hier die Anregung gegeben haben, die Art, wie der Held einmal im „König Ödipus" den Schwager verdächtigt und kennzeichnet, und dann vielleicht der verhängnisvolle tyrannische Eigensinn, den Kreon in der „Antigone" hervorkehrt. Die Ausgestaltung ist Hofmannsthals eigenstes Werk; was er uns da vorführt, ist der Tyrann aus Ohnmacht, der Wüterich des Prätendententums, dem die Krone ewig vor Augen gaukelt, und der nicht Mut und Kraft hat, nach ihr zu langen. Von Kindheit an ist auch dieser Kreon durch einen Fluch vergiftet. Er hat einst als Knabe an das Ehebett des eben vermählten Königspaares, der Jokaste und des Laios, die düstere Priesterbotschaft gebracht, daß der Sprößling der Ehe den Vater erschlagen werde. Seitdem nährt er in sich die Anwartschaft auf die Krone und verzehrt sich in einem ewigen Fieber. Jetzt, da Laios erschlagen und der Thron erledigt ist, tritt die furchtbare Krisis in seiner feigen Seele ein. Anstatt zu wagen und zu handeln, quält er einen Magier, dem er Zukunftsworte abpreßt, fast zu Tode, treibt er seinen Schwertträger, einen Knaben, der an ihn glaubt und nicht genug Blutzeugnisse dafür aufbringen kann, zum Selbstmord, höhnt er die Boten der Volksbewegung zu seinen Gunsten, die er selbst angestiftet hat und auf die er sich doch nicht zu stützen wagt. Während dieser Kranke der hoffnungslosen Herrschgier gegen sich selbst wütet, hadern die königlichen Frauen, Antiope, die Mutter, und Jokaste, die Witwe des erschlagenen Laios, miteinander. Die herrschsüchtige Antiope, die kein höheres Interesse kennt als die Macht des Hauses, schmäht und schilt die Unfruchtbare, die der Dynastie von Theben einen Erben schuldig geblieben. Da enthüllt Jokaste, die Dulderin, die unter der Last des Fluches so still und demütig geworden, wie Ödipus laut und wild, das Geheimnis ihrer Mutterschaft, das aller Welt, auch der Schwiegermutter, verborgen geblieben, die entsetzliche Geschichte vom vermeintlichen Tode des ausgesetzten Knaben. Völlig umgestimmt, setzt Antiope alle Hoffnungen auf den fruchtbaren Schoß der Witwe ihres Sohnes. Jokaste soll einen neuen Gatten wählen, um dem Königshause einen Erben zu geben, und die passive Natur der Unglücklichen, so verblendet in ihrer Hingebung wie Ödipus in seinem Trotz, erklärt sich bereit zu allem, so sehr es ihrem Herzen widerstrebt.

Nun, endlich, nach einer zu langen, und vor allem zu stark abdrängenden Unterbrechung, setzt das eigentliche Ödipus-Drama wieder ein, allerdings in einer Szene, in der die vielfältigen Fäden stark zusammengerafft werden, und deren dramatischer Pulsschlag für den großen äußeren Erfolg des Abends entschied. Das Volk drängt an die Burg heran und fordert in flehenden Worten (Unisono-Klagen, die wiederum die Stelle des Chors vertreten) königlichen Schutz vor der Sphinx, die verheerend in Theben waltet. Kreon, der schon einmal den Gang zur Sphinx mit kläglichem Erfolg versucht hat, hält sich trotz aller Zurufe feig beiseite. Jokaste verspricht, sich, zugleich mit der Krone und dem Schwert, dem Manne, der die Sphinx besiegen wird, zu eigen zu geben. Da erscheint, durch Seherwort des Teiresias angekündigt, der irrende Ödipus, dessen gottähnlicher Anblick das Volk mit neuen Hoffnungen beselt. Eigenartig schön ist seine Begegnung mit Jokaste, erst ganz in das sanfte Licht der unbewußt erwachenden Zärtlichkeit zwischen Mutter und Kind getaucht, dann schwer belastet und verdüstert durch die erotische Wallung, die das ahnungsvolle Weib niederwirft, während der verblendete Ödipus mit wildem Verlangen der Sphinx entgegenstürmt.

Der letzte Akt, der vor dem Geklüfte der Sphinx spielt, bringt leider nicht den großen Ausklang, den man erwartet. Die Art, wie Ödipus die Sphinx besiegt, bleibt völlig im Dunkel. An Stelle des sagenhaften Rätselspiels tritt ein dramatisches Rätsel, das keinen rechten Körper hat. Die Sphinx, erzählt Ödipus, erkannte ihn und stürzte sich in den Abgrund hinab. Vielleicht, weil er den Fluch, den sie vertrat, auf seine Schultern nimmt. Gewiß ist, daß hier das Widerspiel zwischen Kreon, der den Ödipus erdolchen will und vor seiner Gottheit erschauert, den Dichter derart zur psychologischen Zergliederung reizte, daß er den Gegenstand unseres gespannten dramatischen Interesses zurückdrängte. Erst die Schlußszene

zwischen Ödipus und Jokaste, kurz und bedeutsam, führt uns wieder in den tragischen Hauptzug der Handlung zurück.

Mit allem Zuviel und Zuwenig stellt sich das Ganze als ein zwar ungefüges aber starkes Werk eines fast überreichen poetischen Könnens dar. Es gibt da Szenen, die sich tief in die Vorstellung eingraben, und Worte, die man nicht vergißt. In der Bildkraft der Sprache hat Hofmannsthal viel von Grillparzer und Hebbel empfangen; aber ein letztes gehört ihm, das Drängen seiner Rhythmen ins Geheimnisvollste, der heiße Drang, das Innerste zu entschleiern, und der Sinn für eine Gleichnisrede, die nicht nur ruhenden Vorstellungen entspricht, sondern auch das Gleiten der Stimmung, die zuckende Bewegung im Innern in ein Bild einfängt. Man hat an diesem Hofmannsthal-Abend nicht nur gesehen und gehört, man hat Gesicht gehabt und vernommen.

Für den äußerlich glänzenden Eindruck hat das Deutsche Theater reichlich gesorgt. Maler, Architekten, Archäologen bauten an den Szenen mit; man sah griechische Landschaften, das stilgerechte Innere der Königsburg mit den Hausgöttern, prächtige echte Kostüme. Kunstvoll war der Chor der Lüfte abgestimmt, das Zusammensprechen des Volkes abgetönt. Kayßler, dem der Schmelz der Weichheit abgeht, gab die Wildheit des Ödipus vortrefflich und beherrschte das Gedankliche. Die Sorma war rührend schön und demütig als Jokaste, Moissi, der etwas Gequältes im Wesen hat, paßte für den Kreon. Die Eysoldt, sonst immer treffsicher, übertrieb diesmal das Männliche als jugendlicher Schwertträger. Adele Sandrock, die in der Rolle der Antiope zum erstenmal als engagiertes Mitglied auftrat, hatte zwar Applaus, aber keinen echten Erfolg. Sie ist fremd im Berliner Ensemble und in Hofmannsthals Dichtung. Sie hatte Stil in der Bewegung, aber ihr allzu wuchtiges Pathos — ein Schwergewicht an jedem Worte — klang wie aus einer fremden Welt. Sonst traten noch Pagay, der den Magier mit starker Phantasie, gab und der holländische Schauspieler Royaards, der sich für die deutsche Bühne ausbildet, als Teiresias hervor. Im ganzen war es kein völlig ungetrübter dramatischer Erfolg — man fühlte zu viel Längen und Ablenkungen — aber doch ein poetischer Abend voll Glanz und Tiefe.

Alfred Klaar.

Von der Woche.

29. Jänner. Die vom Stadtmagistrat in Triest bisher besorgten Geschäfte der politischen Behörde erster Instanz sowie die Bezirksschulaufsicht werden ihm abgenommen und hiefür ein „k. k. Statthaltereirat in Triest" bestellt.

30. Dr. Franz Sedej wird zum Fürsterzbischof von Görz ernannt. — 370. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Erste Lesung der Rekrutenvorlage. (2464. Beil. d. St. Pr.) — FML. Franz v. Hurter-Ammant (geb. 1824), in Wien †.

31. 371. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Rekrutenvorlage wird dem Wehrausschuß zugewiesen. Der Leiter des Handelsministeriums bespricht in Beantwortung einer an ihn gestellten Interpellation den Zollkonflikt mit Serbien. Verhandlung über die Regierungsvorlage, betreffend die Pensionsversicherung der in privaten Diensten und einiger in öffentlichen Diensten Angestellten (2462 Beil. d. St. Pr.). — In Belgrad finden Demonstrationen gegen Österreich-Ungarn statt. — Bildhauer Werner David (geb. 1836 in Hannover), in Wien †.

1. Februar. 372. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Debatte über die Versicherung der Privatbeamten. — 50jähriges Jubiläum der k. k. priv. österreichischen Kreditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien. — Die niederösterreichischen Landärzte treten in die „passive Resistenz". — Im Deutschen Theater in Berlin findet die erste Aufführung der Tragödie „Ödipus und die Sphinx" von Hugo v. Hofmannsthal statt.

2. Graf Andrassy überbringt dem Kaiser die Antwort des leitenden Ausschusses der ungarischen Koalition auf die mündliche Botschaft. Der Monarch erklärt, „sie in Erwägung ziehen zu wollen". — In Beantwortung einer Interpellation bespricht der serbische Ministerpräsident Stojanowitsch in der Skupschtina den Zollkonflikt mit Österreich-Ungarn. — Schriftsteller Anton Renk (geb. 1871) in Innsbruck †. — Eine Versammlung in Cettinje spricht in begeisterter Weise „den Brüdern in Serbien die wärmsten Gefühle und die Bereitwilligkeit zu Opfern im gemeinsamen Kampfe für die handelspolitische Unabhängigkeit des Slawentums auf dem Balkan" aus.

3. Unter dem Vorsitz des Kaisers findet eine Konferenz der gemeinsamen Minister statt. — Ludwig Speidel (geb. 1830 in Ulm), Schriftsteller, in Wien †. — Hofrat Dr. Johann Woldrich (geb. 1834), Professor der Geologie an der Universität in Prag †.

*

Raimund-Theater. In der jüngsten Neuheit dieser Bühne, dem Wiener Volksstück „Das Recht", von Edmund Skurawy, gibt es einige hübsche Episoden, die in humoristischer Weise das Leben und Treiben vor dem Verhandlungssaale eines Wiener Bezirksgerichtes schildern. Sie zeugen von scharfer Beobachtung und satirischem Witz. In ihnen waltet auch ein wohltemperierter Strafgeist, der scherzend Kritik übt an den kleinen Übelständen der öffentlichen Rechtspflege, und, indem er uns lachen macht, uns unvermerkt zu einer ernsteren Erkenntnis erzieht. Diese freundliche Art der Erziehung war von jeher das gute Vorrecht des Volksstückes. Skurawy versteigt sich aber weiter: wie Brieux in der „Roten Robe", konstruiert auch er sich einen tragischen Fall, um flammenden Protest zu erheben gegen die mechanische Verwaltung des Richteramtes und gegen inhumane Bestimmungen der Gerichtspraxis. Auch seine Anklage wendet sich zunächst gegen die prozessuale Vorschrift, bei Angeklagten und Zeugen nach dem Vorleben zu forschen. Die Fabel aber,

an der er seine These illustriert, ist in ihren Voraussetzungen so naiv, daß es einem schwer wird, mitzugehen, und in ihren Folgerungen so rührsam, daß einem schließlich der ganze nasse Jammer als ein frevles Attentat auf die Tränensäcke erscheint. Ich finde überhaupt bei all diesen Proteststücken das Problem falsch und einseitig gestellt. Immer sind es die Institutionen, die bekämpft werden, nie die Ursachen, die ihre Mißstände herbeiführen. Immer ist das Produkt die Zielscheibe des Geschosses. Aber nicht das Produkt, sondern die Produktion soll die Aufgabe des Dramatikers sein. Für einen wahren Volksdichter, dem es um allgemein ethische Tendenzen zu tun ist, läge darum die Aufgabe so: er müßte sich zunächst fragen, woraufhin wir alle, ob Beamte, Juristen, Lehrer oder Politiker, unser Amt erwerben? Die Antwort würde lauten: auf allgemein bestimmte Kenntnisse, nicht auf unseren besonderen Charakter. Wer prüft denn aber, ob der Jurist ein höher entwickeltes Rechtsgefühl, der Lehrer ein größeres Erziehungstalent, der Prediger ein edleres, sittliches Bewußtsein hat? So ist in keiner Weise vorgebeugt, daß wir alle unser Amt mechanisch verwalten: nach dem Buchstaben des Gesetzes, nach den Regeln der Grammatik, nach dem Wort der Bibel. Dies ohne Einseitigkeit der Auffassung und ohne Tendenz in der Schattierung in lebensvoller Gestaltenfülle dramatisch dargestellt, wäre eine eindringliche Mahnung an jeden, mit dem Revisionswerke bei sich selber anzufangen, damit der Geist in unseren öffentlichen Einrichtungen wieder lebendig werde und das soziale Unheil verringere, das der Buchstabenglaube allenthalben anstiftet. Bis uns aber der Dichter ersteht, der uns ein Volksstück von so ethischer Tragweite beschert, werden noch viele Proteststücke einseitiger Natur nach kurzem Bühnenleben in das Archiv wandern, und auch dem Skurawyschen wird es, ungeachtet des großen Augenblickserfolges, den es, dank einer guten Darstellung, bei seiner Erstaufführung im Raimund-Theater gehabt hatte, bald heißen: legt's zu den übrigen ... —tr—

*

Oberösterreich besitzt in seinem Landeshauptmann eine unstreitig interessante und bedeutsame Persönlichkeit. Man hat anderwärts keine rechte Vorstellung, welchen Ansehens und welcher Hochschätzung sich Dr. Alfred E b e n h o c h im ganzen Lande erfreut.

E b e n h o c h ist auch eines von den impetuosen Temperamenten, wie sie Oberösterreich mehrfach zeitigte. Man könnte eine Anzahl innerlich ganz gleicher Naturen herzählen, welchen nur der Zufall eine verschiedene Etikette fürs Leben anhängte.

Die Linzer Bühne hat an Ebenhoch wahrlich nicht bloß einen „Intendanten", sondern einen idealen Verehrer von geradezu schwärmerischer Hingabe für die dramatische Kunst. Über die Politik hinweg fand er den Weg zum Theater. Man sah in Ebenhochs Bestrebungen, als Dichter anerkannt zu werden, eine liebenswürdige Schwäche. Wenn nun auch einstweilen der Landeshauptmann den Poeten kaum verdrängen wird, so hat Ebenhochs letztes Stück „J o h a n n P h i l i p p P a l m" (gespielt am 2. Februar auf der Linzer Bühne) solche Qualitäten, daß die Kritik einsetzen kann. Ebenhoch hat Gefühl für theatralische Wirkungen und zeigte in ein paar Figuren die Fähigkeit, zu charakterisieren. Eine Überraschung für Freund und Gegner waren die nationalen Akzente und der Lobspruch konfessioneller Duldsamkeit aus dem Munde eines katholischen Priesters. Der Charakter dieser fünf bildhaften Aufzüge entspricht ihrem Zwecke: sie sind als eine Huldigung des am 26. August 1806 als ein Opfer napoleonischer Willkür zu Braunau am Inn gefallenen Buchhändlers Johann Philipp Palm gedacht. Pathos und Heroentum sind die Leitmotive.

R. H o l z e r.

*

In dem Augenblicke, da wir die Redaktion schließen, erreicht uns die Nachricht, daß Ludwig S p e i d e l gestorben ist und wir verzeichnen sie mit tiefer Trauer. In einem der nächsten Hefte soll dann zu sagen versucht werden, was sein Wirken für die Geschichte der Literatur und des Theaters in Österreich bedeutet.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 67. □ Redaktionsschluß 3. Februar 1906. □ Ausgegeben 8. Februar 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

Am 15. Jänner hat sich die „Gesellschaft für Psychologie in Wien“ unter dem Vorsitze des Univ.-Prof. Dr. A. Stöhr konstituiert. Die Aufnahmsbedingungen sind bei den Sekretären der Gesellschaft: Privatdozenten Dr. K. Siegel, XVIII. Gentzgasse 38, und Privatdozenten Dr. H. Swoboda, IX. Beethovengasse 4, zu erfahren.

Hygienische Ausstellung Wien—Rotunde 1906. Außer dem Protektorat des Erzherzogs Leopold Salvator von Österreich hat auch Kronprinz Konstantin von Griechenland das Amt eines Ehrenförderers übernommen, die Ministerien des Innern, des Handels und Ackerbaues haben Regierungsvertreter ernannt und auch die Reichshaupt- und Residenzstadt hat Funktionäre in die Ausstellungskommission delegiert. Die Stadt Wien selbst sowie unter vielen anderen auch München beteiligen sich im größten Stil. Anmeldungen sind bis längstens 1. März an die Ausstellungsdirektion in Wien, III. Marxergasse 13, zu richten, woselbst Programme und Auskünfte kostenlos erhältlich sind.

Der Lese- und Redeverein deutscher Hochschüler in Wien veranstaltet im März eine Festaufführung des „Teut“ von Robert Hammerling im Jubiläumstheater.

Am 7. Mai geht der 3. allgemeine österreichische Lourdes-Pilgerzug unter Führung des Prälaten Msgr. Sebastian Danner und unter der geistlichen Leitung des Pfarrers Johann Mechtler von Wien ab.

Im Insel-Verlag ist Eduard Mörikes Novelle Mozart auf der Reise nach Prag erschienen. Walter Tiemann hat das Buch geschmückt. Bescheiden ordnet er sich den beiden großen Meistern unter und gibt ein feines Bild von Ort und Zeit der Handlung. Ausstattung und Einband sind kunstvoll; den Preis des kostbaren Bändchens — M. 4.— — darf man als niedrig bezeichnen.

Im Verlag von Franz Wunder ist ein Tolstoj-Buch mit ausgewählten Stücken aus den Werken des Dichters und dem Bildnisse Tolstojs erschienen.

Büchereinlauf.

Tintoretto („Renaissance“). Drama in zwei Akten von Holger Drachmann. Autorisierte deutsche Bühnenbearbeitung von J. C. Poestion. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Zäpfel Kerns Abenteuer. Eine deutsche Kasperlgeschichte in 43 Kapiteln. Frei nach Collodis italienischer Puppenhistorie Pinochio von Otto Julius Bierbaum. Mit 65 Zeichnungen von Arpad Schmidhammer. München und Leipzig, 1905. Georg Müller.

Zwei Stilpe-Komödien. Das Cenacle der Maulesel und die Schlangendame. Von Otto Julius Bierbaum. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Erdreich. Gedichte von Josef Schanderl. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Das Leben der niederländischen und deutschen Maler des Carel van Mander. Textabdruck nach de: Ausgabe von 1617. Übersetzung und Anmerkungen von Hans Floerke. Band I. Mit 20 Bildertafeln. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Mein Austritt aus dem Verbande des Karlsruher Hoftheaters. Ein Wort der Aufklärung von Eugen Kilian. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Das Tagebuch. Gedichte von Leo Greiner. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Hugo Wolf in seinem Verhältnis zu Richard Wagner. Von Karl Heckel. München und Leipzig, 1905. Georg Müller.

Beethovens äußere Erscheinung. Von Th. von Frimmel. Mit einer Heliogravüre und zahlreichen Abbildungen im Text. München und Leipzig, 1905. Georg Müller.

Franz Goldhann. Wald und Welt. Aus dem Wanderbuch eines Naturfreundes. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Adolf Pichler. Gesammelte Werke. Vom Verfasser für den Druck vorbereitet. Band X. Allerlei aus Italien. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Hans Grasberger. Ausgewählte Werke. Band II. Geschichten aus Wien und Steiermark. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Hanns von Gumppenberg. Aus meinem lyrischen Tagebuch. München, 1906. Georg D. W. Callwey. M. 2.—

Zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der österreichischen Herzogtümer mit besonderer Berücksichtigung Oberösterreichs. I. Mittelalter. Ein populär-wissenschaftlicher Beitrag zur Landeskunde von Oberösterreich. Von Dr. Alexander Nicoladoni. Linz. Verlag des Museums Francisco-Carolinum.

Neue Gärten von Olbrich. Berlin. Ernst Wasmuth A.-G. M. 10.—

Jahrbuch der bildenden Kunst 1905/06. Begründet durch Max Martersteig unter Mitwirkung von Dr. Woldemar von Seidlitz. Herausgegeben von Wilhelm Schäfer, Düsseldorf, 1905. Fischer & Franke.

Tolstoj-Buch. Ausgewählte Stücke aus den Werken Leo Tolstojs. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Berlin, 1906. Franz Wunder. M. 2.50

Das Leben, sein Ursprung und seine Entwicklung auf der Erde. Von Dr. E. König. Berlin, 1905. Franz Wunder. M. 6.—

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 68: 10. Februar 1906.

Inseraten-Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.–, 1/8 Seite K 20.–, 1/4 Seite K 35.–, 1/3 Seite
1/2 Seite K 60.–, 1/1 Seite K 100.–. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

Statistik und Politik.

Von Professor Dr. Ottokar Weber.

Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat der Professor an der deutschen Universität in Prag, Heinrich Rauchberg, dessen Namen in statistischen Kreisen mit einem Ausrufungszeichen genannt wird, ein Werk verfaßt*, das eine Aufmerksamkeit beanspruchen darf, die weit über das gewöhnliche Niveau solcher gelehrter Bücher hinausragt. Es ist ein im wahrsten Sinne des Wortes groß angelegtes Nachschlagewerk über böhmische Politik, wobei das Wort „böhmisch" in dem Sinne gemeint ist, der beide Völkerstämme des Landes umfassen soll. Bei dem alles vergiftenden Kampfe, der leider nun zumal in Böhmen geführt wird, ist freilich zu fürchten, daß der tschechische Volksstamm sich den Ergebnissen des Buches gegenüber etwas kühler verhalten wird als der deutsche. Es steht aber so viel rein politisch unantastbares Ziffernmaterial in dem Buche, daß dieses bei Freund und Feind die höchste Achtsamkeit erregen muß. Damit soll beileibe nicht behauptet werden, daß anderes zu Zweifeln Anlaß geben könnte, es sind nur die Folgerungen für die Deutschen manchmal so überraschend günstig ausgefallen, daß der berufsmäßig hypochondrisch angelegte deutsch-böhmische Politiker den lauten Jubel, den das Buch wecken könnte, etwas zu dämpfen sich für verpflichtet hält; es könnte sonst einmal der allzeit optimistischen Regierung einfallen, darauf hinzuweisen, wie sehr gut es eigentlich den Deutschen in Böhmen gehe: und das glauben doch die tschechischen Politiker wohl selbst nicht!

Rauchbergs Buch zerfällt in drei Bände; im ersten ist der Text, im zweiten sind die Tabellen untergebracht, während in den dritten, ganz kurzen Band die — man ist beinahe versucht, zu sagen, wenn das nicht abgeschmackt klänge — reizenden Karten und Diagramme verwiesen sind. Rauchberg hat auch umsichtig für die Bequemen im Geiste gesorgt, die sich nicht lange durch Ziffern und Seiten durcharbeiten wollen: im Schlußkapitel des ersten Bandes sind alle Resultate in anmutiger Verknüpfung aneinandergereiht.

In den übrigen 23 Kapiteln hat er das große Problem der nationalen Schichtung in Böhmen behandelt und dabei alle möglichen Verhältnisse in Berücksichtigung gezogen: Schulen, Konfessionen, Arbeitsbetriebe, Zu- und Auswanderung, Geschlecht, Alter, Sterblichkeit, kurzum es wird uns eine genaue Bilanz der gesamten Bevölkerung Böhmens vorgeführt. Der Ausgangspunkt war, den nationalen

* Der nationale Besitzstand in Böhmen. Leipzig 1905, Duncker & Humblot.

Besitzstand der Deutschen festzustellen, das mußte aber mit zwingender Notwendigkeit ebenso zur Erörterung des tschechischen Besitzes führen und zu der des wechselseitigen Verhältnisses beider Volksstämme in Böhmen. Man konnte darauf gespannt sein zu erfahren, wie im Laufe der Jahrzehnte das Zahlenverhältnis der Deutschen und Tschechen sich verschoben haben würde, und wird nicht ohne Überraschung hören, daß es im großen und ganzen das gleiche geblieben ist. Seit 1880, seit Beginn der, man möchte sagen, wissenschaftlich durchgeführten Volkszählungen, ist man zu diesem Ausspruche berechtigt, aber auch für die frühere Zeit scheint das gelten zu können — wenn eben die früheren Schätzungen verläßlich sind. Das Verhältnis der Deutschen zu den Tschechen in Böhmen ist 373 zu 627 für 1000 Menschen: also ein erklecklicher Bruchteil über ein Drittel kommt den Deutschen in Böhmen zu. Die absolute Zunahme in den Bevölkerungsgruppen weist eher einen kleinen Überschuß zu gunsten der Deutschen aus, insoferne als die Zunahme derselben in dem letzten Jahrzehnt 8·24 Prozent beträgt, während sie sich bei den Tschechen auf 7·85 Prozent beläuft, ein im übrigen nur geringer Unterschied, der aber beweisen soll, daß das Deutschtum in Böhmen bisher nicht im Rückgang begriffen ist. Ganz anders sind die Verhältnisse in Mähren und Schlesien; in ersterem Lande betrug die Zunahme der Deutschen nur 1·70 Prozent gegen 8·60 Prozent der Tschechen; in Schlesien waren die Zahlen 5·33 Prozent zu 12·67 Prozent. Es ist das ein Zeichen, daß dort die nationale Abgrenzung noch nicht soweit vorgeschritten ist wie in Böhmen, und die unsicheren und unbestimmten Elemente, die sich früher aus Gewohnheit, Tradition, aus geschäftlichen Rücksichten deutsch genannt hatten, es jetzt vorziehen, sich zum anderen Volksstamme zuzurechnen, ein Verlust, den man eher begrüßen als bedauern wird. Es ist fraglos, daß darunter die Juden einen starken Prozentsatz stellen; diesbezüglich gibt es für Böhmen ein interessantes Exempel in den dortigen jüdischen Privatschulen; in dem Dezennium 1890 bis 1900 sind da nicht weniger als 69 Schulen mit 2296 Kindern aufgelassen worden, die mit deutscher Unterrichtssprache bestanden hatten. Von diesen Kindern sind in den betreffenden Gemeinden über 800 verschwunden, die vielleicht Gelegenheit gesucht haben werden, irgendwo anders deutschen Unterricht zu finden, die übrigen lassen sich durch entsprechende Zunahme der tschechischen Schulkinder nachweisen.

Eine der überraschendsten Erscheinungen ist jedenfalls die scharfe Abgrenzung der Sprachgebiete, unter 219 Gerichtsbezirken sind 200 einsprachig und nur 19 (eventuell 20) gemischt; in gemischten Bezirken, in denen die Minderheit nicht ein Fünftel der ganzen Bevölkerung umfaßt, leben als nationale Minderheiten nur etwa 80.000 Menschen, die sich auf beide Volksstämme beinahe ganz gleichmäßig verteilen. Es ist eine auffallende Erscheinung, wie scharf an den Grenzgebieten die nationale Trennung vorhanden ist. Wir wandern am Saum des Böhmerwaldes in rein tschechischer Gegend, haben ein kleines Dorf verlassen, plötzlich hört der bisherige Weg völlig auf, über sturmbewegte Hutweide suchen wir unseren Pfad, und schon nach einer Wanderung von 20 Minuten erreichen wir ein deutsches Dorf,

das ebenso ungemischt deutsch ist, wie es das frühere tschechisch war, und das ausschließlich mit dem deutschen Hinterlande verkehrt. Mögen auch nicht alle Beispiele so drastisch sein wie dieses, das eine läßt sich mit Bestimmtheit aus der vorliegenden Statistik herauslesen, daß es verhältnismäßig außerordentlich leicht wäre, eine reinliche Scheidung zwischen den beiden Sprachgebieten in Böhmen durchzuführen und daß die Anzahl der damit von der einen wie von der anderen Seite preisgegebenen Volksgenossen eine sehr geringe wäre, es müßte eben nur erst die wirkliche Neigung zum nationalen Frieden vorhanden sein. Diese ist aber leider vorläufig noch mehr auf der Seite der Statistiker zu finden, als auf Seite der Politiker. Und nicht einmal bei ersteren immer. Einen schlagenden Beweis dafür geben die Resultate der Volkszählung in der Landeshauptstadt Prag. Dieselbe weist scheinbar einen sehr großen Rückschritt des Deutschtums im Laufe des letzten Dezenniums nach: es ist interessant, Rauchberg zu folgen, wie er Schritt für Schritt, besonders aus der Anzahl der vorhandenen deutschen Schulkinder nachweist, daß die Zahlen für Prag nicht stimmen können. Auf ein Argument möchte da, abgesehen von den Schulkindern, hingewiesen werden: aus dem deutschen Sprachgebiete sollen 6424 Personen nach Prag eingewandert sein und von diesen hätten sich nicht weniger als 3020 mit tschechischer Umgangssprache bekannt, das ist bei den scharfen Trennungsbedürfnissen unserer Tage nicht wahrscheinlich. Ergötzlich und instruktiv ist der Kampf, den Professor Rauchberg um die Prager Zählungsbogen führen mußte, die der Magistrat gesetzlich in sorgfältiger Verwahrung zu halten hat. Sein erstes Gesuch, in dieselben zu wissenschaftlichen Zwecken Einsicht zu erhalten, blieb unbeantwortet, „erst infolge meiner an die k. k. Statthalterei in Böhmen gerichteten Aufsichtsbeschwerde wurde es erledigt, und zwar abschlägig beschieden. Meiner Beschwerde dagegen gab die Statthalterei Folge. Die Befolgung des Auftrags, mir das Zählungsmaterial vorzulegen, hat der Prager Magistrat auf jede Weise verzögert . . . nach langwierigen weiteren Verhandlungen wurden mir endlich die Bogen vorgewiesen. Sie befanden sich in einem solchen Zustande, daß sie weder für wissenschaftliche noch für praktische Zwecke benutzbar waren!" Sie waren auseinandergerissen, zerstreut, vielfach fehlten die Erhebungslisten überhaupt. Von der statistischen Zentralkommission waren sie in bester Ordnung, geheftet, nach Prag zurückgeschickt worden, so daß erst hier der betreffende ‚Unfall' geschehen war, der selbstverständlich in dem Busen des Prager Magistrates ein solches Gefühl brennender Scham vor dem neugierigen deutschen Professor entstehen ließ, daß er sich deshalb so sehr gesträubt hat, ihm die Materialien auszuliefern. Rauchberg hofft, daß man bei der nächsten Volkszählung gegen solche Vorkommnisse Abhilfe schaffen und auch die individuellen Angaben der Einzelnen unter gesetzlichen Schutz stellen wird. Ob das nicht eine allzu sanguinische Hoffnung ist? Das Resultat der vorliegenden Nachforschungen ergibt als Zahl der in Prag samt Vororten lebenden Deutschen die Summe von 50.000. Also ein Neuntel der Gesamtbevölkerung.

Wie sehr im Laufe der Zeiten sich oft die nationalen Verhältnisse verschoben haben, zeigen die Namen; wir finden unter den rein deutschen Orten ein Přestavlk und ein Sohorž, dagegen unter den rein tschechischen: Namen wie Waldsteinruhe, Weißwasser, Lerchenhof, Siebenthan, Saibendorf. Aber es muß immer wieder betont werden, die gegenwärtigen Verschiebungen sind geringfügig. Eine besondere Ausnahme bilden die Kohlengebiete, wie Nürschan-Pilsen, in denen ein stärkerer Einschub des billigeren tschechischen Arbeitermateriales stattgefunden hat, bei dem aber wohl zu berücksichtigen ist, daß es sich hier nur um vorübergehende Verhältnisse handelt. Aus den interessanten Einzelheiten des Werks mögen einige Details festgehalten werden: so, daß sich auch in den tschechischen Städten die deutschen Minderheiten erstaunlich gut erhalten haben, daß eine starke Zunahme der tschechischen Schulen in den deutschen Gebieten zu bemerken ist, daß die hochausgebildete Frauenarbeit der Deutschen auf die Kinderverhältnisse ungünstig einwirkt, daß die tschechischen Minderheiten in den deutschen Bezirken zunehmen, die deutschen Minderheiten in den tschechischen aber abnehmen. Es sind das fast lauter Anzeichen, die dafür sprechen, daß die angeführten Ziffern für die gleichmäßige Zunahme der Deutschen in Böhmen nicht überschätzt werden dürfen und daß nichts schädlicher wäre, als wenn die deutschen Politiker sich von den Ziffern der Statistik einlullen ließen.

Rauchberg findet den unvermeidlichen Ausgleich aller nationalen Reibungserscheinungen in der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Er fordert, mit Rücksicht auf die sich vollziehende Umbildung Böhmens aus einem Agrar- in einen Industriestaat, Änderung der Wahlordnung nach der Richtung des allgemeinen Wahlrechtes hin: eine Forderung, der sich heute kein ernster Politiker mehr entziehen darf; er stellt das nationale Programm der beiden Volksstämme dahin auf, daß die Tschechen, statt auf Eroberung fremder Gebiete, darauf ausgehen sollten, ihren Volksgenossen innerhalb des eigenen Gebietes die nötigen Arbeitsbedingungen zu schaffen, daß anderseits die Deutschen sich nicht gegen fremden Zuzug wehren, sondern denselben durch kulturelle Eroberung assimilieren sollten. Man wird diesen Ausführungen nur Beifall zollen können, sie aber wehmutvoll gleich den politischen Romanen früherer Jahrhunderte behandeln müssen, denn gerade die Eroberung fremden Gebietes ist eine nationale Pflicht der Tschechen, eine Brotfrage infolge der Vermehrung ihrer Volkszahl, und so stark ist die nationale Kraft ihres Volkes geworden, daß die Assimilierung der tschechischen Einwanderer durch die Deutschen von Jahr zu Jahr immer geringer werden muß, wenn die Statistik auch mit den heutigen Ziffern noch nicht im stande ist, dies nachzuweisen.

Bei der Beurteilung der günstigen Lage der Deutschen in Böhmen, für die Rauchberg eintritt, ist vor allem das eine nicht zu vergessen, daß die internationale Sozialdemokratie immer größere Fortschritte in Böhmen macht und daß diese ihre Eroberungen vornehmlich auf Kosten des Deutschtums erringt, so daß viele Tausende, die die Statistik als Deutsche anführen muß, von der Politik als solche nicht mehr

anerkannt werden können: es bestehen eben zwischen Statistik und Politik dieselben Unterschiede, wie zwischen Theorie und Praxis.

Die sich immer erneuernde Kraft, die das Deutschtum in Böhmen aus seiner großen wirtschaftlichen Entwicklung schöpfen soll, kann ebenfalls auf die sich von Jahr zu Jahr sichtlich steigernde, gleiche Expansion der tschechischen Industrie angewendet werden, gleiche Ursachen werden gleiche Wirkungen hervorbringen. Und der in Böhmen geborene und hier aufgewachsene Deutsche wird unmöglich, trotz aller trostreichen Ziffern, über das Gefühl hinauskommen, daß sich sehr vieles in den letzten 20, 30 Jahren zu ungunsten der Deutschen verschoben hat.

Wenn auch die Bevölkerungsziffer im statistischen Sinne keinen Rückschritt aufweist, und das muß natürlich zugestanden werden, so ist der politische Wert dieser Ziffer nicht mehr derselbe: der Verlust von Prag, von Pilsen, die immer größer werdende Gefahr für Budweis oder Prachatitz oder Krummau läßt sich durch gar nichts wettmachen, das liegt zugleich begründet in dem ungeheuren Aufschwunge, den die tschechische Kultur in den letzten Jahrzehnten genommen hat; die zwei Drittel Tschechen von 1850, ja von 1870 bilden einen ganz anderen Machtfaktor als die zwei Drittel von 1900.

Das Rauchbergsche Werk ist jedenfalls innerhalb seiner Wissenschaft ein Standardwork, dem die verdiente Anerkennung nicht versagt werden darf, aber die Deutschen müssen sich sehr hüten, alle Folgerungen aus den Zahlen wörtlich zu nehmen: es gibt auch eine Poesie der Zahlen, die zu süßem politischen Schlummer verführt, und gerade der ist's, der den Deutschen Böhmens gefährlich werden könnte und darum muß bei aller schuldigen Hochachtung für die Statistik auf die grausame Prosa der Politik hingewiesen werden: für die wirtschaftliche Romantik, die aus dem allgemeinen Wahlrechte entstehen soll, müssen wir erst reif werden!

Napoleon und Kant.

Von Hofrat Kareis.

Könnte es nicht auch heißen: Kant und Napoleon? Das ist so leicht nicht zu entscheiden. Zwei Fürsten im Reiche des Geistes. Beide so hell und sicher in ihren Gedankengängen; beide einzig in ihrer Art! Der eine aus innerem Lichtborn schöpfend, von der objektiven Wahrheit seiner Überzeugungen derart durchdrungen, daß er mit seinen Offenbarungen alle alten Systeme über den Haufen warf und den Kärrnern seiner eigenen und auch der späteren Zeit Beschäftigung gab mit der Wegführung des alten Schuttes und mit dem Heranbringen der brauchbaren Bausteine zu angeblich neuen Systemen — auf lange Perioden hinaus.

Der zweite — ein Dämon, zu dessen Verstehen kein klügelndes Hin- und Herdenken ausreicht — prüfte die Richtigkeit seiner Vorstellungen sofort an den Taten, und an welchen Taten!

Kants Nachfolger: Fichte, Hegel, Fries, Schopenhauer fanden sein Werk umbildungsfähig, ja der Umbildung bedürftig; ein Beweis, daß es nicht befriedigte. Heute sind noch Männer, wie die Mitarbeiter an den Kant-Studien, eifrigst daran, seine Gedanken dem Verständnis der Gegenwart näher zu bringen und erst vor einigen Wochen erschien Chamberlains Buch, das unter Aufgebot großer Mittel denselben Zweck verfolgt, nachdem Paulsen, Simmel u. a. m. ihm vor kurzem in gleicher Absicht vorangegangen.

Kant ist einmal schwer verständlich und Chamberlain rechtfertigt diesen Mangel — er erkennt ihn also an. Kant will zwischen dem ewig Unvorstellbaren — dem Ding an sich — und zwischen dem, was wir durch unseren Wahrnehmungsorganismus zu erkennen vermögen, mit seiner Sprache vermitteln! Er erinnert an Faust, der zu den Müttern herabsteigt! Seine ehrlichsten Bewunderer müssen diese Schwäche Kants zugeben. Glücklicher war Kant mit der Aufstellung des kategorischen Imperativs. Sein Inhalt ist: „Mensch von Fleisch, Blut und Nerven, handle als hättest du das alles nicht, handle wie ein reines Vernunftwesen." Man sagte sogar, daß in den Kriegen von 1866 und 1870 die Früchte jenes reinen Pflichtgesetzes zur Reife kamen! Wir glauben das nicht, obwohl Kants Pflichtenlehre hehr und erhaben dasteht!

Napoleons Proklamationen an seine Soldaten ließen andere Saiten der Seelenklaviatur anklingen mit häufig weit rascherem und staunenerregendem Erfolge!

Wie kam nun der Autor des Büchleins „Vom ewigen Frieden", das — nebenbei gesagt: nebst den „Träumen eines Geistersehers" in klarer, ja eleganter Schreibweise abgefaßt ist, dazu, von dem größten Kriegsgenie aller Zeiten, vom „Shakespeare des Schlachtfeldes", wie ihn Bleibtreu so treffend nennt, beachtet zu werden? Wie kam der, der im brennenden Wüstensand sowie in den Eisfeldern des Nordens, auf den Kämmen der Alpen — wie in den lachenden Gebreiten der lombardischen Ebene und in den Schluchten der Sierras in Spanien — immer der Gleiche, der Sprungbereite blieb, dazu, sich um den Mann der vier Wände zu kümmern, den des Denkens gleichgestellte Uhr im Gange erhielt? Wie kam der kühle Philosoph — ein Mensch ohne Schicksal — eigentlich eine denkende Pflanze — in die Lage, die Aufmerksamkeit des Wagenlenkers des Schicksals — während einer kurzen, aber weithin strahlenden Zeit — zu fesseln?

Kant, dessen Streben und Reich wohl nicht von dieser Welt war, wurde der Gegenstand lebhaften Interesses von Seite jenes Mannes, der aus der Welt ein Reich und zwar sein Reich zu machen nicht übel gesonnen war. Ist das nicht merkwürdig?

Die einzelnen Phasen dieses Verhältnisses historisch genau festzustellen, wird wohl kaum möglich sein; nach den in dieser Skizze anzuführenden Daten jedoch wird eine diesbezüglich zulässige Annahme gestattet werden dürfen.

Man wird dem ersten Konsul die Anerkennung nicht versagen, daß er aus dem verwüsteten Schutt der Revolution mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln neues Leben hervorzuzaubern bemüht war. Rousseausche Gedanken hatten zeit seines Lebens, besonders aber in dem aufsteigenden Zweige seiner Bahn, Macht über das Tun dessen, den Chateaubriand den größten Dichter genannt, weil er die reichsten Phantasiegebilde sofort in Wirklichkeiten zu verwandeln verstand. Er schützte und förderte Wissenschaft und Kunst nach Kräften war stolz auf seine eigenen mathematischen Fähigkeiten, zeichnete seine ägyptischen Expeditionsgenossen: Monge, Berthollet, Cuvier, Laplace, den

er [illegible] zum [illegible] des Innern machte, mit Vorliebe [illegible] [illegible] Wert [illegible] [illegible] Villers (1765 zu Boulay bei Metz geboren) in französischer Sprache erschienen ist.** [illegible] die Franzosen mit der geistigen Tiefe der Erzeugnisse der deutschen [illegible] der Dichter und Denker bekannt zu machen, am 12. Mai 1799 an Kant gerichtete Abhandlung »Critique de la raison pure« [illegible] Königsberger Weise [illegible] „[illegible]“ Herders ein [illegible] zu [illegible] und durch [illegible] herausgeben.

Diese Schrift mag durch Chaptals Vermittlung dem Konsul in die Hände gekommen sein. Chaptals Vermittlung verdankte Villers ja auch die vom Bonaparte [illegible] erteilte Erlaubnis, in sein Vaterland, das er 1792 verlassen mußte, zurückkehren zu dürfen.

Daß der erste Konsul sich um diese Zeit mit Kant beschäftigte, ist zwar höchst merkwürdig, aber ganz und gar nicht unglaubwürdig. Hatte er doch den Werther mit nach Ägypten*** genommen, ihn etwa sechsmal gelesen und eine fein psychologische Ausstellung dem Dichter gegenüber in der bekannten Audienz zu Erfurt gemacht. Ungleich Friedrich II. von Preußen, der die Literatur der Deutschen roh und barbarisch fand, bekümmerte sich dieser Universalmensch, der für die verschiedensten Gegenstände seine Schuber im Gehirn hatte,† auch um das Schrifttum des Nachbarvolkes, denn er kannte u. a. auch Wielands Werke, der ihn und sein Wirken genau prophezeit hatte; auch ihn hatte er zum Lever in Erfurt geladen, wo ihm die Gegenwart der Kaiser und Könige nicht genügte; er wollte auch die Fürsten des Geistes um sich haben.

Für unsere Annahme spricht auch folgender Vorfall: Matthisson („Erinnerungen“, Bd. II., S. 68—70) berichtet, daß, als er 1801 in Lausanne den Professor Levade besuchte, er an der Wand des Empfangszimmers das Bild des „Helden des Tages“ fand; Levade erzählte nun, daß, als der erste Konsul, der ja der Held vieler Jahrhunderte geworden, durch Lausanne kam (als er den Übergang seiner Armee über den St. Bernhard leitete) — es war im Frühling 1800 — er · Levade sich dem Ruhmgekrönten vorstellte und den General einlud, in seinem Landhaus auszuruhen. Napoleon dankte und so knüpfte

* Ein bedeutender Gelehrter, Lacépède, wurde Großkanzler des Ordens der Ehrenlegion.

** Siehe „O. Ulrich: Charles de Villers. Sein Leben und sein Wirken“. Leipzig, Dieterich, 1899.

*** Ja sogar nach St. Helena hat er Werther mitgenommen.

† Napoleon selbst sagte von sich, daß die verschiedensten Gegenstände sind »rangés dans ma tête, comme ils eussent pu l'être dans une armoire. Quand je veux fermer une affaire, je ferme son tiroir, et j'ouvre celui de l'autre. Veux-je dormir, je ferme tous les tiroirs, et me voilà au sommeil.«

sich eine Unterhaltung an. In dieser fragte der erste Konsul, sich ganz lebhaft an den Professor wendend: „Was hält man in der Schweiz von der Kantschen Philosophie?" Die Antwort war: „Wir verstehen sie nicht, General."

Mit freudiger Miene und einem leichten Schlag der geballten Rechten in die offene Linke wandte sich Bonaparte zu seinem Generalstabschef und rief: „Haben Sie wohl gehört, Berthier? Kant wird hier auch nicht verstanden!" Aus diesem Gespräche geht ungezwungen hervor, daß sich der erste Konsul bereits mit der kritischen Philosophie beschäftigt und wahrscheinlich auch mit seinem Stabschef darüber disputiert habe. Napoleon mochte auch die kleine Schrift „Zum ewigen Frieden" gelesen haben, die sofort nach ihrem Erscheinen im Jahre 1795 — nach Abschluß des Baseler Friedens — ins Französische übersetzt worden war und die den für den Kampf Prädestinierten nach dem Gesetze der Kontrastwirkung angezogen haben mag; denn die Veröffentlichung dieses kleinen, mit einer feuilletonistischen, bei Kant daher so seltenen, Eleganz geschriebenen Büchleins fiel in eine Zeit, wo viel über Frieden in Zeitschriften, in Kongressen, Staatskanzleien, ja sogar in bürgerlichen — damals für politische Angelegenheiten so apathischen — Kreisen verhandelt wurde.

Bezeichnend für Napoleon ist es, daß er in jener Zusammenkunft in Lausanne nach der Lage und Entfernung des Dorfes Clarens, wo sich Rousseau aufgehalten, gefragt hat, um — wie er meinte — „diesen durch das Genie geweihten Ort nicht zu verfehlen".

Nachdem nun der Übergang über die Alpen — Mai 1800 — vollzogen und die Schlacht von Marengo geschlagen, dreizehn feste Plätze eingenommen, 1000 Kanonen erobert worden waren, kehrte der Sieggekrönte nach Paris zurück, um die an ihn herantretenden Aufgaben des Friedens zu lösen. Wie er sich in dieser Periode verhielt, weiß ja die Welt!

Um diese Zeit war es, daß Villers um die Rückkehr nach Frankreich ansuchte, worauf sodann seine »Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale« – 1801 — in zwei Bänden erschien. Seine bereits erwähnte Absicht, die beiden großen Kulturvölker einander näher zu bringen und sein Werk scheinen Bonaparte interessiert zu haben; er verlangte von Villers eine kurze Darstellung der Kantschen Grundideen und so machte der Verfasser einen kurzen Auszug aus seinem zweibändigen Werke. »Le premier Consul de toute l'Europe« schreibt Villers an einen Freund*, »a très peu de temps à perdre, et l'on ne m'accordait que quatre pages pour lui dire de quoi il était question, et quatre heures pour y songer«. Ein Exemplar der als Manuskript gedruckten, auf zwölf Kleinoktavseiten zusammengeschrumpften Broschüre schickte Villers im Jahre 1803 an Goethe, der für ihren Empfang vorläufig gar nicht dankte; ob er denselben im Jahre 1806 anläßlich einer zweiten Sendung Villers bestätigte, ist aus der Darstellung dieser Angelegenheit in den Kant-Studien (Bd. III, S. 4) nicht zu ersehen.

Der sehr gekürzte Inhalt des Villersschen Schriftchens ist folgender:

„Der Mensch ist ein erkennendes und zugleich ein wollendes Wesen. Nach der in Frankreich vorherrschenden Ansicht sind die Sinne und die durch sie vermittelten Empfindungen die einzige Quelle der Erkenntnis, während persönliches Interesse, der Hang

* Siehe das zitierte Werk von O. Ulrich. S. 18.

zum Wohlleben, die Wünsche, die Leidenschaften und die Eigenliebe sein Handeln bestimmen. Diese auf Locke zurückzuführende Anschauung sei verwerflich; sie schließt hauptsächlich die Freiheit des menschlichen Willens aus. Kant aber hat nach sechzigjährigem Nachdenken neue Grundlagen für die Lehre vom Erkennen sowohl als auch für die Lehre von der Freiheit der menschlichen Willensbestimmungen aufgefunden.

Hinsichtlich des Erkennens stellt Kant fest, daß dafür nicht bloß der äußere Eindruck der Gegenstände auf die Sinne, sondern auch die spezifische Beschaffenheit unseres Intellekts bestimmend sei."

Villers erläutert seine Darstellung durch Gleichnisse:

„Man setze ein und dasselbe Objekt vor einen Plan- und vor einen parabolischen, sodann auch vor einen sphärischen Spiegel, so erhält man drei ganz verschiedene Bilder. — Eine zweite Erklärungsweise: Man führe Nahrungsmittel in eine über Feuer gestellte Tonröhre und ganz gleiche Mengen derselben in den menschlichen Magen; die Wirkung wird eine ganz differente sein. — So ist es auch mit dem Akt des Erkennens. Die Gegenstände, die wir als außer uns befindlich erachten, sind lediglich bestimmt, durch den Eindruck, der abhängt von der Beschaffenheit unserer erkennenden Organe.

So kommt es, daß die Gesetze und die Formen, die das uns inhärente Erkennen beherrschen, dem äußeren Geschehen anzuhaften scheinen. Wie die ‚Dinge an sich' — unabhängig von unserem spezifischen Erkenntnisvermögen seien — das können wir — gebannt in die Erscheinungswelt — nicht wissen.

Man könne daher nicht die Freiheit des menschlichen Wollens verwerfen; denn der Mensch, als körperliche Erscheinung, folge zwar dem Gesetze von Ursache und Wirkung und ist in die eherne Kette des Weltgeschehens eingeschlossen: allein sein innerstes Wesen, das sich durch die Stimme des Gewissens ankündigt, folgt jener unzerreißbaren Notwendigkeit nicht — es ist frei!

Auch der Materialismus kann vor der Lehre Kants nicht bestehen; denn Materie, Farben, Töne ꝛc. sind nur Produkte unserer Anschauungsweise; was sie in Wirklichkeit sind, das wissen wir nicht. Ebensowenig kann die rein mechanische Auffassung des Weltgeschehens und der Atheismus vor den Beweisen der kritischen Philosophie Stand halten.

Les choses en elles mêmes sind — das bezieht sich aber nur auf die Außenwelt — für den Menschen unerreichbar. Anders sei es (wie schon angedeutet) mit der innern Welt; die Stimme, die hier vernehmbar ist, ruft: ‚Du sollst' oder ‚Du sollst nicht' dem Menschen zu! Das intime Selbst tritt da hervor; dadurch ist, dadurch lebt er! Da rührt er an den innersten Kern alles Seins. Das Herz ist gerettet vor allen Irrungen des Verstandes, die Pflicht emporgehoben über alle Versuchungen durch die Leidenschaften."

Hier läßt nun Villers eine begeisterte Anpreisung Kants folgen; er nennt ihn den »Newton de l'homme moral«. Der edle Idealist, der sich's zur Lebensaufgabe machte, »le noble esprit de la sagesse et de poésie germanique« seinen Landsleuten zu vermitteln, erhebt sich zum Schluß seiner Darlegungen zu einer Art prophetischer Diktion: »L'homme vraiment au niveau de son siècle a la force, de s'élever avec lui, de renoncer aux institutions et aux idées vieillies. Ceux qui veuillent entraver le progrès de l'humanité et étouffer les nouvelles lumières, ne réussissent, que momentanement; l'oubli ou la risée des générations a venir les attend, quelle qu'ait été à d'autres égards leur renommée et

leur considération personelle.« Das klingt fast wie ein alttestamentarischer Warnungsruf ein Menetekel gegenüber einem Manne, der nach den höchsten Stufen persönlicher Macht strebte. Wie sich dieser Mann, der ganz andere Dinge im Sinne hatte, als das „Ding an sich" zu dieser Enunziation verhielt, ist unbekannt. Auf St. Helena bekannte er sich zum Spinozismus, von dem Lichtenberg ja prophezeit, daß er — geläutert — die Anschauung der aufgeklärten Nachwelt sein werde. Villers kehrte noch zu Ende des Jahres 1801 entmutigt und enttäuscht »du pays du charlatanisme et de la forfanterie« — wie er schreibt — sur la terre de la loyauté et de la véritable humanité, also nach Deutschland zurück.

Aber auch Kant, der Mann der stillen Studierstube und des Katheders, beschäftigte sich in Gedanken mit dem phänomenalen Menschen, dem nichts unmöglich schien, wie der Philosoph ja auch in abgemessenen Stunden die Politik in den Kreis seiner Betrachtungen aufnahm. In den „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Ansicht", in der „Beantwortung der Frage: ‚was ist Aufklärung?'", in der „Rechtslehre", in der „Metaphysik der Sitten" und sogar in der „Anthropologie" findet sich manch hübscher Exkurs auf das politische Gebiet, in welchem — trotz der Erfahrung, die Kant anläßlich seiner Veröffentlichung der „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" gemacht — viel klare Offenheit und Gradheit des Raisonnements zu finden ist. Nichtsdestoweniger muß man die Vorsicht oft bewundern, mit welcher der große Weise sein Gedankenschifflein zwischen den Klippen der streng monarchischen Verfassung und der scharfen Zensur, die in Preußen die erste Rolle in allen Fragen der Öffentlichkeiten spielten, durchsteuerte. Mit Bonaparte beschäftigte sich Kant anläßlich der in seinem Nachlaß aufgefundenen „Rechtfertigung des Direktoriums der französischen Republik wegen eines angeblich ungereimten Planes, den Krieg mit England zu ihrem Vorteil zu beendigen", 1798. Dieses kleine Schriftchen findet sich in der von Kirchman herausgegebenen „Philosophischen Bibliothek", und zwar in dem Bande, der die „Vermischten Schriften und den Briefwechsel" enthält. Der anscheinend so weltscheue Philosoph mutet hier dem jungen Phantasiemenschen viel mehr Nüchternheit zu als dieser, der bekanntlich die Bedrohung Indiens im Kopfe hatte, als er nach Ägypten zog, wirklich besaß. * Der Inhalt des Aufsatzes ist folgender: „Vorteilhaften Frieden mit England zu schließen kann Frankreich nur gelingen", meint Kant, „wenn es einen siegreichen Landkrieg führt. Dies wäre nur möglich, wenn — mit Genehmigung Spaniens — ein Landheer nach Portugal, mit dem Frankreich im Kriege ist, geführt werden könnte.

Spanien sei jedoch arm an Lebensmitteln und könne einen solchen Durchmarsch nicht gestatten; zur See kann Frankreich ein großes Heer nicht transportieren, da Englands Übermacht in Schiffen das verbietet. Man wolle daher Englands Seemacht irreleiten, indem man vorgibt, über Ägypten und das Rote Meer ein Truppenkorps unter Bonapartes Führung nach Indien zu senden. Wenn dann Nelson nach dieser Finte griff, werde sich das Heer Bonapartes geschickt wenden, und zwischen Tunis und Malta nach Frankreich zurückkommen, sich mit der Toulonschen Flotte vereinigen, um dann in Portugal einzufallen. Man hat auch in den Zeitungen von der Niederlage Brucys gelesen: ‚Bonaparte hat Nelson irregeleitet und ist zu seiner Bestimmung (nämlich nach Portugal) gegangen', wiewohl das alles nicht eingetroffen ist. — Was nun das

* Es ist bekannt, daß Bonaparte bei seiner Ägyptenfahrt auch an den Durchstich der Landenge von Suez dachte.

Schicksal Bonapartes und seiner Unglücksgefährten betrifft, so sind alle Projekte, sich durch das Einschiffen ins Rote Meer oder — wie jetzt gesagt wird — durch einen Zug nach Syrien zu retten, bare Ungereimtheiten, werden aber absichtlich spargiert, um die Aufmerksamkeit Englands und Nelsons noch immer auf die Levante hinzuziehen, und wenn binnen dessen Spanien, wie zu glauben steht, seine Bedenklichkeit fahren läßt, den Landmarsch und auch einigen Seetransport nach Portugal einzurichten, wo dann für Frankreich noch der Weg übrigbleibt, von England den Frieden zu erzwingen .... England müßte seine Eroberungen herausgeben oder Frankreich die Bedingungen des Kabinetts von St. James annehmen."

Dies (in kurzem) der Aufsatz Kants, der Annahmen und Voraussetzungen enthält, die der Wirklichkeit nicht entsprachen, die jedoch, wenn Bonaparte sie zur Richtschnur seines Handelns hätte machen können oder wollen, den Ereignissen eine ganz andere Wendung gegeben hätten, als sie genommen haben. In der von der Berliner Akademie besorgten Neuausgabe von Kants Werken werden sich vielleicht noch andere Belege dafür finden, daß der große Denker den großen Feldherrn und Tatmenschen in seiner damals noch ganz kurzen Laufbahn genau beobachtet hat.

Uns war es jedoch mehr darum zu tun, den Spuren des Weges nachzugehen, auf welchem Napoleon dem Namen Kants begegnet. Es ist nicht unmöglich, daß Kants Ruhm den jungen Helden anzog; wir wissen ja, daß Ruhm das geistige Reizmittel hoher Seelen ist und daß der Neid, den fremde Größe weckt, am tiefsten greift. Sehen wir doch Alexander, der seinen eigenen Vater beneidet, Cassius, der Cäsar haßt, Prinz Heinz, der Heinrich Hotspur nicht in seiner Sphäre kreisen lassen mag! Welcher der beiden im Titel stehenden Namen länger glänzen wird, ist schwer zu sagen. Die Bahn, welche die Welt seit dem Wirken beider Männer zurückgelegt, ist bei aller Fülle des Erreichten zu kurz, um die richtige Parallaxe für diese beiden Sterne zu gewinnen. Kants Absichten erkennt jeder, der ihm näher getreten, an; seine Ansichten, namentlich in erkenntnistheoretischer Beziehung, werden von der Schule Machs, Avenarius', Schuppes ꝛc., verworfen. Napoleon hat aber durch Gründung der Anstalten und Schulen, z. B. der École polytechnique, durch Förderung von Kunst und Wissenschaft, durch den Code Napoléon ꝛc., gewiß tiefer und auch nachhaltiger auf die Mitlebenden gewirkt als der Königsberger Weise. Sollen wir das Urteil der Mit- und Nachwelt heranziehen, um einen Maßstab für die Größe Napoleons zu gewinnen, so wollen wir bloß Goethes und weniger anderer gedenken. Goethes eigenes Geständnis bezeugt, daß er für Kant da ihm (Goethe) das philosophische Organ fehle, mit Ausnahme der Kritik der Urteilskraft kein sonderliches Verständnis habe; er habe „nie über das Denken gedacht"! Napoleon aber hält er für das größte Erdenwesen, sowie Marschall Wolseley * ihn: »the greatest being, which

* Besonders die Engländer sind es, die solche Kraftsentenzen über denjenigen von sich geben, der sie seit Toulon betriegte, ihnen Verluste von Milliarden verursachte und auch Ströme von Blut abzapfte: „Er verkürzt die Geschichte und erweitert die Einbildung." .... „Vergangenen Ruhm stellt er in Zweifel und macht zukünftigen unmöglich" zitiert Lord Roseberry in seinem schön geschriebenen Buch über Napoleon als Aussprüche seiner Landsleute. Unter den Franzosen findet er seine eifrigsten Verkleinerer: wir nennen nur Taine, Charras, Pierron, Lanfrey. Taines Verkleinerung ist aber mit so viel Lob durchsetzt, daß man ihn noch unter die Objektiven rechnen darf. Neuere Deutsche: Fischer („Goethe und Napoleon"), Bleibtreu und Holzhausen sind in zahlreichen Werken kritische Bewunderer des großen Korsen.

God has sent to the earth« nennt. Hegel, als er den Kaiser über den Marktplatz von Jena, am Tage vor der Schlacht, reiten gesehen, schrieb in sein Tagebuch: „Ich habe den Weltgeist erschaut!" Manzoni, Grillparzer, Byron, Gaudy, Platen, Zedlitz, Chamisso, Hauff, Heine und so viele andere haben ihn über alles gefeiert; ihn, der den Geist so hoch hielt und zu Gourgaud einst sagte: „Nur der Geist und dann erst das Schwert kann die Welt unterjochen." In der Kapuzinergruft zu Wien, angesichts so vieler Kaisersärge, rief der große Geistesgläubige aus: „Alles ist vergänglich, nur der Geist und seine Kraft besteht." Napoleon war überhaupt gläubig: man muß nur seine Deliberationen über Religionen und die geheimen Kräfte der Natur, die er seinem Liebling Gourgaud vorphilosophierte, lesen, um zu begreifen, daß zwischen ihm und dem Denker des „Dinges an sich" eine gewisse geistige Verwandtschaft bestand. Sie waren beide — und wie — groß und die Größe ist ein Mysterium!

Martin Sölch.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

(Fortsetzung und Schluß.)

3.

Kirchweihsonntag! Den Dienstboten und dem jungen Volk der liebste Tag im Jahr.

Heute hatte sich jeder an Fleisch allein satt essen können, und in aller Früh hatte es schon zwei Sorten Kuchen zum Kaffee gegeben. Morgen wird man sogar gebackene Karpfen essen, und der Dienstag ist auch noch ein Feiertag.

Und an allen drei Tagen wird getanzt. In allen Dörfern des Egerlands, die ein Wirtshaus haben. Die Fiedel klingt, die Klarinette schrillt, vergnügt brummt und quiekt der Dudelsack.

„Herrgottsakra, wer da Geld im Sacke hat!"

Und die „Stodterer" kommen heraus aus ihrem rußigen, rauchigen Eger, zu ihren Verwandten und Bekannten, essen und trinken, als hätten sie mit Absicht acht Tage gefastet, jubelieren, wollen in allem die Gescheidtesten sein und schleppen zum Schluß ganze Bündel Kuchen mit fort, damit die Daheimgebliebenen auch was haben von der „Kirwah". Manchem juckt dann noch ein paar Tage lang der Buckel. Er ist „aus Versehen" einem Mädel zu nahe gekommen, und da hat es gleich Fäuste geregnet. — —

Einige Zeit nach dem Mittagessen war's. Martin Sölch saß an dem großen, viereckigen Tisch der Eßstube, den Rücken gegen die Stirnseite des Hauses gewandt, und zahlte seinen Dienstboten das „Kirwahgeld" heraus. Vor sich hatte er das Wirtschaftsbuch, in dem er jeden Posten vermerkte. Die meisten waren schon abgefertigt und sofort aus der großen Stube verschwunden. Jetzt war die erste Magd dran, die „Große".

„Na, Liesel, du hast ja schier noch den ganzen Lohn stehen! Wie viel willst denn?"

„Ist's zu viel, wenn ich fünf Gulden sag?"

„Zu viel? Wie man's nimmt, Liesel ... Wenn Jahrmarkt wär' ..."

„Wißt's Bauer, i möcht' mich wieder einmal austanzen."

„Ja dann!"

Er gab ihr das Geld.

„Bist denn auch g'stellt?"

„Ordentliche Schuh' hab' ich ... Recht schöne, rindslederne."

Der Bauer blickte zur Seite, sein Gesicht verzog sich.

Mischte sich der Großknecht drein:

„Liesel, ich an deiner Stell', ich tät gleich zwei Tänzer nehmen. Einer, schätz' ich, derschwenkt dich net."

Sie blitzte ihn zornig an und wandte sich.

„Steig mir auf'n Buckel!"

„Recht gern! ... Wenn sich's grad amal schickt."

Draußen war sie. Bauer und Knecht lachten.

„Adam! ... Andres!" schrie Sölch.

Aus der Nebenstube polterten seine Buben herein. Burschen so an die Zwanzig, mit dicken Nasen in den breiten Gesichtern, schwarzem Haar und funkelnden Augen. Die Glieder erschienen wie ausgerenkt. Richtige Litschkara.

„Da habt's euer Feiertagsgeld!"

Der Bauer schob jedem zwei Gulden hin.

„So wenig?" maulte Adam, der ältere, griff aber mit der großen, ausgearbeiteten Hand sofort nach den Silberstücken.

„Für Bier, einen Tanz und ein paar Zigarrln wird's wohl langen. Ich hab das net g'habt. Macht mir keine Dummheiten. Von Schulden will ich nichts hören! Und jetzt macht, daß ihr fortkommt! Zum Abendessen seid ihr wieder da!"

Die Tür war hinter den Burschen ins Schloß gefallen. Sölch hatte den Söhnen nachgeblickt. ... Diese Knieschieber! ... Und das Ungelenke! ... Nein, das war nicht die Raff', auf die er stolz gewesen wär'!

Er wandte sich dem Großknecht zu.

„Und du, Vitus?"

Der Knecht trug dasselbe kleine Bartel unter den Ohren wie der Bauer, auch die schmalen Gesichter und scharfrückigen Nasen ähnelten einander. Aber Vitus' Haar war noch braun, in den Augen blinkerte es.

„Bauer, wie viel hab' ich denn noch stehen?"

„Das wirst du so gut wissen, wie ich ... Zwanzig Gulden sind's."

„Richti, richti ... jetzt fällt's ma ein."

Er zählte an den Fingern herum und tat, als machte er einen Überschlag. Endlich meinte er mit einem Seufzer:

„Ja, da wird wenig übrig bleiben! ... Nach meiner Rechnung — nix."

„Gar nichts? ... Aber Vitus! ... Nach der Kirwah kommt der Michaeli-Markt und Weihnachten!"

„Bauer, 'n Kalender kenn' i schon!"

Vitus begann wieder zu zählen. Mit der Rechten faßte er drei Finger der Linken zusammen.

„Nummero eins: das kost't der Rausch."

„A Rausch? ... Pfui Teufel!"

„Schimpft's net Bauer, so a tüchtiga Rausch is a net zu verachten ... Was hat denn Unsereins vom Leben? ... Na, ös wißt's ja selber: Arbeit und Arbeit. Alle heiligen Zeiten kann ma amal aufhäschen ... Na, und affa gibt's an Rausch. Und drei Tag muß ein'm no der Kopf brummen, sonst vergißt man's ja, wann ma 's letztmal Geld g'habt hat und daß ma sich am andern Tag hat ausschlafen können, so lang's g'schmeckt hat."

„Alsdann, wie viel?"

„Bauer, i hab's ja schon g'sagt ... Na ja ... Z'grob wollen ma a net sein. Lassen ma fünf Güldala für Weihnachten z'ruck."

„So viel Geld! ... Aber, Vitus, das ist ja die reine Sünd!"

„Sünd? ... Ich hab' ja für nemats z'sorgen! ... 's Gwand und d' Stiefel san im Stand."

Er schloß das rechte Auge und blinzelte mit dem andern.

„Bauer, wennt's mi bös' machst, heirat' ich!

„Äh! ... Ist schon kein Taglöhnerhäusl!"

„Ja, das habt's wegreißen lass'n, die alte Hütten, weil ein Knecht billiger kommt als a Taglöhner ... Zieh' i halt in ein Herbingshaus an da Straßen ... A Weib krieg i schon! ... U affa gehen ma ins Ziegelschlagen."

Sölch schob ihm das verlangte Geld hin und schlug die Faust auf den Tisch.

„Bist denn ganz verruckt? ... A Bauer und will unter die Zieglerleut'! ... Da schaut dich ja kein Mensch mehr an!"

„Is net so arg ... Und dann ... was die Eigler san, die hab'n schon a rechts schön's Häusl, und die Eva hat noch Geld auf der Kassa."

„Aber es g'hört sie net! ... Was Bauer ist, soll Bauer bleiben!"

„Hm, na jä! ... Aber ... Zum ersten bin i nur a Knecht ... U affa ... Früherer Zeit hab'n d' Bauern a net spekuliert u g'handelt ... I kenn an Bauern, der wird si bald an ganz'n Hof derspekuliert hab'n.

Sölch sah seinem Großknecht ruhig ins Gesicht.

„Geht das dich was an?"

„Könnt' i net behaupten!"

„Alsdann! ... Tu' was d'willst ... Du mußts 's es ja am besten wissen ... Um acht wird zug'sperrt."

„Auf einer Wirtshausbank schläft's sich a net schlecht.

Vitus steckte sein Geld ein, wetzte an der Ofenplatte sein Schnappmesser und verließ langsam die Stube. — — —

Eine Weile rechnete Sölch noch, nickte und sah starr vor sich hin. Da lenkte etwas Flatterndes seinen Blick nach dem Hofe. Aus der Mitte schob sich das zweibeinige Taubenhaus empor. Die starken Tragstämme waren in halber Höhe mit Blech beschlagen, oben, unter den Schlägen wand sich ein Dornenkranz, eine Schutzwehr gegen den Räuber, den Marder. Und auf dem Dache einige hundert Tauben jeder Farbe und Spielart. Gewöhnliche Haustauben, Rot- und Blauschwänze, Kropfer und Trommler pluderten sich auf im hellen Sonnenlichte, putzten ihr Gefieder, neckten und umwarben einander. Ein nie zur Ruhe kommendes Gewoge von weißen Brüsten, schillernden Hälsen und Köpfen, roten Füßchen. Bis in die stille Stube drang das Gurren. Und plötzlich schoß ein ganzer Flug

empor, drehte sich im rasenden Kreistanz über dem Hofraum, saß im nächsten Augenblick in einer Reihe auf dem sonnenübergossenen First des Scheunendachs.

Das Gesicht des Bauers strahlte. Viele und schöne Tauben zu haben, war seine einzige Liebhaberei. Nun ja, es trug auch etwas ein. In Franzensbad konnten sie im Sommer nie genug junge Tauben bekommen.

Sölch sah das Spiel der zierlichen, sauberen Vögel. Und er sah die Gebäude seines Hofes in dem milden Schein der Oktobersonne. Die grauflimmernden Schindeldächer, die starken Balken, deren Rotbraun sich gut abhob von dem gelblichen Fachwerk. Alt war alles, aber gut im Stande. Und noch hundert Jahre konnte es stehen und halten, wenn man es pflegte und in Ehren hielt, wie es sich gehörte.

Ein Geräusch beim Ofen riß den Bauer aus dem Sinnen. Ein Blick, und jede Freudigkeit war aus seinem Gesicht verschwunden. Der Vorwurf klang aber beinahe mild, als er sagte:

„Hast dir net einmal die Haare g'macht, Barbara!"

Die alte Frau, die auf der Ecke der Ofenbank saß, zog den Kopf mit dem wirren, grauen Haar in die Schultern. In dem aschfarbenen Antlitz flackerten dunkle Augen, die Mundwinkel waren nach oben geschwungen, unter der schmalen Oberlippe schoben sich zwei Eckzähne hervor.

„Hast denn schon einen Kirwahgast bei uns g'sehn?"

„Davon hab' ich net g'red't. . . . Aber von deiner Schlamperei. . . . Eine Bäuerin soll in allem ein gut's Beispiel geb'n."

„Und der Bauer?"

„Auch!"

Sie lachte bitter und höhnisch.

„Na ja! . . . Wie man's halt nimmt. . . . Trinken tust net, Karteln a net. Umbracht hast bis dato a no keinen. Aber viel hast doch auf'm G'wissen, Martin." . . .

„Willst mir's erforschen?"

„Nur a bißl anrühren, wenn's a nichts helfen wird. . . . Schau amal: Was hab' i denn von meinem Leben g'habt! . . . Schön war i ja grad net und die jüngst' a nimmer, wie du mich g'nommen hast. Da Vater hat net ‚übergeben' wollen vor sein'm Tod. Aber 's reichst' Bauernmädel war i im ganzen Egerland. . . . Und du? . . . Vom ersten Augenblick an warst a Tyrann!"

Sie umfaßte die Knie, daß die Handrücken nach innen kamen, und sah vor sich hin.

„Du red'st von schlampert? . . . Hab' i net immer arbeiten müssen wie a Dienstbot? Was hab' i denn g'habt von meinem vielen Geld? . . . Wenn i was kaufen wollt', hast d' g'sagt: nimm's vom Marktgeld. Das hab' i zum wirtschaften braucht. . . . Wie oft warst denn gut zu mir, wiest's vorm Pfarrer versprochen hast? . . . Wie die Stingel-Bäuerin tot war, ein paar Wochen . . . Hast mi amal ausg'führt, oder wo mit hing'nommen? . . . Seit fünf Jahren war i net in der Stadt!" . . .

Wie ein leises Knurren kam es vom Tische her: „Wennst Schnaps trinkst!"

„Martin, du weißt hauptgut, daß ihn mir der Dokta als Medizin für mein'n Magen verschrieben hat. . . . Und jetzt bin i halt dran g'wöhnt."

Sie machte mit der Hand eine drehende Bewegung um den Mund.

„. . . Und allweil steht ein Pfluderer da!"

„Geht's von deinem Geld? ... Wissen möcht' i überhaupts, wo das viele Geld hinkommt, das verdient wird!"

„Vertu' ich was?"

„G'sagt hast du mir noch nie was.... Und das Vermögen stammt doch von mir. ... Die paar Tausender, die von deines Vaters seiner Mühl' übrig blieben sind ..."

„G'rad die haben g'heckt!"

Die Bäuerin fuhr sich durch die Haare und fragte lauernd:

„Hast 's Geld auf der Sparkass'?"

„Nein!"

„Affa spekulierst? ... Du, i sag' dir's noch einmal: Schulden kommen auf den Hof fein net, so lang i leb'!"

„Brauchst keine Angst zu haben."

Die Augen der Frau wurden groß.

„Ach, jetzt weiß ich, was die Leut' meinen. Den Stingel willst z'grund richten!"

„Der bringt sich schon selber um."

„Der Stingel!" ... Die Bäuerin sank wieder in sich zusammen. „War das ein schöner Mensch! ... Der, wenn mich g'mocht hätt'! ... 's wär ein anderes Leben worden ..."

„Meinst? ... Mit deinem Hof wärst heute so sicher fertig wie er mit seinem."

„Dem seine Bäuerin hat ein schönes Leben g'habt.... Alle vierzehn Täg sind sie in die Stadt g'fahren, zwei Pferd' waren vorgespannt, wie bei einer Gutsherrschaft... Die hat's viel gut g'habt!"

„Und nach drei Jahren war s' tot!"

„Von ihrem Mann hat s' nix ausz'stehen g'habt. Und der Lenz hat studieren dürfen ..."

„Dafür kann er jetzt einen Knecht machen und später einen Taglöhner."

Die Frau fuhr auf. Ihre Lippen zitterten.

„Du ... du ... Nie hast du dich um die Buben g'kümmert. Kein gutes Wort haben sie z' hören kriegt, kein freundliches Aug' g'sehen. Kaum waren sie aus der Schul', hast d' sie schon eing'spannt.... Schau sie an, wie sie aussehen! Der Andres wird ein Raufer ..."

„Wie die Mutter, so ..."

„Und du bist der Vater! ... Nur ums Geld war's dir zu tun ... Geld und wieder Geld! ... Du bist ja kein Bauer ... ein Wucherer bist du!"

Sölch war aufgestanden.

„A lange Predigt taugt net viel."

„Das sagen alle Lumpen."

Er trat zu seiner Frau und sah sie an, von oben herab, mit kaltem Blick.

„Sei stad! ... Trink' deinen Schnaps und lass' mich in Ruh.... Was ich zu tun hab', weiß ich!"

Kein Wort kam mehr über ihre Lippen.

Der Bauer verschloß das Wirtschaftsbuch in ein Schränkchen, das in die Mauer eingelassen war, griff nach dem Hut und ging hinaus.

* * *

Sölch stand auf dem Sandrücken hinten beim Walde, mitten unter den Disteln, deren dicke Köpfe von der Fülle der Samenhaare schier platzten. Die klare Luft des Oktobertages verringerte die Weiten. Und so erschien es ihm, als könnte er den Kulmer Berg mit einem Steinwurf treffen. Rot standen die Fenster der Wallfahrtskirche, ein Gleißen und Blitzen war in ihnen. Plötzlich glaubte er das summende Brummen der großen Glocke zu vernehmen. Aber das war ja nicht möglich. Um diese Jahreszeit kam keine Prozession mehr. . . .

Nach Süden zu hing an dem Berge etwas Wald. Über die Felder, die buckelige Lehne herab, wand sich der helle Weg zur Straße. Auf den Knien rutschten ihn manche Wallfahrer hinauf, bis zur Kirche, über die Stufen, zum Marienbilde. Sölch preßte den Mund zusammen. Einmal in seinem Leben war er mit einer Prozession gegangen, gekrochen war er nicht.

Sein Blick glitt vom Berge. Das Glitzernde mußten die Teiche der Nonnengrüner und Mühlessener sein. Zusammenhängend, schier wie ein breiter Fluß erschienen sie. Das wäre was für ihn gewesen! Da hätte er seine Fische nicht mehr aus zweiter Hand zu kaufen brauchen! Ein altes Lied fiel ihm ein, unwillkürlich summte er es:

„Heut', morgen
Fisch' i mein' Teich, mein' Teich,
Heut', morgen
Fisch' i mein' Teich.

Über'm Damm, unter'm Damm,
Klaub' i meina Fischla z'samm',
Heut', morgen
Fisch' i mein' Teich."

Aber die Teiche gehörten nur zu den größten Höfen. Und so ein Dickkopf gab, und wenn er die Steuer schuldig bleiben mußte, nicht einmal einen Palter her! Der Stingel hatte drunten am Moor eine Wiese, deren saueres Heu kaum als Einstreu was taugte. . . . . Wenn . . .

Etwas Rotes und stechend Weißes riß seine Augen nach rechts. Die hinter die Föhren sinkende Sonne warf noch einmal ihre Strahlenbündel voll auf die Ziegeldächer und hellen Wände des Stingel-Hofes. Die Birn- und Apfelbäume waren schon kahl, hinterm Grasgarten standen die Eichen im fahlen Braungelb, aber vorn beim Wohnhaus glühte ein Ahorn, als hüllte ihn feurige Lohe.

Wie mattfarbig erschien dagegen sein Hof! Grau, verwaschen und abgeschabt wie ein lang getragenes Kleid. Halt! . . . Aber behäbig. Not sah man ihm wahrlich keine an. . . Viel breiter und massiger wie der Neubau. . . . Ein Mann neben einem jungen Lecker.

Auf einmal stand vor seinen Augen die Gestalt des jungen Stingel. Der Lenz! . . . . Nur wie ein Flüstern glitt es über seine Lippen.

Und in diesem Augenblicke kam alles in ihm zum Durchbruche, was er bis dahin mit aller Gewalt niedergehalten: Wilde Freude, Stolz, Befriedigung. Beide Arme warf er nach oben, drehte die Fäuste nach rückwärts, als suche er nach einem Stützpunkt, um sich über die Erde zu erheben. Nun schritt er aus. Die Augen starr auf die roten Dächer geheftet.

Seit gestern wußte er es: Er stand vor dem Ziele. Er hatte wieder gespielt, der Lump, drinnen in der Stadt, mit reichen Kaufleuten und anderen Herren, und alles verspielt, auch die Zinsen für die Sparkasse. Ließ er seine letzten Forderungen eintragen, war alles zu Ende....

Aber zwanzig Jahre hatte es gedauert.... Dreiundzwanzig Jahre waren vergangen, seit....

Vom Dorfe her drangen verflogene Töne der Kirchweihmusik. Der Bauer steckte die Daumen in die Westentaschen, pfiff leise vor sich hin und stelzte daher im Takte. Von weitem sah es aus, als käme er aus dem Wirtshaus und hätte ein paar Halbe zu viel.

4.

Trotz seiner Schulden stand der Stingel noch in allgemeiner Achtung. Man hielt ihn für leichtsinnig. Aber so ein großer Hof, vom Vater schuldenfrei übernommen, und Bargeld noch dazu, das ließ sich nicht so leicht umbringen. Vom Trinken allein war auch noch kein Bauer zugrunde gegangen. „Die Alten" waren oft acht Tag lang nicht aus dem Wirtshaus gekommen, und ihre Kindeskinder saßen noch immer auf den Höfen. Und das bißl Spielen? Na, Gott ja, eine Freud' muß der Mensch haben! Wer so oft mit den Herren zusammenkam wie der Stingel, mußte halt manchmal mittun. Man muß immer schauen, daß die Kirch' im Dorf bleibt. Zu „hoch" wird er in der Stadt auch nicht angehen. Man sah's ja, wenn er im Dorf mitkartelte.

So redeteten die, welche immer dabei waren, wenn der Stingel etwas zum Besten gab. Andere hatten eine andere Meinung, wollten aber nicht mit der Sprache heraus, um nicht als Ehrabschneider zu gelten.

Nach der Kirchweih schlug die Stimmung erst allmählich, dann mit einemmale ganz um. Man erfuhr, daß der Stingel die Sparkassezinsen in einer Nacht verspielt hatte. Und das Geld hatte ihm noch dazu seine Schwester geborgt, die selbst zu würgen hatte.

Jetzt kam alles auf die Beine, das vom Stingel-Hof etwas zu fordern hatte: Krämer, Handwerker, Wirte. Die einen setzten sich auf die Hosen und schrieben einen halben Tag lang an einem Mahnbrief, der grob anfing und mit Wehklagen endete. Andere gingen selbst hin, um ihr „sauer verdientes" Geld zu holen. Der bekam es, ein zweiter ließ sich vertrösten; schon schien es, als wollte der Sturm sich wieder legen.

Da erzählte Sölch öffentlich, daß er im Grundbuch wieder einen neuen Posten auf den Stingel-Hof habe eintragen lassen. Wer nicht zu Schaden kommen wolle, möge sich dazuhalten.

Sofort bekamen die Advokaten zu tun. Den Klagen folgten Pfändungen. Die Kläger drangen in die Ställe, in den Keller, auf den Schüttboden. Allgemeines Geschrei und Fluchen. Von den Pferden war nicht eines mehr da. Am meisten ärgerte sich der Sattler, der es auf die beiden Rappen abgesehen hatte. Mit ihnen war der Bauer eines Tages nach der Stadt gefahren. Er kam zu Fuß wieder heim. Pferde und Wagen blieben verschwunden.

Was nicht zum täglichen Gebrauch notwendig war, wurde versiegelt. Ein Schuster machte sich über das Taubenhaus. Nicht eine Feder blieb zurück. Selbst den Taubenmist ließ er auskratzen; der war gut für den Garten.

Man sah sich die Felder an. Die Kartoffeln waren nicht ordentlich ausgegraben, nur mit dem Pfluge ausgefahren; ganze Schöpfe staken noch im Erdreich. Im Keller aber lag nur ein kleines Häuflein. Auch da konnte man nicht heran!

Vom Kraut hatte im Sommer und Frühherbst niemand die Raupen genommen. Von einem Kopf keine Spur auf dem weiten Felde. Besen glichen die einzelnen Stauden. Die Winteransaat hatte kaum begonnen, da war alles ins Stocken geraten.

Der Großknecht war in der Nacht gezogen. Die Magd hatte dem Bauer ihre Ersparnisse geborgt. Sie trumpfte jetzt auf und räuberte auf eigenes Risiko.

Im toten Herbst war die Wahl zum Landeskulturrat. Stingel erhielt nicht eine Stimme. Das traf ihn härter als der Zusammenbruch seiner Bauernexistenz.

Jeden Tag ging er jetzt in die Stadt, bekam dort Bier und Essen, so viel er wünschte, wenn er den Betrag gleich hinlegte. Wollte er spielen, selbst mit Arbeitern, mußte er erst zeigen, daß er Geld hatte.

Unter die anderen Bauern traute er sich nicht mehr. Er kannte ihre Spottsucht, ihren Respekt vor dem großen Besitz. Wußte, daß gerade die ehemaligen Schmeichler am meisten höhnen würden.

Das geschah auch. Den ganzen Advent über ging das Gerede über den Stingel-Bauer. Man wettete, wann er „abfliegen" würde. Nur die Frauen wagten, für ihn ein Wort zu reden. Die mit ihm aufgewachsen, groß und alt geworden. Vor ihren Augen stand noch immer der junge, schöne Bursch mit den freundlichen Augen, dem vollen Gesicht, wie Milch und Blut, auf dem Kopf das kecke Jägerhütlein, das ihm so gut ließ. Es war ein liebes Erinnern: Mit der hatte er getanzt, wie nur die Jugend tanzen kann, einer anderen ein gutes Wort, einen vernünftigen Rat gegeben, als sie schon verheiratet war und nicht wußte, wo ein und aus. Und wie freundlich war er zu den Kindern!

In dieser Zeit fürchtete der Lenz für seinen Vater. Der Bauer ging umher, „als hätten ihm die Hühner das Brot genommen", saß stundenlang am Tisch und rechnete auf großen Bogen, um zum Schlusse alles wieder durchzustreichen. Gab nichts mehr auf sein Gewand. Zollang standen ihm im verfallenen Gesicht die Stoppeln nach allen Richtungen.

Kurz vor Weihnachten ließ ihm die Sparkasse mitteilen, daß sie den Hof zur öffentlichen Feilbietung bringen würde, wenn zu Neujahr die Zinsen wieder ausblieben. Als Stingel den Brief gelesen, knickte er zusammen wie unter einem Schlage. Im nächsten Augenblick warf er den Kopf zurück und tat einen Lacher. Alle Unsicherheit war von ihm gewichen. Nicht ein Vierteljahr mehr würde er Bauer sein. Das Geld aufzutreiben, war unmöglich. Die Verwandtschaft? Der hätte er einen Grundbuchauszug vorlegen müssen. Lang und breit hätten sie geredet, das Wort Kuratel hätte er gehört, aber geholfen hätte ihm keiner. So sollten sie sich nur auch recht ärgern über die Schande.

Es war alles ruhig geworden in ihm. Bauer? Er war ja zeitlebens kein so rechter Bauer gewesen, der mit seinem Grund und Boden verwachsen ist wie Baum und Rinde. Gefallen hatte ihm der schöne Hof schon, wenn er aber wie die andern mit Hand anlegen sollte, hatte er es immer wie eine Rackerei empfunden. So war es ihm schon in der Jugend ergangen, und sein Vater hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt . . . Wie es nun werden sollte? . . . Ach, was! . . . Da war der Lenz noch da. Zu was hatte er ihn denn studieren lassen? . . Das Leben würde man wohl haben.

Am Dreikönigstag ging der letzte Dienstbote. Und gleich nach dem Fasching kam es zur Versteigerung. Als Stingel erfuhr, daß der Nachbar Sölch der Ersteher sei, nickte er. Der hatte ja das meiste darauf, der mußte ausbieten! Einige Wochen Zeit, damit er sich nach was anderem umschauen konnte, würde der ihm schon lassen ...

* * *

Es war noch früh am Tage, als Sölch aus seinem Hofe trat, um von dem Abgehausten sein neues Besitztum zu übernehmen. Der hatte es selbst so gewollt, um fortzukommen, ehe die Bauern zu Felde fuhren. Die Sonne war schon heraus, da und dort strich flatternd eine Lerche über die Wintersaat, ihr Lied probierend. In den Ziegelhütten war es noch ruhig; die Arbeit für dieses Jahr hatte noch nicht begonnen.

Sölch hatte nur einige Schritte zu gehen, über den Fahrweg hinüber. Die Wohnhäuser der beiden Höfe lagen einander gegenüber, schauten beide mit der Stirnseite nach dem Dorfe hinab.

Und die paar Schritte hatte er seit beinahe einem Menschenalter nicht einmal gemacht! Haus an Haus hatten sie gelebt, und keiner war in die Stube des andern gekommen; ihre Geschäfte hatten sie draußen abgeschlossen.

Beide Flügel des Hoftores waren weit aufgerissen. Im weiten, kahlen Hofraum, in dem auch nicht ein Hühnerraunen sich bemerkbar machte, ein Steirerwagen mit einem schmächtigen Braunen bespannt, reisefertig. Als Sölch auf die Granitplatten des Flötzes trat, hallten seine Schritte wie in einem Gewölbe. Noch etwas fiel dem Bauer auf: Die Hundehütte war leer.

Vater und Sohn saßen am Tische. Sie mußten gerade mit dem Essen fertig geworden sein. Der Junge wickelte einen übrig gebliebenen Brotranken in ein Tuch und steckte ihn in die Rocktasche. Sofort erhob sich der Abgehauste und legte eine Hand voll Schlüsseln vor Sölch hin, der auf der Fensterbank sich niedergelassen.

„Soll ich oder der Lenz mitgehen?"

Sölch wehrte ab.

„Ich kenn' ja den Hof von früher ... Was pfändbar war, ist weg ... Hast du, was von deiner Frau stammt, mitgenommen?"

Stingel stand an den Tisch gelehnt.

„Fort ist's ... Aber das ist dem Lenz seine Sach ... Geht mich nichts an und keinem andern was!"

Das klang spitz.

Sölch blickte seinen Todfeind voll an ... Der sah ja gar nicht aus, als hätte ihn ein Unglück getroffen! Das volle Gesicht war glatt rasiert, kampflustig blickten die Augen. In Sölch schoß die Wut empor. Höhnisch sagte er:

„Hast's notwendig, groß zu tun!"

„Bist herkommen, um mich klein zu machen?"

„Kleiner als du bist, kann man schon gar net werden, mein' ich."

„Du —"

Stingel schöpfte tief Atem und stieß die Luft wieder hervor, daß es pfiff. Er sah sich nach seinem Sohne um. Der war nach den ersten zornigen Worten in die Nebenstube gegangen.

„... Sölch, was willst du von mir?"

Die Stimme des Fragenden klang heiser.

„Ich? ... Nichts! ... Was kann man denn von einem Abgeflogenen wollen?"

Stingels Augen wurden für einen Augenblick ganz starr. Plötzlich fuhr er sich mit beiden Händen über Stirn und Augen und lachte auf. Und lachend sagte er:

„Mit dir streiten oder gar raufen? ... Nein, Sölch, dafür bist du mir seit jeher zu dumm gewesen!"

Jetzt verlor der andere die Ruhe.

„Dumm? ... Ich? ... Und du? ... Den Hof hast verloren und keine Heimat hast mehr ..."

Stingel lehnte sich wieder an den Tisch. Ein Zucken, halb Mitleid, halb Hohn lief um seinen Mund.

„Was ich bin, weiß ich ... Was kommt, muß ich tragen ... Aber was hast denn du erobert, du Neunmalgescheidter? ... Einen Hof. Und was hast drangegeben? ... Dein Leben ... Schau einmal in den Spiegel, wiest ausschaust! ... Ich bin zwei Jahre älter ..."

Sölch machte mit dem Kopf eine geringschätzige Bewegung.

„Na, wie d' meinst ... Aber deine Buben können lachen! Jetzt kommt jeder zu einem Hof ... Wann gehst denn auf'm Auszug?"

„Ich hab' g'meint, du hast's eilig?"

„So viel Zeit ist schon noch."

Stingel, der sich durch die häufigen Stadtfahrten und den Verkehr mit den Herren ans Reden gewöhnt, war voll im Zuge.

„Laß' mich ausreden!" sagte er. „Auch der Ochs lebt. Aber Leben und Leben ist zweierlei ... Was hast du in deinem Leben g'nossen? Warst wo g'wesen? ... Ach, ja: In Adorf, in Brambach, in Schönberg ... Aber über Falkenau bist net 'naus kommen und da hat dich der Viehmarkt hinzogen ..."

Sölch gab keine Antwort. Da fuhr der andere fort, ein Ton klang aus seiner Stimme wie bei einem prahlenden Kinde:

„Hast einmal Kaviar g'gessen? Weißt, was das ist? ... Auf einer Jagd warst auch noch net? ... Du rauchst net, gehst alle heiligen Zeiten einmal in ein Wirtshaus, hast daheim ein bissiges Weib, das Schnaps trinkt ... Weißt, für so ein Leben tät ich mich bedanken."

Sölch blickte auf. Es schien, als hätte er gar nicht zugehört. Ruhig sagte er:

„Ich hätt' mit 'm Lenz z'reden."

Der Abgehauste rief den Sohn. Sölch betrachtete ihn aufmerksam, als er vor ihm saß. Eine leichte Röte stieg in sein Gesicht, und leise zitterte die Stimme, als er stockend fragte:

„Lenz ... Hättest Lust ... da zu bleiben?"

Der junge Stingel war ganz überrascht.

„Ich weiß nicht, wie Ihr das meint."

„So ... ja ... Den Hof übernehmen, mein' ich ... eueren ... Was hast ja noch drauf stehen. Zinsen brauchst mir auch keine zu zahlen, bist d' eine gute Heirat gemacht hast ..."

Der Junge wandte sich zu dem Abgehausten um.

„Und der Vater?"

Sölchs Gesicht zog sich zusammen, seine Stimme klang kalt, entschieden:

„Das geht net! Dann bist in ein paar Jahren auch du fertig."

Lorenz Stingel war aufgestanden.

„Ich geh' mit 'm Vater."

Sölch riß ihn am Ärmel zurück.

„Aber du bist ja ... Weißt du sicher, daß der da dein wirklicher Vater ist."

Lenz war im ersten Augenblick ganz verwirrt.

„Das wär' ja was ganz neues!"

„So frag ihn doch!"

Der Junge sah Stingel an.

„Zum Lachen! ... Ich bleib' bei ihm."

Jetzt griff der Abgehauste ein.

„Geh', Lenz, schau einmal nach dem Braunen. Wir fahren gleich."

Er ging mit ihm bis zur Tür. Als er zurückkam, stellte er sich vor Sölch hin; sein Gesicht war ernst, aber nicht unfreundlich.

„Jetzt kenn' ich dich erst! ... Ich weiß, was du meinst ... aber du bist im Irrtum."

„Ich? .."

„Du! ... Kannst dich noch erinnern, wie ich nach Annas Tod bei dir drüben war? Ich wollt' mit dir über was Wichtiges reden, aber du hast dich verleugnen lassen."

„Ich brauch mich doch net anlügen z'lassen!"

„Hat kein Mensch g'wollt ... Das wollt' ich dir sagen, was ich dir jetzt sagen muß ... Als es mit der Anna immer schlechter worden ist, hat sie mir eing'standen, daß sie in der Zeit, wo ich mit ihr g'gangen bin, dich einmal in der Nacht hineing'lassen hat ... Sie hat nichts dafür g'konnt ... Es war finster, und wie sie hing'langt hat, ist sie an deine mehlige, weiche Müllerweste g'kommen und hat denkt, es ist meine manchesterne. In der Früh hat sie ein anderes G'sicht g'sehen ... Aber es hat nichts g'schad't, das Kind war schon auf'm Weg ..."

Sölch war aufgesprungen und schüttelte den andern hin und her.

„Hund! ... Du lügst!"

Stingel ließ den Sturm austoben.

„Glaubst du, daß eine Frau auf dem Totenbett lügt? ... Wir haben dann schnell heiraten müssen — der Lenz ist ein ‚Siebenmonatskind' ..."

Er holte tief Atem.

„Und jetzt weiß ich, weswegen du die ganze Zeit so hinter mir her warst ... Denkt hast, ich hätt' dir das Mädel g'nommen und das Kind dazu, wegen dem bißl Geld ... Und sagen wollt'st du nichts, weil sonst die Anna ins Gered' g'kommen wär' ... und gern hast sie noch g'habt, als sie schon tot war ... So hast alles in dich hineingefressen und ich hab's büßen müssen."

Sölch ließ sich auf die Bank zurückfallen.

„Es kann nicht wahr sein! ..."

„Du hast vorhin den Lenz genau angesehen ... Hat er nur einen Funken von dir? ... Er ist die ganze Mutter, nur die Augen sind die meinigen."

„Aber dann hätt' ich dich ja umsonst z'grund g'richt't!"

„Ja, Martin, siehst, da kann ich dir net helfen."

„Ich hab' ja den alten Drachen nur g'nommen, um Geld in die Finger z'kriegen. Ich war schuld, daß du damals in den Landeskulturrat g'wählt worden bist, weil ich g'wollt hab', daß d' Schulden machen sollst. Ich hätt' ja nicht ankommen können ... heimzahlen wollt' ich dir's."

„Und jetzt siehst's: Die falsche Karten hast ausg'spielt ..."

Stingel öffnete ein Fenster und rief hinaus:

„Lenz', richt' dich z'samm', wir fahren!"

Dann wandte er sich wieder an Sölch, dem der Kopf vornüber hing:

„Lass' dir's gut gehen, kann ich dir net sagen, Martin. Na, hast ja den Hof ... Mußt es halt tragen, wie's kommen wird ... Mir geht es ja grad so ... Der Lenz wird bald was haben. Der Brief von seinem Professor ist schon da ... Bleib' ich halt' so lang bei meiner Schwester."

Er setzte den Jägerhut auf und ging mit festen Schritten durch die Tür. Von draußen herein klang deutlich seine klare Stimme:

„Gieb mir die Zügel, Lenz! Ich will ihnen zeigen, wie ein Stingel von seinem Stammhof fährt ... Hüh, Bräunl! ... Voran!" —

Wiederkehr.

Von Gisela Freiin von Berger.

Mich kommt das alte Träumen an,
Von dem ich längst genesen,
Und all die Tollheit und der Wahn,
Die einst in mir gewesen!

Das kam in einer Tauwindnacht,
Als aufgeseufzt die Erde,
Aus ihrem weißen Schlaf erwacht,
Daß es nun Frühling werde.

Im Tal, wo sich, ein grünes Meer,
Die jungen Wälder breiten,
Da wandelt nun das Glück umher,
So scheint mir, wie vor Zeiten.

So mag mich wieder denn der Lust
Geschmückter, bunter Wagen,
Die tolle Freude in der Brust,
Weit in die Welt hintragen.

Das lockt und ruft mich dort und hier
Mit heimlichen Gewalten,
Aus allen Wegen winken mir
Die alten Traumgestalten.

Die wilden Pferde treib' ich an,
Die Wünsche, die verwegnen,
Noch einmal auf goldlichter Bahn
Dem Leben zu begegnen.

Hei auf, ihr Pferde, wild und froh!
Laßt jagen uns und traben!
Frisch auf! Noch wissen wir nicht wo
Die Trümmer uns begraben!

Das Schicksal des neuen Preßgesetzes.

Von Dr. Julius Sylvester.

Jahrzehnte hindurch wurde von allen freiheitlichen Parteien eine Reform des geltenden Preßgesetzes verlangt und insbesondere auf die Unhaltbarkeit des objektiven Verfahrens und des Kolportageverbotes hingewiesen. Im Abgeordnetenhause wurden wiederholt von den Vertretern verschiedener Parteien derartige Anträge eingebracht und betrieben. Im Frühsommer 1902 brachte nun das Ministerium Koerber eine Novelle ein, welche sowohl die Beseitigung des objektiven Verfahrens wie auch die Aufhebung des Kolportageverbotes enthält. Auch in anderer Richtung brachte der neue Gesetzentwurf manchen guten Vorschlag; bei näherer Besichtigung dieser Vorlage fand man jedoch, daß in ihm auch mancher Tropfen Wermut enthalten sei. In zahlreichen Versammlungen, Vereinen und Korporationen wurde die Novelle einer aufmerksamen Beratung und Beschlußfassung unterzogen und dabei festgelegt, daß sie durchaus nicht so günstig beurteilt zu werden verdiente, wie es anfänglich geschienen hatte. Insbesondere der Umstand, daß die Preßehrenbeleidigungen gänzlich dem Schwurgericht entzogen werden sollten, wurde als ein Hauptmangel der Vorlage empfunden. In kurzer Zeit war über den Gesetzentwurf eine reiche Broschürenliteratur entstanden und, bevor noch das Abgeordnetenhaus in die Lage gekommen war, diese Novelle der ersten Lesung zu unterziehen, waren die einzelnen Bestimmungen bereits einer fachmännischen Beurteilung nach jeder Richtung hin unterzogen.

Im Februar 1903 gelangte man im Abgeordnetenhause endlich zur ersten Lesung. Da wurde die mit so großem Jubel aufgenommene Preßgesetznovelle durchaus nicht den modernen Anforderungen entsprechend befunden. Die Vorzüge wurden zwar anerkannt, aber die kritischen Bemerkungen, welche daran geknüpft wurden, ließen erkennen, daß die Preßgesetznovelle noch wesentliche Abänderungen erfahren müßte, wenn sie dem Zeitgeiste entsprechen sollte. Der Preßausschuß, dem die Vorlage zur Beratung zugewiesen wurde, übertrug sein Mandat einem Subkomitee. Dieses Subkomitee unterzog sich im Frühjahre 1903 in der eifrigsten Weise dieser Aufgabe und in wenigen Wochen ward das ganze Material, welches sowohl von der Regierung als auch von der Journalistik und von Fachkorporationen vorlag, bearbeitet und über die aufgetauchten Änderungsvorschläge Entscheidung getroffen.

Das Ergebnis dieser Beratungen waren die Anträge des Subkomitees, welche bereits im Juni 1903 dem Preßausschusse vorgelegt werden konnten. Seit dieser Zeit oblag dem Preßausschuß die Aufgabe, die Preßreform der Erledigung zuzuführen. Die Art und Weise, wie er dies tat, und die Vorgänge in diesem Ausschusse sind hinreichend bekannt geworden. Genug an dem, nach zweijähriger Tätigkeit oder Untätigkeit — denn eine große Zahl von Sitzungen war beschlußunfähig — war nicht einmal die Hälfte des Preßgesetzes durchberaten. Da mit der jetzigen Session der Reichsrat zu Ende geht und überdies die Wahlreform vor der Tür steht, blieb nichts übrig, um wenigstens die Arbeit des Subkomitees der Öffentlichkeit übergeben zu können, als in ungewöhnlicher Weise die Beratungen zum Abschluß zu bringen. Es wurde daher der Antrag auf En bloc-Annahme jener Anträge des Subkomitees gestellt, welche im Ausschuß noch nicht zur Durchberatung gelangt waren. Dieser Antrag wurde auch mit überwiegender Majorität angenommen.

Die Gegner des Beschlusses richteten ihren Protest nur gegen die Form desselben, enthielten sich aber der Einbringung meritorischer Anträge. Die Ausschußtätigkeit war damit abgeschlossen.

Wenn nun auch der Preßgesetzentwurf im Plenum des Reichsrates zur Behandlung kommen könnte, so ist doch eine endliche Erledigung kaum in Aussicht. Nicht in der Divergenz der Anschauungen, die im Abgeordnetenhause herrschen, sondern in dem Widerstand der Regierung, welche sich der durch das Subkomitee erledigten *Kompetenzfrage* widersetzt, liegt der springende Punkt, der die Erledigung verhindert. Der Regierungsentwurf will die Ehrenbeleidigungsangelegenheiten dem Schwurgericht entziehen und dem *Fachgericht* zuteilen; er hat dies in der Weise zu machen versucht, daß er mit Umgehnng der Staatsgrundgesetze die Vergehen einfach zu „Übertretungen" degradierte. Während jetzt nur einfache Beschimpfungen nach § 496 dem Einzelrichter zufallen, so sollen nunmehr sämtliche Delikte von § 482—497 dem Bezirksgericht zugewiesen werden. Das Subkomitee nahm dagegen Stellung und *restituierte die Kompetenz der Schwurgerichte* sowohl in Bezug auf die in den Absätzen 1 und 3 des Artikels V des Gesetzes vom 17. Dezember 1862 bezeichneten Vergehen gegen die Sicherheit der Ehre als auch in Bezug auf andere Vergehen gegen die Sicherheit der Ehre, insoferne der Angriff gegen ein Mitglied des Reichsrates oder des Landtages oder gegen Angestellte einer Gemeinde oder Bezirksvertretung wegen dessen beruflicher Wirksamkeit gerichtet war. Nur die übrigen Vergehen gegen die Sicherheit der Ehre sollten den Gerichtshöfen erster Instanz zugeteilt werden. Die Regierung erklärte durch ihre Vertreter, diesem Vorschlag des Subkomitees in bezug auf die Kompetenzfrage auf *keinen Fall zustimmen zu können.* Im Hinblick auf die in verbreiteten Broschüren gemachten Vorschläge kam man auch auf die Utilität der *Schöffengerichte* zu sprechen. Es tauchten zwei Vorschläge auf; der eine ging dahin, zwei Richtern mit drei Schöffen, der andere einem Richter mit fünf Schöffen die Judikatur zu übertragen.

Im Preßausschusse wurden diese Vorschläge zwar besprochen, es herrschte jedoch keine Neigung, auf den Kompromißvorschlag der Institution von Schöffengerichten einzugehen. Es wurde darauf hingewiesen, daß der vom Subkomitee gemachte Vorschlag ohnehin ein Mittelweg sei, der die Regierung befriedigen könnte. Solange es nun in dieser Richtung über den springenden Punkt der Kompetenzfrage zwischen den Abgeordneten und der Regierung nicht zu einem Ausgleich kommt, ist eine baldige Erledigung der Preßgesetznovelle nicht zu erwarten. Stimmt auch das Abgeordnetenhaus den Anträgen des Subkomitees zu, so würde voraussichtlich das Herrenhaus über Einflußnahme der Regierung die Beschlüsse in deren Sinne redigieren und wieder an das Abgeordnetenhaus zurückleiten.

Die Zeit des jetzigen Reichsrates ist aber zu kurz bemessen, als daß ein endliches Ergebnis in diesem Hause zu erwarten wäre. Im Abgeordnetenhause hält man an der Kompetenz des Schwurgerichtes in der Weise fest, wie sie das Subkomitee vorgeschlagen hat, und wenn die Regierung nicht einen annehmbaren Gegenvorschlag macht, so wird an der *Kompetenzfrage die Preßreform vorläufig scheitern.* Dabei ist es allerdings möglich, daß die Beseitigung des objektiven Verfahrens und die Aufhebung des Kolportageverbotes aus dem Komplex der übrigen Punkte des Gesetzentwurfes ausgeschaltet und selbständig legislativ behandelt werden könnte. Nicht unerwähnt soll bleiben,

daß seit der Zeit, da die Preßreform im Abgeordnetenhaus zur Beratung steht, das Interesse an ihr immer mehr geschwunden ist; weder in den interessierten Kreisen, noch auch von der breiten Öffentlichkeit wird die Erledigung ebenso intensiv betrieben wie vorher; mag dies nun darin gelegen sein, daß die Regierung seit Einbringung der Preßreform die seit vielen Jahren geübte Handhabung des objektiven Verfahrens geändert hat und die Konfiskationen auf ein Minimum beschränkt wurden, oder mag die Ursache die sein, daß die geforderte Preßreform nicht die Hoffnungen befriedigte, die daran geknüpft wurden. Die Gefahr, die im Wiederaufleben der Konfiskationspraxis liegt, scheint man gegenwärtig zu unterschätzen. Ob nicht vielleicht das neue Haus, das auf Grund der neuen Wahlreform entsteht, mehr Beruf hätte, an die Preßreform zu schreiten, mag dahingestellt bleiben. Wenn auch die Preßreform in der jetzigen Legislative nicht zu stande kommt, so werden doch dem kommenden Haus die Anträge des Subkomitees des Preßausschusses als Grundlage einer ersprießlichen Arbeit dienen können.

Die niederen Schulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.*

Von Dr. Paul Cohn.

Gegenwärtig bestehen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Einrichtungen vom Kindergarten bis zum höchsten Lehrinstitut, und der Lernbegierige braucht nicht mehr, wie noch vor einem Menschenalter, die Reise nach Europa zu machen, um sich eine höhere Ausbildung anzueignen; man bedarf drüben kaum mehr europäischer Lehrkräfte, da für die Heranbildung solcher im eigenen Lande durch die »Colleges, Universities, Polytechnics, Seminaries« und eine Menge Fachschulen reichlich gesorgt ist.

Die Lehrtätigkeit beginnt mit der Elementarschule (public schools), die vom Staate erhalten wird; es werden hier alle Gegenstände gelehrt wie an unserer Volksschule, nur mit dem Unterschiede, daß „Religion" kein Unterrichtsgegenstand der Schule ist. Es sind in den Vereinigten Staaten auch so viele Sekten, daß zum Gegenstande „Religion" ein ganzes Korps von Instruktoren aufmarschieren müßte, um allen gerecht zu werden, denn es gibt da Presbyterianer, Baptisten, Calviner, Lutheraner, Katholiken (römische und griechische), Juden (orthodoxe und reformierte) 2c. Die Konstitution der Vereinigten Staaten hat bestimmt, daß die Regierung für religiöse Zwecke keine Auslagen machen darf, daß Religion nie ein Hindernis oder eine Protektion zu bilden habe und immer Privatangelegenheit bleiben müsse. Rassen- und Religionshaß sind dem Amerikaner unbekannt und jeder kann in diesem großen Lande nach seiner Fasson leben und selig werden.

Im übrigen haben alle hier lebenden Sekten Vereinigungen, deren Mitglieder Gemeinden bilden, um sich ihre Gotteshäuser aus eigenen Mitteln zu bauen und alles, Gottesdienst und Religionsunterricht, selbst zu bestreiten; zu letzterem Zwecke unterhalten

* Mit freundlicher Zustimmung des Verfassers veröffentlichen wir dieses Kapitel aus der demnächst im Verlag Alfred Hölder in Wien erscheinenden Schrift „Das Bildungswesen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika".

alle Seiten überall Sonntagsschulen und es steht den betreffenden Eltern frei, ihre Kinder dorthin zu schicken, um dem Religionsunterrichte beizuwohnen. In den Public schools wird mehr aufs Praktische gesehen; aus den Kindern sollen unbefangene, geistesfrische Menschen werden. Vielen ist es nicht gegönnt, nach der Public school eine höhere Schule zu besuchen, sie werden daher einer praktischen Tätigkeit überliefert, um „ihr Leben zu machen" und oft auch noch das Leben der Eltern; sie müssen also schon aus der Public school die nötigen Kenntnisse für das Leben mitbringen und die Lernlust und Wißbegierde müssen so weit geweckt sein, daß der Betreffende — trotzdem er sich einem Berufe so frühzeitig widmen muß — auch weiter an der Sammlung von Kenntnissen für sich selbst tätig sein kann. Also Weckung des allgemeinen Interesses ist Unterrichtsziel der amerikanischen Schulen.

Nach den Public schools sind die Grammar schools, die ungefähr unserer Bürgerschule entsprechen, in denen aber auch Fächer unserer Mittelschule (Realschule und Gymnasium) gelehrt werden; ferner die Handfertigkeits- (manual trainings) und die Kunst- und Gewerbeschulen. Diese letzteren Schulen haben sich seit der Ausstellung in Philadelphia außerordentlich vermehrt; durch die möglichst frühe Einführung des Zeichenunterrichtes soll das Auge frühzeitig geübt, der Kunstsinn geweckt und dem Sinn für Kunst und Kunstwerke Eingang in weite Kreise geschafft werden.

Diese Handfertigkeits-, Kunst- und Gewerbeschulen haben sich vorzüglich bewährt, und je mehr ihre Nützlichkeit erkannt wird, desto mehr steigt auch die Zahl der Schulen, da die Kommunen rasch im Handeln sind, wenn es gilt, Erziehungsmittel für die heranreifende Jugend zu schaffen, indem sie von dem Grundsatze ausgehen: „Was die Jugend lernt, kommt allen zu statten." Das führt nicht bloß zum Wohlstand, sondern auch zur Veredlung der Nation.

Nach ungefähr 25jährigem Bestande dieser Schulen findet man jetzt zumindest bei öffentlichen Bauten, daß auch die Kunst mitspricht, während früher alles möglichst einfach, wenn nur rasch auf- und ausgeführt wurde. Im Jahre 1890 bestanden bloß in 37 Städten, 1898 schon in 146 Städten solche Schulen.

Zur Förderung des Kunstsinnes wurden ferner Museen geschaffen und mit großen Summen seitens amerikanischer Philantropen und Kunstfreunde ausgestaltet; man sammelte in Europa Kunstwerke aller Meister, antiker und moderner, und heute ist in diesen Museen nahezu jeder Meister vertreten. Das Verständnis für Kunstwerke kann aber nur der haben, der Kunstsinn hat; dieser wurde in der Schule geweckt. Von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der Aspiranten für die Kunstgewerbeschule.

Bis zum Jahre 1876 gab es im ganzen Lande nur acht Colleges, in welchen über „Kunst" Belehrung gegeben wurde, und bloß fünf Museen. Zehn Jahre später finden wir 37 Anstalten, in denen der Kunst die größte Aufmerksamkeit gewidmet wird, und 30 Kunstmuseen, von denen jedes reichhaltiger ausgestattet ist als die ursprünglichen fünf.

Waren und sind noch jetzt alle Straßenzüge in amerikanischen Städten unheimlich langweilig, da sie alle — durchwegs rote Karrees — wie feindliche Festungen ausschauen, ein Haus dem andern gleicht, glatt, kahl, ohne Ornament, und waren auch die öffentlichen Bauten höchst einfach, bloß für den betreffenden Zweck erbaut, so ist seit 25 Jahren zumindest in bezug auf öffentliche Bauten ein Umschwung zu verzeichnen, da



bei ihnen die Kunst wesentlich mitspricht. Das erst gegen Schluß des Jahrhunderts errichtete Gebäude der öffentlichen Bibliothek in Boston und der Marmorpalast der Kongreßbibliothek in Washington sind nicht nur Monumentalbauten der amerikanischen Architektur; alles daran, außen und innen, Konstruktion, Bau, Skulptur und Malerei, alles ist von einer solchen Vollkommenheit, von solchem Kunstsinn durchwebt, daß man sich in die Renaissancezeit zurückversetzt dünkt.

Solche Fortschritte mit eigenen Kräften waren nur möglich durch Schaffung der Grundlage, das ist der Schulen und der richtigen Methode des Unterrichtes. Unmittelbar nach der Ausstellung in Philadelphia wurde der Unterricht im Zeichnen an allen öffentlichen Schulen — von den niedrigsten Klassen an — eingeführt. Professor Walter Smith aus Boston gab die Anregung dazu. Es bestand zuerst die große Schwierigkeit, daß nicht genug Lehrkräfte vorhanden waren, denn die Lehrer der unteren Klassen verstanden nichs vom Zeichnen. Doch der genannte Professor hatte sofort ein Auskunftsmittel. Er eröffnete einen Kurs für Lehrer. Ungefähr hundert Lehrer begannen sofort mit dem Elementarunterricht und so ward diese Methode fortgesetzt; späterhin wurden die älteren Schüler herangezogen, um den jüngeren Unterricht zu erteilen.

Kunst-, Gewerbe- und Handfertigkeitsschulen sind heute über das ganze Land ausgebreitet und deren Erfolg ist nach jeder Richtung großartig; Absolventen dieser Schulen, mögen sie sich auch nicht den höheren Studien zuwenden, was schließlich überall nur ein kleiner Prozentsatz tut oder tun kann, sind zu jedem Gewerbe brauchbar und anstellig, da sie das nötige Verständnis, die Geschicklichkeit und entsprechende Handfertigkeit mitbringen.

Es wird bei der Errichtung der Schulen auch auf jene Kinder Rücksicht genommen, die nicht im vollen Besitze ihrer Sinnesorgane sind, und es wird auch an die eingeborene Bevölkerung gedacht. So gab es im Jahre 1896 im Indianerterritorium 27 solcher Schulen, für die schwarze Bevölkerung bestanden 63 Gewerbeschulen. Ferner existierten 55 Schulen für Taube, 26 für Blinde, 19 für Schwachsinnige und alle Schulen vermehren sich fortwährend.

Chronik.

Geschichte.*

II.

Neuere Zeit.

Zur Reformationsgeschichte sei zunächst das anspruchslose, aber sorgfältig gearbeitete Büchlein von **Georg Loesche „Die evangelischen Fürstinnen im Hause Habsburg"** vermerkt. Es wird über die Fachkreise hinaus nicht ohne Interesse bleiben. Daß eine der ersten fürstlichen Personen, die der neuen Lehre anhingen, zwar nicht die unglückliche Juana, die Mutter Karls V., wohl aber deren ältere Tochter Isabella (1501–1526), die frühvollendete Gemahlin des blutigen Christian II. von Dänemark, die Schwester also der weltgebietenden habsburgischen Brüder Karl und Ferdinand gewesen sei, wird kaum genügend bekannt sein. Übrigens war auch die katholische Rechtgläubigkeit der jüngeren Schwester Maria (1505–1558), der politisch hochbegabten und wissenschaftlich gebildeten Gemahlin des unglücklichen Ludwig II. von Böhmen und Ungarn und hernach Statthalterin der Niederlande, lange Zeit hindurch verdächtig. Martin Luther hat ihr eine Schrift zugeeignet und König Ferdinand I. sich darüber nicht sehr freundlich geäußert; auf dem Augsburger Konfessionsreichstage begrüßten sie die Evangelischen als eine ihnen nahestehende Mittelperson und auch als Statthalterin der Niederlande hat sie die Ketzerverordnungen des kaiserlichen Bruders nach Kräften abzuschwächen sich bemüht. Daß die liebenswürdige Philippine Welser evangelischen Glaubens gewesen sei, ist ein Märchen. Hingegen waren die Gemahlinnen Kaiser Josefs I., Wilhelmine Amalie von Braunschweig-Lüneburg, und Kaiser Karls VI., Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, „die schöne Liesel", die Mutter also der Maria Theresia, geborene Protestantinnen und der Übertritt scheint ihnen nicht ganz leicht geworden zu sein. Auch die erste Gemahlin des Kaisers Franz I., Elisabeth Wilhelmine Luise von Württemberg-Mömpelgard war eine Konvertitin. Drei Erzherzoginnen endlich blieben dem evangelischen Bekenntnis bis ans Ende treu: Henriette von Nassau-Weilburg, die jugendliche Gemahlin des Erzherzogs Karl und Mutter des Erzherzogs Albrecht; Hermine von Anhalt-Schaumburg, die zweite Frau des Palatins Erzherzog Josef und eines Bruders des Kaisers Franz, und Mutter des Palatins Erzherzog Stephan, der in der ungarischen Revolution zwischen Kaiserhaus und Kossuthpartei einen so schweren Stand gehabt hat; endlich die Cousine der Henriette und dritte Frau des Erzherzogs Josef, Marie Dorothea (1800–1855), die „einzige evangelische Fürstin im Hause Habsburg, die nicht nur ihren Glauben bewahrte, sondern auch öffentlich betätigte" und in ihren späteren Jahren das besondere Vertrauen des jungen Kaisers Franz Josef genossen haben soll. Theologisch wohl gebildet, liebte sie theologische Auseinandersetzungen und verstand — wie beigegebene Briefe beweisen — Gegenvorstellungen in origineller Weise mit Zitaten aus der Heiligen Schrift abzuwehren.

Zur Geschichte der Gegenreformation enthält eine Publikation von **Johann Loserth „Salzburg und Steiermark im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts"** ergänzende Mitteilungen zu den großen Werken des Verfassers über die Geschichte der Gegenreformation in den österreichischen Ländern*, auf deren Grund sich ein für die gegenreformatorischen Tendenzen so dunkles Bild ergab, daß man mehrfach gegen den Forscher den Vorwurf parteimäßiger Geschichtschreibung, ja parteimäßiger Heranziehung des Aktenmateriales erhoben hat. Die 192 Briefe enthaltende Korrespondenz der Salzburger und Seckauer Kirchenfürsten, die uns besonders die Gestalt des bisher unbillig verurteilten ausgezeichneten Verwalters und gewissenhaften Seelenhirten Bischof Georg Agricola von Seckau (1572–1584) in günstigstem Lichte erscheinen läßt, reicht wohl aus, die gegen Loserth erhobenen Vorwürfe zu entkräften.

Für die Folgezeit liegen erst zur Geschichte der Revolutionszeit Arbeiten von größerer Bedeutung vor. **Fourniers „Napoleon I."** und Hüffers „Krieg von 1799" sind in diesen Blättern kürzlich gewürdigt worden**. Nun hat auch die Leitung des k. u. k. Kriegs-

* Siehe Bd. IV, Heft 62 der „Österr. Rundschau".

** Loesche Georg: „Die evangelischen Fürstinnen im Hause Habsburg." Eine historisch-psychologische Studie. Wien, Manz, 1905. 71 S. S.-A. aus dem „Jahrbuch der Gesellschaft f. d. Gesch. d. Protestantismus in Österreich". XXV. Bd.

* Loserth J.: „Salzburg und Steiermark im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts." Briefe und Akten aus der Korrespondenz der Erzbischöfe Johann Jakob und Wolf Dietrich von Salzburg mit den Seckauer Bischöfen Georg IV. Agricola und Martin Brenner und dem Vizedomamte zu Leibnitz (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark. V. Band. 2. Heft.) XLIV und 229 S. Graz, 1906. „Styria." Hiezu Fontes rerum Austriacarum. II. 50. Band. Wien, 1898 und Loserth „Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterr. Ländern im XVI. Jahrhundert". Stuttgart 1898.

** Band IV, 552—555.

archivs sich entschlossen, die napoleonischen Kriege (1792—1815) auf Grundlage der dort erliegenden reichen Aktenbestände bearbeiten zu lassen. Als Resultate dieser Studien liegen einige Aufsätze zur Geschichte des Jahres 1809 und zwei Bände einer Geschichte des ersten Koalitionskrieges von 1792—1797 vor: ein Einleitungsband und eine Darstellung des Feldzuges von 1792*. Letztere beruht nur auf einer Zusammenfassung bereits früher geführter Untersuchungen und bietet wenig unmittelbares Interesse; höchstens daß sich an der Hand der gegebenen Ziffernausweise die leichtfertigen Anwürfe gegen den Ernst und die Aufrichtigkeit der österreichischen Kriegsführung leicht werden beseitigen lassen. Um so vorzüglicher ist der Einleitungsband geraten. Er enthält eine — übrigens nicht ganz einwandfreie — Darstellung der Politik Kaiser Leopolds II. durch Criste, der deutschen Reichs- und österreichischen Verwaltung durch Langer, des österreichischen, preußischen und französischen Wehrwesens von verschiedenen Bearbeitern und endlich ausgezeichnete Ausführungen von Hoen über „Truppen-, Heeres- und Kriegsführung". Wenn mit diesen beabsichtigt ist, Fragen vorwiegend oder rein militärischen Charakters auch dem Laien verständlich zu machen, so ist das durchaus gelungen. Wir sehen, wie die schwerfällige Kriegsführung des XVI. Jahrhunderts mit ihren tief und in strengster Anordnung aufgestellten Viereckhaufen im XVII. Jahrhundert durch das „oranische System", die Angliederung seicht und nicht nach ganz strengen Regeln aufgestellter, daher leicht beweglicher Schützenscharen an die schweren Vierecke abgelöst wird, dieses System aber dann zu der Aufstellung des Heeres durchaus in solchen seichten Formationen und dabei nach strengsten Gesetzen erstarrt. So geht in der Lineartaktik des späten XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit dem Aufgeben der Vierecke die Stoßkraft, mit dem Festhalten an strenger Anordnung die Beweglichkeit des Heeres verloren. Eine Schlacht konnte nicht leicht entscheidend werden, sie galt selbst einem Friedrich dem Großen nur als ein Auskunftsmittel für die, „die sich nicht anders zu helfen wissen". Der Krieg wurde zum Positionskriege, zum mathematischen Exempel, die Tüchtigkeit einer Truppe wurde immer mehr nach den Äußerlichkeiten des Drills beurteilt. Nur bei der Kavallerie stand noch die Möglichkeit, nachdrücklich einzugreifen. Sie wurde daher die schlachtenentscheidende Waffe. Die Artillerie lag im argen, ein endloser Troß — im Jahre 1792 im Heere des Herzogs von Braunschweig etwa das vierthalbfache der Armee — hinderte die Bewegungsfreiheit noch mehr, bei dem Mangel geeigneter Zwischenglieder zwischen dem Oberfeldherrn und den kleineren Heereseinheiten war es jenem unmöglich, das Heer wirklich zu übersehen. Geniale Feldherren wie Eugen von Savoyen und Friedrich der Große wußten auch mit solchen Mitteln entscheidende Schläge zu führen, eben indem sie sich von den Sklavenketten des Formelsystems der Lineartaktik befreiten. Aber ihr Lehrgebäude blieb bestehen. „Ein echter Stratege jener Periode glaubte ohne Logarithmentabelle nicht mehr drei Mann über die Gasse führen zu können." Es war die rechte Kriegsführung der rationalistischen Zeit. Ihre Schwächen waren nicht unerkannt; aber erst ein Mann der Tat konnte der Kriegskunst neue Wege weisen; er kam in Napoleon Bonaparte.

Wir wenden uns über die Zeit des großen Korsen hinweg der Betrachtung der Geschicke der Jahre 1815—1871 zu. In Fortsetzung eines vor Jahren erschienenen ersten, die Jahre 1806 bis 1815 umfassenden Bandes hat **Hans von Zwiedineck-Südenhorst seine „Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Reiches" mit zwei den Jahren 1815—1871 gewidmeten Bänden abgeschlossen.* Nimmt man das Werk zur Hand, so wird darin ebenso wie in dem der gleichen Sammlung angehörigen Werke von Kraus die einseitige Bevorzugung politischer Geschichte und die nahezu vollständige Zurückstellung der kulturgeschichtlichen Momente auffallen; von den 1000 Seiten beider Bände ist ein Vierzigstel, 26 Seiten, der Zeichnung eines Kulturbildes gewidmet. Überaus wenig für das Zeitalter der Romantik und Richard Wagners, für ein wahrlich großes Zeitalter deutscher Kunst und Wissenschaft! Innerhalb dieser selbstgesteckten Grenzen waltet der Verfasser aber mit voller Arbeitsfreudigkeit und freimütigem Urteil. Dabei ist nun freilich in die Darstellung ein höchst subjektiver Zug gekommen. Zwiedineck sagt in seiner Vorrede zum dritten Bande: „Es steckt zu viel Parteikatechismus hinter der Einschätzung neuzeitlicher Erscheinungen, zuviel vorgefaßte Meinung und Liebhaberei. Wir sind insgesamt mit so vielen intimen Fäden an die nächste Vergangenheit gebunden, daß wir bei der Betrachtung der jüngsten Geschehnisse unser Gefühl nicht gänz-

* „Krieg gegen die französische Revolution 1792 bis 1797." I. Band (Einleitung), X und 590 S. mit 8 Beilagen und 4 Tafeln im Text; II. Band (Feldzug 1792), X und 411 S. mit 7 Beilagen und 28 Textskizzen. Wien, 1905, Seidel.

* Zwiedineck-Südenhorst H. v., „Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches" (1806—1871). II. Bd. „Geschichte des Deutschen Bundes und des Frankfurter Parlaments". (1815 bis 1849). III Bd. „Die Lösung der deutschen Frage und das Kaisertum der Hohenzollern" (1849—1871). Stuttgart und Berlin. Cotta. 1903 und 1905. X und 496 S., X und 504 S.

lich zum Schweigen bringen können. Selbst bei dem ernstesten Streben nach Unbefangenheit und gleicher Bewertung alles Hin- und Herstrebenden gelangen wir niemals zu einer völligen Unberührtheit von Liebe und Haß." Es mag so sein. Aber es wäre doch zu erwägen, ob der Verfasser seinem persönlichen Empfinden nicht strengere Zügel hätte anlegen können. Gewiß fällt im Laufe der Darstellung manches treffende, manches warme und empfindungsvoll nationale Wort. Aber charakteristisch für sie ist doch ein Überschuß an Temperament im Urteil, eine häufig maßlose Schärfe in der äußeren Form. Wir haben ein mit Auszeichnung genanntes Buch der letzten Jahre die heikle Frage „des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland" viel weniger „berührt von Haß und Liebe" behandeln sehen. Nicht immer ist das schärfste das treffendste Wort. Zwiedineck redet viel mehr die Sprache der leidenschaftlichen politischen Streitschrift als des vorurteilslos wägenden Geschichtswerkes. Im übrigen wäre die Darstellung mit manchem Detail, etwa den haargenauen Ziffernvermerken von Heereskontingenten, Budgetposten, Staatsschulden, besser nicht belastet worden. Wertvoll als Belege, ermüden solche Angaben den Leser und stören nur die Plastik des Geschichtsbildes.

Der zweite Band beginnt mit einer Skizze der deutschen Bundesverfassung: Einigkeit der kleinen Souveräne unter Österreichs Führung und fortwährender, namentlich durch Bayern rege gehaltener Gegensatz Österreichs zu Preußen ist das Idealprogramm der Bundespolitik. Mit zornigen Worten wird das Milieu der Jahre und Jahrzehnte nach Waterloo entworfen: eine Bundesversammlung von „ausgedienten Kanzleivorständen", Organen einseitigster Dynastiepolitik, landständische Verfassungen, im Bundesgrundgesetz versprochen, aber nur mit Hinterhalten und Schwierigkeit oder auch gar nicht durchgeführt, in Österreich eine Regierung, der Geisteknechtschaft System ist, und ein in vollständiger Ergebung in die „hohen Orts" befundenen Maßregeln verharrendes Volk, in Preußen ein strammer, von konstitutionellen Zugeständnissen himmelweit entfernter Zentralismus und ausschließliche Herrschaft von Verwaltung und Armee. In der Schätzung des „Bundes" sind der Preuße Treitschke und der Österreicher Zwiedineck einer Meinung, ohne daß dieser sich der Führung des ersteren blind anvertraute. Es sind die Zeiten der heiligen Allianz, des gottgegebenen absoluten Fürstenrechtes, dessen leitende Grundsätze besonders auf dem Tage von Laibach (1821) verkündet worden sind und sich am deutlichsten in der Kontrolle des lebhaft erwachten geistigen Lebens der Untertanen durch die Zensur ausprägten. Am 18. Oktober 1817 hatte sich die „allgemeine deutsche Burschenschaft" konstituiert. Es war „die Antwort deutscher Jugend auf die Wiener Bundesverfassung: die Erklärung unbedingter Hingebung an die Gesamtinteressen der Deutschen gegenüber der gesetzlichen Anerkennung des dynastischen Egoismus". Über die deutschnationalen Ideale der Burschenschaft urteilt Zwiedineck richtiger als Treitschke. Aber er läßt sich darum von der Bewegung nicht gefangennehmen und verurteilt ihre Absonderlichkeiten, vor allem die Äußerungen eines erst „unbedingt", dann international gefärbten Radikalismus. Diese unheilvolle Unterströmung, welche die Mobilmachung der Regierungen gegen die Freiheit der Universitäten und den „Despotismus der Professoren" mit einem Scheine von Berechtigung umgab, hat es verschuldet, daß in den mehrmals erneuten Karlsbader Beschlüssen (1819) die Fürsten Deutschlands einmal einig waren — im Kampfe gegen die geistige Bildung und verständiges Denken.

Der große Mann der Zeit ist Metternich. Der Verfasser bietet uns keine plastische Charakteristik des Staatskanzlers, aber wir bleiben nicht im Zweifel über seine Meinung: Metternich ist ihm ein Mensch voll kindisch-eitler Selbstüberhebung, ein politischer Bankrotteur nach innen und außen. Er hat verschuldet, daß Österreich durch falsche Politik im griechischen Freiheitskriege die führende Rolle in der Balkanhalbinsel, in Europa an Rußland und seinen selbstbewußten Zaren Nikolaus verlor, daß es in Deutschland mit Preußen in Wettbewerb treten mußte; in engem Verhältnis zu Rußland, innerlich durch rastlose Reformarbeit gekräftigt, wurde das Hohenzollernreich die wirtschaftliche Vormacht des von seinem genialen Finanzminister Motz begründeten, vom 1. Jänner 1834 nahezu alle deutschen Länder umschließenden, Zollvereines und damit Deutschlands überhaupt. Metternich ist schuldig, „daß das Reich der Habsburger die außerordentlichen Vorteile, die es sich durch die Koalition gegen Napoleon erworben hatte, vollständig einbüßte und . . . seine reichen Kräfte an unproduktive Unternehmungen verschwendete, durch welche wohl dynastischen Neigungen geschmeichelt, aber niemals die Völker befriedigt und von der Zweckmäßigkeit ihres Zusammenseins überzeugt werden konnten" — und „daß keine Staatsform für das deutsche Volk gefunden worden ist, die alle seine Stämme zu einer politischen Einheit hätte verbinden können." Wirklich?

Das Zeitbild wäre unvollständig, faßte man nicht eine andere, meist kulturell, dann aber auch politisch bedeutsame Erscheinung ins Auge. Es ist das ungeheure Übergewicht, das die Seelenkräfte des Gemütes und der Phantasie

über die noch vorhandenen Reste des besonders auf kirchlichem Gebiete noch recht lebendigen Rationalismus der Aufklärungszeit gewannen. Ein mystisch-religiöser Zug kam in die Menschen und sprach sich besonders in der wundergläubigen „Romantik“ und in zahlreichen Übertritten zum katholischen Bekenntnis eigenartig aus. Und waren die katholisch-kirchlichen Tendenzen bisher mehr auf Versuche eines Ausgleichs zwischen Vernunft und Dogma gerichtet gewesen, jetzt kam ein anderer Zug in sie: schärfer, strenger, päpstlicher; nicht Ausgleich, sondern Unterwerfung. Gegen Ende des vierten Jahrzehntes des XIX. Jahrhunderts war die katholische Kirche in Deutschland wieder eine „große, politische Macht geworden“ und „riesengroß stand die ultramontane Welt auf einmal wieder vor aller Augen“. Daß in dem überaus knapp geratenen Rahmen des hier eingefügten Kulturbildes (II., 241–266) die Stellung Österreichs ungenügend gewürdigt ist, wird jeder Kundige erkennen. Recht anschaulich ist die dem Verkehrswesen gewidmete Partie und die gut zusammengestellten, recht charakteristischen, übrigens nicht gerade schmeichelhaften Mitteilungen zeitgenössischer Quellen über Berliner und besonders Wiener Leben wird man mit Interesse und wohl nicht ohne ernsthaftes Nachdenken lesen.

Im Jahre 1840 bestieg König Friedrich Wilhelm IV. den Königsthron von Preußen; der rechte Mann im Sinne dieser von mystisch-romantischen Bewegungen erregten Zeit. Mit seinem Regierungsantritt beginnt nach Zwiedineck die Vorgeschichte der Revolution. Gab es bisher keinen „verruchteren“ Gedanken als die deutsche Einheit, so wurde das deutsche Nationalbewußtsein jetzt hoffähig. Es ist wohl wirklich das „allergrößte politische Verdienst“ Friedrich Wilhelms IV. Sonst verstand der redebegabte König die Zeichen seiner Zeit schlecht. Getragen von hergebrachtem festen Glauben an das göttliche Herrscherrecht setzte er sich nicht bloß in Widerstreit zu den konstitutionellen, sondern auch zu den auf eine Führerstellung gegen Österreich gerichteten politischen Bestrebungen in Preußen. Er hat damit parlamentarische Verfassung – im Februar 1847 trat der vereinigte preußische Landtag zusammen – und Austrag des Kampfes um die Vorherrschaft doch nicht verhindern können. In Österreich beginnt in den Vierzigerjahren die scharfe nationale Differenzierung der späteren Zeit recht deutlich zu werden. Sie wird nicht allein durch nationale Gegensätze hervorgerufen, sondern auch – wie etwa in Böhmen die tschechischnationale Bewegung – geschürt durch die politischen Tendenzen national indifferenter Faktoren. Am vernehmlichsten macht sie sich in Italien geltend, wo der Ruf nach Abschüttelung nicht einer „Schreckensherrschaft“ – das ist böswillige Fabelei – aber eines fremden, nicht nationalen Regimentes Losungswort wird. Friedrich versäumt es nicht, zu diesen noch heute brennenden Fragen sein politisches Kredo mit aller Deutlichkeit auszusprechen.*

Die Darstellung der Revolution von 1848 bis 1849 ist sehr eingehend. Dabei tritt die Persönlichkeit des Erzherzogs Johann, über den der Verfasser im Besitze neuer archivalischer Nachrichten ist,** mehr in den Vordergrund. Die kindliche liberale Phraseologie auf dem Frankfurter Reichstage findet an Zwiedineck mit Grund einen strengen Richter. Was soll man auch denken, wenn man hört, daß zur deutschen Nationalversammlung die Deutschen der Ostseeländer und die – Tschechen eingeladen werden sollten,*** daß die Wiederherstellung Polens als eine heilige deutsche Nationalpflicht bezeichnet und auch behandelt wurde? † Gewiß ist in den langen Verhandlungen über die Lösung der deutschen Frage manche treffliche Bemerkung gemacht worden, aber zur Lösung selbst waren, wie jeder weiß, die deutschen Volksvertreter unfähig; nur der große Zwiespalt der Meinungen wurde in der Scheidung in eine großdeutsch-österreichische und kleindeutsch-preußische Partei offenbar. An den Mächten Österreich und Preußen war es nun, sie zu versuchen.

Mit einer Darstellung von „Österreichs Wiedergeburt“ aus den Revolutionen der Jahre 1848–1849 beginnt der III. Band. Es ist wohl die beste Partie des ganzen Werkes. Von den Legenden, mit denen italienische Irredenta und magyarischer Chauvinismus die Geschichte dieser Jahre umsponnen haben, läßt der Verfasser sich nicht blenden. In der Darstellung der ungarischen Krisen schlägt freilich da und dort die Stimmung des über manches Ereignis späterer Zeit erbitterten Österreichers deutlich durch. Wie lebhaft trotz der italienischen Siege der Gedanke der Abstoßung des wiedereroberten

* Im einzelnen sei auf die bemerkenswerte Mitteilung über den Thronwechsel von 1835 in Österreich (II., 220) verwiesen; überbreit scheint mir die Deutschland doch nur mittelbar angehende Julirevolution in Frankreich geschildert (II., 154–171). Hingegen ist der französischen Revolution von 1848 nicht mit einem Wort gedacht und – ein großer Mangel – auch jede genauere Führung durch die Lehren und Programme des Sozialismus unterblieben; die auf II., 235 gegebene Erklärung der „passiven Assistenz“ ist unrichtig.

** Die veröffentlichten Briefe bieten allerdings kein besonderes Interesse.

*** Vgl. auch auf II., 305, die albern-sentimentale Anbiederung eines deutschen Demokraten an die Tschechen.

† Bei dieser Gelegenheit hat der Dichter Wilhelm Jordan das ausgezeichnete Wort gesprochen: „Das Recht der Geschichte ist ein anderes als das der Kompendien. Es kennt nur Naturgesetze und eines derselben sagt, daß ein Volksstamm durch seine bloße Existenz noch kein Recht hat auf politische Selbständigkeit, sondern erst durch die Kraft sich als Staat unter anderen zu behaupten.“

Lombardo-Venetien etwa zu einer neuen Republik von S. Marco unter Österreichs Protektorat erwogen wurde, ist kaum genügend bekannt. In der geringen Einschätzung des Fürsten Windischgrätz – gegenüber Helfert, der den „Eroberer von Wien" mit Wallenstein in Parallele setzt – wird man Zwiedineck eher folgen dürfen als in der augenscheinlich zu niedrigen Bewertung des Fürsten Felix Schwarzenberg. Er war kein unterrichteter Mann, aber ein Mann von Gedanken und entschlossener Initiative. In Preußen, das er erfolgreich diplomatisch bekämpfte und ohne Eingreifen des jungen Kaisers Franz Josef wohl auch mit den Waffen bekriegt hätte, empfand man seinen frühen Tod (1852) als eine Befreiung. Daß man zu seinem Nachfolger den unbefähigten Grafen Buol an Stelle des aufgeklärten und einsichtigen Grafen Prokesch ernannte, hält der Verfasser für ein großes Unglück für Österreich. Es folgt in anregender und planvoller Schilderung die Geschichte des Krieges von 1859; die heute gangbare Anschauung über den FZM. Kuhn wird als eine Überschätzung zurückgewiesen. Der Ausgang des Krieges von 1859 gilt dem Verfasser als unmittelbare Vorbedingung der Entscheidung von 1866. „An eine friedliche Auseinandersetzung der zwei Großmächte war weniger zu denken als jemals." Man darf wieder fragen: Wirklich?

Es kommen die hohen Jahre liberaler Politik: in Österreich und Preußen. Aber während in Preußen, wo sich in dem revolutionären Sturme der Segen der Unabhängigkeit der Verwaltung von den Parteien bewährt hatte, König Wilhelm I. gegen parlamentarischen Unverstand einen Bismarck fand, stand dem Kaiser von Österreich nur ein selbst in liberalen und großdeutschen Vorurteilen befangener Minister zur Seite: Schmerling. Zwiedineck erhebt schwere Anschuldigungen gegen die Ratgeber des Kaisers in der Zeit vor 1866. Offen und ausdrücklich verweist er darauf, wie im Jahre 1866 die Armee und die öffentliche Meinung namentlich Deutschösterreichs redlich den Krieg mitverschuldet haben. Nur hätte er mit den Belegen dafür nicht sparen sollen; wir hätten dafür gerne auf die übergenauen Armeestandsangaben verzichtet. Für den Feldzug selbst lag das große Werk Friedjungs „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" vor. Doch ist Zwiedinecks verständige Darstellung darum nicht ohne eigenen Wert. Sein Urteil über Benedek ist weniger enthusiastisch als jenes Friedjungs, aber doch wohl zutreffender. Mit Wärme und Freude verweilt der Verfasser bei den Siegen Österreichs zu Land und Wasser gegen Italien.

Im Vergleiche zur früheren, mehrfach allzu breiten Darstellung ist die große Zeit von 1866 bis 1871 etwas karg bedacht (III., 385–504). Der Verfasser sagt in seiner Vorrede, daß hier „die Gewinnung des historischen Standpunktes nur zum Teil gelingen kann" und „mehr als vorher das nationale Gefühl und das rein persönliche Vorstellungsvermögen des Erzählers an die Stelle des strengen Prüfens und Bewertens treten" mußte. Im großen ganzen wird hiegegen wenig einzuwenden und den Grundlinien der Darstellung beizustimmen sein. Klar und zutreffend ist die gelegentlich zu einer Räubergeschichte aufgebauschte Geschichte von der Redigierung der Emser Depesche behandelt (III., 444–446). Von der Darstellung des deutsch-französischen Krieges, namentlich des späteren Verlaufes desselben,* hätten wir uns allerdings mehr erwartet; sie wäre vor allem geschlossener zu gestalten gewesen. Damit ist aber auch der Abschluß des Werkes und zugleich auch des Gesamtwerkes „Bibliothek deutscher Geschichte" schwach geraten. Aber bekennen wir nun auch, daß es keine kleine Aufgabe gewesen ist, die der Verfasser zu lösen unternommen hat.

Einem großen Ziele strebt Alfred Stern zu: in einem groß angelegten Werke, über dessen Anlage uns allerdings der jetzt vorgelegte vierte Band nichts verrät, die Geschichte Europas von 1815–1871 umfassend darzustellen.** Drei Bände waren bisher der Zeit von 1815–1830 gewidmet; mit dem vierten tritt Stern in die Betrachtung der Zeit von 1830–1848 ein. Eine oberflächliche Überlesung des sehr genauen Inhaltsverzeichnisses ergibt, daß darin die Wirkungen der Julirevolution in und außerhalb Frankreichs veranschaulicht, somit die europäische Geschichte etwa des Jahrfünfts von 1830 bis 1835 geschrieben werden soll. Daß dies in einwandfreier Weise geschehen sei, wird sich aber nicht behaupten lassen. Wenn die französischen Sommerereignisse von 1830 es wirklich wert sind, in eine solche zentrale Stelle gerückt zu werden, mußte dies deutlicher und vor allem künstlerischer zum Ausdruck gelangen. Stern sagt Seite 267: „Der Reiz aller Geschichte beruht nicht zum wenigsten in der Mannigfaltigkeit. So würde das Schauspiel der Fernwirkungen eines europäischen Ereignisses, wie die Julirevolution es war, sehr eintönig sein, wenn sie nicht, je nach dem Nährboden, auf den sie trafen, verschiedene Form und Färbung

* Die Anschauungen Zwiedinecks über die Beschießung von Paris sind nach dem Erscheinen von Busch': „Das deutsche große Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris 1870/71", nicht mehr haltbar. (Siehe „Österreichische Rundschau", III., 47–48.)

** Stern Alfred: „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871." Vierter Band. II. Abteilung: „Geschichte Europas von 1830 bis 1848." Erster Band. Stuttgart und Berlin. Cotta. 1905. Oktav. 617 S.

angenommen hätten." Was aber ist geschehen, um diese Form und Färbung wirksam heraustreten zu lassen? Stern begnügt sich mit einer Einteilung einfach nach territorialen Gesichtspunkten, und auch da wird keine Einheitlichkeit gewahrt;* das Buch ist keine Komposition, sondern ein ziemlich loses Nebeneinander von Einzelbildern. Stern schreibt einen flüssigen, angenehmen Stil, er findet, was man einem Darsteller modernster Zeit wohl besonders zu gunsten rechnen darf, ohne kräftige Worte sein Auslangen, bemüht den Leser nicht mit Raisonnements und politischen Selbstbekenntnissen; aber der leichtflüssigen Darstellung fehlt Temperament und Bewegung. Keine Steigerung, kein Höhepunkt, eine saubere Einregistrierung von Ereignissen in Schubfächer nach Zeit und Raum.

Gewiß sind nun namentlich für neueste Geschichte Werke notwendig, die recht eingehend berichten und verzeichnen und darüber hinaus nichts weiter wollen: historische Nachschlagewerke. Im Grunde kann das Sternsche Buch als nichts anderes gedacht sein. Inhaltsverzeichnis und die beigesetzten Marginalnoten entsprechen sehr wohl diesem Zwecke; ein Register folgt wohl am Schlusse der Abteilung? Aber dann entschließe man sich gleich, ein solches Werk als „Jahrbücher zur neuesten Geschichte" zu bezeichnen, gruppiere seinen Inhalt übersichtlich nach Jahren, vereinige die wissenschaftlichen Belege zu übersichtlich zusammengestellten Exkursen und man wird sich um die halb in Kleinkram verlorene Geschichte der neuesten Zeit das größte Verdienst erwerben. Niemand dürfte wagen, ein solches Beginnen gering zu achten. Daß das Buch über rein politische Geschichte nicht hinauskommt, möchte mit der Absteckung nach kurzen Zeiträumen zu entschuldigen sein. In der Kulturgeschichte kann man nicht gut mit Lustren rechnen. Die Anschaulichkeit der Einzeldarstellung leidet meist unter der übergroßen Breite.** Die deutsche Bewegung ist in kunstloser Aneinanderfügung fast rein territorial abgehandelt. Am besten ist die Darstellung der polnischen Revolution von 1831 und der englischen Verhältnisse gelungen, wenn auch in England von einer „zündenden Wirkung der Julirevolution" schwerlich die Rede sein kann.*** Überall aber wird man gewahr, welche Summe gewissenhafter Mühe und sorgfältiger Kritik der Verfasser an seine nur in der Anlage nicht glücklich geratene Arbeit gewendet hat und wir beschließen nach dieser Richtung hin unsere Bemerkungen gerne mit rückhaltloser Anerkennung.

* Warum ist nicht wenigstens die niederländische Revolution (Kapitel II und V) als ein Ganzes dargestellt?

** Verlohnte es sich z. B. wirklich, den Begebenheiten in den Schweizer Kantonen volle 40 Seiten zu widmen? Hingegen fehlen wieder Detailzüge dort, wo sie gut illustrativ wirken könnten, z. B. zur englischen Wahlrechtsreform.

*** Sehr zutreffend ist die auf Seite 192 gegebene Einschätzung der polnischen Revolution als einer Vorschubleistung wider Willen für die Idee „eines auf dem Grunde der morgenländischen Rechtgläubigkeit beruhenden, vom Westen durch eine tiefe Kluft getrennten russischen Einheitsstaates". Warum fehlen in der Seite 170 aufgeführten Polenliteratur die Lieder Lenaus?

Noch zweier Quellenwerke zur neuesten deutschen und auch österreichischen Geschichte wäre zu gedenken: der „Lebenserinnerungen" Rudolfs von Delbrück, deren Würdigung demnächst in besonderer Besprechung erfolgen soll und der neuen Volksausgabe der „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks*. Mit einem Verweise auf diese mögen meine Aufzeichnungen beschlossen sein. Nichts ist überflüssiger, als über den Wert dieses hohen Buches deutscher Politik und deutscher — Kunst ein Wort zu sagen. Die Bedeutung der neuen, von der bewährten Hand des Professors Horst Kohl redigierten und sehr gefällig ausgestatteten Ausgabe liegt in der Verbilligung auf ein Viertel des bisherigen Preises, wodurch nun wirklich das nachgelassene Werk des großen Kanzlers ein Volksbuch zu werden vermag, das nicht gelesen zu haben, wenigstens für einen Deutschen, bald genug als ein Zeichen mangelnder Bildung gelten wird. Im übrigen konnte an mehreren Stellen der Text der ersten (großen) Ausgabe — etwa durch Auffindung von damals verschollenen Originalen mitgeteilter Briefe — verbessert werden, und gewinnt die Ausgabe einen eigenartigen Wert durch die indessen im handschriftlichen Nachlaß Bismarcks vorgefundene, nach seinem Willen dem Werke vorzusetzende Widmung: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft."

Dr. Heinrich Kretschmayr.

* „Gedanken und Erinnerungen." Von Otto Fürst von Bismarck Volksausgabe. Stuttgart und Berlin. Cotta. Zwei Bände. Klein 8°. 406 und 398 S. Preis 5 M. = 6 K.

Besprechungen.

„Einführung in die Arbeiterinnenfrage", von Elisabeth Gnauck-Kühne.

Jede literarische Arbeit Elisabeth Gnauck-Kühnes, die auf dem Büchermarkte erscheint, erregt die berechtigte Aufmerksamkeit der sozialpolitischen und frauenfortschrittlichen Kreise. Denn es legt jede Zeugnis ab von einer starken, gefestigten Überzeugung und einer im redlichen Mühen erworbenen Sachkenntnis. Diesen Vorzügen begegnen wir auch diesmal. Die beiden Kapitel: „Was verstehen wir unter Arbeiterinnenfrage?" und „Die Fabriksarbeiterin" schildern den Übergang von der Haus- zur

Fabriksarbeit und die Lebensführung der Arbeiterin in lebenswarmen Tönen mit stilistischer Meisterschaft.

In einer Kartonfabrik, wo die Verfasserin Seite an Seite mit den dort Beschäftigten gearbeitet hat, konnte sie ihre theoretischen Kenntnisse ergänzen und über die Stimmungen, Begehren und Entbehrungen derselben mancherlei erfahren. Bezeichnend für sie ist es, daß der Wunsch, zu helfen, dadurch so brennend wurde, daß er sie, selbst nach fragwürdigen Mitteln ausschauen läßt. Es erscheint uns nämlich sehr fragwürdig, ob ein Zusammenschluß von Arbeiterinnen, auf dem von der Fürstin Oettingen-Spielberg eingeschlagenen Wege, dem die Verfasserin das Wort redet, die richtigen Vereinigungen schafft, Organisationen, die dem Zweck entsprechen. Denn es ist zu bezweifeln, ob Mädchen, die, eben von der Schule entlassen, in den Patronagen gesammelt, von diesen in die katholischen Arbeiterinnenvereine geleitet werden, um schließlich in die christlichen Gewerkschaften überzugehen, die Selbständigkeit im Denken und Tun erlangen, die die Bedingungen eines besseren Fortkommens für die Frauen sind.

Das Gängeln widerspricht ja vollständig den Grundsätzen der Frauenbewegung, und es ist wohl zu bedenken, daß die Organisation nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck ist. Nicht immer wird das bedacht.

Es ist eine Eigentümlichkeit der deutschen Frauenbewegung, daß sie sich in ihrer fortlaufenden Entwicklung konfessionell gliedert. 1899 wurde dort der deutsch-evangelische Frauenbund gegründet, worauf 1903 die Gründung des katholischen Frauenbundes erfolgte. Diese Bündlerinnen erklären, daß sie das Bedürfnis haben, vom Standpunkte ihrer Weltanschauung aus an die Frauenbewegung heranzutreten. Wir gestehen, daß uns das Verständnis für dieses Empfinden fehlt, das auch nicht allgemein ist, denn in England, Frankreich und in der Schweiz sind Vereine aller Konfessionen und Parteien in den Landesverbänden vereint. Und das folgerichtig, denn was wirkliche Frauenbewegung ist, hat gleiche Ziele, und zwar solche, die mit den religiösen und politischen Überzeugungen der einzelnen gar nichts zu tun haben. Die Sittlichkeits-, Unterrichts-, Rechts- und Wirtschaftsbestrebungen sind für alle Frauen die gleichen. Die Katholikin, die Protestantin und die Jüdin, die Germanin, Romanin und Slawin, die Fürstin und die Arbeiterin ringen um die **menschliche Ebenbürtigkeit.** Nur über den zu wählenden Weg und den einzuhaltenden Schritt dürften daher Meinungsverschiedenheiten bestehen. Daher haben wohl einerseits die einen keine Veranlassung zu Sonderbündnissen und anderseits die anderen keinen Grund, diese zu befehden. Alle Fehde müßte überhaupt unter so schwer Ringenden ausgeschlossen sein, daher uns die Gegnerschaft der Verfasserin gegenüber den Sozialdemokratinnen befremdet. Der Grundsatz: getrennt marschieren, wenn's nicht anders sein kann, aber doch gemeinsam kämpfen, müßte von allen Frauen hochgehalten werden. Elisabeth Gnauck-Kühne könnte es, denn sie steckt ihre Ziele weit. Nicht Vergünstigungen will sie für die Arbeiter und Arbeiterinnen, sondern Rechte. Und die Spezialgesetze, die sie für die Arbeiterinnen anstrebt, sind nennenswert. Den zehnstündigen Arbeitstag, Wöchnerinnenschutz, Schutz vor sittlichen Gefahren, ferner den Arbeiterparagraphen, das Stimmrecht zur Wahl der Arbeiterbeisitzer und das Versammlungs- und Vereinsrecht. Es zeichnet überhaupt die deutsche Frauenbewegung aus, daß sie in ihrem Gleichheitsstreben den Unterschied der Geschlechter nicht übersieht. So wüßten wir keinen Vorzug, den die konfessionellen Organisationen vor den freien voraus hätten, es wäre denn, daß die ersteren in Frauenkreisen, die sonst ablehnend sind, das Interesse weckten.

Im Hinblick darauf ist auch das vorliegende Buch wärmstens zu begrüßen, denn es dürfte manchen eine „neue Kunde" bringen, die Kunde, daß die Arbeiterinnenfrage eine soziale Erscheinung ist, die **allen** Frauen die Pflicht auferlegt, Besserung anzustreben.

Dies Buch wird zu solchen sprechen, die taub für andere Stimmen sind. Und das, was es spricht, muß normalen Frauen zu Herzen gehen. Denn wie naturgetreu schildert die Verfasserin die in tausendjähriger Einzelarbeit erworbene Eigenwilligkeit und Disziplinlosigkeit der Frau, die sie zu einem Zusammengehen und Zusammenarbeiten mit andern so wenig befähigt, und wie ergreifend ist, was sie über die des Anschlusses Entbehrende sagt, die allein, ohne Schutz den Kampf um die Existenz aufnehmen muß. Ein Kapitel schließt mit den folgenden Worten:

„Sie war ein gehegtes Wild. Jetzt ist sie Freiwild. Wer Lust hat, jagt es oder jagt es weg. Alles wäre mit einem Schlage anders, wenn sie nicht so vereinzelt wäre. Mit solch einem losgelösten, verwehten Blatte kann jeder Wind spielen." **Marianne Hainisch.**

Populäre Schriften von Professor Ludwig Boltzmann. J. A. Barth, Leipzig 1906.

Selten ist die Gelegenheit geboten, einen so tiefen Blick in die geistige Arbeitsstätte eines berühmten Gelehrten zu tun und dabei die, in der Wissenschaft nach Geltung ringenden Anschauungen in so klarer und trefflicher Weise besprochen zu finden, wie es durch diese gesammelten Reden, Vorträge, Abhandlungen mehr

philosophischen Inhaltes, Rezensionen ꝛc. ermöglicht ist, welche hiemit der Öffentlichkeit übergeben wurden.

In einem Vortrage auf der Münchner Naturforscherversammlung 1879: „Über die Entwicklung der Methoden der theoretischen Physik", bezeichnet Boltzmann als seine Lebensaufgabe durch möglichst klare, logisch geordnete Ausarbeitung der Resultate der alten klassischen Theorien der Physik, soweit es in seiner Kraft steht, dazu beizutragen, daß das viele Gute und für immer Brauchbare, das seiner Überzeugung nach darin enthalten ist, nicht einst zum zweitenmal entdeckt werden muß, was nicht der erste Fall in der Wissenschaft wäre. Bestimmend für diese Stellungnahme Boltzmanns mag die Bedeutung gewesen sein, welche die, von ihm übrigens in glänzender Weise interpretierte, Maxwellsche elektromagnetische Lichttheorie errungen hatte. Führte dieselbe in letzterer Zeit doch dazu, die Fundamentalgesetze der Bewegung aus den Gesetzen des Elektromagnetismus herzuleiten!

Die von Maxwell zuerst ausgesprochene, später von Hertz ausgeführte Anschauung, daß alle naturwissenschaftlichen Theorien nur geistige Bilder der Erscheinungen sind und sich zu diesen verhalten wie das Zeichen zum Bezeichneten, daß also keine Theorie etwas Objektives, mit der Natur sich wirklich Deckendes darstellt, hat Boltzmann übernommen und mit überzeugendem Geschicke in seine Darlegungen eingefügt.

Es ist hiernach weniger berechtigt, zu fragen, ob eine Theorie wahr oder falsch sei, als zweckmäßigerweise zu untersuchen, ob sie die Erscheinungen vollständig und auf die einfachste Weise darstelle, sowie, ob sie die Anregung zur Anstellung neuer Versuche in sich berge. In diesem Sinne erscheint ihm auch die Atomistik, an deren Ausgestaltung er selbst, soweit sie auf physikalische Vorgänge Bezug hat, fruchtbaren Anteil genommen hat, als ein nicht zu entbehrendes Bild, da sie selbständig auf anderem Wege nicht Gewinnbares, geleistet hat. Selbstverständlich verteidigt er, mit unübertroffener Sachkenntnis, die bisher üblichen Methoden der theoretischen Physik gegen die Energetik, die Neues noch nicht zutage gefördert hat.

Besonderes Interesse widmet Boltzmann dem Nachdenken über die Methode des Nachdenkens selbst, das ist der sogenannten Erkenntnistheorie. Die Denkgesetze faßt er im Sinne Darwins als ererbte Denkgewohnheiten auf, welche uns mitunter so zur Gewohnheit geworden sind, daß sie oft über das Ziel hinausschießen und uns auch dann nicht loslassen, wenn sie nicht mehr am Platze sind. Bei philosophischen Problemen sind daher Verstandestäuschungen nicht ausgeschlossen. So ist ein bekannter logischer Fehlschluß, der sogenannte Sophismus, die Ansicht, daß die Welt nicht real, sondern ein bloßes Produkt unserer Phantasie, ein Trugbild sei, eine Ansicht, welche man unter anderem auch in einem Handbuche der allgemeinen Physiologie entwickelt finden kann.

In der 1902 auf der Wiener Universität gehaltenen Antrittsvorlesung sagt Boltzmann hierüber: „Auch ich hing diesen Schrullen nach, versäumte infolgedessen praktisch richtig zu handeln und kam zu Schaden, zu meiner größten Freude, denn ich erkannte darin den gesuchten Beweis der Außenwelt, welcher allein darin bestehen kann, daß man zu minder richtigen Handlungen befähigt ist, wenn man diese Existenz in Zweifel zieht." In der Abhandlung: „Über die Frage nach der objektiven Existenz der Vorgänge in der unorganischen Natur," begründet Boltzmann seine Anschauungen streng wissenschaftlich. Bekanntlich wurde er, nach Veröffentlichung derselben, mit dem Lehrauftrage der Naturphilosophie an der Wiener Universität betraut. Weniger zurückhaltend äußert er sich in dieser Frage in der launischen Schilderung seiner „Reise eines deutschen Naturforschers ins Eldorado", das ist an die Berkeley-University in Kalifornien, wohin er 1905 behufs Abhaltung von Vorträgen für einige Wochen berufen wurde.

Charakteristisch für seine Anschauungen ist eine Entgegnung auf den Vortrag, welchen Professor Ostwald im vorigen Jahre in Wien über das Glück gehalten hat. Er wirft Ostwald mit Recht vor, daß diese Darstellung einen dem Fortschritte verderblichen Rückfall in die Methode der sogenannten Philosophen bedeutet, Lehrgebäude bloß aus Worten und Phrasen zu konstruieren und bloß auf die hübsche formale Verflechtung derselben Gewicht zu legen, ohne darauf zu achten, ob diese Verflechtung genau der Wirklichkeit entspricht und in den Tatsachen begründet ist.

Besonders möge noch auf die meisterhaften Gedenkreden Boltzmanns auf Jos. Stefan, Jos. Loschmidt und die Festrede zur Feier des 301. Gründungstages der Karl Franzens-Universität in Graz, über Kirchhoff, hingewiesen sein.

Mit Ausnahme eines Teiles der Erwiderung auf die Ansichten der Energetiker und der Vorträge an der Clark-University, bieten die populären Schriften Boltzmann auch jenen Lesern hohen geistigen Genuß, welche außerhalb des Kreises seiner Fachgenossen stehen. Die wiederholten Darlegungen seiner Ansichten, zu denen er bei verschiedenen Gelegenheiten veranlaßt wurde, weiß er stets in eine andere, jederzeit originelle und zutreffende Form zu kleiden, so daß sich der Leser immer wieder daran erfreut.

A. v. Obermayer.

J. S. Machar: „Magdalena." Ein Roman in Versen. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen von Zdenko Fux-Jelensky. 1906. Wiener Verlag.

„Magdalena." Roman in Versen von J. S. Machar, Autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen von Dr. Emerich Falk. Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand. 1905. Mit einem Porträt des Dichters.

Eine erfreuliche und betrübende Tatsache zugleich. Zehn Jahre nach Erscheinen des Originals erfolgt die Herausgabe zweier Übertragungen ins Deutsche an demselben Orte und zu gleicher Zeit. Diese Aufmerksamkeit mag vom allgemein literarischen Standpunkt bemerkenswert, sie mag für den Dichter schmeichelhaft und ehrenhaft sein, aber die Doppelübersetzung dieses satirischen, kleinbürgerlichen und kleinstädtischen böhmischen Epos hat auch ihre Schattenseiten.

Die eine, daß man den böhmischen Dichter der deutschen Öffentlichkeit mit einem Opus vorführt, in welchem die Schilderung der häuslichen und heimischen gesellschaftlichen und politischen Zustände und Strömungen einen — absichtlich — breiten Raum einnimmt, eine Schilderung, die einerseits dem fremden und fernen Publikum zu subtil erscheinen dürfte und anderseits viel von ihrer Aktualität eingebüßt hat. Das öffentliche Leben in den böhmischen Gebieten weist heute viele neue Farben, Triebfedern und Interessengruppen gegenüber jenen auf, welche den internen Kämpfen im böhmischen Volke ihr Gepräge verliehen haben in jener Periode, in welcher sich die Vorgänge der Macharschen Dichtung abspielen, in den Achtzigerjahren, in denen politische Parteien einander in der Repräsentanz des Volkes ablösten und in denen neue literarische Richtungen mit den alten um Geltung und Sieg rangen. Zweifellos ist „Magdalena" in dieser Hinsicht eine Tendenz- und Kampfschrift. Aber ich glaube Machar nicht falsch zu beurteilen, wenn ich sage, daß er sich mit der Funktion eines Anklägers pro foro interno bescheiden wollte und daß er nicht bloß jeder Absicht, sondern jeder Hoffnung bar und ledig war, jemals seinen Roman „Magdalena" in eine andere Sprache übersetzt zu sehen. Man will bessern, aber nicht dem Gespötte Fernstehender aussetzen. Die Gefahr der Schadenfreude dieser Unbeteiligten liegt jedoch sehr nahe. Auch noch eine zweite. Es kann einem Deutschen nicht zugemutet werden, eine zweifache Subtraktion bei der Lektüre vorzunehmen. Das eine Mal in der Richtung, daß er auf das richtige Maß reduziert, was über dieses hinausreicht, das heißt, daß er unterscheide zwischen Dichtung und Wahrheit, das andere Mal, daß er sich die Zeit der Handlung um zwei Dezennien zurücktransponiere. Das ist eben das Mißliche und Bedenkliche an einem derartigen Zeitbilde, wie „Magdalena" sein soll und ist, daß darunter nicht, wie im Anschlusse an das Personenverzeichnis eines Dramas, vermerkt wird: Zeit der Handlung 1885. Der deutsche Leser aus dem Jahre 1905 hat dann über das Milieu und die ganze Atmosphäre eine unrichtige Vorstellung. Selbst der beste Kommentar vermag dann keine Korrektur oder Remedur zu schaffen.

Das zweite Moment der zwiefachen Verdeutschung eines böhmischen, in der Form sehr schwierigen, in der Sache den Charakter des spezifischen und eigengearteten Nationalen tragenden Poems berührt das Verhältnis der beiden, das Königreich Böhmen bewohnenden Nationen. Einen ganzen Roman in knappen, achtsilbigen trochäischen Versen, die wohl dem auf der ersten Wortsilbe ruhenden Akzent im Böhmischen, keineswegs jedoch der mehr jambischen Betonung im Deutschen entsprechen, aus einer Sprache, der das abruptum genus dicendi im Hauptwort, namentlich jedoch im Zeitwort mit dessen iterativen Bildungen und dessen wunderbarer Zusammensetzbarkeit gegeben ist, in eine Sprache, in welcher die Wortfolge keine freie ist, in der das Hauptwort selten ohne Artikel und ein Zeitwort oft aus vier Worten besteht, zu übertragen, erfordert eine immense Geduld, Arbeit und Sprachkenntnis, die nur derjenige ermessen und bewerten kann, der selbst am Werke gewesen. Diese Beschwerden wachsen, nicht bloß arithmetisch, bei einem Roman von vielen hundert Versen mit eingestreuten, zumeist zweisilbigen böhmischen Namen. Beide Übersetzer sind mit Lust und Eifer, aber mit ungleichem Können an die Arbeit gegangen. Unstreitig ist die Fuxsche Übertragung die bessere. Nicht bloß weil sie vollständiger, sondern auch weil sie vollkommener, glatter, fließender und dem Geiste des Originals gerechter ist. Indem ich dies in uneingeschränktem Maße und gerne anerkenne, habe ich wohl das Recht, zu sagen, es wäre besser, das Vorwort zu dieser Übersetzung, in welchem uns über Machars Leben und Dichten erzählt wird, wäre unterblieben. Machar soll durch sein Werk, nicht dadurch empfohlen werden, daß man ihm seinen Anfangsgehalt bei der Bodenkreditanstalt nachrechnet und ihn als einen von den böhmischen „Parnassisten" Verfolgten hinstellt. Die materiellen Verhältnisse des Autors gehen das deutsche Lesepublikum ebensowenig an, wie seine Konflikte literarischer Natur, die übrigens der Vergangenheit angehören und keineswegs so schroff geartet waren, als man nach der Darstellung des Herrn Fux annehmen müßte.

Die Fabel des Macharschen Romanes ist eine sehr einfache. Vor einem Dezennium mochte sie gewagt erscheinen. Heute stößt sich niemand daran. Ein Privatier führt ein Mädchen aus

dem Freudenhaus in sein Haus und dann auf seinen Landsitz. Dort lernt die Korrigende einen kritisch-pessimistisch veranlagten Raisonneur kennen und lieben, der dem Tode geweiht ist. Ihr Retter hat sich einem anderen weiblichen Wesen gewidmet, das ihn vollauf in Anspruch nimmt: der Politik, der agitierenden Politik oder der politisierenden Agitation. Sein Attentat auf ihre Weiblichkeit weist sie zurück und flieht das Asyl. Der Wille zum Leben siegt über ihren Entschluß, sich ins Wasser zu stürzen. Sie kehrt ins Haus zurück, wo Liebe verkäuflich ist. Ich gehe der Untersuchung aus dem Wege, ob und inwieweit Augier mit seinem auf dem Thema „Der Sumpf zieht wieder diejenigen an, die herausgezogen worden sind", aufgebauten Drama und Dostojevsky mit seiner herrlichen Sonja im Roman „Verbrechen und Strafe" auf Machars Invention eingewirkt haben. Sie bleibt selbständig genug, auch wenn man beide Fragen absolut bejaht. Das Sujet des Romanes ist übrigens nur die Umrahmung und Einfassung des eigentlichen Kernes und Zweckes der Dichtung: des detaillierten Bildes kleinstädtischer Fluktuationen, das freilich anschaulich, anziehend und in lebhaften Farben gearbeitet ist.

Von den beiden Übersetzungen ist eine jedenfalls zu viel. Die technische und geistige Arbeit, die auf sie verwendet worden ist, und der Platz auf dem deutschen Büchermarkte, den sie einnimmt, offen gesagt: wegnimmt, hätten einem anderen guten böhmischen Werke zu gute kommen können. Bleibt ja, trotzdem die intensive Übersetzungstätigkeit ins Deutsche während der letzten Jahrzehnte ins Enorme angewachsen ist, sehr viel, gerade in bezug auf die nichtdeutschen Sprachen in Österreich, noch nachzuholen. Wohl ist nicht zu leugnen, daß die innerpolitische Misere und der nationale Antagonismus vieles retardiert, vieles gehindert haben. Allein sowie in der Kunst die frühere Voreingenommenheit einer gerechteren Beurteilung und vorurteilslosen Würdigung Platz gemacht haben und sowie böhmische bildende Künstler, speziell in Wien, erkannt und anerkannt worden sind, so wird es wohl, das hoffe ich, auch mit den Leistungen auf dem Gebiete der Literatur und Wissenschaft der Fall sein. Jos. Penížek.

„Bucklige Welt." Skizzen von Fritz Stüber-Gunther.

Der Verfasser dieser kleinen Stückchen „zum Weinen und Lachen" steht den Meistern der Wiener Skizze Chiavacci und Pötzl nicht nach. Seine starke Seite besteht in grundgemütlicher Bonhomie. Die Skizzchen seiner Feder sind so rund, vergnügt, lächelnd, lebensklug wie der Verfasser selbst. Einmal erzählte er in so einer ungeschminkten, aber scharf gesehenen Geschichte von der Wirkung seines Habitus; wie ihm sein ausgesprochen „geistliches" Aussehen, das in frommen Dörfern Schulkinder und alte Weiber zum Handkuß lockt, ein Schloß Zutritt verschaffte. Darin steckt eine gute Selbstcharakteristik. Sein rundlicher Humor, sein glatter Witz, verschaffen ihm auch Zutritt bei einem weiten Leserkreis. —lz—

Kleine Mitteilungen.

Triests Aufschwung. Endlich beginnt auch Triest, sich des einträglichen Auswanderergeschäftes zu bemächtigen, das seinem Hafenleben Aufschwung und Gedeihen bringen muß. Die Regierung hat die der Auswanderung über Triest gesetzten Schranken schon aus dem Grunde fallen gelassen, um nicht länger zuzusehen, wie fremde Hafenplätze und ausländische Eisenbahnen aus der unaufhaltsamen österreichischen Emigration große pekuniäre Vorteile ziehen. Hamburger und Bremer Schiffe transportierten seit Jahren die Masse der Auswanderer der diesseitigen Reichshälfte, welche den amerikanischen statistischen Ziffern nach in den letzten Jahren alljährlich hunderttausende Köpfe ausmachte. Da die Hamburg—Amerika-Linie und der „Norddeutsche Lloyd" vor einigen Jahren je eine neue direkte Dampferlinie von italienischen Häfen nach Amerika in den Verkehr stellten, so sah sich die englische Cunard-Linie veranlaßt, dem Schiffahrtstrust der deutschen Mittelmeerrouten die Spitze zu bieten. Die Cunard-Linie fand bei der ungarischen Regierung ein williges Entgegenkommen, da man sich ein Emporblühen Fiumes durch die Einstellung einer Auswandererlinie versprach. Die Fiumaner Schiffahrtsgesellschaft „Adria" wurde mit der Repräsentation der englischen Schiffahrtslinie für Ungarn betraut und wußte es durch zielbewußtes Vorgehen zu erreichen, daß der ungarisch-amerikanische Auswandererverkehr über Fiume von seinem Anbeginne an sehr erfolgreich war.

Triest sah sich durch die neue Fiume—New York-Linie in seinem Emporblühen gefährdet. Man fürchtete außerdem, fremde Schiffahrtsreeder würden den Emigrantenverkehr wie in Ungarn an sich ziehen, sobald die österreichische Regierung die erwarteten Erleichterungen für den direkten Auswandererverkehr zuließe. Diesen Umstand faßten die Triester Reeder Fratelli Cosulich im Vereine mit der Speditionsfirma Schenker & Co. ins Auge. Ohne längere Vorbereitungen organisierten sie im Juni 1904 die heute mit 16 Millionen Kronen kapitalisierte „Austro-Americana" als eine Konkurrenzlinie von Triest nach Amerika. Mehrere der größeren

„Karat"-Frachtdampfer, die vorher regelmäßig zwischen Triest und Amerika verkehrten und deren Repräsentant die Firma Cosulich in Triest war, wurden für den neuen Schiffahrtsdienst erworben und zu Emigrantenschiffen umgestaltet, damit sie den Auswandererdienst zwischen Triest und New York aufnehmen konnten. Anfangs, bis zur Regelung der Auswandererfrage von Seite der österreichischen Regierung, mußten zumeist Passagiere in Palermo, Messina und Neapel aufgenommen werden und erst später konnte man auch von Triest den Emigrantenverkehr einleiten. Schon die ersten Schiffe fuhren voll ab und brachten Auswanderer aus Österreich-Ungarn und den Balkanländern, wie auch aus dem südlichen Rußland nach Amerika. Die Südbahnlinie und die unter heimischer Flagge fahrenden „Austro-Americana"-Dampfer ziehen daher jetzt wenigstens zum Teil aus dem nun über Triest geleiteten Auswandererverkehr materielle Vorteile, während früher die Auswanderer nur mit fremden Eisenbahnen und ausländischen Schiffen die Reise nach Amerika unternahmen. In Triest werden die Auswanderer in dem zu einem Emigrantenhotel adaptierten und von der „Austro-Americana" erworbenen Seehospiz bis zur Einschiffung einlogiert und verpflegt.

Der Zustrom, den die „Austro-Americana" hatte und der dem Triester Hafen neues Leben brachte, zog alsbald die Notwendigkeit der Konstruktion oder Erwerbung neuer Schiffe für den Emigrantenverkehr nach sich. Die „Austro-Americana" gab infolgedessen vorerst zwei große Schiffe in Bestellung, und zwar die „Francesca", die in den Schiffswerften Glasgows zur Ausführung kam, während die „Sofia Hohenberg" in dem Arsenal des „Österreichischen Lloyd" ausgeführt wurde. Es sind dies Schwesterschiffe, jedes von 6500 *t* Tragfähigkeit, die eine Fahrgeschwindigkeit von 14 Knoten pro Stunde zulassen, so daß die über 5000 Seemeilen lange Fahrt von Triest nach New York in 14 Tagen gemacht wird. Die „Francesca" ist bereits vor einem halben Jahr in den Verkehr gestellt worden. Sie wurde in Neapel auf die Vorschriften für italienischen Auswandererverkehr behördlich geprüft und der Befund lautete dahin, daß dieses Schiff zurzeit als das am besten eingerichtete Emigrantenschiff im Mittelmeere angesehen werden kann. Ein gleiches Urteil verdient wohl auch die „Sofia Hohenberg". Dafür bürgen die elegante Ausstattung und die perfekten Einrichtungen, mit welchen dieses Schiff vom „Lloyd" versehen wurde. Es war ein Ereignis nicht gewöhnlicher Art, welches der Stapellauf des ersten auf heimatlicher Werfte erbauten Emigrantendampfers für Triest darbot, und die kürzlich gezeigte Leistungsfähigkeit des Schiffes hat allgemein befriedigt.

Es ist zu hoffen, daß für den österreichisch-amerikanischen Transport in rascher Folge weitere Dampferbestellungen gemacht werden können, damit unsere heimatlichen Schiffswerften dauernde Beschäftigung finden. Im Lloyd-Arsenal sind 2000 Arbeiter beschäftigt, die jährlich einen Aufwand von 2,600.000 Kronen an Arbeitslöhnen erfordern; in den Jahren 1892 bis 1904 wurden heimische Materialien im Werte von 53,000.000 Kronen verwendet. Das „Stabilimento Tecnico" zählt 4500 Arbeiter. Es hat bis Ende des Jahres 1903 344 große Seeschiffe auf seinen Werften konstruiert. Darunter befinden sich Schiffe, die bis zwanzig Knoten pro Stunde laufen und 15.000 H. P. aufweisen; sie wurden nicht nur für den österreichisch-ungarischen Bedarf, sondern auch für russische, chinesische und andere fremde Regierungen und für private Reeder gebaut.

Der Zeitpunkt liegt nicht ferne, in dem die vom Staate gebaute Tauernbahn vollendet sein wird, wodurch dann für Triest die Möglichkeit vorliegt, den größeren Ansprüchen eines aufblühenden Handelsverkehrs rasch und leicht zu begegnen, zumal auch die Erweiterung und Sicherung der Hafenanlage bald beendet sein wird. Dann wird auch den Absichten Italiens, die Schiffahrt in der Adria an Venedig zu reißen, durch Triest ein kaum zu schlagender Gegner erwachsen. E. S. F.

Ein Ersatz für Stichwahlen. Einen sehr beachtenswerten Vorschlag, die heute bei Einerwahlen übliche Stichwahl durch einen besseren Vorgang zu ersetzen, macht Dr. A. Tecklenburg, Gerichtsassessor in Wiesbaden, in der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft". Er zeigt treffend, daß das Problem, eine solche Verringerung der Kandidaten herbeizuführen, daß einer, und zwar derjenige notwendig die absolute Majorität erlangt, der die größte Summe an Sympathien bei den Wählern hat, durch das Stichwahlsystem nicht gelöst wird. Hat nämlich von den in die Stichwahl kommenden Kandidaten einer oder beide im ersten Wahlgang nicht wenigstens ein Drittel aller Stimmen erhalten, so ist es möglich, daß die Summe aller nicht zur Wirksamkeit gekommenen Stimmen größer ist, als die auf den einen, ja, als die auf jeden der beiden Stichwahlkandidaten entfallene Stimmsumme. Zum Beispiel: Es entfielen bei 1000 gültigen Stimmen auf A und B je 240, auf C und D je 200, auf E 120 Stimmen, so kämen A und B in die Stichwahl. Eine Koalition der Wähler von C und D und E bei einem neuen Wahlgang hätte aber zur Folge, daß ihr Kandidat die meisten Sympathien auf sich vereinigen würde. Im Anschluß an das schon bestehende

System für die Wahlen in den Landgemeinden einiger Schweizer Kantone (Uri, Glarus ꝛc.) und mit Berücksichtigung der Ausführungen Thomas Hares (The election of representatives, 4. Aufl., 1873, S. 189 f.) kommt Tecklenburg zum Vorschlag der folgenden Eventualstimmgebung bei Einerwahlen: Jeder Wähler kann mehrere Kandidaten auf seinem Wahlzettel bezeichnen. Die Stimme jedes Wählers gilt in erster Linie für den zu oberst auf dem Wahlzettel Genannten; falls aber dieser nicht gewählt wird, für den Zweitgenannten und so fort. Die Ermittlung des Wahlresultates geschieht nun in folgender Weise: Zuerst werden allein die auf jedem Stimmzettel in erster Linie abgegebenen Stimmen berücksichtigt; hat durch diese jedoch kein Kandidat die absolute Majorität erreicht, so kommt derjenige Kandidat in Fortfall, der die wenigsten Primärstimmen erhalten hat, und auf den Stimmzetteln, auf denen er in erster Linie genannt war, treten die Sekundärstimmen in Wirkung. Hat nun auch nach Hinzurechnung der Sekundärstimmen noch keiner der Kandidaten die absolute Mehrheit erlangt, so wird der nunmehr am niedrigsten stehende Kandidat fortgelassen und es treten an Stelle der auf ihn gefallenen Primärstimmen die Sekundärstimmen und an Stelle auf ihn gefallener Sekundärstimmen die Tertiärstimmen in Wirksamkeit. In entsprechender Weise wird fortgefahren, bis ein Kandidat die absolute Stimmenmehrheit erlangt hat. Würden also in unserem obigen Beispiel die Wähler für D und E durchwegs den C an zweiter Stelle genannt haben, so würde bei der zweiten Zählung das Resultat A und B je 240, C 320, D 200, bei der dritten aber A und B je 240, C 520 lauten und C erschiene demnach als gewählt. Ein anderes Beispiel: Von 1000 Stimmen entfallen auf A 450; auf B 300, auf C 250; alle Wähler für C geben ihre Sekundärstimme dem A, indem sie ihn auf ihren Wahlzetteln an zweiter Stelle nennen. Schon bei der zweiten Zählung erscheint dann A als gewählt und ein spezieller neuer Wahlgang ist überflüssig. Der Vorschlag Tecklenburgs hat also zwar in erster Linie eine Vereinfachung und Verbilligung der Wahl – da die Stichwahl wegfällt – zum Zweck, erlaubt aber, wie im ersten Beispiel gezeigt, auch eine gerechtere Durchführung der Wahlen überhaupt.

– nk –

Feuilleton.

„Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804—1813." *

In Sommerlieblichkeit, an einem rosen- und bergumstandenen, schwalbenumflogenen See lese ich das Buch. Mit jeder Seite, die ich umblättere, hebe ich einen der zarten Schleier auf, die hundert Jahre über die Welt gebreitet haben. Und bald bin ich mitten in deiner Welt, du liebliche Philippine von Griesheim.

Ahnungslos hat eine kleine Hand ein Kunstwerk aufgebaut, Leben und Leiden ist zu einem Buch geworden, zu einem Bild aus großer Zeit, zu einem Monument sturmbewegter Tage. Aber das Leben und Leiden siegt. Mitten in meiner sommerfunkelnden Landschaft steht eines Lebens goldner Baum. Ich sehe die Familie aus dem thüringischen Uradel, ritterliche und schöne Männer und liebenswürdige Frauen voll unbewußter Kultur. Und ein junges Mädchen von holdseligem Zauber. Es war die Zeit „vor dem Sturm", wie in Fontanes Zeitroman. Die Epoche der großen Freundschaften blüht auch in einer Mädchenfreundschaft, in einem durch neun Jahre ununterbrochenen Kranz von Briefen. Entzückend ist die reine Tonart der ersten Episteln dieser kleinen, aristokratischen Halberstädterin, die voll kindlicher Freude ihren ersten Ball bei Hofmarschall von Münchhausen mitmacht, die von Ecossaise, Monemasque und Sauvage plaudert, auf den Braunschweiger Festlichkeiten glückselige Stunden verlebt, bis das Walzertempo ihrer Briefe durch das erste unheimliche Signal des Kriegs gehemmt wird. Die reine Mädchenseele hält ihm ihre Waffen entgegen: Mut, Hilfsbereitschaft, Vaterlandsliebe, Tugenden, die ihr so selbstverständlich sind wie den Männern, wenn sie sie auch ins Weibliche übersetzt und, wie sie später einmal sagt, ihre Hände nicht zum Kampfe, sondern zur Hilfe der leidenden Kriegshelden gebrauchen will.

In ruhigeren Tagen erzählt sie ihrer Charlotte von Münchhausen von ihren Freunden und Bekannten, nennt adelige Namen, die in Friedenszeit eine Vision von alten Schlössern an kiefernumrahmten, norddeutschen Seen geben, die aber in jenen Jahren wie Waffenklang waren – und nennt endlich, in einem Brief von 1808, den Namen Wedell.

An hundert Jahre sind über die Geschichte zweier Herzen hingegangen. Wir sehen sie abgeschlossen vor uns, wir sehen Anfang und Ende; eine Geschichte, mit Blut und Tränen

* Herausgegeben von Edith Freiin v. Cramm. Egon Fleischel & Co. Berlin, 1905.

geschrieben. Aber das Leben und Leiden siegt. Ich denke an die Worte Ellen Keys von jenen, denen die Leiden der andern die Wirklichkeit des Lebens sind. Es sind ihrer viele. Und allen diesen wird sich das stille Bild des Brautpaares zurückverwandeln in atmendes Leben. Zwei morgenfrische, reine Menschen, die einander fast auf den ersten Blick lieben, mit jener Liebe, die gegenseitig veredelt; die einander unbewußt entgegengehen, auf gleichen Wegen, mit den gleichen Vorzügen geschmückt, mit Diamanten der Klugheit, der Talente, den Perlen der Güte und den rosenfarbenen Rubinen einer ersten Liebe. Sie ähneln einander auch in den Gesichtszügen; der schöne Offizier hatte wohl manchen Zug von seiner Mutter geerbt, der Philippine, ihre Nichte, auffallend glich. So waren sie verwandt und wahlverwandt. Nicht eine falsche Linie stört den vollendeten Stil dieser beiden vornehmen Gestalten, des Edelmannes und des Edelfräuleins, dieser Gestalten einer Zeit, die in großen Seelen alle Tugenden aufrief, wie ein König seine Krieger.

Albert v. Wedell trat in das Schillsche Korps. Auch sein Leben war, wie das des Bräutigams der Toni Adamberger, gerade „mit allen schönen Kränzen geschmückt". Auch ihm leuchteten „alle Sterne seines Glücks in schöner Milde", wie der ebenso todesmutige Körner an seinen Vater schrieb.

Der spartanische Geist, der die Frauen ihre goldnen Haare opfern und ihre goldnen Ringe für eiserne eintauschen ließ, lebte auch in Philippine. Sie verkauft selbst ihre venetianische Kette, um Albert, dem Kriegsgefangenen, anonym eine Geldsumme zur Erleichterung seiner Gefangenschaft schicken zu können; eine goldne Kette, die sicher oft ihr kindliches Gemüt erfreut hatte, wie das einer andern jungen, norddeutschen, aristokratischen Briefschreiberin von 1808, die ihrem Vater, Wilhelm von Humboldt, von Rom ein kleines, italienisches Briefchen schrieb: »Vi ringrazio delle catene . . .«

Unter den elf Schillschen Offizieren, die am 16. September 1809 vor den Toren von Wesel erschossen wurden, befand sich Albert von Wedell und sein Bruder Karl. Nicht mit dichterischem Schmuck der Worte, wie der verwundete Lützower Jäger, der in sein Taschenbuch schrieb: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben" — konnten sie von der Welt Abschied nehmen. In schlichten, unendlich rührenden Worten (er mußte den Brief offen senden) bittet Albert einen Freund, Philippine ihren Ring zurückzugeben. Seine Ahnung hatte sich erfüllt, er sah sie nicht wieder. Als der letzte der Elf (die erste Salve hatte ihm nur den Arm zerschmettert), mutig und gefaßt starb Albert von Wedell, aus Braunsfort in Pommern, 19 Jahre alt. — Der schwarze Schatten dieses Todes fiel auf das Leben seiner Braut. Mit weichen Händen, voll Ehrfurcht, möchte man die Blätter anfassen, auf denen sie von ihrem Schmerz erzählt. Zu fromm, um ihr Dasein selbst zu beenden, schleppt sie sich durch dumpfe Tage und Jahre. Die Briefe, die sie noch durch vier Jahre an die Freundin richtet, sind erfüllt von Kriegsbildern; in ihren Sommern blühen Schwertlilien und ihre Rosen sind wie Wunden. Und während des furchtbaren Winterfeldzugs sitzen die beiden Freundinnen angstvoll daheim — und sehen in Gedanken die endlosen Schneeflächen, die eisige Beresina, Moskau, das wie eine brennende Blume auf dem Schnee liegt; und jede weiß ihren Bruder dort draußen.

Nur einmal, im letzten Brief an die Freundin, schreibt Philippine freudiger. Sie teilt ihr das große Ereignis mit, dessen Schauer jetzt noch den umwehen, der in stillen Abendstunden durch die Leipziger Ebene geht.

Pierre Loti erzählt einmal, wie ihm in Galiläa durch die in Stein gegrabenen Linien eines Spieles, das römische Kriegsknechte zur Zeit Christi spielten, die ganze Passionsgeschichte greifbar lebendig wurde. — Wir haben alle oft und oft von jenen Tagen gelesen, wo der Sturm zum Orkan wurde, wo die große Schlachtenmelodie in einen gewaltigen Akkord ausklang. — Wie lebendig machen den Tag von Leipzig die Linien des Mädchenbriefes; Philippine schildert, wie in eine trauliche Herbstabendplauderei bei Tee und Kaminfeuer ein Offizier mit der großen Nachricht hereinstürzt. Und in der unmittelbaren Mitteilung an die Freundin wird sie sich schon des historischen Momentes bewußt: „Die Achse der Weltgeschichte hat sich durch diese große Völkerschlacht gedreht." —

Hier enden die Briefe. Was wir sonst noch über die Schreiberin, die sich nach langem Zögern und inneren Kämpfen vermählt hatte und hochbetagt zu Braunschweig, wo sie mit militärischen Ehren bestattet wurde, gestorben war, und über Albert von Wedell, den Unvergessenen, sowie viele andere in den Briefen erwähnte Personen und Ereignisse erfahren, ist in reichen Notizen, Aufzeichnungen und Berichten gruppiert. Die Herausgeberin hat durch ihre Mitteilungen das Bild aus großer Zeit wundervoll ergänzt. — Und etwas so Sommerwolkenzartes wie der kurze Glückstraum der zwei jungen, edlen Menschen ist festgehalten und wird mit seinem Hauch, wie der Wind an Äolsharfen, an viele Herzen schlagen.

Hedda Sauer.

Von der Woche.

4. Februar. Der Kaiser erklärt dem Grafen Julius Andrassy, die ihm überbrachten Vorschläge der vereinigten ungarischen Parteien nicht annehmen zu können.

5. 373. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Nach Beendigung der Generaldebatte über das Pensionsgesetz für Privatbeamte wird die Spezialdebatte begonnen. — Das Exekutivkomitee der ungarischen Koalition beschließt die Veröffentlichung der Akten über die Vermittlungsaktion des Grafen Andrassy. — Der österreichisch-ungarische Gesandte überreicht der serbischen Regierung eine Note, in welcher gegen die von der serbischen Regierung ergriffenen Repressalien bezüglich der Einfuhr von österreichischen und ungarischen Provenienzen protestiert und die sofortige Einstellung dieser Repressalien gefordert wird.

6. Der Preßausschuß erledigt den Preßgesetzentwurf en bloc. — 374. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Spezialdebatte über das Pensionsgesetz. — Im Koliner Städtewahlbezirk wird der radikale Staatsrechtler Dr. Anton Sobotka mit 1697 gegen 1105 jungtschechische Stimmen in den Reichsrat gewählt. — Die deutschböhmischen Reichstagsabgeordneten erklären dem Ministerpräsidenten, daß sie einer Veränderung des Zahlenverhältnisses der Mandate zu ungunsten der Deutschen bei der Wahlreform den energischesten Widerstand entgegensetzen werden. — Anton Menger (geb. 1841) in Rom †.

7. 375. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Gesetzentwurf, betreffend die Pensionsversicherung der Privatbeamten wird in zweiter Lesung angenommen. — Österreichischer Staatsbeamtentag in Wien. Die Resolution fordert unter anderm das Zeitavancement. — Der dänische Grönlandforscher Dr. Mylius Erichsen hält in der Geographischen Gesellschaft in Wien einen Vortrag über die Ergebnisse seiner letzten Forschungsreisen und über die Ziele seiner nächsten Expedition.

8. In der Sitzung des Wehrausschusses betont der Landesverteidigungsminister die Notwendigkeit der Gemeinsamkeit der Armee und erklärt, daß die Reform des Militärstrafprozesses bereits fertiggestellt sei. — 376. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Pensionsversicherungsgesetz wird in dritter Lesung angenommen. — Der Bericht des landwirtschaftlichen Ausschusses, betreffend den Schutz und die Förderung des heimischen Hopfenbaues (2333. Beil. d. St. Pr.), wird angenommen.

9. 377. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die zu Zwecken des galizischen Landesgesetzes über die Errichtung von Rentengütern gewährten staatlichen Begünstigungen (2435. Beil.), sowie jener über den Scheck (2398.) werden angenommen. — Der Erzbischof von Wien erläßt einen Aufruf gegen die Eherechtsbewegung.

10. Plenarversammlung der Permanenzkommission für die Handelswerte. — Erste Aufführung von Georg Hirschfelds Lustspiel „Spätfrühling“ im Wiener Burgtheater. — Vertagung des kroatischen Landtages.

*

Zur ungarischen Krise. Der leitende Ausschuß der ungarischen Koalition hat die Dokumente über die Intervention des Grafen Andrassy veröffentlicht. Er glaubte sich dadurch zu rechtfertigen, tatsächlich hat er aber nur seinen verderblichen Eigensinn, seine völlige Unfähigkeit, die wirklichen Interessen des Landes, der Nation und der Monarchie wahrzunehmen, bewiesen. Daß der Monarch die ihm vom Grafen Andrassy überbrachten Propositionen nicht annehmen konnte, ist einleuchtend. Ganz abgesehen, daß sie geradezu eine Nullifizierung der Rechte der Krone enthielten, hätte ihre Durchführung den Anfang des Zerfalles der Monarchie bedeutet. Die Lage ist ernst; die schweren wirtschaftlichen und politischen Schädigungen, die die ungarische Krise den Ländern der Stephanskrone und in ihrer Rückwirkung auch Österreich zufügt, treten täglich mehr zur Erscheinung. Auch die Führer der ungarischen Parteien können sich der Erkenntnis, daß ihre Haltung das Land ins Unglück zu stürzen droht, wohl kaum mehr entziehen. Daß der Monarch seinem Willen — und damit seiner Pflicht — treu bleibe, hat in Budapest einen tiefen Eindruck gemacht. Wenn die Anzeichen nicht trügen, so beginnen die einsichtigeren Politiker in den Reihen der Koalition einzusehen, daß man zu weit gegangen sei und daß sie ein verwegenes Spiel trieben, wenn sie auf ihrem Standpunkt verharren. Der Weg, den sie bisher gegangen, kann über kurz oder lang nur zu ihrem eigenen Verhängnis führen; sie irren, wenn sie glauben, daß wirklich die Bevölkerung hinter ihnen steht. Das ungarische Volk wird durch patriotische und freiheitliche Schlagworte leicht in Extase gebracht, daß es aber seine politische und wirtschaftliche Existenz der Ambition einiger weniger opfern wird, ist nicht anzunehmen. Mögen sie sich daher noch bei Zeiten besinnen, denn, schreckt man einmal vor der Gewalt nicht mehr zurück, so wird es ein kleines sein, ihren demagogischen Künsten ein Ende zu machen.

Der Mittel gibt es viele. Vor kurzem ist in Berlin eine Broschüre* erschienen, die ganz offen eines derselben darlegt: Man vereinige Dalmatien mit Kroatien und gliedere Bosnien und die Hercegovina an. Diese Koalition würde der ungarischen Koalition ein rasches Ende bereiten. Der Verfasser, dem man auch in den Details nicht überall beipflichten kann, hat seine Idee mit Geschick und großer Überzeugungskraft verteidigt. Nur der Titel ist irreführend, denn Reisner sagt selbst, daß es sich hier gar nicht um einen Staatsstreich handeln würde. Es liegt uns ferne, dieses Mittel zu empfehlen, zumal seine Benützung der Anfang zur Föderalisierung Österreich-Ungarns und das Ende des Einheitsgedankens wäre. Die Idee verdient aber Beachtung, denn sie zeigt, zu welchen Konsequenzen der Starrsinn einiger Magyaren führen und wie leicht aus den Reihen der andern Nationen des Landes der Rächer erstehen könnte. △

*

* „Ein Staatsstreich.“ Von Viktor von Reisner. Verlag für moderne Literatur. Berlin, 1906.

Anton Menger. Unserer Besten einer ist dahingegangen! Anton Menger ist in Rom, wo er, dem Frühling entgegenziehend, Besserung eines hartnäckigen Leidens suchte, gestorben. Die Rechtswissenschaft verliert in ihm einen verdienten Lehrer, die Staatsphilosophie einen führenden Meister. Aber nicht nur ein hervorragender Gelehrter, auch ein seltener Mensch hat mit ihm zu leben aufgehört. In Anton Menger vereinigten sich vorwiegend zwei Eigenschaften: der Idealismus des Menschenfreundes und der klare Verstand des praktischen Juristen; sie waren die treibenden Faktoren seines Lebens, seiner Arbeit. Er sah eine neue, schönere Weltordnung voraus und suchte ihre Rechtssätze vorweg darzulegen und die Erkenntnis des Rechtes führte ihn zu den fundamentalen Problemen der Sittenlehre. Ihr war seine letzte Arbeit gewidmet, aus der er zuerst in der „Österreichischen Rundschau" Teile veröffentlichte. Menger hatte alle Vorzüge des Gelehrten und nur in einem teilte er auch ihre typischen Fehler: er mied die Menschen, zu deren Wohl sein Geist rastlos tätig war. Weltentrückt lebte er nur der Wissenschaft, seiner Lehre und seinen Büchern. Keiner Partei dienend, jede ehrliche Meinung schätzend, ward auch er von allen, die ihn kannten, gleicherweise verehrt. Seine Schüler aber sahen mit seltener Liebe und Begeisterung zu ihm empor. Seine Gedanken werden weiterleben, seine Werke fortwirken. Der Stätte seiner Tätigkeit aber hat er ein sichtbares Denkmal seiner selbst hinterlassen: er testierte der Wiener Universität seine Bibliothek, diese einzig dastehende Sammlung, die künftig Wien zum Born für alle machen wird, die ernste literarische Studien über die Geschichte des Sozialismus anstellen wollen. Auch in dieser Tat zeigt sich der ganze Mann. Menger, wohl bewußt, daß man in Amerika seine Bibliothek mit Gold aufwiegen würde, wollte das Ergebnis großen Sammelfleißes und nicht geringer finanzieller Opfer der Wiener Universität erhalten, dauernd dafür sorgen, daß, was er mit unendlicher Mühe zusammengetragen, nicht wieder auseinanderfalle. Drei junge Gelehrte hat er zu Kuratoren für seine Stiftung bestellt, mögen sie das wertvolle Erbe nicht nur erhalten sondern auch mehren. —nk—

*

Burgtheater. (Samstag den 10. Februar: „Spätfrühling", Lustspiel in drei Akten, von Georg Hirschfeld. Buchausgabe: Stuttgart und Berlin, Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1906.)

Ein Maler hat seine Frau, die alle Träume seiner Kunst mit ihm erschaffen und erlebt hat, aber von mütterlicher Seite mit lähmender Schwermut belastet ist, und sein dreijähriges Kind verlassen. Sechs Jahre später muß sich die Frau in einem Sanatorium einer gefährlichen Operation unterziehen. Während der Rekonvaleszenz erwacht in ihr stärker die Lebenslust, und sie schreibt ihrem Mann, den sie nie aufgehört hat, zu lieben. Er hat inzwischen üble Erfahrungen mit den Weibern gemacht und ist äußerlich und innerlich heruntergekommen. Er folgt also der Einladung sofort und findet ein gesundes Weib wieder, das nach Lust und Leichtigkeit trachtet und von der Schwere, ihrer eigentlichen Krankheit, genesen ist. Die ererbte Melancholie ist glücklich verschwunden; aber zwischen den beiden steht nun ein anderer Dämon: der Alkohol, dem der Ausreißer ganz verfallen ist. Während sie von Glück und Freude, von Lieben und Glauben redet, redet er vom Bozener Terlaner und vom Magdalener Dreiundneunziger — er hat sich nicht dem stillen, sondern dem lauten Suff ergeben! Er möchte auch sie zum Bozener Terlaner bekehren; aber „sie braucht's nicht, denn sie hat etwas davon, sie hat ihn" (den Terlaner nähmlich!?) — er aber braucht ihn, er glaubt ihn nicht entbehren zu können, auf die Dauer wenigstens nicht. Sie aber stellt ihm vor, ob das nicht alles Wahn sei? Er möge sich selbst danach fragen, ob es nicht gehe? Er möge sich fragen, wenn er allein sei; er möge versuchen, allein zu sein! Die Gatten werden einig, daß sie Bedenkzeit brauchen, daß sie es „überschlafen" müssen. Der erfahrene Trinker meint zwar, daß in einer Nacht so etwas nicht werden könne; aber die Frau weiß es besser, sie sagt frei und groß: „Wenn's etwas *ist*, sind tausend Nächte wie eine." Und das Wunder geschieht wirklich über Nacht. Als sich der Potator am nächsten Morgen dem behandelnden Arzt vorstellt, braucht ihm dieser nur mehr ein Rezept zu schreiben, und alle Zweifel an der Heilung sind behoben. Zwischen der Zeit „Vor Sonnenaufgang" und dem „Spätherbst" liegt eine ganze Welt. Damals hat man die Trunksucht bis ins dritte und vierte Glied verfolgt; heute nimmt man die Sache leichter und heilt Trunksucht und ererbte Schwermut im Handumdrehen. Die moderne Dichtung hat sehr viel mildere Saiten aufzuziehen gelernt.

Der Dichter hat freilich noch einen anderen Hebel in Bewegung gesetzt, um den Trinker zur Pflicht zurückzurufen und seine künftige Besserung glaubhaft erscheinen zu lassen: nämlich das Kind. Brüchige Ehen durch die Kinder wieder einzurenken, ist zwar ein alter und seit Kotzebue oft mißbrauchter Trick. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß Hirschfeld ihm eine neue Seite abgewonnen hat. Das Kind ist von der Mutter in Liebe und Verehrung zu dem treulosen Vater erzogen und führt ihn so wieder zu der Mutter zurück. Leider aber waltet über

dieser entscheidenden Szene kein glücklicher Stern; das neunjährige Trudchen redet so entsetzlich altklug und so absichtlich, daß die rechte Wirkung ausbleibt. Das Naive ist nicht unseres Dichters Sache, so gern er auch danach greift.

Um diesen ernsten Mittelpunkt soll sich nun das Lustspiel bewegen. Es besteht darin, daß der reife und struppige Professor, der der Gattin des Malers durch seine Operation das Leben gerettet hat, plötzlich Johannistriebe zu empfinden beginnt und sie zur Frau begehren will. Man kann nicht sagen, daß diese Figur dem Dichter besonders gelungen ist, trotzdem er sie, wie der Titel andeutet, als die Hauptfigur betrachtet hat. Sie ist weder ein scharf gezeichneter Charakter, noch geht eine besondere komische Kraft von ihr aus. Den großen Chirurgen und Kliniker wird diesem zappeligen Herrn, der sich nicht zu benehmen weiß, wenn er sich den Finger an der Türklinke gerissen hat, niemand anmerken; und vor seinem Sanatorium würde ich jeden Patienten gründlich warnen. Rekonvaleszenten gehen hier in der Abendluft spazieren; andre machen einen heidnischen Lärm. Und schlimmer noch steht es mit den Herren Doktoren und den Pflegerinnen. Zwei von den Assistenten sind bloße Streber, die der Herr Professor erst durchschaut, als sie ihm kündigen, um eine Konkurrenzanstalt aufzumachen; der dritte ist ein ehrlicher und tüchtiger Hitzkopf, der niemals ohne Geräusch kommen und gehen kann und sogar dem Besitzer des Sanatoriums auf die Nerven geht. Seine laute studentische Ausdrucksweise hat sich auch die Pflegerin Gunda angeeignet, mit der er sich streitend zusammenfindet und dann in einer Liebesszene durch den Garten jagt, die ein Seiten- und Gegenstück zu der im „Kollegen Krampton" bildet, aber hinter dieser an Wirkung weit zurückbleibt. Unter allen Figuren hat dieser Zappelfritz immer noch am meisten komisches Leben. Wenn er aber bei jedem Auftreten stolpert; oder einen Stuhl umwirft; oder den Schirm einer Dame aufhebt, um ihn gleich darauf zum zweitenmal umzuwerfen; oder wenn er gar im Eifer um die „Hand der Tochter", anstatt der „Nichte", anhält: so scheint mir hier die komische Wirkung doch mit gar zu billigen Mitteln bestritten zu sein. Solche Dinge haben die älteren Lustspieldichter weislich den Schauspielern überlassen dürfen, die, wenn man sie nur in das Zentrum eines komischen Charakters hineinzuversetzen weiß, für Hände und Füße, je nach dem Lokal und der Situation, hundert Mittel und Wege finden. Wie oft hat man ihnen nicht diese Mätzchen zum Vorwurf gemacht, die unsere jungen Dichter mit unfreiwilliger Komik zu Papier bringen, als ob sie nichts Gescheiteres zu sagen wüßten. Und über dem Stolpern und Türenzuschlagen vergessen sie dann, daß wir in einem Sanatorium sind und daß der Besitzer trotz seinen Johannistrieben als ein berühmter Heilkünstler dastehen soll. Hirschfeld mag wohl selbst gefühlt haben, daß das nicht zum Vorschein kommt; er hätte es sonst schwerlich nötig gefunden, seinen Helden durch eine Wohltat, die nicht auf Rechnung gesetzte Operation, zu heben, was recht absichtlich und altväterisch aussieht.

Das Burgtheater hat an das Stück einen großen Fleiß und seine besten Kräfte gewendet. Herr Thimig gab, was der Dichter gegeben hat; den großen Kliniker, der nicht da ist, konnte er auch nicht spielen. Schöne und ergreifende Töne fand Frau Hohenfels für die nach Lust und Leichtigkeit strebende Frau. Daß Herrn Reimers die verbummelten Genies gelingen, wußte man schon aus „Hedda Gabler". Frau Medelsky und Herr Treßler waren in Zank und in Liebe, leider auch in der Neigung zu grimassierendem Gesichterschneiden, ein gut zusammenstimmendes Paar. Die Episodenfiguren der Rekonvaleszenten kamen durch Fräulein Walbeck und die Herren Paulsen, Moser und Römpler, die Hausdame durch Frau Mitterwurzer, gut zur Geltung. Ein Erfolg ist trotzdem nicht zu verzeichnen. Schon der erste und der zweite Akt fanden nur auf den Galerien schwachen Beifall; nach dem dritten Akt blieb er auch oben aus. J. Minor.

Lustspieltheater. Drei Stücke Georges Courtelines, übersetzt von Siegfried Trebitsch, haben jetzt Glück. „Boubouroche" hatte zwar mit Balanthi im Raimund-Theater vor Jahren unvergleichlich stärker gewirkt, Maran aber erzwingt sich einen persönlichen Erfolg. Boubouroche, der tragisch lächerliche Held der Wohlbeleibtheit, der dahinvegetierenden animalischen Stumpfsinnigkeit, wütet, als er Adele mit ihrem Liebhaber findet, in wehmütig rührender Gewalttätigkeit, in einem Schmerze, der den Mann aufwühlt, an sich aber zum Auslachen ist. Der bis zur Würdelosigkeit gutmütige Boubouroche, das im Fett träg gewordene Temperament vergißt sich, wird plötzlich Mann und kämpft um sein Weibchen. Da hat nun Maran Töne, die den Typus Boubouroche in seiner Tragik enthüllen. Wie dieser dann rasch wieder zurückfällt, sich in die Fesseln seiner geriebenen Geliebten schlagen läßt, führt Maran mit grotesker Konsequenz, die das Urbild um so deutlicher erkennen läßt, durch. Die zwei Stückchen „Mimensiege" und „Der Stammgast" enthalten keine neuen Züge zur Charakteristik Courtelines; auch sie folgen seiner Methode: das Bizarre bis zur äußersten Konsequenz zu treiben, um die Narrheit um so deutlicher abzuheben von der Wahr-

heit. Die Herren Dümont, Lessen, Pallenberg, Strauß warm wirkungsvoll im Stile Courtelines.

—lz—

Bürgertheater. Ferdinand **Wittenbauer** ist auf dem besten Wege, der Mann der Saison zu werden. Nun hat sich zu dem großen Erfolg seines Professorenstückes ein fast gleich starker seines weit älteren Studentenstückes »Filia hospitalis« gesellt. Hätte er ein drittes Stück auf dem Lager, man könnte eine Wette eingehen, es würde sich eine dritte Wiener Bühne beeilen, seinen beiden Erfolgen auf der Bellaria und auf der Landstraße noch einen dritten zur Seite zu stellen. So geht's beim Theater. Man braucht nur einen einzigen wirklichen Erfolg, und sei's auch nur durch Zufall, errungen zu haben, dann ist man ein begehrter Mann, dann bringt man auch Stücke unter Dach und Fach, mit denen man früher umsonst hausieren gegangen wäre, dann wird man sogar gegen seinen eigenen Willen aufgeführt und mit unerwarteten Ehren überschüttet. Nun, Wittenbauer hat lange genug um Anerkennung zu ringen gehabt, und das Glück war ihm nicht hold, als er sich emsigen Fleißes voll um die Wiedererweckung der Romantik deutscher Vergangenheit mühte. Unbeachtet blieben seine lyrischen und epischen Versuche. Da stürzt sich der stille Träumer aus dem Dämmer entschwundener Zeiten in die Gegenwart und wirft derb und ein bißchen obenhin, aber mit einer überraschend sicheren Witterung für alles, was von der Bühne herab wirkt, eine brennende Frage aus dem Hochschulleben ins Publikum, und siehe: die Menge läuft ihm zu und demonstriert in einer Angelegenheit mit, für die sie anders wohl nicht leicht zu interessieren gewesen wäre. Und dieselbe Menge läßt sich auch »Filia hospitalis« sehr wohl gefallen und nimmt es dem Verfasser gar nicht krumm, daß ihm viele seiner Milieueffekte schon durch andere Studentenstücke vorweggenommen worden waren. Wittenbauer versteht sich eben auf's Theater, wie selten ein Anfänger. Er gibt auch hier, wie in seinem „Privatdozenten", dem Publikum, was des Publikums ist: vor allem eine romantisch-empfindsame Liebesgeschichte, verquickt mit einem modernen Problem; hier mit dem stets zeitgemäßen der Studentenmensur. Und so wenig geistige Unkosten ihre dramatische Gestaltung dem Verfasser bereitet haben mochte, so wenig geistige Anstrengung kostet es dem Zuschauer, ihm zu folgen. Es liegt alles klar auf der Hand und im Grunde behalten alle recht: die Gegner sowohl wie die Anhänger der Mensur. Dazu gibt es viel zu schauen und die Neugierde findet ihren besonderen Lohn in dem kynematographisch getreuen Bild eines Bummels auf der Aula, gewürzt mit Prügeleien zwischen sich schlagenden und sich nicht schlagenden Verbindungen und mit stürmischen Kundgebungen gegen Polizei- und Kirchenherrschaft. Überdies berührt die studentenfreundliche Gesinnung, die aus dem Stücke spricht, sehr sympathisch. Da es in der Theorie und im Theater der älteste und verknöchertste Philister gern mit der Jugend hält und da auch die Darstellung des Bürgertheaters eine recht befriedigende war, so erklärt sich der unerwartete Bühnensieg von »Filia hospitalis« ebenso leicht, wie die Angst des Verfassers vor der Aufführung, gegen die er sich verwahren zu müssen glaubte.

—tr—

*

Kubin-Ausstellung. Alfred **Kubin** ist der Beschwörer des Grauens. Die beklemmende Stimmung des Unheimlichen, des Drohenden, Drückenden, Unausweichlichen, die Gräßlichkeit fahl starrender, toter Fensterreihen, stummer schwerer Vögel, regungsloser Teiche, öder Gehöfte, die Traurigkeit verlassener Zimmer, vergessener Wege, die lastende Feierlichkeit des Schweigens, die Trostlosigkeit unsühnbarer Schuld, das furchtbare Behagen des Lasters, die Ohnmacht der tieferen Einsicht, die Einsamkeit der Krüppel und Künstler, den „Schauer vom Gewölb herab", das zirpende Singen der lampenerhellten Stille, all das und viel, viel mehr, die ganze Skala der Pein, von der Qual des Entsetzens bis zum stumpfen Brüten der gesättigten Bestie, ist er nicht bemüht, sondern berufen, nachhallend anzuschlagen. Hier ist der Gipfel und das Ende seiner Kunst. Hier auch ihr Gericht. Jeden Künstler hat man nur eines zu fragen, eines und immer wieder nur eines: **Kann** er das, was er bietet, was er Genießenden aufnötigt? Was immer er auch brächte: Fruchtgewinde, musizierende Engelknaben, lauernde Leoparden, zinnernes und silbernes Tafelgerät, schimmernde Perlenreihen, Tempelharfen oder den Geist von Hamlets Vater: **vermag** er es in Linien und Farben, dann hat sein Werk Zweck und Sinn.

Kubin **kann**, was ihn bezeichnet. Ob er das Grauen beschwört mit einer zureichenden oder einer unzulänglichen Technik, hat nichts **Wesentliches** zu besagen. Zugegeben, daß die Vollendung der Mittel ein runderes, voller tönendes Ganze zeitigt: im höchsten Verstande des Kunstschaffens ist dieses Moment der reinen Technik ein relativer Faktor, kein konstituierendes Merkmal. Wissen wir denn so unbedingt, daß der menschlichen Physis über die „Meisterwerke" etwa der Plastik hinaus nichts Vollendeteres mehr erreichbar sei? Dieses Paradoxon möge für nichts als eine Schwankung der Nadel genommen werden, die deshalb doch immer unverrückbar nach Norden oder — Süden zeigt:

nach der Schönheit, die uns Wahrheit zugleich ist, wie der Hermaphrodit von Neapel in seliger Ruhe die Geschlechter bindet, die in der Welt der „Tatsachen" einander bestreiten und ewig suchen.

Kubin ist ein künstlerisches Temperament, kein bloß literarisches. Das will betont sein, denn jenen Vorwurf hat er durch manche seiner frühen Blätter selbst auf sich herabgerufen. Das macht: Diese frühen Blätter sind in augenfälliger Weise Postulierungen, Schemata, Verlebendigungen im besten Falle. Sie „zeigen" eine Idee. Sie haben »l'esprit cruel« (Verlaine) der zeichnerischen Rhetorik — Pendant die „Anekdote" —, von der z. B. Klinger heute noch nicht frei ist und an der der bewußte Symbolismus immer wieder scheitern muß. Sie fesseln die unkünstlerische Vernunft, den literarischen Witz und geben „Logikern" bösen Anlaß zu „Proben aufs Exempel". Ganz abgesehen von der oft rührenden, zuweilen peinlichen Unbeholfenheit der Mache. In der Kubin-Mappe, die vor drei Jahren ein um unsern ehrlichen Dank verdienter Kunstfreund, Herr von Weber in München, verlegt hat, finden sich noch Proben dieser allegorisch-abstrakten Deute- und Formelkunst, die der Maler (denn wir möchten ihn besser einen Maler als einen „Zeichner" nennen, um der feinen, seit neuestem auch warmen und weichen Nuancen seiner Spritz- und Wischtechnik willen) heute, wenn nicht verwirft, doch leise ablehnt. Schon diese erste Mappe — eine zweite ist uns längst versprochen — bot Größeres, der Kunst Gemäßeres, Blätter, die ganz von der Gestaltung, Tonfärbung, Gewichtsverteilung, der „Musik" des Vortrages leben. Kubins jüngere und jüngste Schöpfungen — dieser noch nicht dreißigjährige Münchner, der „eigentlich" ein Deutschböhme ist, besitzt eine staunenerregende Fruchtbarkeit, eine Unerschöpflichkeit, Maßlosigkeit der Einfälle, die er in unzähligen Skizzenbüchern mit Strichen notiert und variiert — können die Wiener bei Miethke in (zahmer) Auswahl sehen. Vorzüglich sind diesmal die zauberhaften 1001-Nacht-Stimmungen der schattenhaften Farben vertreten.

Richard Schaukal.

„Das schöne Prag." Jüngst hat eine Kollektivausstellung altberlinerischer Kunst gewaltiges Aufsehen erregt. Auch in Wien gab es in den letzten Jahren mehrere derartige Renaissanceausstellungen aus verschiedenen Kunstgebieten und auch diese Ausstellungen machten entschieden Glück. Die größte Überraschung in dieser Richtung jedoch bildet zweifellos die Bilderausstellung, welche seit den ersten Tagen des Februar unter der Bezeichnung „Das schöne Prag" im großen Lichthof des Prager Rudolfinums das Entzücken des kunstsinnigen Prager Publikums erregt. Daß die stimmungsvollen Intimitäten der alten Prager Häuser, namentlich des engen Straßengewirres der Kleinseite und der jetzt schon fast ganz den Assanierungsbestrebungen zum Opfer gefallenen alten Judenstadt von vielen unserer zeitgenössischen Maler aus beiden nationalen Lagern zum Vorwurfe von Gemälden und Zeichnungen erwählt worden sind, das wußte man nur zu gut. Künstler, wie Stretti, Marold, Jansa, Engelmüller, Bém, Teschner und vor allem der unlängst leider nach Berlin übersiedelte Orlik werden nicht müde, das lokale Kolorit des Prager Stadtbildes auf die Leinwand zu zaubern. Aber auch die ältere Künstlergeneration war in dieser Hinsicht durchaus nicht müßig — und das hatte man bereits nur zu sehr vergessen.

Und gerade diese älteren Ölbilder von Würbs, Mares, Pinkas und anderen, die Stiche und Zeichnungen von Pucherna, Döbler und Sandmann bilden den Clou der reichhaltigen Ausstellung. Das Straßenbild der Moldaustadt vor 50 und 80 Jahren ersteht da wieder vor unseren Augen und mit Staunen sehen wir, wie gemütlich es damals in Prag zugegangen ist, welche Idylle das Straßenbild von damals gegenüber dem heutigen, großstädtischen Treiben dargestellt hat.

„Das alte Rathaus" von Würbs oder Döblers „Malerische Darstellungen Prags" werden jetzt als wirkliche Offenbarungen empfunden. Man kann da den vollen Reiz des damaligen Stadtbildes auf sich wirken lassen, man erkennt bald, wie viel von dieser stimmungsvollen Ruhe im heutigen Prag bereits auf immer verloren gegangen ist.

Kurz, man genießt mit vollen Zügen und lernt aber auch sehr viel in dieser dankenswerten Ausstellung. —a.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 68. □ Redaktionsschluß 10. Februar 1906. □ Ausgegeben 15. Februar 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

Die Bilanz der **Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft** für das Jahr 1905 ergibt einschließlich des Vortrages pro K 266.438 einen Gewinn von K 5,158.531. Der Verwaltungsrat hat beschlossen, der am 8. März d. J. stattfindenden Generalversammlung eine Dividende von 7 Prozent gleich K 28.— (gleich wie im Vorjahr), die Dotierung des Reservefonds mit K 244.604 und einen Vortrag für das Jahr 1906 in der Höhe von K 384.356 vorzuschlagen.

In ihrer letzten Generalversammlung beschloß die **Boden-Credit-Anstalt** ihr Kapital auf 45 Millionen Kronen zu erhöhen.

Die Buchhandlung **Siegmund Steiner in Preßburg** versendet soeben einen interessanten **Antiquariatskatalog über Hungarica**, enthaltend 1700 Werke in allen Sprachen.

Büchereinlauf.

Otto **Schroeder**. Vom papierenen Stil. Leipzig und Berlin, 1906. B. G. Teubner. M. 2.80

Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge von Eduard **Schwartz**. Leipzig, 1906. B. G. Teubner. M. 2.60

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm **Dilthey**. Leipzig, 1906. B. G. Teubner. M. 4.80

Aus fremder Erde. Gedichte von Lina **Vernaison**. Berlin, 1906. Dr. Franz Ledermann. M. 1.50

Unter Pinguinen und Seehunden. Erinnerungen von der Schwedischen Südpolexpedition 1901—1903. Von S. A. **Duse**. Berlin, 1905. Wilhelm Baensch. M. 5.—

Friedrich Schiller. Vortrag zur Jahrhundertfeier seines Todestages. Von Emil **Ermatinger**. Zürich, 1905. Schultheß & Co. M. —.80

Eduard **Mörikes** gesammelte Schriften in vier Bänden. Mit einer biographischen Skizze und Einleitungen herausgegeben von Rudolf Krauß. Band I. Leipzig. Max Hesse.

Das Kriegsjahr 1809 in Einzeldarstellungen unter Leitung Sr. Exzellenz FML. Emil von **Woinovich**. Herausgegeben von einem Kreise von Offizieren des k. u. k. Heeres. Redigiert von Hauptmann Alois **Veltzé**. Band III. Aspern von Maximilian Ritter von Hoen. Band IV. Napoleon und seine Marschälle von Hauptmann Oskar Christe. Wien, 1906. C. W. Stern.

Die berühmten Frauen der französischen Revolution 1789 bis 1795. Mit 9 Porträten. Von Emma **Adler**. Wien, 1906. C. W. Stern.

Russische Volksmärchen. Gesammelt von Alexander N. Afanassjew. Deutsch von Anna Meyer. Wien, 1906. C. W. Stern.

Schopenhauers sämtliche Werke. Band I und II: Die Welt als Wille und Vorstellung. Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe. Leipzig, 1905. Insel-Verlag. M. 9.—

Probleme der Fürsorge. Abhandlungen der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. Band III: Dr. Wilhelm **Feld**: Die Kinder der in Fabriken arbeitenden Frauen und ihre Verpflegung mit besonderer Berücksichtigung der Crimmitschauer Arbeiterinnen. Dresden, 1906. O. V. Böhmert. M. 3.—

Ernst **Schur**. Der Fall Meier-Graefe. Betrachtungen über die deutsche Kunst und Kultur der Gegenwart. Großlichtesfelde, 1905. Im eigenen Verlag.

Koerners Werke. Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe. Leipzig, 1906. Insel-Verlag. M. 3.50

Das Jahr der Liebe. Sonette von Emanuel **Urbas**. Wien. L. W. Seidel & Sohn.

Die Frauen im Leben Mozarts. Von Carola **Belmonte**. Augsburg und Berlin, 1905. Gebrüder Reichel.

David **Balakan**. Die Sozialdemokratie und das jüdische Proletariat. Wien. Brüder Suschitzky.

Böhmerwald-Geschichten mit neuen Kaiser Josef-Anekdoten. Von Domitius **Stratil**. Separatabdruck aus der Jugendzeitschrift „Gaudeamus". Fulnek, 1906. Selbstverlag.

Kleine Deutsche Liebesbriefe. Eine Nachlese zu der Ausgabe: Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten. Leipzig, 1905. Julius Zeitler.

„Und Pippa tanzt." Ein Glashüttenmärchen in 4 Akten von Gerhart **Hauptmann**. Berlin, 1906. Fischer.

Der Großknecht. Drama in drei Aufzügen von Franz Adam **Beyerlein**. Berlin. Vita, deutsches Verlagshaus.

Anfänge der Kunst im Urwald. Indianerhandzeichnungen auf seinen Reisen in Brasilien gesammelt, von Dr. Theodor **Koch-Grünberg**. Berlin. Ernst Wasmuth.

Eingesendet.





Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 69: 17. Februar 1906.

Bosnien.

Von Hofrat Prof. Dr. Eduard Richter.*

Rätselhaft sind von jeher die österreichischen Verhältnisse für Ausländer gewesen. Und heute mehr noch als sonst. Erbitterte innere Kämpfe, eine fast unverständliche Kompliziertheit der Organisation, die Grundlagen der Staatsexistenz scheinbar immer wieder in Frage gestellt und doch ein nach außen unerschüttertes Ansehen, seit einer Reihe von Jahren auch ein unbezweifelter Kredit und wohlgeordnete Finanzen, und in der Verwaltung der neuen Eroberung, die man 1878 gemacht hat, ein Erfolg, der die Bewunderung Europas erregt. Bezeichnend für diese Mischung von Kraft und Schwäche, von Krankheit und Leistungsfähigkeit wird immer die letzte große Existenzprobe des alten Reiches im Jahre 1866 bleiben, wo der durch unglückliche politische und militärische Führung verursachte Zusammenbruch fast wettgemacht wurde durch glänzende Siege und heroische Taten, und der niedergeworfene Staat im wesentlichen ohne Gebietsverlust und als gesuchter Alliierter aus der Katastrophe hervorging.

Bosnien bildet ohne Zweifel einen Ruhmestitel für das heutige Österreich. Die bosnische Landesregierung hat allerdings dafür gesorgt, daß das Licht nicht unter den Scheffel gestellt bleibe. Durch Einladung fremder Gäste, die aufs liebenswürdigste empfangen werden, durch freigebige Förderung der wissenschaftlichen Erforschung des Landes und Begünstigung literarischer Unternehmungen, die dessen Schönheiten und Fortschritte verkünden, durch Beteiligung an Ausstellungen, wo alle Reize des orientalischen Kunstgewerbes entfaltet werden, hat sie Bosniens Ruhm zu verbreiten gewußt. Das ist ein feiner Zug; er ist um so feiner, als er gar nicht österreichisch ist. Hochmütige Zurückgezogenheit auf der einen Seite, pessimistische Selbstverspottung, wie sie dem Wiener eigen ist, auf der andern, verhüllen in Österreich sehr häufig gerade das Gute und Gesunde, und lassen das, was ist und

* Dieser aus dem literarischen Nachlasse des am 6. Februar 1905 verstorbenen Gelehrten stammende Aufsatz blieb, wohl mit Rücksicht auf die große, wissenschaftliche Landeskunde von Bosnien, an der Richter seit 1899 arbeitete, bisher ungedruckt. Da die Vollendung der Landeskunde aber nun vereitelt ist, bietet die kleine, lebendig geschriebene Skizze eine vielleicht auch weiteren Kreisen nicht unwillkommene Ergänzung der zur Veröffentlichung bestimmten Bruchstücke jenes Werkes. Der Aufsatz erscheint hier in der ursprünglichen Form, nur bedurfte er wegen der seit der Niederschrift (im Dezember 1898) verstrichenen Zeit, wie auch im Hinblicke auf andere Umstände, einer leichten Überarbeitung, von der jedoch nichts Wesentliches betroffen wurde.
Prof. Dr. Georg A. Lukas (Graz).

was getan wird, geringer erscheinen als es verdient. Jene Art, sich zu zeigen, ist vielmehr ungarisch; an der Wertschätzung des ausländischen Urteils, an der geschickten Art sich in Szene zu setzen, erkennt man den ungarischen Zusatz in der bosnischen Verwaltung. War doch Herr von Kállay, der so lange Jahre Bosnien verwaltete, ein echter Ungar.

In kurzem sei der staatsrechtliche Zustand Bosniens skizziert. Auf dem Berliner Kongreß 1878 erhielt die österreichisch-ungarische Monarchie die Ermächtigung, die bisher türkischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina zu besetzen. Daß dies nur mit Schwierigkeit und unter Aufbietung von mehr als 200.000 Mann gelang, ist bekannt. Bald danach schloß die österreichische Regierung mit der türkischen einen Vertrag, in dem dieses „Okkupations"- oder „Besetzungs"-Verhältnis dahin geordnet wurde, daß zwar Österreich alle Befugnisse der Regierung und des Staates übernahm, die Fiktion einer Art von Hoheit des Sultans aber doch aufrechterhalten blieb. Obwohl es durchaus nicht ausgemacht ist, ob nicht dieser Schatten eines Rechtes sich noch einmal recht unangenehm bemerkbar machen wird, so ist doch in Wirklichkeit Bosnien heute ein österreichisches Land, und es glaubt wohl weder Freund noch Feind daran, daß Österreich jemals freiwillig wieder hinausgehen werde. Wichtiger ist daher die Frage, wie Bosnien dem österreichisch-ungarischen Staatsorganismus eingeordnet wurde. Die Monarchie besteht bekanntlich aus zwei vollständig getrennten Staaten, denen nur das Herrscherhaus, die Armee und der auswärtige Dienst gemeinsam sind, Österreich und Ungarn. Bosnien ist nun weder dem einen noch dem andern Staat angegliedert, sondern es steht als ein dritter Körper den beiden andern, wenn auch keineswegs gleichberechtigt, zur Seite. Es hat überhaupt keine Rechte gegenüber der Monarchie, etwa im Sinne einer Verfassung, parlamentarischen Vertretung u. dgl. Freilich auch keine Pflichten; es trägt nichts bei für die gemeinsame Armee oder die Kosten des auswärtigen Dienstes. Da man aber die bosnische Verwaltung nicht ganz ohne parlamentarische Kontrolle lassen wollte, unterstellte man sie jener Kommission aus den Parlamenten beider Staaten, die das „gemeinsame", d. h. hauptsächlich das Armeebudget zu bewilligen hat, den sogenannten Delegationen. Somit erfreut sich die bosnische Verwaltung einer größeren Freiheit von parlamentarischer Kontrolle, umsomehr, da es auch einen bosnischen Landtag nicht gibt.

Dies verleiht der bosnischen Verwaltung eine Stabilität, welche für die obwaltenden Verhältnisse unschätzbar ist, und die sich schon in der langen Amtsdauer des Herrn von Kállay vorteilhaft bemerkbar machte, der unzählige Ministerwechsel in beiden Staaten überdauert hat. Es dachte niemand daran, daß auch er mit andern „fallen" könnte. Nur mit einer, allerdings unparlamentarischen Macht ist der „Regent" Bosniens genötigt sich gut zu stellen, das ist die Armee. Mit den Waffen ist Bosnien erobert, und mit den Waffen gegen den Aufstand, der vier Jahre nach der Okkupation ausbrach, behauptet worden. Bosnien ist politisch und militärisch Österreichs vorgeschobener Posten auf der Balkanhalbinsel, ein

zwischen Feinde hineingeschobener Keil; hie Montenegro und da Serbien; an einer schmalen Front auch die Türkei und der berühmte Weg nach Saloniki. Dazu eine vielfach unverläßliche Bevölkerung. So muß wohl die Zivilverwaltung Hand in Hand mit der Kriegsmacht gehen. In den ersten Jahren war alles militärisch eingerichtet; aber auch jetzt noch ist nicht bloß das lokale Haupt der Verwaltung eine Person mit dem kommandierenden General, sondern auch in manchem Verwaltungszweig, z. B. der Post, sieht man nur Soldaten bedienstet. Daß Straßen- und Bahnbauten in erster Linie nach dem militärischen Gesichtspunkt angelegt sind, versteht sich von selbst.

Man sieht, wie vorteilhaft sich in manchen Stücken die bosnischen Verhältnisse, z. B. von denen Algiers, unterscheiden, das, seitdem es unter französischer Herrschaft steht, so viele Systemwechsel durchgemacht hat und außerdem von denen des Mutterlandes noch mitbetroffen wird. Mit Algier wird man aber Bosnien, wenn man es als Eroberungskolonie betrachtet, am richtigsten vergleichen. Religion, Kulturgrad und Gesinnung der Bevölkerung sind teils völlig gleich, teils eng verwandt. In beiden Ländern lag die schwierige Aufgabe vor, eine christliche Herrschaft über glaubenseifrige Mohammedaner zu errichten, deren Widerstand an dem gebirgigen Land einen vortrefflichen Anhalt gefunden hatte. Durch das Dasein einer bedrückten christlichen Bevölkerung bekommen die Verhältnisse in Bosnien allerdings einen abweichenden Zug; doch haben sich diese Christen für die neue Herrschaft keineswegs als ein so günstiges Element erwiesen als man erwarten möchte.

Bevor wir aber auf den Zustand der Bevölkerung von einst und jetzt eingehen, aus dem sich das Schlußurteil über das Verdienst und die weiteren Aussichten der österreichischen Herrschaft in Bosnien ergeben wird, muß das Land als solches gewürdigt werden, da seine Naturbeschaffenheit in einem ungewöhnlich hohen Grade auf seine Geschichte Einfluß genommen hat.

Das „Okkupationsgebiet“ — diesen abscheulichen Namen führen die besetzten Länder offiziell — bildet ein Dreieck, das im Norden durch die Save gegen Ungarn begrenzt wird, während die östliche Seite sich an das Königreich Serbien, die westliche an das österreichische Kronland Dalmatien lehnt. Die abgestumpfte Südspitze berührt Montenegro und den türkischen Bezirk von Novibasar. Dalmatien ist nur ein schmaler Küstenstreif; in Wahrheit scheint daher die Adria die richtige Grenze unserer Länder zu sein. Wenn diese Küste aber schon seit dem frühen Mittelalter vom Binnenlande getrennt ist und vollends seit der Türkenherrschaft, also seit der Mitte des XV. Jahrhunderts einem ganz anderen Macht- und Kulturkreis angehört, so haben wir damit einen der auffallendsten geographischen Züge der adriatischen Ostgebiete berührt. Das ist die Abgeschlossenheit des Binnenlandes gegen das Meer durch die unwirtlichen, hohen und rauhen Karstgebirge, die sich längs der ganzen Adria in der Breite von fast 100 Kilometern hinziehen. Keinen stärkeren Wall hätte die Natur aufrichten können. Eine ganze Reihe hoher und steiler Felsketten ist nacheinander zu übersteigen; zwischen ihnen liegen entweder breite, versumpfte Talflächen oder wüste, steinige Einöden.

Ein recht sprechendes Beispiel für solch eine adriatisch-bosnische „Verkehrsstraße“ ist der Weg von Spalato, der alten Kaiserpfalz des Diokletian an der sonnigen, rebengeschmückten Bucht von Salona, über Sign und Livno an den Vrbas nach Bugojno, das jenseits des Gebirges im inneren Bosnien liegt. Unmittelbar hinter Salona steigt das Kalkgebirge steil und fast vollkommen kahl mauerartig empor. In langen Schlingen erklimmt die Straße die Einschartung von Clissa, wo eine venetianische Felsenfeste den Paß zur Küste sperrt, den einzigen auf viele Meilen rechts und links. Einen letzten Blick werfen wir hier auf die blaue Adria und ihre Inselwelt und auf die italische Vegetation der Küste, unmittelbar darauf befinden wir uns in der Einöde des Karstes; kein Halm sprießt zwischen den kahlen, wild durchfurchten Kalksteinen, die uns umgeben. Die unsauberen Hütten der barbarisch aussehenden Bewohner heben sich kaum aus dem allgemeinen öden Grau hervor. Stundenlang rollt der Wagen bergauf und bergab über die welligen Rücken; vor uns sehen wir einen steilen Gebirgszug, kahl wie alles ringsum; Schneeflecken verkünden seine Höhe. Bevor wir ihn erreichen, wechselt nochmals das Bild. Die Straße senkt sich, Gärten und Felder treten auf, ein breiter Fluß schlängelt sich durch versumpfte Wiesen, um einen Burgfelsen gruppiert sich ein Städtchen von italienischem Typus mit wohlgepflasterten Straßen, einigen Palästen und steinernen Kirchenfronten. Es ist Sign (Sinj) im Tale der Cetina, der Hauptort einer jener fruchtbaren Oasen Dalmatiens, die durch das Auftreten eines weicheren, verwitterteren Sandsteins mitten im sterilen Jurakalk hervorgebracht werden. Wenn wir Spalato am frühen Morgen verlassen haben, ist es unsere Mittagsstation, aber sofort betreten wir wieder den Kalk. Endlos schlängelt sich die Straße an jenem Gebirge empor, das wir während des Vormittags vor uns sahen. Zuerst durch niederen Buschwald; hie und da zeigt ein Bestand kräftiger Eichen, welcher Wald hier sein könnte. Eine verfallene „Karaula“, ein steinernes Wachthaus, kündet uns die einstige türkische Grenze. Aber noch lange haben wir die Höhe nicht erreicht; immer neue Schlangenwindungen, immer öder wird das Gelände. Endlich zeigt ein „Han“, eine schmutzige, finstere Spelunke, mehr Stall als Gasthaus, die Paßhöhe an. Die stattliche, zur Verteidigung eingerichtete Gendarmeriekaserne verrät, daß Ordnung und Sicherheit auch auf der Höhe des verrufenen Prolog eingekehrt sind, über den jahrhundertelang die Raub- und Plünderzüge der Türken herüber und der Morlakken hinüber sich abgelöst hatten. In noch zahlreicheren und steileren Serpentinen windet sich die Straße hinab. Bald gewinnen wir freie Aussicht. Ein mehr als stundenbreiter, ganz ebener, versumpfter Talboden, ohne Kultur und Wohnstätten, liegt zu unseren Füßen, rechts und links sich fast im Horizont verlierend, die Polje oder das Tal von Livno; aber jenseits erhebt sich ein ähnliches Gebirge, wie das, von welchem wir herabsteigen, ebenso hoch und drohend. Wir erreichen endlich die Ebene, durchqueren sie, aber erst zum Schluß gewahren wir unser Ziel, das Felsennest Livno, enge in eine Nische des Gebirges hineingebaut. Aus einer mächtigen Höhle bricht ein stattlicher Bach hervor; zer-

schossene türkische Befestigungen krönen alle Höhen. Die Türkenstadt baut sich an einem Burgfelsen empor, der mitten in der Nische sich erhebt; in der Ebene davor sind ein paar europäische Straßen im Entstehen. Die Spuren des Bombardements von 1878 sind noch nicht verwischt. Es ist Nacht geworden, bis wir Livno erreicht haben.

Am andern Morgen erwartet uns ein Aufstieg in ganz gleicher Art, wie am Tag vorher. Aber die Berge sind noch kahler und öder; kein Haus, kein Baum, nur Steine und dürres Gras, das magere Schafe abweiden. Länger als auf dem Prolog bewegen wir uns auf der unwirtlichen Höhe. Dann wieder eine Senkung in eine fruchtbarere Mulde, wieder der sich schlängelnde Bach in sumpfigen Wiesen, aber nur ein elendes bosnisches Dorf, Schuiza, mit einem Han, voll Schmutz und Ungeziefer. Die Berge im Osten sind noch höher, wahre Schneeketten. Wieder geht es im Zickzack die Höhe hinan; wir kommen aber, etwas links (nördlich) gewendet, zunächst wieder auf eine viele Stunden weite, sterile Hochebene. Hier steht, von allen Winden gefegt, in baumloser Öde die Ortschaft Kupresch; da können wir heute Mittag halten. Sofort geht es wieder bergan.

Auf der Paßhöhe eröffnet sich ein merkwürdiger Blick. Von der schmalen Scharte, die wir erklommen, sehen wir in üppig bewaldete, grüne Täler hinab, mit rauschenden Bächen, einsam zwar auch, aber doch mitteleuropäisch anheimelnd, anmutig und tröstlich nach der steinigen Öde, der wir entronnen. Nun geht es stundenlang durch herrlichen, hochstämmigen Wald und über Alpenmatten hinab, bis wir im letzten Abendschimmer in das breite, fruchtbare Tal des Vrbas hinausbiegen und Bugojno erreichen, wo uns das Schienengeleise verrät, daß wir Verkehrsfäden berühren, die von anderswo hieher gesponnen sind.

Dies ist die große Zukunftsstraße von Bosnien an die Adria, auf der die sehnlich erwartete Bahn gebaut werden soll! So sehen bosnische Verbindungslinien aus! Drei oder vier Wasserscheiden, ein paar tausend Meter hinauf und wieder hinab in zwei Tagreisen, als Zwischenstationen zwei kleine Städtchen und zwei oder drei elende Dörfer.

Anders, aber kaum besser, ist die zweite bosnisch-adriatische Heerstraße, die jetzt schon mit der Bahn befahren wird: Sarajevo—Mostar—Metkowitsch. Sobald die schmalspurige Bahn die Ebene von Sarajevo verlassen hat, windet sie sich mehrere Stunden durch einsame Waldtäler zur Höhe des Ivansattels empor; eine Zahnstange muß die Steilheit erträglich machen. In engem, von malerischem Hochgebirge umstandenen Tale liegt Konjiza. Nun folgt ein etwas bewohnteres Talstück; aber von Jablaniza ab bis Mostar führt die Bahn in einer Felsschlucht, den berühmten Engen der Narenta, landschaftlich entzückend, wie der Paß Lueg bei Salzburg oder das Gesäuse in Obersteiermark, doch menschenleer und einsam, und erst in jüngster Zeit dem Verkehr erschlossen, der bis dahin halsbrecherische Gebirgswege vorgezogen hatte. Wo die Bergpforte sich öffnet, liegt Mostar, von südlicher Vegetation umwuchert, soweit man den Boden dafür der Karstwüstenei abgerungen hat. Die italienische Sommerhitze bringt hier noch einen besonderen Zug

der Dürre in die Landschaft. Von Mostar ab ist der Weg frei zum Meer; aber das Narentatal begleiten links und rechts die unwirtlichsten, ausgedörrten Karsthochflächen. An der Mündung liegt, von Fiebersümpfen umgeben, aber in stilvoller, weiträumiger Landschaft, das kümmerliche Metkowitsch. Durch eine kostspielige Regulierung der Narenta ist es Seeschiffen ermöglicht, bis hieher zu gelangen. Hier berührt das bosnische Bahnnetz das Meer. Aber der Verkehr ist noch schwach. Wie soll eine schmalspurige Bahn, stellenweise mit Zahnstange, einen großen Verkehr erhalten? Vielleicht bringt die kürzlich vollendete Linie nach Gravosa neue Anregung.

Die zwei beschriebenen Wege sind nicht bloß die besten, sondern eigentlich die einzigen in Betracht kommenden Verbindungslinien zwischen der Adria und dem Binnenland.

So ist der ganze westliche Teil unseres Gebietes ödes, unwirtliches Karstland. Die Bevölkerung lebt hauptsächlich in der Umgebung jener sumpfigen Poljen. So weit der Einfluß des Meeres reicht, haben die Venezianer das Land gegen die Türken behauptet, das ist das heutige Dalmatien; die Grenze ist im einzelnen oft verschoben worden.

Der Karststreifen nimmt im allgemeinen von Norden nach Süden an Höhe zu; nahe den Grenzen Montenegros erhebt er sich zu Hochgebirgscharakter. Dies sind die schwer zugänglichen Gebiete an der oberen Narenta, der Sitz des letzten Aufstandes. Hier reiht sich Wachthaus an Wachthaus und die Hauptmasse der — übrigens schwachen — österreichischen Truppenmacht ist hier im Süden vereinigt. Hier sind die blutgedüngten Fluren der oberen Hercegovina, der Schauplatz der unaufhörlichen Kämpfe zwischen Türken und Montenegrinern, wo der erwähnte letzte Aufstand gegen die Türkenherrschaft (1875) seinen Anfang genommen hatte, das „bißchen Hercegovina“, das zum russisch-türkischen Krieg geführt hat. Im Sommer von glühender Hitze versengt, im Winter von Schneestürmen gepeitscht, gehören diese Gebiete zu den unwirtlichsten Landschaften Europas.

Nicht überall ist die östliche Grenze des Karstlandes so scharf wie auf dem beschriebenen Wege von Kupresch nach Bugojno; aber der Gegensatz zwischen einem waldigen, gut bewässerten, grünen und einem steinigen Bosnien ist überall vorhanden. Das grüne Bosnien bildet ebenfalls ein Dreieck, da von dem großen Dreieck (des ganzen Landes) nur im Westen ein breiter Streifen wegzudenken ist. Es ist in hydrographischer Beziehung der Save, d. i. der Donau, tributär; ihr strömen in beiläufig parallelen Tälern die Una, der Vrbas, die Bosna und die Drina zu. Auch das grüne Bosnien, das im allgemeinen ein mitteleuropäisches Klima besitzt, ist ein bergiges Land. Nur die letzten Abdachungen gegen die Save sind eigentlich Flachland. Aber das ist ein verschwindender Teil des Gebietes. Die Höhe der Gebirge wird erst im Süden beträchtlich; der Charakter des waldigen und bergigen Landes, wo der Anbau auf Täler und Vorhöhen beschränkt ist und den Verkehrswegen ganz bestimmte Linien vorgeschrieben sind, ist durchaus vorherrschend.

Man kann aber weiter gehen und sagen: für ein Land mit so geringen Berghöhen ist der Verkehr ganz ungewöhnlich erschwert. Die genannten Flußtäler haben durchaus nicht den Wert für den Verkehr, den man ihnen nach dem Kartenbild zuschreiben möchte. Die Una kommt aus den unfruchtbaren und dünn bevölkerten Karstgebieten. Der Vrbas durchströmt in seinem Oberlauf ein breites, fruchtbares Tal, die Skoplje, wo jenes Bugojno liegt. Aber wie schlecht sind die Verbindungen nach allen Seiten! Der Vrbas tritt sofort, wie er die Skoplje verläßt, in ein schmales Tal, das sich nach einiger Zeit zu einer solchen Schlucht verengt, daß erst vor wenigen Jahren mit ungeheuren Kosten die erste Straße angelegt wurde. Eine Tagreise mit dem Wagen ist dieses Engtal lang; vor der Anlage der Straße mußte man einen weiten Umweg über die steinige Hochebene machen. Das Vrbastal war also bis in die Gegenwart überhaupt keine Verkehrslinie. Aber auch die anderen Ausgänge der Skoplje sind mühsam und schwierig. Ins Narentatal gelangt man nur über einen steilen, über 1100 m hohen Paß, und zwar gerade an der Stelle, wo es am engsten und wildesten ist. Die Bahn ins Bosnatal hinüber mußte ebenfalls die Zahnstange zu Hilfe nehmen. Der Weg ans Meer ist schon beschrieben.

Besser als das Vrbastal ist das der Bosna. Aber auch dieses hat viele schluchtartige Verengungen, führt lange als enger Graben durch einsame Waldgegenden hin, und sein oberes Ende, das Becken von Sarajewo, ist abermals, wie die Skoplje, eine Sackgasse. Wie wenig günstig die Verbindung mit dem Meere ist, wurde schon hervorgehoben; sie ist aber doch viel besser und bequemer als etwa der Weg nach Südosten an die Drina und weiter in die Türkei. So führt auch die Drina selbst, deren Bedeutung als Verkehrsader überdies durch ihre Eigenschaft als Grenzfluß beschränkt wird, mit ihrem Oberlauf in das wilde Hochgebirge an den Grenzen Montenegros und Albaniens. Alles, was von Sarajewo südlich und südöstlich liegt, ist menschenleeres, beschwerliches Alpenland. *Bosnien ist in dieser Richtung ohne Ausgang.* Dies ist ein weiterer merkwürdiger Zug in dem Bau dieses Landes. So enge schließen sich die Hochgebirge Montenegros und Serbiens hier zusammen, daß die Eisenbahningenieure die Anlegung einer Bahn einfach für unmöglich erklärt haben. Es hätte schon in den Sechzigerjahren, als Herr Hirsch den Bau der türkischen Bahnen begann, hier eine Hauptverbindung hergestellt werden sollen; führt ja doch die kürzeste Linie von Westeuropa ans Ägäische Meer nach Saloniki hier durch. Auch die österreichischen Staatsmänner, die sich seinerzeit das Besatzungsrecht im Sandschak Novibasar ausbedungen haben, scheinen außer der Sicherung Bosniens gegen albanesische Einfälle und dem Auseinanderhalten Serbiens und Montenegros die Festsetzung auf dieser anscheinend so wichtigen Linie im Auge gehabt zu haben. Wenigstens werden seitdem Österreich Absichten auf Makedonien und Saloniki zugeschrieben. Doch wären solche Spekulationen, seien sie nun richtig oder erfunden, mit geringer Beachtung der natürlichen Verhältnisse unternommen. Das Gelände ist auf dem langen Wege von Sarajewo bis aufs Amselfeld, wo die türkischen Bahnen beginnen, so unwegsam,

es sind so viele und so hohe Wasserscheiden zu überwinden, daß ein schlechterer und bedrohterer Zugang nicht leicht zu denken ist. Schließlich kann man mit viel Geld und den heutigen technischen Künsten vieles überwinden; aber die natürlichen Vorzüge und Nachteile verlieren dadurch ihre Bedeutung nicht, denn Künste wollen bezahlt und Geld will verzinst sein. Und von diesem Gesichtspunkt aus muß man sagen: der natürliche und bequeme Weg von Österreich nach Saloniki führt durch Serbien und nicht durch Bosnien. Eine so schwierige, von Anfang an mit allen Hindernissen gespickte Nebenlinie kann keine politische Kraft zu einer konkurrenzfähigen Hauptlinie machen.

Man kann sich nur wundern, daß die Türkei so lange vermocht hat, ihre Provinz Bosnien an einem so dünnen Verbindungsfaden zu erhalten. Es war Bosnien freilich stets ein lose angefügter Teil des Reiches, mit viel selbständigem Leben und Unabhängigkeitssinn; und als die türkische Regierung versuchte, diesen zu beschneiden, folgte ein Aufstand dem andern. Auch findet ein niedriger Kulturstand, der sich mit Saumtierverkehr begnügen kann, manches natürliche Hindernis erträglich, was für lebhaftere Beziehungen zu einer absoluten Hemmung wird, bis es eben technisch überwunden ist.

So wird man wohl sagen können, Bosnien sei ein recht abgelegener, von allen Seiten schwer zugänglicher Winkel der Welt. Auch dem inneren Verkehr stehen viele Hindernisse entgegen; Räume zu einer größeren Bevölkerungsanhäufung sind nicht vorhanden. Am meisten geöffnet ist das Land unstreitig gegen Norden und dadurch allein schon rechtfertigt sich seine Angliederung an Österreich, ganz abgesehen davon, daß dieselbe Macht seit dem Untergange der Republik Venedig auch die adriatische Küste beherrscht. Österreich konnte bei der teilweisen Auflösung des türkischen Reiches im Jahre 1878 Bosnien in keine anderen Hände kommen lassen, ohne seinen eigenen Besitz, und zwar besonders Dalmatien, aber auch das stammverwandte Kroatien zu gefährden. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Eine Vereinigung der ehemals türkischen Serbenländer Bosnien, Serbien und Montenegro, die andernfalls unausbleiblich gewesen wäre, hätte einen Mittelstaat von ziemlicher Bedeutung entstehen lassen, für den die Erwerbung der Meeresküste von Fiume bis Cattaro einfach eine Lebensfrage gewesen wäre.

Die Bevölkerung Bosniens ist national vollkommen gleichartig. Alle Bosnier sind Südslawen, vom selben Stamme wie die Kroaten, Serben und Montenegriner; die lange Türkenherrschaft hat keine ethnologischen Spuren hinterlassen. Geschieden wird das Volk nur durch die Religion; 549.000 Mohammedaner stehen 673.000 Serben, d. h. griechischen Christen, und 334.000 Katholiken gegenüber.* Diese Scheidung ist so scharf, daß sie ebenso trennend wirkt wie anderswo die Unterschiede der Nationalität. Die Mohammedaner fühlen sich, obwohl auch sie slawisch sprechen, doch in erster Linie als Angehörige des großen mohammedanischen Volks- und Kulturkreises und stehen noch heute allem abendländischen Wesen

* Nach der letzten Zählung von 1895.

vollkommen ablehnend gegenüber. Sie waren die herrschende Klasse und noch heute ist der Grundbesitz, aber auch vielfach Handel und Gewerbe in ihren Händen. Die Christen, durch die Konfession in zwei feindliche Lager gespalten, von denen das der Orthodoxen weitaus das stärkere ist, bilden vorwiegend die bäuerliche Bevölkerung. Als die Österreicher einrückten, vereinigten sich die Mohammedaner mit den Orthodoxen oder Serben, wie sie gewöhnlich genannt wurden, zum Widerstand. Entgegenkommend waren nur die Katholiken, die aber an Zahl und Bedeutung zu schwach sind, als daß man sich mit Erfolg auf sie stützen könnte.

Als im Herbst 1878 die Besitzergreifung nach zweimonatlichen harten Kämpfen vollzogen war, mußte man darangehen, sich einzurichten und zu den Verhältnissen Stellung zu nehmen. Das Erste und Dringendste war ohne Zweifel die Sicherung des Gewonnenen durch Herstellung von Verkehrswegen und Befestigungen. Das ist mit anerkennenswerter Umsicht und Energie geschehen. Das Werk des Militärs, das den Anfang machte, wurde später von der Zivilverwaltung im gleichen Geiste fortgesetzt. Was in dieser Richtung geschehen ist, macht auf den Reisenden auch den stärksten Eindruck, besonders wenn er sich gegenwärtig hält, wie es vor der österreichischen Zeit ausgesehen hat. Die Beschreibungen der wenigen früheren Besucher Bosniens ebenso wie die Geschichte des Feldzuges zeigen eine fast vollständige Weglosigkeit. Noch heute sieht man die mit Kugelsteinen gepflasterten türkischen Reitwege, „Kaldermas" genannt, bergauf, bergab über die Höhen laufen, vom Regen zerrissen; eine haarsträubende Verkehrsbahn. Die Mühsale der operierenden Truppen und die Schwierigkeit aller Bewegungen spotteten jeder Beschreibung. Dieser Zustand der Wege war ein größeres Hindernis als der meist unzusammenhängende und schlecht geleitete Widerstand der sogenannten „Insurgenten", oder vielmehr, dieser konnte erst durch die Schwierigkeit der Truppenbewegung Bedeutung erlangen. Jetzt ist das Land mit einem ausgedehnten und vorzüglichen Straßennetz überzogen, das sogar manchem alteuropäischen durch rationelle Einfachheit überlegen ist, da es ohne Beeinflussung durch historische Verhältnisse angelegt werden konnte. Nicht minder macht die Sicherung der Grenze, besonders gegen Montenegro, einen sehr beruhigenden Eindruck, und die Fortsgürtel, Verteidigungskasernen und anderen Militärbauten sprechen sehr deutlich den Satz aus: „Hier bin ich und hier bleibe ich!" Auch die Städte sind mit eiserner Faust in Ordnung gebracht worden; die wilden Hunde, welche wie anderswo im Oriente die Städte belebten, wurden abgeschossen, Reinigung und Beleuchtung der Straßen eingeführt, in alte Winkel Bresche geschlagen, neue europäische Quartiere angelegt, und in den Hauptorten wenigstens gibt es elektrische Straßenbahnen, Laden, Kaffee- und Gasthäuser, Promenaden, Bürgersteige u. s. w. wie sonstwo in Europa.

Nicht minder erfolgreich ist die nächste Aufgabe gelöst: die Herstellung der öffentlichen Sicherheit. Im eigentlichen Bosnien machte das nicht viel Mühe, wie es scheint; schwieriger war es in der oberen Hercegovina, wo die Nachbarschaft Montenegros und der wilde Sinn der Bevölkerung zu sehr scharfen Maß-

regeln nötigten. Hier walteten im Anfang der Achtzigerjahre die berüchtigten „Strafuni", d. h. die Streifkorps, eine mobile Gendarmerie, zum Teil aus Einheimischen bestehend. Damals wurden die vielen einsamen Gräber, von denen bei der Gusla gesungen wird, um nicht wenige vermehrt. Aber die Gewalt hatte wenigstens Erfolg. Heute reist man in Bosnien und der Hercegovina so sicher wie irgendwo in der Welt, und der ehrfurchtsvolle Gruß, zu dem sich der Bosniak erhebt, wenn der „Europäer" vorbeifährt, zeigt, daß er weiß, wie viel es geschlagen hat. Der Soldat mit aufgepflanztem Bajonett, der auf einem eigens vorgerichteten Sitze den Postwagen begleitet, ist nur mehr ein Symbol, keine Notwendigkeit. Verwaltung und Gericht gelten heute für tadellos; streng und bevormundend, aber rührig und verständig. In der Beamtenschaft überwiegt durchaus das deutsche Element, sowohl der Zahl als dem Geiste nach, wenn auch viele Tschechen und Polen da sind; die Kroaten haben sich — wie es heißt — nicht bewährt; Magyaren sind spärlich.

Endlich dürfen die Kirchen, Spitäler und Schulen nicht vergessen werden, die reichlich und mit gleicher Verteilung auf die Konfessionen errichtet wurden. Aber damit kommen wir auch schon auf eine Hauptfrage: Wie stellt sich die Bevölkerung selbst zu dem neuen Kultursegen? Und wie stellte sich die Regierung zu den Bestrebungen und Interessen der drei Bevölkerungsgruppen?

Da sich die Katholiken, auf die man anfangs wohl gehofft hatte, als zu schwach herausstellten, um die Regierung auf sie zu basieren, sah man sich zunächst vor die Entscheidung gestellt, ob man die Mohammedaner, besonders den grundbesitzenden Adel, zu gunsten der hauptsächlich serbischen Bauernschaft aus dem Lande treiben sollte, wonach man sich folgerichtig auf die Serben hätte stützen müssen. Die Mohammedaner fortzutreiben, hätte keinerlei Gewaltmaßregeln erfordert; sie wären bei einer etwas unfreundlichen Behandlung und leichtem Druck von selbst ausgewandert. Es hätte vielleicht genügt, die Grundablösung energisch in Angriff zu nehmen. Die Regierung entschied sich jedoch dafür, womöglich die Mohammedaner im Lande zu erhalten. Dies gelang auch dadurch, daß man das Hörigkeitsverhältnis der Bauern nicht antastete und die mohammedanische Aristokratie der Begs und Agas mit der größten Rücksicht, ja Auszeichnung behandelte. Die Gründe dieses vielgetadelten Vorganges, der auch sicher manches Übel mit sich brachte, sind ziemlich durchsichtig. Erstens sind radikale Maßregeln, vor allem gegen eine aristokratische Schicht, nicht im österreichischen Stil. Zweitens scheute man sich, das serbische Element zu mächtig, ja alleinherrschend werden zu lassen. Auch das ist völlig begreiflich. Man ließ also die Moscheen bestehen, baute sogar Priesterseminare, wenn man die Scheriatsschulen, die zugleich juridische Lehranstalten sind, so nennen darf, schonte aufs peinlichste die rituellen Gewohnheiten der Moslims, und wenn der Beg, mit dem Franz Josefs-Orden geschmückt, auf seinem arabischen Rößlein zum Amte kommt, macht ihm der Herr Bezirksvorsteher sehr tiefe Komplimente.

Es geht aber trotzdem abwärts mit dem mohammedanischen Adel. Einmal ist die alte Naturalwirtschaft der allgemeinen Verteuerung aller Artikel nicht mehr gewachsen. Ein Stück verspäteten Mittelalters glaubt man vor sich zu sehen, wenn man einem solchen bosnischen Herrensitz sich nähert. In einem abgelegenen Tälchen, aber in schöner, freundlicher Umgebung, liegt eine Gebäudegruppe, halb Festung, halb Wirtschaftshof. Eine hohe Zinnenmauer, an einer Stelle ein tüchtiger, viereckiger Wartturm, an der Mauer innen angebaut die kleinen Wohnhäuser mit den vergitterten Haremsfenstern, in der Mitte des großen Hofes der Düngerhaufen; außerhalb der Mauer die elenden Häuschen der Zinsbauern. Der alte Beg liegt träg in einem der kleinen Fenster und starrt mißmutig auf die vorübergehenden Europäer — wenn sie noch wenigstens zu Pferde wären! Vielleicht denkt er sorgenvoll seines Söhnchens, das sich zu den „Schwabas" (d. h. Deutschen oder überhaupt Europäern) geschlagen hat, irgendwo in Ungarn oder Galizien bei den Husaren steht und dort, wie einst der Herr von Rodenstein, ein Dorf nach dem andern verjubelt. Die Kmeten (Zinsbauern) aber kaufen sich mit dem Gelde, das sie von eigenen Hilfskassen gegen billigen Zins erhalten, einer nach dem andern frei.

Aber auch die Bauern sind nicht zufrieden. Die alte Besteuerung blieb bestehen. Der Kmet sitzt auf Herrengrund und gibt von seinem Erträgnis den dritten oder vierten Teil an den Grundherrn, außerdem den zehnten an den Staat. Er konnte auch schon in der Türkenzeit nicht aus dem Besitz gesetzt werden, so lange er das Seinige leistete. Jetzt ist er allerdings vor Brutalitäten und Gewalttaten des Herrn sicher, aber er darf ihn auch nicht aus dem Hinterhalt erschießen oder sonst landesübliche Rache nehmen. Dafür arbeitet der Steuereinnehmer mit abendländischer Unerbittlichkeit und das dünkt den Bosniaken vielleicht noch schlimmer. Da sich Bosnien selbst erhalten muß, so muß auch das Einnahmebudget strengstens eingehalten werden, und da gibt es keine Schonung. Man hört viele bittere Klagen.

In diesen Dingen liegt der Schlüssel zum Verständnis der heutigen bosnischen Verhältnisse. Der weitaus größte Teil der Bevölkerung lebt vom Landbau; mehr fast von der Viehzucht als vom Ackerbau. Aber die Wirtschaftsform ist in höchstem Grad zurückgeblieben. Der Bauer ist unglaublich arm; der Ackerbau wird mit den elendesten Gerätschaften betrieben; das Vieh ist von zwerghafter Beschaffenheit, die übertriebene Ziegen- und Schafhaltung hat weit und breit um die Dörfer herum den Wald zerstört; die fruchtbaren Talboden so gut als die Berghänge sind meist verwüstete Hutweiden. Die Bauernhäuser sind verfallene unsaubere Höhlen und weder Pferd noch Rind, geschweige das Kleinvieh, sieht jemals einen Stall. Die Menschen selbst sind körperlich ein ausgezeichnet kräftiger, zum Teil schöner Schlag, und sehen in ihren abwechslungsreichen, bunten Nationaltrachten, wenn diese nicht allzusehr zerlumpt sind, höchst stattlich und malerisch aus. Aber sie stehen auf einer tiefen Stufe der Bedürfnis- und Kulturlosigkeit. Was man, etwa in der Hercegovina, an menschlichen Wohnstätten sieht, spottet jeder Beschreibung.

Und diese Leute soll man durch Schulen, landwirtschaftliche Mustergehöfte, Züchterprämien, Straßen- und Eisenbahnen zu Europäern machen! Da klafft ein Abgrund, über den vorläufig erst nur sehr dünne und schwankende Brücken führen. Die Leute verstehen wohl überhaupt nicht, was man von ihnen will und weshalb man sie aus dem altgewohnten Zustand gerissen hat. Der Südslawe ist ebenso mißtrauisch als bedürfnislos. Er verachtet innerlich den Schwaben, daran ist kein Zweifel. Die neue Regierung der Fremdlinge mit ihrer Unruhe und ihren Neuerungen ist allen unbequem. Bei den Mohammedanern versteht sich das von selbst. Der Hercegoviner, besonders der im Hochgebirge an den Grenzen Montenegros, bedauert außerdem, daß die Zeit der Streif- und Plünderzüge und Heldentaten vorüber ist. Alle Orthodoxen, zumal der Klerus, hassen die katholische Regierung schon aus Glaubenseifer, und wer so weit ist, eine politische Ansicht zu haben, denkt an das großserbische Reich und an die Brüder in Montenegro und im Königreiche Serbien.

Darnach ist es nicht verwunderlich, wenn die Regierung die Serben politisch kurz hält und bei Konflikten etwas scharf zugreift. Solche ergeben sich überall, wo Spuren von Selbstregierung vorhanden sind, wie bei den Kirchengemeinden, und haben in den letzten Jahren viel Staub aufgewirbelt. Die österreichische Presse schweigt darüber; nur die Belgrader Blätter, dann die jungtschechischen und die Wiener Antisemitenzeitungen beschäftigten sich damit; letztere deshalb, weil angeblich die ungarischen Juden in Bosnien begünstigt werden.

Welchen Ausweg gibt es aus diesem gespannten Zustand? Wie soll man den Bosniaken zum Europäer machen, vor allem: wie kann man den Landbau heben? Man hat im einzelnen gewiß viel getan und hie und da auch Erfolge aufzuweisen; dem Schreiber dieser Zeilen will aber doch scheinen, daß man mit größeren Mitteln eingreifen müßte. Wenn man bedenkt, welche Summen andere Reiche an ihre Kolonien gewendet haben — man erinnere sich wieder an Algier — so erscheint es ungereimt, daß Bosnien sich nicht bloß selbst erhalten, sondern auch selbst *erheben* soll. Man sollte sich in Österreich-Ungarn klar machen, daß man in Bosnien ein *Kolonialland* vor sich hat wie Rußland an Sibirien, Frankreich an Algier u. s. f. und daß man Kapitalien aufwenden muß, wenn man aus einem ungerodeten Boden ein Kulturland machen will. Man müßte also vor allem dem bosnischen Budget soweit zu Hilfe kommen, daß man den Leuten dort nicht ihren letzten Pfennig abzupressen brauchte; man müßte fremdes Kapital und fremde Einwanderer ins Land ziehen.

So einleuchtend das alles ist, so muß doch jeder Kenner der Verhältnisse sagen, daß es meist unmögliche Dinge sind. Denn hier tritt wieder die Eigenart der innerösterreichischen Verhältnisse hemmend entgegen. Wie soll man zwei Parlamenten Gelder abringen für ein Land, das für jeden der beiden Staaten eigentlich Ausland ist und an dem keiner ein näheres Interesse hat? Woher soll man Einwanderer ziehen, aus Österreich oder aus Ungarn? Sollen das Deutsche,

Magyaren oder Slawen sein? Und nun die Hauptschwierigkeit: Solange der staatsrechtliche Zustand Bosniens ungeklärt und die Möglichkeit des Rückfalles an die Türkei wenigstens rechtlich gegeben ist, halten sich die fremden Kapitalien ferne und alles hat einen provisorischen Anstrich, der einem wahren Aufschwung sehr hinderlich ist.

Hier mag noch angemerkt werden, daß das bosnische Problem — ob österreichisch, ob serbischer Nationalstaat — das österreichische Problem überhaupt bedeutet: ob nämlich die Nationalität den einzigen Anspruch auf staatliche Ausbildung hat und die einzige Basis für einen dauernden und kontentierten Staat abgeben kann, oder ob der historische (dynastisch-geographische) Staat auch eine Existenzberechtigung hat. Die Stärke des historischen Staates gegenüber den aufstrebenden Nationalitäten der Balkanhalbinsel liegt in seinen Institutionen und seiner Kulturhöhe, die den anderen ganz gewaltig überlegen ist. Was vermögen alle diese Bestrebungen gegen die Übermacht der Armee, der Verwaltung, des Handels und der Industrie, die getragen sind von einer der großen (und zwar großartig aufstrebenden) europäischen Kulturnationen?

Daraus ergibt sich ein Doppeltes: 1. je mehr die kleinen Nationen emporkommen, desto geringer wird die Überlegenheit; das Verhältnis kann sich nur zu ungunsten Österreichs verschieben; 2. das gleiche geschieht durch die Zurückdrängung des deutschen Elementes.

Bosnien ist ein schönes Land. Wenn die zahllosen Pflaumenbäume blühen, die alle Ortschaften und Städte umgeben und dazu die wilden Kirsch- und Birnbäume in den Wäldern, während die stolzen Kalkgebirge noch mit Schneelasten bedeckt sind, wie der Glärnisch oder der Dachstein, wenn die malerischen Züge von Saumtieren und bunt gekleideten Reitern von den Höhen steigen, dann muß wohl jeder sagen: „Das ist ein schönes und interessantes Land." Das Volk und sein Treiben ist ganz unverfälscht orientalisch, bunt und originell. Wenn im stillen Moscheenhof unter mächtigen Linden oder Platanen der Brunnen plätschert, an dem die Türken ihre Waschungen vornehmen, und der Muezzin zum Gebet ruft, könnte man sich im fernsten Oriente wähnen. Nicht minder in den Bazaren von Sarajewo oder Mostar. Diesen Orient kann man aber — wie eine Theatervorstellung von der Loge aus — sehen, ohne in ihn hinabzusteigen, d. h. ohne einen Augenblick den europäischen Komfort zu verlassen. Es ist nicht ein internationaler, es ist ein speziell österreichischer Komfort, den man in den größeren bosnischen Orten trifft; aber die Gasthöfe sind gut und billig, besonders die von der Landesregierung errichteten. Freilich wenn man von den Hauptwegen abweicht, so dürfen Proviantkorb, tüchtige Reisedecken und — viel Insektenpulver nicht fehlen. Mit dem Deutschen kommt man überall durch; die Beamtenschaft ist von der größten Zuvorkommenheit und die Regierung fördert den Reisenden mit allen Mitteln.

Bosnien ist kein reiches Land, kein Indien oder Java. Aber wenn man es mit den kolonialen Erwerbungen vergleicht, die andere europäische Staaten in den

letzten Jahrzehnten gemacht haben, so wird man anerkennen müssen, daß Österreich doch ein viel wertvolleres, günstiger gelegenes und hoffnungsvolleres Gebiet errungen hat, als die meisten anderen Reiche. Man müßte aber vor allem in Österreich-Ungarn selbst zur Einsicht gelangen, daß die Okkupation Bosniens nicht ein unnötiger und überflüssiger Streich gewesen ist, sondern den Gewinn einer sehr schätzbaren und wichtigen Kolonie bedeutet. Man müßte den Mut haben, sich zu seiner eigenen Tat zu bekennen und Bosnien so zu behandeln wie andere Staaten ihre Kolonien, nicht als ein lästiges Anhängsel, sondern als einen wertvollen Besitz, den man im eigenen Interesse mit allen Mitteln zu heben sich bemüht.

Ein Wort über das „Niveau".

Von August Fournier.

Ein hervorragender Gelehrter und Arzt hat sich jüngst entschlossen, aus dem Deutschen Reich nach Wien zu übersiedeln, um hier den durch Nothnagels Tod erledigten Lehrstuhl zu bekleiden. Wir freuen uns darüber und sind ihm aufrichtig dankbar. Auch deshalb, weil nun doch einmal die Reihe von Refus auf Berufungen nach Österreich eine Unterbrechung erfuhr. Das hängt freilich damit zusammen, daß endlich die Staatsregierung jahrzehntelange Versäumnisse gutmachen und der medizinischen und naturwissenschaftlichen Forschung und Lehre jene unerläßlichen Behelfe an die Hand geben will, die sie bisher entbehren mußten und die ihnen anderwärts längst reichlich zur Verfügung standen. Dieser Mangel hatte einen Abstand zwischen hier und dort erzeugt, der damit gekennzeichnet wurde, daß man zuerst leise, dann immer lauter von einem Sinken des „Niveaus" unserer hohen Schulen gegenüber dem der deutschen Universitäten sprach. Und war es heute noch ein „Niveau der Lehre", so war es morgen schon ein „Niveau der Lehrer", ohne Rücksicht darauf, daß doch immer wieder aus Österreich Berufungen nach Deutschland hinaus erfolgten, was am Ende dagegen sprach. Aber nun soll ja das alles anders werden: die Disziplinen der Heilkunst erhalten reich ausgestattete Kliniken, die Naturwissenschaften modern eingerichtete Laboratorien und Institute, und wer kein verbissener Pessimist ist, wird die Hoffnung auf ein neues, kräftiges Emporblühen der „Wiener Schule" in den angedeuteten Richtungen wagen dürfen. Denn, daß der Niveauunterschied sich auch auf die Begabungen und die Kraft ihrer Betätigung erstrecke, das wird man auch draußen im Reich — unverbesserliche Chauvinisten ausgenommen — nicht behaupten wollen. Haben sich doch hierzulande energische Talente immer, selbst unter den beschwerlichsten Verhältnissen, zu hoher Geltung gebracht. In dem elenden Laboratorium, das dem Wiener Hygieniker zu seinen Studien diente — man mußte es gesehen haben, um das Unmögliche zu glauben — hat sich Gruber seine Stellung in der Wissenschaft erobert, die in einem Ruf nach München ihre Anerkennung fand; im steten Kampf mit den engen Unzulänglichkeiten der Prager und der Wiener Klinik hat sich Kraus seine Berufung nach Berlin erstritten; trotz den kleinen Mitteln, die Rabl zu seinen Forschungen

zur Verfügung gestanden hatten, ist es ihm gelungen, seinem Namen den Klang zu verschaffen, der in Deutschland nicht ungehört blieb und seine Gewinnung für Leipzig wünschenswert machte. Und so rangen und ringen hier gar manche mit Schwierigkeiten, die anderswo nicht vorhanden sind, nach hohen Zielen. Denn diese Schwierigkeiten bestehen nicht nur für den Kliniker und den Vertreter der Naturwissenschaften, wenn sie sich auch für sie am fühlbarsten machen und, da hier der Kontakt mit dem Publikum ein engerer ist, von diesem mehr beachtet werden. Auch andere Kategorien von Forschern und Lehrern an unseren Universitäten — und hier ist der Lehrer vom Forscher nicht zu trennen — müssen unter nicht minder beschwerlichen Umständen ihre Pflicht tun, und tun sie redlich. Es sind dies namentlich die Gelehrten der philologisch-historischen, kurz der humanistischen Gruppe. Sie sind vorwiegend Buchforscher — Buch im weitesten Sinne genommen — und als solche mit ihren Studien an öffentliche Bibliotheken gewiesen. Man hat nun in früheren Jahren gelegentlich die Bibliotheksfrage für Wien aufgeworfen und erörtert. Das tut man aber schon lange nicht mehr, und auch in den Beschwerdeschriften der Fakultäten ist davon nur nebenbei, um das stärkere Bedürfnis nicht durch ein Plus aus dem Rahmen zu schieben, die Rede. Geht man jedoch nur einigermaßen auf dieses Thema ein, so zeigt sich rasch die Tatsache, daß, wer mit seiner wissenschaftlichen Arbeit an diese Anstalten und namentlich an ihre Druckwerke gewiesen ist, es hier weit schwerer hat als in anderen Hauptstädten, z. B. in Berlin oder in München, von Paris oder London gar nicht zu reden. Denn diese Städte besitzen einheitliche, genügend dotierte Staatsbibliotheken, gewöhnlich in eigenen, für starken Zuwachs von vornherein bedachtsam eingerichteten Gebäuden. Eine solche einheitliche Staatsbibliothek haben wir nicht. Dafür allerdings zwei, voneinander räumlich und administrativ getrennte Büchereien in Gebäuden, die anderen Zwecken dienen und zu dienen bestimmt sind: die Hofbibliothek mit ihren reichen Schätzen an Handschriften und seltenen alten Drucken und die Universitätsbibliothek als Studienbibliothek. Daß es nun zwei sind anstatt einer, hat den Nachteil, daß eine jede für sich dieselben Anschaffungen und Auslagen — für Zeitschriften, neue Bücher, den Buchbinder — machen muß, die sonst nur einmal gemacht zu werden brauchten, wodurch Geld, Raum und Kräfte für viel andres übrig bleiben könnten, das jetzt fehlt und fehlen muß, weil die Dotationen dieser beiden Bibliotheken überaus geringe sind und man sich nur immer wundert, wie ihre Vorstände es fertig bringen, damit doch immerhin einiges zu leisten. Kommen nun auch noch Zufälle wie der hinzu, daß eines der beiden Institute durch weitläufige Umbauten seinem Berufe auf längere Zeit entzogen wird, wie das seit mehr als Jahresfrist mit der Hofbibliothek der Fall ist, so kann die Lage des an Bücher gewiesenen Forschers eine geradezu peinliche werden. Er wird sich — was ihm übrigens auch unter normalen Verhältnissen nicht erspart bleibt — manches selbst anschaffen und damit sein Budget belasten oder an die Unterstützung durch auswärtige Bibliotheken appellieren, d. h. sich nach München oder Berlin wenden müssen. Und mit welch beschämenden Wünschen mitunter! Denn beschämend ist es, der Fremde einzugestehen, daß z. B. keine öffentliche Bibliothek Österreichs ein vollständiges Exemplar des Gothaschen Almanachs oder der englischen Parlamentsverhandlungen besitzt — oder wenigstens bis vor kurzem noch nicht besaß. Außerdem kosten solche Entlehnungen von auswärts viel Zeit, unterbrechen den Fortgang der Forschung und hindern diese überdies durch die kurz bemessene Frist, über die hinaus das ausländische Institut seine Werke nicht ent-

behren will. So vielfältig gestört und gehemmt arbeitet der an Bücher gewiesene Gelehrte in Wien unter Beschwernissen, die der Kollege in Berlin oder in München fast nicht kennt — Schwierigkeiten, die gewiß schon mancher, der von draußen hereinberufen wurde, ebenfalls in Betracht und Erwägung gezogen hat. Denn die Kritik des fertigen Werkes nimmt auf die Verhältnisse, unter denen es entstand, keine Rücksicht. Und sie soll es auch nicht. Nur derjenige, der da vom „Niveau" spricht, sollte es nicht übersehen, daß hier unter Umständen, die weit ungünstiger liegen als anderswo, schon viel Tüchtiges gelang. Ihnen zum Trotz hat sich z. B. — wenn ich von mir näher stehenden Dingen sprechen darf — das Wiener „Institut für österreichische Geschichtsforschung" unter Sickels Leitung auf eine Höhe emporgebracht, auf der es nun seit Jahrzehnten das Wanderziel junger Doktoren aus dem Reiche ist, die von hier weg ihre Eignung für das akademische Lehramt in den historischen Hilfsdisziplinen nach Hause tragen. Und wie viel heimische Talente kämpften sich nicht auch nebenher empor! Unbefangene Beurteiler draußen werden mir nicht widersprechen, wenn ich behaupte, daß mancher wohlbestallte deutsche Professor nicht unzufrieden mit sich wäre, wenn er z. B. Ludwig Hartmanns „Geschichte Italiens", Kretschmayrs jüngst erschienene „Geschichte von Venedig", Uebersbergers „Österreich und Rußland" — lauter weitausschauende Werke — verfaßt hätte, und die Autoren sind Wiener Privatdozenten, der zuletztgenannte sogar erst auf dem Wege, es zu werden. Und das sind einzelne aus einer ganzen Reihe Gleichwertiger. Da kann doch das Niveau nicht gar so viel tiefer liegen als anderswo — man müßte denn alle diese Kräfte bloß deshalb geringer bewerten, weil sie in einem Staate wirken, wo der Unterrichtsminister den Finanzminister nur selten weich zu bitten vermag und wo eine traditionelle Vorliebe für die materiellen Seiten des Lebens idealem Streben nicht völlig gerecht wird.

Und das letztere ist ein Moment, das gewöhnlich zu wenig Beachtung findet, wenn man, aus Anlaß irgend einer abgelehnten Berufung herein oder einer angenommenen hinaus, die hundert Gründe anführt, die den Gelehrten Deutschlands von Österreich ferngehalten oder den Österreicher fortgetrieben haben mögen. Und doch glaube ich, daß es nicht leichter als manches andere ins Gewicht fällt.

Menschen, die nun einmal ihr Leben an einen idealen Zweig festgeknüpft haben, kämpfen nicht bloß den Kampf ums Dasein, sondern oft mit weit mehr Drang und Eifer den um die Geltung. Und da ist es nicht zu leugnen, daß die Geltung des Gelehrten und seines Standes in Österreich, und insbesondere in Wien, auf einer viel tieferen Stufe — oder wollen wir auch hier „Niveau" sagen? — steht als draußen, und sicher, daß die drohende Einbuße an sozialer Wertschätzung schon manchen abgehalten hat, zu uns zu kommen. Zu uns, wo die „vornehmen" Zirkel, mit wenig Ausnahmen, aus Scheu, sich im Gespräch mit dem Bessergebildeten eine Blöße zu geben, die ihrem angeborenen Ansehen schaden könnte, lieber von ihm fernbleiben, wo etwas von diesem »Noli me tangere« auch auf die Bureaukratie abgefärbt hat, und wo die „besseren" Kreise des höheren Mittelstandes dem Wissenschaftsmenschen zwar nicht aus dem Wege gehen, aber ihn doch noch lieber bei sich aufnehmen, wenn er — für alle Fälle — etwas Bridge oder Tarock spielen kann. In der Regel freilich erfahren es auch sie erst aus der Zeitung, was das für ein hervorragender Mann war, der da gestern starb. Das alles ist nun draußen — von ganz oben bis nach tief unten — anders. Nicht daß dort die Durch-

schnittsbildung um so viel höher stünde als bei uns, nein, aber die Achtung vor der Bildung und ihren Vertretern ist mit ein Requisit derselben. Und dazu kommt, daß man dort weiß, was man besitzt und was man besitzt ins Licht rückt, während hierzulande das Gute und Tüchtige, wenn man es überhaupt kennt, wie etwas Selbstverständliches hingenommen, das Üble aber fast mit Behagen festgestellt, gerügt, verurteilt, oft übers Maß verurteilt wird. Wen mag es da wundern, wenn jenseits unserer Grenzen der Satz vom „sinkenden Niveau" der geistigen Kultur in Österreich fast schon zum Gemeinplatz geworden ist? Wen mag es wundern, wenn dort rückständiger Chauvinismus die These möglichst oft mit Betonung vorträgt? Und nicht immer ist es so leicht, solche selbstgefällige Enunziation in ihrer Haltlosigkeit zu erweisen, wie in dem folgenden Falle:

Da haben zwei, ein Berliner und ein Wiener Professor der Geschichte, über denselben Gegenstand — über Napoleon I. — Bücher geschrieben; der Wiener vor längerer Zeit ein dreibändiges Werk, das jetzt in zweiter Auflage erscheint, der Berliner vor ganz kurzem einen kleinen, reich illustrierten Band. Die beiden sind über ihr Thema verschiedener Auffassung: der Wiener vertritt die kritische, der Berliner die apologetische Richtung; der erste sucht seine Anschauung durch Belege zu rechtfertigen, der zweite unterläßt es, wohl durch die populäre Fassung seiner Schrift daran gehindert. Und nun erscheint in dem jüngsten Jännerheft einer preußischen Monatsschrift eine vergleichende Besprechung des Wiener Werkes und des Berliner Buches von einem dortigen Dozenten, der den „Napoleon" aus Österreich tief herabsetzt und den aus Berlin hoch darüber emporhebt. Jeder unkundige Leser der Zeitschrift kann daraufhin gar nicht anders, als den bekannten Satz von der Niveaudifferenz durch ein neues Exempel bestätigt finden. Kundige freilich, die sich in der Napoleon-Literatur umgesehen haben, das Buch des Wieners kennen und das des Berliners selbständig zu beurteilen vermögen, werden — vielleicht nicht ohne Befremden — zu einem ganz andern Schluß gelangen. Denn sie werden gewahren, daß der Berliner Forscher dem Wiener Kollegen die Ehre erwiesen hat, dessen Buch nicht nur für weite Partien des seinigen zur alleinigen Vorlage zu wählen und vertrauensvoll zu exzerpieren, sondern ihm auch ganze Stellen wörtlich zu entlehnen, und zwar der vor Jahren erschienenen und heute in manchen Details bereits überholten Auflage. So z. B. schreibt

der Wiener:

(„Napoleon I.", 2. Band, S. 1.)

„Zahllose Fremde — zumeist Engländer — pilgerten nach Paris, um die zu unsterblicher Bedeutung gelangten Stätten der Revolution zu besuchen und den großen Mann zu sehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hatte."

der Berliner:

(„Napoleon", S. 97.)

„Aus ganz Europa strömten die Fremden nach Paris, um den Mann zu sehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hatte."

der Wiener:

(3. Band, S. 85.)

„Seit Anfang November (1812) begannen sich die Nachtfröste immer fühlbarer zu machen. Die Soldaten waren meist zu leicht gekleidet und litten nicht wenig. Auch vom Hunger; denn was man aus Moskau von Lebensmitteln mit fortgenommen, war bald völlig aufgebraucht u. s. w."

der Berliner:

(S. 169.)

„Seit Anfang November gab es stärkere Nachtfröste; um so schlimmer in den leichten Kleidern den Hunger zu ertragen. Denn die Lebensmittel, die man von Moskau mitgenommen, waren bald aufgebraucht . . ."

(3. Band, S. 216.)

„Bald wurde es öde um den gestürzten Kaiser . . . (Napoleon zur Garde:).

Er hätte seine Existenz enden können, aber er wolle weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Großtaten seiner Krieger zu verkünden. Dann küßte er den General Petit, der die Garden kommandierte, küßte ihre Fahne, rief seinen ‚alten Brummbären' noch einen letzten Gruß zu und fuhr von dannen."

(S. 181.)

„Nun ward es öde um den Kaiser . . . (Napoleon zur Garde:).

Daß er seine Existenz hätte enden können, aber er wolle weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Taten seiner Krieger zu verkünden. Er küßte den General, küßte die Fahnen, rief seinen Braven noch einen letzten Gruß zu und fuhr davon."

Und das sind noch lange nicht alle Stellen, die so aus einem Buch in das andere hinüberwanderten. Wo bleibt nun da das Niveau? Allerdings, der Wiener Forscher läuft jetzt Gefahr, daß, wenn nächstens sein Werk in neuer Auflage vollendet sein und natürlich alles das wieder enthalten wird, was der Berliner Kollege sich unterdes angeeignet hat, oberflächliche Leser auf den Gedanken kommen könnten, der Mann an der Donau sei dem geistigen Eigentum des Mannes an der Spree in so auffallender Weise nahegetreten, was ja am Ende nur der landläufig gewordenen Vorstellung entspräche. Und doch ist es umgekehrt.

Von den Schätzen des alten Hexenmeisters.

Eine Fabelei von Rosa Mayreder.

Kein Haus auf der Welt konnte netter gehalten sein, als das des alten Hexenmeisters. Schneeweiß war es getüncht, mit blauen Fensterrändern, die etwas Unschuldiges und Gemütvolles hatten; und spiegelblank blitzten die Fensterscheiben in der Märzensonne.

Der alte Hexenmeister stand vor der Haustür. Er war in Schlafrock und niedergetretenen Hausschuhen. Auch ein gehäkeltes Käppchen hatte er auf, dessen Quaste ihm über's Ohr hing. Den braunen Ulmerkopf, aus dem er schmauchte, nahm er von Zeit zu Zeit aus dem Munde, um auszuspucken. Ganz wie ein ehrsamer bürgerlicher Hausvater stand der alte Hexenmeister vor seiner Tür und ließ die Märzensonne auf sich scheinen.

Da kam ein Spatz geflogen, hüpfte mit raschen Sprüngen bis an seine Füße heran, piepste und flog wieder davon.

„Aha!" sagte der alte Hexenmeister und ging ins Haus.

Dort machte er gleich Toilette. Den Schlafrock vertauschte er mit einem pelzverbrämten Talar, das gehäkelte Käppchen mit einem schwarzen Samtbarett; er zog gelbe Schneppenschuhe an und schmückte den Zeigefinger seiner rechten Hand mit einem kostbaren alten Bischofsring. Die Pfeife verbarg er hinter dem Ofen. Auf die Räucherpfanne, die dort lag, schüttete er eine Handvoll gepulverten Thymian, dessen Geruch bieder und gelehrt zugleich ist. Dann setzte er sich ans Fenster, zog die grüne Gardine ein wenig vor, um ein vorteilhaftes Helldunkel zu erzeugen, und schlug einen großen, in Schweinsleder gebundenen Folianten mit krausen, fremdartigen Lettern und geheimnisvollen Zeichen vor sich auf. So, das Haupt auf die Hand gestützt, im vollen Ornat seiner Weisheit, erwartete er den angekündigten Gast.

Als es an der Tür klopfte, war er so vertieft in seinen Folianten, daß er weder hörte noch sah. Er wollte dem Ankömmling Gelegenheit geben, unbeachtet einzutreten und die Stimmung des Interieurs auf sich wirken zu lassen. Erst als er in unmittelbarer Nähe neben sich ein Räuspern hörte, blickte er auf.

„Gelobt sei der Gott, dem du dienst," sagte er würdevoll.

Der Knabe, der vor ihm stand, antwortete lachend: „Um Mißverständnissen vorzubeugen — ich diene keinem." Er sah sich mit einem Nasenrümpfen, das auf seiner schnippischen kleinen Nase sehr hübsch anzusehen war, in dem Raume um. „Überhaupt, verehrter Meister — pardon, aber ich pflege mit meinen Eindrücken nicht hinterm Berge zu halten — überhaupt hab' ich mir dieses Milieu anders vorgestellt. Ich bin überrascht, alles so braun zu finden, so dunkel, mit einem Worte: so unmodern. Sollte ich mich in der Adresse geirrt haben? Hier riecht es ja — pardon, verehrter Meister, aber es riecht hier wirklich wie bei einem Dürrkräutler!"

„Du bist also noch niemals in einer Hexenküche gewesen?" fragte der Alte, ohne seine Miene zu verändern.

„Soll das hier eine Hexenküche sein? Die hab' ich mir auch anders vorgestellt. Hier gibt es ja nichts als Bücher, Bücher und wieder Bücher. Schweinslederne Rücken bis an die Decke! Und obendrein — pardon, verehrter Meister, aber die schweinsledernen Rücken sehen wirklich so aus, als ob sie nur aus Papiermaché wären."

Da stand der Alte auf und reichte dem Knaben die Hand. Er schüttelte sie mit einem so kräftigen Händedruck, daß dem Knaben das Wasser in die Augen trat. „Bravo, junger Mann," sagte er mit einem Schmunzeln, das unter seinem langen, ehrwürdigen Barte wie ein wohlwollendes Lächeln hervorkam, „ich sehe, du bist über die Anfangsgründe hinaus. Du durchschaust die Hilfsmittel, mit denen man Neulinge kaptivieren muß —"

Der Knabe nahm diese schmeichelhafte Eröffnung wie etwas Selbstverständliches hin. Er zwinkerte nur ein wenig mit seinen klugen schwarzen Augen, um das Wasser unauffällig daraus zu vertreiben.

„Da wir uns so rasch gefunden haben," fuhr der Hexenmeister sehr freundlich fort, „so darf ich dich wohl bitten, mir ohne Umschweife zu sagen, womit ich dir dienen kann?"

„Ja, ich liebe die Umschweife nicht. Man verliert zu viel Zeit dabei. Und ich möchte so rasch als möglich vorwärts kommen. Ich möchte Erfolg haben, sogleich, beim ersten Anlauf. Da muß man wohl ein wenig hexen können. Deshalb wende ich mich an Euch, verehrter Meister. Der Ruhm Eurer Kunst, der weit über die Gaue eures Vaterlandes reicht, hat mich bewogen —"

„Du überschätzest mich, lieber junger Freund. Ich getraue mich zwar, minderen Geistern das eine oder andere zu lehren, womit man sein Glück in der Welt machen kann — aber ein so eingeteufelter Bursche wie du, wozu braucht der einen Lehrmeister aus der alten Schule, wie mich?"

„Sollten wir nicht aufhören, uns gegenseitig Komplimente zu machen? Verehrter Meister, ich gestehe, ich würde mich wohl im stande fühlen, meinen Weg allein zu finden Doch wie gesagt, ich möchte keine Zeit verlieren. Ein Lehrer kann den Weg verkürzen, er kann dem Schüler Zeit ersparen. Ich habe gehört, daß Ihr eine Sammlung der besten und wirksamsten Zaubermittel besitzt, und unter Umständen nicht abgeneigt seid,

etwas davon abzugeben. Nun, wenn einer dazu angetan ist, Eurer Schule Ehre zu machen, so bin ich es. Öffnet mir also ungesäumt die Pforten Eures Museums und laßt mich wählen, was mir frommt."

Der Alte rieb sich die Nase. Dann wies er mit einer verbindlichen Handbewegung nach einem eisenbeschlagenen Pförtchen, das sich im Hintergrund zwischen die hohen Büchergestelle zwängte. Von dort holte er einen mächtigen Schlüsselbund herab und klapperte langwierig unter den zahllosen Schlüsseln, bis er den rechten fand.

Als das Pförtchen aufsprang, wollte der Knabe eilends eintreten. Aber der alte Zauberer hielt ihn zurück. „Gemach, mein Freund! Du weißt, umsonst ist der Tod — und sonst nichts. Zwar würd' ich gerne meine bescheidenen Schätze in gemeinnütziger Weise dem allgemeinen Wohle zur Verfügung stellen, allein —"

„Ohne Umschweife, verehrter Meister, was begehrt Ihr?" unterbrach ihn der Knabe, der an der Schwelle vor Begierde brannte. „Ich bin nicht gerade in der Lage, übermäßige Honorare zu zahlen; doch hab' ich beschlossen, mein Erbteil an meine Ausbildung zu wenden, und wenn ihr wünscht, daß ich im vorhinein erlege, was ich schuldig bin —"

Der Alte rieb sich wieder die Nase. Das war eine unangenehme Gewohnheit von ihm, fand der Knabe. Aber diese Regung der Antipathie ging vorüber, als er hörte, der Alte habe es durchaus nicht auf Geld abgesehen. Nein, mit Geld sei von ihm nicht das geringste zu erreichen. Das habe er gottlob nicht nötig. Er könne gottlob seinen Liebhabereien leben. Und eine Liebhaberei von ihm wären solche schöne, leuchtende, feuerfarbene Haare, wie sie dem Knaben auf die Schultern fielen. Solche feuerfarbene Haare liebe er über die Maßen. Die möchte er abschneiden und behalten —

„Nur zu!" rief der Knabe erleichtert. „Ich weiß ja doch, daß ich nicht, wie Simson, meine Kraft in den Haaren trage —"

Er hatte schon gefürchtet, noch auf der Schwelle den Zutritt zu den ersehnten Schätzen zu verlieren. Denn wie hätte er eingestehen können, daß sein ganzes väterliches Erbe in zwei beschnittenen Dukaten bestand, die er in einem Ledersäckchen auf der Brust trug? Sein Vater war ein einfältiger, alter Mann gewesen, der nichts von den geheimen Künsten verstand, mit welchen man in der Welt ein ersprießliches Fortkommen findet; da hatten seine Kinder freilich nicht viel Beschwer, als sie nach seinem Tode ihr Erbe teilten!

Der Hexenmeister machte sich gewandt ans Haarschneiden. Ritsch, ratsch — und schon waren die langen, feuerfarbenen Strähne in seiner Tasche. Kühl wehte es dem Knaben um den entblößten Hals.

Dieser kühle Luftzug kam aus dem Pförtchen. Es führte in einen langen, finstern Gang, der so schmal war, daß der Knabe mit seiner schlanken Jugendgestalt gerade hindurchschlüpfen konnte. Ihn überlief's, als er sah, wie vor dem stattlichen Bauche des alten Zauberers die Wände zurückwichen, damit er passieren konnte.

Der Gang mündete in ein enges Kellergewölbe, das ein spärliches Licht hoch oben von einem kleinen Fenster erhielt. In die dumpfe Moderluft mischte sich ein Geruch wie von Rauch und ausgeblasenen Kerzen; der legte sich dem Knaben beklemmend auf die Brust und verursachte ihm Herzklopfen. Um sich nichts anmerken zu lassen, sagte er nach der schon bewährten Methode lachend: „Hier riecht es ja, pardon, verehrter Meister, hier riecht es ja wie in einer Sakristei" — aber sein Lachen klang unter dieser Wölbung hohl und er erkannte seine eigene Stimme nicht.

Zudem streifte ihn der Alte mit einem Blick aus den Augenwinkeln, bei dem sich nicht unterscheiden ließ, ob es Humor oder Bosheit war, was darin funkelte. „Gewiß, mein Freund!" sagte er. „Es ist sehr wichtig, daß man sich immer in einen angemessenen Geruch setzt. Adoratio kommt von odoratio, heißt es im Latein der Hexenküche. Zu deutsch: Man muß sich aufs Räuchern verstehen."

Mit diesen Worten schloß er einen großen, schwarzen Kasten auf, der inwendig in unzählige Laden und Lädchen geteilt war. In dem obersten Schubfach lagen die Räucherpulver. Damit konnte man blauen Dunst jeder Art machen. Da gab es ein schwarzes, kristallinisches Pulver, das erzeugte eine Atmosphäre der Frömmigkeit und der Glaubensstärke; ein rotes, körniges, das war für Freiheit und Gleichheit; ein schwarzrotgoldenes, das brachte gleich einen Geruch von Mannesmut und Überzeugungstreue hervor; ein himmelblaues, rundes, das machte einen Wind von Aufklärung, Humanität und Fortschritt; ein gelbes, scharfkantiges, das erfüllte die Luft mit Klassenbewußtsein — und viele andere Gattungen. Sie waren fein säuberlich sortiert, jede in ihrem Lädchen für sich. Beim Gebrauch nahm man eine Prise zwischen Zeigefinger und Daumen und streute sie auf eine Räucherpfanne. „Wer aber nicht geübt ist im Geisterbeschwören," sagte der Hexenmeister warnungsvoll, „der verbrennt sich dabei die Finger. Auch darf ein einzelner nie zwei Sorten zugleich in Gebrauch nehmen; hintereinander kann er wohl alle abbrennen, auch in beliebiger Reihenfolge, aber da muß er schon ein ausgelernter Meister der magischen Pyrotechnik sein, sonst fliegt er mitsamt seinem Feuerwerk in die Luft."

Hierauf ging er die Urnen und Phiolen durch. Sie enthielten alle Salben, mit denen ein Meister gerieben sein muß, Mixturen und Elixiere von großer Kraft, nach uralten, hochgeheimen Rezepten bereitet, die niemals niedergeschrieben und nur durch mündliche Überlieferung unter den Eingeweihten erhalten werden. Darunter waren so gefährliche Gifte, daß der Hexenmeister nicht einmal ihren Namen auszusprechen wagte. Der Knabe mußte sich, wie ungebärdig er sich auch stellte, mit den gewöhnlicheren Tinkturen zufrieden geben. Doch waren die auch nicht zu verachten — zum Beispiel ein brauner, klebriger Saft, bitter wie Galle und ätzend wie Lauge; von dem genügte ein Tröpflein, auf einen Gegner gespritzt, um einen unaustilgbaren Fleck zu hinterlassen; oder ein anderer, gelb und ölig, mit einem zudringlichen, süßen Parfüm, der dazu diente, diejenigen einzuseifen, die man für sich gewinnen wollte; oder gar jene narkotischen Essenzen, mit welchen man sich bestrich, um sich in die verschiedensten Gestalten zu verwandeln! Das Besondere daran war, daß sie nicht bloß für die andern den Schein dessen erweckten, was man vorstellen wollte, sondern daß man, so lange ihre Wirkung vorhielt, selber glaubte, es zu sein — unschätzbare Zaubertränke, von denen der Hexenmeister nur zögernd dem Knaben einige Näpfchen füllte.

Hingegen langte er bereitwillig eine schöngeformte, tiefgrüne Flasche herab, die dem Knaben in die Augen stach. Wundersam leuchtete ihr Inhalt mit goldenen Funken durch das dunkle Glas; sie war schwer mit blutrotem Wachs verschlossen, auf dem ein herrliches Sigillum sich rein und deutlich ausprägte.

„Das ist das Siegel Salomonis," sagte der Hexenmeister nicht ohne Feierlichkeit. „Durch die unvergleichliche Gewalt seiner Magie ist ein Geist in dieses Gefäß gebannt, der dir dienstbar sein und alle Taten verrichten wird, nach denen dein Sinn steht, ein

mächtiger spiritus familiaris, mit dessen Hilfe du dich von allen anderen Menschen unterscheiden und stets etwas vor ihnen voraus haben kannst."

Die Augen des Knaben erweiterten sich vor Begier; er fand kaum Atem genug, um zu sagen: „Und diese Flasche soll mir gehören? Ich werde das Siegel Salomonis besitzen? Ein mächtiger Geist wird mir dienstbar sein?"

„Versteh mich recht," antwortete der Alte und lächelte fein. „Ich hoffe doch, du bist nicht der Meinung, daß man das echte Siegel Salomonis so im Handumdrehen erwirbt? Ich hoffe doch, du weißt, daß dieser hohe Talisman immer nur den allerwenigsten zugänglich war, nur denen, die unter einem besonderen Stern geboren sind? Nein, mein Freund — dieses Siegel und diese Flasche hier sind eine Nachahmung. Was da drinnen so leuchtet, ist kein Geist — es ist bloß Franzbranntwein mit ein wenig Rauschgold vermengt. Für die Augen der Menge aber tut das denselben Dienst. Du mußt nur wissen, wie du damit umzugehen hast. Merke wohl auf: erzähle so viel du kannst von deinem Schatz; preise ihn laut, posaune ihn aus. Laß keine Gelegenheit vorübergehen, seine magischen Kräfte zu rühmen und die Wunder zu schildern, die du mit seiner Hilfe schon vollbracht hast. Hie und da darfst du ihn auch herzeigen — aber nur jeweils einem allein, unter der Versicherung, daß nur die ganz seltenen Menschen fähig sind, dieses Anblicks teilhaftig zu werden. Glaube mir, dein Ruhm und deine Macht werden bald so groß sein, als besäßest du den echten Talisman."

Dennoch wurde der Knabe nachdenklich. Er betrachtete die Flasche von allen Seiten. Unentschlossen wendete er sie hin und her und schien das richtige Wort nicht zu finden. Endlich fragte er: „Und wenn ich nun doch den echten Talisman erwerben wollte? Was müßte ich da tun?"

Der Alte zuckte die Achseln. Den echten Talisman? Wozu denn? Sei etwa das Schicksal derjenigen, die ihn besäßen, so beneidenswert? Müßten sie ihn nicht mit ihrem Herzblut bezahlen, mit Entbehrungen und Leiden so grausamer Art, daß der Uneingeweihte sich gar keine Vorstellung davon machen könne? Und der Nachruhm schließlich — das einzige, was sie vor den Besitzern der Imitation voraus hätten — sei doch ein recht problematisches Gut. Habe sich nicht längst eine in diesem Punkt maßgebende Persönlichkeit dahin geäußert, daß sie lieber ein lebendiger Hund als ein toter Löwe wäre —?

Während er also redete, zog er eine Lade am Fuß des Kastens auf und stöberte in dem rostigen Eisenzeug herum, womit sie gefüllt war. Unter alten Dolchen, Schwertklingen, Ketten und ähnlichem Gerümpel holte er einen zackigen Reifen hervor. Der war mit Dornen umflochten und dicke, rote Tropfen klebten reichlich daran.

„Hier hast du das Abzeichen der Märtyrerschaft," sagte er schmunzelnd; „es wird die Wirkung deiner Flasche zu einer völlig täuschenden machen, wenn du es im geeigneten Augenblick auf deine Stirne drückst. Du brauchst dich nicht zu fürchten: die Dornen sind alle stumpf und das Blut ist mit Ölfarbe daraufgemalt. Auf diese Weise ersparst du dir die Leiden und genießest doch den Ruhm derer, die um ihres Talismans willen verfolgt und gepeinigt werden."

Der Hexenmeister lachte laut; und jetzt stimmte der Knabe befriedigt ein.

„Um aber deine Ausrüstung ganz zu vollenden," fuhr der Alte fort, „will ich dir nunmehr ein Stück vom Allerfeinsten zeigen, was die neuere Magie hervorgebracht hat."

Er öffnete den großen Kleiderschrank. Da hingen in reichhaltiger Auswahl Gewänder für alle Posen, königliche Purpurmäntel und Hohepriestertalare, großblumige Brokate und weißseidene Flügelkleider, korrekte, wohlgebürstete Staatsfräcke, biedermännische Flausröcke und schlichte Handwerkerkittel — alle so eingerichtet, daß man sie in einer Nußschale mit sich tragen und im Nu überwerfen konnte.

Der Knabe musterte noch, unschlüssig seiner Wahl, die Garderobe, als der Alte aus einer Haselnuß ein köstliches Gewebe entfaltete. Es war ein fleischfarbenes Trikot — der erdenklich vollkommenste Überzug für eine menschliche Gestalt, mit Invisibleverschluß hinten auf dem Rücken und einem ehrbaren kleinen Feigenblatt aus Seidenstoff an der dazu bestimmten Stelle.

„Alle diese magischen Gewänder, die praktischen sowohl als die ästhetischen," sagte er und hielt das Trikot an den Achselteilen in die Höhe, daß es in seiner vollen Länge wie eine abgestreifte Schlangenhaut herabhing, „alle diese magischen Gewänder würden ihre volle Wirkung verfehlen, wenn du nicht bei geeigneten Anlässen dein Inneres zu entblößen verständest. Nur auf diese Weise kannst du alle Konkurrenten schlagen; das wirkt noch, wenn sonst nichts mehr verfangen will. Aber es ist eine mißliche Sache um die Nacktheit. Sie kleidet nicht jeden; man muß verdammt gut gewachsen sein, um sich nicht zu blamieren. Überdies ist auch die schönste Nacktheit den Augen der Tugendhaften anstößig und beleidigt die Frommen. Wer sich nicht vorsieht, den steinigen sie, sobald sie seine Blöße erblicken. Dies Zauberkleid aber befriedigt die Schaulust, ohne den Anstand zu verletzen; es beruhigt die Gewissen, ohne die Augen zu verkürzen. Damit darfst du die kühnsten Sprünge wagen; man wird dich als einen Meister und Helden der Wahrheit lobpreisen und deinen Ruhm in alle vier Winde tragen ..."

Reich beladen mit Schätzen solcher Art schickte sich der Knabe zum Gehen an. Sein Abschied war kurz; er konnte es kaum erwarten, in die Welt zu treten. Der alte Hexenmeister entließ ihn zuvorkommend durch eine geheime Öffnung, die nach dem Hofe hinaus gleich ins Freie führte.

„Da du es so eilig hast, mein Freund, erspare ich dir jeden Umweg," sagte er. „Du weißt ja: der Weg durch die Hintertüren ist allemal der kürzeste."

Hinten im Hofe war das Haus nicht ganz so sauber wie vorne. Schlammige Pfützen standen auf dem ungepflasterten Boden, Kehricht und Unrat lagen gehäuft, die Wände starrten von Schimmel und Schmutz. Der Knabe hob sich auf die Zehen, um sich im Vorbeigehen nicht zu verunreinigen — da stolperte er, und pardauz! lag er auch schon der Länge nach auf dem Boden. Fluchend erhob er sich. Wie war sein Wämslein zugerichtet! Bis auf den Hut war er bespritzt! Sollte er also besudelt in die Welt hinausgehen? Ein gutes Fleckreinigungsmittel, das hatte der Alte ihm mitzugeben vergessen!

Als er sich zurückwandte, um es zu fordern, sah er den alten Hexenmeister noch im Hofe stehen. Er schien ganz in sich versunken; er murmelte in seinen Bart hinein und seine Hände bewegten sich unheimlich in einem sonderbaren Spiel. Sie nestelten, sie knüpften, sie flochten und spannen geräuschlos und flink. Mit Unbehagen nahm der Knabe wahr, daß es seine schönen, feuerroten Haare waren, mit denen die Hände des Alten spielten. Er blieb vor ihm stehen wie angewurzelt.

Plötzlich warf der Zauberer etwas in die Luft. Zugleich spürte der Knabe ein leichtes Würgen wie von einer haarfeinen Schnur, die zusammengezogen wird. Er fuhr

sich an den Hals, um die Schlinge zu zerreißen — aber es war nichts zu greifen. Da überfiel ihn ein panischer Schrecken. Im blinden Drang, zu entfliehen, machte er einen Satz — aber er fühlte sich von einer unsichtbaren Gewalt zurückgerissen und mußte auf dem Flecke bleiben. Wie eine Fliege, die blitzschnell von einer Spinne mit einem einzigen Faden umwickelt wird, daß sie sich nicht mehr rühren kann, so war er hilflos festgebannt.

Mutwillig zog der alte Hexenmeister den magischen Faden an, bis dem Knaben Hören und Sehen verging. Dann ließ er wieder locker und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Du Eilewind, du brennendes Füchslein, du Honigvogel!" sagte er und hielt sich den Bauch vor Lachen. „Hast du gedacht, daß du so leichten Kaufes mit meinen Schätzen davongehen kannst? Na, geh' nur zu! Dies härleinfeine Schnürchen wird dich nicht beschweren. Es ist gar lang; du kannst deinen Honig holen, wo dich's gelüstet — nur werd' ich dich dabei am Schnürchen haben, an diesem härleinfeinen Schnürchen werde ich dich haben, damit du künftig nicht vergißt, von wo du ausgeflogen bist."

Die Erziehung zur Arbeit.

Von Dr. Hans Kleinpeter.

In einem früheren Artikel dieser Zeitschrift* wurde auf die Notwendigkeit verwiesen, durch entsprechende Verzweigung der Mittelschule nach oben, die übrigens an eine einheitliche Unterstufe anknüpfen kann, geeignete Vorbereitungsstätten für die höheren wissenschaftlichen Studien zu schaffen, denen bei ihrer gegenwärtigen Mannigfaltigkeit und dem gesteigerten Ausmaße an vorbereitendem Wissen, das sie nun erfordern, nicht mehr durch ein oder zwei Schultypen allein genügt werden kann, die noch dazu den größten Teil der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit auf sprachliche Studien verwenden, so daß für die eigentliche wissenschaftliche Vorbereitung nur ein ganz unzulängliches Stundenausmaß zur Verfügung bleibt.

Dieser Mangel unserer Mittelschule, der sich daraus erklärt, daß man es verabsäumt hat, diese den geänderten Zeitverhältnissen entsprechend anzupassen, ist nicht der einzige. Ich selbst habe bereits bei mehreren Gelegenheiten** auf einen zweiten mir hinzuweisen erlaubt, der wohl noch mehr in die Wagschale fällt und sich gleichfalls durch die historische Entwicklung erklärt. Ich komme auf ihn aus dem Grunde zurück, weil ihm nicht nur eine hohe wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung beizumessen ist, sondern weil auch fremde Nationen in steigendem Grade ihm Rechnung zu tragen beginnen und selbst im benachbarten Deutschen Reiche, dem in Mittelschulfragen vielleicht rückständigsten Lande von ganz Europa, wenigstens von privater Seite vielverheißende Anstrengungen in dieser

* „Die Aufgabe der Mittelschule in der Gegenwart", IV. Bd., S. 49 f. (10. Aug. 1905).

** Vgl. z. B. „Das Bildungsideal des XVIII. Jahrhunderts und die Gegenwart." Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, 19. Okt. 1904; „Die Bedeutung der modernen naturwissenschaftlichen Erkenntniskritik für die Organisation des höheren Schulwesens", „Arch. f. Pädagogik", 1903, S. 308 ff.

Richtung unternommen worden sind. Ich will mir erlauben, einen dieser praktischen Versuche näher zu schildern und hoffe, daß sich auch bei uns, wo vielleicht die Verhältnisse in mehr als einer Richtung günstiger liegen, bald werktätige und patriotische Hände finden werden, die Ähnliches zu erstreben versuchen.

Unsere Mittelschule ist gegründet auf das Prinzip der allgemeinen Bildung, die nach den Grundsätzen der bei der Organisation unseres Schulwesens maßgebend gewesenen Herbartschen Philosophie auf rein intellektuellem Wege — durch Zufuhr geeigneter Vorstellungsmassen — vermittelt werden sollte. Für die Entwicklung dieses Bildungsideals war das XVIII. Jahrhundert mit seinen vorwiegend literarästhetischen Interessen, oder wenn man noch weiter zurückgeht, die Zeit Ludwigs XIV. maßgebend. Hier wurde das Schlagwort von der allgemeinen Bildung, von der harmonischen „Ausbildung des Geistes" geprägt. So wie man alles unter einem ästhetischen Gesichtspunkte zu betrachten sich gewöhnt hatte, sah man auch die Erziehung des menschlichen Geistes als eine Art Kunstwerk an. Manche noch heute in der Pädagogik beliebte Phrasen datieren auf diesen Ursprung zurück. Allein demgegenüber muß festgehalten werden, daß die Tätigkeit des Pädagogen mit der des Künstlers nichts Wesentliches gemein hat. Ein Charakter ist nicht für ästhetische Betrachtung von Seite anderer da; er hat in sich Selbstzweck. Charaktere nach ästhetischen Gesichtspunkten modeln zu wollen, wäre eine Art pädagogischen Sports, die zwar für den Pädagogen einen Reiz haben kann, aber für den davon Betroffenen von Übel wäre. Allgemeine Bildung ist überdies heute unmöglich, sie würde nur mehr ein seichtes Halbwissen bedeuten können.* Gleichfalls unrichtig ist die intellektualistische Ansicht Herbarts, daß all unser Tun und Treiben durch die zugeführten Vorstellungen geregelt werde. Der Mensch ist nicht nur ein denkendes Wesen, er ist zugleich, und zwar in weit höherem Grade auch Tier, Maschine. Das heißt, unterwirft man die Handlungen des Menschen einer näheren Betrachtung, so findet man, daß nur wenige durch denkende Überlegung, durch den Einfluß von Vorstellungen geleitet werden, einen weit größeren Anteil hingegen Instinkt und Gewohnheit einnehmen. Die Zahl der verschiedenen unbewußten Handlungen überwiegt weitaus die der bewußten. Auf die Einübung geeigneter Reaktionen kommt es bei der Erziehung aber vorzugsweise an. Die Erziehung muß eine Erziehung zum Handeln sein.

Zu dieser Einsicht führt auch die Betrachtung der Kultur des XIX. Jahrhunderts im Vergleich zu der des XVIII. Seitdem sich die Bevölkerungsziffer Europas verdreifacht hat, ist Arbeit das Losungswort der neuen Zeit geworden, Erziehung zur Arbeit dasjenige, was wir von der Schule fordern. Niemand schickt heute seine Söhne zum Vergnügen ins Gymnasium, etwa zur Unterhaltung ihres Geistes, jeder wünscht, oder möchte doch wenigstens wünschen, daß sie zu einer bestimmten künftigen Tätigkeit erzogen werden.

Betrachtet man die faktischen Verhältnisse, so muß man leider zugestehen, daß die heutige Schule mehr zur Faulheit als zur Arbeit erzieht. Und dies, trotzdem in mancher Hinsicht eine Überanstrengung nicht geleugnet werden kann. Geringe Leistungsfähigkeit verbunden mit körperlicher Überanstrengung sind die Hauptvorwürfe, die der heutigen Schule gemacht zu werden pflegen, und zwar beide, trotz des scheinbaren Widerspruches,

* Schon Goethe, auf den man sich gern zu berufen pflegt und der gleichsam an der Scheidegrenze des alten und neuen pädagogischen Ideals steht, sagt: „Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen."

nicht mit Unrecht. Der Widerspruch klärt sich auf, wenn man die Einseitigkeit der Belastung berücksichtigt.

Die Zeit, innerhalb welcher der Schüler in der Schule wirklich selbsttätig ist, ist trotz aller nicht immer sonderlich schönen Kunstgriffe der modernen Pädagogik immer eine recht minimale. Nach psychologischen Gesetzen kann dies auch gar nicht anders sein. Nur die sogenannte passive Aufmerksamkeit ist einer längeren Dauer fähig. Nun verlangt sie aber Interesse an der Sache und woher soll dieses kommen? Unser Lehrplan ist ein Sammelsurium von allerlei möglichen Dingen, die nur das eine gemeinsam haben, daß sie mit dem Interessenkreise des Kindes so gut wie keine Beziehungen gemein haben. Daher wird in der Schule mit einer großen Unökonomie gewirtschaftet; das Erreichte steht in keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Mitteln.

Jedem Eindrucke muß nach einem Ausspruche James' ein Ausdruck entsprechen; der Unterricht muß in Reaktionen fortschreiten, und das ist nur möglich, wenn jedes Kind seine eigene Arbeit hat. Vorzüglich manuelle Beschäftigung, die aber auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sein muß, wird somit das beste Unterrichtsmittel sein.

Praktische Beschäftigung, körperliche Arbeit, wenn man so sagen darf, ist aber nicht nur von hohem erziehlichen Werte an sich, sondern sie ist auch eine unumgängliche Vorbedingung eines jeden Sachunterrichtes. Man spricht heute gern und viel vom Anschauungsunterrichte; daß aber Selbsttätigkeit des Schülers ein notwendiges Korrelat desselben ist, ohne die jener gar nichts leistet, hat schon vor einigen hundert Jahren Komenius erkannt; er fürchtet, daß die Schüler, „wenn sie nur hören und schauen sollen, stumpf werden", daher müsse man ihnen „die Ausübung gestatten, ja sogar einschärfen und ernstlich dazu anhalten. Alles, was der Lehrer lehrt, soll er sie nachahmen heißen und darauf achten, wie sie nachahmen; und soll jeden Abirrenden bald zurechtweisen: Dann wird wahrlich bei der Tätigkeit bald die Lust zur Tätigkeit erwachen". Ein verhängnisvoller Irrtum wäre es, zu glauben, daß Anschauungen durch bloßes Anschauen gewonnen werden; weder das bloße Vorführen von Bildern noch das Zuschauen bei Experimenten kann einen irgendwie in Betracht zu ziehenden Wert vorstellen. Unsere ganze Methode naturwissenschaftlichen Unterrichtes ist durchaus schlecht und beinahe völlig wertlos. Man muß nur Abiturienten unserer Mittelschulen, die einen nach den hergebrachten Begriffen guten naturwissenschaftlichen Unterricht genossen haben, in unbewachten Momenten belauschen, um sich von der gänzlichen Erfolglosigkeit des erteilten Unterrichtes zu überzeugen. Examenerfolge besagen nichts, es verhält sich mit ihnen ähnlich wie mit den Antworten des „klugen Hans".

Zwei Länder haben bereits die Notwendigkeit einer völligen Umgestaltung des ganzen bisherigen naturwissenschaftlichen Unterrichts erkannt und die Reform bis zum Ende durchgeführt; es sind dies Nordamerika und England. Namentlich im ersteren Lande, das zur Verwirklichung der Idee nur den kurzen Zeitraum von 20 Jahren benötigte (die Bewegung wurde gegen 1880 eingeleitet), fällt es heute niemand mehr ein, Naturwissenschaften anders als im Laboratorium zu lehren. England folgte in der Reform nach und steht nicht mehr sonderlich gegen Amerika zurück. Es ist wohl kein Zufall, daß die beiden Nationen der tatkräftigen angelsächsischen Rasse zuerst den hohen kulturellen und nationalökonomischen Wert der Erziehung zur Arbeit erkannt haben.

Ein sehr interessanter und der tatkräftigen Unterstützung von Seite aller Freunde einer gesunden Schulreform würdiger Versuch ist nun seit einigen Jahren auch auf deutschem Boden gemacht worden. Es waren die Herren Albert Kreßmann, königlich preußischer Major a. D., und der derzeitige Rektor der gegründeten Anstalt, Dr. Kapff, die eine Umformung des Schulwesens in dem bezeichneten Sinne als notwendig erkannt hatten, wenn Deutschland im Rate der Völker konkurrenzfähig erhalten werden soll. Aus eigenen Mitteln gründete Herr Major Kreßmann eine Anstalt, deren Einrichtung und Leitung Herr Dr. Kapff übernahm. Teils wegen der Konkurrenz der unentgeltlich zur Verfügung stehenden Staatsschulen, teils wegen der besonderen Bedeutung der Erziehung der ins Ausland ziehenden Kulturpioniere wurde diese Schule als Auslandsschule begründet, die einerseits der Erziehung der Söhne der Deutschen im Ausland, anderseits der von solchen Inlandsdeutschen gewidmet sein sollte, die ihren Söhnen eine für das Wirken im Ausland geeignete Erziehung verschaffen wollen. Das ist charakteristisch; denn hier verlieren die papierenen Scheine der Heimat ihren Zwangskurswert, hier wird der Mann nach dem geschätzt, was er kann. Hier allein ist also eine Konkurrenz gegen die Staatsschulen bei den derzeitigen Verhältnissen möglich. Natürlich wären der Anstalt Söhne von Inlanddeutschen, die in der Heimat bleiben wollen, nicht weniger lieb; aber wie kann sie bei dem Berechtigungswesen einerseits, dem nahezu unentgeltlichen Unterricht der öffentlichen Schulen anderseits auf solche hoffen?

Die Wahl des Landes für die zu errichtende Anstalt fiel auf Baden, da man hier sowohl von Seite der Bevölkerung wie der Regierung auf das meiste Entgegenkommen rechnen konnte. Hier war es wieder das lieblich gelegene Städtchen Wertheim a. M., das die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und der neuen Anstalt bereitwilligst entgegenkam. Seine Lage im Innern Deutschlands, seine leichte Zugänglichkeit und doch Entfernung von einer Großstadt, seine historischen Denkmäler, seine Umgebung und seine klimatischen Verhältnisse ließen es den Begründern als ideale Schulstadt erscheinen. Von Seite der Stadtgemeinde wurde ein größeres Grundstück für die Zwecke der Anstalt unentgeltlich zur Verfügung gestellt, auf dem sie sich entsprechend ausbreiten konnte. Von privater Seite wurden die Mittel für die Neubauten und die Erhaltung der Schule während der drei ersten Jahre gespendet; auch der badische Finanzminister ließ der Anstalt aus seinem Dispositionsfonds 5000 Mark zukommen. Von nun an soll sie sich allerdings aus ihren eigenen Mitteln erhalten.

In ihrer gegenwärtigen Gestalt umfaßt die Anstalt sechs Jahrgänge. Die Unterrichtsgegenstände sind nicht wesentlich verschieden von denen der öffentlichen Schulen und bestehen in Religion (12 St.), Deutsch (24 St.), Englisch (16 St.), Französisch (20 St.). Erdkunde (12 St.), Geschichte (6 St.), Naturkunde (20 St.), Rechnen (17 St.), Mathematik (11 St.). Handelsfächer (3 St.), Reformzeichnen (12 St.), Handwerkliche Arbeit (9 St.),* Leibesübungen (12 St.), Schönschreiben (4 St.), Musik (6 St.).

Die Eigenheit der Schule beruht nicht auf der Wahl der Gegenstände, sondern auf der Art des Unterrichtsbetriebes. Als Leitmotiv gilt die gleichmäßige Betonung von W o r t, Z e i c h e n und W e r k. Es ist deshalb der Werk- und Zeichenunterricht in organische Verbindung mit den durch das Wort vermittelten Lehrgegenständen gebracht

*) Im Winter. Im Sommer mehr; sobald mehr Räume vorhanden, überhaupt mehr.

worden. „Jedes gelernte Wort wird," so erzählt ein württembergischer Schulmann, der dem Unterrichte in allen Fächern beigewohnt hat, * „durch Vorzeigen des Gegenstandes, durch Ausführen der Tätigkeit oder Erklären des Begriffes mit seinem Bedeutungsgehalt eng verknüpft und, was besonders wichtig ist, gleichzeitig in fremdsprachlichem Satzzusammenhang dargeboten und nachgesprochen. Nie wird eine zusammenhanglose Reihe von Wörtern zu Hause mechanisch gelernt. Der französische Unterricht, später vielleicht in freier Wahl mit Spanisch und Portugiesische, beginnt in der dritten Klasse mit vier Wochenstunden. Der Unterricht in der Muttersprache steht beherrschend im Vordergrund in praktischer, formaler und idealer Absicht. In der Naturkunde heißt es vor allem: der Schüler beobachte und entdecke! Da jedoch die Gegenstände dieses Unterrichtes nur im Freien lebend zu finden sind — und die Umgebung insbesondere ist ein wesentlicher Teil des Lebens — so muß dieser Unterricht, soweit überhaupt möglich, im Freien stattfinden. Gelegenheit dazu bietet in Wertheim der Garten, ohne den eine solche Schule überhaupt nicht auskommen kann, und Ausflüge, für die jede Woche ein Nachmittag frei gelassen ist. Nie sagt der Lehrer, was der Schüler selbst sehen kann; diese bekommen anstatt der sonstigen Hausaufgaben in diesem Fach Beobachtungsaufgaben. Der Lehrer brach einmal den Unterricht ab, als die Schüler noch nicht beobachtet hatten, welche Insekten die Erbse besuchen, welche Stellung sie dabei einnehmen u. s. w. Im Physikunterricht (der mit der Unterweisung in Chemie verbunden ist) arbeiten die Schüler selbst an den Apparaten. Im botanischen Unterricht der Mittelstufe entstehen die Präparate unter Mithilfe der Schüler vor ihren Augen. Kurz, in keiner Stunde fühlt sich der Schüler nur als ordnungsmäßig dasitzender Zuhörer, sondern als wichtige Person, die schaffend den Unterricht erst ermöglicht. Ähnliche Grundsätze leiten die Belehrungen in Mathematik und Geometrie. Weit mehr noch ist der Schüler die schaffende, schöpferische Person im Werkunterricht, der neben der direkten Methode als zweites Mittel an der Erziehung zur Selbständigkeit mitwirkt. Man wendet öfters gegen die Handarbeit ein, sie sei ein neues Fach mit einem neuen Zweck, der mit dem übrigen Unterricht nichts zu tun habe. In Wertheim ist das nicht so. Hand- und Kopfarbeit sind hier eng miteinander verbunden zu einer organischen Einheit, eines stützt und ergänzt das andere, ist die Quelle oder die Anwendung des andern. Die handwerkliche Arbeit ist teils Gartenbebauung, teils Werkstattunterricht. Jeder Schüler hat ein eigenes Gartenstück, wo er beliebige Kulturen anlegt. Außerdem besteht ein Versuchsgarten für Unterrichtszwecke, der ebenfalls von den Schülern unter Anleitung eines Gärtners bebaut wird. In der Werkstatt sind diese unter Aufsicht eines Meisters, während die Leitung des Unterrichtes in den Händen des naturwissenschaftlichen Lehrers liegt. Die Arbeiten der Schüler dienen in erster Linie Zwecken des übrigen Unterrichtes. Die Mathematik gewinnt, indem der kleine Lehrling die Maße handhaben und geometrische Formen verstehen und selbst anfertigen lernt. Der Naturunterricht gewinnt durch eigene Anfertigung von Apparaten, durch Kenntnis der Arbeitsstoffe und ihrer Verarbeitung, was durch Besuche in anderen Werkstätten (beziehungsweise Fabriken) noch wesentlich unterstützt wird, und nicht zum wenigsten durch Übung des Auges im Beobachten und strenge Erziehung zu Ordnung und Genauigkeit. Man pflegt besonders Papparbeiten, Schreinerei und Holzschnitzerei; Metall wird geschmiedet und gedreht. Neben den besonderen Zwecken dient der Werkunterricht auch zum

* Vergleiche „Beilage zum Schwäbischen Merkur", Nr. 386, 1904.

Zeichnen und Modellieren, das völlig nach der direkten Methode eingerichtet ist. Nie wird nach Schablonen gezeichnet, sondern da das Zeichnen ein Ausdrucksmittel sein soll, muß jede Zeichnung je nach der Beobachtungs- und Vorstellungskraft des Schülers anders ausfallen und bleibt so. Nur die Reinzeichnungen sind gleichmäßiger. Auf den im Werkunterricht angefertigten Gegenständen werden nicht selten die Ergebnisse des Zeichenunterrichtes verwendet. (Schlüsselbrett mit Efeumotiv.)" Zu den übrigen Fächern sind nur wenige Worte noch zu bemerken: Konfessionsunterricht wird von dem betreffenden Geistlichen erteilt. Die älteren Schüler erhalten Unterricht in Buchführung, der fremdsprachliche Unterricht berücksichtigt besonders die Bedürfnisse des Kaufmanns. Einer liebevollen Pflege erfreut sich von seiten des Anstaltsleiters die deutsche Geschichte, Literatur und Kunst unter fleißiger Heranziehung der Baudenkmäler von Wertheim und Umgebung. Eine wichtige Stelle im Unterrichtsplan nimmt ferner noch die körperliche Erziehung und die Gesundheitspflege ein, für die ja ohnedies schon durch die ganze Art des Unterrichtsbetriebes am kräftigsten vorgesorgt wird.

Die gleichmäßige Beanspruchung der Schülerkraft bedeutet nicht nur eine große Entlastung von nutzloser Arbeit, sondern auch eine weit größere Leistungsfähigkeit. Den allerwichtigsten Anforderungen der Schulhygiene kann nur durch eine derartige Reform Genüge geschehen; aber auch die unterrichtliche Leistung muß eine Steigerung erfahren. Zunächst ist diese Unterrichtsmethode für eine Reihe der wichtigsten Gegenstände überhaupt die einzig naturgemäße; das gilt von sämtlichen Naturwissenschaften, ja überhaupt von jedem sachlichen Gegenstand. Hiezu kommt aber noch, daß die neue Art eine weitgehende Berücksichtigung der individuellen Eigentümlichkeiten und besonderen Fähigkeiten eines jeden einzelnen Schülers ermöglicht, die bei der bisher üblichen Art des Massenunterrichtes ganz unmöglich ist. Noch viel wichtiger ist aber der erziehende Einfluß der neuen Methode, vor allem auf die Willensbildung und -stärkung, auf die Arbeitslust und Initiative. Das fällt um so schwerer ins Gewicht, als die bisherige Schule darauf nicht nur keinen fördernden, sondern einen direkt hemmenden Einfluß geübt hat. Der angeborene Trieb zum Handeln muß bis jetzt im Interesse der Schuldisziplin vielmehr unterdrückt als gefördert werden. Mit Recht rühmt Herr Major Kreßmann in seiner Denkschrift „Zur Gründung einer deutschen Nationalschule" * der neuen Art eine „Versöhnung von Schulzucht und freier individueller Entfaltung", eine „Übereinstimmung des Gebarens der Schüler während der Unterrichtszeit und in der freien Zeit", eine „Vertiefung des Verkehrs zwischen Lehrern, Schülern und deren Eltern" nach.

Derartigen Zielen nachzustreben ist des Schweißes der Edlen wert und es kann den Bestrebungen der genannten Männer, die viele und mannigfache persönliche Opfer nicht gescheut haben, um den Gedanken auch ins Werk zu setzen, nur die wärmste Anerkennung ausgesprochen und der beste Erfolg gewünscht werden. Möge ihnen die tatkräftige Unterstützung weiterer Kreise des deutschen Volkes in einem Maße zu teil werden, der ihnen eine der Sache würdige Verwirklichung der Idee erlaubt!

Ein gutes Beispiel weckt Nachahmung. Die Überzeugung von der Mangelhaftigkeit unseres Schulwesens ist auch bei uns eine weitverbreitete. Sollten sich unter diesen vielen nicht auch welche finden, die es beim beliebten Räsonieren nicht bewenden lassen, sondern die Hand ans Werk zu legen sich bereit erklären?

* Karlsruhe, 1902.

Zwar, mit einer Auslands- oder Kolonialschule ist es bei uns nichts. Im Gegensatze zu anderen aufstrebenden Staaten ist unser Welthandel im Laufe des XIX. Jahrhunderts oder wenigstens in der zweiten Hälfte desselben immer mehr und mehr zurückgegangen. Dagegen, glaube ich, sprechen zwei Momente zu Gunsten Österreichs.

Das eine derselben besteht in dem Umstande, daß zur Förderung gewerblichen Unterrichtes in unserem Lande nicht unerhebliche Anstrengungen gemacht worden sind. Gerade aber für diese Zwecke ist die neue Methode beinahe so gut wie unentbehrlich. Werkstättenunterricht besteht auch bereits faktisch an manchen dieser Schulen, wenn auch leider nicht an allen. Mit Recht ist von berufener Seite dieser Mangel der Organisation unseres höheren Gewerbeschulwesens zum Vorwurf gemacht worden. Ich glaube, es könnte nicht sonderlich schwer fallen, wenigstens diesen Zweig unseres Unterrichtssystems auf der besprochenen Basis zu reorganisieren. Und sollten sich Schwierigkeiten bezüglich der bereits bestehenden Anstalten ergeben, warum könnten dann nicht wenigstens die neuen auf dieser Grundlage eingerichtet werden? Uniformität hier zu wahren, hat ja ohnedies keinen Sinn. Man hat dem mit der Leitung des industriellen Unterrichtes betrauten Departement im Unterrichtsministerium ein größeres Verständnis für die Zeitverhältnisse und Tagesfragen nachgerühmt als seinen Mittelschulkollegen; vielleicht ist also die Hoffnung auf eine von dieser Seite kommende Berücksichtigung und Anteilnahme keine allzu verwegene.

Das zweite zu unseren Gunsten sprechende Moment ist die Tatsache, daß es in Österreich eine nicht unbedeutende Zahl von Eltern gibt, die für die Erziehung ihrer Söhne recht bedeutende Opfer zu bringen bereit sind. Außerdem erfreut sich das Internatswesen einer gewissen Vorliebe und scheint neuerdings auch bei der Unterrichtsverwaltung Anklang gefunden zu haben. Nun belaufen sich in Wertheim die Gesamtkosten eines Zöglings für Pension und Unterricht zusammen auf 1100—1400 Mark, je nach Maßgabe der gestellten Anforderungen, also ein Betrag, der von so manchen Eltern auch unter den jetzigen Verhältnissen überschritten wird. Denn wenn auch der öffentliche Unterricht beinahe unentgeltlich erteilt wird, so kommen doch die Kosten für den meist notwendigen privaten Unterricht und dann die für eine geeignete Unterbringung in Betracht, und das macht eben in vielen Fällen ebensoviel oder noch mehr aus. Dieser Fall trift ferner meist bei Vätern zu, die mitten im geschäftlichen Leben stehen und denen es sehr erwünscht wäre, wenn ihre Söhne statt der bisherigen literarästhetischen eine entsprechende praktische Ausbildung erhielten, die ihnen die Vorbereitung auf ihre künftige Stellung erleichtern und nicht, wie es bis jetzt oft der Fall war, erschweren würde. Es ist ja mit ein charakteristisches Zeichen der Zeit, daß das Bedürfnis nach Arbeit weit gegen die oberen Stände hin hinaufgerückt ist. Selbst sehr reiche Leute verschmähen es, sich dem Nichtstun hinzugeben. Früher war das anders, da galt physische Arbeit als Schande und auf dieses Ideal ist noch immer namentlich unser Gymnasium zugeschnitten.

Es scheint mir also begründete Aussicht vorhanden zu sein, daß eine nach diesen Prinzipien eingerichtete Anstalt sich finanziell aus eigenen Kräften über Wasser zu halten vermöchte. Es wäre daher nicht notwendig, den Staatsfinanzen eine neue Belastung zuzumuten, was ja immerhin eine große Beruhigung gibt. Leider dürfte es aber trotzdem nicht möglich sein, auf die Mitwirkung des staatlichen bureaukratischen Apparates ganz zu

verzichten. Der Grund hiefür liegt in den leidigen Berechtigungsfragen; einmal rücksichtlich des Freiwilligenjahres, dann bezüglich der Berechtigung zum Besuche einer Hochschule. Die Schwierigkeiten in ersterer Hinsicht dürften nicht unüberwindlich sein, da ja diese Berechtigung auch durch eine besondere Prüfung erworben werden kann und speziell für militärische Zwecke die Erziehung in der Anstalt ja auch ohnehin weit mehr leisten würde; auch darf man seitens der militärischen Behörden auf eine vorurteilslose Beurteilung hoffen. Schlimmer steht es mit der zweiten Berechtigungsfrage. Man könnte die neue Anstalt etwa als eine wirkliche Realschule — denn die jetzige trägt mit Unrecht ihren Namen — ausbauen; dann hat ihre Absolvierung doch nur dann einen Sinn, wenn damit die Berechtigung zum Besuche einer Hochschule verknüpft wäre. Wiewohl die neue Schule eine weit geeignetere Vorbereitungsstätte namentlich für das technische und medizinische Studium wäre — das heutige Gymnasium ist überhaupt keine solche — so hat man doch bei den bekannten Traditionen in der Leitung unseres Unterrichtsministeriums wenig Hoffnung, hier auf Verständnis zu stoßen. Auf freiwilliges Entgegenkommen darf man gewiß nicht rechnen; wenn da etwas erreicht werden soll, kann dies sicherlich nur dadurch geschehen, daß eine Pression ausgeübt wird. Und deshalb ist es das nächste Erfordernis, daß sich alle Freunde einer Schulreform in dem angeregten Sinne zusammentun und jeder nach seinen Kräften in seinen Kreisen für die Verbreitung und Verwirklichung der als richtig erkannten Ideen wirke.

Die Schulreformbewegung hat in Deutschland auf verfahrene tote Geleise geführt; ob eine Anstalt antike oder moderne Sprachen pflegt, ob sie eine oder zwei Stunden mehr Mathematik und Naturwissenschaft pflegt oder nicht, darauf kommt es verhältnismäßig nur ziemlich wenig an. Die Erteilung gleicher Berechtigungen an Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen kann deshalb jeder Partei recht sein (unsere bayerischen Nachbarn haben sich damit freilich noch nicht befreunden können); sie ist bedeutungsvoll nur als erster Schritt zur Hinwegräumung veralteter Monopole. In gewissem Sinne sind dadurch die äußeren Hindernisse für eine freie Entwicklung der Schule beseitigt worden; die eigentliche Schulreform muß aber erst beginnen.

Zwei Hauptgesichtspunkte sind es, die dabei vor allem zu beachten wären; einmal die Erziehung zur Arbeit und die direkte Beschäftigung der Hände und Sinne, namentlich auf der Unterstufe der Mittelschule, d. h. die harmonische Ausbildung von Körper und Geist, wie sie hier besprochen wurde; zweitens die Gabelung und Verzweigung der im übrigen einheitlichen Mittelschule auf der Oberstufe in mehrere Abteilungen, um so den verschiedenen Ansprüchen der künftigen Studienrichtungen ohne Überlastung des Zöglings gerecht werden zu können.

Die mährischen Ausgleichsgesetze und das Nationalitätsrecht.

Von Prof. Dr. Rudolf von Herrnritt.

Das in letzter Zeit im **mährischen Landtage** zustande gebrachte Ausgleichsgesetzgebungswerk verdient schon als ein mit Erfolg unternommener Versuch einer umfassenden **Regelung der Rechtsstellung der Volksstämme** in einem mehrsprachigen Lande Österreichs besondere Beachtung. Wie immer die politische Bedeutung dieser Gesetze, durch

welche das Landtagswahlrecht sowie die Schulverwaltung auf nationaler Grundlage aufgebaut und der Gebrauch der Sprachen bei den autonomen Behörden geregelt worden ist, bewertet werden mag, bieten diese schon durch die neuen Gedanken, die hier zur Geltung kommen, bedeutendes Interesse, sowohl vom materiell-rechtlichen als auch vom gesetzestechnischen Standpunkte. So begegnen wir hier u. A. zum erstenmale in der österreichischen Gesetzgebung dem Versuche, durch Einführung der Proportionalwahl in den national nicht geteilten Kurien des Großgrundbesitzes und der Handels- und Gewerbekammern den Minoritäten eine entsprechende Stimmenzahl zu sichern.

Wichtiger aber noch ist die Organisation des Landtages auf Grund der Zugehörigkeit seiner Mitglieder und der Wählerschaft zu einem der beiden Volksstämme des Landes; es wird einerseits in der Wählerklasse der Städte, der Landgemeinden und in der neueingeführten allgemeinen Wählerklasse in nach der Nationalität getrennten Wahlkörpern mit einer den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend bestimmten Abgeordnetenzahl gewählt, anderseits werden im Landtage für die Wahlen innerhalb desselben (Landesausschuß, Landtagsausschüsse, Vertretung der Landesanstalten) neben der Kurie der Abgeordneten aus dem großen Grundbesitze innerhalb der Abgeordneten der übrigen Wählerklassen zwei nationale Kurien gebildet. Ferner gründet die neue Organisation der Schulaufsichtsbehörden nach dem Muster des analogen Gesetzes für Böhmen vom Jahre 1890 die Mitgliedschaft bei den Schulaufsichtsbehörden zum Teile auf die Zugehörigkeit zu einem der beiden Volksstämme. Das Gesetz über die Geschäftssprache der autonomen Behörden endlich ordnet, unbeschadet des Selbstbestimmungsrechtes der autonomen Körperschaften bezüglich ihrer Geschäftssprache den Verkehr mit denselben im großen und ganzen nach dem Grundsatze der Nationalität der Partei, indem die Sprache der Eingabe für diejenige der Erledigung in der Regel maßgebend ist.

Da hier somit die Ausübung wichtiger öffentlicher Rechte von der Zugehörigkeit zu einem der beiden Volksstämme des Landes abhängig gemacht worden ist, war es erforderlich, Kriterien für die nationale Zugehörigkeit und Bestimmungen über das Verfahren zur Feststellung derselben in das Gesetz aufzunehmen. Dies ist denn auch für die Landtagswahlen, allerdings in recht unbestimmter, gewissermaßen tastender Weise unternommen worden, und zwar im Wege der provisorischen Aufnahme aller Wähler nach ihrer Nationalität, welche die Grundlage für die Wählerlisten der nationalen Wahlkörper bilden soll. Es erfolgt nämlich zum Zwecke der ersten Wahl nach dem neuen Wahlgesetze eine gemeindeweise Aufnahme der Wähler aus den Wählerklassen für die national geschiedenen Landtagskurien in zwei getrennte Listen für jeden der beiden Volksstämme. Zunächst wird die Eintragung durch die Gemeindevertretungen nach Maßgabe der ihnen bekannten persönlichen Verhältnisse der Wähler vorgenommen, worauf ein Richtigstellungsverfahren veranlaßt wird. Jeder in eine der Listen Eingetragene kann nämlich durch die Erklärung, daß er der anderen Nationalität angehöre, als für welche er eingetragen worden ist, die Aufnahme in die von ihm gewünschte Liste herbeiführen, zu welchem Zwecke er seinen Namen in diese einzutragen hat. Wenn ein in die Liste eingetragener Wähler die nationale Zugehörigkeit eines anderen bestreitet, hat der Gemeindevorsteher das Begehren zu prüfen und eventuell selbst die Richtigstellung vorzunehmen, vorbehaltlich der Berufung an die politische Behörde, welche hier endgültig entscheidet. Der Zweck dieses Richtigstellungs-

verfahrens ist jedoch lediglich die Feststellung der Zugehörigkeit der Wähler zu einer der beiden Nationalitäten, und dieses Richtigstellungsverfahren bildet kein Präjudiz für die Bestreitung des Wahlrechtes oder auch der nationalen Zugehörigkeit anläßlich der Landtagswahl selbst. Auch bei diesem Anlasse wird im Reklamationsverfahren über die Zugehörigkeit der Wähler zu einem der beiden Volksstämme durch den Statthalter endgültig entschieden. Die Zugehörigkeit der gewählten Abgeordneten in die betreffende nationale Kurie, welche sich nach der Nationalität des Wahlbezirkes richtet, gilt für die ganze Dauer des Landtagsmandates. — Für das Verfahren zur Feststellung der Nationalität der Mitglieder der Schulbehörden sind keine besonderen Vorschriften im Gesetze enthalten.

In den vorangeführten Bestimmungen, welchen übrigens wegen der schon im Gesetze bestimmten Anzahl der auf die nationalen Wahlkörper entfallenden Abgeordneten keine allzu große politische Tragweite zukommt, sehen wir demnach einen Versuch der Feststellung der nationalen Zugehörigkeit durch ein formelles Verwaltungsverfahren. Dies ist ein wesentlicher Fortschritt gegenüber dem bisherigen Rechtszustande, nach welchem zwar aus der nationalen Zugehörigkeit Rechte abgeleitet werden, z. B. das Recht auf die Errichtung von Nationalitäten-(Minoritäts-) Schulen, während die Feststellung dieser Zugehörigkeit selbst nach der bloßen Erklärung der Partei, also vielfach nach der Willkür derselben sich richtete. Nunmehr soll grundsätzlich die nationale Zugehörigkeit, ähnlich wie die Zugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft, wie die Staatsbürgerschaft oder die Gemeindezuständigkeit nötigenfalls durch die Behörde bindend festgestellt werden und so die Rechte, die sich aus der Nationalität für den Volksgenossen ergeben, auf eine feste Grundlage gestellt werden.

Daß dieser Versuch einer derartigen, von der Willkür des einzelnen unabhängigen Regelung verhältnismäßig spät, nachdem die Unsicherheit bei der Feststellung der nationalen Zugehörigkeit der Staatsbürger in national gemischten Gegenden so manche Schwierigkeit für die Verwaltung gebracht hatte, unternommen wird, mag seine Erklärung u. a. darin finden, daß Österreich auf diesem Rechtsgebiete fast allein dasteht, während gerade die führenden Kulturstaaten, wie Frankreich, England, Italien und Deutschland, da sie entweder ausschließlich oder vorzugsweise von einer Nation bewohnt werden, für eine Regelung der nationalen Zugehörigkeit ihrer Bürger keinen Anlaß haben, indem hier die nationale und die staatliche Zugehörigkeit im ganzen zusammenfallen. Allerdings beginnt sich der Mangel jeglicher Regelung der nationalen Rechtsverhältnisse auch in Staaten, die nur geringe anderssprachige Minoritäten besitzen, hie und da doch fühlbar zu machen; und wenn ein preußischer Schriftsteller* den Wunsch ausspricht, es möge Preußen vor jeder Entwicklung des Sprachenrechtes verschont werden, da eine solche im umgekehrten Verhältnisse zur gesunden Entwicklung des Staates stehe, so darf dem gegenüber nicht vergessen werden, daß eine solche Regelung auch einen Riegel gegen nationale Expansionsbestrebungen bilden kann; wenn beispielsweise der Gebrauch der polnischen Sprache in den östlichen Provinzen Preußens eine definitive Regelung gefunden hätte, würde die preußische Regierung nicht genötigt sein, aus dem Gesichtspunkte der Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze auch in rein deutschen Gebieten anderssprachige öffentliche Versammlungen zuzulassen.

* Professor Zorn „Die deutsche Staatssprache“, Berlin, 1903.

In Österreich war bisher die Nationalität, obwohl durch Art. XIX des Staatsgrundgesetzes als Grundlage von Rechten anerkannt, namentlich in gemischtsprachigen Gegenden eine vielfach unsichere, bloß durch die Willensäußerung des einzelnen Staatsbürgers bestimmte Eigenschaft. In Ermanglung objektiver Bestimmungsgründe für die nationale Zugehörigkeit nahm die Praxis in zweifelhaften Fällen diese Zugehörigkeit mit der bloßen Erklärung der Partei, als Angehörige einem bestimmten Volksstamme anzugehören, als erwiesen an. Dieser Zustand führte aber bei Verwaltungshandlungen, für welche die nationale Zugehörigkeit der Parteien maßgebend war, z. B. bei Errichtung von sogenannten Nationalitätenschulen für sprachliche Minoritäten, häufig zu großen Unzukömmlichkeiten. Die abgegebene Erklärung konnte widerrufen werden, wenn die Partei zur besseren Einsicht über ihre nationale Zugehörigkeit gekommen war, und in der Zeit heftiger nationaler Kämpfe wurde oft kein Mittel unversucht gelassen, dem einzelnen diese bessere Einsicht beizubringen und ihn in das Lager des im Orte einflußreicheren Volksstammes hinüberzuziehen. Den Gemeinden wurden auf diese Weise namhafte Lasten für angebliche nationale Bedürfnisse andersprachiger Minoritäten auf Grundlage einer willkürlichen Feststellung der Nationalität aufgebürdet und der Art. XIX, bestimmt die Interessen der Volksstämme des Staates zu schützen und zu fördern, wurde infolge der Unbestimmtheit der Grundlage dieser Interessen, nämlich der nationalen Zugehörigkeit selbst, vielfach ein Mittel der Beunruhigung und des materiellen Druckes.

Nunmehr soll durch die neuen Gesetze in Mähren die Frage der Nationalität, welche gerade hier, wo die beiden Volksstämme durcheinander gemischt wohnen, mitunter schwer festzustellen ist, der Parteiwillkür entzogen und wenigstens für gewisse Fälle, wenn nämlich die Erklärung der Partei über ihre Nationalität bestritten worden ist, der behördlichen Entscheidung unterzogen werden.

So wünschenswert nun auch eine objektive, von unberechtigter Beeinflussung unabhängige Feststellung sein würde, ist dennoch nicht zu leugnen, daß diese amtliche Feststellung in der Praxis großen Schwierigkeiten begegnen wird. Die Nationalität läßt sich keineswegs, etwa wie die Staatsbürgerschaft oder die Zugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft, durch bestimmte tatsächliche Momente feststellen, sie ist Sache der inneren Überzeugung. „Welcher Nationalität jemand angehört" — sagt der Verwaltungsgerichtshof in einem seiner jüngsten Erkenntnisse — „ist eine Tatbestandsfrage, die bei dem Umstande, als darüber, nach welchen Merkmalen die Nationalität einzelner zu bestimmen ist, gesetzliche Vorschriften nicht bestehen, nach allgemeinen, dem Begriffe entsprechenden Merkmalen zu lösen ist. So wie nun zum Wesen einer Nationalität gehört, daß sie anderen gegenüber sich als Einheit und abgeschlossenes Ganzes erkennt und betätigt, so ist auch für den einzelnen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalität Sache des Bewußtseins und des Gefühls. Eben darum erscheint aber, wenn im konkreten Falle die Nationalität des einzelnen in Frage steht, für die Beurteilung derselben nur seine diesfalls abgegebene bestimmte Erklärung allein maßgebend." Über diesen Standpunkt ist die Praxis bisher im allgemeinen nicht hinausgekommen. Nur in einzelnen Fällen wurde der Versuch gemacht, derartigen Erklärungen über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalität, wenn dieselbe offenbar auf mangelndem Verständnisse oder auf äußerem Drucke beruhte, gewisse objektive Momente entgegenzuhalten: es wurde auf die bei der Volkszählung angegebene „Umgangssprache", auf die Muttersprache der Eltern

des Befragten, auf die Unterrichtssprache der Schulen, welche er besucht hatte, auf die Mitgliedschaft desselben bei nationalen Vereinen u. dgl. zurückgegriffen, und namentlich wurde die Erklärung, einer bestimmten Nationalität anzugehören, dann nicht berücksichtigt, wenn die erklärende Partei der Sprache dieser Nationalität gar nicht mächtig war.

An diese recht dürftigen tatsächlichen Indizien wird die Praxis bei der behördlichen Feststellung der nationalen Zugehörigkeit künftig sich halten müssen, falls die Erklärung der Partei, die wohl auch fernerhin das hauptsächliche Beweismittel bilden wird, nicht als genügend befunden werden sollte. Auch wird das behördliche Feststellungsverfahren manchen Anlaß zu Streitigkeiten und unnötigen Weiterungen bieten. Es wird unter anderem die Frage zu lösen sein, ob die rechtskräftige Entscheidung über die Aufnahme in die Wählerlisten einer der nationalen Gruppen präjudiziell auch für die übrigen nationalitätsrechtlichen Verwaltungsfragen sein soll, insbesondere für die Geltendmachung von Ansprüchen auf Errichtung von Nationalitätenschulen, für die nationale Vertretung in den Schulaufsichtsbehörden 2c.

Bei dieser Sachlage dürfte dem theoretisch so richtigen Gedanken einer objektiven behördlichen Feststellung der nationalen Zugehörigkeit kaum eine sehr maßgebende praktische Wirkung zukommen. Ein befriedigenderes Ergebnis dürfte eher von der seit langem verschiedenerseits angeregten Feststellung der Nationalität durch die periodische Volkszählung mit allgemeiner verwaltungsrechtlicher Wirkung während der zehnjährigen Volkszählungsperiode zu erwarten sein. Die dagegen neuestens von Rauchberg* erhobene Einwendung, es werde ein erhöhter Kampf um die Nationalität des einzelnen Zensiten entbrennen, scheint mir nicht ganz gerechtfertigt. Abgesehen von der Beschränkung des Kampfes auf das Zählungsjahr, dürfte ein Kampf aus dem allgemeinen Anlasse der Volkszählung eher geringere Heftigkeit aufweisen, als wenn es sich um einen speziellen politisch wichtigen Einzelzweck handelt. Da überdies, nach der Wahrnehmung des genannten Schriftstellers selbst, die landläufige Auffassung die „Umgangssprache" der Volkszählung ohnehin als den Ausdruck der nationalen Zugehörigkeit betrachtet, dürfte kaum ein größerer Kampf um die „Nationalität" als um die „Umgangssprache" geführt werden. Es wäre aber damit der große Vorteil gewonnen, daß die nationale Zugehörigkeit des einzelnen für das ganze Gebiet der Verwaltung für eine längere Zeitdauer von vorneherein festgestellt und eine besondere Entscheidung darüber, welche nach obigen Ausführungen doch auf recht unsicherer materieller Grundlage beruhen muß, überflüssig würde.

Wie immer indessen über die praktische Durchführung der von den mährischen Gesetzen aufgestellten neuen Prinzipien geurteilt werden mag, die hier zum Durchbruche gelangte Erkenntnis, daß die nationale Zugehörigkeit nur dann Rechte begründen kann, wenn sie unabhängig von der Willkür des einzelnen nach objektiven Momenten festgestellt wird, bedeutet immerhin einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der bisherigen Auffassung der Frage. Aber auch dem durch die politischen Verhältnisse der letzten Jahre pessimistisch gewordenen Österreicher wird die Wahrnehmung, daß durch die neuen Gesetze der Versuch unternommen werden konnte, das wichtigste Objekt des nationalen Kampfes, die nationale Zugehörigkeit des einzelnen fortan der unparteiischen Judikatur der Behörden zu überantworten, einen hoffnungsvolleren Ausblick in die Zukunft eröffnen.

* „Der nationale Besitzstand in Böhmen", Leipzig, 1905, I., S. 18 f.

Chronik.

Sport.

Ein Rückblick auf die sportlichen Ereignisse des letzten Jahres lehrt, daß der österreichische Sport in starkem Wachsen begriffen ist. Die Leistungen der einzelnen Sportjünger verbessern sich, Rekorde fallen, die Kunst wird ausgebildeter und das Interesse der Allgemeinheit hebt sich stetig. Der Sport büßt immer mehr und mehr von seinem aristokratischen Charakter ein, er demokratisiert sich und indem er seine Bedeutung als Belustigungsmittel für beschäftigungslose, wirtschaftlich gut bemittelte Leute langsam verliert, gewinnt er als hygienischer Faktor steigende Beachtung.

Daß die für die Erziehung der Jugend kompetenten Behörden dem Sport bis auf den heutigen Tag ihre offizielle Anerkennung versagt haben und die Propaganda für die gute Sache, wie auf vielen anderen Gebieten allgemeinen Nutzens, so auch hier, privaten Körperschaften überlassen bleibt, hat die großartige Bewegung keineswegs aufgehalten. Diese passive Resistenz des Staates hat bloß eine gewisse Geringschätzung unseres Sportes im Auslande zur Folge gehabt, seine Popularisierung im Innern hat unter ihr kaum gelitten.

Der österreichische Sport braucht trotz alledem den internationalen Vergleich nicht zu scheuen. Wir stehen nur an Quantität hinter den Staaten englischer Mundart zurück, unsere Einzelleistungen sind auf vielen Gebieten denen der Engländer und Amerikaner ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Diese Tatsache, deren Erhärtung bei der Besprechung der einzelnen Sportzweige versucht werden wird, sollte zur energischeren Beteiligung bei internationalen Wettkämpfen Anlaß geben. Volkswirtschaftlich ist sie keineswegs von besonderer Bedeutung, da der Wert der Einzelleistung seinen Maßstab bloß in dem Ehrgeiz des Individuums findet, den die Bewunderung der Mitwelt entsprechend erhöht oder erniedrigt, indes die breiten Schichten der Bevölkerung den Rekord nicht kennen, noch auch zu würdigen verstehen.

Und weil das österreichische Komitee für die olympischen Spiele in Athen sich gerade jetzt rüstet, die Elite der vaterländischen Sportsleute Revue passieren zu lassen, um sie auf ihre Würdigkeit für die Entsendung zu dem glänzenden Schauspiele im griechischen Stadion zu prüfen, dürfte es gewiß interessant sein, zu hören, welche Fortschritte unser Sport im verflossenen Jahre gemacht hat und wie er gegenüber der Konkurrenz des Auslandes weggekommen ist.

An großen Sensationen gab es im abgelaufenen Jahre nicht viel zu sehen. Um so intensiver gestaltete sich die Arbeit in den einzelnen Vereinen und was da im stillen in bescheidener Weise geleistet wurde, hat höheren pädagogischen Wert als die Demonstrationen mit Rekorden.

Im **Fechten** hat sich die Situation wenig verschoben. Noch immer dominieren die alten Koryphäen und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der sportliche Nachwuchs auf diesem allerdings besonders schwierigen Terrain sich immer noch nicht blicken läßt. Die Lust an großen Akademien und Turnieren hat sich stark herabgemindert. Die alten, in unzähligen Turnieren erprobten Kämpen sind der aufregenden Szenen bei öffentlichen Wettkämpfen etwas müde geworden. Die jüngeren Fechter sind so wenig zahlreich, daß ihr Ruf nach Betätigung im öffentlichen Kampfe bald verklingt. Das Stärkeverhältnis hat sich infolgedessen wenig geändert. Unter den Amateuren sind noch immer Dr. Müller, Dr. Harden, Flesch, Mühlberger und Mayer die nennenswertesten. Als aufstrebender Säbelfechter käme höchstens noch Gunkel in Betracht, von dem sich Franceschinis Großes verspricht. Die Uneinigkeit unter den Wiener Fechtern ist fast sprichwörtlich geworden. Es ist die ritterliche Kunst des Fechters, die der Ritterlichkeit am meisten entbehrt.

Im **Schwimmen** hat die Sektion des Wiener Athletik-Sport-Klubs unter der glänzenden Leitung des Herrn Felix Graf die Führerschaft endgültig an sich gerissen und beherrscht mit dem jugendlichen Schwimmphänomen Scheff und mit Mayer die inländische Konkurrenz vollständig, indes die anderen Schwimmvereine sich mit bescheideneren Lorbeeren begnügen müssen. Scheff, der heute 15½ Jahre zählt, scheint, wenn nicht alles trügt, berufen, das Erbe des großen Ungarn Halmey anzutreten, des ersten kontinentalen Schwimmers, dem es gelang, die Engländer in ihrem eigenen Lande zu schlagen, ja den Weltrekord, den sie bisher innehatten, durch den eigenen zu ersetzen. An diesen Meister heranzukommen wird Aufgabe des jungen Scheff sein.

Die **schwere Athletik**, welche eine frohe Betätigung der unteren Volksschichten geworden ist, die abseits von Hygiene und Disziplin mit Feuereifer ihrem Sporte huldigen, zählt stolz auch heute noch die stärksten Österreicher zu den ihrigen. Da Türk, der großartige Wilhelm Türk, sich von seinen sportlichen Höhen in die Ruhe des Privatlebens zurückzog, übergab er die Herrschaft über alle Rekorde dem massigen Josef Steinbach, und wieder nennen die Wiener

einen der ihrigen mit Recht den stärksten Mann der Welt. An Steinbach rankt sich der viel geschmeidigere Witzelsberger empor, und es ist fast lustig anzusehen, wie jeder von den beiden in kurzen Zeitläufen den Versuch wagt, den Rekord des andern um ein weniges zu überbieten. Ringsport und schwere Athletik sind den Wienern ans Herz gewachsen. Wenn sie nicht selber heben, stemmen und ringen, so eilen sie doch begeistert zu solcherlei Wettkämpfen, und was selbst dem Fachmanne unerklärlich scheint, wieder haben große internationale Ringkämpfe im Zirkus Henry die unglaublichste Bewunderung der Wiener erregt, wieder hat die ehrliche Begeisterung Tausender entzückter Zuschauer den unehrlichen Kampf starker Männer für echt angesehen, und der grobe Geschäftsschwindel gelang aufs beste.

Einen wahrhaft erquickenden Aufschwung nahm der Wintersport. Meister Zdarsky, dessen Lob noch nicht genug gesungen ward, hat die Freude an der winterlichen Landschaft, auf schnellen Skiern genossen, in den Herzen vieler wachgerufen.

Der Vergleich zwischen den Schönheiten des Winters und denen des Frühlings fiel bei den Sportleuten zu gunsten des ersteren aus und Lilienfeld wurde zur Wallfahrtsstätte lernlustiger Jünger, die an allen Sonntagen, mit ihren Skiern bewaffnet, hinauszogen, um unter Zdarskys Führung zu erkennen, welch wunderbare Fähigkeiten den beiden langen, anscheinend ungeschickten Hölzern innewohnen. Inzwischen ging der Wintersport-Klub daran, die Popularität unseres Semmering dadurch zu erhöhen, daß er auf diesem prächtigen Terrain ein österreichisches Davos zu schaffen trachtete. Sind auch die klimatischen Verhältnisse einem solchen Bestreben nicht allzu günstig, so gelang dem rührigen Vereine doch ein Teil seiner Absicht und Tobogan-, Rodel- und Skeleton-Fahren wird nach und nach das beliebteste Wintersportvergnügen. Der alpinen Wintertouristik hat die Lilienfelder Technik ungeahnte Wege eröffnet. Winterliche Touren auf sonst ungangbaren Wegen, Besteigungen beschneiter und beeister Gipfel sind heute mit Hilfe der Skier viel leichter vorzunehmen als ehedem.

Im Lawn-Tennis, der gesegneten Betätigung aller derer, welche den Sport mehr im Munde als im Bizeps führen, denen eine hübsche Sportgewandung wertvoller ist als die sportliche Leistung, blieb alles beim alten. Kienzl, Wessely sind noch immer an der Spitze und der junge Zbořil ist fast so gut wie sie. Die anderen, welche mit ihrem snobistischen Treiben die Sportplätze im Prater erfüllen, haben es nicht weiter gebracht als bis höchstens zu einer ländlichen Meisterschaft oder einem Handicap-Sieg. Vom Lawn-Tennis kann man sagen, daß es bei uns in Österreich auf dem Höhepunkt angelangt ist. Es wird gewiß noch einige Jahre der populärste Sport des besitzenden Mittelstandes sein, indes die Aristokratie und die ihr getreue Gefolgschaft, die Reichsten der Reichen, die sich von dem Lawn-Tennis-Sporte bereits abgewendet haben, dem Golfspiel huldigen oder zu den älteren Freuden der Hippik wieder zurückgekehrt sind. Dem Lawn-Tennis-Sport ist keine glänzende Zukunft zu prophezeien; er wird noch einige Jahre in sommerlicher Blüte prangen und dann langsam absterben, um frischem, fröhlicherem Sporte Platz zu machen.

Ein solch frischer, fröhlicher Sport ist das Fußballspiel. Das wird sein Interesse bei der großen Menge so bald nicht einbüßen. Der König unter den Rasenspielen wurde es treffend genannt. Es ist geistvoll, anstrengend, energisch und entbehrt keiner psychologischen Nuance, deren Zuschauer und Spieler bedürfen, um den Sport interessant zu finden. Darum wächst die Zahl der Anhänger des Fußballspiels von Jahr zu Jahr. Die Gesellschaft, die es sich besieht, wird zahlreicher, aber auch vornehmer, und Wettkämpfe zwischen in- und ausländischen Mannschaften oder Rivalitätskämpfe alter, führender Vereine sind wahrhaft belagert von den Zuschauern, deren echte Aufregung und Begeisterung sich in lauten Zurufen und heftigen Reflexbewegungen geltend macht. Der Wiener Athletiksport-Klub hat seine führende Rolle im Fußballsport den Cricketern abgeben müssen. Die alten Getreuen seiner Mannschaft müssen durch junge, schnellere Spieler ersetzt werden. Das kommende Frühjahr wird dann zeigen, ob „kräftig noch so altbewährtes Lob," und das alte Kampfspiel, das den Wienern ewig neu dünkt, zwischen den Cricketern, dem Athletiksport-Klub und den Spielern von der Hohen Warte wieder beginnen wird.

Der Sportchronist würde seine Aufgabe schlecht erfüllen, entginge seiner Erinnerung eine epochale sportliche Erscheinung, welcher nicht nur großer sportlicher Wert, sondern sogar kulturelle Bedeutung beizumessen ist: die Einführung der japanischen Verteidigungsmethode in die Staaten Europas. Da der japanische Sieg über westliche Waffen die Aufmerksamkeit der gesamten gesitteten Welt auf japanische Kultur lenkte, begannen hervorragende Sportleute sich auch mit dem Studium der körperlichen Übungen dieses Inselvolkes zu beschäftigen. Und was man da fand, war nichts Geringes, ja man kann fast sagen, daß in der Körperausbildung der Japaner das Geheimnis ihrer Waffentüchtigkeit steckt, und daß der große Erfolg der japanischen Armee dem nunmehr allüberall bekannten Jiu-Jitsu zuzuschreiben ist. Was diese

Kunst an sinnreichen Finten, Kniffen und Roheiten vorschreibt, ist gewiß in höchstem Grade lehrreich und in den meisten Fällen des Angriffes und der Verteidigung von höchstem Werte. Die Vorstufen jedoch, über welche hinwegschreitend man sich nach japanischer Lehre das Recht erwirbt, die höheren Feinheiten der Selbstverteidigungsmethode kennen zu lernen, das allgemeine körperliche Training, haben jene kulturelle Bedeutung, von der ich vorhin sprach. Genügsamkeit, Zähigkeit und Ausdauer sind die Früchte dieses Trainings. Riesenkräfte, mit unglaublich geringen Mitteln erreicht, sind der Effekt japanischer Körpererziehung. Der Japaner kennt nicht die Freuden der Mahlzeit, er ißt wenig und nicht genußsüchtig, er schläft nicht viel und liegt nicht viel auf der faulen Haut und doch ist er, wenn es auch äußerlich nicht an Muskelbepackungen zum Ausdruck kommt, stark und ausdauernd. Künftige Sportpädagogen werden sich an diesen Lehren ihre Schule bilden und wenn vielleicht die Roheit der japanischen Verteidigungsmethode wenig Anklang finden wird, so wird gewiß ihre Lehre von der allgemeinen Körpererziehung die Runde um die Welt machen. Darum scheint mir die Bekanntschaft mit japanischem Sport die höchste Errungenschaft des verflossenen Jahres zu sein.

Doch will ich diese erste Chronik des Sportes nicht schließen, ohne eines engeren Landsmannes zu gedenken, der durch eine wahrhaft ingeniöse Erfindung einer automatisch wirkenden Sicherung und Entsicherung auf waffentechnischem Gebiete den zahlreichen Freunden des Jagdsportes ein Geschenk beschert hat, wie sie es sich herrlicher nicht hätten wünschen können. Der Erfinder, ein österreichischer Sportsmann, heißt Josef Tambour. Durch die ebenso einfache als sinnreiche „automatische, doppelt wirkende Sicherung und Entsicherung, Patent Tambour" wird die Handhabung der kompliziertesten Jagdwaffe gleich leicht und gefahrlos in der Hand des Anfängers, wie des alten, im Weidwerk ergrauten Jägers. Die Büchse wird, geladen und gespannt, über die Schulter gehängt. Entgleitet der Hammer während des Spannens dem Finger des Schützen; fällt das gespannte und schußfertige Gewehr zu Boden; bleibt der Schütze am Züngel des Gewehres hängen; erfolgt ein noch so heftiger Stoß oder Schlag von rückwärts gegen die abgelassenen und etwa nicht in die erste Rast eingefallenen Hämmer, oder war diese Rast etwa gebrochen: in keinem Falle wird es zu einer Auslösung des Schusses kommen!

Dasselbe gilt von Gewehren mit Stechschlössern. Der Schütze kann mit „gestochenem" Züngel pirschen, ohne im geringsten Gefahr zu laufen, auch für den Fall, daß er mit dem Gewehre stürzen sollte: das „gestochene" Züngel und der von ihm zu betätigende Abfeuerungsmechanismus bleiben genau so starr und unbeweglich wie etwa der Lauf seiner Büchse. Will er aber schießen, so hat er nichts anderes zu tun, als die Büchse in gewohnter Weise an die Wange zu nehmen und abzudrücken. Keinerlei langwierige und in der Aufregung und Hast oft genug unrichtig ausgeführte Manipulation an Hämmern, Stechern, Sperren u. s. w.; kein Vergessen, diese Mechanismen wieder in ihre normale Lage zu bringen! Die Büchse wird, ob man zum Schusse gekommen ist oder nicht, einfach wieder über die Schulter geworfen, wo sie in absolut sicherem und doch schußfertigem Zustande der nächsten Schußgelegenheit entgegenharrt.

Was diese Neuerung, deren kurze Skizzierung hier versucht wurde, für alle Jagdsportleute bedeutet, wird aus meinen Ausführungen auch dem Laien klar werden: die Ausschaltung einer ganzen Serie von furchtbaren Unglücksfällen, die alljährlich den ständigen traurigen Beitrag der Jagdchroniken bilden. Tambours Erfindung wird eine Wohltat der Jäger und aller jener Personen werden, in deren Nähe dem weidmännischen Vergnügen gehuldigt wird. Sie ist eine der bedeutendsten Errungenschaften der Neuzeit auf waffentechnischem Gebiete und speziell für den Jagdsport von unermeßlichem Werte. Dr. Otto Herschmann.

Besprechungen.

„Die Bedeutung der Berufsvormundschaft für den Schutz der unehelichen Kinder." Eine Denkschrift für den internationalen Kongreß für Erziehung und Kinderschutz in Lüttich. Mit 11 farbigen Tabellen, von Dr. Chr. J. Klumker und Dr. Othmar Spann (Zentrale für private Fürsorge und Verein Kinderschutz, Frankfurt a. M.), Dresden, 1905. O. V. Böhmerts Verlag. 31 Seiten. 8°.

Die Einzelvormundschaft des Zivilrechts ist angesichts der Auflösung der Familienzusammenhänge und des Auftretens großer Volksschichten kleinsten Einkommens hinsichtlich Unehelicher sinnlos geworden; es steht heute nicht mehr in Frage, daß sie durch eine Einrichtung des öffentlichen Rechts ersetzt werden müsse, sondern es fragt sich nur noch, wie und in welchem Umfange das zu geschehen habe. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit verdankt man den statistischen Studien über die uneheliche Bevölkerung, zu denen auch Spanns jünst erschienene ausgezeichnete „Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M." (Probleme der Fürsorge. Abhandlung der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M., herausgegeben von Dr. Ch. J. Klümker, zwei Bände) gehören. Die Resultate dieser Untersuchungen

finden sich in der vorliegenden Schrift über die Berufsvormundschaft auf wenigen Seiten in schlagender, präziser und klarer Form zusammengefaßt; einfacher und bequemer kann man dem Leser die Früchte einer großen, sozialstatistischen Erhebung wohl nicht mehr zugänglich machen. Wer diese ehernen Sätze liest, welche wie Keulenschläge auf die hilflose Einrichtung der zivilistischen Einzelvormundschaft, dieses für die armen Schichten wesenlose Scheingebilde, niederprasseln, der kann — und wäre er auch ein vollständiger Neuling in dieser Sache — keinen Moment zweifeln, daß dieser Einrichtung die Stunde geschlagen habe und daß auch ein Gebiet des Zivilrechtes vom öffentlichen Recht abgelöst wird. Der Verfasser vorliegender Schrift findet die neue Gestaltung des Vormundschaftswesens unehelicher Kinder — in Übereinstimmung mit den Zielen der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. — in der Berufsvormundschaft, das ist: die berufliche, bis zur Volljährigkeit des Unehelichen dauernde Generalvormundschaft. Dieser Standpunkt wird von der Fürsorgestelle auch an anderen Orten nachdrücklich propagiert, vergleiche z. B. die von ihr herausgegebene Schrift über „Ausbildungskurse in der Fürsorgetätigkeit 1904". — Wir empfehlen die kleine, höchst interessante Schrift allen zur Lektüre, welche am Problem des Kinderschutzes mitarbeiten oder ihm wenigstens Interesse entgegenbringen; die Leser werden mit mir übereinstimmen, daß sie selten ein halbes Stündchen nutzbringender zugebracht haben.

Graz. E. Mischler.

Lafcadio Hearn: „Kokoro." Übertragen von Berta Franzos Mit Vorwort von H. v. Hofmannsthal. Buchschmuck von Emil Orlik. Frankfurt a. M. Rütten und Loening. 1906.

Die Angst vor dem Sinken des Geldprofit und vor dem Mißerfolg christlicher Missionen hat die Interessierten gewiß schon schlimmere Hetzworte erfinden lassen, dümmere und lügenhaftere als das von der „Gelben Gefahr" gewiß nicht. Es ließen sich im westlichen Europa Leute finden, die mit gut bezahltem Pathos die russischen Kosaken als Kulturbringer nach dem Osten feierten, dieselben Kosaken, denen die Japaner in der Gefangenschaft zu Sasebo und anderwärts Schulen einrichteten, in denen sie lesen und schreiben lernten! Und da man sich doch irgendwie mit den japanischen Siegen — und es waren nicht nur kriegerische — abfinden mußte, beeilte man sich, die Japaner als gelehrige Schüler europäischer Instruktoren hinzustellen. Es gab eine Zeit, da weitere Kreise alle ihre Kenntnisse über Japan aus dem „Mikado" und der „Geisha" bezogen, die übrigens nicht falscher informierten als des Marineleutnants Pierre Loti sentimental-alberne „Madame Chrysantheme" und „Prune", die das japanische Mädchen so vorstellten wie etwa die „Nana" das französische. Mit Lotis Büchern hatte man Eile, sie ins Deutsche zu übersetzen; es bedurfte erst eines sensationellen mächtigen Anlasses, um den Deutschen die besten Bücher bekanntzumachen, die je einer aus Japan schrieb. Lafcadio Hearn lebte siebzehn Jahre, bis zu seinem Tode im Herbst 1904, in Japan, das er wie sonst kein Europäer kannte und deshalb auch liebte wie keiner. Ich möchte glauben, daß es diese Liebe war, die sich durchaus nicht aus dem Haß gegen alles Europäische baute, die ihn so scharf sehen ließ und das Gesehene so wundervoll beschreiben. Denn die Neugier des gewöhnlichen Touristen ist voller Dünkel und Vormeinung und die Artung des reinen Künstlers wieder zu eigensüchtig und so bleiben beide außerhalb der Dinge. Und Hearn war weder Tourist noch Künstler, wenn er auch das Land in den verborgensten Winkeln aufsuchte und darüber höchst kunstvoll zu schreiben verstand. Ich lernte ihn vor Jahren in New Orleans, seiner Geburtsstadt, als einen lieben, freudigen Menschen kennen, der leicht und ohne die leiseste Pedanterie mit außerordentlich vielen Kenntnissen und Wissensdingen umging, voller Anschauung, doch nie falsch blendend war und sein Schreiben trieb ohne Absicht auf das Kunstwerk. Auch die polemische Absicht, über Japan etwa aufzuklären, lag seiner in sich beruhigten Natur ganz fern. Er schrieb alles wie ein Tagebuch, und so wurde es das Schönste nicht nur, sondern das Richtigste, was wir von einem Europäer über Japan haben.

Dieses Volk lebt mehr als tausend Jahre länger als wir in einer hohen Kultur, lebte darin, als sich unsere Ahnen noch von Eicheln nährten und in Tierfelle hüllten und hat unsern „Stolz", die Zivilisation des Banko, der Kanonen und der Elektrizität in kaum zwei Jahrzehnten sich so zu eigen gemacht, daß Europa von ihm darin lernen kann — ja, wir haben wirklich allen Grund, uns vor denen zu fürchten, die von der „Gelben Gefahr" reden, und hoffen, daß nicht ein Tag kommt, wo die Japaner ihre Kultur an unsere Zivilisation verloren haben. Franz Blei.

Heinrich Wolgast: „Das Elend unserer Jugendliteratur." 3. Aufl. B. G. Teubner, Leipzig, 1905.

Als Theodor Storm, einer Aufforderung Julius Lohmeyers folgend, die köstliche Novelle „Pole Poppenspäler" für die „Deutsche Jugend" schrieb, faßte er die Aufgabe der Jugendschriftstellerei in das Paradoxon: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben." „Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu

wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder kleinen Hans als Publikum denkst." Daran knüpfen die Bestrebungen nach einer Reform der Jugendliteratur an, die dem großen Ziele der Kunsterziehung entsprungen sind. Die Jugendschrift in dichterischer Form — und nur von dieser spricht Wolgast in seinem Werke — muß ein Kunstwerk sein. Da aber literarische Kunstwerke der allgemeinen Literatur angehören, verliert die spezifische Jugendliteratur ihre Existenzberechtigung. Nur unsere echten Dichter sollen unsere Jugendschriftsteller sein, und was sie nach Stoffwahl und nach Art ihrer dichterischen Ausdrucksmittel „für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend" Geeignetes schaffen, kann durch diese Erweiterung des Leserkreises nichts von seinem allgemein literarischen Werte verlieren. Gerade an der Gemeinsamkeit der dichterischen Quelle für Erwachsene und Kinder habe die Erziehung das allergrößte Interesse.

Die Jugend zur literarischen Genußfähigkeit zu erziehen, muß vornehmster Zweck der Jugendlektüre sein. Er kann aber nur dadurch erreicht werden, daß man sie echte Dichterwerke genießen läßt und Bücher, die unter der äußeren Form einer Dichtung als Machwerk eines Dichterlings einhergehen, von der Lektüre der Jugend ausschließt. Die landläufige Auffassung kennt außer oder neben der Unterhaltung noch höhere Zwecke der Jugendlektüre — die Belehrung und Veredlung. Im echten Kunstwerke, das ohne Rücksicht auf Sittlichkeit und Erziehung entstanden ist, liegt ein stärkerer Anreiz zum sittlichen Handeln als in jenen eigens auf die Moral zugeschnittenen Pseudodichtungen. Literarisch wertvolle Werke, die nur dem Genusse dienen sollen, leisten nicht nur der Geschmacksbildung, sondern auch der Charakterentwicklung der Jugend einen wesentlichen Dienst.

Diesen nächstliegenden Beruf, der Jugend literarischen Genuß zu bieten oder sie dafür zu bilden, hat die Jugendschriftstellerei nie erkannt. Der größte Teil der poetischen Jugendliteratur — und darin sieht Wolgast das Elend — besteht aus Tendenzschriften moralischer, belehrender, religiöser oder patriotischer Art. Namentlich Religion und Patriotismus mißbrauchen das Gewand dichterischer Form für ihre Zwecke. Die Phantasie wird an Bombast und an Ungeheures im Geschehen gewöhnt und dadurch für intime Reize abgestumpft, die allermeisten Leser der gangbaren Jugendschriften sind für die ernste Kunst verloren. Die eingehendste Kritik, der Wolgast die verbreitete Jugendliteratur unterzieht, läßt sie zum weitaus größten Teile als nichtig erscheinen und beweist unwiderleglich die Notwendigkeit einer Reform, besonders der von der Schule geleiteten und unterstützten Jugendbibliotheken. Daß Autoren, die den Geschmack der Jugend verderben, in Schülerbibliotheken noch immer Aufnahme finden, ist teils auf die Überschätzung der politischen Wirkungen zurückzuführen, die durch die dichterische Mache erzielt werden können, teils auf die Unterschätzung des stillen Einflusses, den die Lektüre unserer Nationalliteratur auf Gesinnung und Haltung des Menschen auszuüben vermag.

Daß die Reform der Jugendlektüre keine Sache für sich ist, bleibt Wolgast nicht verborgen. Ihre gründliche Erledigung hält er an wichtige Vorbedingungen gebunden. Voraussetzung ist eine Jugend, die im Verhältnis zur wachsenden Kraft liest, eine Erziehung, die vorwiegend die körperliche Gesundheit und Kräftigung im Auge hat. Notwendig ist ein Unterricht, der sich vor Überreizung der kindlichen Geisteskräfte hütet, notwendig ein möglichst spätes Lesenlernen, jedenfalls ein Hinausschieben privater Lektüre bis zum 12. Lebensjahre.

Wolgasts Schrift bietet allen, die erschöpfende Aufklärung über die Bedeutung der Jugendlektüre, einen Einblick in die Unzulänglichkeit und Schädlichkeit der gangbaren und den Weg zur wertvollen Jugendliteratur suchen, die gründlichste Belehrung.

Dr. Franz Moßhammer.

Hans von Hollenhaag: Vom Typus in der Kunst. Proben. Leipzig und Wien. Akademischer Verlag, 1905.

Es ist eine wunderhübsche Sache, wenn drei, vier gute Freunde bei ihren Zusammenkünften von anderen Dingen reden als von Weibern und vom Essen. Aber so Kluges dabei auch herauskommen mag, es in die breite Öffentlichkeit zu tragen, tut meist nicht not. Was im gesprochenen Worte neu und überraschend klingt, wirkt geschrieben oft wie eine alte billige Wahrheit; besonders wenn der Verfasser keine rechte ansprechende Form findet.

Ich gehe selbst gern in meinen kleinen Untersuchungen auf die primitive Bedeutung des oder jenes Ausdrucks zurück, der durch die Jahrzehnte oder Jahrhunderte sich zum fleißig benützten Klischee herausgebildet und an Schärfe des Umrisses verloren hat. Aber gerade hierbei ziemt Knappheit und Bestimmtheit. Beide sind Hollenhaags Vorzüge nicht. Obwohl er im Vorwort die Versicherung gibt, daß alles reiflich erwogen sei (für einen ernsten Schriftsteller eine sehr überflüssige Versicherung), gesteht er an anderer Stelle zu, daß er ganz planlos vorgehe. Diese Planlosigkeit zeigt sich denn auch zur Genüge bei der Auswahl der Proben, die er auf sein Exempel macht. Er zitiert nämlich am Schlusse seiner Arbeit einige Gedichte, die ihm als besonders typisch erscheinen, in denen also jeder Leser eigene Empfindungen wiedergespiegelt sieht. Es treten in die Reihe: Goethe, Eichen-

dorff, Heine, Kerner, Lenau, Storm, Stieler, Scherer, Schönaich-Carolath, Saar und — dreimal — Hollenhaag selbst. Auch wenn seine Verse besser wären (sie sind nicht schlecht; das mittlere ist merkwürdigerweise als Vierzeiler gesetzt, obschon seine Melodie zweizeilig ist), hätte es dem Dichter besser angestanden, Mörike, Keller, Hebbel und die Droste anzurufen als seinen eigenen Genius. Wer eine neue und gute Sache vertritt — und Hollenhaag schätzt die seine mindestens so rühmlich ein — der muß auch den Schein persönlicher Eitelkeit vermeiden.

Doch zu seiner eigentlichen Arbeit! Aus ihrer Verworrenheit klingt eine Verhimmelung der Objektivität ziemlich vernehmlich heraus. Der Reiz der künstlerischen Gestaltung liegt aber nicht zuerst in ihrer typischen, nacktobjektiven Form, sondern in der geheimnisreichen Verkleidung dieser Nacktheit durch individuelle Eigenschaften. Der Zuschauer oder Leser will ein Individuum erkennen, wie er selbst eines ist. Hat er dies erkannt, dann läßt er sich gern zum Typus hinführen, der über das Individuum hinauswächst. Faust, wie er unruhig auf seinem Stuhle sitzt, ist für uns noch kein Typus des Reinmenschlichen, sondern ein Gelehrter, der am Wissen verzweifelt. Wir glauben an seine Existenz wie an einen Mitmenschen; und nun erst darf uns der Dichter von der wohlbekannten Wirklichkeit, in der dieser individuelle unglückliche Mann lebt, auf die gefahrvolle Klippe der Möglichkeit geleiten, wo Faust, der typische Mensch, wohnt.

Hollenhaag wendet sich mit Recht gegen unsere einseitigen Formkünstler, aber er schießt über das Ziel hinaus. Wenn es nach ihm ginge, so dürfte nur das kunstlose Volkslied Geltung haben. Sind die kosmischen Gedichte Goethes und Hebbels, sind die Naturbilder Kellers und der Droste weniger groß und lebendig, weil sich das Volk nicht zu ihnen hingezogen fühlt? Und sind sie nicht typisch und objektiv wie die vielgesungenen Volkslieder? O nein, man kann die Menge nicht zum alleinigen Kunstrichter machen; denn dann stünden die Schwankfabrikanten und Coupletdichter über unseren herrlichen Großen. Man kann sie aber nach und nach erziehen, damit sie Gut und Böse unterscheiden lernt. Gewiß, das „Heidenröslein" wird allenthalben verstanden, aber wäre es nicht wünschenswert und in Goethes Sinne, daß auch seine Zueignung zu den Gedichten Gemeingut würde, obgleich sie in kunstreichen Stanzen gebaut ist? Ich hoffe, es kommt die Zeit solcher Erfüllung.

Alles in allem begeht Hollenhaag den oft begangenen Fehler, die Kunst in Gesetze bannen zu wollen; aber sie spottet heute wie immer der Regeln, die ihr von außen aufgepelzt werden. Die Verquickung von Subjektivem und Objektivem wird in alle Zukunft ihr Eigentümlichstes sein.

Ferdinand Gregori.

Feuilleton.

Wienerisches.

Gar oft hört man bei Beurteilung der Werke von Schriftstellern, die das Volksleben unserer Vaterstadt zum Gegenstand ihrer künstlerischen Darstellung gewählt haben, daß diese Kulturstudien eigentlich einer absterbenden Epoche angehören, die mit dem Leben der modernen Weltstadt, die Wien in den letzten Jahrzehnten geworden ist, nur wenig Berührungspunkte gemein hat. Es seien Anachronismen, wenn der Autor die Typen einer verflossenen Zeit mitten ins moderne Leben stellt und ihnen einen Ideenkreis und eine Ausdrucksweise andichtet, die längst aufgehört haben, charakteristische Eigenschaften des Wienertums zu sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Vorwurf häufig berechtigt ist, zumal bei jenen, die das Wienertum aus zweiter Hand beziehen. Gedankenlos nachgebildete Typen, die aus der Lektüre älterer Werke bezogen werden und die der Autor mit allerlei, beim Heurigen oder bei den Fiakerstandplätzen aufgefangenen Redefloskeln behängt, müssen freilich jedem echten Wiener als lächerlicher Anachronismus erscheinen. Eine Unzahl von alten Wiener Typen ist längst schon ausgestorben oder im Aussterben begriffen. Der Bandelkramer, der Sagfeiler, der Evangelimann, der Konduktansager, der Hofsänger, die Ratschenbub'n, das Wasserweib, der Bratlbrater, der Holzbauer, leben nur mehr in der Erinnerung der alten Wiener oder führen hier und da noch ein sporadisches Dasein. Der Fiaker, das Wäschermädel und der Schusterbub haben längst schon ihre Eigenart eingebüßt. Der Schusterbub war überhaupt nur ein Kunstprodukt, dem man die Witze, die anderen eingefallen sind, auf den Leib gedichtet hat. Dieser Schusterbub ist das Paradigma der erfundenen nur in Büchern und Anekdotensammlungen spukenden Volkstypen. Es gab eine Zeit, in der Humoristen und Chronisten ihren ganzen Witz in Schusterbubenwitzen vergeudeten. Jedermann glaubte an die geniale Begabung gerade dieser Lehrjungenkategorie, aber keiner konnte sich erinnern, jemals selbst aus dem Munde eines Schusterbuben einen witzigen Ausspruch vernommen zu haben.

Auf ähnliche Weise wurde am Schreibtisch viel Volkstümliches konstruiert, das niemals in der Volksseele gelebt hat.

Aber sollte damit, daß man in den Gassen keine kostümierten, mit der Maske einer besonderen Eigenart ausgestatteten Volkstypen mehr sieht, auch das Wienertum als solches ausgestorben sein? Bringt das Einschmelzen der 34 Vorstädte und zahlreichen Vororte mit ihrer scharf ausgeprägten Individualität zu einem weltstädtischen Ganzen auch eine vollständige Veränderung des Volkstümlichen mit sich?

Es ist wahr, die weitläufigen Häuser mit den großen Höfen, den offenen Gängen, den ebenerdigen Flügeltrakten, deren Türen alle in den Hof mündeten, sind fast alle verschwunden und auch der spärliche Rest ist dem nahen Untergange geweiht. Hier entfaltete sich echt patriarchalisches Leben, ein behaglicher Separatismus, der höchstens noch die Gasse oder ein angrenzendes Glacis in seinen Interessenkreis einbezog. Den Bewohnern dieser eingesprenkelten Dörfer, die meist aus den ehemaligen Domänen der Adeligen oder der Klöster hervorgegangen waren, kannten nur ihren Grund und ihre Pfarrgemeinde, wo ihre Familienmitglieder und ihre Vorfahren getauft worden waren. Man konnte sie mit jenen „Örtlern" vergleichen, die Anzengruber in einer trefflichen Skizze geschildert hat. Er prägte dieses Wort für die Bewohner einsamer, abgelegener Gebirgstäler, die ihren Daseinsring fernab von dem Getriebe der übrigen Welt schließen und eine kleine Welt für sich vorstellen. Solche „Örtler" gab es noch in dem Wien der Fünfzigerjahre. Da saßen die Handwerker und Kleinmeister mit ihren Familien beisammen und verdienten in emsiger Arbeit ihren Lebensunterhalt. Einmal vielleicht in der Woche ging das Familienhaupt in die „Stadt", um seine Ware abzuliefern oder Bestellungen entgegenzunehmen. Die übrigen Familienmitglieder kamen zumeist nur auf das nächstgelegene Glacis und an Sonntagen in den Prater oder vor die Linie, nach Hernals, Neulerchenfeld oder Sievering, wo die grünen Buschen zu einem guten Tropfen einluden. Zu weiteren Massenausflügen verlockte höchstens eine Wallfahrt nach Maria-Lanzendorf oder der Maria-Brunner Kirchtag. Der Verkehr wurde fast ausschließlich auf den eigenen Rappen bewerkstelligt. Vor den Linien gab es wohl „Linienzeugeln" und „Steirerwageln" und hie und da rumpelte auch eine schwerfällige Arche, Stellwagen oder Gesellschaftswagen genannt, durch die Straßen, der seine Passagiere nach Klosterneuburg, Kagran oder Schwechat beförderte; aber dieser Vehikel bediente sich nur eine verschwindend kleine Zahl der Bevölkerung.

So kam es, daß außerhalb des „Grundes" schon das Fremde begann. Eine Übersiedlung von einer Vorstadt in die andere galt bei den erbgesessenen Bewohnern als eine Auswanderung in neue, ungewohnte Verhältnisse. Daher wurde eine Aufkündigung von Seite des allmächtigen Hausherrn wie eine halbe Existenzvernichtung gefürchtet. Insbesondere die Alten fühlten sich entwurzelt, ihrer Lebensgewohnheiten beraubt; denn ein Bewohner der „enteren Gründe" galt für ein anderes Wesen als der Bewohner einer Vorstadt. Selbst in den Dialektschattierungen bestanden wesentliche Unterschiede und gar oft konnte man die Ermahnung einer „grundstolzen" Mutter hören: „Was is denn das für a Sprach? Du red'st ja wie a Thury-Brückler, oder wie a Erdberger." Der Thury-Brückler, der Erdberger, der Lerchenfelder, die Bewohner von Michelbäuern und vom Sechsschimmelberg hatten ganz andere Sprachnuancen als die der „Stadt" näherliegenden Anrainer von der Wieden, vom Neubau oder von der Landstraße.

Das Gesagte gilt natürlich alles nur von der breiten Volksschicht der Kleinbürger, Handwerker und Arbeiter.

Im Lauf der Zeiten haben sich freilich diese Verhältnisse gründlich geändert. Mit der Stadterweiterung und den neuen, mächtigen Verkehrsverhältnissen verschwanden auch die „Örtler" bis auf wenige, bodenständige Überbleibsel.

Aber damit ist noch nicht gesagt, daß das Wesen des Wienertums an der Wurzel getroffen worden wäre. Wien ist eine alte Aristokratin, die ihren Besitz nicht in wenigen Jahrzehnten erworben hat. Keine plötzliche Einwanderung aus allen Himmelsstrichen hat den Volkscharakter verwässert. In tausendjähriger Entwicklung hat sich das Wiener Volkstum herausgebildet und all die fremden Elemente, die es im Laufe der Jahrhunderte assimiliert hat, konnten seine Eigenart zwar bereichern und vermannigfachen, aber nicht gründlich umgestalten. Die ursprüngliche Volkssprache des bajuvarischen Sprachstammes hat sich im Laufe der Zeiten zwar abgeschliffen, gerundet und modifiziert, aber all die Sedimente aus fremden Sprachgebieten, die von Italienern, Ungarn, Slawen und selbst von Franzosen abgesetzt wurden, konnten den Vollwert und die Reinheit dieser Volkssprache nicht trüben. Es blieben einzelne versprengte Worte zurück, aber der Geist der Sprache, ihr Gefüge und ihre Wortbildung, ihre Bilder und ihr Sprichwörterschatz blieben urdeutsch. Und die Seele dieser Sprache lebt heute noch unberührt in jedem Wiener, der die trauten Laute seiner Heimat aus dem unerschöpflichen Born der Familientradition überkommen hat. Die Sprache ist aber das kostbarste Gefäß für die Sitte und Eigenart und für das Gemütsleben eines Volkes. Die Kinder auf den Straßen spielen heute noch dieselben Spiele wie vor vielen

hundert Jahren und gebrauchen dabei noch dieselben Worte, deren Sinn der lebenden Generation oft nicht mehr bekannt ist. Und unsere Mütter und Großmütter führen noch dieselben Sprichwörter im Munde, die schon einer Urahnfrau aus der Babenbergerzeit geläufig waren. Ein Millionenwesen durchlebt andere Zeiträume als ein Einzelwesen.

Der Schriftsteller, der das Wiener Volkstum aus dem Familienleben heraus erfaßt und gestaltet, hat den Vorwurf, archaistisch zu werden, nicht zu fürchten. Er kann heute noch aus dem vollen pulsierenden Leben schöpfen, das sich unter den neuen, vielgestaltigen Lebensbedingungen verwirrend und farbenreich, bald dramatisch packend, bald rührend, bald erheiternd, vollsaftig und lebensstrotzend vor uns entfaltet.

Einer der berufensten Schriftsteller, die das Wiener Leben der Gegenwart mit sicherem Blick erfassen, sich liebevoll mit allen seinen Äußerungen und Ausstrahlungen befreunden, ist Eduard Pötzl. Er hat das Herz des Wieners, der der Scholle entsprossen ist, in der sein Denken und Fühlen wurzelt, der aus dem Vollen schöpft, den aber die Liebe zur Vaterstadt nicht blind macht gegen die Schwächen und Verkehrtheiten des großen Gemeinwesens. So schildert er mit dem Herzen des Wieners und dem Stifte des Satirikers seine Landsleute und durch die richtige Verteilung von Licht und Schatten erhalten wir stets ein lebenswarmes, wahres Bild der Gegenwart. Und wie bei allen echten Humoristen, denen die Weltbetrachtung die lachende Träne im Herzen braut, klingen auch seine Skizzen häufig in feingetönte Stimmungsbilder aus, die sich aus liebevoller Naturbetrachtung, aus einsamen Spaziergängen und Jagdausflügen ergeben. Ein volles Dutzend Bändchen, die in dem rührigen Verlag von Robert Mohr in Wien erschienen sind, zeigt uns das Wien der Gegenwart in allen Facettierungen seiner Lebensäußerungen. Das Kleinleben in seiner behaglichen Beschränktheit, mit seiner Kirchturmpolitik und seiner treuherzigen Ursprünglichkeit findet in ihm einen ebenso scharfblickenden Schilderer wie das Kunstleben und die Kulturbestrebungen der wachsenden Weltstadt. Sein jüngstes Buch heißt: „Wiener Tage." Hier dehnt er seine Wanderungen nach den neuerworbenen Gegenden des Flachlandes aus, die das Großwien der jüngsten Tage in seinen Schoß aufgenommen hat und mit seiner Kulturwelle befruchtet. In anmutigen, den subjektiven Eindruck festhaltenden Federzeichnungen lernen wir unsere neuen „engeren" Landsleute jenseits der Donau kennen. „Nach Gaunersdorf", „N. Ö.", „Die Bauernbahn", „Ein Wiener Seebad", „Die Landstadt" sind ebenso scharf gesehene wie amüsante Kulturbildchen. In der zweiten Hälfte des Buches kommt das spezifisch Wienerische zu Worte, das Pötzl sprachlich und kulturell meisterhaft beherrscht. Es sind zumeist Momentbilder, wie sie das Treiben der Großstadt gebiert, aber aus all diesen Szenen spricht der Kenner und Schätzer des Volkstümlichen und in den ursprünglichen Gestalten lebt sich die Seele des Volkes aus. Das sind keine schwächlichen, erhaschten und angelesenen Eindrücke, sondern eigenster Besitz, der zugleich schauend und mitgestaltend wirkt. Gesundes Volkstum, echte Wiener Luft weht uns daraus entgegen und der Wiener weiß solche Gaben wohl zu unterscheiden von den kostümierten Strohpuppen und Maquetten unberufener Stümper.

Auch ein neuer Mann, Fritz Stüber-Gunther, zeigt mit seinen frisch und liebevoll geschriebenen Skizzen: „Bucklige Welt"*, die in demselben Verlage erschienen sind, daß es der volkstümlichen Darstellung des Wienerischen nicht an neuen, kräftigen Trieben fehlt. Manch treffliche Skizze aus dem Alltagsleben wird uns hier mit fleißiger Kleinmalerei zu farbigem Leben erweckt. Manchmal auch weiß er die Schäden unseres öffentlichen Lebens mit mutwilliger Laune zu geißeln. Auch der dem Wienertum eigene sentimentale Zug fehlt nicht darin. Ein solches warm empfundenes Genrebild der sozialen Gegensätze der Kinderwelt ist „Der Eindringling". Die Sehnsucht des sanguinischen Völkchens nach Blüten und Sonnenschein, nach Bergen und Wäldern, der Wandertrieb nach dem Neuen und Unbekannten hat in vielen seiner Betrachtungen neben einem drastisch-volkstümlichen Einschlag das Wort. Der Verfasser sieht viel und gut und mit Geschmack und Stilgefühl verbindet er ein liebevolles Versenken in das Wesen der Volksseele.

Das Wiener Volkstum lebt also noch und zeigt tausendfache frische Triebe und ein organisches Wachstum und so lang sein Dasein durch solche künstlerische Dokumente bewiesen wird, ist auch die Behauptung von dem hinsiechenden Wienertum und seinem Aufgehen in ein harlekinfarbenes, seelenloses Weltstadtwesen eine Fabel. V. Chiavacci.

* Vergl. „Österr. Rundschau", Heft 68, Seite 130.

Von der Woche.

11. Februar. Der Handels- und Schiffahrtsvertrag Österreich-Ungarns mit Italien, der am 29. September 1904 in Vallombrosa paraphiert wurde, wird in Rom, jener mit Belgien in Wien unterzeichnet.

12. 378. Sitzung des Abgeordnetenhauses: dem Antrag der Abgeordneten Hofer, Malik und Genossen, betreffend die Vorkommnisse bei dem am 8. Februar d. J. im Wiener Kursalon veranstalteten Festabend zu Ehren des slowenischen Dichters Stritar, wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Der Viererausschuß der deutschen Parteien überreicht eine Interpellation über die schädlichen Rückwirkungen der ungarischen Krise auf die österreichischen Interessen.

13. 379. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dem von den italienischen Abgeordneten gestellten Antrag, betreffend die Maßregelung des Triester Magistrates, und jenem der Alldeutschen, daß die gesetzlichen Bestimmungen über die Gemeinsamkeit des Kriegswesens aufgehoben werden sollen, wird die Dringlichkeit nicht zugesprochen. Eine Äußerung des Ministerpräsidenten bei Verhandlung des letzteren Dringlichkeitsantrages, daß die Antragsteller nur die Wahlreform hindern wollen, führt zu stürmischen Szenen. Der Ministerpräsident tritt den gegen die Krone gerichteten Ausführungen des Abgeordneten Grafen Sternberg entgegen.

14. 380. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Zweite Lesung der Rekrutenvorlage. (2525. Beil. d. St. Pr.) — Der serbische Gesandte Dr. Wuitsch überreicht dem Minister des Äußern eine Note, in welcher um Bekanntgabe der von Österreich-Ungarn verlangten Modifikationen des serbisch-bulgarischen Zollvertrages ersucht wird.

15. 381. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Rekrutenvorlage wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. Der Landesverteidigungsminister hält hiebei eine sehr erfolgreiche Rede, in welcher er die Notwendigkeit der deutschen Dienstsprache betont. Der Ministerpräsident beantwortet die Interpellation des Viererausschusses. Die Regierung werde anfangs März eine Vorlage, betreffend die Beitragsleistung zu den gemeinsamen Kosten, dem Hause unterbreiten. Es sei dafür Sorge getragen, daß der autonome Zolltarif und die Handelsverträge tatsächlich am 1. März auch für die Länder der ungarischen Krone in Wirksamkeit treten werden. Die Regierung legt den Entwurf eines handelspolitischen Ermächtigungsgesetzes vor. — Der Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen Österreich-Ungarn und Rußland wird in St. Petersburg unterzeichnet.

*

Volksvertreter. Ein hervorragendes Mitglied der Wiener Gesellschaft schreibt uns: „Das ungarische Abgeordnetenhaus ist aufgelöst worden, das österreichische hätte schon längst das gleiche Schicksal verdient. Eine Anzahl zweifelhafter Elemente, nur von persönlichen Interessen geleitet oder von blinder Leidenschaft verblendet, sucht auch hier das parlamentarische Leben ad absurdum zu führen. Die vor einigen Tagen gehaltene Rede eines gedankenlosen Schreiers, der mit unerhörtem Zynismus den Träger der Krone angriff, hat in allen Kreisen der Bevölkerung tiefe Empörung hervorgerufen. Diese Empfindung wurde gewiß von zahlreichen Abgeordneten geteilt und doch hörte man im Hause keinen Ausruf der Entrüstung, ja es hat sich kein Volksvertreter gefunden, der in gebührender Weise dieser Rede entgegengetreten wäre. Schon rein menschliche Gefühle, dann aber auch die schuldige Ehrfurcht vor dem Monarchen und das konstitutionelle Interesse hätten es erfordert. Läßt ein Parlament eine Beleidigung der Krone zu, so entehrt es sich selbst, denn es gestattet die Verletzung jener Gesetze, die die Rechtsgrundlage seiner eigenen Existenz bilden. Es gehört nämlich kein Mut dazu, unter dem Schutze der Immunität Verbrechen zu begehen. Und daß die Möglichkeit, ungestraft zu schmähen, jenem Abgeordneten besonders am Herzen gelegen zu sein scheint, beweist sein famoser Antrag, daß die Immunität der Abgeordneten nach Auflösung des Parlaments bis zum Zusammentritt des nächsten Hauses ausgedehnt werden solle. Hoffen wir, daß ein auf breiterer Basis beruhendes Wahlrecht es bald unmöglich machen wird, daß solche Elemente unter Anwendung allerlei Mittelchen und unhaltbarster Versprechungen gewählt werden."

Gedanken zur Zeitgeschichte. Wie der deutsche Michel im Reiche draußen seinen Bedarf an politischem Humor und politischer Satire deckt, das ist einer der merkwürdigen Züge unserer Zeit und verdient ein paar Worte.

Michel freut sich von Herzen des Reiches und seiner Herrlichkeit, er fühlt sich kannibalisch wohl dabei und möchte um alles in der Welt nicht, daß es anders würde. Aber raisonnieren will er auch, sonst ist des Daseins Freude unvollkommen, und so kauft er sich allwöchentlich seine Portion Geschimpfe auf alles und alle. Haben sich denn nicht auch Könige ihre Schalksnarren gehalten? Die durften kühne, freche und unziemliche Worte wagen, nur mußte es beim Worte bleiben. Wehe, wenn sie sich eines Mehreren vermessen hätten, da lauerte die Peitsche im Hintergrund. So denkt auch Michel: Das alles ist ja doch nur Spaß eines verwegenen Schalksnarren, verdammt gepfefferter Spaß, aber wenn die Lektüre zu Ende, ist die Sache auch erledigt, denn dieser Witz bleibt ja schließlich doch immer und ewig nur in der Sphäre des Literarischen.

So glaubt er.

Aber da steckt der Rechenfehler. Eines Tages kann sich unser Freund in der unerquicklichen Situation finden, die wir aus Schnitzlers „Grünem Kakadu" kennen: Er glaubt, daß ihm noch immer Komödie gemimt wird, dieweilen längst unheimlicher Ernst daraus geworden ist. Michel wird sich eines Tages noch immer den Philisterbauch halten über die köstlichen Possen seines kleinen halb-anarchistischen Schalksnarren, und auf einmal wird er entdecken müssen, daß es Hunderttausende gibt, die die Sache bitter ernst nahmen und danach zu handeln entschlossen sind.

Das alles ist sehr alt. Im Taine kann man es hübsch nachlesen. Es ist die Geschichte von den edlen Herren und Damen des ancien ré-

gime. In der knappen Zeit, die ihnen Schäferstunden und Parforcejagden und Liebesaventuren freiließen, kannten sie kein aparteres Vergnügen als die Lektüre revolutionärer Schriften. Noch heiß vom schweren Weine und von glühenden Küssen sanken sie auf die Chaiselongue und genossen die schaurig-süße Sensation jener Lektüre, aus der dann die große Revolution blutig aufschießen sollte. Die Ärmsten, sie stellten sich das so nett vor: Literatur ist Literatur und Leben ist Leben, das sind zwei Kreise, die einander weder schneiden noch berühren. Aber die Wirklichkeit wußte nichts von dieser hübschen Arbeitsteilung, und eines Tages war ein Wunder geschehen: Inmitten des Haufens sehr interessanter Bücher, die die vornehmen Damen und Herren mit beträchtlichem Genuß gelesen hatten, war mit einem Male eine Guillotine emporgewachsen.

Vor ein paar Jahren konnte man in Frankreich wieder etwas Ähnliches erleben. Da war der bekannte Herr Magnaud, der „gute Richter", der bei seinen Urteilssprüchen mit souveränem Schwung des Handgelenkes Gesetz und Recht beiseite schleuderte und so judizierte, wie es ihm sein gutes Herz eingab. Ging es mit einer leisen Umdeutung des Gesetzes, so war es gut; sprach aber Wort und Sinn des Gesetzes sonnenklar dagegen, so bekam eben das Gesetz seinen Fußtritt. Nun war es ganz merkwürdig zu sehen, wie der Pariser Bourgeois-Philister, wie Herr Bonhomme dem »bon juge« zujubelte: „Ein ganz patenter Kerl, dieser Magnaud — was der nur für drollige Urteilssprüche von sich gibt!" Aber das Gesicht unseres Pariser Nigerl hätte ich sehen mögen, wenn Herr Magnaud zufällig in die Lage gekommen wäre, seine Theorien in einem Prozesse zu betätigen, in den Herr Nigerl-Bonhomme verwickelt war. Man denke etwa, Bonhomme hätte irgend einem armen Teufel ein paar tausend Francs geliehen und da der Schuldner nicht zahlen will, klagt Bonhomme. Zufällig ist Herr Magnaud der Richter, und dieser ganz patente Kerl judiziert so, wie er in solchen Fällen immer judiziert: „In Erwägung, daß Herr Bonhomme ohnehin teils durch Erbschaft, teils durch glückliche Geschäftsunternehmungen in den Besitz einer mehr als ausreichenden Rente gelangt ist; in weiterer Erwägung, daß dem notorisch bedürftigen Schuldner die Rückerstattung des geschuldeten Betrages, wenn nicht unmöglich, so doch immerhin lästig wäre und er jedenfalls den eingeforderten Betrag viel besser brauchen kann als der wohlhabende Kläger — wird Herr Bonhomme abgewiesen und in den Ersatz der Kosten verurteilt." Das klingt vielleicht sonderbar, liegt aber durchaus in der Linie zahlloser Urteile, die der berühmte »bon juge« unter dem Jubel eines weitverbreiteten Publikums von sich gegeben hat. Unter dem Jubel — so lange eben das Ganze eine pikante Sensation war, die man sich aus der Ferne ansah. Wenn aber einmal Bonhomme in eigener Person das Opfer der Magnaudschen Justiz würde!

Das schmunzelnde Behagen an der papierenen Revolution erklärt sich leicht. Das Konservative ist nämlich nicht amüsant, ebensowenig wie die Tugend amüsant ist, beide riechen nach Langweile. Das geht so weit, daß unter den bürgerlichen Parteien keine sich gerne expressis verbis „konservativ" nennt. Und doch braucht kein Wort darüber verloren zu werden, daß ein modern denkender, besonnen fortschrittlicher Konservativismus eine unentbehrliche politische Maxime ist, auch für das Bürgertum, und keineswegs etwa das Monopol des Hochadels, des großen Grundbesitzes, der Bureaukratie und anderer regierender Schichten. Aus dieser Scheu, sich aufrecht zum Konservativismus zu bekennen, ist eine unglückliche Begriffsverwechslung in weiten Kreisen der Bevölkerung eingetreten, denen konservativ gleichbedeutend ist mit reaktionär. Sie bewegen sich noch immer in der politischen Nomenklatur des Vormärz: damals war der beherrschende Gegensatz der zwischen Reform und Reaktion. Das Problem des XX. Jahrhunderts aber ist der Gegensatz zwischen Demokratie (und Demagogie) einerseits, Autorität und Stabilität anderseits oder, richtiger gesagt, nicht der Gegensatz, sondern die zweckmäßige Ausgleichung zwischen den beiden Polen. Diese Ausgleichung wird aber unendlich erschwert, weil der Mut eines aufrechten Bekenntnisses zum Autoritäts- und Stabilitätsprinzip so selten anzutreffen und infolgedessen das Kräfteverhältnis zu ungunsten der konservativen Maxime verschoben ist. Und das alles geschieht komischerweise so ganz im Widerspruche mit den innersten Neigungen der Leute. Sie beklatschen die schlimmsten Herabwürdigungen der Autorität, weil sie sie für einen literarischen Spaß halten, der mit den wirklichen Gestaltungen des Lebens nichts zu tun hat. Wenn nicht alles trügt, werden sie bald eines anderen belehrt werden.... —l.

Fremdenverkehr. Es verlautet, daß das Eisenbahnministerium beabsichtige, nach dem Vorbilde der bei den schweizerischen Bundesbahnen bestehenden „Kommission für den Publizitätsdienst" einen Beirat für Angelegenheiten des Fremdenverkehrs zu schaffen. Das Ministerium, welches in den letzten Jahren eine sehr anerkennenswerte und erfolgreiche Tätigkeit zur Hebung des Fremdenverkehrs in Österreich entfaltete, setzte sich bisher bei Beratung größerer Aktionen mit Vertretern beteiligter Stellen, Vereinigungen und Verkehrsunternehmungen in Verbindung. Diese periodischen Besprechungen sollen nun in eine feste Organisation gebracht werden. Der Beirat hätte

sich in erster Linie bei Durchführung einer Reihe einschlägiger Aktionen, so insbesondere der Schaffung eines ausgedehnten, speziell die ausländische Presse umfassenden Publizitätsdienstes, der Veranstaltung von Spezialausstellungen landschaftlicher Bilder, der Errichtung von Reise- und Ausstellungsbureaus im Auslande und dergleichen zu betätigen. So begrüßenswert diese Absicht ist, scheint sie uns noch einer wichtigen Erweiterung zu bedürfen. Zur Hebung des Fremdenverkehrs genügt es nicht, die landschaftlichen Schönheiten und die sonstigen Reize unseres Vaterlandes im In- und Ausland bekanntzumachen, sondern es muß auch dahingewirkt werden, daß die Fremden in den betreffenden Orten dann auch jene Einrichtungen vorfinden, an die sie gewöhnt sind und die sie für ihre Bequemlichkeit und für ihr Wohlbehagen mit Recht verlangen. Man muß daher auch durch Belehrung der betreffenden Bevölkerungskreise, insbesondere der Wirte und Wohnungsvermieter, dafür sorgen, daß im Inland das Verständnis für den Fremdenverkehr und für modernen Komfort gehoben werde. Dies wäre wohl am leichtesten durch Wanderlehrer zu erreichen, die in den betreffenden Orten Vorträge über die großen ökonomischen Vorteile eines lebhaften Fremdenverkehrs und über moderne Einrichtungen zur Förderung desselben hielten. Was nützen die schönsten Gegenden, wenn man dort nichts zu essen bekommt, in den elendesten Betten schlafen muß und dafür noch horrende Preise zahlen soll. —nk—

*

Raimund-Theater. Die jüngste Neuheit dieser Bühne ist eine Posse von Emanuel Hollstein, die sich aus unerforschlichen Gründen „Lustige Wiener Leut'" nennt. Wäre sie abgelehnt worden, könnte man stillschweigend über sie hinweggehen. Da dies aber nicht geschehen ist, erscheint eine ernste Auseinandersetzung vonnöten. Nicht die erschreckliche Armut an Witz und Erfindung, nicht die Schablonenhaftigkeit der Durchführung, auch nicht die mangelhafte Bühnentechnik ist es, was zum öffentlichen Widerspruch reizt, sondern die Roheit der Gesinnung, die Hollstein nach dem Beispiele Buchbinders dem Wienertum als besonderes Merkmal von Urwüchsigkeit andichtet. Der zu kurz gehaltene Ehemann, dessen Freiheitsdrang und Lebenslust in heimlichen Abenteuern ein Ventil suchen, ist ein uraltes Possenmotiv, das schon in tausend Varianten seine Schuldigkeit getan hat, und es verschlägt nichts, daß es auch bei Hollstein wiederkehrt. Man sehe aber zu, wie verroht und entartet! Hier ist der Held ein Emporkömmling, der eine um zehn Jahre ältere Witwe ihres Geldes wegen geheiratet hat, was ihn aber nicht hindert, sich öffentlich in der brutalsten Weise über das Alter seiner Frau lustig zu machen und sie mit Hilfe ihres Geldes, wo und wie immer es angeht, zu betrügen. Zu Hause mit dem Dienstmädchen und außer Hause mit jeder Schürze, die ihm über den Weg läuft. Das ist nur ein als hervorragend krasses Beispiel herausgegriffenes Exemplar von den „Lustigen Wiener Leuten", wie sie sich im Kopfe Hollsteins malen. Gewiß gibt es so niedrige und erbärmliche Geschöpfe wie auf dem ganzen Erdenrund so auch in Wien. Das ist aber kein zureichender Grund, sie bloß deshalb, weil sie da und dort vorkommen, zu Trägern einer wienerischen Possenhandlung zu machen, die belustigen soll. Denn hier handelt es sich nicht mehr um liebenswürdige Schwächen, die man lachend verzeihen kann, sondern um eine nackte Gemeinheit, die auf der Bühne nur dann Berechtigung hat, wenn sie als solche gekennzeichnet erscheint. Und Hand in Hand mit dieser Verwechslung von Urwüchsigkeit und Gemeinheit geht in der Posse Hollsteins auch eine geflissentliche Verrohung der Wiener Mundart. Seit der verstorbene Schauspieler Pauli unter der Direktion Blasel im Josefstädtertheater den gewissen „Schurl"-Ton eingeführt hat, ist es auf allen Wiener Bühnen, wo man noch die Wiener Posse pflegt, üblich geworden, jenes harte „Lerchenfelderisch" zu reden, das sich mit Wohllust auf jedes rüde Wort kniet und das durch die Bemühungen Buchbinders zu einem Konglomerat unflätiger Schimpfworte verfälscht worden ist. Und unser liebes Theaterpublikum scheint glücklich schon so weit gebracht zu sein, daß es die Fälschung nicht mehr erkennt. Sonst hätte es sich auflehnen müssen gegen das, was Hollstein ihm als Äußerungen wienerischer Lebenslust zumutet. Das ist es, was einmal offen ausgesprochen werden mußte; ausgesprochen im Namen jener Wiener, denen die Lauterkeit ihrer Art und ihres Wesens noch Herzenssache ist. —tr—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 69. □ Redaktionsschluß 17. Februar 1906. □ Ausgegeben 22. Februar 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

Unter dem Vorsitze des Privatdozenten Dr Heinrich Escherich fand am 3. d. M. im Saale des Wissenschaftlichen Klubs die konstituierende Versammlung der Österreichischen Gesellschaft für Kinderforschung statt. In den Vorstand wurden folgende Herren gewählt: Privatdozent Dr. Heinrich Reicher (Präsident), die Universitätsprofessoren Dr. Theodor Escherich und Dr. Friedrich Jodl (Vizep äsidenten), Direktor Dr. Theodor Heller und Universitätsassistent Dr. Klemens Freiherr v. Pirquet (Schriftführer). Der Jahresbeitrag wurde auf 2 Kronen festgesetzt. Die Anmeldung der Mitglieder kann bei einem der Schriftführer erfolgen.

Verlosungsverlust. Am 1. März findet die Ziehung der Kommunal-Lose sowie mehrerer anderer Lose und Obligationen statt, deren Verlosung mit dem kleinsten Treffer, bzw. Nominalbetrage, bedeutende Verluste verursacht. Die Versicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentral-Depositenkasse und Wechselstube des Wiener Bank-Vereines sowie dessen Filialen in Prag, Graz, Brünn, Aussig an der Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowitz, Bielitz-Biala, Klagenfurt, Pilsen, die Expposituren und Zweiganstalten in den Wiener Bezirken.

Der Verwaltungsrat der Oesterreichischen Creditanstalt hat in seiner Sitzung vom 15. d. M. beschlossen, der Generalversammlung vorzuschlagen, für das Jahr 1905 eine Dividende von achtundzwanzig Kronen per Aktie zur Verteilung zu bringen, 600.000 K in den außerordentlichen Reservefonds zu hinterlegen und den Rest des Gewinnes im Betrage von zirka 430.000 K auf den Gew inn- und Verlustkonto des laufenden Jahres zu übertragen. Ferner wurde der Beschluß gefaßt in der Generalversammlung die Erhöhung des Aktienkapitals von 100 auf 120 Millionen Kronen zu beantragen.

Büchereinlauf.

Oskar Waldek. Die Stadtmegäre. Lustspiel in 4 Aufzügen. Poszony-Szentgyorgy, 1906. Selbstverlag.

Henrik Ibsens politisches Vermächtnis. Studien zu den vier letzten Dramen des Dichters von Erich Holm. Wien und Leipzig, 1906. Wiener Verlag.

Multatuli-Briefe. Herausgegeben von Wilhelm Spohr. Mit fünf Bildern in Mezzotinto-Gravüre. Titelzeichnung von Fidus. 2 Bände. Frankfurt a. M., 1906. Literarische Anstalt, Rütten und Loening.

Thomas P. Krag. Im Josthof. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Julia Koppel Frankfurt a. M., 1906. Literarische Anstalt, Rütten und Loening.

Thomas P. Krag. Jon Gräff. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Julia Koppel. Frankfurt a. M., 1906. Literarische Anstalt, Rütten und Loening.

Lafcadio Hearn. Lotos. Blicke in das unbekannte Japan. Frankfurt a. M., 1906. Literarische Anstalt, Rütten und Leoning.

Das neue Herrenhaus in Österreich. Entwurf von Dr. David Rauter. Wien, 1906. Moritz Perles.

Geschichte von Japan. Von O. Nachod. Erster Band. Erstes Buch: Die Urzeit (bis 645 n. Chr.). Gotha, 1906. Friedrich Andreas Perthes.

Berg des Ärgernisses. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Heinrich Lilienfein. Heidelberg, 1906. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz von Dr. Franz Krauß. II. Teil. Leipzig und Wien, 1905. Franz Deuticke.

Das Buch der Lebensklugheit. Von Dr. Robert Plöhn. 1905. Orania-Verlag, Oranienburg.

Adolf Dr. Jakob. Kleine Bilder aus dem Leben. Wien, 1905. Carl Konegen.

Fritz Mauthner, Totengespräche. Berlin, 1906. Karl Schnabel, Axel Junkers Buchhandlung.

Oheim Serenissimus. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Julius Albert. Graz, 1905. „Leykam."

Das Grabesfenster. Eine Sarajevoer Geschichte aus dem Beginn der Okkupation. Von Milena Preindlsberger-Mrazovic. Umschlag und Vignetten von Ewald Arndt. Innsbruck, 1906. A. Edlingers Verlag.

Kinderseelen. Drei Erzählungen von Hermann Hölzke. Dresden, 1905. C. Piersons Verlag.

Kaukasus. Reisen und Forschungen im kaukasischen Hochgebirge von Moritz von Déchy. In drei Bänden. Berlin, 1905. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Umsonst. Von Julius Konst. von Hoesslin. Schöpfungen eines Ringenden. Leipzig. G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung.

M. Hanel. Aus einer alten Stadt. Eine Prager Geschichte. Wien, 1906. Wiener Verlag.

Geschichte Böhmens. Von Adolf Bachmann. Zweiter Band. Bis 1526. Gotha, 1905. Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft.

Josef Emanuel Hilschers Gedichte. Originale und Übersetzungen. Herausgegeben von Anton Schams. Dritte, vermehrte Auflage. Leitmeritz, 1906. F. Seifert & Co.

Eduard Mörike. Mozart auf der Reise nach Prag. Eine Novelle. Leipzig, 1906. Insel-Verlag.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 70: 24. Februar 1906.

Das Finanzprinzip der staatlichen Verkehrsmittel.

(Ein Beitrag zur Frage der Eisenbahnverstaatlichung.)

Von Dr. Friedrich Freiherrn zu Weichs-Glon.

Unter „Finanzprinzip“ ist im allgemeinen der Grundsatz für die Verwaltung einer öffentlichen Einrichtung oder Anstalt zu verstehen, einerseits mit Rücksicht auf ihr Verhältnis zu den öffentlichen Finanzen, anderseits mit Rücksicht auf ihr Verhältnis zu den Gegenleistungen der einzelnen sich ihrer bedienenden Personen.

Man sollte meinen, es sei etwas Selbstverständliches, daß bei den Staatsverwaltungen über das Finanzprinzip der verschiedenen Staatseinrichtungen in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise, wissenschaftlich festgestellte oder empirisch erworbene Klarheit herrsche, eine Klarheit, die in der genauen und umfassenden Erkenntnis der Natur, des Wesens, der betreffenden Einrichtungen und Anstalten und deren zahlreichen Zusammenhängen mit allen Erfordernissen des Staatslebens und der öffentlichen Wohlfahrt besteht. Denn die Feststellung des Finanzprinzips bildet in vielfacher Hinsicht eine Voraussetzung, um eine in jeder Hinsicht entsprechende Verwaltung der betreffenden Staatseinrichtung oder Anstalt organisieren und durchführen zu können. Sie bildet daher auch eine Voraussetzung für jede Finanzpolitik. In anderer Hinsicht ist das Finanzprinzip die Basis, auf der sich ein ganzes Gebäude von Gesetzen, Verordnungen und administrativen sowie technischen Maßnahmen erhebt, die alle wieder hinübergreifen auf zahlreiche andere Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung. Dadurch kann das Finanzprinzip einer Staatseinrichtung von tief einschneidender und vielfach grundlegender Wirkung für das öffentliche und private Leben eines Volkes sein.

Es ist daher von elementarer Wichtigkeit und Bedeutung, jeder staatlichen Einrichtung oder Anstalt das ihrem Wesen, ihrer wahren Natur entsprechende Finanzprinzip zu unterlegen und bei ihr zur Geltung und Anwendung zu bringen. Denn die Anwendung eines fehlerhaften Finanzprinzips muß, wenn schon nicht auf seiner Grundlage die Verwaltungsmöglichkeit ganz oder auf die Dauer ausgeschlossen erscheint, unvermeidlich zu Widersprüchen, mangelhaften Funktionen, unbegründeten Opfern der Allgemeinheit und in verschiedener Hinsicht zu Mißerfolgen führen, sowie auch die richtige Eingliederung in den staatlichen und gesellschaftlichen Organismus erschweren oder verhindern.

Im allgemeinen trifft die früher ausgesprochene Mutmaßung wohl auch zu. Es besteht im allgemeinen Klarheit über das „Finanzprinzip“, weil dieses auch

in der Mehrzahl der Fälle, insbesondere für gewisse elementare Staatseinrichtungen und Anstalten sehr einfach ist, so z. B. für die Landesverteidigung, die öffentliche Sicherheit, die Rechtspflege, den diplomatischen Dienst, die Volksschule u. a. m.

Die Leistungen dieser Anstalten fließen unsichtbar, unmeßbar, ununterbrochen ununterschiedlich in das Leben der Gesamtheit eines Volkes; sie sind ungreifbare Wohltaten eines gesicherten und gesitteten Staatsverbandes und sie werden der Gesamtheit der von diesem Verbande umschlossenen Bürger zu teil. Sie sind Güter, die die Bedürfnisse einer entwickelten Kultur befriedigen. Anstalten und Einrichtungen wie die genannten haben ihrer Natur nach — und darin besteht ihre besondere, auch ihr Finanzprinzip bestimmende Charakteristik — *ausschließlich objektive Zwecke zu erfüllen*.

Das Finanzprinzip solcher Einrichtungen, die ausschließlich objektive Zwecke zu erfüllen haben, ist daher sehr einfach. Der Grundsatz für ihre Verwaltung mit Rücksicht auf ihr Verhältnis zu den öffentlichen Finanzen kann nur lauten, daß *die erforderlichen Kosten aus den Mitteln der öffentlichen Finanzen zu bestreiten sind*.

Damit ist auch schon der Grundsatz für die Verwaltung solcher Staatseinrichtungen in Rücksicht auf ihr Verhältnis zu den Gegenleistungen der einzelnen sich ihrer bedienenden Personen ausgesprochen. Diese Gegenleistungen sind bereits in den Steuerzahlungen gegeben. Die Finanzen dieser Staatseinrichtungen *können* nur auf das Steuerprinzip basiert werden, weil sich ihre Leistungen nicht stückweise, kopfweise, bemessen lassen. Es ist nicht möglich, die Atmosphäre dieser Kulturgüter mit einem materiellen Maßstabe derart zu messen, daß man die Entgelte individuell zu bestimmen vermöchte.

Ganz anders liegen jedoch die Dinge bei Staatseinrichtungen, die *nicht* ausschließlich objektiven Zwecken zu dienen haben oder nur solchen Zwecken dienen können, sondern die *ihrer Natur nach auch die Erfüllung subjektiver Zwecke* zulassen. Dieser Fall tritt bei Unternehmungen oder Produktionsanstalten ein, deren Betrieb und Verwaltung der Staat (Land, Gemeinde) besorgt, z. B. Gas-, Elektrizitätswerke, Tabakfabrikation u. dgl. mehr.

Es ist wohl jedermann klar, daß hier das Finanzprinzip ein ganz anderes sein müsse, und daß, soweit es sich um das Verhältnis zu den öffentlichen Finanzen handelt, als Grundsatz für die Verwaltung unmöglich die unentgeltliche Leistung, z. B. die Erzeugung und unentgeltliche Abgabe von Tabak an die Konsumenten auf Kosten der öffentlichen Finanzen gelten könne, sondern im Gegenteile, das einzig richtige Verhältnis solcher Staatsanstalten zu den öffentlichen Finanzen darin besteht, daß durch das zu erstrebende höchste Erträgnis, d. h. durch die Erfüllung des *subjektiven* Zweckes solcher staatlicher Produktionsanstalten, für die *öffentlichen Finanzen eine Quelle der Einnahmen* eröffnet und dadurch eine relative Verringerung der Steuerlasten bewirkt werde.

Ebenso klar wird es jedermann sein, was für ein Grundsatz für die Verwaltung, z. B. des staatlichen Tabakmonopols, in Rücksicht auf ihr Verhältnis zu den Gegenleistungen der einzelnen Personen zu gelten habe. Es hat jeder Raucher den von ihm begehrten und ihm gelieferten Tabak zu bezahlen, zu kaufen; die Nichtraucher sind von direkten oder indirekten Zahlungen selbstverständlich befreit. Der wirtschaftliche Charakter der öffentlichen Veranstaltung des Tabakmonopols weist auf die handgreifliche Gerechtigkeit des individuellen Entgeltes hin und auf die absolute Unzulässigkeit, eine solche Veranstaltung auf das Steuerprinzip zu basieren. Der Preis, der für den Tabak zu bezahlen ist, muß nach kaufmännischen Grundsätzen und im Hinblicke auf das zu erzielende höchste Erträgnis bemessen werden, wodurch sich die Gegenleistung der einzelnen Personen von selbst nach der Intensität des Bedürfnisses und den materiellen Mitteln derselben reguliert. Nach kaufmännischen Grundsätzen muß jedoch auch die ganze Organisation der Verwaltung und die Betriebsführung mit der Sicherung höchster Ökonomie eingerichtet sein; denn einerseits kann nur unter dieser Voraussetzung der subjektive Zweck der staatlichen Verwaltung zur befriedigenden Erfüllung gebracht werden, aber anderseits kann auch der objektive Zweck, die Erzeugung preiswürdigen guten Tabakes, nur unter dieser Voraussetzung erfüllt werden.

Dieses Beispiel dürfte klar erkennen lassen, daß das Finanzprinzip einer Staatseinrichtung genau dem Wesen, der Natur, derselben entsprechen muß, damit die Zwecke dieser Staatseinrichtung zur vollen und befriedigenden Erfüllung gelangen und die Interessen der Gesamtheit wirkungsvoll gewahrt werden können.

Die Anwendung, und zwar die grundsätzliche allgemeine, sowie auch eine nur teilweise oder fallweise erfolgende Anwendung eines falschen Finanzprinzipes bei einer Staatseinrichtung, welche ihrem Wesen nach die Verfolgung subjektiver Zwecke zuläßt, käme daher in gewissem Sinne der Verschwendung öffentlicher Mittel gleich.

Die Natur einer Anstalt oder Einrichtung erfährt selbstverständlich keine Änderung durch Wechsel in der Person des Wirtschafters. Daher muß es wohl als widersinnig bezeichnet werden, wenn bei einem solchen Wechsel, für den Fall, als der Staat selbst als Wirtschafter auftritt, wesentlich andere Verwaltungsgrundsätze nicht nur als zulässig erkannt, sondern mitunter sogar als notwendig bezeichnet werden.

In Wahrheit ist der Unterschied zwischen staatlicher und privater Verwaltung solcher Anstalten nicht grundsätzlicher Natur und nicht das Wesen der Sache berührend, sondern nur formeller Natur. Denn in jedem Falle, wo es sich um eine Produktionsanstalt handelt, also in jedem Falle einer Gütererzeugung, muß die Erfüllung des subjektiven Zweckes der Ausgangspunkt und das Endziel, die Triebfeder und der psychologische Faktor des Ganzen sein, auf den sich die nach den Grundsätzen der Wirtschaftlichkeit und des kaufmännischen Betriebes geordnete Verwaltung stützt, gleichgültig, wer das Wirtschaftssubjekt ist. Allerdings weisen die subjektiven Zwecke der verschiedenen Wirtschafter in manchen, wenn auch kaum

wesentlichen Dingen, Verschiedenheiten auf. Auch hinsichtlich der Erfüllung des objektiven Zweckes besteht kein Unterschied, muß wenigstens keiner bestehen. Der Käufer einer Ware oder einer Leistung weiß ja oft gar nicht, ob er den Preis einer privaten Unternehmung oder einer Staatsanstalt entrichtet. Das Erträgnis des Unternehmens, d. i. das Ergebnis der Erfüllung des subjektiven Zweckes, fällt dem Wirtschaftenden gleichfalls ohne Rücksicht auf die Person desselben zu.

Der einzige rein formelle Unterschied besteht demnach nur darin, daß in einem Falle der Staat, im andern Falle eine private Unternehmung der Wirtschafter ist. Dieses formelle Moment hat jedoch große materielle Bedeutung für die öffentlichen Finanzen, denen in dem einen Falle das Erträgnis zugute kommt und dadurch eine relative Verminderung der Steuerlast der Gesamtheit bewirkt wird; im andern Falle fällt das Erträgnis privaten Händen zu und die Gesamtheit zieht nahezu keinerlei Vorteile daraus.

So einfach und klar wie beim Tabakmonopol liegen nun die Verhältnisse allerdings nicht bei allen Produktionsanstalten, deren Verwaltung und Betrieb sich in Händen des Staates befinden, weil einerseits nicht immer erkannt wird und auch nicht immer ohneweiters erkennbar ist, daß die betreffenden Anstalten auch tatsächlich Produktionsanstalten sind und weil anderseits durch solche Anstalten teilweise auch rein objektive Zwecke zu erfüllen sind. Aber eben diese Unklarheit führte zur Unsicherheit bezüglich des Finanzprinzipes der betreffenden Anstalten.

Hieher gehören nun vor allem die staatlichen Verkehrsmittel.

Ich habe an anderer Stelle* die Ursachen dieser Unklarheit aufzudecken versucht und dabei den Nachweis erbracht, daß „Verkehr" Produktion ist und die Verkehrsanstalten Produktionsanstalten sind. Um umständliche Wiederholungen zu vermeiden, sei hier auf jene Abhandlung verwiesen und deren Ergebnis teilweise zum Ausgangspunkt der nachstehenden Ausführungen genommen.

Wenn nun als unverrückbar feststehende Tatsache angesehen werden darf, daß die Verkehrsanstalten Produktionsanstalten sind, demnach volle Klarheit über die besondere Natur der Verkehrsanstalten hergestellt ist und besteht, diese dieser ihrer Natur entsprechend nicht allein objektive Zwecke zu erfüllen haben, sondern auch subjektiven Zwecken nachkommen müssen und sie ihrer Natur nach die Erfüllung subjektiver Zwecke zulassen, so ist damit, wie schon an dem Beispiele des Tabakmonopols gezeigt wurde, auch schon das Finanzprinzip der staatlichen Verkehrsanstalten gegeben: in Rücksicht auf ihr Verhältnis zu den öffentlichen Finanzen hat als Grundsatz der Verwaltung, wenn anders nicht eine Verschwendung öffentlicher Mittel platzgreifen soll, zu gelten, daß durch die Erfüllung des subjektiven Zweckes, d. h. durch das zu erstrebende höchste Erträgnis, den öffentlichen Finanzen eine Quelle der Einnahmen eröffnet werde.

* „Verkehrswirtschaft und Verkehrspolitik" in Nr. 7, 8 und 9, I. Jahrgang (1905) der Zeitschrift: „Eisenbahn und Industrie".

Damit soll nun keineswegs einem öden Fiskalismus das Wort geredet werden, der darin besteht, daß die Erfüllung des subjektiven Zweckes ohne jede oder ohne genügende Rücksicht auf die Erfüllung des objektiven Zweckes der Verkehrsmittel verfolgt und an der Aufwendung nutzbringend arbeitenden Kapitals unangebracht zu sparen gesucht wird. Im Gegenteil, das obenbezeichnete, dem Wesen der Verkehrsmittel allein entsprechende Finanzprinzip bedeutet, soferne es nur richtig verstanden wird, die Beseitigung eben jenes Fiskalismus und Bureaukratismus aus der Verwaltung staatlicher Verkehrsmittel, deren Ersatz durch kaufmännische Verwaltungsgrundsätze und einen technisch-kommerziellen Betrieb, der in richtiger kaufmännischer Logik sowie in Erkenntnis der alles beherrschenden Rolle des Verkehrs in der modernen Wirtschaft, die Erfüllung des subjektiven Zweckes nur im Wege der befriedigenden Erfüllung der objektiven Zwecke, der Volkswirtschaftspflege, der Melioration des Landes, der Hebung der Steuerkraft als möglich erkennt.

Aber nicht allein, weil die Verkehrsanstalten Produktionsanstalten sind und sie nicht ausschließlich objektive, sondern auch subjektive Zwecke zu erfüllen haben, also kraft der inneren Vernunft der Dinge, muß ihr Verhältnis zu den öffentlichen Finanzen das früher bezeichnete sein, sondern auch aus Gründen, die aus dem öffentlichen Wohle, den Interessen der Gesamtheit und der Staatsnotwendigkeit entspringen — und solche reale Gründe wiegen nicht weniger schwer, oft noch schwerer als wissenschaftliche Beweise — kann ein anderes Verhältnis wohl nicht ernst in Betracht kommen und verantwortet werden.*

Das ununterbrochene Andringen des fortschreitenden Bedarfes im Staatshaushalte des modernen Staates ist eine so allgemein bekannte Erscheinung, und die niemals abgeschlossene und schließlich immer sich durchsetzende Befriedigung dieses Bedarfes ist eine so allgemein anerkannte unwiderstehliche Notwendigkeit, daß es keiner Rechtfertigung und Begründung bedarf, wenn das Staatserfordernis für alle Angelegenheiten der einzelnen Ressorts, für Bewaffnung und Ausrüstung der Wehrmacht zu Land und zu Wasser, für die Erhöhung der Gehalte, für öffentliche Bauten, Gewerbepflege, Agrarpflege, für Kultus, Unterricht, Wissenschaft, Hygiene, die soziale Fürsorge und alle andern Seiten bürgerlicher Wohlfahrt in den letzten Jahrzehnten eine erhebliche Steigerung erfahren hat. Man unterziehe nur die Budgets der letzten Jahrzehnte einer Vergleichung! Und diese Steigerung erfährt keinen Stillstand, geschweige denn einen Rückgang; es kann ihr auch kein Einhalt getan werden, so lange wenigstens nicht, als ein Volk, ein Staat, sich auf dem Wege kultureller und wirtschaftlicher Aufwärtsentwicklung befindet und entschlossen ist, diesen Weg und diese Entwicklung mit Einsatz und Aufgebot aller Kräfte einzuhalten.

Dem gegenüber stehen die Nöten um Vermehrung der Einnahmen, die sich mehrenden beweglichen und gewiß nicht immer unberechtigten Klagen der Steuer-

* Siehe auch die bedeutungsvollen einschlägigen Abhandlungen Cohns in „Zur Geschichte und Politik des Verkehrswesens" (1900) und „Zur Politik des deutschen Finanz-, Verkehrs- und Verwaltungswesens" (1905) u. a. O.

zahler über die auferlegten wachsenden Lasten, die sich teilweise tatsächlich kaum mehr erhöhen lassen; denn auch die Pflichten des einzelnen Bürgers gegenüber dem Staate haben ihre Grenzen. Was in den bestehenden Formen der Besteuerung erreicht werden kann, ist bereits bis zum äußersten geschehen. Dem stehen weiter gegenüber die ständige mühevolle Suche der Finanzminister nach neuen Steuern und Einnahmequellen, die im Kampfe gegen den Unmut stetige Fortbildung der Einkommensteuer, Vermögenssteuer, Erbschaftssteuer, mit dem ganzen System der Verbrauchssteuern und Verkehrssteuern, die gleichwohl niemals Schritt halten mit den unabweisbaren gesteigerten Bedürfnissen der öffentlichen Haushaltungen.

Muß nicht angesichts dieser Sachlage dem Verantwortlichkeitsgefühle die Überzeugung und Erkenntnis entwachsen, daß es durchaus angebracht sei, einen Teil der Summen für den öffentlichen Finanzbedarf in der gerechten und zweckmäßigen, bequemen und unmerklichen, das subjektive Bewußtsein wenig drückenden Form der Überschüsse staatlicher Verkehrsmittelverwaltung aufzubringen, wenn diese Aufbringung bei Anwendung entsprechender Verwaltungsgrundsätze und unter voller Wahrung der öffentlichen Wohlfahrt möglich ist? Gibt es überzeugendere Gründe, als es die harten Notwendigkeiten sind, unablässig wachsende und unabweisbare Bedürfnisse zu befriedigen?

Es seien hier, ohne allen Kommentar, zur Illustration des Gesagten zwei Beispiele angeführt, denen vielleicht die überzeugende Kraft jener harten Notwendigkeiten innewohnt.

Die jährlichen Nettoüberschüsse (Reinertrag) der preußischen Staatsbahnen betragen derzeit im Durchschnitte rund 550 Millionen (1904 660 Millionen) Mark oder 40% der gesamten Staatseinnahmen. Sie bilden, worüber alle politischen Parteien in Preußen einig sind, einen unentbehrlichen dauernden Bestandteil der preußischen Staatseinnahmen. Der preußische Staatshaushalt hat sich auf diese Eisenbahnüberschüsse eingerichtet; sie werden für wichtige Aufgaben der Staatsverwaltung verlangt und an Stelle der nicht vorhandenen Steuern als Ersatzmittel gebraucht. Seit 1882/83 haben die preußischen Staatsbahnen rund 8 Milliarden Mark Überschüsse, davon über 4 Milliarden zu den allgemeinen Staatseinnahmen geliefert; in dieser Zeit wurden außerdem aus jenen Überschüssen über 1 Milliarde Mark Schulden getilgt.

Das Mindererträgnis der österreichischen Staatsbahnen dagegen beträgt jährlich rund 60 Millionen Kronen und wird nach Ausbau der Alpenbahnen voraussichtlich 70 Millionen Kronen jährlich erreichen. Dieser Abgang im Erträgnisse gegenüber den Kapitallasten bildete bisher einen dauernden, allerdings leicht zu entbehrenden Bestandteil des österreichischen Staatshaushaltes, der sich auf diesen Abgang eingerichtet hat, d. h. leider einrichten mußte. Die für wichtige Aufgaben der Staatsverwaltung verlangten und aufgebrachten Steuerbeträge müssen in der Höhe des angegebenen Fehlbetrages zur Deckung dieses Mindererträgnisses herangezogen werden. Diese jährlichen Zuschüsse aus den öffentlichen Finanzen umfassen das Er-

trägnis der ganzen Grundsteuer und einen großen Teil des Erträgnisses der allgemeinen Erwerbsteuer. Was die österreichische Staatsverwaltung im Laufe der Jahre an derartigen Zuschüssen zur Deckung der Mindererträgnisse der Staatsbahnen, ferner an Garantiebeiträgen an Privatbahnen und an Lasten für mit Staatshilfe gebaute unrentable Linien u. dgl., im ganzen aus den öffentlichen Finanzen für das Verkehrswesen zu leisten hatte, läßt sich auf mehrere Milliarden Kronen beziffern.

Mit dieser Gegenüberstellung soll keineswegs irgend eine Kritik geübt, sondern lediglich dargetan werden, welche ungeheuren Vorteile einerseits aus der Gewinnung von Überschüssen aus der Verwaltung staatlicher Verkehrsmittel, anderseits welche empfindlichen Nachteile und Schäden aus den Mindererträgnissen staatlicher Verkehrsmittel für einen Staatshaushalt, für die Gesamtheit, für die Volkswirtschaft, erwachsen können. Für die Frage des richtigen Finanzprinzipes ist durch diese beiden Beispiele jedoch insoferne nichts gewonnen und bewiesen, als das günstige finanzielle Ergebnis der preußischen Staatsbahnen nicht auf die Anwendung des obenbezeichneten Finanzprinzipes zurückgeführt werden kann. Bei der seinerzeitigen Übernahme der Eisenbahnen aus den Händen der Eisenbahngesellschaften hat im Gegenteile der preußische Staat selbst niemals einen solchen finanziellen Zweck zugestanden, sondern vielmehr seine Gleichgültigkeit gegen eventuelle finanzielle Verluste erklärt. Später haben sich die Meinungen über den letzteren Punkt allerdings geändert. Die Verwaltungsgrundsätze der preußischen Staatsbahnen unterscheiden sich auch durchaus nicht wesentlich von jenen der österreichischen Staatsbahnen. Die Ursachen der Verschiedenheit der finanziellen Ergebnisse liegen einerseits bei den preußischen Staatsbahnen in den relativ geringeren Anlagekosten und Betriebsauslagen infolge der günstigeren Neigungs- und Richtungsverhältnisse der Bahnen, in dem Fehlen der Konkurrenz durch Privatbahnen, in der dichteren Besiedelung des Landes und der weiter fortgeschrittenen wirtschaftlichen Entwicklung. Der finanzielle Mißerfolg der österreichischen Staatsbahnen dagegen ist zum Teil auf die ungünstigen Neigungs- und Richtungsverhältnisse der Mehrzahl der Linien (Gebirgsbahnen), auf die in Österreich, nicht aber in Preußen, bestehende Besteuerung der Staatsbahnen, ferner auf die bei den Verstaatlichungen vielfach bestandenen ungünstigen Geldbeschaffungsverhältnisse und endlich auch auf den Umstand zurückzuführen, daß eine große Anzahl von Bahnen nicht im Hinblicke auf ein zu gewärtigendes Erträgnis, sondern mit Rücksicht auf gesamtstaatliche Erwägungen hergestellt werden mußte.

An den bestehenden Tatsachen vermag jedoch die vorstehende Erklärung derselben nichts zu ändern, und diese Tatsachen eben sind es, die uns immer wieder vor die Frage nach dem Finanzprinzip der staatlichen Verkehrsmittel stellen. Denn eine Antwort auf diese Frage ist noch von keiner Staatsverwaltung erteilt worden, auch von der preußischen nicht. Diese kann sich nur eben den Luxus erlauben, auf eine Beantwortung der Frage zurzeit noch zu verzichten, weil die dank der Gunst

der Umstände ihr zur Verfügung stehenden Eisenbahnüberschüsse das Verhältnis der Staatsbahnverwaltung zu den öffentlichen Finanzen zu einem recht erfreulichen gestalteten und dadurch der Anschein erweckt wird, als seien die angewendeten Grundsätze für die Verwaltung der staatlichen Verkehrsmittel mit Rücksicht auf die öffentlichen Finanzen ohnehin zutreffend und nicht mehr entwicklungsbedürftig. Die Frage nach dem Finanzprinzip hat bei der preußischen Staatsverwaltung nicht jene peinlich praktische und aktuelle Bedeutung wie für andere Staatsverwaltungen. Im wesentlichen beschränkt sich, wie aus den Berichten über die Etatverhandlungen hervorgeht, die preußische Staatsverwaltung darauf, den bestehenden Zustand gegen staatswissenschaftlich Ungebildete sowie gegen einzelne mit mangelndem Verantwortlichkeitsgefühl begabte Interessengruppen mit glücklichstem Erfolge zu verteidigen und aufrechtzuerhalten. Und bei den übrigen Staatsverwaltungen beschränkt man sich in der Hauptsache darauf, sich mit der jeweilig gegebenen Sachlage wohl oder übel abzufinden, wobei gewiß allseits in eifrigster Pflichterfüllung eine Verminderung der Ausgaben und eine Erhöhung der Einnahmen im Betriebe der staatlichen Verkehrsmittel angestrebt und verfolgt wird. Ein gewisser wissenschaftlicher Charakter kann auch den bestehenden Verwaltungssystemen der staatlichen Verkehrsanstalten vielleicht insofern nicht abgesprochen werden, als sie in einer weiteren Hinsicht als Experimente im wissenschaftlichen Sinne angesehen werden dürfen. Aber an das Problem des Finanzprinzipes als solches wurde nicht herangetreten. Es darf dies behauptet werden, weil andernfalls die wahre Natur und das eigentliche Wesen der Verkehrsanstalten ergründet und festgestellt hätte werden müssen. Daraus hätte sich dann unabweisbar die Erkenntnis ergeben, daß mit Rücksicht auf die öffentlichen Finanzen die staatlichen Verkehrsanstalten nur nach jenen Grundsätzen verwaltet werden dürfen, die ihrer Natur entsprechen und in höchstem Maße die Erfüllung des subjektiven Zweckes sicherzustellen geeignet sind, und daß diesen Grundsätzen mit allgemeinen, mitunter etwas unklaren Bestrebungen nach Mehrung der Einnahmen und Minderung der Ausgaben keineswegs Genüge geleistet ist. Es hätte dies vielmehr eine von der bestehenden vielfach wesentlich abweichende Verkehrspolitik und Organisation der staatlichen Verkehrsanstalten sowie teilweise auch eine geänderte Tarifpolitik zur unausweichlichen Folge haben müssen. Es hätten endlich die in die Praxis übergeführten geänderten Grundsätze ganz zweifellos zu wesentlich höheren Überschüssen als die gegenwärtig erzielten führen müssen.

Bezeichnend ist, daß die Gesetzgebung der meisten Staaten die Kaufmannseigenschaft, den gewerblichen Charakter der Verkehrsmittel im allgemeinen, also auch der staatlichen Verkehrsanstalten, teilweise, nämlich mit Ausnahme der Staatspost, richtig erkannt hat, indem diese Verkehrsanstalten nach den betreffenden Handelsgesetzbüchern zu den Handelsgewerben gezählt werden, deren Kriterien darin bestehen, daß sie Unternehmen sind, die nach Art und Umfang einen in kaufmännischer Weise eingerichteten Geschäftsbetrieb erfordern, dessen Zweck von vorneherein nicht auf den Abschluß einzelner Geschäfte, sondern auf eine ganze Reihe

zusammenhängender Geschäfte gerichtet ist und daß zugleich die Absicht besteht, aus dieser Tätigkeit dauernd Gewinn zu erzielen. Für die Verwaltung der staatlichen Verkehrsanstalten wurden jedoch aus dieser Erkenntnis nicht die entsprechenden Folgerungen gezogen.

Was nun die Grundsätze für die staatliche Verkehrsmittelverwaltung in Rücksicht auf die Gegenleistungen der einzelnen sich ihrer bedienenden Personen anbelangt, — gewissermaßen der zweite Teil des Problems des Finanzprinzipes — so wird nicht selten die Meinung vertreten, die staatlichen Verkehrsmittel, als gemeinnützige Einrichtungen, seien auf das Steuerprinzip zu basieren, höchstens seien Gebühren zur Deckung der Selbstkosten zu erheben. So weit es sich hiebei nicht um vulgärliberale Phrasen oder um den Ausdruck von Sonderinteressen einzelner handelt, sei im Zusammenhange und gestützt auf die Ergebnisse des ersten Teiles vorliegender Untersuchung versucht, die einzuhaltenden Grundsätze für die Verwaltung auch in der angegebenen Richtung klarzulegen.

Die Finanzwissenschaft ist im Laufe ihrer Entwicklung und angesichts der Entwicklung der Steuergesetzgebung im abgelaufenen Jahrhundert dazu gelangt, die zahlreichen entgeltlichen Wechselbeziehungen zwischen den Privatwirtschaften und den öffentlichen Haushaltungen genau zu unterscheiden. Dabei mußte sie zu dem Ergebnisse gelangen, daß die modernen öffentlichen Haushaltungen eine große Anzahl von Leistungen produzieren, die nicht rein objektiven Zwecken dienen, nicht unmeßbar sind, sondern vielmehr wie andere Leistungen und Erzeugnisse des privatwirtschaftlichen Verkehrs sich abmessen und deren Vorteile für den einzelnen sich ausmitteln lassen. Für Leistungen solcher Art wurde erkannt und gilt heute als wissenschaftlich feststehend, daß die individuelle Entgeltlichkeit angemessener sei als die aus dem Steuerprinzip sich ergebende. Auf diese individuelle Entgeltlichkeit weisen sowohl der wirtschaftliche Charakter solcher Veranstaltungen als auch die einfachen Gründe der Gerechtigkeit hin.

Was das erstere Moment betrifft, so wurde schon an dem Beispiele des staatlichen Tabakmonopols mit allgemeiner Gültigkeit für alle analogen Fälle nachgewiesen, daß, wo es sich um öffentliche Veranstaltungen wirtschaftlichen Charakters handelt, eine andere als die individuelle Entgeltlichkeit dem Wesen dieser Anstalten zuwiderlaufen würde, geradezu deren Funktion in Frage stellen müßte und praktisch überhaupt nicht durchführbar wäre.

Man stelle sich nur vor, welche ungeheuren Summen aus den öffentlichen Finanzen bestritten werden müßten, wenn die Leistungen der staatlichen Verkehrsmittel ohne individuelles Entgelt jedermann zur beliebigen Benützung dargeboten würden! Diese Summen würden sich nicht auf die bestehenden Betriebskostenbeträge, vermehrt um die erzielten gesamten Betriebsroheinnahmen, beschränken (bei den preußischen Staatsbahnen rund 2·3 Milliarden Mark jährlich, bei den österreichischen Staatsbahnen rund 500 Millionen Kronen jährlich), sondern infolge der zweifellos eintretenden maßlosen und verschwenderischen Inanspruchnahme dieser unentgeltlichen

Benützung gewiß bald auf ein Vielfaches jener Beträge erhöhen. Damit ist wohl die Unsinnigkeit solcher Forderungen dargetan.

Aber auch der wirtschaftliche Charakter, die Natur der staatlichen Verkehrsanstalten als Produktionsanstalten bedingt schon an sich die individuelle Entgeltlichkeit. Denn die individuell meßbaren Leistungen der staatlichen Verkehrsanstalten werden ebenso wie die Leistungen und Erzeugnisse anderer Produktionsanstalten, nach den Grundsätzen des privatwirtschaftlichen Verkehrs erst durch individuell meßbare Bedürfnisse hervorgerufen und diesen Bedürfnissen und der durch dieselben bewirkten Nachfrage sich anpassend und nach ihnen sich richtend, dargeboten. Der einzige Maßstab für diese individuellen Bedürfnisse, das einzige Mittel, um ihr Vorhandensein überhaupt wahrnehmen und feststellen zu können, bildet die Gegenleistung in der Form individuellen Entgeltes. Denn die Bereitwilligkeit zur Entrichtung desselben ist der Ausdruck eines vorhandenen Bedürfnisses. Der privatwirtschaftliche Verkehr kann sich nur auf dem Prinzip des individuellen Entgeltes vollziehen, das seinen Regulator darstellt und das Gleichgewicht der Kräfte in der Volkswirtschaft herbeiführt.

Was nun das zweite Moment, die Gründe der Gerechtigkeit, anbelangt, die auf die individuelle Entgeltlichkeit gegenüber den Leistungen der staatlichen Verkehrsanstalten hinweisen, so bedarf es wohl kaum längerer Auseinandersetzungen, um das Handgreifliche dieser Gerechtigkeit darzutun. Die einzelnen Verkehrsleistungen bilden Bestandteile der Gütererzeugungsprozesse, die durch Privatwirtschaften in Verfolgung von deren subjektiven Zwecken bewirkt werden und müssen daher, ebenso wie die übrigen Bestandteile jener Gütererzeugungen, selbstredend von diesen Privatwirtschaften getragen werden. Die Unentgeltlichkeit der Verkehrsleistungen auf Kosten der öffentlichen Finanzen wäre ebenso ungerecht, wie z. B. die unentgeltliche Lieferung von Baumwolle an die Spinnereien, von Kohle an die Fabriken oder von Leder an die Schuster u. dgl. m.

Die Gerechtigkeit des individuellen Entgelts gegenüber den dargebotenen Verkehrsleistungen geht des weiteren auch hervor aus der Betrachtung, wem diese Leistungen zugute kommen.

Die ungeheure mit der wirtschaftlichen Entwicklung und durch diese zunehmende Menge von Verkehrsakten, die dem System der modernen Volkswirtschaft den Stempel aufdrückt, verleitet leicht zur Anschauung, daß die Vorteile dieses die moderne Wirtschaft begleitenden und bezeichnenden Momentes in gleichmäßiger Verteilung an die Gesamtheit allen Gliedern derselben zu gute kommen. Denn daß es sich dabei nur um Vorteile handelt, ist keinen Augenblick strittig, weil die Verkehrsleistungen durch die auf Vorteile abzielenden privatwirtschaftlichen Gütererzeugungsprozesse verursacht werden. Aus jener Meinung heraus ist auch das schöne Wort von den Kanälen und Kanälchen gebildet worden, welche angeblich die durch die Verkehrsleistungen gebotenen Vorteile bis in die kleinste Hütte tragen und indirekt den Letzten und Ärmsten daran teilnehmen lassen. Daß in gewissem

Grade und beschränktem Umfange dieser Meinung ein Stück Wahrheit zu grunde liegt, ist angesichts der zahllosen Wechselbeziehungen und Zusammenhänge im komplizierten System der modernen Wirtschaft richtig und verleiht ihr den Anschein einer Tatsache. Allerdings nur bei ganz oberflächlicher Betrachtung und bei Geneigtheit, Schlagworte prüfungslos und gläubig hinzunehmen. Es wird dabei übersehen oder verschwiegen, daß die moderne Wirtschaftsentwicklung auch andere weniger erfreuliche Wirkungen mit sich bringt, die in der zunehmenden Konzentration des Besitzes und der Kapitalmittel einerseits, in der zunehmenden Verarmung und Verschuldung des Bauern- und Handwerkerstandes, sowie im raschen Anwachsen besitzloser Arbeitermassen anderseits in Erscheinung tritt. In der Privatwirtschaft dieser letzteren Bevölkerungskategorien, die weitaus die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, kann vielleicht bestenfalls von gewissen ihnen mitunter indirekt zukommenden Vorteilen der modernen Verkehrswirtschaft, aber niemals ernstlich von direkten Vorteilen die Rede sein.* Wann und wie oft kommt wohl der Taglöhner, der Bauer, der Handwerker dazu, das Telephon zu benützen, Telegramme zu erhalten oder aufzugeben? Selbst Briefe gehören im Leben dieser Bevölkerungsmehrheit zu den seltenen Ereignissen. Die Leistungen der Eisenbahnen für Personenbeförderung werden allerdings von dieser Seite in relativ großer Zahl in Anspruch genommen; aber zum großen Teile doch wohl nur infolge der abnehmenden Seßhaftigkeit, auf der Suche nach Arbeitsgelegenheit u. dgl., höchstens für karge Sonntagsvergnügung. Und die Leistungen in der Güterbeförderung werden ihnen vorwiegend in ihrer Eigenschaft als Konsumenten zu teil, als welche sie zwar zu ihrer Nutzung gelangen, aber diese Nutzung besteht wohl nicht so sehr in einem Vorteile, als vielmehr in der einfachen Bestreitung der äußersten Lebensnotdurft.

Dem entgegen steht die allgemein bekannte Tatsache der fast ausschließlichen Benützung des Telephons und Telegraphen, der überwiegenden Benützung der Post und der Eisenbahnen für Personen- und Güterbeförderung durch die Minderheit der Bevölkerung, die sowohl in ihrer Eigenschaft als Produzenten in Verfolgung der subjektiven Ziele ihrer Privatwirtschaften als auch in ihrer Eigenschaft als Konsumenten mit bedeutend weiterem Bedürfniskreise der direkten Vorteile der Verkehrsmittelleistungen in der Hauptsache teilhaftig werden.

Angesichts dieser so sehr ungleichen Verteilung der Leistungen der Verkehrsmittel und der Vorteile dieser Leistungen auf die verschiedenen Bevölkerungsteile und angesichts des Umstandes, daß die Meistbeteilten die numerische Minderheit bilden und überdies den besitzenden und jedenfalls besserbemittelten Klassen angehören, darf es wohl widerspruchlos als eine Forderung der einfachsten Gerechtigkeit bezeichnet werden, daß diese Vorteile wenigstens nicht auf Kosten der Minderleistungsfähigen und Meistbedürftigen den Besitzenden und Leistungsfähigeren gehäuft und gesteigert zugewiesen werden. Dies würde aber unter allen Umständen

* Siehe auch mein Buch „Das finanzielle und soziale Wesen der modernen Verkehrsmittel" (1894).

geschehen und müßte mit Notwendigkeit eintreten, wenn die Entgeltlichkeit der Leistungen der Verkehrsmittel aufgehoben würde. Denn nicht nur, daß, wie früher gezeigt wurde, der Gesamtheit ungebührliche neue Lasten auferlegt werden müßten, die wieder die Minderbemittelten am schwersten drücken würden, nicht nur, daß einer Minderheit große direkte Vorteile in den Schoß fallen würden, sondern es würde auch ein einigermaßen annehmbarer Ausgleich, darüber gebe man sich keiner Täuschung hin, niemals durch das Zufließen indirekter Vorteile, etwa in der Form des Rückganges der Preise der Konsumgüter bewirkt werden. Denn solche Vorteile pflegen nicht in gleicher Weise wie gewisse Lasten an die letzte Hand überwälzt zu werden; im Gegenteil, sie haben die Tendenz in der ersten Hand zu bleiben. Und dann unterliegt die Preisbildung auf dem modernen Markte noch so zahlreichen anderen Faktoren, welche eine Veränderung des Preisniveaus nicht zulassen würden.

In erhöhtem Maße tritt die Gerechtigkeit individueller Entgeltlichkeit der Verkehrsmittelleistungen auch hervor in Ansehung der Verschwendung und des Luxus, die heute trotz dieser Entgeltlichkeit eingerissen sind. Das Telephon dient, insbesondere in großen Städten, ebenso der Bequemlichkeit des gesellschaftlichen als dem geschäftlichen Verkehre. Wie viele Telegramme werden aus den nichtigsten Anlässen befördert; für gewisse Anlässe, insbesondere Festlichkeiten, Geburten, Verlobungen, Hochzeiten, Namens- und Geburtstage, Todesfälle, Jubiläen, Neujahr u. dgl. ist das Telegramm geradezu die Modeform der Nachrichtgebung geworden. Welche Unmasse von Postsendungen, Prospekten, Ankündigungen Probenummern u. dgl., die ungelesen in den Papierkorb wandern, bringt uns täglich die Post auf den Tisch! Welchen ungeheuren Umfang hat das Schreiben der Ansichtskarten angenommen! Wiewohl für die Absender dadurch mindestens eine leicht vermeidbare Verdoppelung der Postauslagen eingetreten ist, haben sich die Einnahmen der Post für Postkarten dennoch bedeutend erhöht, mitunter vervielfacht. Auch das Reisen ist in vieler Hinsicht zur Modesache geworden, sowohl bezüglich der Häufigkeit als der Reiseziele. Es soll hier jedoch keineswegs gegen diese gesteigerte und teilweise übermäßige Nutzung der Verkehrsmittel gesprochen werden, weil sie wohl auch in mancher Beziehung teilweise eine Folge und teilweise eine Forderung intensiver Kulturentwicklung ist und des ethischen Moments nicht entbehrt, endlich auch ein Stück der treibenden Kraft zur technischen und ökonomischen Vervollkommnung der Verkehrsmittelleistungen enthält. Aber dagegen soll aus Gründen der Gerechtigkeit Einwendung erhoben werden, daß die Kosten dieser Leistungen auch nur teilweise von jenen getragen werden, die ihre Vorteile und Annehmlichkeiten nicht genießen.

Die individuelle Entgeltlichkeit der Verkehrsmittelleistungen muß daher als feststehender Grundsatz angesehen und angenommen werden.

Daran schließt sich nun die weitere Frage an, in welcher Form diese Entgeltlichkeit erfolgen soll. In der Form des Beitrages, der Gebühr oder des Preises?

Die Form des Beitrages kann wohl nicht in Betracht gezogen werden, weil das Charakteristische des Beitrages darin besteht, daß er nicht ein individuelles Entgelt an öffentliche Veranstaltungen für einzelne Leistungen, sondern für Errichtung oder Erhaltung derselben ist.

Die Gebühr dagegen ist zwar ein individuelles Entgelt für einzelne Leistungen öffentlicher Veranstaltungen, aber doch nur von solchen Veranstaltungen, die ihrer Natur nach, entsprechend ihrer Bestimmung, ausschließlich objektive Zwecke zu erfüllen haben und im allgemeinen auf dem Steuerprinzip basiert sind. Die Gebühr ist in solchen Fällen gewissermaßen nur ein Beiwerk, um gewisse individuell meßbare und individuell verursachte Nebenleistungen durch die beteiligten Personen entgelten zu lassen. Wo die Gebühr steuerlichen Charakter hat, ist sie entweder auf dem Prinzip der Deckung lediglich der Selbstkosten aufgebaut, oder sie wird bei Nichtvorhandensein individuell meßbarer Leistungen öffentlicher Veranstaltungen nach rein fiskalischen Gesichtspunkten bemessen. Es kann daher für das Entgelt der Leistungen der staatlichen Verkehrsanstalten auch die „Gebühr" nicht in Betracht kommen, weil die genannten Veranstaltungen, wie bereits nachgewiesen wurde, ihrem Wesen nach nicht auf dem Steuerprinzip basieren können und die ausschließliche Selbstkostendeckung dem wirtschaftlichen Charakter der Verkehrsanstalten sowie den Grundsätzen des privatwirtschaftlichen Verkehrs zuwiderläuft. Die Festsetzung einer „Gebühr" zur Deckung der Selbstkosten würde übrigens in der Praxis unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen, weil den Verkehrsanstalten die Selbstkosten ihrer Leistungen nicht selbst bekannt sind und diese Selbstkosten auch durchaus keine stabilen Beträge vorstellen. Würden ferner zu den Selbstkosten richtigerweise auch die Zinserfordernisse für die staatlichen Verkehrsmittelanlagen gerechnet werden, da dies ja auch Kosten sind, die der Staatsverwaltung selbst auflaufen, so würde damit dem gefürchteten „Fiskalismus" (im Sinne des Sprachgebrauches des täglichen Lebens) erst recht Tür und Tor geöffnet werden; denn die Gebührenbemessung würde eben nach rein fiskalischen und nicht nach kaufmännischen Gesichtspunkten erfolgen. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte wäre ein solcher Vorgang bedenklich.

Selbst wenn es gelingen sollte, im Wege der „Gebühr" zur vollen Deckung der Selbstkosten zu gelangen, so wäre endlich damit der „Gerechtigkeit" keineswegs Genüge geleistet, weil die Bewertung der Leistungen der Verkehrsanstalten nach deren Selbstkosten keinen geeigneten Maßstab bildet für die Bewertung der Vorteile, die einzelnen aus diesen Leistungen erwachsen.

Es erübrigt sohin nur das Engelt in der Form des Preises. Der Preis ist die allgemein geltende und allein mögliche Form der individuellen Entgeltlichkeit im privatwirtschaftlichen Verkehre und bietet auch, schon wegen seiner größeren Elastizität gegenüber der Gebühr die größte Gewähr für die Erfüllung des objektiven Zweckes der Verkehrsanstalten, vorausgesetzt, daß seine Bemessung nach den Grundsätzen dieses Verkehres erfolgt und daran festgehalten wird, daß die

Verkehrsmittel dem Verkehre zu dienen haben, daß sie dienende Glieder der Volkswirtschaft sind.

Auch vom Standpunkte der öffentlichen Finanzen, welche als solche lediglich die erreichbaren höchsten Überschüsse fordern, kann nur dem Preise als Entgeltlichkeitsform zugestimmt werden, weil in keiner anderen Form in gleichem Maße eine Gewähr für die Erfüllung jener Forderung gegeben erscheint.

Und endlich ist der Preis auch aus Gründen der Gerechtigkeit die am besten entsprechende Form der Entgeltlichkeit. Es wurde früher gezeigt, wem die Vorteile der Verkehrsmittelleistungen in erster Linie und zum größten Teile zugute kommen; es sind dies durchwegs die besserbemittelten Bevölkerungskreise. Gerade das Entgelt in der Form des Preises ermöglicht es nun, eben diese Kreise in entsprechend höherem Maße zu Gegenleistungen heranzuziehen und sie auch in der Hauptsache die Überschüsse der Verkehrsmittelbetriebe tragen zu lassen. Der Preis ermöglicht es, in dieser Hinsicht eine ausgleichende soziale Wirksamkeit auszuüben, die umsoweniger von der Hand gewiesen werden darf, als eine solche Wirksamkeit bei der Mehrzahl der Steuern vermißt wird.

Es läßt sich nunmehr zusammenfassen: als Grundsatz für die Verwaltung der staatlichen Verkehrsmittel in Rücksicht auf die Gegenleistungen der einzelnen Personen hat zu gelten, daß diese Gegenleistung als individuelles Entgelt in der Form des nach den Prinzipien des privatwirtschaftlichen Verkehres gebildeten Preises zu erfolgen habe.

Mit den vorstehenden Ausführungen erscheint übrigens der Gegenstand nicht völlig erschöpft.

Im Verhältnis der staatlichen Verkehrsanstalten zu den öffentlichen Finanzen wird noch ein anderes Moment bestimmend auf die Verwaltungsgrundsätze zu wirken haben. Dieses Moment geht aus dem Umstande hervor, daß die Verkehrsmittelüberschüsse, besonders jene der Eisenbahnen, ihrer ganzen Natur nach schwankend sind, weil sie von zahlreichen wirtschaftlichen Faktoren abhängen. Es wird dadurch eine Unsicherheit und Unstätigkeit in den Finanzhaushalt hineingetragen, die es verbietet, dauernde große Auslagen unvermittelt auf die Verkehrsmittelüberschüsse zu basieren. Im Interesse der Sicherheit und dauernden Ordnung des Staatshaushaltes sowie der Erhaltung der Finanzkraft des Staates erscheint es daher geboten, mit dem Schatze der staatlichen Verkehrsmittel vorsichtig umzugehen und wirksame Maßregeln zum Schutze gegen die ungemessene Inanspruchnahme der Verkehrsmittelüberschüsse zu treffen. Dies kann in der Weise erfolgen, daß einerseits nur solche Überschüsse den Staatsausgaben zu grunde gelegt werden, auf welche man vernünftigerweise auf die Dauer rechnen kann und anderseits an die Bildung eines Reservefonds der staatlichen Verkehrsmittel geschritten werde, um einen Ausgleich der verschiedenen zufälligen Ergebnisse bewirken zu können.

In Rücksicht auf die Gegenleistungen der einzelnen Personen darf dagegen nicht außer acht gelassen werden, daß, wiewohl die staatlichen Verkehrsanstalten als

Produktionsanstalten mit ihren Leistungen in den Kreis des privatwirtschaftlichen Verkehrs eintreten und sich den in demselben geltenden Prinzipien nicht entziehen können, daher auch, wie früher dargetan wurde, der nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen gebildete Preis als die Form des individuellen Entgelts zu gelten hat die subjektiven Zwecke des wirtschaftenden Staates doch andere sind und weiter gefaßt werden müssen, als jene der Privatwirtschaften. Die privaten Verkehrsanstalten, sehen ihren subjektiven Zweck in der Erzielung der absolut höchsten Überschüsse, um die höchsten Dividenden ausschütten zu können, gleichgültig, ob dies z. B. erreicht wird, indem ausländischen Gütern zum Nachteile der inländischen Produktion und des heimischen Handels besondere Transportbegünstigungen zugewiesen werden. Auch den Forderungen ihres öffentlich-rechtlichen Charakters unterwerfen sich die privaten Verkehrsanstalten nur zwangsweise. Der Staat hingegen, der zugleich seiner Volkswirtschaft vorsteht, deren Interessen seine eigensten vitalen Interessen sind, findet seine subjektiven Zwecke in Wahrung dieser Interessen und wenn er diese Zwecke im Wege der von ihm verwalteten Verkehrsanstalten zur Erfüllung bringen will, so werden ihn handels- und wirtschaftspolitische Erwägungen bei der Preisbildung in gewissem Sinne mitzuleiten haben, wobei nichtsdestoweniger diese Preisbildung nach kaufmännischen Grundsätzen erfolgen kann, erfolgen muß. Der Staat hat außerdem im Wege seiner Verkehrsanstalten noch eine Reihe kultureller und rein objektiver Zwecke sowie auch in Ansehung des öffentlich-rechtlichen Charakters der Verkehrsanstalten in erhöhtem Maße daraus entspringende Forderungen zu erfüllen. In diesen Umständen liegt nun eine große Gewähr, daß bei Anwendung richtiger Verwaltungsgrundsätze bei den staatlichen Verkehrsanstalten die Interessen der Gesamtheit nicht geschädigt werden können. Allerdings ergibt sich daraus auch, daß der subjektive Zweck der staatlichen Verkehrsmittelwirtschaft nicht wie bei Privatbahnen die Erzielung der absolut höchsten Überschüsse, sondern nur der unter Wahrung der angegebenen Interessen erreichbaren höchsten, also der relativ höchsten Überschüsse sein kann. In diesem Sinne sind auch die in der vorstehenden Abhandlung vielfach geforderten „höchsten Erträgnisse“ und „höchsten Überschüsse“ staatlicher Verkehrsanstalten immer zu verstehen.

Wenn nun bei einer Staatsbahnverwaltung trotz einer strenge auf dem Finanzprinzip der staatlichen Verkehrsmittel basierten Verkehrspolitik, Organisation der Verwaltung, kaufmännischer Betriebsführung und Tarifpolitik das höchste Erträgnis noch immer zu keinen Überschüssen führt, dann, aber erst dann, erscheint die Übernahme der „Unterschüsse“ durch die öffentlichen Finanzen gerechtfertigt.

Vormärzliche Briefe.

(Unveröffentlichtes von Bauernfeld, Grün, Raimund, Schubert und Schwind.)

Mitgeteilt von Otto Erich Deutsch (Graz).

Unter den wertvollen Autographen der Münchner Hof- und Staatsbibliothek fand ich vor kurzem sechs Briefe österreichischer Künstler, die bisher unveröffentlicht sind. Einen der Briefe scheide ich hier aus der Reihe aus, da er bereits von einem bayrischen Literaturforscher zum Zwecke der Veröffentlichung kopiert worden war. Dieses fehlende Schreiben stammt von der Hand Friedrich Hebbels und ist am 29. Juni 1862, etwa ein Jahr vor dem Tode des Dichters, im „Hotel Marienbad" zu München geschrieben. Hebbel, der im Mai über Paris nach London zur Weltausstellung gefahren war, hielt sich auf der Rückreise von London nach Wien zwei Tage in München auf und bat in diesem Briefe einen ungenannten bayrischen Würdenträger, ihm in Eile eine Audienz beim König Maximilian II. zu verschaffen, dem er in Starhemberg oder in München für die Verleihung des Maximilians-Ordens danken wollte. Statt dessen kann ich den Münchner Briefen zwei Billets von der Hand Franz Schuberts beifügen, die ich in der Autographensammlung der k. k. Hofbibliothek in Wien vorfand. Obwohl sie an Umfang und Inhalt den kurzen Schubert-Brief in München nicht sonderlich übertreffen, so ist ihr Wert schon deshalb nicht zu unterschätzen, weil von Schubert überhaupt kaum 60 Briefe bekannt sind, unter denen diese bisher fehlten.

Die sieben aufgefundenen Briefe seien nun in chronologischer Reihenfolge mitgeteilt. Der erste stammt aus der Jugendzeit des Dichters Anastasius Grün (Anton Graf von Auersperg), die sonst nur mit wenig Zeugnissen belegt ist. Grün war nach einigen Vorstudien auf dem väterlichen Schlosse Thurn am Hart nach Wien gekommen, wo er von 1813—1818 Schüler der k. k. theresianischen Ritterakademie, von 1818—1822 des Klinkowströmschen Institutes für adelige Jünglinge war. Nachdem er 1823 und 1824 die Philosophieklassen in Wien absolviert hatte, betrieb er in den folgenden Jahren (1825—1828) Rechtsstudien in Graz und Wien. In diese Zeit, der auch unser Brief angehört, fallen seine ersten dichterischen Versuche und seine Bekanntschaft mit den hervorragendsten Männern des geistigen Alt-Wiens, die er im „silbernen Kaffeehaus" (beim Neuner) und anderen Ortes traf. Die Adresse des Briefes fehlt; aber aus dem Inhalt ist zu ersehen, daß das Schreiben an den Schriftsteller und Übersetzer Theodor Hell (Pseudonym für Karl Gottlieb Theodor Winkler, 1775—1856) in Dresden gerichtet ist. Hell, seit 1824 sächsischer Hofrat, war von 1825—1832 als Regisseur der italienischen Oper in Dresden tätig und wurde 1841 zum Vizedirektor des sächsischen Hoftheaters ernannt. Er gab außer den Taschenbüchern „Dramatisches Vergißmeinnicht" (1823 bis 1849), „Komus" (1815, 1818 und 1820) und „Weimarisches dramatisches Taschenbuch für größere und kleinere Bühnen" (1823) auch das im Briefe erwähnte, namens „Penelope" (1811—1813, 1815—1848), heraus, das bei J. C. Hinrich in Leipzig erschien und auch häufig Gedichte seines Redakteurs brachte. Außerdem leitete Hell die von Grün genannte Dresdener „Abendzeitung", das erste belletristische Blatt Deutschlands in der Zeit nach dem Wiener Kongreß. Dieses Blatt gab er von 1817 an mit Friedrich Kind, dem Librettisten des „Freischützes", später allein heraus. Seit 1822 erschien es mit wechselnden Beilagen. Grüns Brief lautet:

„Euer Wohlgebohren!

Ich nahm mir im März l. J. die Freyheit, Ihnen durch H. v. Gräffer* zwey Gedichte (des Sängers Trost und das Zusammentreffen) als Beytrag für die Abendzeitung zu schicken. Da ich sie bisher noch nicht abgedruckt finde, so muß ich glauben, daß Ew. Wohlgebohren die Gedichte entweder nicht erhalten, oder für Ihr geschätztes Blatt nicht passend befunden haben. Im ersten Falle würde ich mir jetzt die Freyheit nehmen, sie Ihnen zu schicken. In jedem Falle aber bitte ich, mir in einigen Zeilen über die Sache Aufschluß zu ertheilen. Meine Adreße habe ich unten beygesetzt. Ingleichen wäre es mir sehr angenehm, wenn ich Ihrem Taschenbuche Penelope für d. J. 1827 als Mitarbeiter beytreten könnte. Sollten Sie noch Raum dafür haben, so würde ich Ihnen einige Balladen, entweder mittelst Post oder durch Buchhändlergelegenheit binnen kurzem zusenden. In Erwartung eines gütigen Schreibens verharre ich in aller Achtung

Euer Wohlgebohren

bereitwilliger Diener

Ant. Alex. Graf v. Auersperg

Wien am 27ten Nov. 1825.

Spiegelgaße Nr. 1089 im
2ten Stock."

In dem Taschenbuch „Penelope" und in der „Abendzeitung" erschienen in diesen Jahren keine Beiträge von Grün. Hell scheint sich also gegen den damals 19jährigen Dichter ablehnend verhalten zu haben. —

Es folgen nun drei Schubert-Briefe, von denen leider nur zwei datiert und adressiert sind. Das nicht näher bezeichnete Münchner Briefchen, dessen Adresse vielleicht abgeschnitten wurde, lautet:

„Wenn Euer Gnaden mich mit einem Exemplar der umgearbeiteten Rosamunde beglücken können, so verbinden Sie mich sehr.

Ergebenster

Franz Schubert."

Schubert hatte im Dezember 1823 die Musik zu dem Schauspiel „Rosamunde" von Wilhelmine Christ. v. Chezy geschrieben, das mit mäßigem Erfolge am 20. Dezember im Theater an der Wien zum ersten Male aufgeführt wurde. Nach ein paar Vorstellungen wurde das Stück, das dem Geschmack des Theaterpublikums nicht entsprach, wieder abgesetzt. Das Schauspiel blieb begraben, aber Schuberts Musik, bestehend aus einer Ouverture, drei „Entr'actes", einer Ballettmusik, einer Romanze und drei Chören, lebte fort. Mit der „Rosamunden"-Ouverture, von der auch im dritten Briefe die Rede ist, hat es nun folgende Bewandtnis: Bei der Erstaufführung des Schauspiels wurde die gleichfalls im Dezember 1823 entstandene Ouverture zu der aus den Jahren 1821 und 1822 stammenden Oper „Alfonso und Estrella" gespielt und mußte, nach Josef Hüttenbrenners Angaben, zweimal wiederholt werden. Wegen des großen Erfolges dieses Musikstückes schrieb Schubert, angeblich mit seinem Freunde Josef Hüttenbrenner, einen Klavierauszug nach

* Gräffer Franz, 1785—1852, Bibliograph und Schriftsteller, war mit Grün befreundet.

dieser Ouverture, der 1827 für zwei und vier Hände als Ouverture zur Oper „Alfonso und Estrella“ (op. 69) bei Diabelli erschien. Das ursprünglich für Orchester gesetzte Stück wurde dem Fräulein Anna Hönig, der später verehelichten Frau Mayerhofer v. Grünbühel, zugeeignet. Die heute so beliebte „Rosamunden“-Ouverture dagegen ist ursprünglich zu dem Melodram „Die Zauberharfe“, das 1818—1819 entstand, geschrieben. Sie wurde schon 1823, ebenfalls für zwei und vier Hände, von Diabelli herausgegeben und erschien als op. 26a um 1828 unter dem Titel „Ouverture zum Drama ‚Rosamunde‘“. Schubert scheint also selbst noch die erstgenannte Ouverture für „Alfonso und Estrella“, die zweite für „Rosamunde“ bestimmt zu haben, so daß die heute übliche Benennung wirklich berechtigt ist.

Von einer Umarbeitung des Dramas und der anderen Musikstücke, die Schubert in fünf Tagen dazu geschrieben hatte, ist nichts bekannt; jedenfalls ist Text und Musik der „Rosamunde“ in keiner anderen Fassung erschienen. Es dürfte also in dem ersten Briefe nur die Ouverture, wahrscheinlich die früher und später für „Alfonso und Estrella“ bestimmte, gemeint sein. Das Schreiben wäre deshalb in die Jahre 1827 oder 1828, sicher in die Zeit nach 1823 zu verlegen. Von dem ungenannten Adressaten läßt sich nur sagen, daß es kaum einer der Freunde und der Verleger Schuberts gewesen sein dürfte, den er mit „Euer Gnaden“ anspricht.

Das zweite Schreiben Schuberts ist an einen „Herrn von Kandler“ gerichtet, der offenbar mit dem Musikgelehrten Franz Sales Kandler, geboren zu Klosterneuburg am 23. August 1792, gestorben zu Wien am 26. September 1831, identisch ist. Von Schuberts Beziehungen zu ihm ist bisher nichts bekannt geworden. Kandler, der Sohn eines Schullehrers, kam 1802 als Sängerknabe der Hofkapelle in das k. k. Stadtkonvikt, wie später bekanntlich auch Schubert. Nachdem Kandler seine philosophischen und juridischen Studien in Wien beendet hatte, bekam er 1815 eine Anstellung beim Hofkriegsrate in Wien. Da er die italienische Sprache beherrschte, wurde er 1817 nach Venedig, 1821 nach Neapel zu der dort stationierten Armee versetzt und 1826 — in dem Jahre, aus dem unser Brief stammt — nach Wien zurückberufen, wo er die Stelle eines Feldkriegskonzipisten erhielt. Er starb 1831 in Baden bei Wien an der Cholera. Kandler, der mit Salieri und Gyrowetz befreundet war, hatte den ersten musiktheoretischen Unterricht bei dem Komponisten und Musikschriftsteller Johann Georg Albrechtsberger, dem Lehrer Beethovens, Josef Weigls u. a., erhalten. Er war Ehrenmitglied zahlreicher Musikvereine und philosophischer Gesellschaften. Schuberts Brief lautet:

„Euer Wohlgeb.

Ich ersuche höflichst, meine Messe, welche sich bey Ihnen befindet, gütigst in die Kunsthandlung des H. Leidesdorf oder Pennauer expediren lassen zu wollen.

Wien, den 30. Juny 1826 — Ihr Ergebenster Frz. Schubert.“

Es handelt sich wahrscheinlich um Schuberts 1822 entstandene Messe in As-dur, deren Manuskript er Kandler geliehen haben dürfte. Die erwähnten Wiener Verleger, mit denen Schubert seit 1823, beziehungsweise seit 1825 in Verbindung stand, sind M. F. Leidesdorf, Komponist und Musikalienhändler, Mitinhaber der Firma Sauer u. Leidesdorf (Kärntnerstraße Nr. 941) und der Musikalienhändler A. Pennauer, der seinen Laden

kurz vorher am Graben eröffnet hatte. Mit Leidesdorf war Schubert persönlich befreundet und ließ sich während seiner Abwesenheit von Wien öfters Briefe unter dessen Adresse schreiben.

Der dritte Schubert-Brief ist an den fruchtbaren Komponisten und Kapellmeister Ignaz Ritter v. Seyfried (1776—1841) gerichtet, der sich gerade damals (Ende 1826) mit Schubert und einigen anderen Musikern um die erledigte Vize-Hofkapellmeisterstelle bewarb, die schließlich Josef Weigl erhielt. Sein Bruder, Josef Ritter v. Seyfried (1780—1849), war Schriftsteller, Sekretär und Theaterdichter des Theaters an der Wien, von 1828 an Kanzleidirektor am Kärntnertortheater. Schuberts Brief, der an den „Kapellmeister Ritter v. Seyfried", also an Ignaz gerichtet ist, hat folgenden Wortlaut:

„Euer Wohlgeboren!

Ich ersuche Sie höflichst, mir durch den Überbringer dieses wissen zu lassen, ob sich meine Ouverture zur Rosamunde gefunden hat. Da sie den 2. Dec. gegeben werden soll, so wäre ich in einer schrecklichen Verlegenheit. Ich bitte also nochmahl, um baldige Antwort.

Ich verbleibe mit
aller Achtung

Ihr Ergebenster

Wien den 23. Dec. 1826. Frz. Schubert."

Auch in diesem Falle dürfte es sich um die oben erwähnte Ouverture zu „Alfonso und Estrella" handeln, deren Partitur wohl seit der Erstaufführung des Dramas „Rosamunde" im Musikarchiv des Theaters an der Wien ruhte. Seyfried war seit 1797 Kapellmeister dieses Theaters, diente unter sechs Direktionen, hatte aber seine Stellung 1825 bereits aufgegeben. Schubert scheint an eine Aufführung der Ouverture in einer Privatgesellschaft gedacht zu haben; wenigstens ist von einer öffentlichen Produktion des Werkes um diese Zeit — es soll wohl „2. Jänner" heißen — gar nichts bekannt. Seyfried war ihm für die verlorene Partitur verantwortlich. Sie wurde auch gefunden und ging später in den Besitz des Verlegers Spina über. —

Der folgende Brief von der Hand Ferdinand Raimunds ist an „Doctor Spengel", Universitäts-Fiskal in München, gerichtet.

Zum Verständnis dieses Briefes sei noch einiges vorausgeschickt. Raimund war im Juli 1830 nach München gereist, wo er von dem Intendanten des Hof- und Nationaltheaters, Joh. Nep. Frhn. v. Poißl, zu einem Gastspiel für das nächste Jahr eingeladen wurde. Der Dichter und Schauspieler sagte zu und fuhr anfangs Februar 1831 wieder nach der bayrischen Hauptstadt. Raimund begann am 3. Februar sein überaus erfolgreiches Gastspiel, das er nach der sechsten Vorstellung wegen eines Unwohlseins unterbrechen mußte. Ein zweiwöchentlicher Ausflug in das bayrische Hochgebirge verschaffte ihm die nötige Erholung. Raimund setzte dann sein Gastspiel in München fort und beendete es mit ungestörtem Erfolge am 14. (nach anderen am 6.) Mai 1831. Nach der Abschiedsvorstellung schrieb die Zeitschrift „Flora": „Raimund hinterläßt das ehrenwerteste Andenken; die Teilnahme des Publikums steigerte sich bis zu seiner letzten Rolle, kein Gast hat die Häuser fortwährend so gefüllt wie er, und alles sieht seiner Wiederkunft mit Freuden entgegen." Der Dichter kehrte nach dem Gastspiele in seine Vaterstadt zurück, wo er bis zum August verblieb. Sein Brief lautet:

„Verehrungswürdiger Freund!

Erst nachträglich erhalten Sie zur Schande meines Gedächtnisses die für Ihren verehrten Herrn Papa gewünschten Arientexte. Ich ließ sie zwar sogleich kopiren, da ich aber Ihren werthen Brief, den ich in Wien zurückließ, bey seiner Beantwortung in Gutenstein* nicht wieder durchlesen konnte, vergaß ich darauf. Verzeihen Sie mir, und glauben Sie nicht daß mein Gedächtniß darum nicht stark genug ist, mir die Erinnerung Ihrer seltenen Freundschaft zu bewahren, welche Sie mir in Ihrer lieben Vaterstadt bewiesen haben. Daß ich je vergessen könnte wie liebreich Sie mich empfangen, meine Besorgnisse theilten, meinen Kummer tröfteten mit mir fürchteten und jubelten. Nehmen Sie dafür wenigstens die ungeheuchelte Versicherung, daß ich dieß Alles tief erkannt habe, und mich jetzt schon wieder auf manche schöne Stunde freue, wo wir vergnügt zusammenweilen, und das alte philosophische Lied anstimmen, das die Menschheit nie zu Ende singen kann. Kommen Sie doch bald nach Wien, damit ich Ihnen auch als Cicerone dienen kann, ich will Ihnen dann die Umgebung meiner Vaterstadt zeigen, und sie bis an dem wildromantischen Gletscher des Großglockners ausdehnen. Meine Angelegenheiten mit Hamburg sind in Ordnung, und ich werde Anfangs August dahin abreisen. Hier trägt man sich mit der Neuigkeit herum, daß Mad. Schröder**, die Gemahlin des Herrn Forst werden soll. Wenn sich dieß bestätigt so dürfen Sie sich nicht wieder beklagen, daß seit meiner Abwesenheit kein Mitglied bemüht wäre dem Publikum einen Spaß zu bereiten. Dieß ist aber auch außer der Furcht vor der Cholera die einzige Neuigkeit, die ich Ihnen zu schreiben wüßte. Nun kömmt die Reihe an Sie: Wie befinden Sie und Ihre werthe Familie sich. Was macht Augusti?*** Ich war vor meiner Abreise in seiner alten Wohnung um von ihm Abschied zu nehmen, allein man nannte mir eine neue, die ich bey meiner Unkenntniß der Straßen nicht auffinden konnte. Grüßen Sie ihn, und alle Freunde gefälligst, und beglücken Sie bald mit einer Antwort

Wien am 25ten
Junius 831.

Ihren
ergebenen Freund
Raimund."

Raimund reiste am 11. August 1831 nach Hamburg, wo er vom 6. September an achtmal mit großem Erfolge auftrat. Wegen der dort ausgebrochenen Cholera verließ er Hamburg vorzeitig und begab sich über Frankfurt a. M. und Stuttgart wieder nach München, wo er vom November 1831 bis Jänner 1832 35mal auftrat. Auch in einer Repetitionsstrophe klagte der Dichter damals in München als „Aschenmann" über die allerorts wütende Cholera, die er mit dem nahenden Winter verglich:

* Raimund war 1825 zum erstenmal nach Gutenstein (Niederösterreich) gekommen, das er nun häufig aufsuchte.

** Schröder Sophie Antoinette (1781—1868), seit 1830 in München engagiert. Die berühmte Tragödin war bereits zweimal von ihren Gatten geschieden, aber noch immer sehr heiratslustig.

*** Kgl. bayrischer Hofschauspieler.

„... Hin ist die schöne Zeit,
Wo alles sich erfreut,
Jetzt fürchtet jeder ja
Die dumme Cholera.
Ein Aschen!"

Raimund erkrankte damals in München und schrieb am 8. Dezember 1831 dort sein Testament* nieder. Als Zeugen unterzeichneten das Schriftstück der Adressat unseres Briefes Dr. Simon Heinrich Spengel, „Doktor beider Rechte und Fiskal der kgl. Ludwig-Maximilian-Universität zu München" und dessen von Raimund erwähnter Vater F. L. von Spengel (im Testament-Text fälschlich Heinrich Spengel genannt), „kgl. bayr. Ökonomierat und Ritter des Zivil-Verdienstordens der bayr. Krone. Lizentiat beider Rechte." — Im Herbst 1835, ein Jahr vor seinem Selbstmorde, kam Raimund noch einmal zu einem Gastspiel nach München, wo man ihn so freundlich aufgenommen hatte, und trat dort mit gleichem Erfolge wie früher vom 17. September bis zum 2. November 28mal auf. —

Der nächste Brief stammt von Eduard v. Bauernfeld. Das Schreiben ist an den Komponisten Franz Lachner (1803—1890), den Freund Schuberts, Schwinds und Bauernfelds, gerichtet, der als Kapellmeister des Kärntnertor-Theaters in Wien lebte und, nach kurzem Aufenthalte in Mannheim, 1836 nach München übersiedelte, wo er als kgl. bayrischer Hofkapellmeister, später als Generalmusikdirektor erfolgreich wirkte. Unser Brief stammt aus der Zeit, da Lachner sich eben in München einnistete. Bauernfeld, der Lachners in seinen Tagebüchern wiederholt erwähnt und den von Wien scheidenden Freund in einem Abschiedsgedicht besungen hatte, war damals mit dem Lustspiel „Das Tagebuch" beschäftigt, das mit dem dramatischen Gedicht „Die Kunstjünger" zwölf Tage nach der Absendung seines Schreibens am Wiener Burgtheater zum ersten Male aufgeführt wurde. Der Brief lautet:

„Lieber Freund!

Mit Schrecken hab' ich aus den Zeitungen die Nachricht Deiner Krankheit, aber zugleich mit Freuden die Deiner Genesung erfahren. Laß Dir Glück wünschen und schreibe mir etwas Näheres über Dich und Deine Frauen**, die ich herzlichst grüße. — Cramolini*** hat Euch sitzen lassen, aber in dem Cholera-Zustand wird man sich ohnehin um's Theater nicht viel kümmern. Was macht der närrische Schwind?† Grüße ihn, wie auch den trefflichen Baron zu Rhein, dessen Bekanntschaft Du, wie ich hoffe, fortgesetzt hast.

* Vgl. Otto Horns Roman „Ferdinand Raimund", Wien 1855, III. Band, S. 344 ff.

** Lachner hatte sich in Wien mit Julie Royko, der Tochter eines Kirchenvorstandes, vermählt. Da Lachners Tochter Marie 1836 noch ein Kind war, so dürften unter den Frauen, nach denen sich Bauernfeld erkundigt, außer Lachners Gattin die mit ihm befreundeten Sängerinnen Sophie Hartmann-Diez und Karoline Hetzenecker-Mangstl gemeint sein. Es wäre aber auch möglich, daß Bauernfeld an Lachners Schwiegermutter Royko dachte.

*** Cramolini Ludwig, Opernsänger, 1805—1884, früher in Wien, später in Braunschweig und Darmstadt engagiert.

† Schwind weilte von 1828—1839, dann von 1847 bis zu seinem Tode fast ununterbrochen in München. 1836 war er u. a. mit dem „Kinderfries" für den Rudolf von Habsburg-Saal der Münchner Residenz beschäftigt.

Ich höre mit Neid von Euern herrlichen Concerten; hier ist meine einzige Musik, 4händig Klavier zu spielen. Doch halt! Jessonda* hab' ich im Kärtnerthor-Theater gehört, und bei der wirklichen guten Aufführung auch eine bessere Meinung von dieser Oper bekommen. Schreibe mir bald, daß ich aus Deiner Handschrift ersehe, Du seist wieder ganz wohl.

Dein

Wien d. 17. Novemb. 1836. Bauernfeld."

Den folgenden Brief schrieb Moritz v. Schwind an den befreundeten Historienmaler, Kunstschriftsteller und Dichter Ernst Förster (1800—1885), dem Mitarbeiter der damaligen Augsburger „Allgemeinen Zeitung", der von 1842 bis 1849 auch das Stuttgarter „Kunstblatt" mit Franz Kugler redigierte. Schwind war im Frühjahr 1844 von Karlsruhe, wo er sich 1842 mit Luise Sachs vermählt hatte, nach Frankfurt a. M. übersiedelt. Dort hatte er sich auf einem kleinen Grundstück vor dem Eschenheimer Tore ein Häuschen erbaut, das ihn bis zu seiner Berufung an die Münchner Akademie (1847) beherbergte. Er arbeitete während seines Frankfurter Aufenthaltes meist im Städelschen Institut. Mit Förster war Schwind seit seinem ersten Aufenthalte in München (1828 bis 1839) befreundet. Als Schwind 1839 von München schied, veranstalteten die ihm befreundeten Künstler ein Abschiedsfest in Neuberghausen, bei dem Ernst Förster einen poetischen Geleitgruß sprach, der später in der „Allgemeinen Zeitung" erschien. Als sich Schwind in Frankfurt angesiedelt hatte, schrieb er also an Förster nach München:

Frankfurt 7. Aug. 844.

„Lieber Freund Förster!

Ihr seid in München Leute beisammen, die über Kunstsachen reden können. Ich habe erfahren (und ich schmeichle mir auch erfunden) daß es eine große Beruhigung ist, von Zeit zu Zeit in München etwas zu zeigen, denn man glaubt das Lob und den Tadel. So habe ich auch Freund Rethl** aufgemuntert, seine 6 Zeichnungen „Hannibals Zug über die Alpen"*** an Dich oder Kaulbach† zu schicken,

* „Jessonda", Oper von Ludwig Spohr, 1823 in Kassel zum ersten Male aufgeführt.

** Rethel Alfred, Historienmaler, 1816—1859, weilte seit 1836 in Frankfurt a. M., wo neben Schwind besonders Veit und Steinle auf ihn einwirkten. Schwind protegierte den jüngeren Künstler, wie aus unserem Briefe erhellt.

*** Rethel hatte schon 1841 für Rotteck's Weltgeschichte eine Szene aus dem Hannibalszuge gezeichnet und wurde im Herbst 1842 zu seinem bekannten Zyklus angeregt, den er im Herbst 1844 nach seiner ersten römischen Reise (September) vollendete. Am 28. Jänner 1844 hatte er seinem Bruder Otto geschrieben: „. . . . Mit meinen Hannibalskompositionen geht es sehr langsam, ich bin an der sechsten und letzten Zeichnung." Und nachdem er von der Kanditatur Karl Friedrich Lessings für die erledigte Direktorstelle am Städelschen Institut erzählt hat, fährt er fort: „Noch ein anderer Künstler soll sich um diesen wurmstichigen Institutsapfel bewerben, auf jeden Fall aber im nächsten Frühjahr mit Sack und Pack herkommen – nämlich Schwind aus Karlsruhe, früher in München, ein saugrober Mensch, aber tüchtiger Künstler . . ." Von den sieben Aquarellen des Zyklus, die die Hauptmomente aus dem abenteuerlichen Zuge wiedergeben, hatte Rethel selbst das letzte ausgeschlossen. Die sechs übrigen Bilder, jetzt im Dresdener Museum, wurden in guten Holzschnitten Hugo Bürkners von der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien herausgegeben.

† Kaulbach Wilhelm v., Historienmaler und Direktor an der Münchener Akademie, 1805—1874. Rethel schickte die Aquarelle wirklich bald darauf in die Ausstellung des Münchener

indem ich ihm zusagte, ihr würdet eine solche freundliche Zusendung mit Freundlichkeit aufnehmen, und einen Brief voll aufrichtiger Meinung, als billigen Dank, der Post oder allgemeinen Zeitung anvertrauen. Der junge Donner* hat mir eine Pause zugesagt, aber noch nicht gebracht. Ich arbeite am Carton vom Sängerkrieg.** Wenn es ohne großen Schmerz der Administration geschehen kann schicke ich ihn. Es arbeitet sich so gut im Institut, man hat alles bei der Hand, und ich bin alle Tage glücklicher, daß ich meine vierjährige Robinsons Insel*** verlaßen habe. Leb recht wohl und grüße alle Freunde. Was haben die Monochromen† für Fiasco gemacht? Das gehört mir in zwei Worten zu wissen gemacht.

Dein aufrichtiger

M. Schwind."

Mancherlei Fäden verknüpfen diese hier zufällig gepaarten Briefe österreichischer Künstler aus dem Vormärz. Der eingeweihte Leser wird sich das Fadennetz selbst aufdecken.

Eros-Thanatos.

Novelle von Richard Schaukal.

Eros hat dich erspäht: du folgst dem lieblichen Knaben.
Lächelnd geleitet er dich: plötzlich erkennst du den Tod.

Wieder, wie jährlich, hatte der alte Gärtner zur Feier des Namenstages der verehrten Herrin schon in früher Morgenstunde ein stattliches Blumengewinde auf der Terrasse vorbereitet, diesmal ein buntes Tableau, nicht ohne Geschmack an einer ganz mit weißen Blüten umkleideten Staffelei befestigt. Alsbald auch huschte neugierig die Jungfer herbei,

Kunstvereines. Kaulbach war mit der Auffassung des ganzen Gegenstandes, besonders aber des Helden nicht einverstanden, der ihm nicht scharf genug charakterisiert schien. In einem gönnerhaften Briefe an Rethel nennt er dessen Hannibal einen „einäugigen Schakal". Und Rethel ließ sich wirklich durch die ganz unberechtigte Kritik Kaulbachs dazu bestimmen, die Gestalt des Hannibal auf dem letzten Blatte des Originals zu ändern, was ihm trotz des vorher angestellten Versuches auf einer Bause nicht recht gelang.

* Donner v. Richter Otto, Historienmaler, 1828 in Frankfurt a. M. geboren, bis 1847 Schüler des Städelschen Institutes, dann bei Delaroche in Paris, endlich bei Schwind in München. Schwind erwähnt seiner und seines Kollegen Tobias Andrae-Willemer auch in den Briefen an Bernhard Schädel als zweier tüchtiger und fleißiger Schüler. Donner war 1866 dem Meister bei der Ausführung der Fresken in der Loggia der Wiener Hofoper behilflich.

** Die ersten Skizzen Schwinds zu dem „Sängerkriege auf der Wartburg" stammen aus dem Jahre 1838. Im Auftrag des Städelschen Institutes malte er das in Frankfurt verwahrte Ölbild, das erst 1846 fertig wurde. Das 1855 entstandene Fresko auf der Wartburg, das J. V. Scheffel so begeisterte, behandelt dasselbe Thema. „Von der Anordnung des Bildes in Frankfurt ist aber auch keine Spur in der neuen Komposition." (Schwind an Schädel, 11. April 1855.)

*** Karlsruhe.

† In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war bei den Klassizisten die monochrome Technik sehr beliebt, die Umrißzeichnungen in einer Farbe (Tusche oder Wasserfarbe) leicht laviert. In gewissem Sinne zählte auch Schwind zu den „Monochromen".

den festlich gedeckten Frühstückstisch zu prüfen. Der Kammerdiener konnte sich's nicht versagen, ihr, wie sie sich so über das zierliche Arrangement der Tassen und Teller beugte, von rückwärts, nicht eben allzusanft, an die enggemiederte Taille zu greifen, daß sie vor Kitzel kichernd zurück- und ihm fast in die rasch auseinandergebreiteten Arme fuhr. Die schöne Gräfin hatte das fürwitzige Spiel bemerken müssen. Jetzt trat sie, um eine stürmischere Entwicklung der Szene zwischen dem Gesinde zu verhindern, vernehmlich rauschend durch die verglaste Flügeltür hervor. Sie schien es nicht zu achten, daß sich der peinlich überraschte Diener mit einem unter tiefem Bückling vorgebrachten, stotternden Glückwunsch aus der Sache zu ziehen versuchte, so gut oder so schlecht es ihm der leidige Moment eingegeben hatte. Auch daß die Zofe mit einer unwilligen Pantomime von dem Schein eines Einverständnisses sich zu entlasten fortfuhr, geruhte die Herrin nicht zu bemerken. Der Bediente entfernte sich betreten, die beiden Lakaien heranwinkend, die in betreßter Galakleidung an den Tisch eilten. Eben erschien auch von der Gartenseite her der Graf. Er kam hastig über die Treppe. Die Anwesenheit des Gebieters hemmte den Schritt des Kammerdieners im geräumigen Saale. Er blieb, halb noch zum Gehen gewendet, mehr über die Achsel zurück als geradeaus schauend, einen Augenblick unschlüssig stehen, verzögerte überlegend sein Verschwinden, nicht ohne der ihm schmollend gefolgten Zofe eine Grimasse zu schneiden.

Der Graf küßte seiner Gemahlin die lässig ihm entgegengehobene Rechte und rückte sich mit einigem Geräusch an ihre Seite. Der Gräfin entging seine Befangenheit nicht. Doch im Nu auch hatte der Gewandte sich wieder gefunden, mit zärtlichem Lächeln sprach er von dem heutigen Feste, das der Morgen, der Park mit ihnen zu feiern schienen, indem sie, der Gattin zu gunsten, in rauschender Schönheit, durch heitre Anmut die freudigen Stunden verherrlichten. Auch ermangelte er nicht, auf dem damasten glänzenden Tischtuche ihr sein Geschenk aufmunternd näher zu schieben, eine kostbare Vase von erheblichem Gewichte; sie zeigte auf blauem Grunde in Biskuitrelief eine mythologische Begebenheit: Daphne, wie sie sich, von Apollo verfolgt, schon unter seinen begehrenden Händen in den rettenden Lorbeerbaum verwandelt.

Nachdenklich blieb der schimmernde Blick der Gattin an den zarten weißen Figürchen haften: dämmernd tauchte das merkwürdige Geschick der Nymphe vor dem träumenden Geiste der blauäugigen Frau herauf. Die Worte des redseligen Gemahles klangen an ihrem Ohre vorbei . . .

Sehr zu paß geriet diesem der Gratulationsbesuch des Kapitäns, der, seine Annäherung durch ein vernehmliches Schnauben, wie es Kurzatmigen eigen ist, verkündend, die zur Linken des leichten Tisches gelegene Treppe soeben heraufstieg. Der mächtige Blumenstrauß, den er mit strahlendem Antlitz der von ihm schon ob ihres hochgebornen Standes nach Gebühr verehrten Dame überreichte, die schickliche Ansprache, die er mit schön gedämpfter Herzlichkeit — dies war sein Hauptstück — vor ihren sanft errötenden Wangen hielt, gaben dem Grafen die Überlegenheit und damit die gute Laune wieder. Ein mit der vollen Hand dem breiten Rücken des Gratulanten aufgezielter kräftiger Schlag, den der Geschmeichelte in ehrfürchtiger Freundschaftlichkeit — auch dies ein von ihm gern betontes Element gelassenen Umganges — entgegennahm, leitete ein fröhliches Gespräch ein, das bald zu reichlich zwei Dritteilen der glückliche Gast mit aufgestutztem Übermute bestritt. Der Kapitän war kein Jüngling mehr, und seine besten Jahre verdarb ihm, der

sich, ein weicher Adorant, durch schwärmende Melancholie in manchem Zirkel manches Herz, freilich nicht auf lange Dauer, zu gewinnen verstanden hatte, ein übermäßig gewölbter Bauch. Fettleibige geben immer wieder Anlaß zu wohlfeilem Spotte, der, so harmlos er vorgebracht scheint, der verwundenden Schneide nicht entbehrt, ja grausamer verletzen mag als etwa ein derberer, jedoch nicht an so unwillig ertragene Mängel geknüpfter Scherz. Der Kapitän war eine unverwüstliche Zielscheibe. Er bot sich sogar wie ein zur Entwürdigung geborner Sklave Freunden, die Edelleute von einigem Ansehen vorstellten, selbst dar. Diesmal erbat er sich von der Hausfrau die gnädige Erlaubnis, einen jungen Kameraden, den Fähnrich v. Turneck, präsentieren zu dürfen — der Kapitän präsentierte nur Adelige von geprüfter Abstammung — erhielt sie und die schmeichelhafte Gewähr überdies, den neuen Ankömmling gleich zum Mittagstische mitzubringen. Er ging, und Graf Paris versäumte die Gelegenheit nicht, ihn zu begleiten und sich so einer Unterredung zu entziehen, die ihm, wenn sie auch sicherlich nicht auf das Wesentliche gesteuert hätte, doch durch den Mangel an Unbefangenheit unbequem zu werden drohte.

Auf dem unter ihren behaglichen Tritten knirschenden Kiese des Vorgartens angelangt, schlang er leicht seinen behenden Arm in den massiveren des Freundes und ließ sich mit höflicher Aufmerksamkeit von ihm die Anstalten verraten, die zur Erhöhung der Festfreude für den Abend geplant erschienen. Man wollte, erfuhr er, die Gräfin durch eine musikalische Darstellung ergötzen, die im Park am Flusse nach eingebrochener Dunkelheit bei dem flackernden Scheine weniger Fackeln nur gleichsam aus dem Stegreife sich auftun sollte. Die Grundzüge der im übrigen der Laune, der Einbildungskraft und Geistesgegenwart ungezwungener Akteurs zu überlassenden Szene seien von Gurnemann entworfen.

„Natürlich", bemerkte lächelnd der Graf. Der Kapitän fiel sofort ein: „Und er spielt und singt auch den Prolog."

Gurnemann, ein junger Diplomat, der fürstlich H . . . . schen Mission am Hofe zu K. zugeteilt, war dem Älteren, wenn nicht verhaßt, doch lästig, da er, nicht ohne schmeichelhaften Erfolg und mit noch größerer Bewußtheit dieses Erfolges, bei der Gräfin, obwohl selbst verheiratet, kokett die Rolle des begünstigten Amoroso mimte. Niemand in dem kleinen Kreise hatte seine Ausnahmsstellung unbemerkt bleiben können. Verstand es doch der auf körperliche Vorzüge eitle, vorlaute Gurnemann, diese seine neidenswerte Beziehung jederzeit in wenig angenehme Erinnerung zu bringen, teils indem er, einigermaßen plump, Ansprüche des nah Vertrauten geltend machte, teils durch eine Art von Herolds- und Hüteramt, das er sich über den engern Verkehr des gräflichen Hauses angemaßt hatte.

In der Seele des Grafen erhob sich mit immer lebhaftern Farben das Bild des frühen Morgens. An der Seite des erregt auf ihn lossprechenden Freundes schreitend, befand er sich in Gedanken bei der samtäugigen Dame, die ihn heute endlich erhört hatte. Er sah sie im dämmrigen Alkoven — das Licht des von jubelnden Vögeln angekündigten Tages drang durch die im kühlen Luftzug schwankenden Leinwandvorhänge der Fenster herein — ihr aufgelöstes tiefschwarzes Haar, das dünne Seidenhemd, halb herabgeglitten von den matten runden Schultern, den nackten Fuß, wie er in dem rosa Pantöffelchen zierlich wie in einem Blütenkelche verschwand. Sein Herz zog sich zusammen im Nachgefühle der beseligenden Stunde, die er, über den Balkon, ein schon Erwarteter,

eingestiegen, im Rausche der lange verhaltenen Begierde genossen hatte. Fast wandelte ihn die frevle Lust an, den Begleiter, den er sich treu ergeben wußte, in das köstliche Geheimnis einzuweihen, Frau Gurnemann, die Spröde, habe ihn, Paris, empfangen, in ihre ambrabraunen Arme geschlossen unter dem melancholischen Sebastian des Da Vinci, den auch der Kapitän einmal im hellgemusterten Schlafgemache hatte bewundern dürfen, da die Kunst alle Räume weiht und Gönnern eröffnet. Nicht verhehlen freilich konnte sich der Graf, daß ihm, dem sattsam Verwöhnten, diesmal zum guten Teile die Eitelkeit der Dame zum Erfolge verholfen hatte. Er mochte, ohne tiefere Leidenschaft für sie, wie er sich fand, das Weib bemitleiden, das, nachdem es seinen wundervollen Körper ihm nicht verweigert hatte, ein Leben lang mit unausbleiblichen Selbstvorwürfen der Erinnerung an eine kaum bedankte Übereilung nachzuhängen verurteilt schien. Denn die reizende, reiche und auch geistig bedeutende Frau hatte sich, ohne den Taumel trotzig gebäumter Sinne, wenn nicht zur Rechtfertigung, so doch zur Erklärung ihres verhängnisvollen Schrittes in Anschlag bringen zu dürfen, eigentlich nur einer Laune, einer sträflichen und also um so sicherer später sie zu peinigen geeigneten Laune, mit geschlossenen Lidern überlassen, die — es stand ihm klar vor Augen — einen Mächtigen beschenkte, ohne ihn wahrhaftig zu bereichern. Was bedeutete diese Episode in seinem, welche Epoche mußte das Abenteuer in ihrem Leben vorstellen!

Die Gräfin war, als die Männer sich entfernt hatten, noch eine Weile am Frühstückstische sitzen geblieben. Ein unangenehmes Gefühl wollte sich nicht bannen lassen. Schon der Auftritt zwischen den Bediensteten hatte ihr, wie ein übler Geschmack auf der Zunge, die heitere Wirkung des Festmorgens geschädigt. Sie war, entschlossen, sich störenden Einflüssen, die von außen kämen, zu versagen, mit sehend-nichtschauenden Blicken dem peinlichen Vorfall ausgewichen. Die Verspätung, das sichtlich befangene Erscheinen des Gatten mußten im Verfolg der Abergläubischen die Ankündigung unliebsamer Ereignisse bedeuten. Sie war gewohnt, den gelassenen Gang ihres Daseins durchaus nicht aufhalten, ihren eigenen Neigungen hingegen ungehinderten Lauf zu lassen. Das leichtsinnige Wesen des zu kleinen Irr- und Wechselfahrten seit jeher schon geneigten Gatten, eine bequeme äußere Lage, ihre sieghafte Schönheit, der man jede Laune, ja manche Unart zu gute schrieb, hatten sie mehr und mehr dazu vermocht, sich als ein nur zum Genießen, zum Herrschen gebildetes Geschöpf zu empfinden; die Wonne der weiblichen Demut, der Hingabe, des Dienens im weitesten und edelsten Sinne, war ihr fremd geblieben. Ihrer selbst vollbewußt, empfand sie die Welt als einen nicht allzu großen, sich um sie langsam ins Enge ziehenden Kreis von selbstverständlichen, willfährigen Bemühungen um ihre Zufriedenheit. So hatte sie dem einen, dem andern, nachlässig geruhsam, manche Annäherung verstattet, die ein eitler Mann wohl als persönliche Gunst hätte auslegen können, während es im Grunde nichts andres war, als Lässigkeit in Ansehung jeglicher Pflichten, soweit sie selbst dabei das verpflichtete Wesen hätte vorstellen müssen. Oberflächliche Beobachter, von dem Gemahl auf die Lebensgefährtin schließend, zählten gar eine Reihe allgemach begnadeter Liebhaber auf. Daß dem bisher durchaus nicht so war, dazu trug nicht zum geringsten Teile der Umstand bei, daß durch den nichts weniger als auf ihre Person gesammelten Gatten ihre Sinne zwar gereizt worden waren, sich aber nicht entfaltet, ja wohl kaum noch geblüht hatten. Auch hielt eine in enger kalvinistischer Geisteszucht aufgewachsene, bedingungslose, unkritische Frömmigkeit sie, wenn nicht von gelegent-

lichen Gedanken und Vorstellungen, doch von Wünschen ab, die irgendwie die Fleischeslust streiften. So war sie, bei gesundem, vollsaftigem Körper an einen zerstreuten und zerstreuenden Mann als den am wenigsten geeigneten Erzieher ihrer dumpfen Seele gewiesen, eigentlich noch nicht zur Frau gereift und ein verwöhntes Kind geblieben, das hinter der schirmenden Hülle hoheitsvollen Gebarens unschuldig sein Dämmerwesen trieb. Das zuzeiten wie in Fernen verlorene Träumen ihrer blauen Augen konnte einem Erfahrenen verraten, daß hier ein Leben sich noch nicht zu seinem Ringe gerundet hatte . . .

Da Paris den Kapitän offenbar noch eine Strecke Weges begleiten wollte, begab sich die Gräfin, gefolgt von ihren Hunden, in den Park hinauf. An einer schattigen Stelle waren einige Stühle um einen zierlichen Tisch zu einer kleinen Gruppe versammelt. Sie ließ sich da mit einem in Seide gebundenen Buche nieder. Doch ihre Gedanken verweilten nicht auf den Zeilen . . .

Dort überraschte die Langhingestreckte die Baronin Lisa, ihre Gutsnachbarin, gleichfalls eine hohe Gestalt, doch nicht von der kräftigen Fülle der Gräfin, vielmehr überaus zart und bei ihrer ungewöhnlichen Größe fast zu schlank, strohblond und aus grauen verschatteten Augen unsicher vor sich hinblickend.

Sie setzte sich neben die Freundin und spielte vertraut mit den Hunden. Von Lisa wußte die Gräfin, daß ihr Paris nicht gleichgültig geblieben war. Sie hätte mehr, hätte wissen müssen, daß bis vor kurzem noch weit draußen im Lande ein überaus verliebtes Pärchen sich bei sichern Herbergsleuten nachmittäglich zusammenzufinden pflegte . . .

Nicht nur zu gratulieren, war die Baronin gekommen. Der regen Eifersucht der Geliebten hatte nicht verborgen bleiben können, was der stumpfern Gattin entgangen war. Und was jene peinigte, daran sollte diese nicht ungekränkt vorüberwandeln dürfen. Haß gegen die Ruhe der schönern Partnerin an dem Ungetreuen — Lisa empfand seine Untreue als ein Verbrechen, und nur an ihr selbst begangen — stieg, je schwieriger sich die heikle Aufgabe gestaltete, in der Illegitimen auf, die nicht einmal das Recht besitzen sollte, sich in der empörendsten Weise für verraten zu halten, sich offen zu beklagen. Mit der heitersten Unbefangenheit — Frauen sind ja geborene Diplomaten — fing sie an. Ob Gurnemanns kämen? Natürlich doch! Wo wären die Überlästigen nicht zu finden, zu empfinden gewesen! Der Gräfin war hier zugleich — es galt ein Größeres — eine scharfe Sonde ins Herz gesenkt. Sie konnte nicht verteidigen, wo sie, was Max Gurnemann, den Amoroso, betraf, Argwohn gegen sich selbst vermuten mußte. Sie befand sich einen Augenblick unschlüssig über die Farbe der zu erteilenden Antwort. Doch die unleidliche Frau mochte tragen, was sie deren Gatten aufzubürden in leiser Dankbarkeit für seine zärtliche Dienstwilligkeit sich verwehrte. Und so fanden die Damen einander darin einig, daß Frau Iolanthe Gurnemann wahrhaftig ein widerliches Geschöpf sei, kokett ohne das natürliche Maß der Schicklichkeit, zudringlich ohne Berechtigung, anspruchsvoll ohne Billigung der Bedürfnisse andrer. Es war eben nicht zu verkennen, daß ihr, der Tochter des geadelten Pächters, im letzten Grunde der Takt mangle, den entbehren und mit solcher Entbehrung aus Höflichkeit sich abfinden zu müssen, man keine zwingenden Gründe gelten lassen wollte. Ja, daß sie — rasch entschlossen spielte Lisa ihren Trumpf aus — unverschämt nach den Männern angle, sei der Gipfel ihrer Prätension. Wie unangenehm der teuersten Freundin ihre Bemühungen um Graf Paris sein müßten . . . Die Baronin

harrte der Wirkung ihrer mit dem Tone des herzlichsten Bedauerns, wobei sie die Hände der vor ihr halb Ruhenden teilnehmend ergriff, ausgesprochenen Worte. Die grauen, verschatteten Augen hätten verraten, was ihre Worte zu verbergen nach einem langjährigen Hofleben nur zu geschickt waren, wenn nicht die Gräfin im bitteren Vorgefühle, wie nun einmal der Tag aufs ärgerlichste zu verlaufen bestimmt sei, nach dem Auskunftsmittel geforscht, der boshaft Teilnehmenden die ganze Last überzuwälzen, und dabei instinktiv ihre eigenen Blicke gleichsam nach innen hätte sinken lassen. Konnte sie auch der Nebenbuhlerin aus Stolz nicht zugeben, daß sie eine wäre, sie fand ein Wort, das die zu ihrer Plage allzu Kinderreiche tief kränken mußte: „Mein Mann beschäftigt mich," sagte sie spitz, „nicht so uneingeschränkt wie der deine dich, meine Liebste." Jener schoß das Blut in das magere Gesicht. Ihre ganze Haltung ließ sie fallen und rief: „Und der deine betrügt dich uneingeschränkt, mein Schatz!" Die Gräfin hatte sich in dem geräumigen Armstuhle halb erhoben. Die Stirne vorgesenkt, die blauen Augen sprühend, rief sie: „Willst du dich etwa selbst damit brüsten, weil niemand anders ihm seine Geschmacklosigkeit neidet?" Den persönlichen Schimpf mit ihrer schneidendsten Waffe parierend, fuhr die Beleidigte auf: „Wohl magst du's Geschmacklosigkeit heißen, gerade eine Frau Gurnemann mit den kärglichen Überresten eines Feuers zu beglücken, das in der Ehe trübe genug brennt!"

Unglückseligerweise erschien in diesem Augenblicke, da die beiden Frauen wie Fechter in mörderischer Auslage einander gegenüber standen, Graf Paris. Das gewohnte lose Scherzwort erstarb ihm auf den Lippen, als er mit dem geübten Blicke des stets auf der Hut Schleichenden die Situation übersah. Die Baronin, hocherrötet, hielt gehfertig. Er ergriff ihre Hand — jetzt galt es mehr als die Stimmung einer Stunde: galt, die Bequemlichkeit vielleicht einiger Wochen zu retten, das fühlte er — küßte sie galant und zwang sie sanft-gebieterisch an seine Seite. „Geheimnisse, Liebling?" rief er der Gattin zu, die sich langsam in den einer Ruhebank ähnlichen Sessel zurücksinken ließ, und zog die Baronin mit sich fort. Außer Hörweite seiner Frau gelangt, begann er, die Baronin heftig mit dem Arme an sich pressend: „Was gibt's, was hast du, Lisa? Eine Eifersuchtsszene mit Elvire?" „Abscheulicher!" — noch zitterte die Erregung in der gegen ihren Willen von der vernichteten Gegnerin also hastig Hinweggezerrten — „ich verbiete Ihnen, mich so zu nennen!" — „Warum, meine Göttin?" Er war stehen geblieben. Seine klugen kleinen Augen drückten maßloses Erstaunen aus. „Was habe ich verbrochen — außer an ihr, die du, Böse, jetzt eben so schonungslos, scheint's, mißhandelt hast?" „Was Sie verbrochen haben, Graf Paris? Sie wagen es, mich zu fragen?" — „Ich wage es", rief der Graf, der längst bei sich festgestellt hatte, daß Lisa der frühmorgendliche Besuch bei Iolanthen verborgen geblieben sein m u ß t e. „Ich wag' es." „Ich aber habe keine Lust, in den Schlamm zu treten, du . . . Sie Wüstling!" sprudelte die Wütende. Lächelnd versucht' er's, sie zu fassen. Sie sprang vor der Berührung wie rasend zurück. Er drängte nach. Sie stand an einem Boskett, in das der Weg abzweigend mündete. Sie hineinzwingen, ihr an den Hals fallen, ihren Mund, Stirn, Wangen, Hals und Augen mit heftigen, stürmenden Küssen bedecken, war die jähe Tat eines sieghaften Willens.

An ihrer Brust flüsterte er: „Innigstgeliebte, banne deine schöne Eifersucht! Du weißt doch, daß ich einzig dir gehöre!" Es gelang ihm, sie unter währenden Liebkosungen zu

beschwichtigen. Arm in Arm verließen sie das Boskett, Lisa mit sich selbst nicht im reinen, verlegen, willenlos. Er bat sie inständigst, mit Gabriel, ihrem Gatten, zur Mittagstafel unbedingt zu erscheinen. Er werde bis dahin alles bei Elviren in Ordnung gebracht, eine förmliche Versöhnung vorbereitet haben. Er half ihr in die Sänfte, er drängte sich mit halbem Oberkörper ihr nach und ließ seine schmeichelnde Hand eine Weile auf ihrem Knie aufruhen. „Leb' wohl, meine geliebte Lisa," flüsterte er. Und nachwinkend noch: „Auf Wiedersehen!"

Dem langsam Zurückwandelnden ward einigermaßen bänglich bei dem Gedanken, nun vor der Gattin erscheinen zu müssen. Er verzögerte seinen Schritt noch mehr. Aber der in allen Ränken und Abenteuern Erfahrene fand bald den Weg zum Erfolge. An der Windung, die zu ihrem Sitze geleitete, begann er zu laufen. Atemlos scheinbar stand der Geschmeidig-Hochgewachsene vor Elviren. Er kniete nieder. Er stützte seine langen gebräunten Hände auf ihre Schenkel, die sie unwillig wegschob. „Elvire, meine Liebste, was hast du?" rief er. „Du siehst einen unglücklichen Gatten im Staube vor deiner Majestät!" Das theatralische Pathos wagte er mit seinem harmlosesten Lächeln, mit einer übertriebenen Geste der Verzweiflung zu begleiten.

„Ihr habt gestritten? Sie scheint erbittert, nur mit Mühe ist es mir gelungen, sie zu bewegen, daß sie wiederkehre. Ich habe versprochen, Versöhnung zwischen euch zu stiften. Hilf dem Unseligen, der nicht ahnt, was die Unzertrennlichen hat entzweien können!"

Der Gräfin war reichlich Zeit geblieben, zu bedenken, womit die Leidenschaft Lisas sie überschüttet hatte. Unzählige Male hatte sie sich's wiederholt, daß diese nicht anders hätte handeln können, wenn sie nicht Gewißheit besäße, und hundertmal hatte sie selbst dem widersprochen. Nun lag ihr Mann vor ihr, den sie scheute, vor dessen überlegener Klugheit, dessen Spotte der Engggeistigen immer bangte. Sie war in ihren Entschließungen noch nicht fertig, schwankte zwischen Stolz, Ingrimm, Rache und Zweifel. Er nützte den Moment. „Die arme Lisa hat dir gewiß, nicht wahr, eine Eifersuchtsszene gemacht? Die gute Seele! Sie liebt mich eben heiß —." Er lächelte boshaft. „Du siehst, wie behutsam ich ihre Hoffnungslosigkeit karessiere. Denk doch, Liebste, Süße, wie traurig es der Verblühten ums Herz sein mag. So oft sie dich sieht, meine strahlende Aphrodite, wird ihr karger Leib von Neid geschüttelt. Gönn' ihr die Wonne eines kleinen Wutanfalles. Bedenke, die Frau hat sieben Kinder an ihrem dürftigen Busen genährt." Dieses Argument verfehlte seine Wirkung. „Und ich keines!" Keuchend hatte sie's ausgestoßen. Dunkle Röte überzog ihr Antlitz. Die blauen Augen schimmerten. Aus seiner Ungeschicklichkeit gestaltete der Graf die zärtliche Schlinge, mit der er die nun in Tränen — Bitterkeit und Nerventränen — Gelöste, eine Taumelnde, einfing. Einen Arm um den schluchzenden Leib gelegt, auf sie einsprechend, zärtlich-gedämpft wie auf ein Kind, langsam den steil ansteigenden Steig bergan führte der Gewandte die Rat- und Willenlose. Die kaum getrockneten Zähren mit vorgeneigtem Haupte, so gut es anging, bergend, schritt sie nun rasch an der stumm-erstaunt aufblickenden Jungfer vorbei in das innerste ihrer Gemächer. Doch sich der Abspannung hinzugeben, ließ ihr der Gatte nicht Zeit, wohl erwägend, daß es jetzt auf rasche Übergänge ankäme, jähen Szenenwechsel. Er schickte die Zofe sofort hinter ihr drein, selbst noch in der Tür mit sorglos heitrer Stimme mahnend, sich bei der Toilette nicht zu versäumen. (Schluß folgt.)

Eine Geschichte der russischen Literatur.

Von Th. G. Masaryk.

Professor Brückner ist Slawist und Literarhistoriker, und es kann darum meine Aufgabe als Referent nicht darin bestehen, sein neues Buch * von dem speziellen Standpunkt seines fachmännischen Berufes zu beurteilen; ich mache auf die Publikation im Zusammenhange mit der russischen Literatur aufmerksam, über die ich in der „Ö. R." zu berichten pflege. Auf den Zusammenhang der russischen Literatur mit den sozialen und politischen Veränderungen habe ich in der Beurteilung der gegenwärtigen Revolution (2. Februar 1905) hinlänglich hingewiesen; das Buch von Brückner bietet für diese Betrachtungsweise viele Belege im einzelnen wie auch als Ganzes.

Über die alte Literatur gibt Brückner in zwei kurzen Kapiteln nur eine Einleitung; in siebzehn Kapiteln wird die neue Literatur seit Katharina II. dargestellt. Die Epochen, Richtungen und einzelne Persönlichkeiten werden in großen Zügen charakterisiert, der Leser erfährt sehr viel und geschickt gewähltes Detail. Brückner setzt seine Geschichte bis in unsere Tage fort, der deutsche Leser erhält derart eine willkommene Fortsetzung des trefflichen Buches von Reinhold.

Brückner faßt die russische Literatur als Weltliteratur auf und bringt das dem Leser durch zahlreiche Vergleiche mit den westlichen Literaturwerken zu vollerem Bewußtsein; Rußland beurteilt er vom europäischen Standpunkt. Die Darstellung ist lebendig, stellenweise glänzend, obwohl es für mich mißlich ist, den deutschen Stil eines Slawen zu beurteilen; vielleicht dürfte der Deutsche das und jenes zu bemängeln haben. Die Charakteristik der literarischen Persönlichkeiten und Werke ist im ganzen gelungen, die Fülle des Stoffes ist mit gewandter Ökonomie bewältigt worden; überhaupt muß die Lektüre des Buches um ihres reichen Inhaltes willen und zur Orientierung über die russische Literatur bestens empfohlen werden. Ich habe das Buch in einem Zuge von Anfang bis zu Ende gelesen, so hat es mich gefesselt.

Die russische Literaturgeschichte bietet spezielle Schwierigkeiten, weil die Kenntnis der russischen Sprache doch gering ist; da entsteht gleich die philologische Frage über die Transskription der russischen Namen und Wörter und man kann darüber verschiedener Ansicht sein, ob und wieviel von russischer Bibliographie angeführt werden soll, ob nicht wenigstens die deutschen (eventuell auch die französischen und englischen) Übersetzungen der russischen Werke aufgezählt werden sollen. Professor Brückner führt gar keine Bibliographie an, im Text werden nur die Titel der besprochenen Werke geboten. Das hat seine Vorteile, aber auch Nachteile — eine kritisch gesichtete Bibliographie ermöglicht die Einsicht in den Literaturbetrieb, gibt sozusagen das Leibliche des literarischen Geistes.

Die relative Unkenntnis der russischen Verhältnisse und des russischen Lebens nötigt den Literaturhistoriker, auf die Kulturentwicklung Rußlands sorgfältiger einzugehen; bei Brückner zeigen die ersten fünf Kapitel schon durch ihre Überschriften (z. B. „Katharina II. und ihre Zeit") das Allgemeinere, das Kulturgeschichtliche an; in den späteren Kapiteln werden die literarischen Persönlichkeiten (z. B. Kapitel VI.: Puškin) und Gattungen (z. B. der Roman, die Satire u. s. w.) vorgeführt, die Schilderung der späteren Epochen von kulturhistorischer

* „Geschichte der russischen Literatur", von A. Brückner. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig, 1905, 508 S.

Seite tritt in den Hintergrund; das fällt auf, weil die ersten Epochen bis auf Alexander I. ausdrücklich hervorgehoben und geschildert werden.

Brückner gibt nur die Geschichte der sogenannten schönen Literatur; auf die wissenschaftliche und philosophische Literatur nimmt er nur gelegentlich Rücksicht; ich glaube, eine moderne Literaturgeschichte sollte auch das wissenschaftliche Gebiet, wenn auch nur zur Verstärkung der Charakteristik der poetischen Literatur mit heranziehen. Bei der russischen Literatur dürfte das um so wirksamer sein, als der Zusammenhang der Wissenschaft und Literatur ein sehr inniger ist. Auch wäre eine zusammenfassende Darstellung des russischen Zeitschriftenwesens am Platze gewesen.

An der russischen Literatur interessiert den Westler naturgemäß der Ideengehalt mehr als die künstlerische Seite, weil er (im allgemeinen) der Sprache unkundig ist, die russische Literatur ist ihm eigentlich nur Übersetzungsliteratur; darum wird der Russe und der des Russischen Kundige eine deutsch geschriebene russische Literaturgeschichte ganz anders lesen als der Deutsche selbst. Wenn ich darum die Brücknersche Darstellung des Ideengehaltes beurteilen soll, so würde ich sagen, diese sei ganz gut, die Zeichnungen der Charaktere in den Dichtungen und ihre Dichter kenntlich und getreu, aber ich würde öfter schärfere Umrisse und sattere Farben wünschen. Ich glaube nicht, daß der philosophische Standpunkt den Autor daran gehindert hat; Brückner sieht nämlich die religiösen und metaphysischen Fragen als „Romantik" an und ein solcher Liberalismus macht in metaphysicis farbenblind. Aber Brückner hat auch ein gut Teil des Renanschen historischen Sinnes und Anpassungsvermögens, und darum, glaube ich, beruht der erwähnte Mangel nur auf dem Außerachtlassen der religiösen und philosophischen Grundfragen. Das heißt: eigentlich bespricht Brückner diese Fragen auch, wo er über die einzelnen Dichter handelt, aber das geschieht mehr ad hoc, der Leser gewinnt nicht den richtigen Einblick in die Probleme und er gewinnt auch kein Bild der Entwicklung in der Lösung dieser Probleme, während doch das russische Denken verschiedene und ganz interessante Stufen der Entwicklung durchgemacht hat. Brückner weiß ganz gut und weist es auch nach, daß die neue russische Literatur unter dem entschiedenen Einfluß europäischen Denkens gestanden ist. Aber wie hat dieses europäische Denken auf die Russen gewirkt, wie haben sie diese Einflüsse verarbeitet und wie hat sich das russische Denken entwickelt? In concreto, wie hat der Einfluß der Philosophie von Kant bis Feuerbach gewirkt? Wie hat speziell der deutsche Idealismus gewirkt? Wie hat nebenbei der Einfluß der deutschen und englischen Literatur gewirkt, und wieder ganz konkret: wie hat Goethes „Faust", Byrons „Manfred" und „Kain" u. s. w. gewirkt? Auf die schulmäßige Formel gebracht: wie hat der germanische Individualismus und Subjektivismus („Idealismus") auf die Russen gewirkt? Russen — — d. h. die von der Orthodoxie, ihren Ideen und Methoden großgezogenen Russen.

In diesem Sinne, sage ich, ist der Ideengehalt der einzelnen großen Dichter, Dichter-Denker nicht scharf genug dargelegt; das vermißt man gerade bei denjenigen, bei denen das Religiöse eine so große Rolle spielt. Es genügt z. B. nicht, an Puškin „bigotte" Tendenzen zu rügen — die Sache hat einen anderen, und gerade bei Puškin einen tieferen Sinn. Es ist eben seit Puškin fast bei allen großen Dichtern das religiöse Problem eines der wichtigsten — gewiß bei Gogol, Lermontow, Tolstoi, Dostojewskij; aber auch Turgenjew, Saltykow und die übrigen haben für diese Seite des russischen Seelenlebens

Sinn und Gedanken gehabt. Und selbstverständlich müßte die Verschiedenartigkeit der Auffassung des Problems nach Epochen und Charakteren dargelegt werden. Ich zweifle z. B., ob man von Tolstoi sagen könne, es fehle ihm jeglicher Glaube; auch Dostojewskijs Religiosität wird nicht genügend charakterisiert. Die neueste an Dostojewskij und den Philosophen Solowjew anknüpfende religiöse Richtung kommt nicht zur Geltung und doch hat sie ihre große Bedeutung.

Vom rein künstlerischen und ästhetischen Gesichtspunkt aus hätte Brückner z. B. bei der Darlegung der Grundideen der Karamazows auf eine Vergleichung mit dem „Faust" und wohl auch „Manfred" eingehen müssen, um die Eigenart des russischen Titanismus darzulegen. Dostojewskij provoziert ja diesen Vergleich selbst, wenn er uns den russischen Mephisto vorführt und ihn selbst an dem Goetheschen mißt.

Diese Nichtbeachtung der Philosophie merkt man auch an der Darstellung der russischen literarischen Kritik. Diese Kritik, das alter ego der Literatur, ist für Rußland so charakteristisch; sie war und ist die führende Geschichts- und Sozialphilosophie, sehr oft die leitende Politik, das Surrogat des Parlaments. Und da hätte die Bedeutung der deutschen Philosophie, zumal Hegels, mehr betont werden müssen; auf Feuerbach, der einen so entscheidenden Einfluß auf Herzen, Bakunin, Bělinskij und die Kritiker der Sechzigerjahre ausgeübt hat, wird kaum hingewiesen.

Weiters haben wir das Problem des Sozialismus; auch das sticht bei Brückner nicht genug hervor, und doch ist eine kurze Charakteristik des Sozialismus schon darum notwendig, um nicht nur die Kritiker, sondern auch die Narodniki und besonders auch Dostojewskij sachlich zu charakterisieren. Dann würde auch die marxistische Bewegung nicht nur erwähnt werden.

Im einzelnen ließe sich für eine Neuauflage mancher Wunsch vorbringen. Bei dem Philosophen Solowjew z. B. dürfte der Hinweis auf seine „Drei Gespräche" nicht fehlen. Bei der Erwähnung der russischen Literaturhistoriker ist mir aufgefallen, daß von Evg. Solowjew (= Andrejevič) gesagt wird, er behandle die ganze Literatur vom Standpunkte der Bauernfrage, das ist ein Irrtum; Golowins Geschichte des russischen Romans würde ich nicht hervorragend nennen. Mit Recht wird der Kritiker Volynskij angeführt und sein Totschweigen seitens der liberalen (übrigens auch konservativen!) Literarhistoriker getadelt; allein das uneingeschränkte Lob, das Volynskijs Kritik gezollt wird, müßte im Interesse Volynskijs kritisch belegt werden. Unkritisch scheint mir Brückner, wohl im Anschluß an Volynskij, von Bělinskij das Urteil zu fällen, er habe sich sein Wissen irgendwie zusammengestoppelt; Brückner, sowie Volynskij sind da im Unrecht; es kommt bei Bělinskij nicht nur auf das Wissen, sondern auch aufs Denken an und gedacht hat Bělinskij genug und oft sehr gut. Brückner schreibt, im Gegensatz zu Bělinskij, Turgenjew ein gediegenes Wissen zu — das ist wohl zu viel gesagt und paßt kaum zu dem gelegentlichen Urteil, daß Turgenjew zu tieferen Ideen überhaupt nicht anrege (in dieser Allgemeinheit ist das nicht ganz gerecht). Die Charakteristik Dostojewskijs ist wohl nach Volinskij durchgeführt; daß das „Faust"-Problem übersehen wurde, habe ich schon angeführt, ebenso ist der Inhalt des „Idiot" ungenügend charakterisiert, auf den Roman „Podrostok" (Nachwuchs) ist ganz vergessen worden; wie überhaupt das Problem der Regeneration aus der Dekadenz nicht scharf genug hervorgehoben wird. Auch das „Tagebuch des Schriftstellers" hätte besser gewertet werden sollen.

Chronik.

Lyrik.*

Es sind ausschließlich österreichische Dichter, die ich diesmal den Lesern der „Österreichischen Rundschau" vorzustellen die Ehre habe, und die Mehrzahl von ihnen scheint mir ernster Beachtung wert. Ja, einer ist unter ihnen, der mehr als unser Interesse, der unsere ganze Liebe verdient, dessen Lieder sich, wenn nicht alles trügt, binnen kürzester Zeit im Herzen des deutschen Volkes einnisten werden, und dessen Sammlung dem österreichischen lyrischen Literaturjahr 1905 die Signatur verleiht wie die Sammlungen von Hofmannsthal und Schaukal dem Jahre 1904.

Er heißt Franz Karl Ginzkey, ist im Jahre 1873 in Pola geboren und lebt in Wien als Zivilbeamter des k. u. k. militärgeographischen Instituts. Er hat außer einer erfolgreichen Dichtung für Kinder („Hatschi Bratschis Luftballon", 1905) schon im Jahre 1901 einen Gedichtband „Ergebnisse" veröffentlicht, der ziemlich unbemerkt vorüberging; ich erinnere mich, ihn durchgesehen und unter vielen schwächeren ein schlechthin vollkommenes Gedicht darin angetroffen zu haben, das mich ein für allemal stutzig machte und bewog, ein absprechendes Urteil über den Verfasser zurückzuhalten. Ich habe ihn seither nicht mehr aus den Augen verloren, und alles Neue, was Ginzkey inzwischen in Zeitschriften hat drucken lassen, bestärkte mich darin, wie sehr recht ich damals hatte, auf Grund jenes einen Gedichtes Bedeutendes von dem jungen Dichter zu erwarten.

Diese neuen Gedichte liegen nun in einem schönen, vom Verleger L. Staackmann in Leipzig und dem Wiener Architekten Alfred Keller liebevoll hergestellten Buche gesammelt vor, das Ginzkey „Das heimliche Läuten" genannt hat.** Ein kurzes Gedicht „Gebet in tiefer Nacht" erläutert den Titel:

Jüngst betete ich, o Nacht, zu dir!
Mein Weib lag schlummernd neben mir.
Sanft gingen unsre Atemzüge.
So ruhten wir aus von des Lebens Lüge.

Ich betete: Du stille Nacht,
O halt' ob unsern Tiefen Wacht.
Daß uns in Tages Lärm nicht fehle
Das heimliche Läuten von Seele zu Seele!

Ich betete: Du stille Nacht,
Halt ob dem Glück der Armut Wacht!
Wir wußten kein irdisches Gut zu erbeuten,
O schütz' uns der Seelen heimliches Läuten!

* Vergl. Band IV., Heft 47 der „Österreichischen Rundschau".

** „Das heimliche Läuten". Neue Gedichte von Franz Karl Ginzkey. Buchschmuck von Alfred Keller, Wien. (Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1906.)

Ich finde den Titel so glücklich gewählt, weil wirklich in den Strophen Ginzkeys ein heimliches Geläut ist, das man bei anderen Lyrikern unserer Generation vergebens suchen dürfte. Damit meine ich nicht etwa das musikalische Element, das ja bei George und Dehmel, Hofmannsthal und Rilke so fabelhaft reich ausgebildet ist, sondern ein seelisches. Ginzkeys Gedichte haben eine Innigkeit, die heute selten geworden ist: die Innigkeit eines unverdorbenen, nicht blasierten und nicht komplizierten, ganz und gar unmodernen Gemütes. Wie Kindesaugen blickt es aus ihnen hervor.

Dies ist ihr tiefster Reiz, und man wird zugeben, daß gerade der am schwierigsten zu analysieren ist. Warum hat der scheue Duft der Veilchen etwas so Rührendes, oder der paradiesische Glanz der Maiglöckchen, oder die Neigung eines sanften Mädchennackens, oder der Ton mancher Stimme? Von alledem ist etwas in den Versen des neuen jungen Dichters: geheime Süßigkeit, Unschuld der Jugend, die Demut vor der unendlichen Schönheit, unendlichen Tiefe des Lebens, und eine warme ergriffene Stimme.

Ich finde keine Analogien für diese neuen Gedichte in der zeitgenössischen Lyrik, ich finde sie am ehesten unter den Gedichten unserer Biedermeierzeit, der Zeit, „als der Großvater die Großmutter nahm". Damals, als Uhland und Eichendorff schrieben, standen der deutschen Lyrik Töne von der schlichten Herzlichkeit reichlich zu Gebote, die hier wieder erklingt.

Eindringlicher als alle Beschreibung möge ein Beispiel reden.

Seliges Ende.

Und lieg' ich einst im Grabe,
Noch weiß ich nicht wann und nicht wo,
Es wird eine Stunde kommen,
Von der ich im Traume vernommen,
Die Stunde, die träumte mir so:

Es werden drei Wölklein ziehen
Schneeweiß durch die sonnige Luft.
Sie kommen mit wehendem Winde,
Sie werden mir senden gelinde
Ein Leuchten hinab in die Gruft.

Es werden drei Mägdlein kommen,
Sich kaum ihrer Schöne bewußt.
Sie pflücken sich Blumen vom Grabe
Und heften die duftende Gabe
Sich still an die knospende Brust.

Drei Wanderer werden dann kommen.
Von ferne schon dröhnet ihr Schritt.
Es singen die bärtigen Jungen
Ein Lied, das ich selber gesungen,
Einst, als ich noch liebte und litt.

Die Mägdlein werden das Singen
Vernehmen mit bräutlicher Scheu.
Das bleibt nicht den Knaben verschwiegen,
Drei Pärchen werden sich wiegen
Im Tanze und immer aufs neu!

Mein Herz wird hören im Grabe,
Bevor 's zu Staub zerfällt,
Das Pochen der tanzenden Füße
Wie letzte verzitternde Grüße
Der schönen versinkenden Welt.

Bei aller Wehmut, welche Süße, welcher Abendsonnenglanz in diesen Gedichten... Hier gibt es solche, über denen Richter und Schwind andächtig die ergrauten Häupter geneigt hätten: deutsch und treu, voll heimlicher, aber tiefer Daseinsfreude, bei reifer Kunst scheinbar kunstlos.... Und daneben stehen andere, feierlich und geheimnisvoll wie die mondbeglänzte „Novelle", die, wenn sie Klinger in drei Blättern radiert hätte, zu seinen schönsten Zyklen gehören würde; und wieder andere, gespenstisch und dennoch voll bunter Realität wie gewisse Bauernbreughels, etwa die beiden in Neapel („Tanz der Blinden"); und dicht daneben die ausgelassenste, blühende Heiterkeit rotblütiger Jugend wie in fast allen Gedichten dieses entzückenden „Grotesken Intermezzos"! Wer könnte, wenn er es einmal vernommen, das übermütige „Kalifen-Lied" vergessen, oder gar die lebenatmende Büste Marthas, der Studentenbraut („Die verlorene Tochter"). Und dies alles durchdrungen von Musik, von der ganzen Musik einer österreichischen Dichterseele!

Es erfüllt mich mit Genugtuung feststellen zu können, daß die reichsdeutsche Presse der überragenden Bedeutung dieser Neuerscheinung vollkommen gerecht wird; obwohl erst wenige Wochen seit der Publikation des „Heimlichen Läutens" verflossen sind, mehren sich von Tag zu Tag die Stimmen, die in Ginzkey einen neuen Stern am Himmel des deutschen Gedichtes begrüßen. Wir jungösterreichischen Lyriker aber haben alle Ursache, auf diesen neuen Kollegen stolz zu sein.

Oft habe ich mich bei der wiederholten Lektüre der Gedichte Ginzkeys gefragt: wer unter den Heutigen könnte diesen Ton noch treffen, diesen herzlichen, warmen, deutschen Ton, der so unmittelbar zum Herzen geht; und ich fand als Antwort immer nur den Namen Martin Greifs. Sonst freilich herrschen Verschiedenheiten genug zwischen den beiden, in der Stoffwahl, im Technischen (Greif ist in seinen spezifischen Sachen vor allem viel knapper als Ginzkey) und in anderen Dingen; als einen eigentlichen, bis in kleine technische Einzelheiten von seinem Meister abhängenden Schüler Martin Greifs aber kann man einen andern Jungwiener Lyriker bezeichnen, der vor kurzem mit einem zierlichen Bändchen hervorgetreten ist: Franz Himmelbauer mit seinen „Gedichten".*

Ich bin nun freilich fest überzeugt, daß diese Abhängigkeit nicht auf bewußter Nachahmung, sondern auf einer Art von dichterischer Wahlverwandschaft beruht, die so weit geht, daß sich sogar die gewissen reizvollen Unbehilflichkeiten der Greifschen Wortstellung bei Himmelbauer wiederfinden.

Wie Greif bevorzugt Himmelbauer das kleine, zartumrissene, objektive „Naturbild". In knappen Ausschnitten zieht das ganze unendliche Epos der Jahreszeiten an uns vorüber, von den frühen Zeiten, wo die Obstbäume

... „über Nacht
Wie von Zauber übergossen
Dastehn in erschrockner Pracht",

bis zu den Abenden, wo

„Aus den Nebeln lösen still,
Flimmernd sich die ersten Flocken".

Dies alles gespiegelt von einem reinen Gemüt, einer liebenswürdigen menschlichen Persönlichkeit. Sie ist uns schon aus zwei älteren Büchern Himmelbauers entgegengetreten, in den kleinen Geschichten und Gedichten in Prosa des „Waldsegens" und der „Heiligen drei Brunnen". Damals hat Michael Georg Conrad, der immer Teilnehmende und Junge, schöne Worte gefunden zur Bezeichnung dieser Persönlichkeit: „Stillen Menschentums leises Wiedertönen. Keine Sturmflut. Ruhiges Wogen und Wellen wie über Sommergräser unter hohen Bäumen. In kindlicher Reinheit spiegelt sich das Geschaute. Rührende Bildchen, oft voll zarter Naivitäten. Ein Büchlein für Menschen mit reinen Seelen, mit Kinderherzen." Diese Charakteristik stimmt auch zu den Versen Himmelbauers; hinzutritt bei ihnen ihre ungemeine Sangbarkeit. Oft fühlte ich mich bei ihrer Lektüre versucht, ihnen die glockenklaren schlichten Weisen altväterischer Singspiele unterzulegen.

Von seiner sympathischen, gemütvollen Art, die Dinge dieser Welt anzuschauen, ein kurzes Beispiel:

Angedenken:

Wenn nur ein einziger Sonnenschein
In meine Kammer dränge!
Dann wär' ich nimmer so allein,
Dann wär's mir nicht zu enge.

Wollt' ihm gar vieles anvertrau'n,
Ihn hätscheln wie ein Liebchen,
Und alles dürft' er sich beschaun
In meinem armen Stübchen.

Doch dort den Rosen welk und tot
Müßt' er wie Frühling lachen,
Vielleicht, daß sie zu letztem Rot,
Zu letztem Duft erwachen.

* Gedichte von Franz Himmelbauer. München und Leipzig bei Georg Müller, 1906.

Freilich, nicht alle seine Gedichte sind so rein wie dieses; in manchen stören falsche Sentimentalitäten (vergl. der „Geburtstag", besonders in der Schlußstrophe), anderwärts strandet man an prosaischen Sandbänken („Nie noch hab ich so empfunden das Geheimnis der Natur" heißt es auf einmal furchtbar direkt mitten in einem sonst sehr lieben und stillen Winternachtgedicht) oder man strauchelt über einen häßlichen Austriazismus („Ober (!) meinem Aug'"). Vergleicht man ihn mit Ginzkey, so erscheint dieser sofort als der originellere, tiefere und vielgestaltigere Dichter; vergleicht man aber anderseits z. B. seine alpinen Gedichte (wie die „Klärung im Gebirge" oder der „Inn unter Kufstein") mit denen des jüngst hier angezeigten Jung-Tirolischen „Bergbreviers", so empfindet man sehr stark Himmelbauers lyrische Qualitäten. Er hat eben Musik im Leibe, und das ist nun einmal in aller Lyrik die Hauptsache. Und die heimische Landschaft mit ihren uralten, ewig gleichen, simpeln Sensationen grüßt so vertraulich aus diesen hellen Strophen wie aus den farbigen Lithographien der Karlsruher und Hans Thomas. Ich möchte den Liedermund, der sich hier aufgetan hat, in dem reichen Konzert der modernen deutschösterreichischen Lyrik nur ungern missen.

Weder Ginzkeys noch Himmelbauers Gedichte haben etwas spezifisch Modernes, sie könnten ebenso gut in den Jahren entstanden sein, als Konrad Ferdinand Meyer und Martin Greif ihre besten Sachen schrieben. Auch die Gedichte Hedda Sauers*, der jugendlichen Gemahlin des Prager Germanisten, weisen zunächst auf eine ältere Epoche der deutschen Lyrik zurück. Ihr Titel ist der Anfang einer schönen Geibelschen Strophe („Wenn es rote Rosen schneit, wenn es Liebe regnet, öffne, Herz, dem Glück dich weit, das so hold dich segnet") und das an Geibel gerichtete Widmungsgedicht enthält die Erinnerung an einen Besuch seiner Vaterstadt Lübeck. Aber die Dichterin selbst ist nichts weniger als eine Geibelianerin, vielmehr gibt ihre Modernität derjenigen ihrer engeren Landsleute und lyrischen Kollegen R. Schaukal und R. M. Rilke nicht viel nach. Vers und Reim behandelt sie sehr frei, die geschlossenen Formen scheint sie geradezu zu perhorreszieren, wenn sie gestalten will, versagt ihre Hand, sie gibt fast ausschließlich Stimmungen. Modern sind ihre gewagten Epitheta („blonde Wellen", „saphirner Wind", „weiße Töne" u. dgl. m.), modern ihre kühne Bildlichkeit. „Septembergelbe Wälder säumen den stillen Tag" heißt es in dem Gedicht an den Verfasser des „Innozenz"; und prachtvoll wird anderswo der Herbst personifiziert:

... „Durch Busch und Zweige war der müde Herbst,
Ein aufgescheuchtes Jagdtier, hingeflohn.
Noch immer sah man seine rote Spur –
Blutstropfen gleich, ein rotes Blatt am Wege,
Eins hier im Gras und viele dort am Busch,
Als hätte der schlanke, wundenrote Leib
Sich durchgedrängt und hätt' den Busch gefärbt." ...

Hier wird gewiß jedermann gerne mitgehen; andere Bilder freilich sind nicht mehr aus der Anschauung geboren und daher mißraten:

„Ein grauer Zeiger steht der Aussichtsturm
Im Zifferblatt des weiten, grünen Landes."

Auch dies ist charakteristisch für die Modernität dieser neuen Gedichte, daß gerade die besten unter ihnen etwas Arabeskenartiges haben: einen Inhalt so zart, daß ihn ein Windhauch forttragen könnte. Ich denke hier an das schöne kleine Gedicht von der mondbeschienenen Harfe auf dem Steintisch im Jasminrondell; oder an jenes von dem normannischen Pagen, der an einem Frühlingstag den Bach entlang geht und von seinem Mädchen träumt; oder an das süße, kleine, an Mörike erinnernde, von dem ersten Veilchenblau zwischen dem toten Laub des Vorjahrs. Eine dieser Arabesken möge hier eine Stelle finden, sie heißt:

Miniatur.

Hinter einer spanischen Wand
Von grünen Nußbaumblättern
Steht ein weißes Schlößchen in tiefem Sand,
Weit von der Stadt und den Städtern.
Freitreppen leuchten efeugeschmückt,
Die Stufen sind sonnbeschienen,
An Stelle der Lakaien bückt
Sich ein Troß von Balsaminen.
Dort hängen in einem weißen Saal
Zwischen alten Spiegeln und Uhren
Zwei Bildchen: Der Graf und sein Gemahl,
Elfenbeinminiaturen.

– Er sah Streit und Kampf und Donner und Blitz
Städte, Länder, Meere und Firne,:
Von alldem blieb nur ein leichter Ritz
Auf seiner Elfenbeinstirne.
Sie sah Jugendlust kommen und Jugendlust zieh'n,
Liebe kam und ist gegangen,
Und nur ein Tröpflein Karmoisin
Lebt noch auf den Elfenbeinwangen.
In dem weißen Schloß im Nußbaumkleid
Bei den bunten Balsaminen
War es, wo unser großes Leid,
Unser Glück mir klein erschienen.

Es ist kein Zweifel, die besten Gedichte dieser jungen Frau haben einen ganz besonderen Duft, eine ganz besondere Grazie; sie sind voll neugieriger Verliebtheit in das Leben, als ob sie ein schlanker, traumseliger Cherubino gedichtet hätte: „Mein Boot heißt Sehnsucht und mein Fährmann Traum." Ihre Wurzeln sind weitverzweigt: hier ist es die feudale Balladenwelt Schottlands, dort ist es eine alte Empireuhr oder

* „Wenn es rote Rosen schneit." Gedichte von Hedda Sauer. Mit Bildern von Richard Teschner. Verlag C. Bellmann. Prag, 1904.

eine Elfenbeinminiatur oder ein Bild von Watts oder Böcklin, aus deren Stimmungsgrund die blauen, tönenden Glocken dieser Verse aufsprießen; und neben und über solchen „Erinnerungen aus der Kunst“ entfaltet sich ein reiches, unmittelbar persönliches Erleben der Dichterin vor dem grauen, turmreichen Hintergrund des alten Prag.

Eine nachdrückliche Hervorhebung verdient die Ausstattung des Bandes. Richard Teschner hat ihn mit originellen, farbigen Lithographien geschmückt, die so gut sind, daß man bei ihnen an die Pastelle L. v. Hofmanns denken darf. Es ist dieselbe delikate Weichheit der Linie, dieselbe Märchenhaftigkeit der Farbe; ganz persönlich aber ist der kindlich spielende Charakter ihrer Erfindungen. Auch die schwarz-weißen Schmuckstücke sind sehr schön, nur die krausen und verschnörkelten Typen des Druckes, an denen Teschner wohl unschuldig ist, passen wenig zu dem hellen und zierlichen Ton der Verse Hedda Sauers.

Derselbe Zeichner hat das Liederbuch eines anderen jungen Prager Autors, Oskar Wieners „Das hat die liebe Liebe getan“,* mit einer „Titeltapete“ und einem „Sinnbild“ ausgestattet. Dieses Sinnbild, eine ganzseitige Zeichnung, zeigt ein von der Natur recht stiefmütterlich behandeltes Liebespaar in jener phantastisch-altdeutschen Tracht, wie sie Vogeler liebt, am steinernen Rand einer stillen Waldquelle sitzend, aus deren Spiegel ihnen ihr Bild in wunderbarer Verklärung entgegenkommt: aus dem armseligen Burschen ist ein Prinz, aus dem dürftigen Mädel ein anmutvolles Königstöchterlein geworden . . . Dies ist wirkliche Poesie, die sich so nur mit zeichnerischen Mitteln ausdrücken ließ . . . Über den Buchinhalt selbst darf ich mich kurz fassen, da wenig Erfreuliches darüber zu sagen ist. Man kann aus ihm erfahren (wenn man es nicht schon sonst wüßte), daß es auch schon ein modernes lyrisches Klischee gibt: Besonderheiten der neuen lyrischen Technik, die noch vor kurzem apart wirkten, hier aber durch falschen und übermäßigen Gebrauch lästig fallen. Wieners Sammlung wimmelt von dünnen, nichtssagenden Motiven, die prätentiös „aufgemacht“ sind und dicht daneben steht anderes, das naiv und kindlich sein soll und doch nur läppisch ist. Alle möglichen Gesten der modernen Lyrik und keine Spur von einer dichterischen Persönlichkeit. Die paar Talentproben, die das Bändchen unleugbar enthält („Kleine Stadt“, „Junge Frau“, „Im Sturmwind“, „Nippes“) können neben dem vielen teils Nichtigen, teils Schiefen und Verzerrten nicht aufkommen, und überhaupt — liegt das „Talent“ heutzutage nicht auf der Straße und ist billig geworden wie Holzwolle? Was Wiener noch fehlt, ist nicht wenig: bei der Konzeption die blitzartige Erkenntnis des Wertes oder Unwertes eines Motivs und bei der Ausführung die strenge künstlerische Zucht. Jetzt kommt er noch allzu oft in den Fall, hier ein gutes lyrisches Aperçu durch „schlampige“ Behandlung zu verderben, dort einen armseligen Einfall parademäßig aufzuputzen.

Beides: starke Motive voller Eigenleben und Triebkraft und eine hohe Vollendung des Formalen finde ich in den Gedichten, mit denen der bisher vornehmlich als Novellist, Übersetzer und Kritiker tätig gewesene junge Wiener Otto Hauser nun auch als Lyriker debütiert. Otto Hauser hat im Laufe der letzten Jahre zahlreiche Gedichte aus vielerlei Sprachen (vorwiegend aus dem Englischen, Französischen und Holländischen) übertragen; über die Ergebnisse dieser Bemühungen mag man urteilen, wie man will (ich selbst erinnere mich, seine Verdeutschung von Rossettis »House of life« seinerzeit mit wirklichem Vergnügen gelesen zu haben) — sicher ist jetzt jedenfalls dies eine, daß diese intensive Tätigkeit seiner eigenen lyrischen Produktion in hohem Grade zugute gekommen ist; dafür ist jedes Gedicht seines „Reigens der schönen Frauen“* ein vollgültiger Beleg.

Es ist nicht leicht, vom Wesen dieses merkwürdigen Werkes eine ausreichende Vorstellung zu geben; vielleicht hilft die Bezeichnung „präraffaelitische Lyrik“ am sichersten zum Ziele. Dies drängt sich zunächst auf, daß im Hauserschen Reigen fast alle weiblichen Lieblingsfiguren des Burne-Jones, Rossetti und Watts auftauchen: Eva und Lilith, Herodias und Salome, Astarte und Viviane. Aber die Verwandtschaft ist tiefer und innerlicher; die Art der dichterischen Phantasie, die hier am Werke war, ist jener Phantasie verwandt, aus der die glühenden Heroinen der Bibel und des keltischen Sagenkreises auf die Leinwand jener englischen Maler getreten sind. Und weiter: so gedrängt voll wie jene Gemälde, auf denen auch nicht ein malerisch nichtssagender Punkt ist (Ruskin verglich sie einmal im Scherz mit vollgepackten Koffern), so reich wie die Sonette Rossettis, so dicht sind auch die Strophen dieses Reigens; da ist keine leere Stelle, sondern alles voller Anschauung, ein sprechender Zug reiht sich an den andern; und wie Rossetti einmal gesagt hat, ein schönes Bild müsse etwas Schmückendes, etwas von der Schönheit eines Juwels haben, so scheinen die Worte in den Versen Hausers manchmal aufzuglühen, so reich sind diese an prunkvollen, seltenen und exotischen

* Oskar Wiener: „Das hat die liebe Liebe getan“. Ein Liederbuch. Titeltapete und Sinnbild von Richard Teschner. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W., 1906.

* Otto Hauser: „Der Reigen der schönen Frauen“. Verlag von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart. 1905.

Worten; sie erinnern an das goldene Gewand seiner byzantinischen Isaura, das so üppig mit Edelsteinen bestickt ist, daß es „wie mit hundert Augen blickt".

Häufige kühne Enjambements und häufige Verschiebungen des Akzents (z. B. „Aber herzrote Liebesvögel ziehn" als fünffüßiger Jambus) geben seinen strenggebauten Strophen eine atemlose Hast, und wie im Fieber rast der tolle Reigen der schönen Frauen an uns vorüber: die porzellanene Zierlichkeit der Murasaki und der perverse Reiz der knabenhaften Aglaja, Eva, die ungeheure mütterliche Gestalt, von ungewissem Licht umflossen (eine Figur, die den Schatten von Watts herausfordert), und das rassige, jüdische Profil Judiths (hier ist Hauser vielleicht von dem eindrucksvollen Bilde Klimts angeregt), die schaurige Sirene und Viviane, die Mörderin Merlins, von Algamil verstoßen, im Wahnsinn den wilden Wald von Brezilian durchirrend, Isabeau mit ihrer Sichelhaube und den blitzenden Schlehenaugen („ist immer guter Laune, weiß von hundert Frauen das Übelste und sagt es so, als wär' es gar nicht möglich, so verwundert") und Blessie, die als Bettlermaid verkleidete Lady des süßen Gainsborough, mit blauen Augen, die „für des Lebens Nöte selig blind" sind, und dann wieder Astarte und Isis, zwei Gestalten von urweltlicher Größe, umdrängt von den Schauern einer erhabenen Mystik . . .

Aber ich bemühe mich vergebens, von der Mannigfaltigkeit und Intensität dieser Träume einen Begriff zu geben. Sicher scheint mir dies, daß nur ein Wiener Dichter so reich von den Frauen träumen konnte; und wenn ich nun eines dieser Bilder aus seiner Umgebung herausheben soll, um es vernehmlicher von dem neuen Buche zeugen zu lassen, als jedes Referat vermöchte, so fällt mir die Wahl herzlich schwer. Ich entscheide mich für die

Sirene.

Sirene ruht, wie sie dem Meer entstiegen,
Am sonneblendenden Lagunenstrand;
Noch grünlich von den blauen Wogen, schmiegen
Die nackten Glieder weich sich in den Sand.

Die Arme pressen rund sich um die Brüste,
Aus deren Knospen schon wie Milch enttráuft,
Und wenn ein Windhauch ihre Lende küßte,
Ist's wie ein Schauer, der sie überläuft.

Feucht von den Wellen hängt ihr Haar in Strähnen,
Grün wie das Meer in seiner Finsternis,
Und ihrer eine knirscht sie mit den Zähnen
Wie eine Binse, mit verhalt'nem Biß.

Die eingekniff'nen Augen aber blinzen
Ins hellste Licht des großen Feuerballs.
So lauert sie auf einen Sonnenprinzen,
Den will sie küssen auf den weißen Hals.

Und fühlt schon vor ein seltsamlich Gelüste,
Sich einzubeißen, wo die Ader klopft,
Und wiegend schaukelt sie die schweren Brüste,
Aus deren Knospen grüner Geifer tropft . . .

Diese Sirene ist so wenig liebenswürdig wie ihre vogelkralligen Schwestern auf dem kleinen Böcklinschen Bilde, aber sie ist nicht von Böcklin abgeschrieben; auch möchte ich um alles nicht die Meinung hervorgerufen haben, als ob jene präraffaelitischen Frauen von den Tafeln der Mitglieder der „Bruderschaft" kopiert seien. Vielmehr hat ihnen der Dichter selbständige und ebenbürtige, wenn auch schwesterlich verwandte Gebilde zur Seite gestellt, durchaus mit den Mitteln seiner eigenen Kunst hervorgerufen, voll innerer Bewegung, Steigerung und Gipfelung. Die feinsten Reize der verschiedenartigsten Kulturatmosphären erklingen hier in einem wunderbaren Pandämonium, das Ungeheuerliche neben dem Rührenden, das Exotische neben dem Heimatlichen, das Erhabene neben dem Verführerischen.

Je tiefer ich überzeugt bin, daß die phantasievolle Schöpfung dieses neuen Hamerling keinen breiten Erfolg haben wird (da der Genuß jedes einzelnen seiner Gedichte zu viel ernste Vertiefung und noch einiges andere beim Leser voraussetzt), desto dringender fühle ich mich veranlaßt es auszusprechen, daß eine Folge von dreißig solchen Gedichten, wenn sie heute in Frankreich oder Dänemark auftauchten, genügen würde, um ihren Autor bei seinen Landsleuten über Nacht berühmt zu machen.

Dr. Hermann Ubell.

Besprechungen.

„Untersuchung verschiedener Mineralien auf Radioaktivität mittels der elektrischen und photographischen Methode." Von Viktor Richtner. Mit 3 Tafeln in Lichtdruck. 14 S. 8°. Karlsbad, Verlag A. Hermann Jakob, 1906.

Schon Frau M. Curie hat eine große Zahl von natürlichen Mineralien auf ihre Radioaktivität untersucht. Die vorliegende Arbeit bietet in dieser Hinsicht eine Ergänzung des Beobachtungsmateriales, das der Verfasser in fleißigster Weise gesammelt hat. St. M.

Ludwig Hirschfeld: „Ferien in Gossensaß". Leipzig, 1905. Verlag von Artur Cavael.

Herr Ludwig Hirschfeld besitzt entschiedenes schriftstellerisches Talent; ein ganz hübsches, wenn man will, sogar ein außerordentliches Talent. Warum, zum Kuckuck, mißbraucht er es zu grotesken Bocksprüngen, zu unerhörten Sinn- und Geschmacklosigkeiten? Herr Ludwig Hirschfeld bleibt die Antwort keineswegs schuldig: weil er auf die Meinung der Leute im allgemeinen und der hochlöblichen Kritik im besonderen — milde gesagt — pfeift. Herr Ludwig Hirschfeld möge mir verzeihen, wenn ich ihm das nicht glaube, vielmehr als wahren Grund vermute, daß er um jeden Preis die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und gerade der von

ihm angeblich gehaßten und verachteten Kritiker erregen will. Und er könnte meine Vermutung, die schon beinahe eine Überzeugung ist, nur durch den Nachweis erschüttern, daß die „Rezensionsexemplare" seines Werkes „Ferien in Gossensaß" gegen seinen ausdrücklichen Willen versendet worden sind. Denn ernst genommen braucht doch nicht zu werden, wer einen anderen urteilsunfähig schimpft und gleich darauf sich seinem Urteil unterzieht.... Aber wir wollen Herrn Hirschfeld trotzdem ernst nehmen und gewissenhaft feststellen, daß seine seltsame Novelle in Tagebuch- und Briefform neben zahlreichen Bizarrerien auch manche poetischen Schönheiten, neben ödem Gewäsch und geistreichelndem Gallimathias gutgedachte Gedanken enthält; daß sich aus einem Wust von gesuchter „Originalität" und unentschuldbaren Geschmacklosigkeiten — man kommt immer wieder auf das Wort zurück, weil es hier so bezeichnend ist — das tragische Schicksal einer stolzen, scheuen Liebe ziemlich plastisch und in einzelnen Szenen fast ergreifend heraushebt. Herr Ludwig Hirschfeld ist noch jung, er hat, wie er in der Einleitung witzig bemerkt, erst 1902 „jenes Alter erreicht, das hierzulande nötig ist, um gehängt zu werden." Was für eine Art Wein also aus diesem trüben Most noch werden wird, darauf darf, wer sich aus Neigung oder Beruf mit solchen Fragen beschäftigt, immerhin gespannt sein. Ich für meine Person erwarte in Seelenruhe, daß mir auch das nächste Buch des großen Kritikerfeindes „zur gefälligen baldigen Besprechung" zugehen wird.

F. St. Gunther.

Kleine Mitteilungen.

Pencks Berufung nach Berlin. Nun scheidet wieder ein hervorragender Gelehrter von der Wiener Universität. Die Gründe für seinen Entschluß, der ihm wohl nicht leicht geworden, hat er in seiner Antwort auf die Glückwunschansprache seiner Hörer angedeutet, vielleicht auch den einen oder andern verschwiegen. Sie liegen tiefer, als es auf den ersten Blick scheint: Penck selbst räumt ja ein, daß ihn die Unterrichtsverwaltung mit außergewöhnlichen Mitteln an Wien festhalten, ihm eine Reihe sachlicher Wünsche erfüllen wollte, daß die Ausstattung des Geographischen Institutes, an dem er durch mehr als 20 Jahre gewirkt — einzig abgesehen von den für die abnorm angewachsenene Hörerzahl kaum mehr ausreichenden Räumlichkeiten — eine höchst entsprechende geworden sei. Die materiellen und wissenschaftlichen Grundlagen für seine Stellung scheinen somit in Wien und Berlin ziemlich die gleichen zu sein, und dennoch, trotz allem, trotz der Freundschaft der Kollegen, der Anhänglichkeit und Verehrung der Schüler fällt seine Entscheidung zu gunsten Berlins. Fern von den Alpen, die seit seiner Studienzeit her sein eigentliches Arbeitsgebiet waren und denen er auch, im Vereine mit dem ihm wissenschaftlich nächststehenden Kollegen Professor Brückner in Halle, sein neuestes Werk „Die Alpen im Eiszeitalter" widmet, soll künftig die Stätte seiner Wirksamkeit sein. Man denke nicht, daß etwa seine norddeutsche Abstammung einen merkbaren Untergrund für seinen Entschluß gebildet habe. Durch fast 30 Jahre in Süddeutschland seßhaft, mit seinen Familienbeziehungen an Bayern und Österreich gebunden — sein Schwager ist der bekannte Dichter Ganghofer — ist auch sein Wesen nahezu süddeutsch geworden. Was hat ihn also bewogen, dem Ruf nach Berlin zu folgen? Er sagt: die dort und nicht hier gegebene Möglichkeit der Entfaltung des größten Wirkungskreises, eines Großbetriebes der Geographie. Das Wort ist vielleicht mehr anschaulich, als ansprechend; es kann mißdeutet werden und soll auch vielleicht etwas anderes sagen, als seinem Begriffe entspricht. Penck gebraucht es, indem er meint, daß unsere politischen Verhältnisse einen derartigen Großbetrieb der Geographie, oder sagen wir, die Konzentration der Mittel für einen großen wissenschaftlichen Zweck, nicht zulassen. Den politischen Kreisen liegt die Mehrung der Zahl der Universitäten, nicht aber die Ausgestaltung der wissenschaftlichen Einrichtungen am Herzen. Also diese Misère unseres politischen Lebens, die nicht zu bestreitende Tatsache, daß all das, was in den letzten Jahren oder Jahrzehnten in Österreich unternommen wurde — Wahl- oder Wirtschaftsreform — nicht der Ausfluß eines zielbewußten Programms ist, sondern daß alle unsere Einrichtungen von dem Zufall politischer Konstellationen und sonstiger Zwangslagen und nicht von sachlichen Erwägungen abhängig sind, diese sind es, die jeden, der freizügig ist und irgendwie mit dem Leben der Völker in Berührung kommt, dorthin zu ziehen bestimmen, wo eine Gewähr für sachliche Arbeit und sachliche Beurteilung gegeben ist. Möge die Unterrichtsverwaltung noch so entgegenkommend sein, mögen ihr auch die Mittel zur Verfügung stehen zur Ausgestaltung von Instituten, zur Erhöhung des Gehaltes — wenn die Regierung will, das heißt, wenn sie unter irgend einem Zwange steht, hat sie ja immer Geld — sie wird doch nie in der Lage sein, dieses Imponderabile der politischen Verhältnisse, unter welchen wir alle leiden, auszugleichen. Seien wir uns einmal klar über die furchtbaren Schäden, welche unsere unseligen politischen Verhältnisse auf allen Ge-

bieten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens hervorrufen, und erkennen wir in ihnen die Grundursachen so vieler uns bekümmernden Erscheinungen. V.

Ödipus auf der Bühne. Hofmannsthals Tragödie „Ödipus und die Sphinx", die im Deutschen Theater in Berlin mit so großem Erfolge gegeben wird, knüpft an die Tradition an, die bei de la Motte (»Œuvres«, Band IV, Seite 384) und Beauchamps (»Recherches sur les Théâtres de France«, Band II, Seite 88 ff.) in ihren Besprechungen des Sophokleischen „König Ödipus" zu finden ist. Die beiden Franzosen, denen sich auch der englische Dramatiker Dryden in seiner Vorrede zu seinem mit Lee gemeinsam verfaßten „Ödipus" anschließt, erklären übereinstimmend, das griechische Drama müsse „korrigiert" werden, da der Gang der Handlung nicht genügend motiviert erscheine und namentlich die Vorgeschichte, durch die die Katastrophe herbeigeführt werde, ziemlich unklar gehalten sei.

Die Dramatisierung der eigentlichen Schuld des Ödipus, wie Hofmannsthal sie versucht hat, geht allerdings von Voraussetzungen aus, die in keiner der vielfältigen Fassungen der Sage ihren Niederschlag gefunden haben. So führt er Antiope als Mutter des Laios (den er konsequent ungriechisch Lahios nennt) ein, während alle Quellen, vornehmlich Homer im 11. Gesange der Odyssee, sie des Asopos Tochter und Mutter des Zethos und Amphion sein lassen, die Theben gründeten. Sie ist also die Ahnfrau des Labdakidenhauses, niemals aber des Ödipus Großmutter. Sonst lehnt sich der moderne Dichter an die Fassung der Sage an, wie sie Hesiod, Apollodor, Hygin und Diodor berichten. Die außerordentlich packende Variante bei Palephatus, dessen „Paradoxa" um 472 v. Ch. erschienen, scheint ihm entgangen zu sein. Hier wird erzählt, daß Cadmus eine gewisse Sphinx heiratete, die ihn so sehr bedrängte, daß er einen Preis auf ihre Ermordung aussetzte, den Ödipus gewann.

Die Geschichte von Ödipus und der Sphinx fand dann bei den griechischen und römischen Dramatikern großen Anklang. Außer den beiden Tragödien des Sophokles („König Ödipus" und „Ödipus auf Kolonos") nennen Suidas und Varro unter den 92 Tragödien des Euripides als 31. Stück einen „Ödipus". Quelle war auch hiefür der Mythus aus dem thebanischen Sagenkreise; aber Ödipus blendete sich hier, nachdem ihm seine Untaten bekannt geworden sind, nicht selbst, sondern die Knechte des Laios warfen ihn zur Erde und stachen ihm die Augen aus. Ferner wird uns von dem Neffen des Aischylos, Philokles, berichtet, daß er einen „Ödipus" geschrieben habe, ebenso Meletus, der Ankläger des Sokrates, Nikomachus, Diogenes und viele andere. Der „Ödipus" des Seneca wird von Plutarch in allem dem des Sophokles verglichen.

Allmählich wurde der Stoff der dramatischen Bearbeitung entfremdet, und im Mittelalter finden wir nur mehr schwache Erinnerungen an das Thema, das inzwischen eine ganz veränderte Gestalt angenommen hatte. Eine Dramatisierung des Stoffes begegnet uns erst im XVI. Jahrhundert wieder. Bis dahin blieben die Tragödien Senecas für die überwiegende Mehrzahl der literarisch Gebildeten die einzigen Beispiele der tragischen Kunst, die ihnen zugänglich waren. Erst zu Beginn des XVI. Jahrhunderts finden wir Übersetzungen des Sophokles; 1566 erscheint eine italienische von Giovanni Andrea dell' Anguillara, die allerdings schon über das Stück des Sophokles hinausging, indem der Übersetzer Szenen einschob, die im Original nicht zu finden sind, z. B. am Schlusse, da eine Prinzessin von Andros auftritt und den Tod der Jokaste verkündet. In Frankreich suchte Corneille (1659) den Stoff mit den Forderungen des modernen Theaters in Einklang zu bringen. Er glaubte, daß eine Tragödie ohne Liebesintrige, wie es der griechische Ödipus ist, niemals das Interesse französischer Zuschauer gewinnen könne. Deshalb führte er eine solche ein und glaubte damit – wie er in der Vorrede sagt – die Fabel des Stückes verbessert zu haben. Er bringt Dircé, eine Tochter des Laios, auf die Bühne, die zur Rettung der Thebaner geopfert werden soll; sie will nicht sterben, da sie Theseus liebt. Dieser Konflikt zwischen Pflicht und Liebe geht auf Andeutungen des römischen Dichters Statius zurück. Zwanzig Jahre später ließen in England Dryden und Lee ihr Drama erscheinen, worin die Haupthandlung ebenfalls durch eine Liebesgeschichte erweitert wird. Kreon ist in eine Tochter des Laios verliebt und will durch sie auf den thebanischen Thron gelangen.

Dieses Streben, den Stoff des „Ödipus" für das Publikum interessanter zu gestalten, hat auch Voltaire dazu bewogen, eine neue Handlung zu erfinden, die die ersten drei Akte seines „Ödipus" füllt, während die beiden folgenden einfach getreue Übersetzungen der griechischen Vorlage sind. Ursprünglich hatte er die Absicht, Sophokles wörtlich zu übersetzen und sogar den Chor beizubehalten; auf das Drängen seiner Freunde, die ihm rieten, dem Zeitgeschmacke Konzessionen zu machen, ließ sich Voltaire bewegen, eine Liebesgeschichte zwischen Jokaste und Philoktet einzuflechten. Darnach habe Philoktet Jokaste vor ihrer Verheiratung mit Laios geliebt; da ihm ihre Eltern ihre Hand verweigerten, sei er mit Herkules weggezogen; nun kommt er nach zwanzig Jahren wieder und findet Jokaste mit Ödipus verheiratet.

De la Motte, von dessen kritischer Beschäftigung mit dem Ödipus-Stoffe schon die Rede war, wollte seine theoretischen Ansichten auch praktisch beweisen und schrieb zwei Ödipus-Dramen, eines in Versen (1726), das viermal gegeben wurde, und eines in Prosa, das — nach Voltaires Zeugnis — so schlecht war, daß es überhaupt nicht aufgeführt wurde. Nach ihm versuchte Jean François Ducis (1778) mit einem Drama „Ödipus bei Admet" der Sophokleischen Gestaltung des Themas ein modernes Gepräge zu geben — mit dem größten Mißerfolge. Nicht besser erging es einem Kriegskommissär La Tournelle, der nicht weniger als vier verschiedene Fassungen des Themas versuchte. Endlich schrieb der Graf von Lauraguais (1781) eine „Jokaste", von der Witzbolde behaupteten, das Rätsel der Sphinx sei viel klarer als die ganze Tragödie.

In den Niederlanden hat Vondel (1660) eine Bearbeitung des Sophokleischen Dramas geschaffen.

In Deutschland beschäftigte man sich verhältnismäßig spät mit diesem Stoffe. Während Übersetzungen und Aufführungen des Sophokleischen „Ajax" (z. B. in Straßburg) schon im XVI. Jahrhundert bezeugt sind, begann man sich für den „Ödipus" erst im XVIII. Jahrhundert zu interessieren. Gleichzeitig erschienen auch Bearbeitungen der französischen Dramen des Corneille und Voltaire, die auch Aufführungen z. B. im Wiener Burgtheater im Gefolge hatten. Voltaires „Ödipus" erschien hier häufig im Repertoire, da der Träger der Titelrolle, der auch die Übersetzung besorgt hatte, Johann Edler v. Sternschutz (auch Sternschütz), damals außerordentlich beliebt war. Freie Bearbeitungen des Stoffes versuchte zweimal Klingemann. Bekanntlich bildete es auch das Ziel Lessings und Schillers, dem Vorbilde des Sophokles im Baue einer analytischen Tragödie nahezukommen. Im Briefwechsel mit Nikolai und Mendelssohn kehrt der Gedanke häufig wieder, es reize Lessing, ein Seitenstück zum „König Ödipus" zu schaffen. Und Schiller schreibt an Frau von Wolzogen, er wolle eine der Familie des Laios ähnliche Familie finden — ein Gedanke, den er auch in der „Braut von Messina" verwirklicht hat.

Aus der neueren Zeit seien noch zwei Fassungen des Ödipus-Stoffes erwähnt. „Ödipus zu Kolonos", ein lyrisches Drama in drei Aufzügen, das in Berlin erschien, geht auf ein französisches Vorbild des Nikolaus François Guillard zurück. Eine fünfaktige Tragödie „Ödipus" von Prellwitz (Freiburg, 1898) ist meines Wissens noch nirgends gespielt worden.

Endlich sei einer Parodie des Stoffes gedacht, die Platen verfaßte. „Der romantische Ödipus", ein Lustspiel in 5 Akten (1827), ist gegen Immermanns „Trauerspiel in Tirol" gerichtet. Der Dichter Nimmermann tritt auf und führt den Gegnern der romantischen Schule, die er bekehren will, sein neuestes Werk „Ödipus" vor. Die Satire Platens wendet sich gegen die Reimkünsteleien der Romantiker; die Sphinx gibt den vorüberziehenden Wanderern kein Rätsel auf, sondern verlangt von ihnen, daß sie ein korrektes Distichon bauen; einzig Ödipus ist dies im stande. Die Satire ist unendlich zahm und hätte nicht der energischen Abfertigung durch Immermann („Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier") und durch Heine („Bäder von Lucca, III. Teil) bedurft.

Friedrich E. Hirsch.

Feuilleton.

Burgtheater.

(Sonntag, 18. Februar: „Die Schuldigen", Schauspiel in vier Akten von Friedrich Gustav Triesch; Donnerstag, 22. Februar: „Das schwache Geschlecht" (La plus faible), Schauspiel in vier Akten von Marcel Prévost. Deutsch von Siegmund Lautenburg.)

Das Schauspiel von Triesch hat seine erste Aufführung eigentlich im Bürgertheater erlebt, wo es eine Woche früher (am 12. Februar) zum Besten der „Concordia" von den Hofschauspielern gegeben wurde. Zu Grunde liegt ein älteres Stück namens „Ottilie", das vor ungefähr zehn Jahren im Raimund-Theater mit der Barsescu und Herrn Ranzenberg zur Aufführung kam. Die Hauptveränderung besteht darin, daß die Ehebrecherin zur zweiten Frau ihres Mannes und zur Stiefmutter des erwachsenen Sohnes gemacht worden ist; dadurch ist freilich der Motivierung eine feste Stütze entzogen worden: denn alles kommt dadurch auf, daß die schuldige Frau eine Heirat ihres Sohnes mit der Tochter ihres Mitschuldigen nicht ruhig mit ansehen kann. Aber an theatralischer Wirkung hat das Stück, dem die Erfahrungen einer früheren Aufführung zu gute gekommen sind und das gewissermaßen erst auf den Brettern fertiggestellt worden ist, nur gewonnen. Es ist freilich die schlimmste Form des Ehebruches, die es vorführt; nämlich die des augenblicklichen Sichselbstverlierens, des momentanen Sinnenrausches, der im Stück wie im Leben einfach als brutale Tatsache hingenommen werden muß und jeder seelischen Motivierung spottet. Wobei also auch kein inneres Band die „Schuldigen" verknüpft, die zwar auf dem Titel ein Paar bilden, im Stück selber aber sich wie feindliche Gestirne aus dem

Wege gehen. Da das Stück auf der schwachen Stunde beruht, in der nach der Meinung der Welt eine jede Frau fällt, so ist es kein Wunder, daß ihr Mitschuldiger eine so traurige Rolle spielt. Der Verfasser hat sich zwar redliche Mühe gegeben, ihn zu heben: er läßt ihn an einer Stelle sehr temperamentvoll und zugleich auch wieder demütig von seiner Kunst reden, und diese Kunst ist natürlich die sinnlichste und die nervöseste, die Musik. Und er läßt ihn an einer andern Stelle auch jetzt noch den Frauen, sogar einer eifersüchtigen Italienerin, gefährlich erscheinen. Aber eine sympathische oder eine faszinierende Gestalt ist dieser Verführer nicht. Gibt man dem Verfasser diese Voraussetzungen so zu, wie man sie ja auch im Leben einmal zugeben muß, dann entwickeln sich die Vorgänge auf der Szene selbst, zwar etwas zu durchsichtig, aber leicht und effektvoll. Und wenn uns der muntere Backfisch und der dummtreue Bediente als Überbleibsel des alten Spieles erscheinen, so überrascht uns der Schluß mit einer neuen und kühnen Wendung, die Triesch dem Ehebruchsdrama gegeben hat. Der Gatte, der den Verführer bittet, seine Schande geheim zu halten, und der, anstatt mit der Ehebrecherin abzurechnen, ihr den Fall in der dritten Person erzählt und von ihrer Schuld gar nichts wissen will, der ihr die Wohltat des Bekenntnisses und die Erlösung durch den Selbstmord vorenthält und sie zwingt, mit dem Bewußtsein ihrer Schuld weiter zu leben —! man mag sich fragen, ob diese Frau, die schon früher so tief unter ihrem Schuldbewußtsein und unter seiner unverdienten Liebe gelitten hat, nicht unter dem Druck dieser milden Strenge gar zusammenbrechen wird? Innerlich unmöglich halte ich den Schluß nicht; eher äußerlich unmöglich. Denn der böse Leutnant, der den feindlichen Planeten kennt, wird auch in Zukunft das von ihm entdeckte Gestirn nicht verheimlichen.

Die Hauptsache aber ist, daß die Rolle des strengen und milden Gatten, der zugleich ein berühmter Chirurg mit fester Hand und mit weichem Herzen ist, jetzt in die Hände Sonnenthals gekommen ist, für den sie offenbar von Anfang an bestimmt war. In guten Rollen haben wir ihn ja auch in letzter Zeit wiederholt gesehen; in einer eigentlichen Sonnenthal-Rolle aber seit vielen Jahren nicht. Hat ihm die Berührung mit dem ureigenen Boden verjüngte Kraft gegeben? Oder gibt es wirklich eine Schauspielkunst, die in Jahren nicht um einen Tag älter wird? Wo ist der Schauspieler, der einer Wendung wie dieser: „Ich habe meine Frau — ich habe meine Frau gern. So gern, daß ich — kurz, meine Frau ist mir das Liebste auf der ganzen Welt!" so viel Seele und Empfindung einzuflößen vermöchte wie er? Und die Zartheit, die durch die derbe Außenseite überall durchblickt, die milde Strenge bei dem Gericht! — niemand sollte versäumen, ihn in dieser Rolle kennen zu lernen. Aber auch seine Partnerin, Frau Kallina, hat mit großen Ehren bestanden und gezeigt, daß im Burgtheater noch lange nicht alles Gold ausgemünzt ist. Sie hat die schwierige Rolle nicht bloß technisch musterhaft gespielt, sondern auch durch die tiefe Innerlichkeit überrascht, mit der sie das Schuldbewußtsein dieses leidenden Weibes zum Ausdruck brachte. Vielleicht wäre sie im stande, auch in höheren Aufgaben die Lücke auszufüllen, die der Abgang der Sandrock im modernen Repertoire offen gelassen hat. Auch Herr Gregori hat sich in der undankbaren Rolle des Verführers sehr tapfer gehalten. Es ist ja leider Vorzug und Fehler dieses intelligenten, nicht bloß nützlichen, sondern geradezu unentbehrlichen Darstellers, daß er in den unsympathischen und undankbaren Rollen immer besser gefällt als in den angenehmen und in den dankbaren. Auch sonst war die von Hartmann geleitete Vorstellung sehr erfreulich; Fräulein Kögl ausgenommen, die in größeren Rollen nicht über die Provinz hinauskommt. Und so werden die „Schuldigen" wohl noch öfter ihre Schuldigkeit tun.

* * *

Man kann nicht sagen, daß die Franzosen die „freie Liebe" oder die „freie Ehe" erfunden haben. Die deutschen Romantiker haben sie zuerst verkündigt; die St. Simonisten in Frankreich sind ihnen gefolgt. Praktisch aber hat man nirgends einen so ausgiebigen Gebrauch von der freien Liebe gemacht, als in Frankreich. Während man Hamanns und Goethes wilde Haushaltungen mit dem schweren Wort „Gewissensehe" bezeichnete, nannte man die freie Ehe der französischen Künstler und Schriftsteller einfach einen „Ménage parisien". Und nun kommt der Franzose Prévost, der Mitglied des Komitees für die Ehereform in Frankreich ist und höchst konfuse Artikel über diese wichtigen Fragen für alle möglichen Blätter schreibt, und kehrt den Spieß um. Jetzt, wo alle Welt von freier Liebe und von freier Ehe redet, verlangt der Franzose die bürgerliche Ehe. Jetzt, wo fast alle Gesetzgebungen die Ehe als eine Angelegenheit des Staates, und nicht der Kirche betrachten, macht er nicht übel Miene, mit der Sakristei zu kommen. Das Stück, in dem er diese These verficht, hat er zwar nicht, wie sein Übersetzer, als „das schwache Geschlecht", wohl aber hat er die Heldin, die in freier Ehe ihr Genüge zu finden meint, als »la plus faible« bezeichnet, als die schwächste vom schwachen Geschlecht. Mit diesem Märlein vom „schwachen Geschlecht" lockt man

heute keinen Hund mehr vom Ofen. Wenn es noch fraglich ist, ob die Frauen jemals das schwache Geschlecht waren, so ist es doch keine Frage, daß sie es heute nicht mehr sind und auch selber gar nicht sein wollen. In Wahrheit waren die Frauen gar niemals stärker als heutzutage, wo sie die eine Hälfte auf Grund des Titels: „Das schwache Geschlecht" noch in Besitz haben und sich die andere Hälfte selbsttätig erobern. „Gleiche Rechte, aber auch gleiche Pflichten" wird in Zukunft die Parole in der Frauenfrage sein; und die faden Ritter, die mit dem „schwachen Geschlecht" kommen, wird man bitten, neben den dummen Gänsen Platz zu nehmen, die auch nicht wissen, wie viel es geschlagen hat.

Die Schwächste des schwachen Geschlechtes ist eine Frau, die ihrem wüsten Gatten entlaufen ist und unter Verzicht auf ihr Vermögen mit einem jungen Schriftsteller in freier Liebe lebt, frei und doch glücklich, gerade weil ihr Geliebter nicht gebunden ist. Gelegentlich eines Duells wird der Schwerverwundete in das Haus seiner Angehörigen gebracht, die, von der korrekten Schwester kommandiert, der Geliebten nicht bloß den Zutritt zu dem Kranken verweigern, sondern sie auch aus ihrem Heim verdrängen. Sie ist genötigt, bei einem gemeinschaftlichen Freunde zu übernachten; und der Schwester gelingt es nun mit Hilfe eines zweideutigen Briefes, sie mit diesem entsagenden Junggesellen in Verdacht zu bringen. Als sich endlich auch das aufklärt, halten es die Liebenden für angezeigt, dem Rate des uneigennützigen Freundes zu folgen und endlich zu heiraten.

Dagegen wird ja gewiß niemand was einwenden! Nur: wenn es die Liebenden früher nicht für nötig gefunden haben, so ist es jetzt ebenso überflüssig. Die Verwickelung haben sie nicht der freien Liebe, sondern ihrer eigenen Kopflosigkeit zuzuschreiben. Wenn man sich duelliert, muß es ja nicht gerade in der Nähe des schwesterlichen Hauses geschehen; und man hat die doppelte Pflicht, den unglücklichen Ausgang in voraus zu bedenken, wenn man in unklaren häuslichen Verhältnissen lebt. Ebensowenig übernachtet eine Frau, die in freier Ehe lebt, bei einem Junggesellen. Die gesetzliche Ehe wird ihr Glück nicht fester und sicherer machen, wenn sie fortfahren, solche Dummheiten zu begehen. Und auch die Schwester Angélique wird ihnen nicht näher treten, wenn sie für ihre Tochter an dem Bruder keinen Mann gefunden hat.

Gegen die freie Liebe beweist also das Stück gar nichts. Im Gegenteil: sie ist gegenüber der legitimen Ehe so verlockend geschildert, daß man sich versucht fühlt zu glauben, es sei dem Verfasser gar nicht ernst mit seiner These gewesen. Wir werden ihm nicht unrecht tun, wenn wir ihn für einen bloßen Poseur halten, der sich dem „schwachen Geschlecht" interessant machen wollte.

Etwas anderes aber beweist das Stück allerdings: daß Prévost ein sehr mittelmäßiger Dramatiker ist. So große Worte von Uneigennützigkeit und von entsagender Liebe auch seine Helden machen, für die freie Liebe sind sie beide nicht geschaffen. Wenn eine Frau, die in dem Geliebten ihr einziges Glück finden will, sich immer um den Salon Sorge macht, so ist das genau dasselbe, wie wenn ein Ehemann seinen Stammtisch oder seinen Klub nicht entbehren kann. Wenn sie aber dann auch wieder nicht heiraten will, weil die Kirche die Ehe einer geschiedenen Frau nicht anerkennt, dann wundert man sich wirklich, wie sie die Kraft in sich aufgebracht hat, dem kirchlich angetrauten Gatten durchzugehen und zu einem andern zu ziehen. Aus diesem Dilemma erlöst die Heldin und ihren Dichter zuletzt der Tod des ersten Gatten, der ebenso zur rechten Zeit eintritt, wie jener zweideutige Brief so lange unaufgeklärt bleiben muß, als es dem Dichter notwendig erscheint.

Es ist nur der Darstellung zu danken, wenn der Abend trotzdem für das Burgtheater kein verlorener war. In erster Linie ist hier Herr Korff zu nennen, an dem wir bisher außer der Eleganz nur die Vielseitigkeit in der Darstellung ernster und komischer, natürlicher und geckenhafter Liebhaber beobachten konnten, der aber diesmal bewiesen hat, daß er auch für eine das Stück tragende Rolle, die eine gewisse Tiefe erfordert, reif ist. In dem Glück und Unglück der freien Liebe schien Fräulein Witt gleichmäßig zu Hause; sie fand im zweiten Akt ergreifende Töne. Einen überaus glücklichen Abend hatte auch Herr Treßler als entsagender Freund und drastischer Debatteur; scharfer Humor und vielgestaltige Phantasie sind diesem hochbegabten Darsteller eigen, der, ein Meister in der Maske und in der charakteristischen Haltung des Oberkörpers, uns leider mit den unteren Extremitäten das Unmöglichste zumutet und die Herrschaft über die Beine nur auf dem Fahrrad zu besitzen scheint. Von den übrigen sei Frau Wilbrandt genannt, die eine Szene im letzten Akt sehr fein durchgeführt hat. Als Regisseur nennt der Zettel zum ersten Mal Herrn Brandt; er hat sich mit dieser Vorstellung sehr glücklich eingeführt.

J. Minor.

Von der Woche.

19. Februar. 382. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Debatte über die Antwort des Ministerpräsidenten auf die Interpellation des Viererausschusses betreffend die Verhältnisse in Ungarn. Der Ministerpräsident beantwortet die Interpellation der Abgeordneten Dr. Kramarz und Genossen über die auswärtige Politik der Monarchie und die Konferenz in Algeciras und erklärt, „daß kein triftiger Grund zur Befürchtung vorliege, daß aus der gegenwärtigen politischen Lage in Europa Komplikationen entstehen könnten, welche den Frieden, dessen Erhaltung allen Mächten gleich am Herzen liegt, ernstlich gefährden würden". – Wiederzusammentritt des ungarischen Reichstages. Das Abgeordnetenhaus beschließt, die beiden ihm durch den königlichen Kommissär GM. Alexander Nyiri zugekommenen königlichen Reskripte uneröffnet zurückzusenden und am 21. Februar die nächste Sitzung abzuhalten. Nach Beendigung der Sitzung verliest der Kommandant des 1. Honved-Infanterie-Regiments Oberst Fabritius die königlichen Reskripte; das erste enthält die Ernennung des königlichen Kommissärs, das zweite erklärt den Reichstag für aufgelöst, da die zur Mehrheit koalierten Parteien nach wiederholt an sie gerichteter Aufforderung die Übernahme der Regierung ohne Abbruch der im Gesetze gewährleisteten königlichen Rechte auf annehmbarer gouvernementaler Grundlage standhaft verweigert haben und der König daher eine im Interesse des Landes nützliche Tätigkeit dieses Reichstages nicht zu erwarten vermöge. Der Oberst läßt hierauf durch Polizei und Militär das Parlament räumen. Das Magnatenhaus erklärt, daß die Amtsführung der Regierung ohne parlamentarisch votiertes Budget auf die Vernichtung der Verfassung abziele und protestiert gegen dieses System.

20. Hofrat Dr. Karl Groß (geb. 1837) Professor des Kirchenrechtes an der Universität Wien, †. — 383. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Schluß der Debatte über die Interpellationsbeantwortung des Ministerpräsidenten. Freiherr v. Gautsch teilt mit zur Erklärung ermächtigt zu sein, „daß der österreichischen Legislative der ihr hinsichtlich der gemeinsamen Angelegenheiten gesetzmäßig zustehende Einfluß stets in vollem Umfange gewahrt bleiben und daß in den Grundlagen der gemeinsamen Armee keine Änderung eintreten werde." — Die ungarische Koalition beschließt mit Rücksicht darauf, daß im Amtsblatt kundgemacht wurde, die Abhaltung der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 21. Februar sei mit Brachialgewalt zu verhindern, sich nicht zur Sitzung zu begeben und protestiert gegen die Gewalt. Kossuth führt in einer Schlußrede aus, es sei seine feste Überzeugung, daß die jetzigen Geschehnisse „dem 67er Ausgleich ein Ende machen und den Sieg der 48er Ideen vorbereiten". – Graf Stephan Tisza hält in der Konferenz der liberalen Partei eine Rede über die politische Situation und verlangt, daß die Nation „zur ehrlichen Politik Franz Deaks" zurückkehre. Die Partei erklärt „die dauernde Unterbrechung der parlamentarischen Tätigkeit für eine tatsächliche Suspendierung der Verfassung," sie protestiert gegen diesen Zustand und will, „indem sie auf der Basis der Gesetze steht, nichts von den Gesetzen aufgibt, ohne mit den woher immer kommenden Gesetzesverletzungen zu transigieren, jedoch auch ohne das Schicksal der Nation aufs Spiel zu setzen", Deaks Werk „in seiner Reinheit und Makellosigkeit für eine glücklichere Zukunft bewahren."

21. Der Großgrundbesitz-Wahlbezirk Tarnopol-Zbaraz wählt mit 37 von 56 abgegebenen Stimmen den Sektionschef i. P. Grafen Stanislaus Pininski in den Reichsrat. — 384. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung (2520. Beil. d. St. P.) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Der bisherige Oberstadthauptmann von Budapest Bela Rudnay wird zum königlichen Kommissär der Hauptstadt und des Pester Komitats ernannt. — Das ungarische Amtsblatt veröffentlicht eine Verordnung des Ministeriums, daß der autonome Zolltarif, unter der Bedingung, daß in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern identische Anordnungen getroffen werden, am 1. März in Kraft zu treten habe. Die Verordnung schließt mit den Worten: „Das Ministerium war dazu genötigt, damit das Land bis zum Zeitpunkte der Vorkehrung seitens der Legislative nicht einer schweren wirtschaftlichen Krise ausgesetzt werde. Diese Notverordnung verliert ihre Wirksamkeit durch die Vorkehrung der Legislative."

*

Zur politischen Lage. Eine ereignisreiche Woche, Tage von wahrscheinlich tief einschneidender Bedeutung für die inneren politischen Verhältnisse der Monarchie liegen hinter uns.

Montag wurde durch einen königlichen Kommissär das ungarische Abgeordnetenhaus aufgelöst; das Parlamentsgebäude wurde militärisch zerniert und dann mit Brachialgewalt geräumt. Daß die Worte, mit welchem das königliche Reskript die Auflösung motivierte, einen tiefen Eindruck in der Bevölkerung gemacht haben, zeigte die bei dem magyarischen Volkscharakter ganz unerwartete Ruhe, mit der dieser Akt allenthalben im Lande aufgenommen wurde. Wenn die Führer der Koalition noch einer ruhigen Überlegung, eines objektiven Urteils fähig sind, so müssen sie nun endlich zur Erkenntnis ihrer grenzenlosen Nichtigkeit gekommen sein und erfaßt haben, wie sehr sie sich selbst, ihren Einfluß und ihren Anhang überschätzten und daß — wie hier wiederholt behauptet wurde — die Bevölkerung nicht hinter ihnen stand. Daß es sich nicht um eine tiefgehende Unabhängigkeitsbewegung der Massen, geschweige denn um einen Kampf der Nation gegen ihren König gehandelt, sondern daß es nur ein frivoles Spiel einiger Magnaten, ein Hasardieren war, wie es ihre Ahnen zu Rakoczys Zeiten mit den Waffen, sie selbst bisher auf der Börse und im Kasino liebten, das wurde durch das völlige Ausbleiben aller vorausgesagten und von vielen auch gefürchteten Tumulte und Demonstrationen in den letzten Tagen klar und deutlich bewiesen. Handel und Wandel nahmen trotz der angeblich absolutistischen Maßregeln und der „Sistierung der Verfassung" ruhig ihren üblichen Lauf, ja die Bevölkerung mag sogar wie von einem schweren Alpdruck aufgeatmet haben, als sie sich nun von der drohenden schweren wirtschaftlichen Krise befreit sah. Kossuth, Apponyi und Genossen haben hoffentlich ihre Rolle ausgespielt, es ist höchste Zeit, daß sie, dies erkennend, zu harmloseren Beschäftigungen zurückkehren; denn sonst könnte sich leicht die Wut ihrer durch sie irregeleiteten Parteigänger nun gegen sie selbst richten. Der echte, ehrliche, königstreue Magyare hat den Übermut jener Herren schon durch ein schweres Opfer bezahlt, denn der wahre Sohn der Puszta ist wirklich stolz auf seine politischen Freiheiten und auf die Traditionen seines Vaterlandes. Die überwiegende Mehrzahl der Anhänger der Koalition besteht aber aus

Leuten, die, für wenige Kreuzer Magyaren geworden, ihr Geschrei, ihre dialektischen und demagogischen Künste jederzeit ohneweiters in den Dienst derer stellen, von denen sie glauben, daß sie auf dem Wege zum Siege sind. Diese Elemente haben, durch Apponyis Auftreten geblendet, durch Andrassys Haltung verleitet, bei den letzten Wahlen den Ausschlag gegeben. Jetzt dürften sie bald einsehen, daß sie sich in ihrer Rechnung geirrt haben — und nichts vergessen sie schwerer als das.

Freitag hat Freiherr von Gautsch die Wahlreformvorlage im österreichischen Abgeordnetenhause eingebracht. In einer großzügigen Rede hat er die Grundgedanken derselben dargelegt. Alle Wahlvorrechte und jeder Zensus sollen beseitigt werden, die Parteien sollen in Zukunft ihre Mandate auf dem Boden des gleichen Rechts erstreiten und die heute erhobene Anklage gegen den Staat, daß den minderbemittelten Klassen die politischen Rechte verkürzt, andere Klassen aber mit Vorrechten ausgestattet werden, wird künftig hinfällig sein. Der Ministerpräsident hofft, daß dann „die Volksstämme, die die hervorragendsten Träger der kulturellen Entwicklung des Staates sind, statt, wie jetzt, ihre produktiven Kräfte fruchtlos verbrauchend, sich zusammenfinden und an der Führung der öffentlichen Geschäfte verantwortlich teilnehmen“ werden. So lauten Beifall diese schönen Worte gefunden haben, so wenig hat man sich später bei ruhigerer Überlegung mit den Details der Vorlage, insbesondere mit der Verteilung der Mandate und mit der Wahlkreiseinteilung einverstanden erklären können. Für sehr viele unter den heutigen Abgeordneten bedeutet die Annahme der Wahlreform ein persönliches Opfer; es fragt sich, inwieweit ihre Selbstverleugnung, ihr ehrliches Interesse für das Volkswohl und die ungestümen Forderungen der Massen die Oberhand gewinnen werden. Sehr leicht wird ihnen dieser Kampf schon deshalb nicht gemacht, weil die Regierungsvorlagen berechtigter Kritik ein weites Feld eröffnen.

Die stiefmütterliche Behandlung der Deutschen hat selbst bei jenen deutschen Abgeordneten, die im Prinzip warme Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes sind, peinlich berührt. Die Wahlkreiseinteilung erscheint vielfach willkürlich und das freilich schwierige Problem der vollen Gerechtigkeit ist an so manchen Stellen ohne Lösung geblieben. In vielen Kreisen hat die Tatsache, daß auch den Analphabeten das Wahlrecht zugestanden werden soll, befremdet. Daran ändert der Umstand nichts, daß in einzelnen Wahlkreisen viel mehr Wähler auf einen Abgeordneten kommen als in andern, zumal in Dalmatien, wo der Prozentsatz der Analphabeten noch größer ist als in Galizien, die Wahlkreise eine geringere Bevölkerungsziffer aufweisen als dort. Ganz unverständlich aber ist im Verhältnis die Zahl der Mandate für Wien und Prag.

Schon die nächsten Wochen werden das Schicksal der Vorlage entscheiden; mag die Reform in welcher Gestalt immer erfolgen, wir werden sie und jene, die sie gemacht, preisen, wenn es wirklich gelingt, uns „die Auferstehung des österreichischen Parlaments“ zu bringen. △

G e d a n k e n z u r Z e i t g e s c h i c h t e. Für Herrn August **Bebel** habe ich, offen sei's gestanden, immer eine gelinde Schwäche gehabt. Ein rein ästhetisches Wohlgefallen, wie es uns alles Echte und Volle einflößt. Bebel ist der echteste und vollste Ausdruck der deutschen Arbeiterbewegung mit ihrem Drang nach aufwärts, ihrer Intelligenz, ihrem Machtbewußtsein und ihrem Reichtum an Talenten. Dieser Drechsler, der zum berühmten Literaten geworden, ist glaubwürdiger als die Literaten und Intellektuellen, die sich an die Drehbank der Sozialdemokratie gesetzt haben . . . Aber der ästhetische Genuß, den Bebels Erscheinung auch dem Gegner einflößt, wird neuestens empfindlich beeinträchtigt. Bebel sinkt langsam vom großen Tribunen zum kleinen Parteityrannen herab, er verliert Stil, Haltung, Pose und Faltenwurf. Die Führerschaft einer Partei von drei Millionen Wählern ist auch eine Noblesse, die obligiert; wer die Ehre genossen hat, von Otto Bismarck als ein nicht unebener Gegner behandelt zu werden, soll diese Ehre dauernd rechtfertigen, und wer an der Spitze eines der mächtigsten politischen Geschäftsbetriebe steht, soll ihn nicht mit den Praktiken einer Vorstadtgreislerei führen. August Bebel ist aber kleinlich geworden, weil er n e r v ö s geworden ist. Seitdem Eduard **Bernstein** die revisionistische Bewegung in Fluß gebracht hat, seitdem es innerhalb der deutschen Sozialdemokratie eine Gruppe gibt, die nicht weiter mit der Revolution liebäugeln, sondern einfach eine vorgeschrittene Reformpartei sein will, ist August Bebel unruhig geworden. Er hat die Sicherheit und Haltung eingebüßt, schnüffelt und schnuppert in der Parteiwohnung überall herum, leuchtet mit der Schusterkerze in alle Winkel und unter jede Bettstatt, ob dort nicht ein Revisionist, Antirevolutionär und verkappter Bourgeois versteckt sei. Er hält fürchterlich Musterung unter den Getreuen und gibt damit einen bedenklichen Vorgeschmack der Gedankenfreiheit im sozialdemokratischen Sonnenstaate. Ob Anton Menger das geahnt hat, als er uns in der „Neuen Sittenlehre“ auf die höhere sozialdemokratische Ethik vertröstete? . . . Die Einzelheiten des Säuberungsprozesses, den Bebel vornahm, sind teilweise auch hierzulande bekannt: die unbotmäßigen Sechs : Redaktion des

„Vorwärts“ hinaus, Göhre, Schippel und Braun verloren die Mandate. Aber der Kampf wird immer boshafter und kleinlicher. Jetzt ist Genosse **Cramer** dran gekommen, ein verdientes Parteimitglied, ein Mann, der dreißig Jahre lang in der Sozialdemokratie gewirkt, für die Partei „gesessen“ und nicht unrühmlich seinen Platz im Reichstag, im Landtag und Stadtrat ausgefüllt hat. Und warum fliegt er hinaus? Weil er in einer Angelegenheit des städtischen Gemeinwohles von Darmstadt — es handelt sich um die dortige Gartenstadt — persönlich beim Großherzog von Hessen vorgesprochen hat, der sich für die Frage lebhaft interessiert. Schon hat er auch einen Leidensgenossen gefunden. Herr Geck, Sozialdemokrat und Vizepräsident des badischen Landtages, hat eine Frau, und diese Frau ist einer Einladung zur greisen Großherzogin von Baden, der Tochter Kaiser Wilhelms I., gefolgt; das genügt, um über ihren Mann das Interdikt herabzubeschwören . . .

Bebel sollte sich doch ein wenig in acht nehmen. Diese Ketzerriecherei ist nicht nur geschmackwidrig, sie ist auch gefährlich. Danton hat seinen Robespierre gefunden, und es könnte einer kommen, der Herrn Bebel überbebelt. Gar so schwer fiele es ihm nicht.

Von ernsten bürgerlichen Gegnern ist Herrn Bebel aus der vielbesprochenen Kollmannschen Erbschaft kein Vorwurf gemacht worden. Die Sozialdemokratie hätte gar nichts davon, wenn ein einzelnes Mitglied für seine Person ganz isoliert, also in nutzloser Weise, schon jetzt innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung das Zukunftsprogramm der Sozialdemokratie realisierte. Darum haben ernste bürgerliche Politiker Herrn Bebel seine Erbschaft oder seine schöne Villa am Zürchersee ebensowenig vorgehalten wie Herrn Singer seine Millionen. Solche Kompromisse eines Zukunftsapostels mit dem realen Jetzt sind verzeihlich. Nur scheint mir, daß das andere Kompromiß, das mit der monarchischen Tradition und Staatsform, noch harmloser und weniger verdächtig ist, schon darum, weil es so ganz und gar nichts einträgt. Für die Herren Cramer und Geck ist der unschuldige Gang zu Hofe jedenfalls minder lukrativ gewesen als für die andern Herren das Kompromiß mit dem Kapitalismus. Die armen Hofgänger hätten also wahrhaftig eine mildere Behandlung verdient. Herrn Bebel hätte sie aber auch nicht geschadet, denn gewonnen hat sein Bild durch diese häßliche Geschichte nicht. —l.

Maritimes. In doppelter Beziehung hat der Lloyd die Aufmerksamkeit in letzter Zeit auf sich gezogen, durch die Verhandlungen über die Erneuerung des Vertrages mit der Regierung und durch den Streik der Heizer. Anfangs Jänner haben d[illegible] Verhandlungen formell begonnen, nachdem vielfache Vorbesprechungen stattgefunden haben. Da der gültige Vertrag mit Ende dieses Jahres abläuft, ist die Sache schon dringlich geworden und es kann weder der Regierung, welche das Interesse des Verkehres an geregelten Verbindungen wahrzunehmen hat, noch der Gesellschaft, deren Zukunft von dem neuen Vertrage abhängt, gleichgültig sein, wenn nicht baldigst eine klare Situation gesichert wird. Freilich fällt die Verhandlung in einen Zeitpunkt, welcher für weitsichtige Regelungen auf ökonomischem Gebiete nicht allzu günstig sich darstellt und es hat allen Anschein, daß man wieder einmal sich Beschränkungen auferlegen muß, um nur überhaupt die Hauptfrage zu lösen. So sehr das Beispiel des Auslandes auf die gewaltig steigende Bedeutung des Seeverkehres hinweist, muß man in Österreich seine Schritte mäßigen, aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen dürfte. Die Verhandlungen haben nach fünfwöchentlicher Dauer eine Unterbrechung erfahren. Der ganze Komplex der Fragen wurde erörtert und schließlich die beiderseitigen Standpunkte festgestellt, zwischen denen die richtige Mitte zu finden die weitere Aufgabe sein wird. Zwei Punkte sind ausschlaggebend, die Höhe der Subvention und die Regelung der finanziellen Situation des Lloyd. Dort stellt letzterer seine Ansprüche höher, als die Regierung bisher zu gewähren willens ist, hier handelt es sich um das Maß der Kapitalsreduktion behufs Beschaffung eines Teiles der für den Schiffspark erforderlichen Geldmittel. Hierin gehen auch noch die Meinungen auseinander. Aber eines steht fest. Wenn der Lloyd eines Vertrages bedarf, um wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, und wenn er das Experiment eines vertraglosen Zustandes — in freier Fahrt — kaum ohne Gefährdung aller eigenen und mit der ihm verknüpften Interessen wagen darf, so dürfte es auf der andern Seite wohl möglich sein, einen halbwegs entsprechenden Ersatz für eine Institution zu schaffen, welche nach allen Seiten so tiefe und weitverzweigte Wurzeln gefaßt hat und die im Auslande den österreichischen Handel altherkömmlich vertritt.

Der **Streik der Lloydheizer** ist eine Abnormalität in seiner Art. Es ist begreiflich, wenn man in Ausstand tritt, weil geforderte Lohnerhöhungen verweigert werden. Sicher aber nicht, wenn die Zusage einer solchen Aufbesserung vorher bereits gemacht worden ist. Nun hat der Lloyd in Erkenntnis der steigenden Preisverhältnisse, die Absicht einer entsprechenden Regelung der Löhne seines niederen Bordpersonales — Deckmannschaft — Heizer — schon in Aussicht genommen. Bei dem großen Umfange des Betriebes und da auch andere Kategorien noch

einbezogen werden sollen, erfordert eine derartige Regelung umsichtige Studien und einen systematischen Vorgang. Es wurde daher den Heizern über ihre Bitte erwidert, daß man sich mit der Lohnfrage beschäftige und sie ehestens lösen werde. Statt sich mit dieser bestimmten Erklärung zufrieden zu geben, traten die Heizer doch in Ausstand. Die k. k. Kriegsmarine stellte, um eine augenblickliche Störung des Betriebes zu vermeiden, eine Anzahl eigener Heizer zur Verfügung. Man fand auch solche, welche sich dem Streik nicht anschlossen oder davon abfielen und man engagierte Leute in den Häfen des Mittelmeeres. So konnten die Dampfer der Gesellschaft ihre Abfahrten aufrecht halten. Die Ausständigen gingen unbeschäftigt spazieren; die Mehrheit wäre schon längst zurückgekehrt, wenn nicht die Anstifter des Streiks einen gewissen Terrorismus geübt hätten.

Schließlich gewann die Einsicht Oberhand, daß man einen Mißerfolg nicht weiter treiben dürfe, und man gab die Sache auf. Von Interesse ist, daß die sozialdemokratische Parteileitung sich der ganzen Bewegung ferngehalten hatte. Selbstverständlich wird der Lloyd trotzdem seine Lohnaufbesserungen zur Ausführung bringen.

In der Frage des Marine-Unterstützungsgesetzes ist seit den letzten Beratungen des Industrierates nichts weiter zu verzeichnen. Nun verlautet, daß die Regierung die Absicht habe, den betreffenden Gesetzentwurf gleichzeitig mit dem Lloydvertrage und dem Vertrag der Donau-Dampfschiffahrt zur parlamentarischen Behandlung zu bringen. —e—

*

Fürstin Metternich. Lange, schon sehr lange steht Fürstin Pauline Metternich im Mittelpunkte unseres gesellschaftlichen Lebens, und dennoch kann man sich nur gewaltsam mit der Tatsache abfinden, daß nun auch sie unter die Jubilare gegangen ist. Ihren siebzigsten Geburtstag feierte dieser Tage die Gesellschaft Wiens in Wort und Schrift, in Blumen und Glückwünschen, und sie hatte guten Grund dazu. Es ist in der Tat eine seltene Frau, die man im Volksmunde schlechtweg „die Metternich“ nennt, das größte gesellschaftliche Talent, das wir in unseren Mauern haben. Sie brachte das Kunststück fertig, selbst in einer Zeit, wo die feindseligsten politischen Gegensätze das Wiener Leben zerklüfteten, die auseinanderstrebenden Elemente unter einen Hut zu bringen, unter den Hut einer festlich frohen Laune, deren menschlich schönster Niederschlag immer ein großer Wohltätigkeitsakt für ein gemeinnütziges Institut war. Ihr Temperament zur Geselligkeit hat etwas Suggestives, und man beginge ein Unrecht, wollte man die Quelle ihrer Leutseligkeit in der Sucht nach Popularität suchen. Nein, ihre Beliebtheit bei hoch und niedrig ist das natürliche Produkt einer Wechselwirkung, und die Definition, die Herder vom geselligen Menschen gegeben hat, ist auch auf die Jubilarin anzuwenden. „Ein geselliger Mensch“, meint er, „ist leicht und wohl gestimmt; er stimmt sich selber leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich diese auch leicht zu ihm. Er drückt niemand mit seinem Dasein, verengt keinen, und so ist jedermann gern um ihn; man ist auch in gewissem Grade mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges.“ Und Herder fügt hinzu, daß Charaktere dieser liebenswürdigen Art für das öffentliche Leben eine Notwendigkeit sind. Indes, die also definierten Eigenschaften des geselligen Menschen hätten allein wohl kaum genügt, um zu einer so breiten Volkstümlichkeit hinzuführen, wie sich ihrer die Fürstin Metternich bis auf den heutigen Tag erfreut. Dazu bedurfte es noch anderer Qualitäten individueller Art; dazu bedurfte es vor allem der persönlichen Initiative und dann der Begabung und Energie, den guten Willen zur Gemeinnützigkeit in ersprießliche Taten umzusetzen. Vollgesogen mit der feinsten Kultur des zweiten französischen Kaiserreiches, war die Jubilarin von ihrem Pariser Aufenthalte nach Wien zurückgekehrt. Was aber dort als Dekadenz auf einem Vulkan getanzt hatte, das wurde durch die natürliche Kraft ihrer Lebensfreude zum befruchtenden Element des Wiener Gesellschaftslebens. Ohne Zahl sind die Anregungen, die sie gegeben hat, und die meisten ihrer Unternehmungen waren von Erfolg begleitet. Man denke nur an die Theater- und Musikausstellung, die ihr größtes und persönlichstes Werk war, und an die Fülle von Impulsen, die das Wiener Kunstleben von ihr empfangen hat. Die Huldigungen, die der seltenen Frau zu ihrem siebzigsten Geburtstag dargebracht wurden, sind darum mehr als nur ein Akt der Courtoisie. *

□□ Österreichische Rundschau, Heft 70. □ Redaktionsschluß 24. Februar 1906. □ Ausgegeben 1. März 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

„Der Ruf des Lebens“, das neue Schauspiel von Arthur Schnitzler, ist soeben bei S. Fischer, Verlag, Berlin, in Buchform erschienen.

Büchereinlauf.

Geschichte der Stadt Mödling. Von Dr. Karl Giannoni. Mit einer Gassen- und Häuserchronik im Anhange von Dr. Karl Schalk. Mödling, 1906. Verlag der Stadtgemeinde Mödling.

Jochwind. Ernste und launige Erzählungen aus luft'ger Höhe. Von A. Dessauer. München, 1902. J. Lindauer-sche Buchhandlung (Schöppnig).

Uferlos von Zoë. Wien, 1906. Verlag Paul Knepler (Wallishausersche k. k. Hofbuchhandlung).

Halfdan Langgaard. Oskar Wilde. Die Sage eines Dichters. Stuttgart, 1906. Axel Juncker.

Oskar A. H. Schmitz. Don Juan, Casanova und andere erotische Charaktere. Ein Versuch. Stuttgart, 1906. Axel Juncker.

Sir Donald Mackenzie-Wallace. Rußland. Vierte, deutsche Auflage. Übersetzt von Dr. phil. Friedrich Purlitz. II. Band. Würzburg, 1906. A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

Aphoristisches über Gesangskunst. Von Anny Lay. Herausgegeben von Egon Stuart Willfort. Wien. A. Hartlebens Verlag.

Die Kirchenpolitik der Hohenzollern. Von einem Deutschen. Frankfurt a. M., 1906. Neuer Frankfurter Verlag. G. m. b. H.

Ödipus und die Sphinx. Tragödie in 3 Aufzügen von Hugo von Hoffmannsthal. Berlin, 1906. S. Fischer, Verlag.

Der reiche Jüngling. Trauerspiel in 4 Akten von Karl Rößler. Leipzig, 1906. Insel-Verlag.

Eine Nacht in Florenz. Lustspiel in vier Aufzügen von Paul Ernst. Leipzig, 1905. Insel-Verlag.

Ludwig St. Rainer. Wahlreformstudien. Wien, 1906. Franz Deuticke.

Das allgemeine Wahlrecht in Österreich seit 1848. Von Prof. Dr. Gustav Strakosch-Graßmann. Wien, 1906. Franz Deuticke.

Die Freiheit des menschlichen Willens. Von Prof. Josef Jäkel †. Herausgegeben vom Deutschen Schulverein. Wien, 1906. Verlag des Deutschen Schulvereines.

Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Max Dessoir. I. Band. 1. Heft. Stuttgart, 1906. Ferdinand Enke.

Mittelschule und Gegenwart. Entwurf einer neuen Organisation des mittleren Unterrichts auf zeitgemäßer Grundlage von Dr. Hans Kleinpeter. Wien, 1906. Karl Fromme.

Pekelmann Konrad. Lessing und das Theater der Gegenwart. Zu seinem 125. Todestage am 15. Februar 1906. Czernowitz, 1906. Heinrich Pardini.

Die Bedeutung der Berufsvormundschaft für den Schutz der unehelichen Kinder. Von Dr. Chr. J. Klumker und Dr. Othmar Spann. Dresden, 1905. O. V. Böhmert.

Österreichische Burgen. Im Auftrage Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten von und zu Lichtenstein und Sr. Exzellenz des Grafen Hans Wilczek bearbeitet von Otto Piper. 4 Bände. Wien, 1902. Alfred Hölder.

Kinder der Gasse. Roman von Charlotte Knoeckel. Berlin, 1906. S. Fischer, Verlag.

Ingeborg. Roman von Bernhard Kellermann. Berlin, 1906. S. Fischer, Verlag.

Widukind, der Sachsenherzog. Drama in fünf Akten von Oskar Reichardt. Berlin, 1902. Hermann Costenoble.

Die Regelung des Wettbewerbes im modernen Wirtschaftssystem. I. Teil: „Die Kartelle in Österreich.“ Von Dr. Markus Ettinger. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Karl Menger. Wien, 1905. Manzsche k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Das Gefüge der Welt. Von Hermann Graf Keyserling. Versuch einer kritischen Philosophie. München, 1906. F. Bruckmann. A.-G.

Pausezeit. Sechs Wochen Heldentum. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, 1906. Artur Cavael.

Die Temperamente, ihr Wesen, ihre Bedeutung für das seelische Erleben und ihre besonderen Gestaltungen. Von Dr. Eduard Hirt. München, Wiesbaden, 1905. Verlag J. F. Bergmann.

Familie. Schauspiel in 3 Akten von Karl Schönherr. Stuttgart und Berlin, 1906. J. W. Cottasche Buchhandlung.

Das Doppelwesen der menschlichen Stimme. Versuch einer Aufklärung über das seelische Element in der Stimme. Von Emil Sutro in New York. Berlin. Intern. physio-psychische Gesellschaft.

Das Doppelwesen des Denkens und der Sprache. Ein Versuch das eigentliche Wesen unbewußter Vorgänge klar zu erkennen und in die Ursachen von Erscheinungen einzudringen. Von Emil Sutro in New York. Berlin. Intern. physiopsychische Gesellschaft.

Gedichte. Von U. Karolina Woerner. Berlin, 906. Bruno Cassirer.

Vorfrühling. Drama in 5 Akten von U. K. Woerner. Berlin, 1906. Bruno Cassirer.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 71: 3. März 1906.

Konzerte

; Konzertbureaus der
u. k. Hof-Musikalienhandlung
Albert Gutmann
Wien, k. k. Hofopernhaus.

e Konzerte, wenn nicht anders angegeben, im
Saale Bösendorfer.

März:

nerst. 1. Alfred Grünfeld, Klaviervirtuose. (Großer Musikvereinssaal.)
nnerst. 1. Else Schünemann, Liederabend.
eitag 2. Bronislaw Hubermann, Violinvirtuose. 4. (Abschieds-) Konzert. Populäre Preise. (Großer Musikvereinssaal.)
eitag 2. Brüsseler Streich-Quartett. 1. Kammermusikabend.
mstag 3. Wohltätigkeits-Akademie unter dem hohen Protektorate Ihrer k. u. k. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Maria Josepha. Mitwirkende: Hansi Niese, Lucie Weidt, Soldat-Roeger-Quartett, Alfred Grünfeld, Erik Schmedes, Waldhorn-Quartett Wipperich. Abends 1/2 9 Uhr. (Festsaal des Statthaltereigebäudes.)
mstag 3. Hermann und Albertine Steudner-Welsing, Klaviervirtuosen.
ag 4. Nicolai-Konzert der Philharmoniker. Mittags 1/2 1 Uhr. (Großer Musikvereinssaal.)
ntag 5. Martha Ruben, Liederabend.
enstag 6. Hilda Stromenger, Violinvirtuosin.
nstag 6. Gustav Jenner, Kompositions-Konzert. (Kleiner Musikvereinssaal.)
ittwoch 7. Wiener a capella-Chor. 3. (letztes) Abonnementkonzert.
ittwoch 7. Autorenabend Mathilde und Richard v. Kralik. (Kleiner Musikvereinssaal.)
nnerst. 8. Soldat-Roeger-Quartett. 3. Kammermusikabend.
eitag 9. Brüsseler Streich-Quartett. 2. Kammermusikabend. Beethoven-Abend.
ntag 12. Pablo de Sarasate. Einziges Konzert. (Großer Musikvereinssaal.)
ontag 12. Willy und Louis Thern, Klaviervirtuosen.
nstag 13. Marie Seyff-Katzmayr, Bertha Katzmayr. Lieder- und Duettabend.
ttwoch 14. Otti Hey (Gesang), Irene v. Brennerberg (Violine).
ttwoch 14. Aurelia Cionca, Klaviervirtuosin aus Bukarest. (Kleiner Musikvereinssaal.)
nnerst. 15. Josef Hofmann, Klaviervirtuose.
itag 16. Brüsseler Streich-Quartett. 3. Kammermusikabend.
nstag 17. Deutsche Vereinigung für alte Musik. (Kleiner Musikvereinssaal.)
ntag 18. Siebentes Philharmonisches Konzert. Mittags 1/2 1 Uhr. (Großer Musikvereinssaal.)
nstag 20. Luise Geller-Wolter, Liederabend.
ttwoch 21. Mina Schückher, Liederabend.
nnerst. 22. Alice Stadler, Violinvirtuosin.

Freitag 23. Soldat-Roeger-Quartett, außerordentlicher Abend.
Samstag 24. Josef Hofmann, Klaviervirtuose. 2. (letztes) Konzert.
Dienstag 27. Maria Karla, Liederabend.
Mittwoch 28. Elsa Berny, Liederabend.
Donnerst. 29. Wohltätigkeits-Konzert.

Vormerkungen und Kartenverkauf zu vorstehenden Konzerten ausschließlich in
Gutmanns
k. u. k. Hof-Musikalienhandlung
(Hofopernhaus)
und im Klavier-Etablissement
I. Himmelpfortgasse Nr. 27.
(Kassestunden an Wochentagen vormittags 10–1, nachmittags 3–7.)

Betrachtungen über die Wahlreform.

Von Theodor Eglauer.

Die Regierung hat ihr Versprechen vom 28. November 1905, betreffend die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts, pünktlich eingelöst und, ungeachtet mancher einflußreichen Gegenströmungen, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine grundlegende Reform des österreichischen Parlaments durch die Vorlage von fünf eingehend motivierten Gesetzentwürfen, betreffend das Wahlrecht, die Wahlordnung, den Schutz der Wahlfreiheit, die Geschäftsordnung und die Immunität eingeleitet. Eine Erörterung der drei letzten Entwürfe liegt außerhalb des Rahmens der gegenwärtigen Erörterung. Die Idee des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, die an jenem denkwürdigen Tage unter der Ägide der Regierung und dem Beifall der organisierten Arbeiterschaft in die Hallen unseres Parlaments eingezogen ist, hat inzwischen allenthalben, wenigstens im Prinzip, unerwarteten Anklang gefunden. Nach den Äußerungen der Presse fast aller Parteilager treffen diesmal die Bestrebungen der Regierung und der Majorität des Volkes zusammen und vereinigen sich in dem Wunsche, den parlamentarischen Wirren ein Ende zu setzen und eine arbeitswillige Volksvertretung zu schaffen, die alle Klassen und Schichten der Bevölkerung umfaßt. Die gerechte und volkstümliche Forderung einer solchen Erweiterung des Wahlrechts wird auch, mag das Schicksal der vorliegenden Gesetzentwürfe welches immer sein, nicht leicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Leider begegnen diese Regierungsvorlagen den unseren politischen Fragen immer im Wege stehenden nationalen Gegensätzen. Es ist eben das österreichische Problem, das hier neuerlich aufgerollt wird und früher oder später einmal gelöst werden muß, wenn wieder Friede und Ordnung in unserem Vaterlande einkehren soll. Dieses Ziel kann nur durch einen gerechten und für alle Teile rücksichtsvollen Ausgleich der widerstreitenden Interessen erreicht werden. Da darf es weder Sieger noch Besiegte geben, sonst kommt die große Reform überhaupt nicht zu stande. Wenn wir es hier für die Leser der „Österreichischen Rundschau" versuchen, die Regierungsentwürfe über das Wahlrecht und die Wahlordnung einer unparteiischen Prüfung zu unterziehen, so leitet uns ein Gedanke,* den auch der Herr

* Vergl. Bd. V, Heft 53, der „Österreichischen Rundschau". Die daselbst erschienene Abhandlung: „Das Problem einer gerechten Wahlreform", „Berufsgenossenschaftliche Gliederung der Volksvertretung", ist leider keiner publizistischen Diskussion unterzogen worden, was der Sache wegen sehr erwünscht gewesen wäre. Prof. Menzel bezeichnet in seinem Vortrag über

Ministerpräsident seiner Erklärung vom 28. November 1905 vorangeschickt hat, nämlich, daß das Abgeordnetenhaus nach den neuen Wahlgesetzen ein möglichst treues Abbild des gegenwärtigen Standes aller kulturellen und nationalen Kräfte Österreichs bieten soll. Dieser Stand läßt sich in objektiver Weise kaum anders als statistisch erfassen, d. h. einesteils aus den Ergebnissen der letzten Volkszählung vom 31. Dezember 1900, anderenteils aus den Steuererfolgsziffern des gleichen Jahres, letzteres deshalb, weil bloß gleichzeitige Erscheinungen sich miteinander zu einem lebendigen Bilde verbinden lassen.

Eine Wahlordnung, die auf längeren Bestand rechnet und einer allgemeinen Kritik standhalten soll, muß auf festen, unverrückbaren Grundlagen beruhen. Die Prinzipien der Allgemeinheit und Gleichheit des Wahlrechts sind solche Grundfesten, auf welchen man, allen Anfechtungen zum Trotz, ruhig weiterbauen kann. Tatsächlich räumt der Wahlrechtsentwurf die Wahlberechtigung allen volljährigen männlichen Staatsbürgern ein, welche nicht hievon aus speziellen Gründen ausgenommen oder ausgeschlossen sind. Dieses einheitliche Reichsratswahlrecht begrüßen wir wegen seiner vollständigen Loslösung von dem bisherigen Zusammenhange mit den Landtagswahlordnungen besonders lebhaft; mögen die Autonomisten, wenn sie schon an einer Reichsratsbeschickung aus den Landtagen festhalten wollen, diese dem Herrenhause, als dem Horte für historisch-politische Einrichtungen vorbehalten.

Die Beschränkung des aktiven Wahlrechts durch eine mindestens einjährige Ansässigkeit in der Gemeinde des Wahlortes wird zwar von der Arbeiterschaft heftig angefochten werden, besteht aber auch in anderen Staaten, die das allgemeine Wahlrecht eingeführt haben (in Frankreich und Italien sechs Monate, in Belgien und Dänemark ein Jahr, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bis zu zwei Jahren) und dürfte weniger aus wahltechnischen Gründen, als aus der Rücksicht gerechtfertigt sein, um die bodenständige Bevölkerung gegen das künstliche Zuströmen ortsfremder Personen vor der Wahl zu sichern, eine Gefahr, die besonders in gemischtsprachigen Ländern droht. Hinsichtlich der Wählbarkeit (passives Wahlrecht) ist die interessante Neuerung hervorzuheben, daß künftig auch Herrenhausmitglieder ein Abgeordnetenmandat erlangen können, während dessen Dauer jene Mitgliedschaft ruhen soll. Dies scheint darauf hinzudeuten, daß die Regierung auch eine Reform des Herrenhauses plant.

Die Gleichheit des Wahlrechts ist durch die Anordnung gesichert, daß jeder Wähler das Recht auf nur eine Stimme habe. Mit gutem Grunde hat die Regierung auf das sogenannte Pluralvotum* verzichtet, denn jede Form desselben, sei es für Besitz, Steuerleistung oder Bildung, würde gegen den Grundsatz verstoßen, daß vor dem Gesetze alle Staatsbürger gleich sind, wäre daher ungerecht und unehrlich. Die gebildeten und besitzenden Klassen sind ohnehin im wirtschaftlichen, sowie politischen

„Die Systeme des Wahlrechts" diese eigenartige Einrichtung des allgemeinen Wahlrechts mit gutem Grund als „ideale Interessenvertretung" und als „System des organischen Wahlrechts".

* Vergleiche Prof. Jellinek: „Das Pluralwahlrecht und seine Wirkungen".

Kampfe sehr im Vorteil gegenüber den anderen, weniger glücklichen Volksschichten. Lobenswerter Weise blieb die Regierung auch ihrem Vorsatze treu, daß das in der allgemeinen Wählerklasse bereits erworbene Wahlrecht weder den Analphabeten noch den wirtschaftlich unselbständigen Personen entzogen werden dürfe. Auch die direkte und geheime Stimmabgabe ist in den Gesetzentwürfen gesichert.

Eine Wahlpflicht wird in ihnen leider nicht festgesetzt. Eine solche Anordnung besteht freilich nur in wenigen Staaten, nämlich in Belgien und der Schweiz, und zwar unter der Sanktion unzureichender Geldstrafen. Auch verkennen wir keineswegs die Schwierigkeiten ihrer Durchführung als lex imperfecta; aber ihr Wert für die unverfälschte Meinung der wirklichen Majorität der Wählerschaft steht wohl außer Frage. Die politisch indifferenten Teile der Bevölkerung wären unseres Erachtens nicht durch die Androhung von Geldstrafen, sondern von Ehrenstrafen, wie die Entziehung des Wahlrechts für andere Vertretungskörper (Gemeinde, Bezirk, Landtag, Steuerkommissionen, Handels- und Gewerbekammern u. dgl.) oder sonstiger politischer Rechte zur Ausübung ihres Reichsratswahlrechtes heranzuziehen.

Für das Wahlverfahren hat die Regierung das sogenannte gemäßigte Gemeindeprinzip * angenommen, wonach als Wahlorte regelmäßig nur die Ortsgemeinden mit mehr als 500 Einwohnern gelten sollen. Für kleinere Gemeinden hat sie die Bildung von Gruppenwahlorten vorgesehen, was in den örtlichen Verhältnissen vieler Kronländer begründet erscheint. Als Regel gilt ferner, daß jeder Abgeordnete in einem besondern Wahlbezirke gewählt wird. Dieses allerdings in anderen Staaten allgemein übliche System der Einzelwahlen hängt mit der territorialen Verteilung der Mandate zusammen, indem die Wahlberechtigten eines jeden Wahlbezirkes einen einzigen Wahlkörper bilden, in welchem die absolute Majorität (mehr als die Hälfte der abgegebenen gültigen Stimmen) entscheidet. Nur in den Landbezirken Galiziens sollen nach dem Anhang zur Wahlordnung zwei Abgeordnete (mit mehr als Drittelmajorität) u. zw. derart gewählt werden, daß jeder Wähler nur für einen Abgeordneten seine Stimme abgeben darf. Gewöhnlich bestehen derlei Mehrheitswahlen in sogenannten Listenwahlen, bei welchen jeder Wähler so viele Abgeordnete wählen kann, als dem Wahlkreise Mandate zugewiesen sind. Das eigentümliche Proportionalwahlsystem für Galizien verfolgt selbstverständlich den Zweck einer Minoritätsvertretung in diesem, teils von Polen, teils von Ruthenen, teils von Juden bewohnten Lande. Für Mähren wurden nach dem Vorgange der Landtagswahlordnung eigene tschechische und deutsche Wahlbezirke vorgesehen, auch in anderen gemischtsprachigen Ländern wurden die Wahlbezirke möglichst einheitlich national gestaltet und für solche die Einführung analoger Einrichtungen wie in Mähren von der Anlegung eines nationalen Katasters bei den allgemeinen Wahlen in den Landtag abhängig gemacht.

* Näheres hierüber siehe bei Dr. L. Wittmayer, „Unser Reichsratswahlrecht und die Taaffesche Wahlvorlage", S. 97.

Dies führt uns auf den **Kernpunkt** und den am meisten umstrittenen Gegenstand der Wahlreform, nämlich auf die Verteilung der 455 Abgeordnetenmandate und auf die Einrichtung der Wahlkreise (Wahlbezirke). Zu ihrer gerechten Lösung brauchen wir einige feste Stützen für den Aufbau des Parlaments auf der neuen Grundlage. Das allgemeine Wahlrecht kann nämlich seine Aufgabe, eine wahre Volksvertretung zu schaffen, nur dann erfüllen, wenn hiebei alle wichtigeren Teile, Klassen und Schichten der Bevölkerung wirklich in die Lage kommen, ihre Vertreter in das Abgeordnetenhaus zu entsenden und daselbst ihre Wünsche und Beschwerden zur Geltung zu bringen. Selbstverständlich kann die Mandatsverteilung und die Wahlkreiseinteilung nicht rein mechanisch nach einer arithmetischen, respektive geometrischen Schablone eingerichtet werden, es müssen wenigstens in Österreich die Kronlandsgrenzen, die nationalen Siedlungsverhältnisse und die bedeutendsten wirtschaftlichen Unterschiede der Bevölkerung berücksichtigt werden. Wie aber nur ein prinzipiell gleiches Wahlrecht aller Staatsbürger allgemein befriedigen kann, muß die Wahlordnung ebenfalls mindestens in den Grundzügen gerecht sein, um auf allseitige Billigung rechnen zu können. Wie die Regierung im vorhinein erklärt hat, ist eine einfache Aufteilung der Abgeordnetenmandate nach einem fixen Bevölkerungsschlüssel, wie etwa in Frankreich und Deutschland (von 100.000 Einwohnern pro Mandat), in Anbetracht der geschichtlichen Stellung der Kronländer und bei der verschiedenen wirtschaftlichen Entwicklung, Steuerkraft sowie politischen Bedeutung der Nationalitäten, in Österreich ausgeschlossen.

Diese Wahlrechtsfaktoren lassen sich jedoch wieder nur statistisch erheben. Kultur und Bildung sind, wenn man darunter nicht etwa bloß die Kenntnis des Lesens und Schreibens verstehen will, so wenig schätzbar, wie die Opfer, welche die Wehrpflicht dem Volke auferlegt; doch kommen die beiden erstgenannten Werte teilweise in der Steuerziffer, letztere Leistung dagegen in der Bevölkerungszahl zum Ausdruck. Bei der geringsten Abweichung von dem festen Boden der Zahlen gelangt man auf eine schiefe Ebene, auf der es schwer fällt, eine gesicherte Stellung zu finden. Die Slawen fordern bekanntlich, daß die Bevölkerungsziffer allein als Maßstab für die Mandatsverteilung dienen soll. Dem gegenüber machen insbesondere die Deutschen unseres Erachtens mit Recht geltend, daß größeren staatlichen Pflichten auch größere politische Rechte entsprechen. Wahrscheinlich möchten gar viele Hochbesteuerte gern ihr Wahlrecht dafür hingeben, daß sie nur so viel Steuer zu zahlen hätten, als nach dem Durchschnitt aller Steuerträger auf sie entfallen würde. Abgesehen davon, daß viele und für die Volkswirtschaft wichtige Unternehmungen in Stadt und Land unpersönlich geleitet werden, wäre die Mandatsverteilung ausschließlich nach der Kopfzahl der Bevölkerung eines Landes oder Bezirkes ebenso unbillig und unzweckmäßig wie die Verteilung der Staatsabgaben nach der Volkszahl (Kopfsteuer).

Wie verträgt sich jene Forderung mit dem allgemein anerkannten Grundsatze der Steuerveranlagung nach der Leistungsfähigkeit? Dem letzteren entspricht in

bezug auf das Wahlrecht eine gleichmäßige Verteilung der Mandate nach den Leistungen an Staatsabgaben, welche allein den Staat in den Stand setzen, seine großen inneren und äußeren Aufgaben zu erfüllen. Ein Staatswesen, das hierauf keine Rücksicht nehmen wollte, würde bald zur Einsicht kommen, daß es selbst die Axt an seinen Stamm gelegt habe. Allerdings ist die Schätzung der wirklichen Steuerleistung einzelner Volksteile, ja selbst eines Kronlandes eine sehr schwierige Aufgabe; bekanntlich liest jede Partei andere Ziffern aus den amtlichen Steuerausweisen. Betrachtet man die verschiedenen Staatsabgaben, welche im Volkszählungsjahre tatsächlich abgestattet wurden, in Hinblick auf unsern Zweck, so zeigt sich sofort, daß sich nur wenige von ihnen hiefür eignen. Die indirekten Abgaben und die Zölle, die anno 1900 die Summe von 779·77, respektive 119·07, zusammen 898·84 Millionen Kronen abwarfen, fallen größtenteils nicht denjenigen Personen oder Orten zur Last, von denen sie, beziehungsweise wo sie entrichtet wurden. Nur von der Linienverzehrungssteuer (50,536.697 K)* wird ein sehr großer Teil von den Bewohnern der geschlossenen Städte, wo sie eingezahlt ist, allein getragen. Diese indirekte Abgabe kann daher den betreffenden Städten als spezielle Steuerleistung angerechnet werden. Auch ein großer Teil der Stempel, Taxen und Gebühren, mit einem Ertrage von 164,049.563 K wird von den Bewohnern des Ortes ihrer Einzahlung auch selbst getragen; jedoch läßt sich dieser Teil auch nicht einmal annähernd ermitteln. Übrigens können die wahren „Gebühren" im finanzwissenschaftlichen Sinne, Taxen und dergleichen Gegenwerte für besondere Leistungen von Staatsanstalten und -organen hier außer Betracht bleiben, soweit sie nur in dem Maße gefordert werden, als man solche Leistungen des Staates in Anspruch nimmt. Im übrigen finden die Konsumsteuern, die das Hauptkontingent der indirekten Abgaben bilden, als eine Art Kopfsteuer, wie namentlich beim Salz, welcher Artikel keine Differenzierung zuläßt, ohnehin in der Bevölkerungszahl eine mehr oder weniger zutreffende Berücksichtigung.

Selbst die direkten Steuern, welche anno 1900 einen Gesamtertrag von 278·19 Millionen Kronen lieferten, werden mitunter von den Besteuerten auf andere Personen abgewälzt, wie z. B. die Hauszinssteuer; sie fallen aber regelmäßig denjenigen Orten zur Last, an denen sie eingezahlt werden, mit Ausnahme der Erwerbsteuer von den zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen (53,364.560 K), indem solche häufig nur ihren Sitz in der Landeshauptstadt, respektive in Wien haben. In geringerem Maße gilt dies bezüglich der Rentensteuer (8,064.511 K). Die übrigen direkten Steuern bieten hingegen einige beachtenswerte Anhaltspunkte für die Mandatsverteilung. Was zunächst die gewissermaßen an der Scholle haftenden Realsteuern betrifft, so darf man wohl, ohne sehr weit fehlzugehen, annehmen, daß die Grundsteuer (56,043.309 K) vorzugsweise von der Landbevölkerung, und zwar zumeist von den selbständigen Land-

* Diese und die folgenden Steu[illegible]rfolgsdaten vom Jahre 1900 sind den Mitteilungen des k. k. Finanzm[illegible] nommen.

und Forstwirten, geleistet wurde. Ferner darf man vielleicht annehmen, daß die Hausklassensteuer (10,347.011 K) sowie die Hauszinssteuer außer den ganz dieser Steuer unterworfenen Ortschaften per 6,200.194 K (gemäß § 1, lit. b, der Gebäudesteuernovelle 1882) ebenfalls größtenteils von der Land- und Forstwirtschaft, hingegen die 20prozentige Hauszinssteuer in den ihr ganz unterliegenden Orten per 14,461.242 K (§ 1, lit. a, der Novelle) sowie selbstverständlich die 26²/₃prozentige Hauszinssteuer (51,932.915 K) von den Bewohnern der Städte und Industrialorte, und zwar in höherem Maße von den selbständigen Personen der anderen drei Hauptberufsklassen (Industrielle, Handeltreibende, öffentliche Bedienstete, freie Berufe) getragen wurde. Selbstredend sind nicht wenige Bewohner von Städten und Industrialorten auch Land- oder Forstwirte oder zahlen wenigstens für ihre Hausgärten Grundsteuer; aber umgekehrt zahlen wieder manche Land- und Forstwirte für ihre Gebäude die Hauszinssteuer gemäß § 1, lit. a, der Novelle oder gar mit 26²/₃ Prozent; die gedachten Fehler dürften sich daher einander gegenseitig mehr oder weniger aufheben. Die fünfprozentige Steuer von hauszinssteuerfreien Gebäuden (6,811.789 K) wäre sodann nach dem gleichen Verhältnisse, d. i. nach der auf die Orte sub lit. a) und b) entfallenden Hauszinssteuer, für Stadt und Land aufzuteilen.

Was die Personalsteuern anbelangt, so wurde die Besoldungssteuer (1,736.958 K) ohne Zweifel ausschließlich von den öffentlichen Beamten und Lehrpersonen, dann die Erwerbsteuer von Hausier- und Wandergewerben (303.038 K) vollständig von (selbständigen) Gewerbe- und Handeltreibenden, beide also größtenteils von Bewohnern der Städte und Industrialorte entrichtet. Ebenso sicher ist die allgemeine Erwerbsteuer (31,801.319 K) von den (selbständigen) Industriellen und Handeltreibenden, demnach hauptsächlich von Bewohnern der Städte und Industrialorte geleistet worden. Von der Personaleinkommensteuer (46,252.846 K) aber entfielen, nach dem ihr zu grunde liegenden Bruttoeinkommen zu urteilen,

	Prozent		Kronen
auf Grundbesitz	8·44	=	3,903.736
„ Gebäude	10·29	=	4,759.413
„ selbständige Unternehmungen und Beschäftigungen	28·38	=	13,126.545
„ Dienstbezüge	35·83	=	16,572.378
„ Kapitalvermögen	15·79	=	7,303.317
„ sonstige Einkommensquellen	1·27	=	587.411

Demzufolge darf man nach dem früher Gesagten annehmen, daß die Personaleinkommensteuer vom Grundbesitz hauptsächlich der Land- und Forstwirtschaft, also der Landbevölkerung, dagegen jene von Dienstbezügen den öffentlichen Bediensteten und freien Berufen sowie die von selbständigen Unternehmungen und Beschäftigungen, größtenteils den Gewerbe- und Handeltreibenden, demnach vorzüglich den Bewohnern der Städte und Industrialorte zur Last fiel. Die Personaleinkommensteuer von Gebäuden wäre folgerichtig gleich der Hauszinssteuer auf die der letzteren unter-

worfenen Orte aufzuteilen, wogegen jene von Kapitalsvermögen und sonstigen Einkommensquellen für unseren Zweck schwerlich verwertet werden kann.

Schon ein flüchtiger Blick auf vorstehende Ziffern zeigt dem unbefangenen Leser deutlich, daß die Städte und Industrialorte bedeutend mehr Real- und Personalsteuern leisten als im Verhältnisse zu ihrer Einwohnerzahl auf sie entfällt. Außerdem tragen sie zu den indirekten Abgaben, und zwar infolge ihrer höheren Konsumtionskraft an Zöllen, Monopolen und Verzehrungssteuern, aber auch wegen ihres regeren Handels und Verkehrs an Stempeln und Gebühren, viel mehr als die Landgemeinden bei. Der hier verfügbare Raum gestattet es leider nicht, dies im einzelnen nachzuweisen. Eine Verteilung der Reichsratsmandate nach der bloßen Kopfzahl der städtischen Bevölkerung oder, was gleichviel ist, der Besteuerung nach einem allgemeinen Durchschnitte des betreffenden Kronlandes wäre deshalb ohne Zweifel eine Bevorzugung der Landbevölkerung. Besonders grell tritt dies hinsichtlich der sogenannten geschlossenen Städte hervor, das sind (außer Krakau) die Landeshauptstädte, welche überdies mit dem hohen $26^2/_3$prozentigen Ausmaße der Hauszinssteuer belastet sind, wie aus folgender Übersicht entnommen werden wolle.

Städte und Orte mit $26^2/_3$prozentiger Hauszinssteuer.

	Kronen
Wien (19 Bezirke)	31,904.759
Baden, Alland, Thurngasse, Guttenbrunn	280.526
Linz samt Vorstädten und Urfahr	753.968
Salzburg samt Vorstädten	401.782
Graz „ „	2,196.552
Klagenfurt „ „	299.130
Laibach „ „	358.084
Triest (Pomörium)	2,684.846
Görz samt Stadtbezirk	265.742
Innsbruck samt Wilten	572.997
Prag samt Vyšehrad und Holešovic-Bubna	4,927.508
Teplitz-Schönau, Karlsbad, Marienbad und Franzensbad	784.994
Brünn samt Vorstädten und Olmütz	2,151.950
Troppau (innere Stadt)	146.863
Lemberg, Krakau	3,575.988
Czernowitz (innere Stadt)	486.490
Zara	140.734
zusammen	51,932.915

In der Regierungsvorlage wird wahrscheinlich mit Rücksicht auf den dem territorialen Umfange nach mehr agrarischen Charakter Österreichs und in der Absicht, um das Reich beim Übergang zum allgemeinen Wahlrecht nicht allzu großen

politischen Erschütterungen auszusetzen, im großen und ganzen der Bevölkerungsziffer ein höheres Gewicht als der Steuerleistung beigelegt. Aus gutem Grunde hat die Regierung an der Trennung von Stadt und Land prinzipiell festgehalten und besondere Wahlbezirke für Städte und Industrialorte einerseits, Landgemeinden anderseits vorgesehen. Doch erscheint dieser Grundsatz nicht immer ganz konsequent durchgeführt, indem teils Landgemeinden und Ortschaften zu benachbarten städtischen Wahlbezirken, teils eine Reihe von kleineren Städten und Industrialorten zu ländlichen Wahlbezirken geschlagen worden sind. Nicht einmal die Einwohnerzahl der Städte hat durchwegs die diesen vorzüglichen Steuerobjekten unbedingt gebührende Beachtung gefunden, wie bekanntlich bei Wien. Es ist schwer einzusehen, warum gerade die nicht nur volkreichsten und steuerkräftigsten, sondern auch an Bildung und Kultur besonders hervorragenden Landeshauptstädte und namentlich Wien mit seiner enormen Wichtigkeit für das ganze Reich hinter anderen Orten bei den Reichsratswahlen zurückgesetzt werden sollen. Österreich ist gegenwärtig nicht mehr in dem Maße wie ehedem ein Agrarstaat; es entwickelt sich, wie Professor Rauchberg* statistisch nachgewiesen hat, ganz deutlich zum Industriestaat. Die Landwirtschaft hat ihre einstige führende Rolle in unserer Volkswirtschaft großenteils eingebüßt und tritt als Steuerquelle, wie gezeigt, gegenüber der Industrie und dem Handel immer mehr und mehr zurück. Soll die einheimische Volkswirtschaft auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig erhalten bleiben, so darf die Wahlordnung der Industrie und dem Handel, die ohnehin unter einer hohen Steuerlast und der mächtigen ausländischen Konkurrenz leiden, nicht etwa noch einer übermäßigen Agrar- oder progressiven Steuerpolitik (vielleicht den Sozialdemokraten zuliebe) den Weg bereiten. Die zweiterwähnte Absicht, den bisherigen Besitzstand der Parteien im Parlament möglichst zu konservieren, ist gewiß löblich. Eine neue Wahlordnung darf aber nicht ganz nach den Verhältnissen einer entschwundenen Zeit, sondern muß sich tunlichst nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge im Staate richten. Übrigens wäre eine rücksichtsvollere Behandlung der Städte und Industrialorte sowie deren strenge Scheidung von anderen Orten bei der Wahlkreiseinteilung auch den Deutschen willkommen. Diesem Volksstamm, der sich um den Staat gewiß verdient gemacht hat und jedenfalls eine hohe Kultur, Arbeitskraft und Steuerleistung aufweist, möge man es nicht allzu schwer machen, seinen Widerstand gegen eine ihm sympathische Wahlreform, die für ihn jedoch unter allen Umständen mit Opfern verbunden ist, aufzugeben. Wir plaidieren keineswegs für die Erhaltung des Parteienbesitzstandes um jeden Preis. Aber weshalb sollen denn gerade aus unserm Leibe die Mandate für die Arbeiterabgeordneten geschnitten werden? Viel natürlicher wäre es, wenn ein Teil der aufzulassenden Kurie des Großgrundbesitzes hiezu verwendet würde. Im konservativen Lager wird man es freilich nicht gern sehen, daß die Städte und Industrialorte als die Sitze des Liberalismus und der Sozialdemokratie an politischer Macht gewinnen. Ohne einen teilweisen solchen Wandel

* „Die berufliche und soziale Entwicklung Österreichs am Beginn des XX. Jahrhunderts."

ist aber die Einführung des allgemeinen Wahlrechts nicht möglich. Der Kampf mit der organisierten Arbeiterschaft darf mit keinem faulen Frieden schließen. Eine Wahlordnung, die allen Teilen des Volkes eine ihren Interessen entsprechende Vertretung sichert, bietet nicht nur die Gewähr für eine harmonische Entwicklung aller im Volke schlummernden Kräfte und für eine gleichmäßige Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sondern auch ein Unterpfand für die öffentliche Ruhe und Ordnung. Das ganze Verfassungsleben bezweckt ja, die Äußerungen der Unzufriedenheit in der Bevölkerung auf eine ungefährliche Weise abzuleiten und die elementaren Spannungen in der Volksseele, die, zurückgedrängt nur noch mehr erstarken und schließlich zerstörend wirken, in nutzbare Kraft umzuwandeln.

Hätte man im Jahre 1896 die 72 neukreierten Reichsratsmandate der organisierten Arbeiterschaft allein überlassen, wäre uns der heutige Wahlrechtsrummel, wahrscheinlich aber auch die traurige Obstruktionsperiode erspart geblieben. Da nämlich die Abgeordneten der V. Kurie unmöglich die ganz verschiedenen Interessen aller ihrer Wähler wahrnehmen konnten, mußten sie ihre Untätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete durch allerlei Radau maskieren, der den Hauptwahlmachern übrigens auch in den Kram paßte. Dieser Fehler soll jetzt unbedingt vermieden werden.

Mit jeder Erweiterung des Wahlrechtes gelangen neue soziale Gruppen mit besonderen Interessen ins Parlament; damit werden die Wähler immer einseitiger auf ihre eigenen Interessen bedacht. Außer dem mächtigen Einfluß der Nationalität sind dann nur noch gleiche soziale Bestrebungen im stande, ein festes Band um größere Wählerkreise, wie sie das allgemeine Wahlrecht erfordert, zu schlingen. Dies beweist am besten das unaufhaltsame Anwachsen unserer modernsten Parteien, der Christlichsozialen und der Sozialdemokraten, die eben etwas Handgreifliches für ihre Parteigänger leisten. Was tun hingegen andere politische Parteien? Sie streiten um den Nachtwächterposten von Leitomischl oder etwa gar um die Aufschrift auf einer Amtstafel. Wollen diese Parteien im Laufe der Zeit nicht alle Anhänger einbüßen, so wird ihnen kein anderer Ausweg übrig bleiben, als ebenfalls die materielle Wohlfahrt ihrer Mitglieder zum Mittelpunkt ihres Parteiprogramms zu machen, d. h. *wirtschaftliche* Parteien zu bilden.

Diese Parteientwicklung ist aber auch für den Staat und die Gesellschaft am ersprießlichsten. Bekanntlich zündet eine Brandrede oder ein hohles Schlagwort am ehesten in einer aus allen möglichen Elementen zusammengewürfelten Menge, wogegen sie in einer Gemeinschaft gleichgesinnter Männer wirkungslos verpuffen. In dieser Erkenntnis haben wir bereits früher* die Schaffung besonderer Wahlkörper nicht allein für

* Prof. *Menzel* (a. a. O.) macht freilich gegen die Interessenvertretung allerlei Bedenken geltend, die jedoch, wenigstens was die berufsgenossenschaftliche Gliederung der Volksvertretung betrifft, nicht stichhältig sind. Diese wahre Interessenvertretung hat mit dem jetzigen Kurienparlament nichts gemein und ist keineswegs mit dem allgemeinen Wahlrecht unvereinbar, sondern, damit verbunden, erst überhaupt ausführbar. Gleich diesem beruht sie auf dem allgemeinen Staatsbürgertum; dabei repräsentiert zwar nicht jeder Abgeordnete sozusagen die Gesamtheit des Volkes,

Stadt und Land, sondern auch für die verschiedenen Hauptberufsklassen und sozialen Schichten empfohlen. Gemeinsame Wahlen aller Bewohner eines umfangreichen Wahlbezirkes müssen das Parteileben auf das leidenschaftlichste aufrühren und die friedliebenden Staatsbürger von der Teilnahme abschrecken. In national einheitlichen Staaten kann wenigstens der nationale Zankapfel nicht in die Wählerschaft geworfen werden.

Dieselben Gründe, aus denen die Regierung die nationalen Reibungsflächen durch möglichst nationale Abgrenzung der Wahlbezirke vermindern will, sprechen für die Absonderung der städtischen Wahlbezirke in sozialer Beziehung. Deshalb müssen wir es lebhaft bedauern, daß alle Reichratsmandate (außer den galizischen Landwahlbezirken) in Einzelwahlen vergeben werden sollen, selbst jene Mandate, die größeren Städten oder einzelnen Stadtbezirken zugedacht sind. Zum mindesten für solche Städte, in denen zugleich die organisierte Arbeiterschaft an Zahl vorwiegt oder doch sehr erheblich ist und deshalb in ernsten Wahlkampf mit der übrigen Bürgerschaft geraten wird, wäre es zum Behufe einer wirksamen Vertretung aller Bewohner wünschenswert, daß die Mandate unter diese beiden wichtigsten Volksschichten, also nicht territorial, sondern sozial aufgeteilt würden.

Nicht genug, daß unser bürgerlicher Mittelstand immer mehr und mehr vom Großkapital aufgesaugt wird, soll er nun von den Sozialdemokraten aufgerieben werden. Eine weitblickende Politik wird darauf bedacht sein, diesen Mittelstand, das festeste Fundament des Staates, gegen den ihm drohenden Ruin durch besondere Wahlkörper auch für künftige Zeiten zu sichern. Die angeblichen Schwierigkeiten berufsgenossenschaftlicher Wahlen sind gewiß nicht größer als die allgemeiner Wahlen überhaupt. Wo ein Wille, ist auch ein Weg, sagt das Sprichwort. Selbstverständlich müßten in kleineren Kronländern, wo einzelne Interessentengruppen die für ein Mandat erforderliche Mindestzahl nicht aufbringen oder denen die Wahlordnung weniger als acht Mandate zuweist, einander nahestehende Interessentengruppen, wie z. B. alle Unternehmer und die anderen selbständigen Personen einer Stadt, gegenüber den Arbeitern und anderen unselbständigen Personen daselbst, in einem Wahlkörper vereinigt werden.

Die ultranationalen Parteien erhoffen sich von dem allgemeinen Wahlrecht eine Verschärfung der nationalen Gegensätze, was nicht unwahrscheinlich ist. Um den unseligen Sprachen- und Rassenkampf zu überwinden, brauchen wir in Österreich nicht noch mehr zentrifugale Elemente, die auf eine Zerstörung der Königreiche und Länder und in der Folge des ganzen Staates hinarbeiten, sondern zentripetale Kräfte, die, wie die Berufsstände und oberen sozialen Schichten ein Interesse an

aber wenigstens — und dies jedenfalls besser als es manche Repräsentanten bisher getan haben — denjenigen Teil des Volkes, aus dem er hervorgegangen ist. Wenn jeder Abgeordnete diese seine Pflicht gewissenhaft erfüllt, können die Wähler sehr wohl damit zufrieden sein und die Wahrung der staatlichen Interessen beruhigt der Regierung überlassen.

der Erhaltung und Blüte des Reiches haben. Diese, die einerseits ein Herz für die Leiden der unteren Volksschichten haben, anderseits für Kaiser und Reich sind, mögen also dahin wirken, daß jeder wirtschaftlich-sozialen Gruppe ihr Recht zu teil, der Gesamtheit aber Ruhe und Frieden, die Voraussetzungen jeder gedeihlichen Arbeit in Volk und Parlament, wiedergegeben werde.

Lamprechts „Deutsche Geschichte".

Von Dr. Heinrich Kretschmayr.

Es ist ein vielumstrittenes, vielgepriesenes Buch; bald als hohe Geistestat ausgerufen, bald als unwissenschaftliche Wortmacherei verlästert. Und in der Hitze des methodischen Streites, der darüber entbrannte, blieb wohl des Verfassers eigenstes Verdienst zu wenig gewürdigt: blühende, anschauliche Bilder der einzelnen Kulturzeitalter unserer Nation entworfen zu haben, wie sie mit solchem Farbenreichtum und innerer Geschlossenheit noch niemals versucht wurden. Aber eine prinzipielle Stellungnahme zu den Fragen der Geschichtsauffassung soll hier unterbleiben; dies würde die Aufrollung der ganzen Reihe methodologischer Streitfragen bedingen, die in den letzten Jahren sich ergeben haben und fernab von dem Ziele dieser Darlegung führen, den Inhalt der beiden letzterschienenen Bände* dem Verständnisse eines Leserkreises näherzubringen, dem im Treiben des Lebens die ruhige Stunde fehlen mag, sich selbst der Lektüre hinzugeben.

Wir haben uns gewöhnt, die Einteilung in Geschichtsperioden vorwiegend nach staatsgeschichtlichen Gesichtspunkten vorzunehmen.

Lamprecht geht dem gründlich aus dem Wege. Ist ihm „Urzeit" und „Mittelalter" deutscher Nation als eine Folge von Zeitaltern symbolischen, typischen und konventionellen Seelenlebens erschienen, so gilt ihm deren „Neuzeit" als eine Periode regelrecht fortschreitender Entwicklung im Sinne der Loslösung der Persönlichkeit aus konventioneller Gebundenheit und diese Entwicklung weist ihm wieder zwei Phasen auf: eine bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts reichende Phase des individualistischen und eine bis in unsere Zeit voll fortdauernde Phase subjektivistischen Seelenlebens. Aus einer solchen seelischen Gesamtdisposition heraus die Einzelzüge der Kultur und des Lebens eines Zeitalters zum Bilde zusammenschließen, dessen Gestaltung auch die größten politischen Ereignisse nur zu beeinflussen, nicht aber bestimmend umzuformen vermögen, das ist ihm Geschichtschreibung.

Hier muß nun gleich ein Vorwurf erhoben werden. Ist nach Lamprecht die individualistische Gesamtdisposition des Seelenlebens gleichsam der Schlüssel zum Ver-

* Lamprecht Karl, „Deutsche Geschichte". Der ganzen Reihe sechster Band (mit einem Register) und siebenter Band, erste Hälfte. (2. Abt. Neuere Zeit. Zeitalter des individuellen Seelenlebens. 2. Bd. und 3. Bd. 1. Hälfte.) 1. und 2. Aufl. Freiburg im Breisgau. Hermann Heyfelder, 1904 482 und 396 Seiten.

ständnis der Kulturgeschichte der Reformations- und Aufklärungsperiode, so muß man vor allem über deren Grundcharakter ins Klare kommen. Aber man sucht vergebens nach einer präzisen Absteckung der Begriffe Individualismus und Subjektivismus. Das dem „allgemeinen Charakter des individualistischen Seelenlebens" gewidmete Kapitel enthält nicht, was man erwartet. Man sage nicht, es sei Sache des Lesers, so weit in der Psychologie daheim zu sein. Mit welchem Rechte? Und ist denn die psychologische Terminologie überhaupt schon in eine unbestrittene Fassung gebracht worden? Wir rühren damit an die verwundbarste Stelle des großen Zielen mit großen Mitteln nachstrebenden Werkes: eine Unklarheit des Ausdrucks, mag diese in einem nicht immer siegreichen Ringen sprachlicher Wiedergabe ungewohnter Gedankenkreise oder in der allzu reichlichen Anwendung wenig geläufiger Fachausdrücke begründet sein. Die Konturen dieses Geschichtsbildes verschwimmen allzusehr ineinander.

Versuchen wir den seelischen Charakter des individualistischen Zeitalters zu erfassen. Er prägt sich vor allem in der Annahme und wachsenden Überschätzung des Verstandes als hauptsächlicher oder gar einziger seelischer Kraft aus, die, unberührt durch äußere Einwirkung, streng gesetzmäßig arbeitet und der gegenüber die anderen seelischen Funktionen, Gemütsleben und Einbildungskraft nur als geringwertigere Fähigkeiten der Seele gelten. So wird die Seele und deren Trägerin, die Persönlichkeit selbst, zu einer nach allgemeingültigen Regeln arbeitenden intellektualen Rechenmaschine, jede ein Mikrokosmos für sich, „tür- und fensterlos"; alle auf altruistischen Neigungen beruhenden Einrichtungen, Sprache, Religion, Staat sind der individualistischen Auffassung nur durch Annahme eines formalen Übereinkommens der verschiedenen, für sich isolierten Individuen erklärbar. Die Seele ist ihr keine Summe von aufeinandertreffenden Wirkungen im Sinne der modernen Psychologie, sondern schlechthin einfach, absolut, gleichsam ein geistiges Atom. So sind die dritthalb Jahrhunderte des Individualismus auch die große Zeit der Verstandeskultur. Einem Zeitalter des Durchdringens derselben, den anderthalb Jahrhunderten der Reformationszeit (1500—1650) folgte ein Jahrhundert ihrer vollen Herrschaft, das Jahrhundert des Rationalismus und der Aufklärung (1650—1750). Dann aber treten die lange vernachlässigten dunkeln Seelenkräfte, Gemüt und Phantasie in ihr Recht und ihr siegreiches Emporstreben eröffnet ein Zeitalter neuen Seelenlebens, des Subjektivismus.*

* * *

Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung der ersten Periode des Individualismus (1500—1650) zu.

* Der Betrachtung der individualistischen Zeit war schon der fünfte Band des Gesamtwerkes mit seiner Schilderung der politischen und sozialen Geschichte der Reformationszeit gewidmet; der sechste Band und der erste Halbband des siebenten Bandes, von denen hier die Rede sein soll, gelten nahezu ausschließlich der geistigen Kultur dieser Zeit, während der zweite Halbband des siebenten Bandes die soziale und politische Geschichte des Jahrhunderts von 1650 bis 1750 umfassen soll.

Elemente einer verstandesmäßigen Kulturentwicklung waren um die Wende von Mittelalter und Neuzeit durch die Reformation mit ihrer Herstellung eines persönlichen Verhältnisses des einzelnen zu Gott und ihrer Aufforderung zu individueller Bibelauslegung nicht minder denn durch die großen Entdeckungen gegeben. Der Gesichtskreis der Menschen erfuhr eine unerhörte Erweiterung. Und nun erst gar die Entdeckung des Kopernikus. Man mußte von dem stolzen Glauben lassen, daß die Erde die Mitte der Welt sei. „Vielleicht", sagt Goethe, „ist noch niemals eine größere Forderung an die Menschheit geschehen." Kaufmännische und weltlich gelehrte und zugleich bürgerliche Interessen sind es, die vor allem gefördert wurden; denn Träger der beiden Tendenzen war das mächtig emporgekommene Bürgertum. Unser Zeitalter trägt den Stempel bürgerlicher Kultur.

Nicht als ob diese neue Zeit sich den alten Überlieferungen sogleich von Grund auf entrungen hätte. Solche Sprünge in der Entwicklung kennt die Menschheitsgeschichte nicht. Noch bleibt das Denken tief im mittelalterlichen Autoritäts- und Wunderglauben stecken; es sind die hohen Tage der Alchemie und Astrologie, des Hexenwahnes. Noch stehen die Geisteswissenschaften unter der Herrschaft der kirchlichen und antiken Tradition und Autorität. In protestantischen und katholischen Hoch- und Mittelschulen wirkt der Humanismus mächtig fort. In dem fortgeschrittensten deutschen Lande, den Niederlanden, wird die Pflege der Philologie fast zu einem Glaubensartikel. Noch sind die psychologischen Anschauungen aufs stärkste von Wunderglauben durchsetzt und gelten als treibende Macht in der Geschichte — man lese einmal bei Luther — überweltliche Kräfte. Gleichwohl begann sich leise ein anderes „Maß der Dinge" geltend zu machen, als Dogma und Antike: die Erfahrung. Der auf verstandesmäßige Beobachtung und Erfahrung gegründete Induktionsschluß, die mit seiner Hilfe gewonnene Erkenntnis des in den vielen konkreten Erscheinungen vorhandenen Gemeinsamen, die Abstraktion, treten als modernes Element in das Denken der Zeit ein. Wie natürlich, daß der Betrieb der Naturwissenschaften in den Vordergrund trat! Die Leitwissenschaft aber wurde die Wissenschaft von Zeit und Raum schlechtweg, die Mathematik. Das stolze Lehrgebäude der modernen Mathematik wurde damals zu errichten begonnen; die ganze auf dem Begriffe der stetigen Bewegung beruhende mechanische Naturwissenschaft ist auf jene Errungenschaften mathematischer Erkenntnis begründet. Von den Geisteswissenschaften werden nur die praktisch angewandten, Recht und Theologie, Gegenstand eifriger Pflege. Es entsprach der intellektualen Richtung der Zeit, den Staat des göttlichen Charakters, den ihm das Mittelalter zugesprochen, zu entkleiden und ihn als durch souveränen Vertragswillen aller Einzelindividuen, durch Naturrecht entstanden zu erklären. Und wie hätte neben dem entgöttlichten Staate die Kirche unangetastet fortbestehen sollen? Der naturrechtlichen Staatslehre ging ein Streben nach einer Naturreligion parallel. Descartes schuf auf mathematischer Grundlage das erste Programm rationalistischer Weltanschauung und nur ein Spinoza vermochte es, sich in seiner Philosophie nicht völlig verstandesmäßigen Erwägungen

gefangen zu geben, sondern mit der Anerkennung religiöser Herzensbedürfnisse auf die Entwicklung eines noch fernen, des subjektivistischen Zeitalters überzugreifen.

Drohte bei solcher Richtung nicht das Gebiet der Künste zu veröden?

Was hätte man im XVI. Jahrhundert nicht alles von der deutschen Dichtung erwarten dürfen? Eine allgemeine deutsche Literatursprache war gewonnen, in Hans Sachs, der Meister des Schwanks und Wegbereiter eines künftigen Dramas, in Fischart vielleicht der größte Satiriker Deutschlands erstanden! Aber die dichterische Kraft der Nation war nicht stark genug, nach ihnen etwas Bedeutendes hervorzubringen; die Satire blieb ungepflegt und das dramatische Interesse der Deutschen wurde durch englisches Schauspiel und Schauspielkunst befriedigt. Weiter gelangte man noch in den Niederlanden. Dort ist es zu einer eigenartigen Verbindung nationaler und antiker Elemente in einem ersten nationalen Renaissancedrama gekommen, reich und talentvoll in Sprache und äußerer Anordnung, aber ohne innere Belebung. Und auch dieses Drama verschwand wieder und die holländische Dichtung, überdies vereinsamt durch die Ausbildung einer engbegrenzten Nationalsprache, verdarb.

Anders in den bildenden Künsten. Hier ist vor allem das Eindringen der italienischen Renaissance in Anschlag zu bringen. Sie bestimmte zunächst die Ornamentik des blühenden deutschen Kunstgewerbes, vor allem der echt nationalen Schreinerei und Schmiedekunst. Und das XVI. Jahrhundert ist die hohe Zeit des deutschen Luxusgewerbes; das Streben nach bürgerlicher Behaglichkeit und fürstlicher Luxus vereinten sich, es zum ersten der Welt zu machen. Ornamental war der Einfluß der Renaissance zunächst auch auf die Architektur. Aber die Reformationszeit ist keine Glanzzeit deutscher Baukunst. Die Baulust des verfallenden Bürgertums begann zu erlahmen, das Fürstentum hatte sich noch kein Wohnungsideal geschaffen, die alte Kirche dachte in ihren tausend Nöten nicht an reichen Kirchenbau, die neue strebte gar nicht danach. Die Renaissance aber wirkte nur zersetzend auf die binnendeutsche (nicht-niederländische) Architektur. Selbständige deutsche Renaissancebauten entstanden nur in Oberfranken und Obersachsen. Im übrigen zersplitterte die deutsche Baukunst unter rein italienischem und besonders niederländischem Einfluß zu einer systemlosen Vielheit von Formungen. Denn nirgend wirkte die italienische Renaissance lebhafter als auf niederländischem Boden. Dabei jedoch keineswegs einheitlich. In Südniederland (Belgien) stark mit gotischen Zierelementen versetzt, führte sie in Nordniederland (Holland), bei dem Mangel an Haustein, zum Ziegelbau, und erst in der reichsten Zeit Hollands, um 1650, zu einer, den strengen Formen des Palladio, des Meisters von Vicenza, nachgebildeten Steinrenaissance. Die drei Rathäuser von Antwerpen, Utrecht und Amsterdam mögen die Hauptdenkmale dieser drei Richtungen bezeichnen. Zugleich entwickelte sich die vlamische Plastik, bald weit bis an die Ostsee und nach Tirol berühmt, zu edler, monumentaler Ruhe. Aber das größte wurde — immer in Niederland — doch in der Malerei erreicht. Die italienische Malerei, so überreich und glänzend, hatte doch ein ein-

seitiges Interesse an der Menschengestalt; Fragen nach Licht und Schatten standen ihr in zweiter Linie. Diese Probleme teilweise gelöst zu haben, ist einer der Ruhmestitel niederländischer Kunstgeschichte. Der Vlame Rubens, der große Maler der Gegenreformation, auch er vor allem Figurenmaler, mehr theatralisch als individuell, war doch der erste, der aus tieferer Erkenntnis von Licht- und Schattenwirkungen das Körperliche in seinen Gegensätzen malte und damit die Malerei aus den Stilgesetzen anderer Künste zu lösen begann. Über ihn hinaus aber drang der Holländer Rembrandt, der Meister der Radierung und des Porträts, zur Lösung des Problems, zwar noch nicht des freiflutenden Tageslichtes, des Freilichtes, aber des gebundenen Lichtes des geschlossenen Raumes, des Helldunkels vor und vollzog damit einen erst in unseren Jahren überholten Fortschritt in der Geschichte der Malkunst.

So geht auf dem Gebiete der Künste die niederländische Entwicklung der binnendeutschen weit voran. Mit einer Ausnahme: der Musik. Es war doch ein großer Sieg deutschen Geistes, daß die Musik sich nicht völlig in die tönende Mathematik des vorherrschenden Kontrapunktsystems verlor, wozu das beginnende Zeitalter der Verstandesherrschaft förmlich einlud, sondern den Weg der harmonisierten Melodie und freien melodischen Erfindung bevorzugte. Zugleich kamen von Italien, dem führenden Lande europäischer Musik, neue Mittel musikalischen Ausdruckes herauf: die Instrumentation und eine ausgebildete Kunst des nach dem Inhalte charakterisierten Einzelgesanges. Beide fanden Ausdruck in dem »Dramma per musica« florentinischen Ursprungs, mit seinem Orchester, Chor, der große Affekte ausdrückenden Arie und dem den trockenen Dialog wiedergebenden Rezitativ. Als italienische Oper fand das Dramma per musica bald Eingang in Deutschland; im Jahre 1627 wurde zu Torgau in Sachsen das erste Stück dieser Art auf deutschem Boden aufgeführt. Aber die deutsche Musik fand auch einen Meister, der sich der italienischen Errungenschaften, Instrumentation und Einzelgesang, souverän zu bedienen verstand: Heinrich Schütz.

Die Kultur der Reformationszeit, der ersten Periode individualistischer Kultur ist somit vor allem niederländische Kultur. In unvergleichlicher Lage, mitten in den Konjunkturen des neuen Welthandels, überholen die Niederlande weit die Entwicklung des deutschen Hauptlandes; gerade daß Hamburg, das stark gegen den Atlantik vorgeschobene Elbezentrum, daneben noch ein stärkeres Eigenleben zu führen vermag. Zugleich tritt in den Niederlanden selbst eine Verschiebung des Schwergewichtes von Süd nach Nord ein; die Heimsuchungen Antwerpens 1576 und 1585 sind ein Merkdatum. Antwerpen wird durch Amsterdam abgelöst, Flandern durch Holland. Die „Staaten" werden in den vier Menschenaltern von 1580—1700 nicht nur die erste Handelsmacht von Europa, die niederländische Kultur jener Jahrzehnte bedeutet auch die Höhe der deutschen individualistischen Kultur überhaupt. Die Glanzzeit fällt in die Mitte des XVII. Jahrhunderts: von 1660 an werden Symptome wirtschaftlicher Entartung und kulturellen Erlahmens deutlich. Bürger-

aristokratie und Demokraten stoßen in wilden Kämpfen aufeinander, ein in Wohlleben entnervtes Geschlecht vergißt, sich der von Frankreich und England herandrohenden Entscheidung gegenüber zu wappnen. Und es ist das tragische Schicksal Niederlands, daß es gerade in der Zeit, da es dem deutschen Gesamtvaterland sein Größtes gegeben, durch diese vorauseilende Entwicklung in eine Sonderstellung, vor allem in der Sprache, geriet, die sie hernach in die Grenzen eines engeren nationalen Lebens hat bannen müssen.

Scheint es nun im Rahmen dieser Betrachtung wirklich noch richtig, zu sagen, die Renaissance sei für die deutsche Entwicklung ein Gewinn gewesen? Was hat sie denn so sehr gefördert? Malerei und Musik erreichen ihre Ziele unabhängig von ihr. In der Dichtung hat sie nur in den Niederlanden zu Augenblicksergebnissen geführt, in der Baukunst geradezu Verwirrung gestiftet und schließlich alle bodenständigen Regungen ertötet. Wo bleibt da ein Gewinn? Aber Lamprecht entläßt uns bloß mit diesen Fragen und wir wollen sie unbeantwortet lassen. Nichts wohlfeiler und nichts verantwortlicher als Urteile allgemein-geschichtlichen Charakters. Und ferner: alle Gunst der geographischen Lage der Niederlande, alles das ungeheure Mißgeschick Binnendeutschlands hat nicht verhindern können, daß schließlich die großen Fortschritte des XVIII. Jahrhunderts nicht von jenem, sondern von diesem aus sich vollzogen. „Sind das aber Ergebnisse," fragt der Geschichtschreiber,* „die zu jener übertriebenen Bewertung des Gewichts einzelner politischer Ereignisse für das Gesamtschicksal einer Nation veranlassen können, die auch heute noch vielfach im Schwange ist?"

Denn wahrlich, das Reformationszeitalter hatte Deutschland ein furchtbares Vermächtnis hinterlassen: das Elend des Dreißigjährigen Krieges.

> „O, du armes Deutschland du,
> Wie bist gerichtet du!
> Vor warst du an allen Gütern reich!
> Jetzt bist du mehr als einer Witwen gleich!"

klagt der Romandichter Moscherosch. Noch entsprach es der Kriegsauffassung der Zeit, daß nicht bloß das feindliche Heer, sondern auch das feindliche Land vernichtet werden solle. So war vor allem das platte Land verödet worden; ganze Dörfer waren in Sumpf und Wald verschwunden; vagabundierend zogen Bauern herum, mit ihnen um die Wette die verabschiedete Soldateska. Die übergroßen Sterblichkeitsziffern jener Zeit verraten die geringe physische Widerstandsfähigkeit der überdies durch schwere Volkskrankheiten aufgeriebenen Bevölkerung. Mag die Annahme, daß 12—13 Millionen Menschen den unseligen Krieg mit ihrem Leben bezahlt hätten, übertrieben sein: es ist Fingerzeig genug, daß die „Mark" erst um 1750 wieder zur Einwohnerzahl von 1618 gelangte. Für den Verlust an Vermögen mag man aus dem ungeheuren Preisfall zwischen den ungefähr gleichen Notierungen des XVI. und XVIII. Jahrhunderts seine Schlüsse ziehen. Die Städte, wenn

* VI., 336.

auch weniger herabgekommen als das flache Land, hatten doch die schwersten Einbußen an Bewohnern und Geld zu beklagen.* Die materielle und moralische Kraft des alten Bürgertums war gebrochen. Die Sterbezeit des nationalen Kunsthandwerks, des hanseatischen Handels, der süddeutschen Industrie kommt herauf. Den Handel nach Frankreich sperrte das Colbertsche System, nach Osten die unübersteigliche Mauer des osmanischen Reiches.

Franzosen, Schweden, Türken! Und dazwischen ein Reich wie das deutsche, »irregulare aliquod et monstro simile corpus«; der Reichstag den Feinden eine »confusio divinitus conservata«; Reichsfinanzen, Reichskammergericht, Reichsarmee: so viel Worte, so viel Hohn und Spott. Der Kaiser kaum mehr im Besitz von Herrscherrechten; keine vorwaltende Macht mehr im Reiche; Preußen gegen die Schweden, Österreich gegen die Türken; im Westen bunte Vielstaaterei. Wo war da noch an eine einheitliche, starke Reichsgewalt zu denken? Um so gründlicher vollzog sich die Durchbildung absoluter Herrschaft in den einzelnen Territorien. Das in Frankreich konstruierte Dogma vom absoluten Königtum fand hier seine Anwendung; keine absolute Reichsgewalt, aber absolute Landesherrschaften. Die Fürstengewalt schafft sich durch Einrichtung einer strammen Zentralverwaltung und einer unmittelbar vom Fürsten als obersten Kriegsherrn abhängigen Armee die schneidigsten und fast immer siegreichen Waffen im Kampfe gegen ständische Ansprüche. Ludwig XIV. wurde Trumpf. Das herrschende Wirtschaftssystem des Merkantilismus mit seiner Abschließung des Landes gegen fremde Einfuhr und Nivellierung im Innern durch Aufhebung aller Verkehrshindernisse kam solcher Herrscherauffassung wohl entgegen; das Deutsche Reich zersplitterte in eine Menge von zollgeschützten Wirtschaftseinheiten. Die Frage eines Patrioten, ob denn nicht einer Fürstenhansa möglich sein sollte, was ehedem einer Städtehansa gelungen, die Schaffung eines großen, einheitlichen Wirtschaftsgebietes, war verfrüht. Die höhnende Antwort eines Zeitgenossen trifft den Sinn der Zeit: „Eher werdet ihr einen Handelstraktat mit dem Kaiser von Fez und Marokko und mit den Japanesen zu stande bringen als einen dieser Träume, bei so verschiedenem Interesse der vielen deutschen Länder und Reichsstädte, je erfüllt sehen!"

Und das Allerschlimmste: das ehedem „hochgemute" deutsche Volk hatte den Glauben an sich verloren; es gab sich willenlos fremdem Einflusse hin. War das XVI. Jahrhundert eine Zeit stärkster italienischer, das mittlere XVII. Jahrhundert eine Zeit nicht minder starker niederländischer Einflüsse auf Deutschland gewesen, so wurden jene nicht ohne nationale Umformung übernommen und konnten diese noch als ein Prozeß innernationalen Kräfteaustausches gelten. Der französische Kultureinfluß aber, der seit etwa 1680 sich auf ein Menschenalter Deutschland unterwarf,

* Augsburg zählte 1618 etwa 45.000, 1645 21.000 Einwohner; während 1617 noch 143 Vermögen zwischen 50—100 fl., 100 Vermögen über 100 fl. steuerten und die höchste Steuer 2666 fl. betrug, gab es 1661 nur 36 Vermögen mit 50—100 fl., 20 mit über 100 fl. Steuer und betrug die höchste Steuer 428 fl. Lamprecht, VI., 355—356.

herrschte unbeschränkt. Deutschland erschien wie eine Filiale von Frankreich. Wie die französische Ware, so wurde das französische Wort begierig aufgenommen. Im Jahre 1728 konnte Gottsched einen Brief des Wortlauts empfangen: „Meine Lehrmeister haben mich versichert, es sey nichts gemeiner als deutsche Briefe, alle wohlgesittete Leute schreiben Französisch.“

* * *

Wir sind in die zweite Periode des individualistischen Zeitalters, das Jahrhundert von 1650—1750 eingetreten. Ihr sozialer Charakter erhält nicht mehr, wie der der Reformationszeit, den Ausdruck durch das verfallende und verfallene Bürgertum, sondern durch die Aristokratie; es ist ein Zeitalter der Fürsten und des Adels. Tief unter ihnen der »Peuple«, tief unter dem Bürger das Sklaven- und Dirnenvolk der Bauern. Es ist kein Zufall, daß der Ausdruck „das Mensch“, ursprünglich Magd bedeutend, jetzt die heute geläufige, wegwerfende Bedeutung bekommt. Die Gesellschaft ist durch Kastengeist zersetzt; wie war dies anders möglich bei einem Volke, das den Begriff staatlicher und nationaler Zusammengehörigkeit fast verloren hatte, sich durchaus in der Nacheiferung fremden Wesens gefiel? Jeder Fürst wollte Hof halten wie der Sonnenkönig, der Bürgersmann sich zum Adel zählen dürfen. Eine eigene Gelehrtennobilität kam auf.

Der Drang nach Gelehrsamkeit fand viele Nahrung im Geiste des Zeitalters. Und wieder waren, wie früher, die Naturwissenschaften Gegenstand eifrigster Pflege. Während man sich auf geschichtswissenschaftlichem Felde in einer rastlosen Sammelwut gefiel und Ungetüme dickbändiger Buchwerke fabrizierte, drang man in den Naturwissenschaften von den gesammelten Erfahrungstatsachen immer mehr zu begrifflicher Fixierung vor. Auf Kopernikus folgten Galilei, Tycho de Brahe, Huygens, Newton. Die heliozentrische Welt des Kopernikus erweiterte sich zur Unendlichkeit der Welten Newtons. Wo blieb der alte, fromme Glaube an die Erde und den Menschen als den Mittelpunkt der Dinge? Indessen wurde auf englischem Boden der Weg, auf dem man die Erfahrung gewann, selbst geprüft. Mit Lord Bacon, Hobbes und Locke eröffnet sich eine selbständige erkenntnistheoretische Forschung. Es mochte scheinen, als würde schon jetzt die Entwicklung zu einer rein auf Erfahrung gegründeten, empiristischen Weltanschauung drängen. Dem entgegen hält der große am Ausgange des individualistischen Zeitalters stehende deutsche Philosoph Leibniz doch an dessen Grundauffassungen fest. Aus seiner Monadenlehre können wir geradezu den Typ der Persönlichkeit des Individualismus zeichnen. Er erkennt ewige Gegebenheiten, Wahrheiten auch dort an, wo sie erfahrungsmäßig nicht zu erweisen sind und nur in seiner Annahme einer unbewußten Vorstellungswelt der Monaden und verschieden großen Apperceptionskraft derselben nähert er sich anderer, subjektivistischer Auffassung. Sein System, niemals voll und klar ausgebaut, hat zunächst keine große Wirkung getan. Wohl aber schritt die rationalistische Richtung, der sich Leibniz nicht mehr bedingungslos hingab, immer weiter fort, führte zur Verachtung alles „blinden Herkommens“, durchdrang den Geist der Rechts-

wissenschaft, bildete die Geschichtswissenschaft zur pragmatischen Staatsgeschichte um, drängte zu Anfängen einer kritischen Kirchengeschichte und zu einer streng verstandesmäßigen Geschichtsphilosophie, drang endlich tief in das Lehrgebäude der Religion selbst ein und wandte sich schließlich, das Programm Leibnizens popularisierend, durch Thomasius und Wolff an die breiten Schichten der Universitätsjugend und der Gebildeten überhaupt. Der Rationalismus vollendete sich zur Aufklärung. Die Universitäten, bisher zurückhaltend, wurden jetzt zu deren Hochburgen, unter Maria Theresia drangen ihre Lehren und Auffassungen nach Österreich, nach dem stockkatholischen Bayern vor. Es war „ein Ergebnis von großer Bedeutung. Es ist das erstemal fast seit der Reformationszeit, daß jetzt eine und dieselbe geistige Bewegung alle Deutschen gleichmäßig zu erfassen beginnt; eine stärkere geistige Einheit der Nation wird wiederum angebahnt, und zwar im bewußten Gegensatze zu dem trennenden Momente der Konfessionen." Dieser ersten Welle der Aufklärungsbewegung folgt — in der Spätmitte des XVIII. Jahrhunderts — eine zweite: angeregt und beeinflußt durch die gleichzeitige englische und französische Entwicklung drängte sie einer Aburteilung des Christentums schlechtweg zu und führte, wie bei König Friedrich II., zum Verzichte auf den persönlichen Unsterblichkeitsglauben oder, wie bei Reimarus und Lessing, zur Verurteilung der Schrift als einer ungeheuerlichen Fälschung. Fast erschreckt zog sich vor solchem Ansturm der Verstandeskultur religiöses Empfinden in die oft krausen Formen des Pietismus, einer neuen Form religiöser Mystik, zurück. Der Rationalismus aber vermaß sich, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Kunst ihre gemessenen Wege weisen zu können. Er verstieg sich zur Theorie von der Lehr- und Lernbarkeit der Künste; am gründlichsten in der Dichtkunst, nicht undeutlich in den bildenden Künsten. Nur mit der Musik wußte er sich nicht Rat.

In den bildenden Künsten übernimmt nunmehr anstatt der Malerei die Baukunst die Führung. In den neuen Baustilen des Barock und Rokoko wird gleichsam die Folgerung aus den Errungenschaften der Malerei, der Bewältigung des Lichtes, gezogen. Im Barock sollen die Bauteile in starker Licht- und Schattenbildung lebendig und zudem eine Massenwirkung erzielt werden. Daher die dunkle Tönung der Farben, weit ausladende Gesimse, stark betonte Fassaden, ein beherrschender, häufig kuppelüberwölbter Mittelraum. Eine architektonische Schwesterbildung der Rubens- und Rembrandtmalerei, entstanden in Italien, übernommen und weitergebildet von Südniederland, wurde der Barockstil, ins innere Deutschland übergreifend, zum richtigen Stile der Gegenreformation. Aber schon mit dem beginnenden neuen Jahrhundert wurde er überholt: durch das Rokoko. In Frankreich war im Zeitalter Ludwigs XIV. die italienische Spätrenaissance zu einem französischen Palaststil ausgebildet worden, der, im Gegensatze zu Italien, die Außenwirkung wenig beachtete, das Innere aber um so reicher ausstattete: zu einem Stil des Innenbarocks. Seine glänzenden Denkmale sind der Pariser Louvre und das Versailler Schloß. Dann trat eine Wendung ein; der alternde Sonnenkönig hatte keine Freude mehr an den prangenden Palästen und wandte seine Vorliebe dem weitgedehnten, durch große

Fenster hellbelichteten Landhause zu. Mit dem reichen Zuströmen des Lichtes verloren die Profile und Töne des Barock den Sinn. Das Wuchtige und Erhabene wurde durch das Anmutige und Spielende ersetzt, helle Farben kamen auf, vor allem Weiß und Gold, die Farben des Rokoko. Und es ist wohl verständlich, wenn hiebei schließlich das Ornament alles wurde. Das Rokoko übte nun die vollste Wirkung auf Deutschland. Es bestimmte den Typus der großen fürstlichen Paläste: Sanssouci, Würzburg, Schönbrunn, das Belvedere. Mit dem Stile kamen französische Architekten, mit ihnen die Liederlichkeit der Mache. Es war der volle Ruin des deutschen Kunstgewerbes. Nur zu einer bedeutenden Leistung erhob es sich noch: der Porzellankunst. Die Schwesterkünste der Architektur, Plastik und Malerei treten ganz in ihren Dienst; sie erscheinen wie kunstgewerbliche Zutaten, Ausfüllsel von Nischen, Wand- und Kuppelflächen. Die Plastik, im Sinne des Barockstils zur Wiedergabe erregter Bewegungen berufen, geriet in Widerstreit mit sich selbst. Der schöpferische Funke der großen Niederländer war erloschen. Man begann schematisch zu schaffen, nach Regeln, gewissermaßen nach Patronen. Ein ungeschriebenes Lehrsystem kam in Geltung, dessen Leitsatz es war, daß die bildende Kunst Nachahmung sei und zu jeglicher Nachahmung fähig sein müsse.

In der Geschichte der deutschen Dichtkunst ist das Jahr 1624 ein Epochejahr. Damals erschien Martin Opitz' Buch von der deutschen Poeterei. Indem es die in Mode gekommene Sprachwidrigkeit des Auseinanderfalls von Wort- und Versakzent verdammte, hat es ein für alle Zeit gültiges Gesetz ausgesprochen. Aber es enthielt auch den verhängnisvollen Satz, die Dichtung sei ein Mittel der Belehrung, eine lernbare Kunst, nach Regeln der Alten, der Römer: erhaben und von großen Formen; ihre Vollendung sei das heroische Epos. Aber das große Epos erschien nicht. Opitz selbst und andere versuchten sich mit größerem Glück in lyrischen Gedichten, ohne daß freilich diese „palladieske" Poesie in ihrer Nüchternheit und Regeltreue besondere Wirkung tat. Einsam ragen über das Heer der in Opitz' Schule gedrillten Verseschmiede einige wenige Dichter vorwiegend religiöser Anlage auf: Johann Scheffler, Paul Gerhardt, Paul Fleming. Die mit Fischart erstorbene Satire erfuhr durch Friedrich von Logau eine oberflächliche Belebung. Für das Drama hatte Opitz gleichfalls die Forderungen fixiert: eine Komödie soll von alltäglichen Sachen handeln, eine Tragödie an Majestät dem heroischen Gedicht gemäß sein. Wie aber sollte der Heroismus zum Ausdruck kommen? Doch nicht in der Nüchternheit Opitzens und seiner Leute? Worin anders also, denn im hohen Pathos? So eröffnet denn schon Paul Gryphius, ein Dichter von wirklicher dramatischer Veranlagung, in seinen Tragödien die Periode des pathetischen Schwulstes, der in den Zeiten der Hoffmannswaldau und Lohenstein auch auf die Lyrik übergriff. Ein „literarisches Barock", noch unleidlicher durch das jämmerliche Welschdeutsch der Zeit, das keine Sprachreinigungsgesellschaft beseitigen konnte und das auch durch den Aufschwung des Romans aus geschwollener Didaktik und meilenbreiter Schwätzerei zu den Schöpfungen Grimmelshausens und Moscheroschs noch lange keine genügende

Korrektur erfuhr. Dem literarischen Barock der „Schlesier" (etwa 1650—1700) folgt das „literarische Rokoko", die graziöse Verständigkeit der Hamburger und Leipziger Dichter des frühen XVIII. Jahrhunderts (etwa 1700—1750). Denn an lokalen Zentren haftet von jetzt ab das Kunstleben. Nicht etwa, wie man wohl meinen möchte, an Wien. Dort stand der Kaiserhof unter spanischem Zeremoniell und welschem Geschmack und die Bürgerschaft wird von Lamprecht in hartem, aber leider nicht ungerechtem Urteil „einer tödlichen Vorliebe für das Niedrig-Lustige und Rohe" beschuldigt.* Die Kunstform, die das musikfreudige Wien vor allem zu schaffen berufen war, eine deutsche Nationaloper, entstand nicht hier, sondern in Hamburg. Dort wurde 1678 das erste deutsche Operntheater begründet. In den lyrischen Gedichten von Brockes und Hagedorn aber, echter Hamburger Kinder, schuf die verständig-graziöse Richtung der Poesie in Deutschland überhaupt das Beste, was ihr gelang. Wie die Lyrik in Hamburg, fanden Epik und Dramatik Pflege in Leipzig. Dort erwuchs ein Dichterkreis, der sich mit Abscheu vom Schwulste der Schlesier abwandte und das rechte Vorbild für die deutsche Poesie in der französischen Dichtung zu finden glaubte. Führer dieser Richtung wurde der begabte und rücksichtslose Gottsched, zugleich der energischeste Vorkämpfer der Theorie der erlernbaren Dichtkunst. Der Kampf gegen diese mußte zu einem persönlichen Kampfe gegen ihn werden.

Und der Kampf blieb nicht aus. Das beginnende Aufkommen eines neuen, dem Verstande abgewandten, dem Gemüts- und Phantasieleben hingegebenen Seelenlebens findet den deutlichsten Ausdruck in der Musik. Im XVII. Jahrhundert — der großen Zeit des Geigenbaues — war in Italien die Instrumentation zu ungeahnter Entwicklung gebracht worden und hatte die Richtung der Musik auf die harmonisierte freie Melodie zur Ausarbeitung einer förmlichen Akkordlehre geführt; nun erstehen an der Schwelle des individualistischen Zeitalters der deutschen Nation zwei große Meister, beide im Besitze der Herrschaft über alle Errungenschaften der neuen Musik, die „mit der Vollreife der Kunst der Vergangenheit die ahnungsvolle Wiedergabe von Wirkungen des Kommenden verbanden", Händel (1685—1759) und besonders Bach (1685—1750). Und es regte sich auch in den anderen Künsten. Gegen die Tyrannei Gottscheds, in der die herrschende Theorie von der Lehr- und Lernbarkeit der Poesie den greifbaren Ausdruck fand, wandten sich die Söhne eines von altersher phantasiebegabten deutschen Stammes, die Schweizer Bodmer und Breitinger. Sie begriffen die vollständige Falschheit jenes Satzes, und es ist ihre große Tat — mochten sie sich sonst alten Vorurteilen wenig oder nicht entringen — mit allem Nachdruck für die Wahrheit eingetreten zu sein,

* VII., 1., 294. Gleichwohl darf der Österreicher Klage führen, daß seine Heimat etwas obenhin behandelt worden ist. Sind die Barock- und Rokokobauten unserer Stadt keiner sorglicheren Erwähnung wert? Warum kein Wort über die Karlskirche, dieses vielleicht großartigste deutsche Baudenkmal seiner Art? Ist es billig, die lebhafte künstlerische Tätigkeit im Zeitalter Karls VI. mit ein paar flüchtigen Worten abzutun?

daß die Dichtkunst im Grunde der Einbildungskraft und nicht im Verstande verankert liege. Sie behielten, wie jedermann weiß, den Sieg. Die neue, hellenistische — nicht mehr römische — Richtung im Betriebe der klassischen Studien konnte der schweizerischen Richtung nur förderlich sein. Aber entscheidend war der Sieg der Schweizer nicht. Das Bild des literarischen Schaffens ist noch ein recht buntes. Noch war eine unmittelbar an die französische Klassizistik anknüpfende Richtung sehr stark, die Friedrich dem Großen jede Freude an deutscher Literatur verleidete; daneben eine schwache deutschnationale Unterströmung und sentimentale Elemente da und dort; in Leipzig selbst, von Gottscheds Tyrannei befreit, die Schar der „Bremer Beiträger", eigenartige Talente, aber teils zu früh hingegangen, teils nicht ausgereift. Erst Klopstock rief mit dem gemütvollen Pathos seiner „Messiade" das erlösende Wort in diese Welt hinein. Zugleich war auch auf dem Felde der bildenden Künste ein bedeutsamer Schritt geschehen. In seinem „Laokoon" steckte Lessing die Grenzen der Malerei und Dichtung ab und legte den Irrtum des Satzes klar, daß Malerei stumme Poesie sei; wie sollten bildende Kunst, die Kunst der Körper, und Dichtkunst, eine Kunst der Handlung, sich desselben Ausdrucks bedienen können? Er zeigt, daß die Nachahmung der beiderlei Künste eine verschiedene sein müsse, ohne freilich über diese Scheidung hinauszukommen. Näher kommt er noch dem Wesen der Dichtkunst. Mit glänzender Dialektik verficht er die Auffassung, daß die von Aristoteles geforderte Einheit des Dramas nicht äußerlich, nach Raum und Zeit, im Sinne der Franzosen, sondern innerlich, im Sinne der Engländer, zu verstehen sei. Zum Begriffe der modern-tragischen, psychologischen Schuld aber drang er nicht vor, sondern blieb in der Auffassung des antiken Dramas befangen. Nur in seiner „Minna von Barnhelm" gelang ihm, gewissermaßen über sich selbst hinaus, ein Werk im Sinne der modernen, subjektivistischen Zeit. Es war das Schicksal des großen Aufklärers, daß er das Land der Zukunft zwar ahnen, aber nicht schauen konnte.

* * *

In einem Schlußwort, „von einer letzten hohen Klippe", blickt Lamprecht noch einmal rückwärts in das Land des Individualismus. Er faßt noch einmal die Regungen des neuen Zeitalters in einer Überschau zusammen: die pietistischen Tendenzen des Luthertums, die dieses und damit Norddeutschland in den Vordergrund der ferneren deutschen Entwicklung drängten, die subjektivistischen Momente in der Weltanschauung Leibniz', in der Musik, in der Dichtung. Ist aber darum die Welt des deutschen Rationalismus für uns Menschen von heute verloren? Mit nichten. Bis heute erfüllt gerade uns Deutsche ein vorwiegend rationales, auf Lehren und Lernen statt auf Erziehung gerichtetes Bildungsideal, noch üben mechanistische Naturbetrachtung und Naturwissenschaft die ungeheuersten Wirkungen und noch lebt — damit auch diese Seite nicht fehle — im Philisterium der Kleinbürger unserer Städte etwas von der gezierten, in ihrer Verständigkeit selbstgefälligen bürgerlichen Kultur der individualistischen Zeit nach.

Eros-Thanatos.

Novelle von Richard Schaukal.

Eros hat dich erspäht: du folgst dem lieblichen Knaben.
Lächelnd geleitet er dich: plötzlich erkennst du den Tod.

(Schluß.)

Die Tafel war hinter dem Schlosse im Freien gedeckt. Der Platz der Gräfin glich einer Blumenlaube. Man hatte einen chinesischen Kaminschirm mit Gewinden bekränzt. Die zuhöchst angesteckten, lauter rote Rosen, sammelten sich wie ein Dach über dem Sitze. Der Kammerdiener war, nach einem letzten beherrschenden Blick über die Tafel hin, zu melden gegangen, daß man bedient sei. Die Gesellschaft befand sich, in Gruppen aufgelöst, in dem höher gelegenen Teile des alten Parkes. Die Herren boten den Damen die Hand und geleiteten sie die sanft absteigenden Wandelwege hinab, an getürmten Felsgruppen vorbei. Vor einem auf der Muschel blasenden pausbäckigen Götterknaben blieb Frau Gurnemann stehen, das schlohweiße Musselinkleid über dem weißen Seidenstrumpfe zierlich mit der Linken gerafft: „Er bläst heute den Triumph ihrer Ehe, Gräfin Elvire.“ Sie wandte das kecke Profil über die Achsel weg nach der Angesprochenen, die der Baron führte. Der Graf, der mit der Baronin voranschritt, hielt an. Die Baronin sagte ganz laut: „Man hört ihn nicht.“ Niemand konnte die heftige Röte entgehen, die die Wangen der Gräfin heiß bis in die Schläfen hinauf überflog. Sie zwang sich zu einem Lächeln. Die große schöne Frau fand kein Wort der Entgegnung. Der Baron winkte seiner Gattin verlegen zu. Der Graf blickte Jolanthen an. Sie hielt den Blick aus . . . . .

Die rote Reihe der Lakaien faßte die Sessellehnen an und neigte die gepuderten Locken.

Der Fähnrich von Turneck wandte bei Tische kein Auge von der Gräfin. Er schob sogar die weitgebauchte Vase etwas zur Seite, die ihm den vollen Ausblick auf sie hemmte. Doch errötete er, da er sich seiner Ungeschicklichkeit sofort bewußt geworden war. Der Kapitän hatte sich's nicht nehmen lassen, ihn selbst an der Hand der Hausfrau aufzuführen. Er war ein zarter Junge. In seinem milchweißen, regelmäßigen Gesichte glänzten die Augen wie zwei dunkle, feuchte Früchte. Er hatte die kleinsten Füße, die wohl je ein Fähnrich besessen haben mochte. Kaum um eine Spanne waren sie länger als die der stattlichen Gräfin. Als sie ihm die Hand reichte — der Aufruhr der bekämpften Bewegung stand ihr wie eine Flamme unter den Wimpern — zitterte diese einen Augenblick. Der Fähnrich nahm's für ein gutes Omen. Er küßte die schmale Hand, inniger, als es die Gräfin sonst verstattet haben würde. Jetzt saß er in lodernder Glut und trieb, da er des Weines nicht schonte, die Lohe nur immer höher und höher empor. Er liebte begehrend, mit dem wilden Willen rascher Jugend.

Gurnemann seinerseits ward zusehends verstimmter. Er, der gewohnt war, in gelassener Muße selbstgefällig der Gräfin zu huldigen, der in Duetten ihr als Sänger, dann wiederum, das Buch in der Hand, aus dem er Hymnen und Oden vorlas, als ein Gestalter, ein Dichter fast, sich ihr genähert hatte — so erschuf er den Augenblick, — fand sich heute wie von einem Feinde gedrängt. Unruhig wandelte sein Blick die Tischgenossen entlang. Seine gepflegte Hand zerknüllte das weiße Gebäck. Sein Fuß, ermutigt durch den Kampf um das Vorrecht, wagte sich an den Seidenpantoffel der Nachbarin. Hastig,

empört, gewarnt vor diesem Gatten des verdächtigten Weibes, zog die Gräfin das schlanke Bein zurück. Gurnemann erbleichte. Er fühlte einen Sieger über sich .... Da trank mit ehrehrbietiger Neigung, doch die verhaltene Leidenschaft im Blick und um die sanft gebräunte Lippe, der Fähnrich der Hausfrau zu. Sie dankte, indem sie an ihrem Glase nippend, hinüberschaute. Gurnemann schien's ein Einverständnis. Er rückte den Stuhl ab ... Der Kapitän bestritt aufgeräumt das Tischgespräch. Er höhnte über täppische Sitten mancher dem Kreise nicht ganz unbekannt gebliebener Landstädter. Nie war er herber, als wenn er verurteilte, was er selbst an sich einst zu überwinden gehabt hatte. Graf Paris leitete den Kaskadenbach persönlichen Spottes in das behagliche Bett allgemeinerer Verhältnisse. Da kam an den Fähnrich auch die Gelegenheit, sich lauter vernehmen zu lassen. Er sprach hinauf zur Stirnseite, befeuerte seinen Witz an beifälligen Blicken. Die Gräfin ließ auf dieser Insel lautrer Kraft die Seele ausruhen. Ihr ekelte heute vor dem Kapitän. Gurnemann haßte sie geradezu. Der Unglückselige unternahm es gar, in vertraulichem Flüstertone sie gewissermaßen an Beziehungen zu mahnen, die sie eben jetzt durchaus nicht gelten zu lassen gestimmt war. Mit unmäßig erhöhter Stimme, kalt, ja schneidend, mit einem verachtenden Blicke strafte sie ihn, lieferte den Flüsterer der allgemeinen Aufmerksamkeit in peinlicher Weise aus. Frau Gurnemann nahm's mit Genugtuung auf. Sie ahnte dieses schöne Bild ichsüchtigen Friedens verschattet, vielleicht zerstört. Ihrem eitlen Manne aber gönnte sie jede Demütigung, umsomehr, als sie ihm gegenüber, den sie nicht willig ertrug, sich schuldig zu fühlen, tief begründeten Anlaß, aber nicht die geringste Lust empfand. Die Baronin zürnte Paris noch immer, daß sie sich hatte zu einer Versöhnung willig finden lassen, so kalt gemessen diese auch vor sich gegangen war. Der junge Vikar am untern Ende der langen Tafel — es saßen noch unterschiedliche Gäste daran — beobachtete stumm die Runde. Kaum daß er hie und da auf offenbar mitleidige Fragen seiner Nachbarin, einer hochgewachsenen Base des Hausherrn, antwortete, die ihn durch ihre dunkeläugige sicher-kalte Gegenwart eher verwirrte, als ganz zu sich selbst gelangen ließ. Komtesse Fanni hatte allen Grund, sich über ihren zweiten Nachbar, den knabenhaften Fähnrich, zu beklagen, der, im Dreiviertelprofile nach oben hin gerichtet, ihrer kaum achtete. Den Kapitän aber, der sich ihr oft vertrautlächelnd zuwandte, mochte sie längst nicht leiden. Sie ahmte ihm sonst gerne nach, wie er hochtönende Namen mit Behagen aussprach, als genösse er saftige Speise.

Im nachmittagskühleren Gange, zwischen beschnittenen grünen Wänden längs des weitgestreckten Beckens der Neptunfontäne, war es Gurnemann gelungen, Seite an Seite mit der Gräfin sie ihren Schritt etwas verzögern zu machen. Aber als er, neuerlich unbesonnen, schüchterne Vorwürfe wagte, enteilte sie ihm und nahm mit Bestimmtheit den Arm des erbebenden Fähnrichs.

Gurnemann stand, klein, kurzhalsig, hochschultrig, einen Augenblick still. Dann machte er kurz auf den Haken kehrt und schritt mit der Gebärde eines Schlüssigen hinweg. Am Flusse ward Anstalt zur Theaterunternehmung getroffen. Er mischte sich anordnend unter die Bediensteten, geriet mit dem Kapitän in leichten Streit, schrie einen Bootsknecht unwirsch an und brach sich an einem Laternenpfahle des Gerüstes den schön gespitzten Nagel des rechten Zeigefingers. Nun war seine Wut völlig.

Am Arme der schweigenden Gräfin war der Fähnrich — er zitterte von der Zehe bis zum Scheitel, der Schweiß drohte ihm aus allen Poren hervorzubrechen, — unwissend,

ob er führe oder geführt werde, in den dunkelsten Teil des weitläufigen Parkes gelangt. Seine Gedanken waren, wie eine Tigerkatze alle ihre Sehnen zum Sprunge spannt, auf das einzige Ziel gerichtet: diese wunderschöne Frau zu besitzen oder — so schoß seine wilde Jugend kopfüber durchs Ziel — den Tod zu finden. Die bis an die Grenze des Wahnsinns stürmende Erregung seiner Pulse hatte sich der sonst so ruhigen Frau mitgeteilt. Auch ihr Blut brannte. Sie war sich des Aufruhrs ihrer aus dem Schlaf gescheuchten Sinne nicht bewußt. Das Weiblichste in ihrem ihr deutlichen Empfinden schien gehässiger Unmut gegen den Verräter von Gemahl und die willigen Frauen, seine Mitschuldigen. Ihr unklares Denken schloß immer wie ein tragischer Refrain mit dem Wunsche „Rache". Der Fähnrich schwieg. Als ob er gefühlt hätte, daß ihm, öffnete er nur den Mund, das Herz entschlüpft wäre, hielt er den immer wilder emporsteigenden Feind im Busen krampfhaft nieder. Daß dieser stärker wäre als sein bangender Wille — seine Feigheit, nannt' er's knirschend —, wußte er schon. Wollüstig ließ er ihn heranwachsen. Seine Augen verdunkelten sich von innen heraus, als er an einer Wendung des Weges der Gräfin zögernd um die Profillinie herum und vom Ohr hinab in den Nacken sah, hinter dessen weichem Flaume die Sonne sich langsam senkend brannte. Unruhig wandte die Hohe den schlanken Hals. Da trafen ihre Augen die seinen, sie hielten einander fest. Noch kämpfte jedes mit Widerständen. Aber siegreich blieben diese fester und fester zusammenwachsenden Blicke .... Er hielt sie in seinen Knabenarmen und schluchzte vor schmerzendem Glück. Der Gräfin schlug das Herz bis in den Hals. Sie hatte die Augen geschlossen, ließ eine flammende Dunkelheit wie einen Vorhang niederrauschen über Ereignissen, deren jähen Sturz aufzuhalten, sie sich nicht für fähig hielt. Wie eine Ertrinkende verschwand sie in den Wogen einer nie geahnten Leidenschaft ... In ihm aber jubelte eine grelle Fanfare, und unwillkürlich sang er leise mit einer heisern Stimme, die aus den kochenden Tiefen der Sinne stieg, die stürmenden Takte eines Reiterliedes. Wie er sie ergriffen, wie er diesen unter dem knisternden Atlas gleich dem Edelwild mit den Flanken zitternden Leib sich unterworfen hatte, der sich an ihn drängte, als suche er eins zu werden mit der stählernen Härte seines überschlanken Körpers: er wußte es nicht. Es war Raub, wie Feuer raubt, aufbäumend, lodernd, verzehrend ... Nun hielt er die Frau, die als eine Diana seiner Einbildungskraft erschienen war, abweisend in ihrer majestätisch-kühlen, Lächelns ungewohnten, großlinigen Art, — aufgelöst, ein süßes seliges Kind, das sonst so frei und gebietend getragene Haupt an seiner Brust, die warmen Finger um sein Handgelenk geschmiegt, haltlos, dankbar, leise schluchzend in der Seligkeit der unbedingten Darbietung. Das Weib in Gräfin Elvire war erwacht, nackt lag es mit weichen Gliedern, zärtlich, reizend, demütig am Herzen des Lebens ... Die Sonne stand tiefer zwischen den Baumkronen. Plätschern erhob sich. Sie hatten seiner nicht geachtet. Und wie sie nun beide den glückgebrochenen Blick in süßer Müdigkeit an der Urne hinanstreifen ließen, in die aus dem bronzenen Löwenhaupte das reine ruhige Wasser fiel, tauchte langsam die Welt herauf, lautlos, schattenhaft wachsend, und beschloß den unermeßlichen Horizont des Gefühles. Da fuhr die Gräfin mit beiden Händen zum verstörten Haarbau empor ...

Der Graf, in Gesellschaft Jolanthens, fühlte sich einigermaßen unbequem. Ihm war es darum zu tun, die Baronin völlig auszusöhnen. Daran hinderte ihn Frau Gurnemann. Die Eitle war nicht willens, mit einer Alkovenfreundschaft sich zu bescheiden: sie verlangte

Triumph im vollen Sonnenlichte der Sozietät. Der Graf seinerseits war nicht abgesinnt, die leicht Eroberte der Baronin hinzuopfern, dachte er doch die Zugängliche leicht wieder vom Augenblick und seinen Wonnen zu überzeugen. Mehr war ihm an der Baronin Freundschaft zu seinem Hause als an der Amour gelegen, die ihn flüchtig mit der Gurnemann verband. Die Baronin und seine Frau sollten im Leben noch eine weite Strecke zusammen gehen. Wohin die Woge die hübsche Jolanthe werfen mochte, war ihm im Innersten gleichgültig. Schon spitzte sich die Situation wieder bedenklich zu. Die Gräfin war verschwunden. Die Baronin mußte sich für doppelt vernachlässigt halten, umsomehr, als sie ein Opfer gebracht hatte, das schwer und schwerer ihr Selbstbewußtsein belastete. Aber auch Frau Gurnemann empfand, daß heute mehr auf dem Spiele stand als körperliche Zuneigungen: ihre Stellung in diesem Kreise. Sie hatte sich — so ward's ihr, noch dunkel zwar, doch langsam immer deutlicher gegenwärtig — durch die Hingabe nicht, wie sie vielleicht vorübergehend hatte glauben mögen, den Grafen Paris und sein Haus gesichert, hatte im Gegenteil — ihr kleines, braunes Gesicht überzog die wachsende Röte des Unmuts — durch diesen Schritt der sorgfältigst gepflegten Beziehung in ihrem Kern geschadet. Es galt, alles zu retten. So kämpften beide Frauen einen heftigen Kampf gegeneinander, indem sie, jede für sich, die Ereignisse dieses Tages, instinktiv mehr als verstandesmäßig, überflogen. Der Graf stand mitten inne und empfand die drohende Nähe dieser geballten Atmosphäre. Entschlossen verließ er Jolanthen, sich der Baronin anzutragen. Er verschaffte der verblüfften Frau einen offenbaren Sieg, indem er sie am Arme mit rascheren Schritten weiterführte. Die Niederlage war für Frau Gurnemann vollständig, da sie sich dem Kapitän überlassen fand, indem der Baron es vorzog, mit Gräfin Fanni zu plaudern: er war Frau Jolanthen und ihrer unausgeglichenen Art gegenüber seiner selbst nie ganz sicher. Der Kapitän, verstimmt, aus den Regionen des Geblütes in das der Geduldeten zu geraten, wie denn gesellschaftliche Streber immer äußerst feinfühlig gegen Ballast sind, schritt stumm neben Frau Gurnemann einher. Ihrem Gatten waren einige der jüngeren Herren an den Fluß gefolgt. Der Rest der Gäste verweilte in den Gewächshäusern. Der Pfarrer hatte sich, unbehaglich, verzogen.

So kam es, daß Gurnemann, als er, die Gesellschaft ans Wasser zu holen, zurückkehrte, niemand im Rondell fand. Verstimmt und unschlüssig ging er umher. Er stieß auf den Fähnrich, den die Gräfin, plötzlich gewarnt, gebeten hatte, möglichst unbefangen zu den übrigen sich zu gesellen.... Sie selbst war auf einem Umweg in das Schloß gelangt und saß nun erschöpft vor dem Spiegel des Trumeaus. Die Fenster standen offen. Das Abendrot brannte über den Gipfeln der Platanen. Ein leichter Lufthauch strich herein. Sie schloß träumend die Augen. Ein paar verwelkte Blumen glitten aus ihrem Gürtel unter dem Busen . . .

Der Fähnrich sprach mit krampfhafter Laune auf Gurnemann ein. Als dieser nach der Gräfin fragte, erhielt er eine verlegene Antwort. Ein Argwohn, den seine Eitelkeit nicht eingestehen mochte, stieg in dem Übelgestimmten auf . . . Schon kündete Fackelschein vom Flusse her den Beginn der Darstellung. Ein Chor erscholl. Graf Paris sammelte die kleine Gesellschaft. Man fahndete nach der Hausfrau. Niemand wollte sie gesehen haben. Der Graf sandte einen Bedienten ins Schloß. Frau Gurnemann trat an ihn heran, gewillt, ihn nicht mehr freizugeben. Er wich ihren fast drohenden Blicken aus. Doch hielt sie sich an seiner Seite. Der Kapitän bot der Baronin den Arm und war sofort in den

aufgeräumten Ton geraten; der Wissenden ankündigte, er befinde sich in der ihm genehmen Atmosphäre. Die Gräfin erschien. Gurnemann, bleich vor Aufregung, stellte sie mit seinen Augen zur Rede. Ängstlich verfolgte der Fähnrich ihre Bewegungen. Die kurze Zeit, die zwischen der leidenschaftlichen Szene und dieser Begegnung lag, hatte sich ihm mit Ewigkeiten gefüllt.

Man war an das Ufer gelangt. Sitze warteten der Gäste. Die Bedienten hielten Mäntel in Bereitschaft. Die Fackeln warfen einen zitternden Schein auf die stummen Fluten. Eine Fähre legte an. Gurnemann zögerte ... Da wandte sich die Gräfin. Nur ein Augenblick war's, aber wie ein Tiger hinter ihm her, hatte Gurnemann ihn gepackt, diesen flüchtigen Blick, der zärtlich-vertraut den Fähnrich suchte. Der Gräfin schlug das Herz gewaltig. Sie wußte von der Gefahr. Sie sah den ergrimmten Feind. In Gurnemanns Antlitz waren alle Muskeln gestrafft. In dieser Qualminute fand die sonst so Unberatene, was einzig taugen konnte: sie ließ ihr Auge in dem Gurnemanns verweilen, zwang sich mit übermenschlicher Anstrengung zu einem Lächeln. Gurnemanns Krampf entspannte sich. Noch zögerte er. Da gewann ihr Lächeln Sicherheit. Der Kopf schwindelte ihm. Und das Lächeln warb ... Aber auch Frau Gurnemann, der sich Graf Paris geschickt entwunden hatte, war dieses Lächeln nicht entgangen. Sie sah ihres Gatten Unterliegen, sah die Schöne, Gehaßte Siegerin über den kleinen, verachteten Mann. Wehrlos stand sie. Ihr Busen flog ... Der Kapitän mahnte jovial den Hauptakteur an seine Rolle. Gurnemann sprang auf die Fähre. Die Gräfin ließ sich völlig ermattet in einen der leichten Stühle nieder. Der Graf trat vor und kündigte, ihre Hand ergreifend und küssend — sie ließ sie ihm willenlos — mit launigen Worten das Spiel an ... Kaum hatte er einige Sätze gesprochen, als ihn ein Geräusch von der Fähre her unterbrach. Man strengte sich an, zu sehen, was es gäbe. Die Fähre war in den Schatten gelangt. Gurnemann, in der heftig erregten Stimmung, die ihn bezwang, war, auf dem Floße vorwärts eilend, mit der Bewegung des langsam wieder herangeruderten Fahrzeuges in Gegensatz geraten und gestrauchelt ... „Es ist nichts!" rief er herüber, da der Graf mit mächtiger Stimme — er warf seine Unruhe so von sich in die Luft — anfragte.

Die Fähre schwamm näher. In einem weißen Mantel stand Gurnemann an der Längsseite. Die Mandolinen begannen. Sonst herrschte Schweigen. Nur die Wellen kämpften gurgelnd gegen das Hindernis der durch das Einstemmen der Ruderstangen gestauten Fähre.

Während Gurnemann sang, bemühte er sich, das Dunkel am Ufer zu durchdringen, das bei dem verstärkten Scheine der an Bord der schwimmenden Bühne allmählich reichlicher entzündeten Fackeln nur immer tiefer drüben herauswuchs. Einen Augenblick glaubte er den Fähnrich zu erkennen, dessen schmales Gesicht sich hinter den Schultern der Gräfin hervorbog. Er herrschte den Knechten an, näher hinanzufahren. Der Nachtwind rauschte durch die Kronen der alten Bäume. Wie magnetisiert verfolgte die Gräfin Gurnemanns Bewegungen. Die Worte seines Liedes verklangen vor ihren Ohren. Die Fülle solcher Stunden machte ihr Herz heftiger und heftiger schlagen. Sie fühlte ihre Sinne schwinden. Die Schatten der Fackeln zuckten über den Wellen. Die Bäume schienen sich bis auf sie herabzuneigen. Drohend schimmerte ihr Gurnemanns gespenstisch bleiches Antlitz entgegen. Mit einem leisen Aufschrei sank sie in Ohnmacht ... Wie ein Rasender schwang Gurnemann sich an den Rand der Fähre. Er sah den Fähnrich zu Füßen der Gräfin. [illegible]

Sinnes, schienen ihm die Leute nicht schnell genug zu rudern. Mit einem verzweifelten Satz erreichte er das Ufer, glitt an ihm aus und versank im Wasser. Nun drängte alles zum Flusse. Den Jüngling von seiner Frau fortschiebend, versuchte Graf Paris die Bewußtlose zu sich selbst zu bringen. Der Kapitän hatte eine Ruderstange erfaßt, an der er die Fähre rascher heranzog. Gurnemann schien unter diese geraten zu sein. Der Fähnrich, ausgeschlossen von der Geliebten, im allgemeinen Tumulte seiner selbst kaum bewußt, warf sich in den Strom. Es gelang ihm, Gurnemann zu erfassen, den der weiße Mantel, schwer ihn umwindend, hemmte. Atemlos, den Mund voll Wasser, gurgelnd, klammerte sich dieser an ihn an. Da drang gerade die Fähre mächtig an die Ringenden. Gurnemann hatte den Fähnrich an der Kehle erfaßt. Wie im Wahnsinn drückte er zu. Der Jüngling sank unter. Die Fähre — an der jetzt Gurnemann sich fing — ging über ihn hinweg. Die trampelnden Schiffer schrien. Mit Zischen verlöschten einige Fackeln stürzend im Wasser ... Als die Gräfin die Augen aufschlug, erblickte sie den schnell geborgenen Toten. Man hatte den Mantel über seinen Körper gebreitet, die gräßlich verzerrten Züge noch nicht bedeckt. Neben der Leiche stand Gurnemann, vor Kälte zitternd. Der Kapitän, mit gesenkten Mundwinkeln, hielt eine Fackel — — —

Stephan Milow.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag am 9. März 1906.

Von Dr. Moritz Necker.

Es sind nun schon viele, viele Jahre her, fast drei Jahrzehnte, daß ich die persönliche Bekanntschaft Stephan Milows gemacht habe. Der Zufall hatte mir zwei seiner ersten Bücher, lyrische Gedichte und Novellen (aus dem Verlage von Georg Weiß in Heidelberg, dem Verleger Ferdinand von Saars) in die Hände gespielt, und die Intensität des lyrischen Gefühls, wie die fast quälerische Strenge in der Analyse eines dem „armen Spielmann" verwandten, dem Leben nicht gewachsenen Charakters im „Anton Frank" hatten einen so starken Eindruck auf mich gemacht, daß ich, nach junger Leute Art, die persönliche Bekanntschaft des Dichters suchte. Als mich im Vorfrühling der Weg nach Graz führte, säumte ich nicht, den kurzen Ausflug nach Ehrenhausen zu machen, wo Milow damals in ländlicher Zurückgezogenheit mit Frau und Kindern lebte, und verbrachte beinahe zwei Tage bei ihm. Der Eindruck, den ich damals von ihm und seinem Heimwesen empfing, ist mir noch heute gegenwärtig. In den Räumen des einfachen Landhauses herrschte eine wahrhaft holländische Sauberkeit. Am Dichter selbst fesselte mich zunächst sein charakteristischer Serbenkopf: glänzend schwarzes Kopfhaar, eine schmale, schön geschwungene Nase mit buschigen Brauen und starkem Schnurrbart, das ganze Profil scharf, leuchtend dunkle Augen. Alles an diesem Kopfe verkündigte seelische Energie; aber der schlanke Mann, dem man noch immer den gewesenen österreichischen Offizier anmerkte, durfte nicht viel stehen und gehen. Er war nicht geradezu gelähmt, nur war sein Nervensystem so geschwächt, daß es nicht viel Arbeit leisten konnte. Im Zimmer bediente sich Milow eines Stockes; in den Wagen, mit dem wir einen kleinen Ausflug machten, konnte er nur mit fremder Unterstützung steigen. Was wir alles in den flüchtigen Stunden des Beisammen-

seins geplaudert haben, ist mir nicht mehr in Erinnerung; wohl aber blieb darin der allgemeine Eindruck seiner Persönlichkeit haften. Klagen über sein Leiden äußerte er nicht. Bei all seiner Urbanität fühlte man aber, daß man es mit einer reich gebildeten, in sich abgeschlossenen, von außen schwer zu bestimmenden Persönlichkeit zu tun habe. Sehr gern sprach Milow von der Musik, die er eifrig pflegte. Besonders liebte er Richard Wagner und äußerte seinen Unmut über dessen Gegner in Wien, wo ja damals gerade der Kampf für und gegen ihn am heftigsten tobte.

Seit jener Zeit hat Stephan Milow viele Bücher geschrieben. 1886 erschien die Gesamtausgabe seiner Gedichte, auf die 1889 noch eine Sammlung: „Aus dem Süden" folgte, 1897 die kleinen Erzählungen in Versen: „Höhen und Tiefen". Die während der Kriegszeit 1866 entstandenen Elegien „Auf der Scholle" (gedruckt 1867) gab er 1885 reichlich vermehrt, unter dem Titel „Deutsche Elegien", neu heraus. Auch dramatisch hat er sich versucht: 1888 mit dem Trauerspiel „König Erich" und mit dem Schauspiel „Getilgte Schuld". Als Erzähler mit dem Roman: „Lebensmächte" (1890) und den Novellen: „Wie Herzen lieben" (1887) und „Frauenliebe" (1893). Zuletzt noch (1896) veröffentlichte er eine rhapsodische Dichtung: „Ein Lied von der Menschheit". . . . An Fleiß ließ es Stephan Milow demnach nicht fehlen. Sein Gesundheitszustand hatte sich seit der Übersiedlung nach Görz (1880) erheblich gebessert; nun konnte er doch sogar längere Spaziergänge machen und andauernd arbeiten. So oft ich aber ein neues Buch von Milow las, stand mir sein in Ehrenhausen erworbenes Bild vor der Seele: der weltabgekehrte, einsame Idealist mit den überzarten Nerven.

Gelegentlich erfuhr ich auch, daß es mit dem Serbentum Milows schon so weit her ist, daß man kaum mehr davon sprechen kann. Schon im Hause seines Großvaters wurde Deutsch gesprochen. Dieser war 1791 aus Poscharovaz nach Österreich eingewandert, und unser Dichter kam als Sohn des k. k. Kordonkommandanten Majors v. Millenkovics am 9. März 1836 in Orsova zur Welt (den Familiennamen hat Milow im bürgerlichen Verkehr bis heute festgehalten). Zwei Jahre später übersiedelte der Vater als Oberst nach der Savefestung Brod in Slawonien, und im dreizehnten Lebensjahre kam Milow in die Kadettenschule nach Olmütz. Nach drei Jahren verließ er sie, um bei einem in Wien stationierten Linienregiment als sechzehnjähriger Leutnant eingereiht zu werden. Hier empfing er die entscheidenden Impulse seiner Bildung. Er studierte Spinoza und Schopenhauer, welch letzterer für seine Weltanschauung so wichtig wurde, besuchte fleißig das Burgtheater, gewann literarische Freunde, zu deren ältesten Ferdinand v. Saar, der ja auch schon als Leutnant zu dichten begonnen hatte, und Ferdinand Kürnberger gehörten. In Wien gelang es Milow endlich auch, den seinen Neigungen wenig entsprechenden Dienst bei der Truppe mit einer Stellung im militärgeographischen Institut zu vertauschen. Er brachte es daselbst bis zum Hauptmann, mußte aber 1869 wegen Kränklichkeit die Stellung aufgeben und sich zurückziehen. Seit 1865 ist er mit Baronin Else v. Reichlin-Meldegg vermählt; der glücklichen Ehe entsprossen zwei Söhne.

Stephan Milows Serbentum ist demnach in der Tat schon recht sehr verdünnt, und es dürfte auch dem scharfsinnigsten Rassenpsychologen schwer fallen, es in seiner Dichtung ausfindig zu machen.

Milow ist der Dichter der Resignation und der Kontemplation. Stimmungen dieser Art hat er mit Vorliebe gezeichnet. Doch ist sein Pessimismus grundverschieden von dem

eines Byron oder Heine, die ihre Zeitgenossen mit der Geißel blutiger Satire peitschten, verschieden auch von dem „Entrüstungs-Pessimismus" eines Ibsen oder Zola, die gegenständlicher waren. Zwar schreibt Milow mitunter ein Gedicht wie seinen „Kolumbus", worin er den großen Weltentdecker nicht auf der Höhe seines Glückes, sondern in jener erschütternden Lage seiner allerletzten Lebenszeit vorstellt, wo Kolumbus von einem undankbaren Geschlecht mit Ketten beladen wurde. Im allgemeinen ist Milows Weltschmerz doch mehr das Produkt eines überzart besaiteten Gemütes, eines „Hyperzephalen", wie Emerich du Mont vor mehr als zwanzig Jahren im Buche „Der Fortschritt im Lichte Darwins und Schopenhauers" den Typus mit besonderem Hinblick auf Milow konstruierte, und der ungefähr dem entspricht, was später mit Dekadenz und von Lamprecht mit „Reizsamkeit" bezeichnet wurde. Der Dichter ist zu hellsichtig, zu empfindsam, um sich im gemeinen Alltagsleben mit dessen Jagd nach dem irdischen Vorteile und Genuß wohl fühlen zu können.

> Der Weise wird weltabseits sinnend wandeln,
> Doch etwas Blindheit fördert kräft'ges Handeln —

sagt er vom Mann der Tat. Goethe sagte: „Der Handelnde ist gewissenlos". Schopenhauer steigerte noch durch seine Metaphysik, durch die radikale Unterscheidung der Bejahung und Verneinung des Willens, dieses Gefühl des Zwiespalts bei seiner Zeit und insbesondere bei Stephan Milow. Und wie Schopenhauer einst schon auf den Dichter des „Goldenen Vlieses" eine so gewaltige Wirkung ausübte (das ist jetzt geradezu bewiesen, seitdem Fritz Strich die Anregungen Volkelts über Grillparzers Verhältnis zum Philosophen weiter verfolgte und es ausführlicher beleuchtete), daß er lange Zeit brauchte, um sich von seinem Banne zu befreien, so erging es auch dem um mehr als ein Menschenalter jüngeren Lyriker. Über den unversöhnbaren Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, von Genuß und Entsagung, von Handeln und Gewissen kommt er lange nicht hinweg. Sich selbst, insofern er Dichter ist, empfindet er als den Gegensatz der Weltkinder, der beim Gastmahl des Lebens zu kurz kommen muß, der aber auch gern verzichtet und entsagt, wenn er nur Schönheit schauen, sich selbst genießen kann. Zeichnet Milow wie im Schauspiel „Getilgte Schuld" einen edlen Menschen, den begabten Ingenieur Brandt, so läßt er ihn nicht etwa das Geld verachten, sondern nur weltfremd kein Verständnis für geschäftliche Dinge haben und mit nur allzu raschem Entschluß auf den gewünschten Preis (die schöne Tochter des Fabrikherrn) verzichten, der ihm vorenthalten wird; andere müssen für ihn den Kampf darum aufnehmen.

Im „König Erich" hat Milow die Tragödie der Gewissenhaftigkeit (also das Hamlet-Thema) nach seiner eigenen Art geschrieben. Ist sie auch trotz der wohlerwogenen Form und der lyrisch zu Herzen gehenden Sprache kaum bühnenwirksam, so ist sie doch als sein dichterisches Hauptwerk für Milow sehr charakteristisch. Er legt darin den Nachdruck des dramatischen Interesses nicht auf die Darstellung einer Tat, sondern der Reue nach einer, in allzu raschem Aufwallen eines freilich sehr gerechten Zornes begangenen Tat, wodurch eine edle Natur ihr inneres Gleichgewicht verloren hat.

Milow will oder kann nicht sehen, daß sein Trauerspiel mehr sentimental als tragisch wirkt. Es wird später einmal wohl irgend einen Literarhistoriker geben, der hier auf Milows Verwandtschaft und Verschiedenheit von Saar, seinem guten Freunde aus der Leutnantszeit, der ihm seine erste und bedeutendste Schöpfung „König Heinrich IV.",

gewidmet hat, des näheren einzugehen bereit ist. Denn das Thema des Gegensatzes von Tatkraft und Kontemplation beschäftigt Saar in dieser Doppeltragödie sehr intensiv, und sehr wahrscheinlich hat Schopenhauer in seiner Jugend ebenfalls eine wichtige Rolle gespielt. Nur ist Saar sinnlicher, temperamentvoller als Milow, und wenn auch er sich aus dem lauten Lärm der Großstadt zu dichterischem Schaffen ins einsame Landhaus auf Jahre lang zurückzog, so hat ihn seine persönliche Stimmung elegischer Rückschau nie gehindert, Gestalten voller Leidenschaft zu zeichnen.

Sein eigentliches und eigentümlichstes Können entfaltet Milow in idyllischen Stimmungsbildern und in gehaltvoller Gedankenpoesie. Wenn er, so recht eingesponnen in sich selbst den Stimmen im Innern lauscht, oder in der Hitze eines goldenen Sommertages voller stillen Glückes die Schönheit der Natur bewundert, oder in schlaflosen Nächten beim Ticken der alten Uhr sich metaphysischer Wahrheiten bewußt wird, dann erscheint er uns in der für ihn typischen Haltung. Seine Sprache ist genau das Gegenteil von der Sprache naiver und impressionistischer Dichter, die heutzutage zuhöchst geschätzt werden, wie beispielsweise Martin Greif. Liebt es dieser, nicht so sehr das Gefühl, als jenen Gegenstand, der in ihm ein Gefühl erzeugt hat, im Wortbilde festzuhalten, so daß er fast nur in Symbolen sprechen möchte, so strebt Milow nach äußerster Sublimierung der Gefühle, nach höchstem Selbstbewußtsein, nach epigrammatischer Formulierung der im Gefühle enthaltenen Idee. Er ist in sich gekehrt, grüblerisch, häufig abstrakt, und hört dennoch nie auf, Dichter zu sein. Seine Stärke liegt daher in der Gedankendichtung, und sein wertvollstes Buch dürften meines Erachtens die „Deutschen Elegien" sein. Indes draußen ein Krieg tobt, steht der Dichter an der Wiege seines Kindes und fühlt den Kontrast. Das ganze erste Lebensjahr des Sohnes begleitet er mit den Betrachtungen über die Pflichten und Ideale der Menschheit und liefert ihm so ein Werk, das ihm als Erwachsenen in anderer Form sittlichen Halt geben soll, als dem Sohne Alphonse Daudets der schöne, für ihn geschriebene Roman „Sappho".

Zu wünschen bleibt, daß die Feier von Milows siebzigstem Geburtstage den Kreis seiner Leser erweitere. Die formvollendeten „Deutschen Elegien" sind ganz geeignet, ein Erbauungsbuch unserer jungen Frauen- und Männerwelt zu werden.

Zur Lage in Ungarn.

Von Alexander Markgrafen Pallavicini.

Der als kritischer Tag erster Ordnung von vielen mit Angst erwartete 19. Februar ist in Ungarn ohne die geringste Störung der öffentlichen Ruhe vorübergegangen. Die Inszenierung ist vielleicht nicht ganz gelungen, trotzdem wurde selbst in der Hauptstadt, wo die Pulse der ungarischen Nation immer höher zu schlagen pflegen, wo allzu oft und allzu gern übertrieben wird, nur unmittelbar bei dem gotischen Prachtbau eine gewisse Bewegung bemerkt, die aber bald vorüber war. Auch in den übrigen Teilen des Landes, wohin die verschiedenen Politiker das Feld ihrer Tätigkeit verlegt haben, ist nirgends eine Aufregung zu spüren. Wir wollen hoffen, daß es so auch bleiben wird.

Jeder, der in der Geschichte des zweifellos hochinteressanten magyarischen Volkes geblättert und sich besonders mit den Ereignissen der Revolutionsjahre 1848 und 1849 beschäftigt hat, muß staunen, daß diese Nation, bei welcher selbst der geringste Eingriff in ihre so sehr gehütete Selbständigkeit sofort mächtige Wogen aufschäumen ließ, nun, nachdem sie fast zwei Jahre lang aufgestachelt wurde, jetzt, wo der Absolutismus droht, nahezu vollkommene Ruhe bewahrt. Dieses Staunen muß heute auch die Koalition erfassen und es dürften die letzten Tage sie wohl überzeugt haben, daß sie im Volke, auf das sie so sicher rechnete, keinen Rückhalt mehr besitzt, trotzdem man sich seit Jahr und Tag bemühte, nach dem Rezepte der Jahre 1848 und 1849 den Revolutionssturm wieder rasen zu machen. Die Ursachen der gegenwärtigen trostlosen Lage zu entwickeln, wird eine dankbare Aufgabe des künftigen Geschichtschreibers sein. Gegenwärtig genügt es, festzustellen, daß dies- und jenseits der Leitha gesündigt wurde.

Schon der Modus, wie der 67er Ausgleich eingeführt wurde, war ein Fehler. Auf dieser neugeschaffenen Basis hätte nur dann ein gedeihliches Zusammenwirken der beiden Reichshälften sich entwickeln können, wenn für alle Zeiten die maßgebenden Faktoren in den beiden Staaten nur das Interesse der Monarchie vor Augen gehabt hätten. So lange die Schöpfer des Ausgleiches noch politisch tätig waren, hat die Monarchie nach den erlittenen Verlusten unstreitig große Fortschritte gemacht, so daß die Hoffnung nicht unbegründet war, daß die Gebrechen, welche dem so rasch geschlossenen Ausgleich schon von vornherein anhafteten, durch gegenseitiges Vertrauen, sowie durch die Macht der Gewohnheit zu heilen seien. Der Grundpfeiler, auf welchem dieser Ausgleich ruhte, war die Herrschaft der Deutschen hier, der Magyaren dort. Wie diese Stütze hier gewahrt wurde, ist leider nur zu bekannt, da wir heute angesichts der neuen Wahlordnung glücklich dahin gekommen sind, daß von einer Führung der Deutschen nicht mehr gesprochen werden kann. Parallel mit dieser traurigen Tatsache entwickelten sich die der 67er Basis entgegen arbeitenden Kräfte auch in Ungarn.

Durch eine dreißig Jahre lang geübte Nachgiebigkeit der Krone den transleithanischen Forderungen gegenüber und durch die zunehmende Zerfahrenheit unseres Parlaments ermutigt, begannen die Herren in Budapest, anfangs langsam, aber mit der Zeit immer rascher und rascher, an den Grundpfeilern der Doppelmonarchie zu rütteln; leider nicht ohne Erfolg. Die sogenannte liberale Partei, welche sich unstreitig um Ungarn große Verdienste erworben hat und das Heft kräftig in Händen hielt, hatte leider nicht den Mut, dieser Gefahr entgegenzutreten. Im Schmieden von Formeln, in der Umgehung von Hindernissen, im Interpretieren wurde Großes geleistet. Statt, wie es für eine füglich kleine Nation im Herzen Europas angezeigt gewesen wäre, sich im eigensten Interesse nahe an die diesseitige Reichshälfte und in dieser auf das noch immer mächtige deutsche Element zu stützen, wurde jede Gelegenheit dazu benützt, die Gemeinsamkeit zu schwächen, so daß von dem 1867er Ausgleich nur das gemeinsame Zollgebiet, die Armee und die Vertretung im Ausland tant bien que mal übrig blieben.

Für die Abgeordneten und Mandatswerber war es sehr leicht, gegen die gemeinsamen Institutionen loszuziehen, um billigen Lorbeer zu ernten. Den auf diese Weise sehr unklar gewordenen politischen Zustand benützte die Opposition, um gegen den Grafen Tisza, der die löbliche Absicht hatte, energisch vorzugehen, sowie gegen die liberale Partei, die übrigens unverläßliche Elemente genug in ihren Reihen hatte, einen Generalsturm zu

organisieren. Diesem konnte die Partei nicht widerstehen und die Wahlen im Vorjahre raubten ihr die Majorität. Aber auch die koalierten Gegner konnten ihres ganz unverhofften Sieges nicht froh werden, denn sie wagten bis heute nicht, die Regierung zu übernehmen. Seit Jahr und Tag befindet sich die Koalition im Konflikt mit der Krone, die bereits so viel gegeben hat, daß ihr bis auf die die Armee betreffenden Hoheitsrechte nichts mehr zu geben übrig bleibt. In dieser Hinsicht ist sie aber bis jetzt unbeugsam. Daß das Land an diesem toten Punkt angelangt ist, muß sich die Koalition zum größten Teil selbst zuschreiben, wiewohl auch in Wien Fehler begangen wurden. Schon die Bildung der Koalition war eine Anomalie in erster Linie von seiten der sogenannten Dissidenten, bei deren Anschluß an die Koalition auch Motive ganz persönlicher Natur im Spiele waren. Die Dissidenten waren in ihrer Berechnung gar zu schlau, indem sie sicher darauf zählten, die liberale Partei werde aus den Wahlen wohl geschwächt hervorgehen, aber doch eine geringe, möglichst unverläßliche Majorität behalten, so daß ihre Stellung im künftigen Reichstag den Ausschlag gegeben hätte. Sie glaubten somit das Zünglein an der Wage zu werden. Nur auf diese Weise ist es zu erklären, daß sie sich bei ihrer geringen Zahl mit der großen Kossuth-Partei verbinden konnten und an deren Seite in den Wahlkampf zogen. Es hätte ihnen doch klar sein müssen, daß sie, abgesehen von dem großen Unterschied, der sie damals politisch von ihren Bundesgenossen trennte, im Falle eines durchschlagenden Erfolges bei ihrer numerischen Schwäche in der Kossuth-Partei aufgehen müßten. So ist es auch gekommen, denn heute sind die Männer, welche stets als Bekenner des 67er Ausgleiches aufgetreten sind, viel weiter von diesem abgedrängt worden, als vielleicht Kossuth in seinem Innersten selbst. Es war höchst interessant, leider aber auch sehr traurig, die Häutung zu verfolgen, welcher sich verschiedene maßgebende Herren dieser Richtung unterzogen haben.

Da aber der Weg ins Ungewisse einmal eröffnet war, mußte fortgeschritten werden, nur um einen Erfolg aufweisen zu können. Nach so vielen, während der Wahlen gegebenen Versprechungen muß man doch etwas nach Hause bringen, denn sonst könnten in den guten Wählern doch vielleicht Zweifel aufsteigen. Die sehr weit, vielleicht allzu weit gehenden Zugeständnisse, welche von militärischer Seite dem Neunerkomitee der liberalen Partei zugesichert wurden, genügten natürlich jetzt nicht mehr. Neben der von der Unabhängigkeitspartei seit Jahrzehnten als universales Heilmittel gepriesenen Idee der Zolltrennung wurde unter dem Deckmantel der Kommandoworte, von welchen, nebenbei gesagt, ein großer Teil nicht einmal deutsch ist, auch die Trennung der Armee als heißester Wunsch der ganzen Nation hingestellt. Die Antwort von Allerhöchster Stelle ließ nicht lange auf sich warten und lautete: „In militärischen Dingen gibt es kein Nachgeben. In wirtschaftlichen Fragen mögen sich die beiden Reichshälften auseinandersetzen.“ Auf diese Antwort hin war es nicht uninteressant zu bemerken, wie der Nachdruck auf das getrennte Zollgebiet an Intensität abnahm und die ganze Kraft sich nun auf die Kommandoworte konzentrierte, so daß endlich die Opposition unter diesem Zeichen weiterhumpelte. Die Ungarn sind sonst viel zu geschickte Realpolitiker, als daß man von ihnen nicht voraussetzen könnte, daß sie die Vorteile wohl zu erfassen vermögen, welche ihnen die gemeinsame Armee im Konzerte der Großmächte bietet. Es dürfte ihnen selbst sonnenklar sein, daß sie so billig über eine achtunggebietende Wehrmacht nie werden verfügen können und daß eine in zwei, in der Folge gewiß auch in mehrere Teile getrennte Armee ihren Wert für sie selbst einbüßen muß.

Die Trennung des Zollgebietes hingegen ist ein so gefährlicher Sprung ins Dunkle, vor welchem jeder besonnene Nationalökonom zurückschrecken muß. Die Opposition dürfte heute ganz damit zufrieden sein, daß durch die Annahme des deutschen Handelsvertrages, dem eine ganze Reihe anderer Verträge folgte, das Verhältnis zwischen den beiden Reichshälften bis 1917 festgelegt ist. Diese douce violence wird sie gerne hinnehmen, denn das fait accompli bietet ihr die Möglichkeit, sich über Vergewaltigung weidlich auszulassen, ohne das Verhältnis selbst in Gefahr zu bringen.

Trotz all dem aber wird weiteragitiert und der irrig eingeschlagene Weg nicht verlassen, weil es eben ohne Gefährdung der eigenen Existenz nur sehr schwer geht, den in falscher Richtung ins Rollen gekommenen Stein auf die richtige Bahn zu leiten.

Die Tätigkeit der Koalition innerhalb des beklagenswerten Landes zielte dahin, der Welt zu beweisen, daß sie die ganze Nation hinter sich habe. Zu diesem Zweck wurden die Ereignisse der Revolutionsjahre auf die Gegenwart übertragen: die Steuern wurden verweigert, als brauchte der nationale Staat kein Einkommen zum täglichen Leben, die freiwillig gezahlten Steuern wurden nicht abgeführt, ein gewiß starkes Stück der Rechtsinterpretation. Erreicht wurde bis jetzt nur, daß der für das Steuerzahlen nie eingenommene Ungar in seinem Haushalte noch mehr gestört wird, daß die gewählten Beamten keine Gehalte bekamen und daß die so notwendigen Investitionen ganz eingestellt wurden. Die Beamten wurden geradezu zur Renitenz aufgefordert und dadurch die ohnehin nicht auf besonderer Höhe der Vollkommenheit stehende ungarische Verwaltung noch mehr desorganisiert. Ja, man scheute sich nicht, Beamte, die ihre Pflicht nicht erfüllten, als nationale Helden zu feiern. Die jährliche Assentierung wurde verhindert, wodurch ein geradezu barbarischer Eingriff in die Zukunft so vieler junger Leute verübt wurde, die nun über ihr Los ganz im unklaren sind. Durch die Verweigerung der nötigen Geldmittel ist unsere Armee in ihrer Schlagfertigkeit bedroht. Alle diese, die Entwicklung störenden Ereignisse wurden stets damit motiviert, daß die Jahrhunderte alte Verfassung in Gefahr sei, und doch wollte niemand Ungarn dieses ererbten Rechtes berauben.

Die Summen an nationalem Vermögen und nationaler Arbeit festzustellen, welche dadurch verloren gingen, wird kaum gelingen, aber sicher bleibt es, daß sie eine erschreckende Höhe erreichen, besonders wenn die Heilung der dem Volke geschlagenen Wunden und die versäumte Zeit mit in Rechnung gezogen werden. All die Opfer können Politiker nur von einem Volke fordern, welches mit ihnen durch dick und dünn geht. Im Jahre 1849 war dies allerdings der Fall, aber damals war eine der größten Triebfedern, ja vielleicht die größte, die Befreiung des Bauernstandes von den mittelalterlichen Lasten. Heute spielt dieser Umstand nicht mit, das scheinen die Herren vergessen zu haben. Auch in den Komitaten, wo sie ihre oligarchische Stellung bis jetzt sehr gut auszunützen gewußt haben, scheinen sie nicht mehr den Einfluß wie anno 1848 zu haben. Es ist eben seit dieser Zeit ein Menschenalter verflossen und alle Verhältnisse haben sich, besonders seit 1867, gründlich geändert. Man kann aus der Geschichte viel lernen, aber die Verhältnisse vergangener Zeiten einfach auf die Gegenwart zu übertragen, zeigt von geringem historischen Verständnis. Heute lassen sich selbst die heißblütigen Ungarn nicht mehr mittels schön verfaßter und noch schöner vorgetragener Reden allein in Harnisch bringen, besonders von einer Koalition, die doch nur nach außen hin einig ist. Auch in Ungarn ist der Besitzende bedächtiger, sagen wir nüchterner geworden und er wägt genau ab, ob bei einem Um-

kurz seine gegenwärtige Lage nicht etwa gefährdet werden würde. Die Industrie-, Handels- und Finanzleute sind gewiß weit davon entfernt, einer gewaltsamen Änderung der Verhältnisse Vorschub zu leisten, denn diese Kreise haben sich in der letzten Zeit recht wohl befunden und haben daher gar keine Lust, Opfer zu bringen.

Man hat gar keine Ursache, die vernünftig denkenden Ungarn als Vaterlandsverräter, wie es so sehr beliebt ist, hinzustellen, und wenn die Verfassung wirklich in Gefahr ist, dann ist einzig und allein die Koalition daran schuld. Hätte das Parlament, statt die Zeit mit Interpretieren zu vergeuden, sich mit der Lösung von sozialpolitischen Fragen beschäftigt, auf welchem Gebiete Ungarn noch sehr rückständig ist, wäre das Land in seiner unstreitig schönen Entwicklung nicht aufgehalten worden. Der Kampf um das tägliche Leben, daher auch die wirtschaftlichen und sozialen Fragen, sind im Laufe der Jahre ein so mächtiger Faktor geworden, daß sie an Kraft den Parlamentarismus noch überragen. Wenn die Volksvertretung diesen Notruf nicht beachtet, dann ist das Sinken ihres Ansehens unausweichlich. Die soziale Macht kann wohl gehemmt werden, aber schließlich wird sie doch siegen. Das haben wir seit einer Reihe von Jahren in den beiden Reichshälften erfahren.

Die Antwort auf die Frage, warum all das geschah und warum das Land so viel leiden muß, sollten die in den letzten Tagen erschienenen unterschiedlichen Erklärungen der Koalition bringen. In diesen sehr breitspurigen Schriftstücken finden wir wieder die abgedroschenen Phrasen über die schlechten Ratgeber, die den König angeblich umgeben, über Einflüsse der Kamarilla sowie der bösen Stadt Wien u. s. w. Der langen Rede kurzer Sinn findet sich aber in dem Bestreben, die Hoheitsrechte der Krone möglichst zu beschränken, und zwar so, daß diese bei jeder parlamentarischen Bewilligung für die Armee von der jeweiligen Majorität als Kompensation benützt werden können. Ob man unter solchen Umständen noch von Hoheitsrechten überhaupt sprechen, ob dann noch von einer einheitlich organisierten Armee die Rede sein kann, die allein die Monarchie bei den Feinden gefürchtet, bei den Freunden wertvoll machen kann, das scheint gar nicht erwogen worden zu sein. Einen sehr wichtigen Punkt haben aber die Herren in Budapest ganz vergessen, und das ist der zweite Teil in dem Dualismus: die diesseitige Reichshälfte, die füglich doch etwas dreinzureden hat. Gewöhnt daran, daß man hier immer nachgebe, oder, besser gesagt, vor ein fait accompli gestellt werde, zu welchem stets ja gesagt wird, ist bisher der cisleithanischen Reichshälfte von Ungarn aus die Rolle der quantité négligeable zuerkannt worden. Trotz der herrschenden, höchst beklagenswerten Zerfahrenheiten des Parlamentes diesseits der Leitha, ist die Stimmung im Laufe der Jahre auch hier eine andere geworden. Heute geht es nicht mehr, über die Köpfe der Österreicher einfach mit der Krone Abmachungen zu treffen, deren Löwenanteil dann von hier aus bezahlt werden muß. Das Maß von Zugeständnissen ist voll, so daß hier sofort der heftigste Widerstand entbrennen würde, wollte man auf der schiefen Ebene weitergleiten. Dies hat die Krone genau gewußt und richtig beurteilt, als sie der Koalition Rede und Antwort stand.

Was nun in Ungarn geschehen wird, ist schwer zu sagen, aber jeder wahre Patriot muß den innigsten Wunsch hegen, daß das Volk die bis jetzt bewiesene Nüchternheit und Ruhe auch in der Folge bewahre. Trifft dies zu, dann ist mit Sicherheit anzunehmen, daß leicht und bald ein Weg zu finden sei, auf welchem das Land in die ruhigen Bahnen der nationalen Entwicklung geführt werden könne, von herzhaften Männern geleitet, die dieses schöne Ziel auch erringen werden.

Was Tisza und Bánffy kürzlich gesagt und geschrieben haben, ist gewiß sehr beachtenswert. Jener, als maßgebender Staatsmann, hat bei jedem vernünftig Denkenden großen Eindruck gemacht, aber der Passus über die vielumstrittenen und auch hier oft berührten Hoheitsrechte der Krone, löst die Frage gar nicht, wenn nämlich, wie er sagt, diese Rechte im Einvernehmen von Gesetzgebung, Krone und Parlament jederzeit geändert werden können, dann ist die Möglichkeit für einen Konflikt auch jederzeit gegeben. Da schon wegen der Armee bei uns ganz besonders die Krone Hoheitsrechte haben muß, müssen diese gleichlautend für die beiden Reichshälften, klar und unantastbar sein, was nicht hindert, die gesamten Ausgleichsgesetze einer zeitgemäßen Revision zu unterziehen und die so notwendige Übereinstimmung herzustellen. Diese gewiß nicht leichte Arbeit könnte aber nur durch die dazu berufenen Faktoren, die Krone und die beiden Parlamente, durchgeführt werden.

Mögen die Ungarn jenseits und die Tschechen diesseits bedenken, daß keine der vielen in der Doppelmonarchie vertretenen Nationen ein so großes, vom Selbsterhaltungstrieb gebotenes Interesse an dem Bestande des Reiches haben, als gerade sie. Wo wären sie ohne das große Reich? Und wo sollen sie hinkommen, wenn es nicht mehr da ist?

Die österreichisch-ungarische Monarchie kann ihre geschichtliche Aufgabe nur dann erfüllen und zum Wohle ihrer Völker gedeihen, wenn sie neben einer einheitlich geleiteten, starken Armee, eine von partikularen Einflüssen geschützte Vertretung nach außen besitzt, mit welcher eine ebenso ungestört wirkende, zielbewußte Handels- und Verkehrspolitik Hand in Hand gehen muß. Wollen die Ungarn sowie die Tschechen dieser jeden Tag bei den großen Nachbarn so sehr in die Augen springenden Vorteile teilhaftig werden, dann müssen sie sich in ihren nationalen, trennenden Aspirationen eine Beschränkung gefallen lassen.

Daß die Völker den Führern, die den Mut haben, diese Opfer zu bringen, dankbar sein werden, daran ist nicht zu zweifeln, denn in erster Linie handelt es sich um wirtschaftlich geordnete Verhältnisse, wodurch der Kampf um die Existenz von Millionen Menschen erleichtert werden soll. Das ist der Wunsch der Wähler, den zu erfüllen, die erste Pflicht der Volksvertretung ist.

Neues Leben.

Von Oskar Wiener.

Der Himmel glänzt wie Seide,
Ein junger Tag erwacht;
Was ich gelitten habe,
Es starb in dieser Nacht.

Das war ein stilles Sterben
— Die Bäume rauschten kaum —
Das war ein süßes Sterben,
Ein Sterben wie im Traum.

Nun soll durch meine Nächte
Ein tiefer Friede gehn
Und meine junge Sehnsucht
Soll in der Sonne stehn.

Chronik.

Die Wiener Volksoper.

Es verlautet, daß das Schauspiel im Kaiser-jubiläums-Stadttheater aufgelassen werden soll, so daß zu Beginn der nächsten Spielzeit dort nur mehr die „Volksoper" bestünde. Im ersten Augenblicke möchte man diesem Gedanken freudigst zustimmen. Als eine würdige Stätte des gesprochenen Dramas, sei es der höheren literarischen oder der heiter-volkstümlichen Richtung, hat die Währinger Bühne schon in den ersten Jahren ihres Bestandes die rechte Geltung verloren; wohl aber zeigten sich die auf dieser Bühne veranstalteten Opernaufführungen von Anfang an sehr erfolgreich; und der Erfolg ist doch schließlich für jeden Bühnenleiter, ob er nun ideelle oder materielle Ziele verfolge, das Entscheidende. Dabei ist die ideelle (um nicht zu sagen: ideale) Seite des Unternehmens gar nicht zu verkennen. Ein Bedürfnis nach neuen Schauspielhäusern in Wien besteht gewiß nicht; denn alle diese Häuser, die ältesten und die neuesten, stehen zu Zeiten leer und keines hat eine völlig sichere Zukunft, die Hoftheater natürlich ausgenommen. Hingegen besteht ein lautes und dringendes Bedürfnis nach einer zweiten Opernbühne. Es gibt so viele Menschen in Wien, die der guten Aufführung einer schönen Oper mindestens ebenso würdig sind wie die Logenabonnenten und Stammsitzinhaber der Hoftheater, die aber durch die hohen Preise der Hoftheatersitze von diesem Genusse ausgeschlossen bleiben, solange es es nur dort gute Aufführungen schöner Opern gibt. Die wenigen wohlfeileren Plätze der oberen Ränge sind im heißen Wettbewerbe Unzähliger, die diese Plätze täglich erobern möchten, für den einzelnen nur höchst selten und stets nur mit einem großen Aufwand von Zeit und Mühe zugänglich. Man weiß aber, daß gerade die Besucher der Galerien die empfänglichsten, temperamentvollsten und begeisterungsfähigsten Hörer sind und den Erfolg der Stücke zu entscheiden vermögen. Ja, die treuesten und unentbehrlichsten Gäste der Hofoper sind eigentlich die jungen Leute beiderlei Geschlechts, die durch einen rührenden Enthusiasmus befähigt werden, ohne Ermüdung stundenlang, halbe Tage lang stehend auf Einlaß zu warten, um dann auch wieder nur mit Stehplätzen vorlieb zu nehmen und stundenlang, halbe Nächte lang (man denke an die Zeitdauer der Wagnerschen Tondramen!) einzig der Kunst zu leben. Wollte man diesen nicht auch einmal Sitzplätze gönnen und sie zugleich aus bloßen Hörern zu wirklichen Zuschauern machen, da sie ja in der Hofoper zum Teil gar nichts sehen, zum Teil nur ein verschobenes und verschrobenes Bühnenbild vor sich haben? Jedenfalls wäre es ein sicheres Geschäft, wenn all den Enthusiasten, Musikjüngern und Opernfreunden, die sich die Darbietungen der Hofoper versagen müssen oder nur mit empfindlichen Opfern erkaufen können, etwas Ähnliches bequem und billig zugänglich gemacht wird. Es bedarf dazu keines prunkvollen Hauses und keiner so außerordentlichen Kräfte, wie sie an einer Hofbühne gefordert werden. Was im Rahmen einer sogenannten „Volksoper" an Pracht und Glanz und auch an künstlerischer Vollendung fehlen muß, das wird reichlich durch die größere Mühelosigkeit des Genusses, durch die Intimität der optischen und akustischen Verhältnisse und durch die natürliche Warmherzigkeit des Publikums aufgewogen. Es können dabei tiefere und unmittelbarere Wirkungen zu stande kommen, als sie in den weiten Räumen eines nach alter Tradition gebauten Opernhauses, mit den vielen Logen und deren auffallenden Insassen, möglich sind. Vor allem jene Gattung Oper, die noch im deutschen Singspiel wurzelt und sich wesentlich von der heroisch-pathetischen Gattung unterscheidet, die also an und für sich schon „Volksoper" ist, würde in einem Volksopern-Theater erst den richtigen Eindruck machen. So manches von Mozart, Weber, Marschner, Lortzing und anderen vermöchte dort auch mit bescheidenen Mitteln erst seinen ursprünglich angemessenen Stil zu finden. Die Komponisten würden angeeifert werden, sich wieder mehr dem Schlichten und Liebenswürdigen zuzuwenden, und so vielleicht auf neue, gute Wege geraten. Kurz: alles wäre in bester Ordnung. Das Geschäft ist sicher und dient zugleich in edelster Weise der Kunst. Wie der Konzertverein das Monopol der Philharmoniker auf die Vorführung sinfonischer Meisterwerke vernichtet und das Ungesunde und Unmoralische dieses Monopols aufgedeckt hat, wie in den Sinfoniekonzerten, populären Konzerten und Arbeiterkonzerten des Konzertvereines die breitesten Schichten der kunstsinnigen Bevölkerung in allen ihren sozialen und intellektuellen Abstufungen mit den höchsten Hervorbringungen der Tonkunst näher vertraut werden und sie immer mehr als notwendige Stücke des kulturellen Lebens betrachten lernen, so erwarten wir auch von der Volksoper — kurz gesagt — eine Verbreiterung der Kunst und eine Erweiterung der Volksseele.

Das wäre die Theorie; wie steht es mit der Praxis? Die Währinger Bühne blickt nun schon auf eine lange Reihe von Opernvorstellungen zurück und muß schon gezeigt haben, inwie-

fern sie das Geschick und die Neigung hat, unsere theoretischen Forderungen zu verwirklichen. Der bereits erwähnte, für die Politik des Bühnenleiters doch wohl entscheidende äußere Erfolg macht es vollkommen begreiflich, daß die Kosten des Schauspiels, das keinen Gewinn, sondern nur Verlust bringt, als sinnlose Bürde empfunden werden, und läßt erwarten und berechnen, daß die höheren Kosten, die nach der Auflassung des Schauspiels und bei der Einführung täglicher Opernvorstellungen erwachsen müssen, sich durch die um so größeren Einnahmen reichlich genug verzinsen werden. Das Publikum dieses Hauses kennt einen Enthusiasmus, der den der jungen Welt im Hofoperntheater womöglich noch übertrifft; dieser Enthusiasmus beschränkt sich auch keineswegs auf die oberen Ränge, sondern ist im Parkett und in den Logen nicht minder werktätig. Es muß eine Lust sein, vor einem solchen Publikum zu singen; es muß einem strebsamen Manne eine angenehme Genugtuung gewähren, in diesen dankbaren Herzen das Echo der Kunst zu wecken. Ist also das Währinger Theater wirklich eine Kunststätte? Werden dort die trefflichsten und liebenswürdigsten Beispiele besonders deutscher Volksopernkunst in jener stilvollen und harmonischen Weise dargestellt, die den Mangel „großer" (und deshalb auch eigenwilliger) Sänger und Sängerinnen beinahe als Vorzug empfinden läßt? Man kann diese Frage leider nicht unbedingt bejahen.

Ohne Rückhalt sei zugegeben, daß die Leistungen dieser Bühne sich fortschreitend verbessern und in manchen Fällen schon jetzt einen durchaus wohltuenden Eindruck machen. Das Orchester ist recht gut, die Ausstattung ist recht hübsch, das Musikalische unter der Leitung Zemlinskys oder Baldreichs in der Regel tüchtig studiert und die Regie, die der Direktor selbst leitet, im allgemeinen ein erfreulicher Beweis dafür, daß man hier an frisch pulsierende und poetisch beseelte dramatische Spiele und nicht etwa nur an Musikaufführungen im Theater, an die „Oper" im veralteten Sinne denkt. Aber dieser Tatsache ist nun sogleich die andere entgegenzuhalten, daß der Direktor seine eigenen künstlerischen Grundsätze immer wieder preisgibt und nicht etwa seine minder geschulten Kräfte systematisch erzieht oder allmählich durch höher geartete ersetzt, sondern vielmehr das Auftreten berühmter Gäste — vermutlich zur Erhöhung des äußeren Glanzes seiner Bühne — veranlaßt, das dem jungen Unternehmen doch nur Schaden bringen kann. Es ist betrübend, daß Navál nicht mehr in der Hofoper singt; aber das Währinger Ensemble gerät in Unordnung, wenn es dazu mißbraucht wird, den zufälligen Rahmen abzugeben für das lang ersehnte und laut gefeierte Wiedersehen Navàls und seiner hiesigen Verehrer. Dazu ist dieses Ensemble noch zu unreif; der Abstand zwischen ihm und einer wirklichen darstellerischen oder musikalischen Potenz ist zu groß, um nicht ästhetisch peinlich und eben dadurch auch demoralisierend zu wirken. Man sieht es jetzt wieder an Melms, der an und für sich — mit seiner mächtigen Stimme und seinem routinierten Können — die Volksoper, als ihr ständiges Mitglied, doch nur zieren und bereichern sollte; aber weil er so allein steht, trägt auch er nur zur Unordnung und zum Rückschritt bei. Es ist niemand da, der von ihm lernen oder mit ihm wetteifern könnte, und er darf sich daher künstlerisch vernachlässigen und wird im Gefühle seiner Überlegenheit, angeeifert durch den Beifall unkritischer Hörer, nicht selten zu einem wilden Draufgänger und musikalischen Kulissenreißer, der die Linie des Ganzen empfindlich stört. Was soll man vollends dazu sagen, daß der Italiener Bonci in der Volksoper auftreten und italienisch singen durfte! Der Direktor mochte sich freuen, bei diesem Anlasse Herrschaften in den Logen zu sehen, die sein Theater vorher nie betreten hatten. Aber damit war auch das „Star"-System offen einbekannt und die ehrliche Arbeit, die beispielsweise an den Aufführungen von „Carmen" und „Figaros Hochzeit" anerkannt werden mußte, um ihren schönsten Lohn gebracht.

Die Sache wird dadurch nicht besser, daß das Stammpublikum des Theaters den Abstand zwischen einem solchen „Star" und der Umgebung, in der er auftritt, und den Unterschied in der Gestaltung einer Rolle durch den einen und den anderen Darsteller gar nicht recht wahrzunehmen scheint. Vor Melms ist auch Groß in Melms-Rollen „stürmisch bejubelt" worden, trotz seiner nur für kleine Provinzbühnen ausreichenden Fähigkeiten, und wie Bonci in „Rigoletto" sein Liedlein von den trügerischen Weiberherzen da capo singen mußte, so hat auch Reinhard als Troubadour die „Stretta" auf Verlangen wiederholt — ein Tenorist, der außer seiner echten Tenorstimme nichts mitbringt, was ihn für ernste Aufgaben an einer großstädtischen Bühne geeignet erscheinen ließe. Und dieses Publikum ist wahllos nicht nur den Darstellern, sondern auch den Werken gegenüber. Der Spielplan der Volksoper war bisher im großen und ganzen, wie er sein soll. Lauter Meisterwerke und lauter deutsche Werke kann man überhaupt nicht verlangen. Mozart, Weber, Marschner, Lortzing fanden gebührende Pflege, auch gegen Flotows „Martha" und einige italienische und französische Spielopern von anmutigem Reiz läßt sich nichts einwenden. „Carmen", „Faust", „Troubadour" und „Rigoletto" sind zwar nicht deutsch-volkstümlich, aber in aller Welt populär, sie haben inneren Wert und üben starke äußere Wirkung, das genüge einstweilen als Kriterium

für die Zulassung. So weit sind wir ja noch nirgends, daß der Gounodsche „Faust" als Beleidigung des deutschen Nationalgefühls empört zurückgewiesen würde. Der Wahl des „Troubadour" verdanken wir die beste der bisherigen Aufführungen, in der neben Melms Fräulein Wenger und Frau v. Kellersperg einen immerhin bedeutenden Eindruck machten und Kapellmeister Baldreich südliches Temperament walten ließ. Die bedenkliche Auffrischung des Neßlerschen „Trompeter von Säkkingen" findet darin eine Rechtfertigung, daß alles, was an diesem künstlerisch untergeordneten Werke stofflich und musikalisch auf naive Gemüter wirkt, zweifellos deutsches und volkstümliches Gepräge hat — eine wässerige, aber nicht ungesunde Nahrung, dem süßen Gifte des künstlerisch weit höher stehenden Gounodschen „Faust" in manchem Betracht vorzuziehen. Von den aufgeführten Neuheiten sind Heubergers „Barfüßele" und Zöllners „Versunkene Glocke" unanfechtbar. Jenes hat mehr Musik, diese mehr Poesie, beide sind gut deutsch und zeugen von Talent und redlichem Willen. Ein Meisterwerk braucht eine Neuheit nie zu sein. Wie verhielt sich nun das Publikum gegenüber dieser reichen Musterkarte? Begriff es, daß der Lortzingsche „Waffenschmied" doch mehr zu sagen hat und es besser zu sagen weiß als der Neßlersche „Trompeter"? daß Webers „Freischütz" eine ganz andere Welt offenbart als Verdis „Troubadour"? oder verriet es, wenn schon nicht musikalische Bildung und ästhetisches Feingefühl, doch irgend eine persönliche Vorliebe, einen individuellen Geschmack? verhielt es sich auch nur einmal ablehnend? Im Gegenteil: es war immer begeistert; es ließ keinen Autor im Stich; es betrachtete jeden Aktschluß als gebieterische Aufforderung zu Applaus und Hervorrufen. Es nahm Siegfried Wagners „Kobold", der entweder ein abstruses oder ein tiefes, in jedem Falle aber ein sehr ernst gemeintes und schwierig aufzufassendes Werk ist, voll Weihe und Zartheit, aber auch voll wunderlicher Irrgänge und vertrackter Seitensprünge und voll erdrückender Längen, mit derselben vergnügten Unbefangenheit auf wie Adams harmlose „Nürnberger Puppe". Es ist das beste Premièrenpublikum, das sich ein Autor wünschen kann, und geriet bei Lehárs „Tatjana", einem musikalisch leeren, poetisch flachen, durch Widersinnigkeiten und Geschmacklosigkeiten an manchen Stellen unerträglichen Theaterstücke, einfach in Ekstase. Wenn „Parsifal" frei geworden ist und der findige Direktor ihn der Hofoper vor der Nase weggeschnappt hat, wird der Applaus nicht größer und nicht kleiner sein als bei „Tatjana".

Dieser Fall Lehár gibt zu denken. Nicht wegen des Komponisten. Der hat seinen verdienten Ruf als Erfinder froher Tanzweisen und nicht übler Operettenmusik, die sogar durch vornehmere Werke besticht und die müde Wiener Schablone durch einen originellen slawischen Zug auffrischt. Daß ihn seine Beliebtheit dazu verführte, ein Jugendwerk, die weder moderndramatische, noch antiquiert - opernmäßige, sondern zwitterhaft-verunglückte „Tatjana" (mit dem fatalen Libretto von Falzari und Kalbeck) hervorzusuchen, das wäre ein leicht zu verbessernder Fehler. Die Oper brauchte nur wieder zu verschwinden. Ein Publikum aber, das diesem Werke die gleichen Ehren erweist wie den beglückendsten Verkörperungen wahrer Poesie und zartesten Empfindens, legt dem Bühnenleiter die schwerste moralische Verpflichtung auf. Dieses Publikum ist nämlich nicht einmal naiv; es läßt sich nicht, wie sonst die Naiven, kopfscheu machen; es stutzt vor keiner neuen, ungewohnten Erscheinung; es versagt nicht vor einer höheren und feineren Gabe, die das schlichte Fassungsvermögen übersteigt, und es lehnt sich nicht gegen Künsteleien und Brutalitäten auf, die den unverdorbenen Instinkt verletzen; es hat keine Ahnung, ob es Zuckerwasser oder gefährliches Gift trinkt; es berauscht sich an jenem und verträgt dieses; man möchte es geringschätzen, denn es ist bei Neßler und Lehár glückselig, und man möchte es staunend preisen, denn es ist der artistischen Vollendung des „Figaro" und den krausen Geheimnissen des „Kobold" gewachsen. Mit einem Worte: es hat kein Urteil und ist für alles dankbar, aber es ist nicht naiv und müßte vorerst zur wichtigsten Grundlage jedes mitschöpferischen Kunstverständnisses, zu unverbildeter, keuscher Naivität erzogen werden. Und man kann sich diesen seltsamen Zustand eigentlich nur so erklären, daß man sagt: es glaubt in einer allerdings sehr naiven Weise an die erhabene Mission der Bühne, es ist felsenfest davon überzeugt, daß das Theater nur reine Kunstgenüsse spendet und daß die Stunden holder Täuschung die es dort verlebt, eine Bereicherung seines Lebens bilden müssen. Damit ist dem Direktor sein Weg unerbittlich vorgeschrieben. Er hat diesen Wahn zur Wahrheit zu machen. Er weiß, daß seine Vorstellungen immer gut besucht sein werden, daß seinen Darbietungen der Beifall niemals fehlen wird; es gibt demnach für ihn keine Ausrede, wenn er sich mit einem unzulänglichen Ensemble begnügt, wenn er die Einheit des Ensembles durch vordringliche Solisten stören läßt und wenn er Stücke aufführt, die weder mit der Kunst noch mit dem Volke etwas zu tun haben; alle die Kompromisse, zu denen selbst die Leiter wohlsubventionierter Hofbühnen von ältestem Rufe durch die Launen des Publikums, durch die Wünsche bestimmter Gesellschaftskreise

und durch die Mahnungen des Kassiers gezwungen oder verleitet werden, können hier, an der einstigen Währinger Linie, keine Geltung haben; hier ist vielleicht zum ersten Male in der Wiener Theatergeschichte der Fall gegeben, daß wirklich nur das Beste für das Publikum gerade gut genug ist und daß dabei das Theater florieren muß; hier ist die Praxis glatt und mühelos mit den strengsten Forderungen der Theorie in Einklang zu bringen. Wir erwarten, daß die Wiener Volksoper, wenn sie in Permanenz erklärt ist, in zielbewußter Pflege des Volkstümlichen nur Echtes und Schönes zu harmonisch abgerundeter Darstellung bringen wird: wir erhoffen, daß in dieser kräftigenden und läuternden Atmosphäre dann auch das Publikum sich einen untrüglichen Sinn für das Reine und Edle und den Mut zur Betätigung dieses Sinnes aneignen werde. Nach einigen Jahren möge der Direktor die Probe machen. An dem Tage, an dem zum ersten Male im Jubiläumstheater ein schlechter Sänger ausgepfiffen und ein zweifelhaftes Stück abgelehnt wird, an dem Tage ist unser Traum von der Volksoper in Erfüllung gegangen. Max Morold.

Kleine Mitteilungen.

Eine Reminiszenz aus dem Jahre 1848. Graf Ferdinand Colloredo-Mannsfeld, mein Stiefvater, war im Jahre 1848 beim Ausbruch der Märzrevolution ein stattlicher Greis von 70 Jahren, voll Tatkraft und Schaffensdrang, leider auch voll Illusionen. Ein großer Gegner des Metternichschen Systems, gehörte er zu den freisinnigen Mitgliedern der damaligen Stände. Er hatte den Gewerbeverein gegründet und versammelte bei sich alle Mittwoch viele Industrielle, mit denen er vorzugsweise verkehrte; ich erinnere mich namentlich an Jakob Reuter, der überaus lebhaft war.

Die Märztage wurden von dem Grafen und seinem Kreis freudig begrüßt. Da Colloredo sehr populär war, erwählte ihn die Akademische Legion zu ihrem Kommandanten, was sein Verhängnis wurde; denn als die anfangs fast allgemein sympathische Bewegung eine revolutionäre Wendung nahm, gab er dem Drängen seiner mißbilligenden Familie nach und legte im Mai das Kommando nieder.

Eine Proklamation, die er damals an die Studenten richtete, wurde von diesen übel vermerkt. Mein Stiefvater aber dachte nichts Arges. Da drang man plötzlich in guter Absicht in sein Zimmer und forderte ihn auf, zu flüchten. Meine Mutter hatte mich und meine Schwestern mit der Großmutter bereits auf das Schloß geschickt, als die Situation ernst zu werden anfing. Sie aber war daheim geblieben, an der Seite ihres Gemahls, dem sie überaus teuer war. Sie sollten entfliehen. Sie dachten, bei Nachbarn, im Hause selbst (Seitenstättnerhof), Zuflucht zu finden. Diese wurde aber versagt. In dieser Bedrängnis schaffte unsere treue Köchin Rat. In dem engen Raum einer Doppeltür, die vom Schlafgemach in die Küche führte und in der kaum ein Stuhl aufgestellt werden konnte, verbargen sich mein Stiefvater und meine Mutter und entgingen durch zwölf Stunden den andrängenden Verfolgern; denn Studenten waren inzwischen in die Wohnung gedrungen und etablierten sich daselbst ganz ungeniert. „Wir wissen, daß er da ist," sagten sie, „der Hunger wird ihn heraustreiben." Indessen aber waren Freunde und Verwandte tätig, die um das Versteck wußten. Ich nenne namentlich Grafen Josef Colloredo (den nachmaligen Fürsten), Sohn meines Stiefvaters, Grafen Eugen Braida und die Brüder meiner Mutter, die Freiherren von Metzburg, von denen der ältere Diplomat, ein glühender Anhänger Metternichs, der andere ein sehr konservativer junger Staatsbeamter war, den der Freiheitstaumel nie geblendet hatte. Warm nahm sich auch Fürstin Wilhelmine Kinsky, geb. Gräfin Colloredo-Mannsfeld, Nichte des Grafen Ferdinand, an. Ein Kaufmann, der ihr sehr verpflichtet war, und ein Volksmann, den man gewann, boten die Hand zur Rettung. Während eines Gewitters entkamen die Verfolgten verkleidet über die Barrikaden und erreichten einen Wagen, der an einem bezeichneten Ort, außer der Stadt, ihrer harrte. Mit dieser Fahrgelegenheit erreichten sie glücklich die Töpperschen Werke nächst Scheibbs, zu deren Besitzern sie in sehr freundlichen Beziehungen standen. „Unsere Schmiede werden niemand hereinlassen," sagte die wackere Frau Töpper. Dort verbrachten sie, ohne weiter verfolgt zu werden, acht Tage, bevor sie in das nahe heimatliche Schloß Stiebar zogen. Der früher so blühend aufrechte Mann war gänzlich gebrochen und vermochte sich nicht mehr von dem harten Schlag und den Enttäuschungen zu erholen, die ihm das Sturmjahr gebracht hatte. Graf Ferdinand Colloredo-Mannsfeld starb am 10. Dezember 1848 auf Schloß Stiebar.

Josephine Freiin v. Knorr.

Die Reform des rechts- und staatswissenschaftlichen Studiums in Österreich. Anknüpfend an die in Band I, Heft 3, unserer Zeitschrift veröffentlichten Ausführungen des Hofrates Professor Dr. Mitteis über die Reform der juristischen Studien hat sich nun auch der Professor der Czernowitzer Universität Dr. Alfred v. Halban mit dieser Frage beschäftigt, von der er sagt, daß sie heute eine öffentliche Angelegenheit sei, „an der nicht nur die Fachkreise, sondern die breiten Schichten des Publikums

interessiert sind". Seine bedeutsame Abhandlung ist zuerst im „Österreichischen Verwaltungsarchiv" erschienen und liegt nun auch im Separatabdruck vor. Professor Halban weist in treffender Weise nach, daß der Gymnasiast gerade für das Rechtsstudium verhältnismäßig am wenigsten vorgebildet wird und schlägt daher vor, den angehenden Juristen vorerst im ersten Semester durch Vorlesungen über Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften, über Rechtsphilosophie und über allgemeine Gesellschaftslehre gewissermaßen für das eigentliche Studium vorzubereiten. Hierauf wären die rechtshistorischen Disziplinen in drei Semestern vorzutragen, wobei auf die vergleichende Rechtswissenschaft ein besonderer Nachdruck gelegt werden sollte. Das fünfte und sechste Semester sollten dem staatswissenschaftlichen Studium und die zwei letzten den judiziellen Fächern gewidmet sein. Die Anregungen des Professors v. Halban laufen darauf hinaus, dem künftigen Juristen eine besonders gute theoretische Grundlage zu geben und die Erwerbung der eigentlichen Gesetzeskenntnis mehr der Praxis zu überlassen. —v—

J. C. Poestion. Regierungsrat J. C. Poestion, dessen nordische Grammatiken eine weite Verbreitung — sogar in Schweden und Norwegen selbst — gefunden haben, war der erste, der für uns sozusagen den Schleier von der ganzen neuisländischen Literatur seit der Reformation gehoben und ihre reichen Schätze der übrigen Welt erschlossen hat. Sein großes literarhistorisches Werk „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung", seine Schrift über das isländische Drama und Theaterwesen und seine im vorigen Jahre erschienenen „Islandblüten", eine Auslese aus der neuisländischen Lyrik, sind von der gesamten deutschen Kritik als bedeutende, grundlegende Arbeiten auf diesem Gebiete anerkannt worden. Aber auch sein hauptsächlich auf Grund isländischer Quellen gearbeitetes geographisch-ethnographisches Werk „Island, das Land und seine Bewohner" erfreut sich, obgleich seit seinem Erscheinen vor mehr als 20 Jahren in manchen Partien jetzt veraltet, auf Island selbst noch immer der größten Wertschätzung und ist seinerzeit von den berufensten deutschen Fachautoritäten — wir nennen nur Konrad Maurer und Richard Heinzel — und neuestens wieder von Professor Kahle und dem Wiener Dr. Erich Jugmayer nach ihrer Bereisung der Insel als eine vorzügliche, äußerst verläßliche Arbeit bezeichnet worden. Vor kurzem erhielt Poestion von Island eine in ungemein schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßte Adresse, worin ihm der Dank des isländischen Volkes für seine ebenso unermüdliche wie erfolgreiche literarische Tätigkeit im Interesse Islands ausgedrückt und zugleich die Bitte vorgetragen wurde, als Ehrengast des Landes und des Volkes die Insel zu besuchen. Regierungsrat Poestion hat, nachdem ihm der Ministerpräsident in dankenswerter Weise die Reise nach Island ermöglichte, die Einladung der Isländer angenommen und wird im kommenden Sommer endlich das Land betreten, mit dem er sich so vielfach beschäftigt hat. Er gedenkt dort mehrere Monate zu verweilen, sprachliche, ethnographische und geographische Studien zu betreiben und die alten, geschichtlich oder kultur- und literarhistorisch berühmten Stätten zu besuchen. nk

Feuilleton.

Artur Schnitzlers Schauspiel: „Der Ruf des Lebens" im Berliner Lessing-Theater.

Den „Ruf des Lebens" hat Artur Schnitzler in manchen seiner früheren Werke besser verstanden, als in seinem neuen Schauspiel, dem er das vielsagende Wort an die Stirne geschrieben und das dieser Tage mit lärmendem, aber nicht unbestrittenem Erfolge im Lessing-Theater gegeben wurde. Schnitzler ist sonst tatsächlich der Lebendigsten einer; er pflegt festen Boden unter den Füßen zu haben und ihn nicht zu verlieren. Teilt er schon mit den anderen bedeutenden Dramatikern des heutigen Wien die Neigung, skeptisch wehmütig über die Welt hinwegzusehen, so faßt er doch das Gegenständliche sehr energisch an, so daß ein Wirklichkeitshauch auch in seine Reflexion hinüberweht. Wo es ihm gelungen ist, das Wirklichkeitsbild mit der auflösenden, halbironischen Stimmung der Resignation ganz zur Einheit zu verschmelzen, etwa wie einem Maler, der Landschaften und Gestalten ganz in Luft einhüllt, da hat er sein Bestes geschaffen. Das Schauspiel „Liebelei" mit dem wahrhaft empfundenen Epiloge des weltmüden Musikanten, den das Leben aus der konventionellen Sittlichkeit herausgedrängt hat, ist das typische Beispiel für solches Gelingen. Diesmal fällt dem Dichter der Himmel, den er über das Ganze wölben möchte, aus dem Gedicht heraus. Die atmosphärische Stimmung ist nicht echt, man merkt die Pinselstriche in der Luft und so scheint auch das Leben darunter nur „gemalt" . . .

Zwei Akte lang führt uns dieses neue, innerlich gespaltene Schauspiel durch furchtbare Affekte und raffiniert gesteigerte Schauder hindurch. Schnitzler komponiert in diesen Akten nicht „wie ein Franzos", sondern trotz einem Franzosen, er übertrifft namentlich in der Exposition die Kleinmeister der Technik jenseits des Rheins, weil er die kunstvoll verwickelten Motive individuell zu beseelen weiß. Auch in dem zweiten, sehr grellen Akte, in dem die Maschine schon viel stärker rasselt, blitzt die Durchgeistigung noch stark hervor. Das Unwahrscheinliche tritt zum mindesten mit einer in ihrer Knappheit starken Überredungskunst auf, der man nicht leicht entkommt. Dann aber inmitten der katastrophalen Ereignisse wird uns eine merkwürdige Umstimmung durch eine auflösende Rückschau zugemutet. Zwei Akte lang waten wir durch Blut, um zuletzt an das leider etwas seichte Wässerchen einer nihilistischen Reflexion zu gelangen, in dem wir uns gesund baden sollen. Die Schauder waren nur da, um uns zu beweisen, daß es keine Schauder gibt und geben kann. Der Schluß ist gleichsam die Negation des ganzen Schauspiels. Und dem Erfolg ging es genau so wie dem Drama; er strafte sich selbst Lügen und hob sich auf.

Man versteht das, wenn man den Grundzügen der Handlung folgt. Im Vordergrunde des ersten Aktes steht ein abscheulicher neunundsiebzigjähriger Greis, der alte Moser, der in seiner Todesfurcht zum Quälgeist seiner Tochter Marie wird, die er mit dem letzten Aufgebot brutaler Energie an sein Siechtum fesselt und dabei noch mit häßlichem Neide auf ihre Jugend mißhandelt und beschimpft. Die Feigheit ist die Seele dieses gräßlichen Menschen; er hat als Rittmeister der blauen Kürassiere vor dreißig Jahren (das Stück spielt in Österreich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) sich aus Todesfurcht tief erniedrigt; er verließ damals in der Schlacht mit der Eskadron seinen Posten, den ihn der Befehl zu halten geboten hatte. In einem neuen Kriege wollen die blauen Kürassiere jetzt den alten Flecken ihrer Fahne mit Blut abwaschen, das Regiment hat vom Kaiser die Erlaubnis erbeten und erhalten, sich in einem Todesritte zu opfern. Da der sieche Alte davon hört, trägt wiederum seine feige Lebenslust über die Scham den Sieg davon — er kann eine dämonische Freude darüber nicht unterdrücken, daß so viel junge Menschen in den Tod reiten, während sein gebrechliches Alter immer noch durch das Leben weiterschleicht. Seine Tochter Marie, ein leidenschaftliches Geschöpf, hat entsetzliche Jahre an der Seite dieses Peinigers verlebt. Aber sie hat bisher im Kerker ausgehalten; die stillen, resignierten Huldigungen des Hausarztes haben sie nicht wankend gemacht; auch ein mehr begünstigter Verehrer, der Forstadjunkt, der ihre Base, ein schwindsüchtiges Mädchen, um ihretwillen verlassen und der für ihren Bräutigam gilt, konnte sie nicht bestimmen, sich auch nur zeitweilig von dem furchtbaren Kranken zu trennen. Jetzt aber ist etwas Neues in ihr Leben eingetreten. Sie hat vor Monaten eine wilde Ballnacht mitgemacht und einen Offizier kennen gelernt, der ihre ganze zurückgedrängte Sinnlichkeit erweckt hat. Das war der „Ruf des Lebens", der an sie herandrang. Bisher hat sie auch diesem Rufe widerstanden; aber die Sehnsucht in ihr ist zum Fieber geworden. Da jene schwindsüchtige Base, die Verlassene, die ihr kurzes Leben in Liebschaften vertollt, an sie herantritt und ihr erzählt, daß der Offizier ihrer Sehnsucht nach ihr gefragt hat, wird das Verlangen nach diesem Manne übermächtig in ihr. Der Offizier gehört zu den blauen Kürassieren, die morgen in den Tod reiten, und wenn sie nicht sofort zu ihm eilt, ist er ihr für immer verloren. Und gerade jetzt kettet der alte Quäler sie stärker als je an sich; er verschließt die Wohnungstür und steckt den Schlüssel ein. Diese Bedrängnis weckt den Dämon der Gewalttat. Marie bereitet aus einem gefährlichen Beruhigungsmittel dem Vater einen Trank, der „den Schlaf von hundert Nächten" in sich birgt, und stürmt von einer Leiche weg in das tolle Abenteuer hinein. Und der Weg führt von Blut zu Blut. In dem Kasernenheim des Offiziers, zu dem Marie hastet — Max ist sein Name — wirft nicht nur der Todesritt seine Schatten voraus: auch eine individuelle Schuld lastet auf dem Leben des jungen Mannes, der den Obersten mit dessen leichtfertigen Gattin hintergangen hat. Der Oberst, ein sehr originell gezeichneter Ironiker von finsterer Entschlossenheit, hat den Todesritt vermutlich nur vorgeschlagen, um das Leben an der Seite einer Buhlerin, an die er gekettet ist, loszuwerden. Er spielt mit dem Gedanken, den jungen Nebenbuhler und Freund zu begnadigen, er möchte ihm das Leben um den Preis eines Geständnisses schenken. Aber Max verschmäht das Geschenk und verweigert das Geständnis; daraufhin wählt der Oberst einen andern Weg, vor dem letzten Gange abzurechnen. Er überrascht seine Frau bei dem Offizier, den sie zu feiger Fahnenflucht überreden will, schießt das Weib nieder und befiehlt dem Ehebrecher, die Tat auf sich zu nehmen. Max greift in dieser Lage zum Revolver — da aber stürzt Marie hervor, die hinter dem Vorhange seines Schlafgemachs all die Vorgänge belauscht hat und bestimmt ihn durch ihre Liebesentschlossenheit ihr und sich selbst noch eine Nacht zu schenken. Es ist eine Liebesnacht zwischen Leichen und Morden.

Und dann rauscht der Vorhang empor und wir sind auf dem Lande inmitten einer Idylle,

in der alle Überlebenden dieser Schauer zusammenkommen. Da lebt Marie unbelästigt bei ihrer Tante — der allzeit galante Hausarzt hat den Tod des Vaters für einen natürlichen ausgegeben. Da stirbt die Schwindsüchtige und Liebestolle einen poetischen Ophelia-Tod, da löst sich alles in elegische Wehmut auf. Mariens Anbeter bleiben die alten. Zieht auch der Forstadjunkt, der alles erfahren hat, schwer bedrückt in die Ferne, so geht er doch mit der Liebe im Herzen von dannen. Und der treue Hausarzt setzt der Heldin der wüsten Mordnacht mit philosophischem Troste zu: alles Vergangene ist nur Schattenspiel. Der ermordete Vater und all die Schauer, die die Sinnlichkeit einer blutigen Nacht umlagerten. Nur die Sonne, die uns scheint, die Luft, die wir atmen, ist Leben, ist Wirklichkeit. Und Marie gesteht staunend zu, daß dieses Leben, diese Wirklichkeit sie wieder in ihre Kreise ziehen ....

„Ist das nun etwas?" möchte man mit einem klassischen Worte Shakespeares fragen. Über solch einen nihilistischen Schluß kommt kein Publikum hinaus, ohne sich laut oder leise dagegen zu wehren. Gerade das Scheinende dieser mit milder Überlegenheit vorgetragenen Schlußmahnung hat etwas Aufreizendes. Wer kennt nicht die Allerweltserfahrung, daß in den Zuständen der tiefsten Trauer, der schwersten Tragik unsere Sinne auf die gewohnte Art reagieren, wer weiß nicht von der Bitterkeit der Wahrnehmung, daß selbst mitten in Katastrophen das Süße und Lockende eine gewisse Wirkung auf uns ausübt? Aber seit jeher war es der Beruf der Dichtung, die Macht der tieferen Empfindung über solche äußerliche sensuelle Wirkungen darzutun — sei es, daß sie das Sensuelle selbst (wie es Grillparzer so herrlich in seiner „Hero" getan) mit Seelischem sättigt, sei es, daß sie uns die Übermacht des seelischen Selbstbewußtseins über die materiellen Sinneseindrücke vor Augen führt. Und nun sollen wir an das Gegenteil glauben: die Übermacht des momentanen Lebensgenusses soll über alles triumphieren. Seltsam schließt sich der Kreis; die Hyperkultur stößt auf die Unkultur, das Raffinement auf die Brutalität. In dieser Heilslehre vom Leben im Moment liegt eine Ergänzung zu der Negation der Willensfreiheit, die durch die Werke anderer Dramatiker von heute hindurchleuchtet. Beer-Hofmann sagt in seinem „Grafen von Charolais": „Nichts ist getan, es ist nur etwas geschehen," und eine ganz ähnliche Wendung findet sich im Ödipus Hofmannsthals. Und dazu stimmt die Schlußweisheit des neuen Schnitzlerschen Dramas, daß uns das Gestern nichts bedeutet und daß wir nur im Heute leben. Aber ist das alles nicht am Ende nur die Sophistik der Müdigkeit und Blasiertheit? So viel oder so wenig freien Willen wir haben mögen — so viel ist gewiß, daß wir die unwiderstehliche Vorstellung der Willensfreiheit und mit ihr auch das erlösende oder peinigende Bewußtsein unserer Handlungen haben. Unsere Physiologen sagen, daß das Gedächtnis in aller lebendigen Materie steckt, und ein genialer Philosoph und Physiker, einer der bedeutendsten Männer Wiens, der vor keiner Wahrheit zurückschrickt, erklärt unser Ich, das er nüchtern betrachtet, doch für ein Bündel von Vorstellungen. Liegt es in unserer Macht, dieses Bündel aufzulösen, die Vorstellungen des Vergangenen in Nichts zerflattern zu lassen, uns in einseitigem Vegetieren dem Moment hinzugeben? Ich glaube nicht, daß in dieser Lebensauffassung der Keim zu einem neuen Drama liegt, weit mehr, daß wir da mit einer vorübergehenden Zersetzung des Kerns aller dramatischen Dichtung zu rechnen haben. Auch das Publikum war nicht gläubig. Es wollte mit der elegisch-idyllischen Überwindung der schaudervollen Katastrophen nichts zu schaffen haben und ließ den Schluß des Schnitzlerschen Dramas fallen, obgleich es der geistvollen Kombination und den starken, charakteristischen Zügen des Stückes zwei Akte lang gespannte Aufmerksamkeit und laute Anerkennung gewährt hatte.

Die Aufführung des Schauspiels im Lessing-Theater war aller Ehren wert. Irene Triesch hatte vollauf dämonische Leidenschaft, um an die Heldin glauben zu machen, Bassermann war von genialer Entschiedenheit in der Zeichnung des Obersten, von dessen grausamem Witz eine eigenartig starke Wirkung ausgeht und Else Lehmann entzückte durch den gemütlichen Zug, den sie als leidende Mutter der Schwindsüchtigen in der Darstellung festhielt. Auch sonst war das Ensemble schlagfertig und von einheitlicher Stimmung. Aber dem Stück selbst fehlt die Einheit, die zu vollem Siege führt. Alfred Klaar.

Von der Woche.

22. Februar. Johann Nepomuk Graf Gleispach (geb. 1840) Justizminister a. D., Präsident des Oberlandesgerichtes, in Graz †. — 385. Sitzung des Abgeordnetenhauses. Die Handelsverträge mit Italien (2541. Beil. d. St. Pr.), Belgien (2542.), Rußland (2549.) und der Entwurf eines Gesetzes, womit die Regierung ermächtigt wird, die Handelsbeziehungen mit dem Auslande für die Zeit vom 1. März bis 30. Juni 1906 provisorisch zu regeln (2540.), wird angenommen. — Im Ministerium des Äußern werden die mündlichen Verhandlungen mit den Schweizer Delegierten wegen Abschluß des Handelsvertrages wieder aufgenommen. — Handwerkertag in Wien.

23. 386. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident bringt die Regierungsvorlagen über die Wahlreform, den Schutz der Wahlfreiheit, die Abänderung

der Bestimmungen betreffend, die Immunität der Abgeordneten und der Geschäftsordnung des Reichsrates, ein. — Die belgische Kammer nimmt den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn an.

24. Der serbische Gesandte in Wien Dr. Vuitsch überreicht dem Minister des Äußern die Note der serbischen Regierung, worin diese sich zu den von Österreich-Ungarn geforderten Modifikationen ihres Zollunionvertrages mit Bulgarien bereit erklärt. — Erste Aufführung von Artur Schnitzlers Schauspiel „Der Ruf des Lebens“ im Lessing-Theater in Berlin.

26. FZM. Hieronymus Freiherr von Zlemiecki (geb. 1817) in Krakau †. — 56. Sitzung des Herrenhauses: Im Dringlichkeitswege werden die Handelsverträge mit Italien (340. Beil. d. St. Pr.), Belgien (341.) und Rußland (342.) sowie das handelspolitische Ermächtigungsgesetz (343.) angenommen, Der Gesetzentwurf, betreffend die Pensionsversicherung der Privatbeamten (328.) wird einer eigens zu wählenden, jener über die galizischen Rentengüter (329.) der ständigen Finanziellen Kommission zugewiesen. Der Gesetzentwurf über das Rekrutenkontingent für 1906 (332.) wird angenommen.

27. 57. Sitzung des Herrenhauses: Der Gesetzentwurf über den Scheck (333. Beil. d. St. Pr.) und jener über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung (339.) werden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Die koalierten Parteien erlassen ein Manifest an die ungarische Nation, in dem die Haltung der Majorität des aufgelösten Abgeordnetenhauses zu rechtfertigen versucht wird.

28. Die Handelsverkehrsbestimmungen mit der Schweiz werden auf kurze Zeit provisorisch geregelt.

1. März. Der neue Zolltarif tritt in Kraft. — Die Skupschtina ermächtigt die serbische Regierung, mit Österreich-Ungarn ein Handelsvertragsprovisorium zu schließen. — Im Ministerium des Äußern in Wien werden die Verhandlungen mit den serbischen Delegierten wieder aufgenommen.

2. In seinem offenen Schreiben an die Wählerschaft spricht sich Baron Bánffy für die Ausschaltung der Frage der militärischen Herrscherrechte aus, und meint, daß die Ungarn auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet ihre Erfolge suchen müssen, daß aber auch die wirtschaftliche Selbständigkeit erst nach dem Ablauftermin der Handelsverträge angestrebt werden könne.

3. Die Autonomie des Pester Komitates wird suspendiert.

*

Der neue Zolltarif. Der erste März war ein für das gesamte Wirtschaftsleben Europas hochwichtiger Tag, denn mit den neuen Zolltarifen und den auf ihnen beruhenden Handelsverträgen beginnt ein neuer Abschnitt in unserer Wirtschaftsgeschichte. Der neue Zolltarif und die neuen Handelsverträge sind überall mit großen Schwierigkeiten fertig gestellt worden, nirgends aber waren diese wohl größer als bei uns. Hier galt es nicht nur, die divergierenden Interessen der Konsumenten, der Agrarier, der Industrie und des Handels auszugleichen, sondern die politischen Verhältnisse der Monarchie, die Lage in Ungarn insbesondere, setzten der Fertigstellung der Verträge große Hindernisse entgegen. Volles Lob gebührt hiebei unseren Unterhändlern und es ist zu hoffen, daß die beginnende neue Ära unserer Volkswirtschaft zum Nutzen gereichen werde. Die erwähnten Schwierigkeiten rechtfertigen aber nur zum Teil die formellen Verzögerungen in der Durchführung des neuen Zolltarifes. Der Tag dieser durchgreifenden Tarifänderung, dieser umwälzenden Neuerungen in der Zollbehandlung, mit ihrer einschneidenden Bedeutung für den Handelsverkehr, war ja seit Jahren vorauszusehen, nichtsdestoweniger wurden die Handelsverträge mit Rußland, Italien und Belgien erst knapp vor dem 1. März unterzeichnet und im Parlament eingebracht, so daß sie am 27. Februar im Dringlichkeitswege im Herrenhause erledigt werden mußten. Trotz ihres Inkrafttretens am 1. März waren sie an diesem Tage noch nicht im Reichsgesetzblatt publiziert worden. Mit Serbien und der Schweiz müssen geradezu in letzter Stunde provisorische Maßregeln getroffen werden. Der neue Tarif und der grundlegende Handelsvertrag mit Deutschland wurden erst vor wenigen Tagen promulgiert, die wichtigste Durchführungsbestimmung, das Warenverzeichnis, ist heute noch nicht ausgegeben worden. Die ersten Exemplare des statistischen Warenverzeichnisses waren erst am 1. März nachmittags in der Staatsdruckerei zu haben und man konnte mit ihnen der Nachfrage nur zum geringsten Teil genügen. Man wird unter diesen Umständen die unglaublichen Verwirrungen, die vorläufig der 1. März in der Handelswelt und in allen Zollämtern der Monarchie angerichtet hat begreiflich finden.

—nk—

Gedanken zur Zeitgeschichte. In der Behandlung der Weltpolitik kennt unsere Tagespresse nur die Modegrößen, die Favorits des Augenblicks. Das eine Ereignis, das jeweils im Vordergrunde der Bühne agiert wird, ist Alleinherrscher in den Spalten der Blätter. Der Blick des Lesers wird hypnotisiert, er sieht nicht das ganze Welttheater, sondern stets nur die eine Haupt- und Staatsaktion, und vieles entgeht ihm, was, heute noch unscheinbar, den Keim großer kommender Entwicklungen und Verwicklungen birgt.

So ist die folgenschwere Wandlung fast unbeachtet geblieben, die seit Jahr und Tag die alte Monroe-Doktrin durchgemacht hat. Herr Theodor Roosevelt, in dessen Adern Erobererblut rollt, will seinen Namen für ewige Zeiten mit einer gewaltigen Machterweiterung seines Vaterlandes verknüpft wissen, und dazu soll ihm die außerordentliche Ausdehnung der Monroe-Doktrin dienen. Die alte Lehre, wie sie in der vom Präsidenten James Monroe am 2. Dezember 1823 erlassenen, vom Staatssekretär John Quincy Adams verfaßten Jahresbotschaft an den Kongreß formuliert war, hat nichts anderes besagt, als daß die Vereinigten Staaten „nicht allein jeden Versuch der heiligen Allianz, ihr System auf die westliche Halbkugel auszudehnen, als dem Frieden und der Freiheit der Vereinigten Staaten gefährlich erachten, sondern auch jede zum Zwecke der Unterdrückung unab-

hängiger amerikanischer Regierungen unternommene Einmischung im Lichte einer den Vereinigten Staaten unfreundlichen Gesinnung betrachten müßten, und daß endlich amerikanisches Gebiet nicht mehr als Gegenstand europäischer Kolonisation angesehen werden dürfe." Die Staatsmaxime in dieser ihrer ursprünglichen Fassung hat sich im Laufe der Zeiten völlig durchgesetzt und wird von keiner Seite bestritten. Herr Roosevelt aber hat aus dieser Doktrin, die einfach die Freiheit Amerikas gegen das alte Interventionsprinzip sichern wollte, etwas ganz anderes gemacht, das in letzter Konsequenz auf eine Kuratel der Vereinigten Staaten über alle andern amerikanischen Republiken hinausläuft. Nachdem schon vorher Staatssekretär Root die neue Auslegung formuliert hatte, gab ihr der Präsident die höchste Sanktion in seiner Botschaft vom 5. Dezember 1905. Er sprach darin rundweg aus, die Vereinigten Staaten könnten eine Besetzung amerikanischen Bodens durch eine europäische Macht auch dann nicht dulden, selbst wenn sie zu Zwecken eines Strafvollzuges erfolgen sollte. Was das bedeutet, mag man sich an einem handgreiflichen Beispiel verdeutlichen, wie sie sich drüben fast alljährlich ereignen. Irgend eine jener interessanten kleinen Republiken, wo sich abenteuerliche „Generale" um die Herrschaft über das Land und dessen Finanzen raufen, begeht einen aufgelegten Rechtsbruch gegen einen europäischen Staat oder dessen Untertanen. Gewöhnlich eine Vergewaltigung von Vermögensinteressen, eine offenkundige Verletzung von Kontrakten, die europäische Unternehmer auf Treu und Glauben geschlossen haben, einen unverschämten Raub an ehrlich investiertem Kapital.

Der vergewaltigte Europäer wendet sich an seine Regierung um Schutz. Führen diplomatische Unterhandlungen nicht zum Ziele, so war bisher das einfachste und bequemste Zwangsmittel die Besetzung einiger Zollämter des renitenten Staates, aus deren Eingängen man Genugtuung holen konnte. Das soll nun nicht mehr gestattet sein. In solchen Fällen, so verspricht Roosevelt, werden sich die Vereinigten Staaten der Aufgabe unterziehen, die Ordnung der betreffenden Schuld auf sich zu nehmen. Onkel Sam spricht zu Europa: „Verlaß dich ruhig auf mich, ich verhelfe dir schon zu deinem Rechte; aber das verbitte ich mir aufs entschiedenste, daß du nach alter Manier auf dem Boden einer amerikanischen Republik Zollämter besetzest . . ." Damit ist nun ein seltsamer Zustand geschaffen.

Völkerrechtlich sind die kleinen interessanten Freistaaten völlig souverän; den europäischen Staaten aber ist es verwehrt, sich an diese unabhängige Regierung zu halten, sie müssen die Hilfe eines ganz unbeteiligten und völkerrechtlich gar nicht legitimierten Dritten anrufen. Was würden wohl die Vereinigten Staaten sagen, wenn sie in einem Rechtshandel, etwa gegen Portugal, auf ein ähnliches Veto irgend einer fremden, in die Sache gar nicht verwickelten europäischen Großmacht stießen? Wenn sich der selbsternannte Kurator mit vollem Ernst, mit tadellosem Rechtsgefühl und mit eifrigstem Nachdruck seiner usurpierten Aufgabe unterzieht, könnte man ja, rein praktisch genommen, die verneuerte Monroe-Lehre hinnehmen, denn schließlich hat man es lieber mit Washington zu tun, als mit San Domingo oder mit Venezuela. Wie aber, wenn es einmal die Vereinigten Staaten am guten Willen und redlichen Eifer fehlen lassen, wenn sie ihr Kuratorenamt lässig und widerwillig ausüben, vielleicht geradezu in der Absicht, europäisches Unternehmertum und Kapital für die Zukunft abzuschrecken? An wen hält sich dann der europäische Staat, um seinen Bürgern zum Rechte zu verhelfen? Blockaden sind in diesen Fällen schwierig und von fraglicher Wirkung, weil jene kleinen Freistaaten nach ihrer geographischen Lage ihre Waren leicht zu Lande über das Gebiet von Nachbarrepubliken und über deren Häfen führen können. Irgend ein kleinstaatlicher Frechling unter den amerikanischen Republiken findet da die schönste Gelegenheit, Europa eine Nase zu drehen, und der venezolanische Rinaldo Rinaldini, Herr Castro, ist rasch auf den Geschmack der Sache gekommen und hat sich gegen Frankreich die ärgsten Unverschämtheiten gestattet. Heute ist Europa zu sehr mit seinen eigenen Sorgen belastet, um dieser Gestaltung der Dinge die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken; eines Tages aber kann sich aus der neuen Monroe-Lehre eine ausgiebige Verwicklung ergeben — falls nicht etwa Europa seinen Staatsbürgern resigniert erklären sollte: „Wenn Ihr dort drüben Geschäfte machen wollt, so tut es auf eigene Kosten und Gefahr; schützen kann ich euch nicht, weil man's — in Washington nicht erlaubt." —l.

*

Deutsches Volkstheater. Eugen Tschirikoffs Schauspiel „Die Juden" wurde nun vom Volkstheaterensemble den Berlinern nachgespielt. Das Stück selbst wirkte, wie damals bereits erörtert wurde, rein als journalistisches Stimmungsbild; sein wirklich dramatisches Leben ist gering. — Herr Raeder hatte die drei Aufzüge sehr wirksam und mit möglicher Vertiefung inszeniert. Im Vordergrunde der abgestimmten Aufführung standen die Herren Höfer, Vallentin, Homma, Weiß und Fräulein Hannemann. —lz—.

fern sie das Geschick und die Neigung hat, unsere theoretischen Forderungen zu verwirklichen. Der bereits erwähnte, für die Politik des Bühnenleiters doch wohl entscheidende *äußere* Erfolg macht es vollkommen begreiflich, daß die Kosten des Schauspiels, das keinen Gewinn, sondern nur Verlust bringt, als sinnlose Bürde empfunden werden, und läßt erwarten und berechnen, daß die höheren Kosten, die nach der Auflassung des Schauspiels und bei der Einführung täglicher Opernvorstellungen erwachsen müssen, sich durch die um so größeren Einnahmen reichlich genug verzinsen werden. Das Publikum dieses Hauses kennt einen Enthusiasmus, der den der jungen Welt im Hofoperntheater womöglich noch übertrifft; dieser Enthusiasmus beschränkt sich auch keineswegs auf die oberen Ränge, sondern ist im Parkett und in den Logen nicht minder werktätig. Es muß eine Lust sein, vor einem solchen Publikum zu singen; es muß einem strebsamen Manne eine angenehme Genugtuung gewähren, in diesen dankbaren Herzen das Echo der Kunst zu wecken. *Ist* also das Währinger Theater wirklich eine *Kunststätte*? Werden dort die trefflichsten und liebenswürdigsten Beispiele besonders deutscher Volksopernkunst in jener stilvollen und harmonischen Weise dargestellt, die den Mangel „großer" (und deshalb auch eigenwilliger) Sänger und Sängerinnen beinahe als Vorzug empfinden läßt? Man kann diese Frage leider nicht unbedingt bejahen.

Ohne Rückhalt sei zugegeben, daß die Leistungen dieser Bühne sich fortschreitend verbessern und in manchen Fällen schon jetzt einen durchaus wohltuenden Eindruck machen. Das Orchester ist recht gut, die Ausstattung ist recht hübsch, das Musikalische unter der Leitung *Zemlinskys* oder *Baldreichs* in der Regel tüchtig studiert und die Regie, die der Direktor selbst leitet, im allgemeinen ein erfreulicher Beweis dafür, daß man hier an frisch pulsierende und poetisch beseelte dramatische Spiele und nicht etwa nur an Musikaufführungen im Theater, an die „Oper" im veralteten Sinne denkt. Aber dieser Tatsache ist nun sogleich die andere entgegenzuhalten, daß der Direktor seine eigenen künstlerischen Grundsätze immer wieder preisgibt und nicht etwa seine minder geschulten Kräfte systematisch erzieht oder allmählich durch höher geartete ersetzt, sondern vielmehr das Auftreten berühmter Gäste — vermutlich zur Erhöhung des *äußeren* Glanzes seiner Bühne — veranlaßt, das dem jungen Unternehmen doch nur Schaden bringen kann. Es ist betrübend, daß *Naväl* nicht mehr in der Hofoper singt; aber das Währinger Ensemble gerät in Unordnung, wenn es dazu mißbraucht wird, den zufälligen Rahmen abzugeben für das lang ersehnte und laut gefeierte Wiedersehen Naväls und seiner hiesigen Verehrer. Dazu ist dieses Ensemble noch zu unreif; der Abstand zwischen ihm und einer wirklichen darstellerischen oder musikalischen Potenz ist zu groß, um nicht ästhetisch peinlich und eben dadurch auch demoralisierend zu wirken. Man sieht es jetzt wieder an *Melms*, der an und für sich — mit seiner mächtigen Stimme und seinem routinierten Können — die Volksoper, als ihr ständiges Mitglied, doch nur zieren und bereichern sollte; aber weil er so allein steht, trägt auch er nur zur Unordnung und zum Rückschritt bei. Es ist niemand da, der von ihm lernen oder mit ihm wetteifern könnte, und er darf sich daher künstlerisch vernachlässigen und wird im Gefühle seiner Überlegenheit, angeeifert durch den Beifall unkritischer Hörer, nicht selten zu einem wilden Draufgänger und musikalischen Kulissenreißer, der die Linie des Ganzen empfindlich stört. Was soll man vollends dazu sagen, daß der Italiener *Bonci* in der Volksoper auftreten und italienisch singen durfte! Der Direktor mochte sich freuen, bei diesem Anlasse Herrschaften in den Logen zu sehen, die sein Theater vorher nie betreten hatten. Aber damit war auch das „Star"-System offen einbekannt und die ehrliche Arbeit, die beispielsweise an den Aufführungen von „Carmen" und „Figaros Hochzeit" anerkannt werden mußte, um ihren schönsten Lohn gebracht.

Die Sache wird dadurch nicht besser, daß das Stammpublikum des Theaters den Abstand zwischen einem solchen „Star" und der Umgebung, in der er auftritt, und den Unterschied in der Gestaltung einer Rolle durch den einen und den anderen Darsteller gar nicht recht wahrzunehmen scheint. Vor Melms ist auch *Groß* in Melms-Rollen „stürmisch bejubelt" worden, trotz seiner nur für kleine Provinzbühnen ausreichenden Fähigkeiten, und wie Bonci in „Rigoletto" sein Liedlein von den trügerischen Weiberherzen da capo singen mußte, so hat auch *Reinhard* als Troubadour die „Stretta" auf Verlangen wiederholt — ein Tenorist, der außer seiner echten Tenorstimme nichts mitbringt, was ihn für ernste Aufgaben an einer großstädtischen Bühne geeignet erscheinen ließe. Und dieses Publikum ist wahllos nicht nur den Darstellern, sondern auch den Werken gegenüber. Der Spielplan der Volksoper war bisher im großen und ganzen, wie er sein soll. Lauter Meisterwerke und lauter deutsche Werke kann man überhaupt nicht verlangen. Mozart, Weber, Marschner, Lortzing fanden gebührende Pflege, auch gegen Flotows „Martha" und einige italienische und französische Spielopern von anmutigem Reiz läßt sich nichts einwenden. „Carmen", „Faust", „Troubadour" und „Rigoletto" sind zwar nicht deutsch-volkstümlich, aber in aller Welt populär, sie haben inneren Wert und üben starke äußere Wirkung, das genüge einstweilen als Kriterium

für die Zulassung. So weit sind wir ja noch nirgends, daß der Gounodsche „Faust" als Beleidigung des deutschen Nationalgefühls empört zurückgewiesen würde. Der Wahl des „Troubadour" verdanken wir die beste der bisherigen Aufführungen, in der neben Melms Fräulein Wenger und Frau v. Kellersperg einen immerhin bedeutenden Eindruck machten und Kapellmeister Baldreich südliches Temperament walten ließ. Die bedenkliche Auffrischung des Neßlerschen „Trompeter von Säkkingen" findet darin eine Rechtfertigung, daß alles, was an diesem künstlerisch untergeordneten Werke stofflich und musikalisch auf naive Gemüter wirkt, zweifellos deutsches und volkstümliches Gepräge hat — eine wässerige, aber nicht ungesunde Nahrung, dem süßen Gifte des künstlerisch weit höher stehenden Gounodschen „Faust" in manchem Betracht vorzuziehen. Von den aufgeführten Neuheiten sind Heubergers „Barfüßele" und Zöllners „Versunkene Glocke" unanfechtbar. Jenes hat mehr Musik, diese mehr Poesie, beide sind gut deutsch und zeugen von Talent und redlichem Willen. Ein Meisterwerk braucht eine Neuheit nie zu sein. Wie verhielt sich nun das Publikum gegenüber dieser reichen Musterkarte? Begriff es, daß der Lortzingsche „Waffenschmied" doch mehr zu sagen hat und es besser zu sagen weiß als der Neßlersche „Trompeter"? daß Webers „Freischütz" eine ganz andere Welt offenbart als Verdis „Troubadour"? oder verriet es, wenn schon nicht musikalische Bildung und ästhetisches Feingefühl, doch irgend eine persönliche Vorliebe, einen individuellen Geschmack? verhielt es sich auch nur einmal ablehnend? Im Gegenteil: es war immer begeistert; es ließ keinen Autor im Stich; es betrachtete jeden Aktschluß als gebieterische Aufforderung zu Applaus und Hervorrufen. Es nahm Siegfried Wagners „Kobold", der entweder ein abstruses oder ein tiefes, in jedem Falle aber ein sehr ernst gemeintes und schwierig aufzufassendes Werk ist, voll Weihe und Zartheit, aber auch voll wunderlicher Irrgänge und vertrackter Seitensprünge und voll erdrückender Längen, mit derselben vergnügten Unbefangenheit auf wie Adams harmlose „Nürnberger Puppe". Es ist das beste Premièrenpublikum, das sich ein Autor wünschen kann, und geriet bei Lehárs „Tatjana", einem musikalisch leeren, poetisch flachen, durch Widersinnigkeiten und Geschmacklosigkeiten an manchen Stellen unerträglichen Theaterstücke, einfach in Ekstase. Wenn „Parsifal" frei geworden ist und der findige Direktor ihn der Hofoper vor der Nase weggeschnappt hat, wird der Applaus nicht größer und nicht kleiner sein als bei „Tatjana".

Dieser Fall Lehár gibt zu denken. Nicht wegen des Komponisten. Der hat seinen verdienten Ruf als Erfinder froher Tanzweisen und nicht übler Operettenmusik, die sogar durch vornehmere Werke besticht und die müde Wiener Schablone durch einen originellen slawischen Zug auffrischt. Daß ihn seine Beliebtheit dazu verführte, ein Jugendwerk, die weder moderndramatische, noch antiquiert-opernmäßige, sondern zwitterhaft-verunglückte „Tatjana" (mit dem fatalen Libretto von Falzari und Kalbeck) hervorzusuchen, das wäre ein leicht zu verbessernder Fehler. Die Oper brauchte nur wieder zu verschwinden. Ein Publikum aber, das diesem Werke die gleichen Ehren erweist wie den beglückendsten Verkörperungen wahrer Poesie und zartesten Empfindens, legt dem Bühnenleiter die schwerste moralische Verpflichtung auf. Dieses Publikum ist nämlich nicht einmal naiv; es läßt sich nicht, wie sonst die Naiven, kopfscheu machen; es stutzt vor keiner neuen, ungewohnten Erscheinung; es versagt nicht vor einer höheren und feineren Gabe, die das schlichte Fassungsvermögen übersteigt, und es lehnt sich nicht gegen Künsteleien und Brutalitäten auf, die den unverdorbenen Instinkt verletzen; es hat keine Ahnung, ob es Zuckerwasser oder gefährliches Gift trinkt; es berauscht sich an jenem und verträgt dieses; man möchte es geringschätzen, denn es ist bei Neßler und Lehár glückselig, und man möchte es staunend preisen, denn es ist der artistischen Vollendung des „Figaro" und den krausen Geheimnissen des „Kobold" gewachsen. Mit einem Worte: es hat kein Urteil und ist für alles dankbar, aber es ist nicht naiv und müßte vorerst zur wichtigsten Grundlage jedes mitschöpferischen Kunstverständnisses, zu unverbildeter, keuscher Naivität erzogen werden. Und man kann sich diesen seltsamen Zustand eigentlich nur so erklären, daß man sagt: es glaubt in einer allerdings sehr naiven Weise an die erhabene Mission der Bühne, es ist felsenfest davon überzeugt, daß das Theater nur reine Kunstgenüsse spendet und daß die Stunden holder Täuschung die es dort verlebt, eine Bereicherung seines Lebens bilden müssen. Damit ist dem Direktor sein Weg unerbittlich vorgeschrieben. Er hat diesen Wahn zur Wahrheit zu machen. Er weiß, daß seine Vorstellungen immer gut besucht sein werden, daß seinen Darbietungen der Beifall niemals fehlen wird; es gibt demnach für ihn keine Ausrede, wenn er sich mit einem unzulänglichen Ensemble begnügt, wenn er die Einheit des Ensembles durch vordringliche Solisten stören läßt und wenn er Stücke aufführt, die weder mit der Kunst noch mit dem Volke etwas zu tun haben; alle die Kompromisse, zu denen selbst die Leiter wohlsubventionierter Hofbühnen von ältestem Rufe durch die Launen des Publikums, durch die Wünsche bestimmter Gesellschaftskreise

und durch die Mahnungen des Kassiers gezwungen oder verleitet werden, können hier, an der einstigen Währinger Linie, keine Geltung haben; hier ist vielleicht zum ersten Male in der Wiener Theatergeschichte der Fall gegeben, daß wirklich nur das Beste für das Publikum gerade gut genug ist und daß dabei das Theater florieren muß; hier ist die Praxis glatt und mühelos mit den strengsten Forderungen der Theorie in Einklang zu bringen. Wir erwarten, daß die Wiener Volksoper, wenn sie in Permanenz erklärt ist, in zielbewußter Pflege des Volkstümlichen nur Echtes und Schönes zu harmonisch abgerundeter Darstellung bringen wird: wir erhoffen, daß in dieser kräftigenden und läuternden Atmosphäre dann auch das Publikum sich einen untrüglichen Sinn für das Reine und Edle und den Mut zur Betätigung dieses Sinnes aneignen werde. Nach einigen Jahren möge der Direktor die Probe machen. An dem Tage, an dem zum ersten Male im Jubiläumstheater ein schlechter Sänger ausgepfiffen und ein zweifelhaftes Stück abgelehnt wird, an dem Tage ist unser Traum von der Volksoper in Erfüllung gegangen. Max Morold.

Kleine Mitteilungen.

Eine Reminiszenz aus dem Jahre 1848. Graf Ferdinand Colloredo-Mannsfeld, mein Stiefvater, war im Jahre 1848 beim Ausbruch der Märzrevolution ein stattlicher Greis von 70 Jahren, voll Tatkraft und Schaffensdrang, leider auch voll Illusionen. Ein großer Gegner des Metternichschen Systems, gehörte er zu den freisinnigen Mitgliedern der damaligen Stände. Er hatte den Gewerbeverein gegründet und versammelte bei sich alle Mittwoch viele Industrielle, mit denen er vorzugsweise verkehrte; ich erinnere mich namentlich an Jakob Reuter, der überaus lebhaft war.

Die Märztage wurden von dem Grafen und seinem Kreis freudig begrüßt. Da Colloredo sehr populär war, erwählte ihn die Akademische Legion zu ihrem Kommandanten, was sein Verhängnis wurde; denn als die anfangs fast allgemein sympathische Bewegung eine revolutionäre Wendung nahm, gab er dem Drängen seiner mißbilligenden Familie nach und legte im Mai das Kommando nieder.

Eine Proklamation, die er damals an die Studenten richtete, wurde von diesen übel vermerkt. Mein Stiefvater aber dachte nichts Arges. Da drang man plötzlich in guter Absicht in sein Zimmer und forderte ihn auf, zu flüchten. Meine Mutter hatte mich und meine Schwestern mit der Großmutter bereits auf das Schloß geschickt, als die Situation ernst zu werden anfing. Sie aber war daheim geblieben, an der Seite ihres Gemahls, dem sie überaus teuer war. Sie sollten entfliehen. Sie dachten, bei Nachbarn, im Hause selbst (Seitenstättnerhof), Zuflucht zu finden. Diese wurde aber versagt. In dieser Bedrängnis schaffte unsere treue Köchin Rat. In dem engen Raum einer Doppeltür, die vom Schlafgemach in die Küche führte und in der kaum ein Stuhl aufgestellt werden konnte, verbargen sich mein Stiefvater und meine Mutter und entgingen durch zwölf Stunden den andrängenden Verfolgern; denn Studenten waren inzwischen in die Wohnung gedrungen und etablierten sich daselbst ganz ungeniert. „Wir wissen, daß er da ist," sagten sie, „der Hunger wird ihn heraustreiben." Indessen aber waren Freunde und Verwandte tätig, die um das Versteck wußten. Ich nenne namentlich Grafen Josef Colloredo (den nachmaligen Fürsten), Sohn meines Stiefvaters, Grafen Eugen Braida und die Brüder meiner Mutter, die Freiherren von Metzburg, von denen der ältere Diplomat, ein glühender Anhänger Metternichs, der andere ein sehr konservativer junger Staatsbeamter war, den der Freiheitstaumel nie geblendet hatte. Warm nahm sich auch Fürstin Wilhelmine Kinsky, geb. Gräfin Colloredo-Mannsfeld, Nichte des Grafen Ferdinand, an. Ein Kaufmann, der ihr sehr verpflichtet war, und ein Volksmann, den man gewann, boten die Hand zur Rettung. Während eines Gewitters entkamen die Verfolgten verkleidet über die Barrikaden und erreichten einen Wagen, der an einem bezeichneten Ort, außer der Stadt, ihrer harrte. Mit dieser Fahrgelegenheit erreichten sie glücklich die Töpperschen Werke nächst Scheibbs, zu deren Besitzern sie in sehr freundlichen Beziehungen standen. „Unsere Schmiede werden niemand hereinlassen," sagte die wackere Frau Töpper. Dort verbrachten sie, ohne weiter verfolgt zu werden, acht Tage, bevor sie in das nahe heimatliche Schloß Stiebar zogen. Der früher so blühend aufrechte Mann war gänzlich gebrochen und vermochte sich nicht mehr von dem harten Schlag und den Enttäuschungen zu erholen, die ihm das Sturmjahr gebracht hatte. Graf Ferdinand Colloredo-Mannsfeld starb am 10. Dezember 1848 auf Schloß Stiebar.

Josephine Freiin v. Knorr.

Die Reform des rechts- und staatswissenschaftlichen Studiums in Österreich. Anknüpfend an die in Band I, Heft 3, unserer Zeitschrift veröffentlichten Ausführungen des Hofrates Professor Dr. Mitteis über die Reform der juristischen Studien hat sich nun auch der Professor der Czernowitzer Universität Dr. Alfred v. Halban mit dieser Frage beschäftigt, von der er sagt, daß sie heute eine öffentliche Angelegenheit sei, „an der nicht nur die Fachkreise, sondern die breiten Schichten des Publikums

interessiert sind". Seine bedeutsame Abhandlung ist zuerst im „Österreichischen Verwaltungsarchiv" erschienen und liegt nun auch im Separatabdruck vor. Professor Halban weist in treffender Weise nach, daß der Gymnasiast gerade für das Rechtsstudium verhältnismäßig am wenigsten vorgebildet wird und schlägt daher vor, den angehenden Juristen vorerst im ersten Semester durch Vorlesungen über Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften, über Rechtsphilosophie und über allgemeine Gesellschaftslehre gewissermaßen für das eigentliche Studium vorzubereiten. Hierauf wären die rechtshistorischen Disziplinen in drei Semestern vorzutragen, wobei auf die vergleichende Rechtswissenschaft ein besonderer Nachdruck gelegt werden sollte. Das fünfte und sechste Semester sollten dem staatswissenschaftlichen Studium und die zwei letzten den judiziellen Fächern gewidmet sein. Die Anregungen des Professors v. Halban laufen darauf hinaus, dem künftigen Juristen eine besonders gute theoretische Grundlage zu geben und die Erwerbung der eigentlichen Gesetzeskenntnis mehr der Praxis zu überlassen. —v—

J. C. Poestion. Regierungsrat J. C. Poestion, dessen nordische Grammatiken eine weite Verbreitung — sogar in Schweden und Norwegen selbst — gefunden haben, war der erste, der für uns sozusagen den Schleier von der ganzen neuisländischen Literatur seit der Reformation gehoben und ihre reichen Schätze der übrigen Welt erschlossen hat. Sein großes literarhistorisches Werk „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung", seine Schrift über das isländische Drama und Theaterwesen und seine im vorigen Jahre erschienenen „Eislandblüten", eine Anthologie aus der neuisländischen Lyrik, sind von der gesamten isländischen Kritik als dauernde, grundlegende Arbeiten auf diesem Gebiete anerkannt worden. Aber auch sein hauptsächlich auf Grund isländischer Quellen gearbeitetes geographisch-ethnographisches Werk „Island, das Land und seine Bewohner" erfreut sich, obgleich seit seinem Erscheinen vor mehr als 20 Jahren in manchen Partien jetzt veraltet, auf Island selbst noch immer der größten Wertschätzung und ist seinerzeit von den berufensten deutschen Sachautoritäten — wir nennen nur Konrad Maurer und Richard Heinzel — und neuestens wieder von Professor Kahle und dem Wiener Dr. Erich Zugmayer nach ihrer Bereisung der Insel als eine vorzügliche, äußerst verläßliche Arbeit bezeichnet worden. Vor kurzem erhielt Poestion von Island eine in ungemein schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßte Adresse, worin ihm der Dank des isländischen Volkes für seine ebenso unermüdliche wie erfolgreiche literarische Tätigkeit im Interesse Islands ausgedrückt und zugleich die Bitte vorgetragen wurde, als Ehrengast des Landes und des Volkes die Insel zu besuchen. Regierungsrat Poestion hat, nachdem ihm der Ministerpräsident in dankenswerter Weise die Reise nach Island ermöglichte, die Einladung der Isländer angenommen und wird im kommenden Sommer endlich das Land betreten, mit dem er sich so vielfach beschäftigt hat. Er gedenkt dort mehrere Monate zu verweilen, sprachliche, ethnographische und geographische Studien zu betreiben und die alten, geschichtlich oder kultur- und literarhistorisch berühmten Stätten zu besuchen. —nk—

Feuilleton.

Artur Schnitzlers Schauspiel: „Der Ruf des Lebens" im Berliner Lessing-Theater.

Den „Ruf des Lebens" hat Artur Schnitzler in manchen seiner früheren Werke besser verstanden, als in seinem neuen Schauspiel, dem er das vielsagende Wort an die Stirne geschrieben und das dieser Tage mit lärmendem, aber nicht unbestrittenem Erfolge im Lessing-Theater gegeben wurde. Schnitzler ist sonst tatsächlich der Lebendigsten einer; er pflegt festen Boden unter den Füßen zu haben und ihn nicht zu verlieren. Teilt er schon mit den anderen bedeutenden Dramatikern des heutigen Wien die Neigung, skeptisch wehmütig über die Welt hinwegzusehen, so faßt er doch das Gegenständliche sehr energisch an, so daß ein Wirklichkeitshauch auch in seine Reflexion hinüberweht. Wo es ihm gelungen ist, das Wirklichkeitsbild mit der auflösenden, halbironischen Stimmung der Resignation ganz zur Einheit zu verschmelzen, etwa wie einem Maler, der Landschaften und Gestalten ganz in Luft einhüllt, da hat er sein Bestes geschaffen. Das Schauspiel „Liebelei" mit dem wahrhaft empfundenen Epiloge des weltmüden Musikanten, den das Leben aus der konventionellen Sittlichkeit herausgedrängt hat, ist das typische Beispiel für solches Gelingen. Diesmal fällt dem Dichter der Himmel, den er über das Ganze wölben möchte, aus dem Gedicht heraus. Die atmosphärische Stimmung ist nicht echt, man merkt die Pinselstriche in der Luft und so scheint auch das Leben darunter nur „gemalt" . . .

und durch die Mahnungen des Kassiers gezwungen oder verleitet werden, können hier, an der einstigen Währinger Linie, keine Geltung haben; hier ist vielleicht zum ersten Male in der Wiener Theatergeschichte der Fall gegeben, daß wirklich nur das Beste für das Publikum gerade gut genug ist und daß dabei das Theater florieren muß; hier ist die Praxis glatt und mühelos mit den strengsten Forderungen der Theorie in Einklang zu bringen. Wir erwarten, daß die Wiener Volksoper, wenn sie in Permanenz erklärt ist, in zielbewußter Pflege des Volkstümlichen nur Echtes und Schönes zu harmonisch abgerundeter Darstellung bringen wird: wir erhoffen, daß in dieser kräftigenden und läuternden Atmosphäre dann auch das Publikum sich einen untrüglichen Sinn für das Reine und Edle und den Mut zur Betätigung dieses Sinnes aneignen werde. Nach einigen Jahren möge der Direktor die Probe machen. An dem Tage, an dem zum ersten Male im Jubiläumstheater ein schlechter Sänger ausgepfiffen und ein zweifelhaftes Stück abgelehnt wird, an dem Tage ist unser Traum von der Volksoper in Erfüllung gegangen. Max Morold.

Kleine Mitteilungen.

Eine Reminiszenz aus dem Jahre 1848. Graf Ferdinand Colloredo-Mannsfeld, mein Stiefvater, war im Jahre 1848 beim Ausbruch der Märzrevolution ein stattlicher Greis von 70 Jahren, voll Tatkraft und Schaffensdrang, leider auch voll Illusionen. Ein großer Gegner des Metternichschen Systems, gehörte er zu den freisinnigen Mitgliedern der damaligen Stände. Er hatte den Gewerbeverein gegründet und versammelte bei sich alle Mittwoch viele Industrielle, mit denen er vorzugsweise verkehrte; ich erinnere mich namentlich an Jakob Reuter, der überaus lebhaft war.

Die Märztage wurden von dem Grafen und seinem Kreis freudig begrüßt. Da Colloredo sehr populär war, erwählte ihn die Akademische Legion zu ihrem Kommandanten, was sein Verhängnis wurde; denn als die anfangs fast allgemein sympathische Bewegung eine revolutionäre Wendung nahm, gab er dem Drängen seiner mißbilligenden Familie nach und legte im Mai das Kommando nieder.

Eine Proklamation, die er damals an die Studenten richtete, wurde von diesen übel vermerkt. Mein Stiefvater aber dachte nichts Arges. Da drang man plötzlich in guter Absicht in sein Zimmer und forderte ihn auf, zu flüchten. Meine Mutter hatte mich und meine Schwestern mit der Großmutter bereits auf das Schloß geschickt, als die Situation ernst zu werden anfing. Sie aber war daheim geblieben, an der Seite ihres Gemahls, dem sie überaus teuer war. Sie sollten entfliehen. Sie dachten, bei Nachbarn, im Hause selbst (Seitenstättnerhof), Zuflucht zu finden. Diese wurde aber versagt. In dieser Bedrängnis schaffte unsere treue Köchin Rat. In dem engen Raum einer Doppeltür, die vom Schlafgemach in die Küche führte und in der kaum ein Stuhl aufgestellt werden konnte, verbargen sich mein Stiefvater und meine Mutter und entgingen durch zwölf Stunden den andrängenden Verfolgern; denn Studenten waren inzwischen in die Wohnung gedrungen und etablierten sich daselbst ganz ungeniert. „Wir wissen, daß er da ist," sagten sie, „der Hunger wird ihn heraustreiben." Indessen aber waren Freunde und Verwandte tätig, die um das Versteck wußten. Ich nenne namentlich Grafen Josef Colloredo (den nachmaligen Fürsten), Sohn meines Stiefvaters, Grafen Eugen Braida und die Brüder meiner Mutter, die Freiherren von Metzburg, von denen der ältere Diplomat, ein glühender Anhänger Metternichs, der andere ein sehr konservativer junger Staatsbeamter war, den der Freiheitstaumel nie geblendet hatte. Warm nahm sich auch Fürstin Wilhelmine Kinsky, geb. Gräfin Colloredo-Mannsfeld, Nichte des Grafen Ferdinand, an. Ein Kaufmann, der ihr sehr verpflichtet war, und ein Volksmann, den man gewann, boten die Hand zur Rettung. Während eines Gewitters entkamen die Verfolgten verkleidet über die Barrikaden und erreichten einen Wagen, der an einem bezeichneten Ort, außer der Stadt, ihrer harrte. Mit dieser Fahrgelegenheit erreichten sie glücklich die Töpperschen Werke nächst Scheibbs, zu deren Besitzern sie in sehr freundlichen Beziehungen standen. „Unsere Schmiede werden niemand hereinlassen," sagte die wackere Frau Töpper. Dort verbrachten sie, ohne weiter verfolgt zu werden, acht Tage, bevor sie in das nahe heimatliche Schloß Stiebar zogen. Der früher so blühend aufrechte Mann war gänzlich gebrochen und vermochte sich nicht mehr von dem harten Schlag und den Enttäuschungen zu erholen, die ihm das Sturmjahr gebracht hatte. Graf Ferdinand Colloredo-Mannsfeld starb am 10. Dezember 1848 auf Schloß Stiebar.

Josephine Freiin v. Knorr.

Die Reform des rechts- und staatswissenschaftlichen Studiums in Österreich. Anknüpfend an die in Band I, Heft 3, unserer Zeitschrift veröffentlichten Ausführungen des Hofrates Professor Dr. Mitteis über die Reform der juristischen Studien hat sich nun auch der Professor der Czernowitzer Universität Dr. Alfred v. Halban mit dieser Frage beschäftigt, von der er sagt, daß sie heute eine öffentliche Angelegenheit sei, „an der nicht nur die Fachkreise, sondern die breiten Schichten des Publikums

interessiert sind". Seine bedeutsame Abhandlung ist zuerst im „Österreichischen Verwaltungsarchiv" erschienen und liegt nun auch im Separatabdruck vor. Professor Halban weist in treffender Weise nach, daß der Gymnasiast gerade für das Rechtsstudium verhältnismäßig am wenigsten vorgebildet wird und schlägt daher vor, den angehenden Juristen vorerst im ersten Semester durch Vorlesungen über Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften, über Rechtsphilosophie und über allgemeine Gesellschaftslehre gewissermaßen für das eigentliche Studium vorzubereiten. Hierauf wären die rechtshistorischen Disziplinen in drei Semestern vorzutragen, wobei auf die vergleichende Rechtswissenschaft ein besonderer Nachdruck gelegt werden sollte. Das fünfte und sechste Semester sollten dem staatswissenschaftlichen Studium und die zwei letzten den judiziellen Fächern gewidmet sein. Die Anregungen des Professors v. Halban laufen darauf hinaus, dem künftigen Juristen eine besonders gute theoretische Grundlage zu geben und die Erwerbung der eigentlichen Gesetzeskenntnis mehr der Praxis zu überlassen. —v—

J. C. Poestion. Regierungsrat J. C. Poestion, dessen nordische Grammatiken eine weite Verbreitung — sogar in Schweden und Norwegen selbst — gefunden haben, war der erste, der für uns sozusagen den Schleier von der ganzen neuisländischen Literatur seit der Reformation gehoben und ihre reichen Schätze der übrigen Welt erschlossen hat. Sein großes literarhistorisches Werk „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung", seine Schrift über das isländische Drama und Theaterwesen und seine im vorigen Jahre erschienenen „Eislandblüten", eine Anthologie aus der neuisländischen Lyrik, sind von der gesamten isländischen Kritik als dauernde, grundlegende Arbeiten auf diesem Gebiete anerkannt worden. Aber auch sein hauptsächlich auf Grund isländischer Quellen gearbeitetes geographisch-ethnographisches Werk „Island, das Land und seine Bewohner" erfreut sich, obgleich seit seinem Erscheinen vor mehr als 20 Jahren in manchen Partien jetzt veraltet, auf Island selbst noch immer der größten Wertschätzung und ist seinerzeit von den berufensten deutschen Sachautoritäten — wir nennen nur Konrad Maurer und Richard Heinzel — und neuestens wieder von Professor Kahle und dem Wiener Dr. Erich Zugmayer nach ihrer Bereisung der Insel als eine vorzügliche, äußerst verläßliche Arbeit bezeichnet worden. Vor kurzem erhielt Poestion von Island eine in ungemein schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßte Adresse, worin ihm der Dank des isländischen Volkes für seine ebenso unermüdliche wie erfolgreiche literarische Tätigkeit im Interesse Islands ausgedrückt und zugleich die Bitte vorgetragen wurde, als Ehrengast des Landes und des Volkes die Insel zu besuchen. Regierungsrat Poestion hat, nachdem ihm der Ministerpräsident in dankenswerter Weise die Reise nach Island ermöglichte, die Einladung der Isländer angenommen und wird im kommenden Sommer endlich das Land betreten, mit dem er sich so vielfach beschäftigt hat. Er gedenkt dort mehrere Monate zu verweilen, sprachliche, ethnographische und geographische Studien zu betreiben und die alten, geschichtlich oder kultur- und literarhistorisch berühmten Stätten zu besuchen. —nk—

Feuilleton.

Artur Schnitzlers Schauspiel: „Der Ruf des Lebens" im Berliner Lessing-Theater.

Den „Ruf des Lebens" hat Artur Schnitzler in manchen seiner früheren Werke besser verstanden, als in seinem neuen Schauspiel, dem er das vielsagende Wort an die Stirne geschrieben und das dieser Tage mit lärmendem, aber nicht unbestrittenem Erfolge im Lessing-Theater gegeben wurde. Schnitzler ist sonst tatsächlich der Lebendigsten einer; er pflegt festen Boden unter den Füßen zu haben und ihn nicht zu verlieren. Teilt er schon mit den anderen bedeutenden Dramatikern des heutigen Wien die Neigung, skeptisch wehmütig über die Welt hinwegzusehen, so faßt er doch das Gegenständliche sehr energisch an, so daß ein Wirklichkeitshauch auch in seine Reflexion hinüberweht. Wo es ihm gelungen ist, das Wirklichkeitsbild mit der auflösenden, halbironischen Stimmung der Resignation ganz zur Einheit zu verschmelzen, etwa wie einem Maler, der Landschaften und Gestalten ganz in Luft einhüllt, da hat er sein Bestes geschaffen. Das Schauspiel „Liebelei" mit dem wahrhaft empfundenen Epiloge des weltmüden Musikanten, den das Leben aus der konventionellen Sittlichkeit herausgedrängt hat, ist das typische Beispiel für solches Gelingen. Diesmal fällt dem Dichter der Himmel, den er über das Ganze wölben möchte, aus dem Gedicht heraus. Die atmosphärische Stimmung ist nicht echt, man merkt die Pinselstriche in der Luft und so scheint auch das Leben darunter nur „gemalt" . . .

Zwei Akte lang führt uns dieses neue, innerlich gespaltene Schauspiel durch furchtbare Affekte und raffiniert gesteigerte Schauder hindurch. Schnitzler komponiert in diesen Akten nicht „wie ein Franzos", sondern trotz einem Franzosen, er übertrifft namentlich in der Exposition die Kleinmeister der Technik jenseits des Rheins, weil er die kunstvoll verwickelten Motive individuell zu beseelen weiß. Auch in dem zweiten, sehr grellen Akte, in dem die Maschine schon viel stärker rasselt, blitzt die Durchgeistigung noch stark hervor. Das Unwahrscheinliche tritt zum mindesten mit einer in ihrer Knappheit starken Überredungskunst auf, der man nicht leicht entkommt. Dann aber inmitten der katastrophalen Ereignisse wird uns eine merkwürdige Umstimmung durch eine auflösende Rückschau zugemutet. Zwei Akte lang waten wir durch Blut, um zuletzt an das leider etwas seichte Wässerchen einer nihilistischen Reflexion zu gelangen, in dem wir uns gesund baden sollen. Die Schauder waren nur da, um uns zu beweisen, daß es keine Schauder gibt und geben kann. Der Schluß ist gleichsam die Negation des ganzen Schauspiels. Und dem Erfolg ging es genau so wie dem Drama; er strafte sich selbst Lügen und hob sich auf.

Man versteht das, wenn man den Grundzügen der Handlung folgt. Im Vordergrunde des ersten Aktes steht ein abscheulicher neunundsiebzigjähriger Greis, der alte Moser, der in seiner Todesfurcht zum Quälgeist seiner Tochter Marie wird, die er mit dem letzten Aufgebot brutaler Energie an sein Siechtum fesselt und dabei noch mit häßlichem Neide auf ihre Jugend mißhandelt und beschimpft. Die Feigheit ist die Seele dieses gräßlichen Menschen; er hat als Rittmeister der blauen Kürassiere vor dreißig Jahren (das Stück spielt in Österreich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) sich aus Todesfurcht tief erniedrigt; er verließ damals in der Schlacht mit der Eskadron seinen Posten, den ihn der Befehl zu halten geboten hatte. In einem neuen Kriege wollen die blauen Kürassiere jetzt den alten Flecken ihrer Fahne mit Blut abwaschen, das Regiment hat vom Kaiser die Erlaubnis erbeten und erhalten, sich in einem Todesritte zu opfern. Da der sieche Alte davon hört, trägt wiederum seine feige Lebenslust über die Scham den Sieg davon — er kann eine dämonische Freude darüber nicht unterdrücken, daß so viel junge Menschen in den Tod reiten, während sein gebrechliches Alter immer noch durch das Leben weiterschleicht. Seine Tochter Marie, ein leidenschaftliches Geschöpf, hat entsetzliche Jahre an der Seite dieses Peinigers verlebt. Aber sie hat bisher im Kerker ausgehalten; die stillen, resignierten Huldigungen des Hausarztes haben sie nicht wankend gemacht; auch ein mehr begünstigter Verehrer, der Forstadjunkt, der ihre Base, ein schwindsüchtiges Mädchen, um ihretwillen verlassen und der für ihren Bräutigam gilt, konnte sie nicht bestimmen, sich auch nur zeitweilig von dem furchtbaren Kranken zu trennen. Jetzt aber ist etwas Neues in ihr Leben eingetreten. Sie hat vor Monaten eine wilde Ballnacht mitgemacht und einen Offizier kennen gelernt, der ihre ganze zurückgedrängte Sinnlichkeit erweckt hat. Das war der „Ruf des Lebens", der an sie herandrang. Bisher hat sie auch diesem Rufe widerstanden; aber die Sehnsucht in ihr ist zum Fieber geworden. Da jene schwindsüchtige Base, die Verlassene, die ihr kurzes Leben in Liebschaften vertollt, an sie herantritt und ihr erzählt, daß der Offizier ihrer Sehnsucht nach ihr gefragt hat, wird das Verlangen nach diesem Manne übermächtig in ihr. Der Offizier gehört zu den blauen Kürassieren, die morgen in den Tod reiten, und wenn sie nicht sofort zu ihm eilt, ist er ihr für immer verloren. Und gerade jetzt kettet der alte Quäler sie stärker als je an sich; er verschließt die Wohnungstür und steckt den Schlüssel ein. Diese Bedrängnis weckt den Dämon der Gewalttat. Marie bereitet aus einem gefährlichen Beruhigungsmittel dem Vater einen Trank, der „den Schlaf von hundert Nächten" in sich birgt, und stürmt von einer Leiche weg in das tolle Abenteuer hinein. Und der Weg führt von Blut zu Blut. In dem Kasernenheim des Offiziers, zu dem Marie haftet — Max ist sein Name — wirft nicht nur der Todesritt seine Schatten voraus: auch eine individuelle Schuld lastet auf dem Leben des jungen Mannes, der den Obersten mit dessen leichtfertigen Gattin hintergangen hat. Der Oberst, ein sehr originell gezeichneter Ironiker von finsterer Entschlossenheit, hat den Todesritt vermutlich nur vorgeschlagen, um das Leben an der Seite einer Buhlerin, an die er gekettet ist, loszuwerden. Er spielt mit dem Gedanken, den jungen Nebenbuhler und Freund zu begnadigen, er möchte ihm das Leben um den Preis eines Geständnisses schenken. Aber Max verschmäht das Geschenk und verweigert das Geständnis; daraufhin wählt der Oberst einen andern Weg, vor dem letzten Gange abzurechnen. Er überrascht seine Frau bei dem Offizier, den sie zu feiger Fahnenflucht überreden will, schießt das Weib nieder und befiehlt dem Ehebrecher, die Tat auf sich zu nehmen. Max greift in dieser Lage zum Revolver — da aber stürzt Marie hervor, die hinter dem Vorhange seines Schlafgemachs all die Vorgänge belauscht hat und bestimmt ihn durch ihre Liebesentschlossenheit ihr und sich selbst noch eine Nacht zu schenken. Es ist eine Liebesnacht zwischen Leichen und Morden.

Und dann rauscht der Vorhang empor und wir sind auf dem Lande inmitten einer Idylle,

in der alle Überlebenden dieser Schauer zusammenkommen. Da lebt Marie unbelästigt bei ihrer Tante — der allzeit galante Hausarzt hat den Tod des Vaters für einen natürlichen ausgegeben. Da stirbt die Schwindsüchtige und Liebestolle einen poetischen Ophelia-Tod, da löst sich alles in elegische Wehmut auf. Mariens Anbeter bleiben die alten. Zieht auch der Forstadjunkt, der alles erfahren hat, schwer bedrückt in die Ferne, so geht er doch mit der Liebe im Herzen von dannen. Und der treue Hausarzt setzt der Heldin der wüsten Mordnacht mit philosophischem Troste zu: alles Vergangene ist nur Schattenspiel. Der ermordete Vater und all die Schauer, die die Sinnlichkeit einer blutigen Nacht umlagerten. Nur die Sonne, die uns scheint, die Luft, die wir atmen, ist Leben, ist Wirklichkeit. Und Marie gesteht staunend zu, daß dieses Leben, diese Wirklichkeit sie wieder in ihre Kreise ziehen ....

„Ist das nun etwas?" möchte man mit einem klassischen Worte Shakespeares fragen. Über solch einen nihilistischen Schluß kommt kein Publikum hinaus, ohne sich laut oder leise dagegen zu wehren. Gerade das Scheinende dieser mit milder Überlegenheit vorgetragenen Schlußmahnung hat etwas Aufreizendes. Wer kennt nicht die Allerweltserfahrung, daß in den Zuständen der tiefsten Trauer, der schwersten Tragik unsere Sinne auf die gewohnte Art reagieren, wer weiß nicht von der Bitterkeit der Wahrnehmung, daß selbst mitten in Katastrophen das Süße und Lockende eine gewisse Wirkung auf uns ausübt? Aber seit jeher war es der Beruf der Dichtung, die Macht der tieferen Empfindung über solche äußerliche sensuelle Wirkungen darzutun — sei es, daß sie das Sensuelle selbst (wie es Grillparzer so herrlich in seiner „Hero" getan) mit Seelischem sättigt, sei es, daß sie uns die Übermacht des seelischen Selbstbewußtseins über die materiellen Sinneseindrücke vor Augen führt. Und nun sollen wir an das Gegenteil glauben: die Übermacht des momentanen Lebensgenusses soll über alles triumphieren. Seltsam schließt sich der Kreis; die Hyperkultur stößt auf die Unkultur, das Raffinement auf die Brutalität. In dieser Heilslehre vom Leben im Moment liegt eine Ergänzung zu der Negation der Willensfreiheit, die durch die Werke anderer Dramatiker von heute hindurchleuchtet. Beer-Hofmann sagt in seinem „Grafen von Charolais": „Nichts ist getan, es ist nur etwas geschehen," und eine ganz ähnliche Wendung findet sich im Ödipus Hofmannsthals. Und dazu stimmt die Schlußweisheit des neuen Schnitzlerschen Dramas, daß uns das Gestern nichts bedeutet und daß wir nur im Heute leben. Aber ist das alles nicht am Ende nur die Sophistik der Müdigkeit und Blasiertheit? So viel oder so wenig freien Willen wir haben mögen — so viel ist gewiß, daß wir die unwiderstehliche Vorstellung der Willensfreiheit und mit ihr auch das erlösende oder peinigende Bewußtsein unserer Handlungen haben. Unsere Physiologen sagen, daß das Gedächtnis in aller lebendigen Materie steckt, und ein genialer Philosoph und Physiker, einer der bedeutendsten Männer Wiens, der vor keiner Wahrheit zurückschrickt, erklärt unser Ich, das er nüchtern betrachtet, doch für ein Bündel von Vorstellungen. Liegt es in unserer Macht, dieses Bündel aufzulösen, die Vorstellungen des Vergangenen in Nichts zerflattern zu lassen, uns in einseitigem Vegetieren dem Moment hinzugeben? Ich glaube nicht, daß in dieser Lebensauffassung der Keim zu einem neuen Drama liegt, weit mehr, daß wir da mit einer vorübergehenden Zersetzung des Kerns aller dramatischen Dichtung zu rechnen haben. Auch das Publikum war nicht gläubig. Es wollte mit der elegisch-idyllischen Überwindung der schaudervollen Katastrophen nichts zu schaffen haben und ließ den Schluß des Schnitzlerschen Dramas fallen, obgleich es der geistvollen Kombination und den starken, charakteristischen Zügen des Stückes zwei Akte lang gespannte Aufmerksamkeit und laute Anerkennung gewährt hatte.

Die Aufführung des Schauspiels im Lessing-Theater war aller Ehren wert. Irene Triesch hatte vollauf dämonische Leidenschaft, um an die Heldin glauben zu machen, Bassermann war von genialer Entschiedenheit in der Zeichnung des Obersten, von dessen grausamem Witz eine eigenartig starke Wirkung ausgeht und Else Lehmann entzückte durch den gemütlichen Zug, den sie als leidende Mutter der Schwindsüchtigen in der Darstellung festhielt. Auch sonst war das Ensemble schlagfertig und von einheitlicher Stimmung. Aber dem Stück selbst fehlt die Einheit, die zu vollem Siege führt. Alfred Klaar.

Von der Woche.

22. Februar. Johann Nepomuk Graf Gleispach (geb. 1840) Justizminister a. D., Präsident des Oberlandesgerichtes, in Graz †. — 385. Sitzung des Abgeordnetenhauses. Die Handelsverträge mit Italien (2541. Beil. d. St. Pr.), Belgien (2542.), Rußland (2549.) und der Entwurf eines Gesetzes, womit die Regierung ermächtigt wird, die Handelsbeziehungen mit dem Auslande für die Zeit vom 1. März bis 30. Juni 1906 provisorisch zu regeln (2540.), wird angenommen. — Im Ministerium des Äußern werden die mündlichen Verhandlungen mit den Schweizer Delegierten wegen Abschluß des Handelsvertrages wieder aufgenommen. — Handwerkertag in Wien.

23. 386. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident bringt die Regierungsvorlagen über die Wahlreform, den Schutz der Wahlfreiheit, die Abänderung

der Bestimmungen betreffend, die Immunität der Abgeordneten und der Geschäftsordnung des Reichsrates, ein. — Die belgische Kammer nimmt den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn an.

24. Der serbische Gesandte in Wien Dr. Vuitsch überreicht dem Minister des Äußern die Note der serbischen Regierung, worin diese sich zu den von Österreich-Ungarn geforderten Modifikationen ihres Zollunionvertrages mit Bulgarien bereit erklärt. — Erste Aufführung von Artur Schnitzlers Schauspiel „Der Ruf des Lebens“ im Lessing-Theater in Berlin.

26. FZM. Hieronymus Freiherr von Ziemiecki (geb. 1817) in Krakau †. — 56. Sitzung des Herrenhauses: Im Dringlichkeitswege werden die Handelsverträge mit Italien (340. Beil. d. St. Pr.), Belgien (341.) und Rußland (342.) sowie das handelspolitische Ermächtigungsgesetz (343.) angenommen. Der Gesetzentwurf, betreffend die Pensionsversicherung der Privatbeamten (328.) wird einer eigens zu wählenden, jener über die galizischen Rentengüter (329.) der ständigen Finanziellen Kommission zugewiesen. Der Gesetzentwurf über das Rekrutenkontingent für 1906 (332.) wird angenommen.

27. 57. Sitzung des Herrenhauses: Der Gesetzentwurf über den Scheck (333. Beil. d. St. Pr.) und jener über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung (339.) werden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Die koalierten Parteien erlassen ein Manifest an die ungarische Nation, in dem die Haltung der Majorität des aufgelösten Abgeordnetenhauses zu rechtfertigen versucht wird.

28. Die Handelsverkehrsbestimmungen mit der Schweiz werden auf kurze Zeit provisorisch geregelt.

1. März. Der neue Zolltarif tritt in Kraft. — Die Skupschtina ermächtigt die serbische Regierung, mit Österreich-Ungarn ein Handelsvertragsprovisorium zu schließen. — Im Ministerium des Äußern in Wien werden die Verhandlungen mit den serbischen Delegierten wieder aufgenommen.

2. In seinem offenen Schreiben an die Wählerschaft spricht sich Baron Bánffy für die Ausschaltung der Frage der militärischen Herrscherrechte aus, und meint, daß die Ungarn auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet ihre Erfolge suchen müssen, daß aber auch die wirtschaftliche Selbständigkeit erst nach dem Ablauftermin der Handelsverträge angestrebt werden könne.

3. Die Autonomie des Pester Komitates wird suspendiert.

*

Der neue Zolltarif. Der erste März war ein für das gesamte Wirtschaftsleben Europas hochwichtiger Tag, denn mit den neuen Zolltarifen und den auf ihnen beruhenden Handelsverträgen beginnt ein neuer Abschnitt in unserer Wirtschaftsgeschichte. Der neue Zolltarif und die neuen Handelsverträge sind überall mit großen Schwierigkeiten fertig gestellt worden, nirgends aber waren diese wohl größer als bei uns. Hier galt es nicht nur, die divergierenden Interessen der Konsumenten, der Agrarier, der Industrie und des Handels auszugleichen, sondern die politischen Verhältnisse der Monarchie, die Lage in Ungarn insbesondere, setzten der Fertigstellung der Verträge große Hindernisse entgegen. Volles Lob gebührt hiebei unseren Unterhändlern und es ist zu hoffen, daß die beginnende neue Ära unserer Volkswirtschaft zum Nutzen gereichen werde. Die erwähnten Schwierigkeiten rechtfertigen aber nur zum Teil die formellen Verzögerungen in der Durchführung des neuen Zolltarifes. Der Tag dieser durchgreifenden Tarifänderung, dieser umwälzenden Neuerungen in der Zollbehandlung, mit ihrer einschneidenden Bedeutung für den Handelsverkehr, war ja seit Jahren vorauszusehen, nichtsdestoweniger wurden die Handelsverträge mit Rußland, Italien und Belgien erst knapp vor dem 1. März unterzeichnet und im Parlament eingebracht, so daß sie am 27. Februar im Dringlichkeitswege im Herrenhause erledigt werden mußten. Trotz ihres Inkrafttretens am 1. März waren sie an diesem Tage noch nicht im Reichsgesetzblatt publiziert worden. Mit Serbien und der Schweiz müssen geradezu in letzter Stunde provisorische Maßregeln getroffen werden. Der neue Tarif und der grundlegende Handelsvertrag mit Deutschland wurden erst vor wenigen Tagen promulgiert, die wichtigste Durchführungsbestimmung, das Warenverzeichnis, ist heute noch nicht ausgegeben worden. Die ersten Exemplare des statistischen Warenverzeichnisses waren erst am 1. März nachmittags in der Staatsdruckerei zu haben und man konnte mit ihnen der Nachfrage nur zum geringsten Teil genügen. Man wird unter diesen Umständen die unglaublichen Verwirrungen, die vorläufig der 1. März in der Handelswelt und in allen Zollämtern der Monarchie angerichtet hat begreiflich finden.

—nk—

Gedanken zur Zeitgeschichte. In der Behandlung der Weltpolitik kennt unsere Tagespresse nur die Modegrößen, die Favorits des Augenblicks. Das eine Ereignis, das jeweils im Vordergrunde der Bühne agiert wird, ist Alleinherrscher in den Spalten der Blätter. Der Blick des Lesers wird hypnotisiert, er sieht nicht das ganze Welttheater, sondern stets nur die eine Haupt- und Staatsaktion, und vieles entgeht ihm, was, heute noch unscheinbar, den Keim großer kommender Entwicklungen und Verwicklungen birgt.

So ist die folgenschwere Wandlung fast unbeachtet geblieben, die seit Jahr und Tag die alte Monroe-Doktrin durchgemacht hat. Herr Theodor Roosevelt, in dessen Adern Erobererblut rollt, will seinen Namen für ewige Zeiten mit einer gewaltigen Machterweiterung seines Vaterlandes verknüpft wissen, und dazu soll ihm die außerordentliche Ausdehnung der Monroe-Doktrin dienen. Die alte Lehre, wie sie in der vom Präsidenten James Monroe am 2. Dezember 1823 erlassenen, vom Staatssekretär John Quincy Adams verfaßten Jahresbotschaft an den Kongreß formuliert war, hat nichts anderes besagt, als daß die Vereinigten Staaten „nicht allein jeden Versuch der heiligen Allianz, ihr System auf die westliche Halbkugel auszudehnen, als dem Frieden und der Freiheit der Vereinigten Staaten gefährlich erachten, sondern auch jede zum Zwecke der Unterdrückung unab-

hängiger amerikanischer Regierungen unternommene Einmischung im Lichte einer den Vereinigten Staaten unfreundlichen Gesinnung betrachten müßten, und daß endlich amerikanisches Gebiet nicht mehr als Gegenstand europäischer Kolonisation angesehen werden dürfe." Die Staatsmaxime in dieser ihrer ursprünglichen Fassung hat sich im Laufe der Zeiten völlig durchgesetzt und wird von keiner Seite bestritten. Herr Roosevelt aber hat aus dieser Doktrin, die einfach die Freiheit Amerikas gegen das alte Interventionsprinzip sichern wollte, etwas ganz anderes gemacht, das in letzter Konsequenz auf eine Kuratel der Vereinigten Staaten über alle andern amerikanischen Republiken hinausläuft. Nachdem schon vorher Staatssekretär Root die neue Auslegung formuliert hatte, gab ihr der Präsident die höchste Sanktion in seiner Botschaft vom 5. Dezember 1905. Er sprach darin rundweg aus, die Vereinigten Staaten könnten eine Besetzung amerikanischen Bodens durch eine europäische Macht auch dann nicht dulden, selbst wenn sie zu Zwecken eines Strafvollzuges erfolgen sollte. Was das bedeutet, mag man sich an einem handgreiflichen Beispiel verdeutlichen, wie sie sich drüben fast alljährlich ereignen. Irgend eine jener interessanten kleinen Republiken, wo sich abenteuerliche „Generale" um die Herrschaft über das Land und dessen Finanzen raufen, begeht einen aufgelegten Rechtsbruch gegen einen europäischen Staat oder dessen Untertanen. Gewöhnlich eine Vergewaltigung von Vermögensinteressen, eine offenkundige Verletzung von Kontrakten, die europäische Unternehmer auf Treu und Glauben geschlossen haben, einen unverschämten Raub an ehrlich investiertem Kapital.

Der vergewaltigte Europäer wendet sich an seine Regierung um Schutz. Führen diplomatische Unterhandlungen nicht zum Ziele, so war bisher das einfachste und bequemste Zwangsmittel die Besetzung einiger Zollämter des renitenten Staates, aus deren Eingängen man Genugtuung holen konnte. Das soll nun nicht mehr gestattet sein. In solchen Fällen, so verspricht Roosevelt, werden sich die Vereinigten Staaten der Aufgabe unterziehen, die Ordnung der betreffenden Schuld auf sich zu nehmen. Onkel Sam spricht zu Europa: „Verlaß dich ruhig auf mich, ich verhelfe dir schon zu deinem Rechte; aber das verbitte ich mir aufs entschiedenste, daß du nach alter Manier auf dem Boden einer amerikanischen Republik Zollämter besetzest . . ." Damit ist nun ein seltsamer Zustand geschaffen.

Völkerrechtlich sind die kleinen interessanten Freistaaten völlig souverän; den europäischen Staaten aber ist es verwehrt, sich an diese unabhängige Regierung zu halten, sie müssen die Hilfe eines ganz unbeteiligten und völkerrechtlich gar nicht legitimierten Dritten anrufen. Was würden wohl die Vereinigten Staaten sagen, wenn sie in einem Rechtshandel, etwa gegen Portugal, auf ein ähnliches Veto irgend einer fremden, in die Sache gar nicht verwickelten europäischen Großmacht stießen? Wenn sich der selbsternannte Kurator mit vollem Ernst, mit tadellosem Rechtsgefühl und mit eifrigstem Nachdruck seiner usurpierten Aufgabe unterzieht, könnte man ja, rein praktisch genommen, die verneuerte Monroe-Lehre hinnehmen, denn schließlich hat man es lieber mit Washington zu tun, als mit San Domingo oder mit Venezuela. Wie aber, wenn es einmal die Vereinigten Staaten am guten Willen und redlichen Eifer fehlen lassen, wenn sie ihr Kuratorenamt lässig und widerwillig ausüben, vielleicht geradezu in der Absicht, europäisches Unternehmertum und Kapital für die Zukunft abzuschrecken? An wen hält sich dann der europäische Staat, um seinen Bürgern zum Rechte zu verhelfen? Blockaden sind in diesen Fällen schwierig und von fraglicher Wirkung, weil jene kleinen Freistaaten nach ihrer geographischen Lage ihre Waren leicht zu Lande über das Gebiet von Nachbarrepubliken und über deren Häfen führen können. Irgend ein kleinstaatlicher Frechling unter den amerikanischen Republiken findet da die schönste Gelegenheit, Europa eine Nase zu drehen, und der venezolanische Rinaldo Rinaldini, Herr Castro, ist rasch auf den Geschmack der Sache gekommen und hat sich gegen Frankreich die ärgsten Unverschämtheiten gestattet. Heute ist Europa zu sehr mit seinen eigenen Sorgen belastet, um dieser Gestaltung der Dinge die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken; eines Tages aber kann sich aus der neuen Monroe-Lehre eine ausgiebige Verwicklung ergeben — falls nicht etwa Europa seinen Staatsbürgern resigniert erklären sollte: „Wenn Ihr dort drüben Geschäfte machen wollt, so tut es auf eigene Kosten und Gefahr; schützen kann ich euch nicht, weil man's — in Washington nicht erlaubt." —l.

*

Deutsches Volkstheater. Eugen Tschirikoffs Schauspiel „Die Juden" wurde nun vom Volkstheaterensemble den Berlinern nachgespielt. Das Stück selbst wirkte, wie damals bereits erörtert wurde, rein als journalistisches Stimmungsbild; sein wirklich dramatisches Leben ist gering. — Herr Raeder hatte die drei Aufzüge sehr wirksam und mit möglicher Vertiefung inszeniert. Im Vordergrunde der abgestimmten Aufführung standen die Herren Höfer, Vallentin, Homma, Weiß und Fräulein Hannemann. —lz—.

Lustspieltheater. Stephan Großmann hat die Erfahrungen und Beobachtungen, die er vor einiger Zeit auf Studiengängen durch die österreichischen Strafanstalten gesammelt und in einem lesenswerten Buche als „menschliche Dokumente" niedergelegt hatte, nun auch dramatisch verwertet, um von der Bühne herab für eine gütige und individualisierende Behandlung der Sträflinge einzutreten. Und er tut dies auch auf den Brettern, die so leicht zur tendenziösen Entstellung verleiten, mit einem so redlichen und warmen sozialen Mitgefühl, daß man aus dem eng gesteckten Milieu zuweilen „Fidelio"-Klänge zu vernehmen wähnt. Es ist eine kleine Welt, die Großmann in seinem Schauspiel „Der Vogel im Käfig" schildert und noch kleiner die Handlung, die sich auf ihr abspielt. Aber gerade in dieser Beschränkung liegt ein großer Vorzug des Stückes, das, jeder Sensation abhold, bloß auf intime Wirkungen ausgeht und darum doppelt eindrucksvoll zum Herzen spricht. Die Beamten, die das Strafhaus verwalten, und die Sträflinge, die es unfreiwillig bewohnen, sind aufs glücklichste differenziert und werden durch die Tochter des Gefängnisdirektors mit der mitfühlenden und reflektierenden Außenwelt zu einer, wie schon gesagt, nicht großen, aber lebendigen dramatischen Handlung verknüpft, die sich auf alle Teile natürlich verästelt. Doch so notwendig dieses herbe Mädchen als Handlungserregerin ist und so gut es diese Aufgabe erfüllt, es stammt zu sehr vom Geschlechte der Ibsenschen Tendenzjungfrauen strengster Observanz, als daß man daran die gleiche künstlerische Freude haben könnte wie an den übrigen Gestalten, die fast durchwegs gut geschaut und gut gezeichnet und von individuellem Leben erfüllt sind. Im Lustspieltheater wird das Stück sehr gut gespielt. Namentlich von den Herren Jarno, Kneidinger, Guttmann und Bulß. —pp.

Bürgertheater. Der jüngste Premièrenabend des Bürgertheaters war nach einigem Aufschwung wieder ein jäher Rückfall in die Zeit der Kinderkrankheiten und erregte durch seine absolute Zwecklosigkeit schmerzliche Empfindungen der Verzweiflung an der Daseinsberechtigung des jungen Unternehmens. Das Gastspiel eines Fräuleins Thea von Gordon war angekündigt und dazu ein neues Lustspiel „Die Reise nach dem Witwenstand" von Franz Szecsi, deutsch von Bela Diosy. Man wußte wirklich nicht, was eine größere Überflüssigkeit war: das Gastspiel der wohl hübschen, aber kühlen und nicht sonderlich interessanten Blonden vom Rhein, die Übertragung des Lustspieles in die duldsamste aller Sprachen oder dessen Aufführung im programmlosesten aller Wiener Theater. Vergeblich wird man in dem aus Budapest importierten Werke nach irgend einer nationalen Eigenart schürfen, man müßte denn die Grundidee für eine Blüte magyarischer Geistes- und Herzenskultur halten. Aber diese ist nichts als abscheulich und sie wird durch die Durchführung nach der uralten, deutschen Lustspielschablone um das einzige gebracht, was man ihr als gute Eigenschaft allenfalls hätte zusprechen können: um den Reiz einer zwar unästhetischen und unethischen, aber immerhin satirisch berechtigten Pikanterie. Man denke nur: eine millionenschwere Maid aus dem Dollarlande, die so rasch wie möglich Witwe werden möchte, um sich als solche frei und unabhängig „ausleben" zu können, geht in ein Sanatorium auf die Suche nach einem todkranken Mann, der sie sicher, glatt und schnell an das Ziel ihrer häßlichen Wünsche bringt. Und der Professor, an den sie sich wendet, zeigt ihr nicht, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat, sondern verhilft ihr zu einem jungen, feschen und lebenslustigen Gatten, der dieses perverse Frauenzimmer heimlich liebt und sich darum überreden läßt, die Rolle des Todeskandidaten zu spielen. Wie dieser dann gegen ihre Absicht gesund wird, wie er durch plumpe Scheinmanöver ihre Eifersucht erweckt und wie schließlich aus der Eifersucht die wahre, die große Liebe erblüht, dieser nicht mehr ungewöhnliche, aber mit Rücksicht auf die seltsame Voraussetzung ganz und gar deplacierte Läuterungsprozeß bildet den weiteren Inhalt des Lustspieles, das zwischen frivolem Scherz und philisterhaftem Ernst wie ein reuiger Selbstmordkandidat baumelt, der kein Messer zur Hand hat, womit er den Strick abschneidet, den er sich voreilig um den Hals geschlungen hatte. Und Hand in Hand mit einer aufreizend unbeholfenen Szenenführung geht eine beispiellos ermüdende papierene Dialektik. Da überdies das Bürgertheater über kein Lustspielensemble verfügt, so waren begreiflicherweise Langweile und Ärger über den verlorenen Abend der Endeffekt von dem Defekt, wie Polonius sagen würde. —tr—

Österreichische Rundschau, Heft 71. Redaktionsschluß 3. März 1906. Ausgegeben 8. März 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

Salzburger Ferialhochschulkurse. Zum vierten Male werden sich heuer in der ersten Septemberhälfte die Hochschulkurse in Salzburg erneuern, deren Besuch wohl jedem Teilnehmer unvergeßlich bleiben wird durch die überaus anregende Verbindung von Naturgenuß und wissenschaftlicher Arbeit. Man könnte, gedenkt man der Namen, die in den Vorjahren und auch dieses Mal wieder auf den Programmen der Kurse stehen, ohne allzugroße Kühnheit von einem wissenschaftlichen Gegenstück zu den Festspielen auf dem Bayreuther Hügel reden. Welcher Gebildete sollte sich also nicht gerne entschließen, die Hast seiner Ferienfahrt durch ein mehrtägiges Verweilen in der „schönsten Stadt Deutschlands" zu unterbrechen, um dort etwa die Ausführungen Gotheins über die Geschichte der Gesellschaft Jesu, Rathgens über Staat und Kultur der Japaner oder unseres heimischen Gelehrten Wallaschek über Mozart zu vernehmen? Zudem, wenn er sich bei dem allen sagen darf, daß er, sich selbst und seine Bildung fördernd, das Seine beigetragen habe zur Förderung freier Wissenschaft, zur Förderung des Gedankens einer vom Zwange konfessioneller Bindung freien Salzburger Hochschule! Denn in diesem Sinne wollen die Hochschulkurse wirken. Wir denken, die Einladungen zum Besuche dieser eigenartig bedeutsamen Veranstaltungen werden ernsthaft erwogen und eifrig befolgt werden.

Der Lese- und Redeverein „Germania", I. Mölkerbastei 12, wird am 16. März 1906, 7 Uhr abends, im Jubiläums-Stadttheater eine Aufführung des „Teut" von Robert Hamerling veranstalten.

Die im Verlage von Artaria & Co. erscheinende Kunstzeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk" (Herausgeber Direktor Hofrat A. v. Scala unter Mitwirkung des Regierungsrates Franz Ritter) ist in ihren IX. Jahrgang eingetreten. Das eben erschienene erste Heft des neuen Jahrganges umfaßt 94 Seiten mit 124 Illustrationen.

Soeben beginnt die erste Serie von Ludwig Ganghofers gesammelten Schriften zu erscheinen. Diese Volksausgabe wird in 10 monatlichen Bänden à M. 1.80 (1 K 80 h, 2 Frcs.) und gleichzeitig in 38 wöchentlichen, 4 bis 5 Bogen starken Lieferungen à 40 Pfg. (48 h, 55 Cts.) zur Ausgabe gelangen. Das Werk ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Das Reisewerk von Gsell Fels „Rom und die Campagna" ist in neuer, zeitgemäßer Bearbeitung erschienen. Die vorliegende sechste Auflage hat Professor Dr. R. Schoener durchgesehen und ergänzt.

Büchereinlauf.

Der weibliche Körper und seine Verunstaltungen durch die Mode. Mit vielen Illustrationen nach lebenden Modellen von Rudolf M. Arringer, Kunstmaler. Berlin, 1906. Hugo Bermühler, Verlag.

Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe. Erste Serie in 10 Bänden. Erster Band. Mit dem Bildnis des Dichters von Franz v. Stuck. Stuttgart. Adolf Bonz & Co.

Das Liebesleben der Pflanzen. Von R. H. Francé. Mit Abbildungen von F. Hollenberg, R. Oeffinger u. a. und drei Farbendrucktafeln von F. Bergen und H. Planck. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung.

Der Ruf des Lebens. Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler. Berlin, 1906. S. Fischer.

Arbeiterinnenschutz und Heimarbeit. Von Dr. Robert Wilbrandt, mit einem Beitrag von Dora Landé. Jena, 1906. Verlag von Gustav Fischer.

Verelendungs- oder Meliorationstheorie. Von Rudolf Goldscheid. Berlin, 1906. Verlag der sozialistischen Monatshefte G. m. b. H.

Die Weber in der Gegenwart. Sozialpolitische Wanderungen durch die Hausweberei und die Webfabrik. Von Dr. Robert Wilbrandt. Jena, 1906. Verlag von Gustav Fischer.

Österreichs Zukunft und die Christlich-Sozialen. Eine Stimme zur Wahlreform von Dr. Anton Bach. Wien, 1906. Franz Deuticke.

Über den physiologischen Stumpfsinn des Mannes. Von Max Freimann. Leipzig, 1906. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.

Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien. Von Dr. Adolf Harpf. Stuttgart, 1906. Strecker und Schroeder.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 72: 10. März 1906.



Julius Freiherr v. Horst.

(Geboren am 12. April 1830 zu Hermannstadt, gestorben am 6. Februar 1904 zu Graz.)

Von Heinrich Friedjung.

Noch ist man in Österreich nicht der Fülle von Talenten in der jetzt fast ganz dahingeschiedenen Generation gerecht geworden, durch die der Staat nach dem Zusammenbruche des Absolutismus neu aufgebaut wurde. Es gibt, um ein von dem großen Nervenarzt Theodor Meynert geprägtes Wort zu gebrauchen, auch in der Politik eine Art Kleinheitswahn: und gegenwärtig sind, was ihre Geschichte und ihre Leistungen betrifft, die Deutschen Österreichs von ihm geradezu besessen. Wie wäre es sonst auch möglich, daß hervorragende Männer wie Bruck, Schmerling, Anastasius Grün, Hasner, Herbst und Fischhof bis heute noch keinen Biographen gefunden haben! Wären sie in Frankreich oder Italien, selbst in England oder Deutschland geboren, so gäbe es über sie eine Bibliothek von Lebensbeschreibungen, von Briefsammlungen und politischen Würdigungen, während wir Österreicher bisher vielfach nur mit dürftigen Notizen über ihr Wirken und Streben vorlieb nehmen müssen. Die nachfolgenden Zeilen sollen dieses Versäumnis an einem ihrer trefflichsten Mitstreiter gutmachen. Julius Horst, dem sie gewidmet sind, ist als Soldat und als Staatsmann nicht in erster Linie gestanden; aber er hat seinen Platz so ganz, so ruhmvoll ausgefüllt, daß sein Leben, wie ein kurzer Überblick darüber zeigen wird, vorbildlich genannt werden kann.

Wie so viele hervorragende Männer Österreichs, stammte Horst aus einer aus dem „Reiche" eingewanderten Familie, die Wiege seines Hauses stand gleich der des Admirals Tegetthoff in Westfalen. Sein Großvater, zu Paderborn geboren, wurde Leibarzt des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen; von ihm wurde er nach Prag gezogen, dem Mittelpunkt der böhmischen Güter seiner reichsunmittelbaren Familie. Die Horsts schlugen in ihrer neuen Heimat bald Wurzel; zwei Söhne des Fürstenbergischen Leibarztes wurden Offiziere, einer fiel in der Schlacht bei Aspern, der andere starb an seinen Wunden während der Kriege gegen Napoleon. Ein dritter Sohn, Kaspar Horst, trat in die Kriegsverwaltung ein und war in der zweiten Hälfte seines Lebens als Beamter in Siebenbürgen tätig, wo er die rühmlichste Erinnerung zurückließ. Während des schrecklichen Rassenkampfes, der 1848 im Lande zwischen Magyaren und Rumänen ausbrach, gelang es ihm, die magyarische Stadt Karlsburg vor Plünderung und Zerstörung zu bewahren und

zum Danke dafür wurde nicht bloß er zum Ehrenbürger ernannt, sondern diese Würde erblich auf alle seine Nachfolger übertragen, denn, so heißt es in dem Bürgerbriefe: „Sie waren es, der diese unglückliche Stadt aus den Bluthänden dieser bewaffneten Mörder befreite — Sie waren es, der, als unsere Bürgerwehr nach Streckung der Waffen von den Walachen noch immer verfolgt, bedroht und bedrängt wurde, einem Schutzengel ähnlich, Tag und Nacht über der kleinen Stadt wachte." Diesem trefflichen Manne wurde zu Hermannstadt sein Sohn Julius, der spätere Minister, geboren. Horst, der seine Mutter (Karoline geb. Richter Edle von Richtenburg) bald nach der Geburt verlor, wurde von seinem Vater liebevoll, aber streng erzogen, damit er sich früh an Selbstbeherrschung und Entsagung gewöhne. Er besuchte das Gymnasium zu Hermannstadt und Klausenburg, wählte aber früh den Soldatenberuf und ließ sich, wie das damals üblich war, schon mit vierzehn Jahren als Kadett assentieren; doch trat er erst nach Absolvierung des Gymnasiums 1846 in die Armee ein. Er wurde in das Regiment Bianchi, Nr. 55, eingereiht und bald darauf Leutnant; als solcher machte er 1848 und 1849 den Kampf um den Besitz Siebenbürgens mit. Das galizische Regiment Bianchi bildete den Kern des kleinen Heeres, mit dem General Puchner das Land gegen die Erhebung der Magyaren verteidigte; seine Soldaten besiegten zwar die Gegner unter General Bem in den Gefechten bei Hermannstadt und Mediasch, doch war Bem dem österreichischen General als Feldherr weit überlegen, ermüdete ihn durch die kühnsten Kreuz- und Querzüge und zwang die Österreicher nach dem gelungenen Überfall auf Hermannstadt zum Verlassen Siebenbürgens und zum Rückzuge nach der Walachei. Horst, der diese Gefechte als Bataillonsadjutant mitgemacht hatte, marschierte mit dem siebenbürgischen Korps durch die kleine Walachei nach dem Banat, um hier wieder österreichischen Boden zu betreten. Doch schon war Bem auch hier wieder zur Stelle und nötigte im Vereine mit dem ungarischen General Perczel das siebenbürgische Korps wieder zum Rückzuge in die Walachei. Nach Schluß des Revolutionskrieges blieb das Regiment Bianchi zunächst in Siebenbürgen, wurde dann nach Temesvar verlegt und trat von hier im Juli 1854 aufs neue den Marsch in die Donaufürstentümer an, um während des Krimkrieges an der Besetzung dieser Gebiete mitzuwirken. Die Marschstrapazen waren furchtbar, und an einem Tage, dem 15. Juli, stürzten mehrere hundert Soldaten des Regiments Bianchi im Sonnenbrande zusammen. Hätte Horst nicht mit großer Umsicht für die Fortschaffung und Pflege der Erkrankten gewirkt, so wäre das Unglück noch größer gewesen; als aber sein mühsames Tagewerk beendet war, stürzte auch er ohnmächtig zusammen. Horst, 1854 zum Hauptmann vorrückend, wurde in der Moldau Adjutant des Divisionärs FML. Grafen Paar, hatte in dieser Eigenschaft die Korrespondenz mit den Ämtern des moldauischen Fürsten und ebenso mit der österreichischen Armeeleitung zu führen, so daß er genaueren Einblick in die österreichische Politik und in ihr unseliges Schwanken gewann. Er selbst trat, wie seine Briefe bezeugen, dafür ein, daß ein Vierbund zwischen Frankreich, England, Österreich und Preußen

den Russen Halt gebiete und sie zu einem billigen, der Türkei gewährten Frieden nötige; seiner jungen Frau, die unterdessen zu Weimar bei ihren Verwandten weilte, schrieb er damals, daß er zwar mit Rücksicht auf die Finanzen Österreichs und auf seine Familie den Frieden wünschen würde, — sei aber der Krieg notwendig, dann empfehle es sich, sogleich in Rußland einzurücken, um sich „jahrelange Landpartien in den Steppen Südrußlands" zu ersparen.

Durch seine Tätigkeit im Divisionskommando war man in Wien auf ihn aufmerksam geworden. Damals bestand neben dem Generalstab ein Adjutantenkorps unter dem Kommando des Generaladjutanten Grafen Grünne. In dieses wurde Horst 1856 als Rittmeister aufgenommen und zum Korpskommando nach Temesvar versetzt. Noch bessere Aussichten eröffneten sich ihm, als er 1857 nach Wien ins Kriegsministerium (damals Armee-Oberkommando genannt) berufen und in der Abteilung für Personalangelegenheiten verwendet wurde. Da er im Kriege von 1859 bei der Mobilisierungsarbeit beschäftigt war, machte er den Feldzug nicht mit; es drängte ihn aber, vom Schreibtisch wieder zur Truppe zurückzukehren und 1861 wurde er zur Armee in Italien, und zwar zum Regiment Nr. 1, als Bataillonskommandant versetzt, wo er 1864 zum Major vorrückte. Da Horst in administrativen Geschäften bewandert war, übertrug man ihm das Ergänzungsbezirkskommando seines Regiments, das sich in Troppau befand. Dieser Posten wurde beim Heraufziehen des Krieges von 1866 deshalb wichtig, weil von Troppau aus die Rüstungen und die Mobilisierung Preußens näher beobachtet werden konnten. Die Berichte, die Horst darüber dem Chef des österreichischen Evidenz- und Kundschaftsbureaus, Obersten von Tegetthoff, dem Bruder des Admirals, sendete, waren so zutreffend, daß sie der nächste Anlaß zu seinem Vorrücken in der militärischen Laufbahn wurden. Nach der Besetzung Troppaus durch die Preußen rückte er nach Olmütz zu seinem Regiment und damit zum Korps Gablenz ein, mit dem er die Schanzen bezog, die zur Abwehr des preußischen Angriffes nördlich von Wien angelegt worden waren.

Unmittelbar nach dem Kriege wurde er wieder in das Kriegsministerium berufen, wo ihm nach einiger Zeit die Leitung der unter den damaligen Umständen wichtigsten Abteilung, der für Heeresorganisation, anvertraut wurde. Die frühere Organisation war im Kriege von 1866 zusammengebrochen; die allgemeine Wehrpflicht mußte eingeführt, die Neubewaffnung der Armee angeordnet und alle Verhältnisse in Einklang gebracht werden mit der Teilung des Reiches in die zwei Staaten Österreich und Ungarn, die 1867 zur Tatsache wurde. Daß Horst zur Mitarbeit an diesen bedeutsamen Aufgaben herangezogen wurde, beweist, wie hoch man seine Kenntnisse und Fähigkeiten — er rückte einige Zeit nach dem Kriege zum Oberstleutnant vor — schätzte. In der Organisationskommission, die im Herbste 1866 zusammentrat, konnte er jedoch mit seinen Ansichten nicht ganz durchdringen. Sie galten für allzu radikal, so daß er sich bestimmt fühlte, am 28. September 1866 ein Separatvotum einzulegen, das die Ausnahmen von dem

System der allgemeinen Wehrpflicht lebhaft bekämpfte und auch sonst weiter ging als die Vorschläge der Kommission. Kriegsminister John, der in der Schlacht bei Custoza als Generalstabschef das Beste geleistet hatte, war eine bedächtige Natur und radikalen Neuerungen abhold; die Anschauungen Horsts wurden sonach in der noch Ende 1866 verfügten provisorischen Armeeorganisation nur teilweise berücksichtigt. Durchgreifender wurde sein Einfluß, als Kuhn 1868 das Kriegsministerium übernahm. Dieser General, ein feuriger und rücksichtslos vorwärts strebender Charakter, den Hindernisse nur zu größerer Energie aufstachelten, war mit Horst vollständig einverstanden und spornte ihn eher zum Bruche mit der Vergangenheit an, als daß er ihn zurückhielt. Die 1869 ins Leben tretende Armeeorganisation, die in ihren Grundzügen auch heute noch besteht, kann somit als das gemeinsame Werk Kuhns und Horsts bezeichnet werden. Horsts rastloser Fleiß und seine seltene Arbeitskraft befähigten ihn, zu leisten, was sonst nur Sache einer ganzen Kommission gewesen wäre. Er hatte den von ihm nahezu allein fertiggestellten Entwurf dann dem großen Generalskomitee, dem sogenannten Marschallsrat, vorzulegen und ihn hier zu vertreten. Verwickelter noch war seine Aufgabe, als das Gesetz den Parlamenten in Wien und Budapest unterbreitet wurde und Horst als Regierungsvertreter und Gehilfe Kuhns hüben wie drüben in den Ausschüssen mannigfache Widerstände zu überwinden hatte. Während er tagsüber mit den Abgeordneten verhandelte, entfaltete er des Abends eine eifrige publizistische Tätigkeit; viele Artikel in Wiener und Budapester Blättern legten hiefür Zeugnis ab. Zur Verhandlung mit den Volksvertretern war er auch deshalb geeignet, weil sein gleichmäßiges und heiteres Temperament, dem ein gutes Stück Humor beigemischt war, manche Schwierigkeiten zu ebnen und zu begleichen wußte. So aufbrausend Kuhn, ebenso ruhig und gleichmütig war Horst. Der Umstand, daß er dank seiner Erziehung in Siebenbürgen der ungarischen Sprache mächtig war, war für die Verhandlungen mit den ungarischen Abgeordneten ein weiterer Vorzug. In einem wichtigen Punkte entsprach die den Parlamenten vorgelegte Organisation nicht den von Kuhn und Horst vertretenen Ansichten. Sie wünschten nämlich die Schaffung eines einheitlichen Heereskörpers, der sowohl das stehende Heer wie die beiden Landwehren zu umfassen hätte; infolge des Einspruches der Ungarn entschied der Kaiser jedoch, daß bloß das stehende Heer dem gemeinsamen Kriegsminister unterzuordnen sei, während die Landwehren abgetrennt und unter besondere Landesverteidigungsminister gestellt wurden. Wenn diese Entscheidung auch gegen den Einspruch des Kriegsministers und über seinen Kopf hinweg geschah, so setzte er wenigstens durch, daß der Schwerpunkt in das stehende Heer verlegt und daß die Landwehr sehr in zweite Linie gestellt wurde — Einrichtungen, über die man erst zwanzig Jahre später zu gunsten Ungarns hinwegschritt. Über diese Ergebnisse nun entspann sich im Ausschusse des ungarischen Parlamentes eine hartnäckige Debatte. Hier wurde verlangt, daß die Entwicklung der gemeinsamen Armee verlangsamt, dagegen die der nationalen Landwehr beschleunigt werde. Diese Ansicht wurde u. a. von den

Generalen Klapka und Perczel vertreten, die im Revolutionskriege von 1848 an der Spitze ungarischer Korps gestanden hatten. Es gab einen Augenblick, wo der Wehrgesetzentwurf an dieser Opposition zu scheitern drohte. Vergebens entwickelte Horst die sachlichen Gründe für die Auffassung des Kriegsministeriums. Insbesondere Perczel widersprach aufs lebhafteste. Damals geschah es, daß Horst den ungarischen General, gegen den er, wie oben erzählt wurde, 1849 als junger Leutnant im Banat gefochten hatte, dadurch besänftigte, daß er ihm vorhielt: Perczel selbst habe 1849 eine Armee befehligt und Horst berufe sich auf ihn als vollgültigen Zeugen dafür, daß er seine Erfolge nur bei einheitlichem Kommando und gewiß nicht durch einen geteilten Truppenkörper habe erzielen können. Perczel fühlte sich durch diese Berufung auf seine Feldherrneigenschaften geschmeichelt, und wenn er auch nicht umgestimmt wurde, so war sein Widerspruch von da ab sichtbarlich milder. Andrassy, der als ungarischer Ministerpräsident die Bemühungen des österreichischen Militärs lebhaft unterstützte, besaß vollen Sinn für den Humor, der darin lag, daß Perczel, der zwar lange nicht der Fähigste, aber wohl der Wildeste unter den revolutionären Generalen von 1849 gewesen war, durch den dicken Honig der Liebenswürdigkeit Horsts milder gestimmt wurde; nach der Sitzung beglückwünschte er ihn zu seinem Erfolg. Zum Schluß gelang es, die neue Organisation unter Dach zu bringen. Kuhn blieb Reichskriegsminister, während an die Spitze der Verwaltung der Landwehr ein österreichischer und ein ungarischer Landesverteidigungsminister trat.

Während dieser wichtigen Arbeiten gab es einen Augenblick, da Horst sich durch seine Aufrichtigkeit das Mißfallen maßgebender Personen zuzog, so daß seiner militärischen Laufbahn eine gewisse Gefahr drohte. Im Jahre 1867 wurde er nach Mittel- und Süddeutschland geschickt, um sich über die Stimmung der regierenden Kreise wie des Volkes zu unterrichten; man wollte in Wien wissen, ob Österreich im Falle der Wiederaufnahme des Kampfes um Deutschland im Süden noch genügend Sympathien besitze, um auf die werktätige Teilnahme seiner alten Bundesgenossen oder wenigstens auf ihre Neutralität rechnen zu können. In den gewitterschwangeren Jahren zwischen 1866 und 1870 galt es, trotz der im September 1866 zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten geschlossenen Waffenbündnisse, in Wien nicht für ausgemacht, daß es Preußen gelingen werde, in einem Kriege mit zwei Fronten, gegen Österreich und Frankreich, sich der Gefolgschaft der süddeutschen Fürsten und Völker zu versichern. Beust warb eifrig an den Höfen, und Erzherzog Albrecht, auf Vergeltung für Sadowa sinnend, verhandelte, wie aus den Denkwürdigkeiten des französischen Generals Lebrun hervorgeht, mit dem französischen Generalstab über den Plan für einen gemeinsamen Krieg gegen Preußen und die Norddeutschen. Man begreift, wie wichtig dem Erzherzog der Bericht Horsts sein mußte; war doch Süddeutschland, über das hinweg die österreichischen und die französischen Heere nach seinem Vorschlage die Vereinigung vollziehen sollten, ein wichtiger Stein in dem hohen Spiele. Die Denkschrift, die Horst nach seiner Rückkehr einreichte, zerfällt in einen militärischen und einen politischen Teil, welch letzterer ein wichtiges

geschichtliches Dokument ist. Horst berichtet darin, er habe in Sachsen und Altbayern zwar eine nationaldeutsche, aber Österreich günstige Stimmung angetroffen; dies habe sich auch bei den Manövern des bayrischen Heeres gezeigt, denen er in Günzburg beiwohnte, so zwar, daß der preußische Militärbevollmächtigte, General v. Hartmann, ihr bei dem gemeinsamen Mahle habe Rechnung tragen müssen, bei welchem Anlasse bayrische Offiziere in seiner Anwesenheit ausriefen: „Kein Deutschland ohne Österreich!" Offenbar mit Hinblick darauf habe Hartmann in seinem Trinkspruche Österreich den bedeutendsten und mächtigsten Staat Mitteleuropas genannt und den Wunsch ausgesprochen, es möge im Verein mit Nord- und Süddeutschland den kommenden Ereignissen entgegentreten. „Ich ließ es dem gegenüber", fährt der Bericht Horsts fort, „bei einer stummen Verbeugung bewenden und man wußte mein beredtes Schweigen zu würdigen." Doch ließ sich Horst durch diese Eindrücke über das Wesen der Dinge nicht täuschen und sagte mit voller Bestimmtheit die Ereignisse voraus, die sich drei Jahre später vollzogen; zu mächtig, so urteilte er, sei das Nationalgefühl in Deutschland angewachsen, als daß an eine Trennung des Südens vom Norden zu denken sei. „Die Abneigung gegen Preußen", so berichtete er, „wird weit überwogen durch das feindselige Gefühl gegen Frankreich, und ich habe die volle Überzeugung gewonnen, daß bei Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich die Einigung Süddeutschlands mit dem Norden nicht nur auf Grundlage von Verträgen, sondern durch das deutsche Gefühl sich vollzieht, so sehr sich Süddeutschland seiner schwierigen strategischen Lage besonders für den Fall bewußt ist, wenn auch Österreich — was man jedoch für ganz unglaublich hält — feindlich in die Aktion treten sollte." Mußten diese Auffassungen in Wien eine Enttäuschung hervorrufen, so war das Folgende womöglich noch niederschlagender. „Österreich gegenüber herrscht in Sachsen und in ganz Süddeutschland, wenn auch nicht mehr so viel wie einst, eine noch immer bedeutende Sympathie .... Der Wunsch „Kein Deutschland ohne Österreich" wird wieder von Tag zu Tag lauter, jedoch zieht sich der rote Faden durch die politische Meinung ganz Süddeutschlands und das ist (der Gewissenhaftigkeit meines Berichtes bin ich schuldig, es offen zu sagen) ein tiefes Mißtrauen in die Möglichkeit unserer politischen Wiedererstarkung. Man hält nämlich unsere Wehrkraft, sowohl numerisch als rücksichtlich der Bewaffnung nahen Ereignissen nicht für gewachsen, bezweifelt unser ernstes Streben und fürchtet sich, auf uns zu bauen." Das Vertrauen sei erst gestiegen, als während seiner Anwesenheit in Stuttgart und München der Ausgleich mit Ungarn geschlossen wurde.

Diese rückhaltlose Sprache eines einfachen Oberstleutnants, der den Finger an die Wunde legte und also vor den in Wien gehegten Lieblingsideen zu warnen sich vermaß, wurde ihm bitter verargt. Man ließ sich in den Verhandlungen mit Napoleon III. nicht stören, und Horst empfand es bald schwer, was es heiße, die Kassandra zu spielen. Infolge seiner Verdienste um die Heeresreform wurde er von Kuhn zwar auf die Liste derjenigen Offiziere gesetzt, die außer der Tour befördert

werden sollten, aber sein Name wurde infolge anderweitiger Einflüsse gestrichen. So büßte er die Voraussage, die er mündlich in die Worte kleidete: beim ersten am Rhein fallenden Kanonenschusse ist die Einigung Deutschlands eine fertige Tatsache. Er war tief verletzt, und einen Augenblick lang dachte er selbst daran, dem Dienst in der Armee zu entsagen, so trübe schienen ihm die Aussichten für seine eigene Zukunft. Doch bald sollte er eine glänzende Rechtfertigung erfahren; 1870 trafen alle seine Voraussagungen ein und man erkannte den Wert des treuen Warners. Was sein Unheil zu werden drohte, schlug nach der Niederlage Frankreichs zu seinem Glücke aus.

Wenige Monate, nachdem er durch die Ereignisse glänzend gerechtfertigt worden war, ließ ihn Kriegsminister Kuhn rufen und bemerkte wie im lauten Selbstgespräch, er wisse nicht recht, wer an Horsts Stelle an die Spitze der Abteilung für Heeresorganisation zu setzen sei, wenn man ihn wegnehme. „Zu welcher andern Stellung bin ich denn bestimmt?" fragte Horst überrascht, und erfuhr darauf, er sei dazu berufen, in dem gerade in Bildung begriffenen Kabinett Auersperg das Landesverteidigungsministerium zu übernehmen. Seine Bestallung (25. November 1871) übertrug ihm zunächst die Leitung dieses Amtes, und um diese Zeit erst wurde er zum Oberst, und zwar in der Landwehr, ernannt. Bald gewannen ihm seine Sachkenntnis, sein Wohlwollen und seine Bescheidenheit das Vertrauen seiner Kollegen, die seine endgültige Ernennung zum Minister befürworteten und erreichten, wonach im Oktober 1873 seine Ernennung zum Geheimen Rate erfolgte. Das war allerdings eine unerwartete Wendung in dem Schicksale des verhältnismäßig jungen Offiziers. Als ihm dann auch der Orden der Eisernen Krone erster Klasse verliehen wurde, worauf 1877 seine Erhebung in den Freiherrnstand erfolgte, schienen alle Wolken in seinem Lebensglück für immer zerstreut.

Niemand nahm Anstoß an dem militärisch niedrigen Rang des neuernannten Mitgliedes der Regierung, dessen Leistungen allgemein bekannt waren. Im Parlament besonders erfreute er sich vieler Sympathien, da er schon durch Jahre Regierungsvorlagen mehrfach vor den Abgeordneten vertreten hatte und von diesen geschätzt war. Seine parlamentarische Beredsamkeit war nicht gering zu schätzen, auch darin stellte er seinen Mann. Dazu kam, daß er ebenso wie Tegetthoff und Kuhn, den Ansichten der damaligen deutschen verfassungstreuen Mehrheit des Reichsrates ehrlich beipflichtete und es für ein Glück ansah, daß der Versuch des vorhergehenden Kabinetts Hohenwart, die Verfassung im slawischen und föderalistischen Sinne umzugestalten, gescheitert war. Das Ministerium, dem er angehörte, war das letzte, das die deutschen Überlieferungen des Habsburgerreiches seinem Programm gemäß pflegte und stützte; und Horsts patriotisch-österreichischer wie gut deutscher Sinn blieb darin hinter keinem seiner Kollegen zurück. Seinen organisatorischen Fähigkeiten war jetzt ein engeres Gebiet zugewiesen als früher; doch konnte er darin als Minister freier walten, zumal da er mit dem Kommandanten der Landwehr, Erzherzog Rainer, in vollem Einverständnisse zusammenwirkte; die weitere

Entwicklung der Landwehr wie die neue Organisation der Gendarmerie sind sein Werk. Im Jahre 1878 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor, und er blieb auch Minister, als das Kabinett Auersperg 1879 zuerst durch das Übergangskabinett Stremayr und bald darauf durch das Ministerium Taaffe abgelöst wurde. Erst die politische Krise von 1880, in der ihm eine der Hauptrollen zufiel, machte seiner Laufbahn als Minister wie als General ein Ende.

Die Verdrängung Österreichs aus Deutschland, noch mehr aber die Erhebung eines Hohenzollern auf den deutschen Kaiserthron hatte das Verhältnis der österreichischen Dynastie zu den Deutschen ihres Reiches von Grund aus geändert. Die letzteren empfanden dies zunächst nicht so lebhaft wie der Herrscher und sein Haus; es war ihnen unverständlich, weshalb gerade während des Siegeszuges der deutschen Heere durch Frankreich im Februar 1871 das Kabinett Hohenwart berufen und die Aufrichtung eines ungefähr wie Ungarn selbständigen böhmischen Staates betrieben wurde. Erst später ist bekannt geworden, daß das ausbrechende Mißtrauen gegen die Treue der Deutschen Österreichs wie gegen das Deutsche Reich die Hofburg zu dem Entwurfe bestimmte, in den Slawen ein Gegengewicht wider das Vordringen der deutschen Rasse zu suchen. Erst infolge der dringenden Vorstellungen der hohen Beamten und der Generalität wie der ungarischen Minister wurde dieser Vorsatz aufgegeben; doch wissen wir jetzt aus den Denkwürdigkeiten Schäffles, des Handelsministers im Kabinett Hohenwart, daß der Kaiser in den Jahren nach der Entlassung dieser Männer (Herbst 1871) mit ihnen in Verbindung blieb und den Augenblick ersehnte, in dem er sich ihrer Nachfolger, des deutschverfassungstreuen Ministeriums Auersperg-Lasser, entledigen konnte. Die Abneigung gegen die Verfassungspartei steigerte sich noch durch den Widerstand, den ihre Führer, zumal Herbst und Giskra, der Vergrößerung der Wehrmacht wie der Orientpolitik zur Zeit des russisch-türkischen Krieges entgegensetzten; die Erwerbung von Bosnien konnte nur gegen ihre aus staatsfinanziellen Gründen geführte Opposition durchgeführt werden. Das Kabinett Auersperg, das diesen Plänen des Kaisers seine Unterstützung lieh, geriet dadurch in Widerstreit mit seiner eigenen Partei; anfangs 1879 zerbröckelte es vollständig, und der Kaiser konnte endlich seinen Jugendgespielen, Grafen Eduard Taaffe, zur Übernahme der Regierung berufen.

Taaffe, gewandter und scharfblickender als Hohenwart, hatte sich weislich dem abenteuerlichen Plane einer Föderalisierung des Reiches versagt; er war, soweit bei ihm von Grundsätzen gesprochen werden konnte, Anhänger der dualistischen Verfassung von 1867, unter der auch seine Unterschrift stand; er diente den Wünschen des Kaisers besser, indem er zwar die staats- und verfassungsrechtlichen Ansprüche der Tschechen durch nicht erfüllte, halbe Zusagen hinhielt, sie dagegen durch schrittweise nationale Zugeständnisse an den Hof fesselte. Auf diese Weise gelang es ihm, das Übergewicht der Verfassungspartei zu brechen, das von der Krone als lästige Fessel empfunden worden war. Die Geschichte hat bereits ihr Urteil darüber abgegeben,

ob diese auf Kosten des deutschen Charakters des Staates erfolgte Förderung des slawischen Elements zur Kräftigung des Reiches beitrug.

Taaffe hielt es anfangs übrigens für zweckmäßig, nicht offen als Gegner der Verfassung und der sie verteidigenden Partei aufzutreten, weil zu jener Zeit nahezu alle staatserhaltenden Elemente, das Beamtentum, die Armee und das Herrenhaus, neben ihnen auch die Industrie und die Finanz, selbst hervorragende Männer der Kirche wie die Kardinäle Rauscher und Kutschker, die Slawisierung des Reiches als Unheil ansahen. Er trat deshalb mit dem Programm der Bildung eines Koalitionsministeriums auf, das sich auf eine Mittelpartei stützen sollte; sein Kabinett enthielt je einen Klerikalen, einen Tschechen und einen Polen (Falkenhayn, Prazak und Ziemialkowski) und neben ihnen drei Verfassungstreue. Es waren dies Stremayrr der neben dem Unterrichtsministerium auch die Leitung der Justiz übernahm, dann der Handelsminister Freiherr v. Korb-Weidenheim und Horst, der in seiner bisherigen Stellung Mitglied der Regierung blieb. Ungern nur harrte Horst auch im Ministerium Taaffe aus; ihm widerstrebte die von Anfang an schielende Politik des Ministerpräsidenten, aber er konnte sich, solange dieser mit einem neutralen Programm arbeitete, als General nicht den Pflichten seiner Stellung entziehen. Da Taaffe seinen verfassungstreuen Amtsgenossen die Zusage machte, jede Schiebung zur slawisch-klerikalen Partei hin zu unterlassen, glaubten sie sich vor Überraschungen gesichert.

Horst hatte noch einen wichtigen Grund, an der Spitze des Landesverteidigungsministeriums zu bleiben. Das von ihm ausgearbeitete Wehrgesetz, das 1869 für zehn Jahre festgelegt worden war, sollte wieder für den gleichen Zeitraum Geltung erhalten, und niemand war geeigneter als er, es vor dem Parlament zu vertreten. Wieder begegnete er hierbei dem Widerstand seiner eigenen Partei, die, auf den sich jährlich im Staatshaushalte einstellenden Fehlbetrag von 30 Millionen Gulden hinweisend, Ersparungen verlangte. Man hat schon damals die große Rede, mit der Horst sich am 3. Dezember 1879 für die Verlängerung der Dauer des Wehrgesetzes einsetzte, den entsprechenden Leistungen Roons vor dem preußischen Abgeordnetenhause zur Seite gesetzt; und auch jetzt kann man sagen, daß sie dieses Vergleiches würdig ist. Bei zwei Abstimmungen brachte die Verfassungspartei das Gesetz zu Fall; erst bei der dritten wurden durch das persönliche Eingreifen des Kaisers wie durch die Vorstellungen Horsts und Stremayrs 44 Mitglieder dieser Partei gewonnen, die zusammen mit der slawisch-klerikalen Partei die notwendige Zweidrittelmehrheit des Hauses ausmachten. Warnend hielt Horst in diesen Verhandlungen seinen deutschen Gesinnungsgenossen vor, daß sie durch ihre Opposition die Geschäfte der Slawen besorgten. Jene 44 Abgeordneten hatten sich auch dadurch bestimmen lassen, daß ihnen von der Regierung das erneuerte Versprechen gemacht wurde, sie werde sich der Rechten nicht noch weiter zuwenden.

Kaum war jedoch die Ernte eingeheimst, so schritt Taaffe auf dem betretenen Wege weiter, ließ sich ohne Wissen seiner verfassungstreuen Kollegen in Unter-

handlungen mit der Rechten ein, die dazu führten, daß das Unterrichtsministerium Stremayr abgenommen und dem Freiherrn v. Conrad übertragen wurde, von dem willigeres Eingehen auf die Wünsche der Slawen erwartet wurde; die Leitung der Justiz blieb Stremayr auch fernerhin überlassen. Diese und andere Maßregeln bestimmten die Verfassungspartei zur Verschärfung ihrer oppositionellen Haltung; im April 1880 errang sie den letzten ihrer parlamentarischen Erfolge, indem sie, allerdings nur mit der Mehrheit von acht Stimmen, die Verweigerung des Dispositionsfonds durch das Abgeordnetenhaus durchsetzte. Es war das übrigens eine Zufallsabstimmung, da der „slawisch-klerikale Ring“ seit den von Taaffe geleiteten Wahlen von 1879 über die Mehrheit gebot. (Schluß folgt.)

Elisabeth Barrett Browning in ihren Briefen.

Von Marie Herzfeld.

Am 6. März waren es hundert Jahre, daß Elisabeth Barrett Barrett in Coxhoe Hall bei Durham geboren wurde. Die Kenntnis und Bewunderung ihrer dichterischen Arbeit ist bei uns nie gering gewesen. Wir haben alle einmal »The dead Pan« auswendig gewußt, uns für »Aurora Leigh« begeistert; als reife Menschen machten wir vor dem Meisterwerk der 43 »Sonnets from the Portuguese« halt und in ehrfürchtig bewundernder Liebe unsern Fußfall; aber so gegenwärtig wie jetzt war uns Elisabeth Browning als ein Ganzes, in menschlicher wie in künstlerischer Hinsicht ohne Zweifel nie vorher. Ich glaube, das dankt sie, danken wir insgesamt Ellen Key. Diese enthusiastische und von Weltliebe überfließende Seele hat in ihrem Buche „Menschen“ von Robert und Elisabeth Browning ein Bild voll eindringender und überzeugender Kraft entworfen, so daß beide nun nicht mehr in uns leben wie so viele andere Große, die der Massenschacht unseres Gedächtnisses birgt, sondern wie lebendige, wirkende, göttliche Kräfte, wie Nothelfer und Heilige, die auf Erden einstmals wandelten, also wieder wandeln können — eine tröstliche Bestätigung unseres unausrottbaren Glaubens an den Adel und die Schönheit der menschlichen Natur.

Elisabeth Barrett Brownings Leben, ihr äußeres Schicksal, ihre inneren Erfahrungen liegen in ihren Briefen, in ihren Werken fast gänzlich zutage. Sie war die Tochter Edward Moulton Barretts, der in Jamaika Plantagen, in England ein Landgut besaß, eines Mannes, dem es nicht an hohen Eigenschaften fehlte, dessen despotisches Vatergefühl, dessen egoistische Zärtlichkeit aber an bare Verrücktheit grenzte. Früh mutterlos, wuchs die Kleine unter elf jüngeren Geschwistern so recht verwaist und verloren und durch eine hypertrophische Entwicklung innerlich vereinsamt auf. „Wie unaufgebundene Geißblattranken“, sagt sie, so fielen ihre Sympathiebedürfnisse zu Boden — außer bei einem, ihrem jüngeren Bruder Edward,

der ihr Spiel- und Lerngefährte war; aber erraten und gefühlt werden Kinder doch — und das wissen sie genau — nur von Älteren, und selten sind es die Nächsten, die Eltern, die sie kennen und nicht nur „blind lieben". Dennoch wird im Sich-unglücklich-fühlen dieses begabten Kindes auch vielerlei Glück gewesen sein. Sie lebte auf dem Lande ein Leben „wie das der Blumen und der Bienen". Sie hat wunderschöne Bilder entworfen von diesem „grünen Land ihrer Kindheit" (s. »The lost Bower«) und in ihre Studien und Spiele blicken die Kronen dieser prachtvollen englischen Bäume, deren jeder ein frei und voll entwickeltes Wesen ist, mit denen Elisabeth wie mit guten Freunden Zwiesprache hielt. Ihre fast japanisch zarte und starke Empfindung für die Pflanzen, Tiere, vertrauten Dinge als lebendiger, beseelter, mitfühlender und zu ehrender Wesen hat Elisabeth nie verloren. Ihre Bücher suchte sie als Kind zu unterhalten wie andere Mädchen ihre Puppen. Von Blumen fühlte sie sich noch als Erwachsene seelisch erraten und meinte, sie lebten ihr Leben mit. Auf Gras stehen, das sich unter Bäumen ausdehnt, das Grüne unter Grünem sehen, war ihr der Genuß der Genüsse; von grünem Schatten zu fühlen, wie er sie von oben bis in die Fußspitzen durchdrang, da herauskam und sich mit dem anderen Grün auf dem Boden vermischte — das spürte sie leibhaftig, daran glaubte sie 1846 ernstlich. Sie erinnerte sich gern, wie sie unter Bäumen gelesen, gelernt, geträumt, ihre »fits« von Schwärmerei für Pope, für Byron, Coleridge gehabt und „Visionen aus Plato und den griechischen Dramatikern", denn sie „büffelte" so hart wie ein Oxforder die Klassiker, „aß und trank griechisch and made my heart ache with it«. Ein halbes Kind, schrieb sie als Frucht ihrer Studien, die anderthalbtausend Verszeilen der »Battle of Marathon«, veröffentlichte sie einen »Essay on Mind« nebst anderen Gedichten und erntete verdiente Anerkennung; doch war sie schon nicht mehr ganz gesund. Eine leidenschaftliche Reiterin, hatte sie einmal ihr Pony selbst gesattelt und war dabei durch einen Hufschlag, scheint es, an der Wirbelsäule verletzt worden, welchem Umstand man ihre wachsende Kränklichkeit zuschrieb. Ein Aufenthalt in Frankreich um 1832 war nicht bloß für ihre Sprachkenntnisse von großem Wert; er hat sicher ihren Blick von mancher Binde heimischen Vorurteils befreit. Als sie nach Hause kam, hatte sie ihr wahres „Zu Hause" eben verloren. Die Aufhebung der Sklaverei in den englischen Kolonien raubte ihrem Vater den größten Teil seiner Einkünfte, ja, seines Vermögens, Hope End wurde verkauft und die Familie übersiedelte erst nach Sidmouth, dann 1835 nach London. Hier brach Elisabeths Gesundheit ganz zusammen. Sie vertrug das Londoner Klima nicht; sie schien der Auszehrung unrettbar verfallen, so daß man sie 1838 an die See nach Torquay schickte und ihr Edward, ihren Lieblingsbruder, mitgab. Als „seine Zeit um war" und er fort sollte, da konnte sie sich in ihrer Geschwächtheit nicht beherrschen und weinte und weinte und ihre Tante küßte ihr die Tränen weg und schrieb an den Vater, es werde Elisabeth „das Herz brechen", wenn er darauf bestünde, daß Edward zurückkehre. Und der Vater antwortete sehr charakteristisch, „unter solchen Umständen weigere

er sich nicht, seinen Befehl aufzuheben; aber er betrachte es als sehr unrecht von ihr (Elisabeth), so etwas zu fordern." Und da Monat um Monat verstrich unter Besserungen und Verschlimmerungen und die Ärzte erklärten, sie könnten für das Leben der Patientin nicht gewährleisten, wenn man sie aufregte, so war von Trennung keine Rede mehr. Und Edward saß an ihrem Bett und sagte ihr, er liebe sie mehr als sie alle und er werde sie nicht verlassen — bis sie gesund sei! Und zehn Tage später hatte er sie doch verlassen, zu einer Segelpartie, wie er meinte; fort war er, kehrte nie wieder heim. „Drei Tage lang hofften wir — und ich hoffte, so lang ich konnte — o! die furchtbare Qual dieser drei Tage! Und die Sonne schien, wie sie heute scheint, und es war nicht mehr Wind vorhanden als jetzt; und das Meer vor den Fenstern war wie dies Papier so glatt — und meine Schwestern zogen die Gardinen zurück, damit ich selber sehen könnte, wie glatt das Meer war und wie es niemandem schaden könnte — und andere Boote kamen zurück, eins nach dem anderen!" . . .

Wochen und Monate lang lag sie da, die weder reden noch eine Träne vergießen konnte, „halb bewußt, halb unbewußt, mit wanderndem Geiste, — Gott zu nah, unter dem zermalmenden Druck seiner Hand, um zu beten. Und ich sühnte all meine früheren schwachen Tränen dadurch, daß ich nun keine vergießen konnte — und doch schonten sie mich — und keine Stimme sagte: Das hast du getan!" Nicht einmal ihr Vater warf es ihr je vor und das empfand sie mit großer Dankbarkeit, die vieles aufwog. Sie starb nicht an diesem Schmerz, im Gegenteil, sie begann sich nach neun Monaten langsam zu erholen; sie »forced back — dammed out — the current of rushing recollection by work, work, work« und vermochte nach London zu ihrer Familie zurückzukehren. Sie bewohnte in Wimpolestreet ein hochgelegenes Hofzimmer mit besonderem Aufgang, das sie jahrelang nicht verließ, nicht verlassen konnte. „Flush's (ihres Pudels) Atem ist der lauteste Laut rings um mich, und dann das Ticken der Uhren, und dann der Schlag meines Herzens, wenn es gar zu turbulent schlägt." 1843 ist sie dennoch soweit erholt, daß ihr „Gefängnis" sich verändert; „das Bett wird nun einem Sofa ähnlich und kein Bett", und wird dorthin gerollt, wo ein Sofa stehen soll; Bücherpulte überall und die Büsten von Chaucer und Homer, das tiefe Erkerfenster, das Erkerfenster — von ihm nur zu sprechen, benimmt ihr schon den Atem — es ist voll roter Bohnenblüten, Nasturtium, Winden; ein riesiger Efeu übergittert mit seinem Gezweig und Blattwerk alle Scheiben. Hier sinnt, leidet, träumt Elisabeth Barrett Barrett; hier schreibt sie „Ein Drama im Exil", „Der tote Pan"; hier „Lady Geraldines Werbung" — diese merkwürdige „Ballade", in der sie mit allen Traditionen bricht, von Menschen ihrer Zeit singt, welche die Gefühle ihrer Zeit haben und die Gedanken ihrer Zeit, oder besser gesagt: der Zukunft verkörpern wollen. Von hier aus sandte sie diese und andere Gedichte — zwei Bände — 1844 in die Welt, Bücher, in denen eine „neue, seltsame Musik erklang", ein Ton, der, wie ein moderner englischer Kritiker sagt, seit den Tagen der Elisabethinischen Literatur

verschwunden war, „die Verschmelzung der elementarsten menschlichen Leidenschaft mit etwas, das man nur als Witz bezeichnen kann, einer gewissen Vorliebe für sonderbare, zu Ende gesponnene Vergleiche, für Parallelen von toller Logik und für ganz freche (brazen) Paradoxe und Antithesen". Der „Ton" mag an jene große Epoche erinnern, die für uns wie für die Dichterin »full of suns«, voll großer Sonnen ist; aber dieser Ton ist neugeboren, aus einem impetuosen Künstlertemperament heraus, das in Elisabeth Barretts Versen um so glanzvoller leuchtet, als es aus dem gepreßten Schwalch ihrer „Gefangenschaft" und dem Zwang eines rein inneren Lebens kam, um in weißglühenden Flammen ins Freie zu lohen. Aber noch mehr ist neu in Elisabeth. Sie war entschlossen, ihren eigenen Weg zu gehen, sich durch keinen „hingeworfenen Atalantaball schneller Popularität" von ihrem vorgeschriebenen Laufe weglocken zu lassen; sie sagt: „Ich bin geneigt, zu glauben, daß wir neuer Formen so gut bedürfen, wie neuer Gedanken. Die alten Götter sind entthront. Warum sollten wir zu den antiken Modellen zurückkehren, zu den klassischen Modellen, wie sie so unpassend genannt werden? Wenn es eine Notwendigkeit für die Kunst ist, so zu tun, ei, dann haben jene Kritiker recht, die die Kunst für erschöpft halten und die Welt als Stoff für zu abgenützt." Doch Elisabeth Barrett denkt anders. Die „Notwendigkeiten der Kunst" scheinen ihr ebensoviele Schwächen der Künstler. „Laßt uns nach dem Leben greifen!" Poesie ist überall, wenn nur die Poeten da sind. Nicht als mißachtete sie die Alten; sie lebt in ihrer Dichtung; sie zitiert sie in Wort und Brief; sie übersetzt Äschylos' „Gefesselten Prometheus", und noch einmal dasselbe Stück, weil die erste Version ihr nicht genügt; aber ihre Bewunderung der Antike bindet sie nicht an sie. Wie Menschen, die im hastenden, aufzehrenden Getriebe der Welt stehen, sich gern in die kühlen Fernen alter Zeiten, in den Traum pastoraler Zustände versenken, so zog es umgekehrt dieses junge Wesen, dem Krankheit das Leben zuschloß, das in einer beklemmenden Stille seine Träume zu Gestalten bildete, so zog es Elisabeth Barrett ins reiche Getümmel der Gegenwart, wo es Kräfte anzuwenden, zu verbrauchen gab, wo andere bunt und intensiv sich ausleben konnten. Sie selbst hatte mit ihrem Dasein gänzlich abgeschlossen, erwartete, begehrte für sich nichts mehr und sah mit Ruhe dem Tod entgegen, der in einer Woche, in einem Jahr, aber auch morgen kommen konnte. Und ebenso gründlich hatten die Ihrigen für sie mit der Zukunft abgeschlossen. Es gab keine; die Frage, ob etwas, was ihr noch helfen könne, war für ihren Vater, also auch für ihre Geschwister nicht vorhanden. Innerlich hatte man sie schon begraben.

Doch kam es anders.

Es kam mit der Veröffentlichung ihrer zwei Bände poetischer Arbeiten. Ein Brief, unter vielen Briefen, der fing so an: „Ich liebe Ihre Verse von ganzem Herzen, teure Miß Barrett," wiederholte diesen Satz im Laufe des Briefes und fügte hinzu: „ich liebe auch Sie." Der diese Worte geschrieben, war einer, den sie nie gesehen, und der sie nie gesehen. Einmal hätte er es fast, doch es kam nicht dazu; sie war zu krank, und nun ist ihm zumute wie bei einem »untoward

passage« auf seinen Reisen, als wäre er irgendwelchem Weltwunder in einer Kapelle oder Krypta nahe, ganz nahe gewesen, nur ein Schirm wegzuschieben und er hätte eintreten können, aber es war irgend ein kleiner Riegel da, „ein ganz leichter, wie es nun scheint, doch genügend, um den Zugang zu verwehren, und die halbgeöffnete Tür schloß sich wieder und ich ging heim, meine Tausende von Meilen, und das Gesicht sollte mir wohl niemals werden? — Nun, es kamen diese Gedichte, und diese wahrhafte, dankbare Freude und der Stolz darauf kamen, womit ich mich fühle Ihr für immer ergebener Robert Browning." Mit diesem Briefe sprengte das Leben selbst die Tür zu Elisabeth auf und sie fühlte es, froh und erschrocken zugleich. Robert Browning war damals 33 Jahre alt, im Anfang seines glänzenden Aufstieges. Er gehörte zu jenen jungen Leuten, die im Gegensatz zu Byron und den Lebensverneinern, wie Mr. G. K. Chesterton sagt, „mit Gott in Rebellion gegen den Satan waren" und sich auf hunderterlei Art „mit den ewigen Dingen in geheimer Allianz fühlten gegen die zeitlichen und praktischen." Er war eine von Herzlichkeit überströmende, enthusiastische Natur. Man sagt, er sei einmal Carlyle begegnet, der seinen Morgenritt machte und habe sein Pferd angehalten, um ihm seine Verehrung auszudrücken. Die unausstehlichsten Menschen, die mürrischen, spleenigen, launenhaften, unbezähmbaren durchsonnte er mit seiner lebenssicheren Frohnatur. „Ich bekomme alles, was ich haben will," schreibt er, und sicher, wie konnte Mensch oder Gott ihm widerstehen! Mit einer Sympathie begabt, die alles verstand, durchdrang; vollkommen einfach, wahr, natürlich, offen; von schönem Äußern, originell, vielleicht bis zum Gewollten; Künstler durch und durch — wie sollte er nicht bezaubern! Dabei reinen Gemütes, frauenhaft zart; völlig neidlos, völlig furchtlos. Nie hat er für Nebenbuhler im Ruhm ein boshaftes Wort; ein neu aufgehendes Gestirn erschreckt ihn nicht; er bewundert seinen Glanz. Er hatte 1845 schon sehr charakteristische Werke veröffentlicht, „Paracelsus", jenen „Sordello", über den Carlyle ihm schrieb, [seine Frau habe das Gedicht mit großem Interesse gelesen und wünsche nun zu wissen, ob Sordello ein Mann, eine Stadt oder ein Buch sei, und Tennyson sagte, die erste Zeile: »Who will, may hear Sordello's story told« und die letzte: »Who would, has heard Sordello's story told« seien die einzigen, die er verstanden habe, und diese seien eine Lüge. Das über einen so tiefen Gedanken aufgebaute poetische, dramatische Gedicht »Pippa passes« war erschienen, „Die Rückkehr der Drusen" und noch vieles andere der »Bells and Pomegranates«, als Browning in Elisabeth Barretts Leben eintrat. Er hatte sie um Erlaubnis gebeten, sie zu besuchen. Sie wehrt ängstlich ab; „der Winter schließt mich ein, wie einen Siebenschläfer; im Frühling; wir werden sehen" und fühlt sich schon viel besser. Die Briefe zwischen beiden fliegen hin und her — wundervolle, lebendige Briefe, gesprochene Briefe, doch wie nur zwei große Dichter sprechen können, so voll Pracht und Neuheit in den Bildern, so voll zarter Schmiegsamkeit im Ausdruck der leisesten Schwingung eines Gefühls, der feinsten Lichtvaleurs eines Gedankens! Sie reden von Dichtkunst, Dichtwerken,

Kritik und Kritikern, von Äschylos und Tennyson und Gott und der Welt (wovon freilich in der deutschen Ausgabe der Korrespondenz: „Briefe von Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett“, übersetzt von Felix Paul Greve, Berlin, 1905, S. Fischers Verlag, kaum ein Wort zu lesen steht), vor allem jedoch von dem Wunder ihrer Freundschaft. Browning fühlt schon im Februar milde Lüfte wehen: „Frühling, wirklicher, warmer Frühling, teure Miß Barrett, und die Vögel wissen es; und im Frühling werde ich Sie sehen, sicher sehen — denn wann hätte ich einmal nicht bekommen, worauf ich mein Herz gesetzt hatte? Das frage ich mich manchesmal mit sonderbarer Angst“ ... Sie antwortet: „Ja, aber lieber Mr. Browning, ich wünsche den Frühling nach dem neuen Stil (meinem) und nicht nach Ihrem und dem der übrigen Poeten. Für mich, unglücklicherweise, ist die Schneeschmelze so ziemlich dasselbe wie Schnee — man fühlt sie ebenso kalt unter den Füßen — und ich bin skeptisch geworden gegenüber der ‚Stimme der Turteltauben‘; es blasen die Ostwinde so laut. April ist ein Parther mit dem Wurfspieß und der Mai ein Spion im eigenen Lager. Das ist meine Idee von Ihrem Frühling ... Ein wenig später kommt mein Frühling erst, und in der Tat, nachdem ich dem harten Wetter nur gerade mit dem Leben entkommen, muß ich ihm noch danken, daß er überhaupt kommt.“ Dann lenkt sie ab, spricht von Carlyle, spricht von „Luria“, vom Drama — man glaubt die Kritik unserer Zeit zu hören, doch vertieft, geadelt: „Glauben Sie nicht, daß ich gegen das Drama blasphemiere, Mr. Browning! ... Es ist das Theater, welches ‚die feierlichen Gewänder‘ und den Kothurn vulgarisiert, unser modernes Theater, auf dem wir keinen Altar mehr sehen“ ... sie spricht von ihren eigenen Plänen, eine Art „Novellengedicht“ zu schreiben, so völlig modern wie „Geraldines Werbung“, „running into the midst of our conventions, and rushing into drawing rooms and the like, where angels fear to tread, und so, indem ich der Menschheit unseres Zeitalters Aug in Aug und ohne Maske gegenübertrete, ihr die Wahrheit, wie ich sie verstehe, offen herauszusagen“ ... Und zum Schluß dieses reichen, schönen Briefes, den man in seiner Fülle englisch lesen muß: „Ist es wahr,“ schreibt sie, „daß Ihre Wünsche sich erfüllen? Und wenn sie es tun, sind sie Ihrem Geschmack nicht bitter? ... Ach, dies Leben, dies Leben! Es gibt Tröstliches darin, sagen die Leute, und ich glaube es fast — aber der hellste Platz im Hause ist doch der, wo man zum Fenster hinauslehnt — zum mindesten für mich.“ — „Liebe Miß Barrett,“ antwortet er, „es scheint, ich finde plötzlich ... daß zu den ganz neuen, goldenen Saiten, mit denen Sie, Oktav um Oktav, den Umfang meiner Lebensharfe erweitert haben, auch eine tragische hinzukam, die Sie — so sanft — mit dem Anfang Ihres Briefes berührten, ‚nur gerade entkommen‘ rc. Aber wenn meine wahrhaftigsten Herzenswünsche taugen, wie sie bisher taugten, so sollen Sie noch über die Ostwinde lachen, wie ich es tue!“ Elisabeth protestiert dagegen, eine „tragische Saite“ berührt zu haben. Es gehe ihr im ganzen besser; sie fühle, es sei ihr bestimmt, zu leben und sie sei zufrieden, es wieder mit den blinden Hoff-

nungen aufzunehmen. Sie ist nicht niedergeschlagen von Natur und sie hat die Weisheit des Heiterseins gelernt. „Ich kann sagen, die Erde sieht mich im Verhältnis zu meinen Entbehrungen um so strahlender an. Die Goldregenbäume und die Rosenbäume sind mit den Wurzeln ausgerissen; aber der Sonnenschein liegt auf ihren Plätzen und die Wurzel des Sonnenscheins ist *über* den Stürmen. Was wir Leben nennen, ist eine Verfassung der Seele ... die Tränen in unseren Augen werden ihr Wachstum nicht hindern" ... Allein diese Resignation hält vor der Wirklichkeit nicht lange stand und diese Wirklichkeit in ihrer Entwicklung ist wie vom starken Lebenswillen Brownings geschaffen. Die suggestive Kraft und Zärtlichkeit seiner Freundschaft gibt jedem Tag neue Freude, die aufrichtet, stählt, und endlich kommt der Tag, den Elisabeth mit so viel innerem Zagen doch ersehnt hat, der Frühlingstag, den sie versprochen, der Tag, an dem sie Robert Browning zum erstenmal empfängt. Niemals ist die Liebe in besser vorbereitete Herzen eingezogen — so plötzlich und doch von beiden gleich sicher vorgefühlt — und hat das Wesen zweier Menschen voll in Besitz genommen, um es in allen Fähigkeiten zu erhöhen, zu läutern, zu adeln. Ich bitte jeden, der es kann, die Geschichte dieser Liebe, wie sie in den Hunderten von Briefen Elisabeth und Robert Brownings und fast stündlich aufgezeichnet ist, selbst nachzulesen. Die Liebe, der *große* Eros, hat der Weltliteratur kein schöneres Dokument geliefert. Nicht bloß die Qualität dieser Liebe war von seltener Schönheit; die Liebenden selbst sind von seltener und höchster Qualität, einander völlig ebenbürtig. Abälard überragt Heloïse, die portugiesische Nonne überragte den Mann, den sie geliebt, und wir vermissen seine Antworten auf ihre berühmten fünf Briefe gern; die reichste Liebesfülle wohnte im Herzen von Mlle. L'Espinasse allein; die Briefe Goethes an Frau von Stein sind ohne Echo; aber das Duett zwischen Robert und Elisabeth ist vollkommen wie Nachtigallenschlag, vollkommen, wie das Liebespoem eines großen Dichters, das Schönste, was zwei Menschen je gefühlt und sich gesagt. Wem der *Roman* an und für sich genügt, dem wird auch die deutsche, gekürzte Ausgabe genügen; sie ist nicht unpoetisch, wenngleich nicht einwandfrei. Ich möchte aus den Briefen nicht weiter das Schönste auslesen; doch sei es mir gestattet, diese wichtige Partie von Elisabeths Leben etwas mehr herauszuheben. Zwei Tage nach seinem ersten Besuch schrieb ihr Robert eine stürmische Liebeserklärung, die sie bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele erschütterte und dabei zu Tode erschreckte. Ihre Lage war so, daß sie fand, dergleichen auch nur anzuhören, schicke sich für sie nicht. Sie bat ihren Freund, dergleichen nie mehr zu sagen, nie mehr auf dieses zurückzukommen, auch nicht mit einem Widerruf, sondern, was er da geäußert, zu begraben, zu vergessen. Aber beide vergaßen nicht, konnten nicht vergessen. Die Liebessaat wuchs heimlich im Herzen weiter. Er besuchte sie weiter, einmal die Woche, sie schrieben einander oft und öfter. Der Sommer war nun da, die Welt stand in Blüte, und eines Tages ließ Elisabeth einen Wagen holen und fuhr mit ihrer Schwester aus. Sie fuhr aus! die seit Jahren ihr Zimmer höchstens verlassen hatte, um an schönen Tagen in den Salon hinabgetragen zu werden!

Sie fuhr aus, wieder aus; sie stieg aus dem Wagen; sie ging in grünem Gras unter grünen Bäumen herum; sie pflückte wilde Rosen von den Hecken ... Die Wissenschaft streckte wieder einmal vor der Natur die Waffen und die Ärzte erklärten beschämt, ein Winter in Italien könne ihr die Gesundheit wieder geben. Der Vater hörte es und schwieg. Die Tage vergingen; der Plan war reif; der letzte Termin zur Abreise, ehe der Herbst einbrach, drängte zur Entscheidung. Und der Vater sagte „nein". Nein, ohne Grundangabe, nein. Und als Elisabeth es noch einmal versuchte, wurde das als „Pflichtvergessenheit" und „offene Rebellion" bezeichnet. Da gingen der Tochter die Augen auf über den Wert der Gefühle ihres Vaters für sie und über das, was sie von ihm zu erwarten hatte. „Der arme Papa steht nun sehr in Ungnade bei mir", schreibt sie traurig scherzend. Es löst sich ein Band zwischen ihr und ihm; sie besinnt sich auf ihr Recht an das Leben, auf ihre Rechte als menschliches Wesen. Den Werbungen Brownings, die aufs zarteste, aber bestimmteste in sie dringen, hat sie bisher nur halbes Gehör schenken wollen. Sie leugnet nicht, daß sie ihn liebt; aber sie will nicht, daß er „seine Wasserkrüge in Sand verschütte"; sie weiß bestimmt, es führt zu nichts; wäre sie selbst gewillt, das Opfer seines Lebens anzunehmen — sie, eine Kränkelnde, sie, deren Jugend, deren Fröhlichkeit dahin, von ihm, der alle Frauen bezaubern mußte, den seine Großmut, sein Mitleid selber täuschte, der eines Tages im Walde „dem Einhorn" begegnen könnte und dann ihm nicht zu folgen vermöchte, weil er gebunden — es stand bisher noch ein Stärkstes dazwischen. Ihr Vater „duldete eine Klasse von Gefühlen" bei seinen Kindern nicht. Liebe hätte er nie verziehen; eine Heirat hätte er als Abfall, als Treubruch gegen sich selbst betrachtet. Und Elisabeth fühlte sich dem Vater gegenüber schuldig, schuldig und dankbar: der Tod ihres Bruders Edward und das Verhalten ihres Vaters damals hatte sie verpflichtet. Nun aber, da der Vater ihr die Reise nach Italien, die Reise nach der Gesundheit weigert, nun fällt diese Verpflichtung von ihr ab und sie verspricht Robert Browning, wenn sie den Winter gesund überstehe und sein Wunsch sich einstweilen nicht verändere, so wolle sie sich an ihn binden, seine Frau werden, doch ohne ihn zu ketten. Sie würden nach Italien gehen. Begegnete er da „dem Einhorn", so wolle sie ihr Maultier zäumen und davonreiten, weit fort, nach Griechenland und er würde nie, nie mehr von ihr hören ... Der Winter war mild, die Gesundheit blieb und wuchs, und da der Herbst kam, ihre Lage im väterlichen Hause unhaltbar wurde, eine Einwilligung des Vaters aber nicht zu erhoffen war — so, nach langem Widerstreben, willigte Elisabeth ein, sich heimlich mit Robert trauen zu lassen und mit ihm nach Italien zu gehen. Den 12. September 1846 begab sie sich in die Marylebone-Kirche und wurde da getraut; nachher fuhr sie wieder heim, um sich von der Erschütterung zu erholen, Kraft zu gewinnen für den letzten Schritt. Eine Woche später, am 20., ging sie mit Flush, dem Hund, und Wilson, ihrer Zofe, nachmittags aus und fort. Auf dem Vauxhall-Bahnhof erwartete sie Robert ... Der Vater hat sich mit Elisabeth nie versöhnt.

Er öffnete keinen ihrer Briefe. Kein Wort von ihm drang nach Italien zu ihr. In seinem Testament ist ihr Name nicht erwähnt.

Mit der Heirat endet der Briefwechsel zwischen Robert und Elisabeth. Sie haben einander bis zum Tode nicht mehr verlassen. Sie gingen erst nach Pisa. Eines Tages steckte Elisabeth ihrem Manne ein Heft Manuskript in die Tasche, bat, es zu lesen, wenn sie nicht dabei sei, es zu zerreißen, wenn es ihm nicht gefiele. Es waren die wunderbaren „Portugiesischen Sonette", die ihre Liebe in ein so herrliches Geschmeide fassen. Diese Sonette sind in einer guten Übersetzung (von Marie Gothein) und in künstlerischer Ausstattung 1903 bei Eugen Diederichs erschienen; die beste Nachdichtung dieser Sonette, die des Freiherrn Karl v. Beust, ist aber bisher leider nur Manuskript. 1847 zog das Ehepaar nach Florenz. „Florenz hält uns mit seinem glitzernden Auge fest," schreibt sie Freunden; „es hat einen Zauberbann auf uns gelegt, wir können nicht fort." Und ein andermal: „Die schönste der Städte, mit dem goldenen Arno als Pfeil mitten durch die Brust geschossen und dennoch non dolet." Sie bewohnen die Casa Guidi, berühmt geworden durch ihre Dichtung »Casa Guidi Windows«, in der sie italienische Gefühle, italienische Aspirationen in englischer Sprache ausdrückt. Am 9. März 1849 gebar sie einen Sohn, den späteren Bildhauer und Maler Robert Wiedemann Browning. Ihre Gesundheit schien nun erst ganz gefestigt, wie ihr Glück vollkommen. Sie konnte einst bei Lucca auf einem Esel „fünf Meilen tief in die Berge reiten, zu einem fast unzugänglichen vulkanischen Gebiet, ganz nah den Sternen". Ihr Ruhm wuchs stetig, ihre pekuniären Verhältnisse wurden durch eine Erbschaft äußerst behaglich. Sie sahen Venedig, Padua, Arquà, Brescia, Mailand, gingen über den St. Gotthard nach Frankreich, 1851 nach England, aber da die Versöhnungsversuche ihrem Vater gegenüber zu nichts führten, als daß er mit einem harten, grausamen Schreiben ihr alle ihre Briefe uneröffnet zurückschickte, so verließ sie ihre Heimat wieder. Verwunden hat sie diesen Schmerz nie. Im Winter 1852/53 begann sie ihre bekannteste, markanteste Arbeit »Aurora Leigh«, jenes „Novellengedicht", das ihr schon 1845 vorgeschwebt hatte. Heute ist die Dichtung in ihrem Inhalt nicht mehr so neu und revolutionär wie vor fünfzig Jahren; aber die Konflikte, die Darstellung des Ideologen, der im Kampf für die Ausgleichung der sozialen Gegensätze gerade die als Weghindernis findet, für die er kämpft; die Schilderung der Volksmenge, die sein Schloß anzündet, der Brand selbst, der nicht als Beschreibung, sondern als Handlung erscheint, die Analyse der Gefühle des zuschauenden Volksfreundes und Besitzers, in dem auf einen Moment die Seele seiner stolzen Ahnen erwacht — dergleichen bleibt für alle Zeiten meisterhaft. Der Erfolg war unerwartet, unerhört. Die „Mamas in England" setzten das Buch auf den Index und die Töchter lasen es. Junge, elegante glückliche Frauen lasen es, die ganze Jugend las es; ein paar Auflagen folgten einander rasch. Doch die Arbeit hatte die Kraft Mrs. Brownings überstiegen. Sie begann zu kränkeln, wurde schwach und schwächer. Sie verbrachte des milderen Klimas wegen den Winter

(1860) in Rom. Ihre letzte Arbeit ist ein Gedicht an H. C. Andersen „Nord und Süd"; dann packte sie ein Bronchialkatarrh und warf sie um. Sie meinte in voller Genesung zu sein, als das Ende kam; sie sprach vom Sommer und vom nächsten Jahr. . . .

Am 29. Juni 1861, unvorhergesehen, um 4 Uhr morgens, „lächelnd, glücklich, die Züge noch kindlich wie die eines jungen Mädchens," ihre Wange an Robert Brownings Wange gelehnt, so hauchte sie ihre Seele aus. Ihr letztes Wort war: »Beautiful!« Ein vollkommenes Leben durch die vollkommene Schönheit des Sterbens gekrönt.

Man kann von ihr nicht besser sprechen, als es Browning tat: „Eine Feuerseele in einer perlengleichen Hülle, der durchsichtigsten, die je einen großen Geist umschlossen." Sie war ganz durchseelt, ganz Liebe und Güte. „Für sie ist alles Religion," sagt einer ihrer Freunde und kennzeichnet damit den tiefen Ernst, das Liebedurchströmte ihrer Natur. Aber was bedarf es der Worte! Für ihr dichterisches Genie zeugen ihre Werke, für ihren großmütigen Geist ihre Zukunftsideen — für ihre seelische Qualität zeugt ihr Lieben. Wie Menschen lieben — das verrät ihr Tiefstes — und ach! ihr Schlimmstes zugleich.

Prolog

zu Uhlands Trauerspiel „Ernst Herzog von Schwaben", zur Feier der Silberhochzeit des deutschen Kaiserpaares zum erstenmal aufgeführt im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg am 27. Februar 1906.

Von Alfred Freiherrn von Berger.

Von den Gestalten, die des Dichters Kunst
Zu seinem Spiel vom Schwabenherzog Ernst
Sinnvoll vereinigt, tritt die reinste, hehrste,
Tritt Gisela, die Kaiserin, hervor,
Zum heut'gen Fest ein schmucklos Wort zu sagen.

Was heut der Kaiser fühlt auf seinem Thron,
Das ist kein fürstlich Vorrecht seiner Würde,
Das teilt er mit dem Ärmsten seines Volks,
Dem eine gute Frau zur Seite lebt
Und Freude, Sorg' und Arbeit mit ihm trägt;
Und ob die Hand, mit der ein deutscher Mann,
Durchlebte Jahre dankbar überschauend,
Der treuen Weggenossin Rechte drückt,
Das Zepter führe, Feder oder Spaten,
In ihrem Druck lebt stets nur Ein Gefühl:
„Du Liebe, Holde, Starke, habe Dank



Für alle Opfer, die du mir gebracht,
Für alles Gute, das du mir geschenkt,
Für alles Herbe, das du mir versüßt . . ."
Das ist der Sinn des Fests, das wir begehn,
Mag's feiern Bürger, Bauer oder Kaiser!

Wir haben, um mit edlem Dichterwort
Den Tag zu schmücken, keinen modischen
Noch höfischen Poeten auserwählt,
Nein, einen von den alten, von den echten:
Dich, Uhland, dessen Lied wie Waldgesang
Dem deutschen Volk aus tiefer Seele klingt,
Der in den finstern Jahren deutscher Schmach
Die Herrlichkeit des Reichs im Geist gehegt,
In dessen Liedern unsre deutsche Sprache,
Wie Manneswille stark, wie Frauengüte zart,
All ihre holden Wunder offenbart.

Den Heldensang vom Schwabenherzog Ernst,
Ein Lied von deutscher Treu' und deutschem Trotz,
Von hohem Herrschersinn und Frauentugend,
Von Freiheitsdrang und Lieb' zum Vaterland,
Wir bringen's dar mit ehrfurchtsvollem Sinne.
Der Vorhang rausche auf! Das Spiel beginne!

Jakoble und der Vater.

Von Emanuela Mattl-Löwenkreuz.

Hoch und breit stapfte Sönne Berg des Weges, hielt die Nase in der Luft, als wären die Felder rechts und links sein, hielt den Rücken stramm, und der Wind zauste seinen langen Bart. Großartig ging Sönne Berg des Weges, und wohin er den Fuß setzte, zitterte die Erde. Hinter ihm drein, aber hübsch weit, kam der Sohn, schmalbrüstig, mit hängenden Schultern.

So gingen sie lange Zeit. Der eine blieb nicht stehen, der andere eilte sich nicht, sie sprachen kein Wort und gingen immer gleichmäßig voneinander getrennt.

Dann bogen sie in eine Straße, die mit einem Male im Feld begann. Aus den Schollen ragten Gaslaternen. Gleich beim Eingang lag eine Steinbaukastenfabrik, deren Bedachung blau und rot war; das Gebäude trug viele Säulchen, Erkerchen und Giebelchen, alles nett aus bräunlichen Steinmassen. Wie eine schmucke Bauvorlage, ein riesig vergrößertes Kinderspielzeug, lag die Fabrik, auf den roten und blauen Dächern hockten schneeweiße Tauben. Und im Torweg stand ein weißgekleidetes Mädchen. Sein Kleid war arm, ohne Zierat und gar nicht nach der Mode. Aber es war sauber geplättet und ge-

fältelt. Über seinem Haar trug das Mädchen ein geblumtes, weißseidenes Tuch, das war tief in die Stirne gerückt, daß die Augen in einem seltsamen Halblicht darunter flimmerten.

Das Mädchen zog Sönne Bergs Sohn in den Torweg, als er vorbei wollte. Er stand vor ihm, hob den Blick nicht, und die Unterlippe hatte er maulend vorgeschoben, als ob es ihm nicht recht wäre, daß es ihn aufhalte. Er guckte auch ein paarmal seitwärts nach dem Vater und maß, wie weit der Vater schon voran wäre.

„Kommste tanzen, Jakoble?" fragte das weiße Mädchen. Und hinter dem weißen Tüchelchen glänzte und bat viel Zärtlichkeit. „Ich kann nicht," sagte Jakoble und machte sich frei, weil es ihn jetzt an den Händen hielt.

„Du magst nicht!" sagte das Mädel und schob das Tüchel zornig zurück, daß seine Stirn frei wurde und das blonde Haar, das licht wie Silber war. Sie sah bös aus, die kleine Person, aber gleich war sie wieder weich und warm und zärtlich wie eine Katze, hängte sich dem Jakoble an den Hals: „Komm, komm, komm!" bat sie, „weil ich dich nur mag. Und wie die Sonne unten ist, tanzen wir im Garten von der Herrschaft, bis sie wieder aufgeht, weil heute der Frau ihr Geburtstag ist. Fein soll das werden. Wirst schon sehen."

„Der Vater —" sagte Jakoble.

„Je, biste verheiratet mit dein' Vatern? Was? Mußte immer hinterdrein, wie dem Vater sein Schatten? Hat er dich so arg lieb, dein Vater, was?"

„Aber er ist der Vater —", sagte Jakoble.

„Bitten werd' ich dich nicht. Aber gewartet hab ich ein, zwei Stund, ob du nicht vorbeikommst. Und die andern essen und trinken derweil. Und jetzt biste so. Gib mir doch wenigstens ein' Kuß, damit ich was hab heute — "

Sie drängte ihm ihr Gesichtelchen mit dem Silberflaum über der Stirn entgegen. Aber gleich wandte sie sich und wischte sich mit der flachen Hand die Lippen. „Puh! Heiß biste nicht. Das hat man davon. Die einen mögen, die mag man nicht, und die man mag, die mögen einen nicht. So, die andern unterhalten und karessieren sich, und ich steh da, du, du — —" und sie fuhr dem Jakoble zornig mit der gekrallten Hand über die linke Backe, daß er fünf rote Striemen hatte, dann lief sie heulend davon.

Jakoble setzte sich in Trab hinter dem Vater her und erreichte den Vater, als er in das Wirtshaus am Ende der Straße trat. Die Wirtschaft hieß „Zum ewigen Leben", weil gleich gegenüber ein Kirchhof war.

Des Vaters Freunde saßen schon da. Die kamen alle Tage und tranken dem Vater zu bis spät nachts, und Jakoble saß mit am Tisch und wartete, bis er den Vater heimführen mußte. Denn allein traf der dann nicht mehr heim. Der schwache, elende Jakoble mußte vorangehen und der große, schwere Vater ging hinterdrein — just verkehrt wie beim Kommen — auch hatte der Vater seine Arme um Jakobles Hals geschlungen und stützte sich auf des Sohnes Schultern. Jakoble wankte wie ein Bäumchen im Sturm, er wuchtete den Körper nach vorwärts, straffte die Muskeln, so gut es ging. Und es mußte gehen, denn hielt er inne, schnürten sich des Vaters Arme um seinen Hals, daß ihm der kalte Schweiß kam.

Jakoble saß zu Ende des Tisches. Aber zu Häupten der Tafel saß der Vater. Prachtvoll schön saß der Vater da, sein Bart hing ihm zum Tischrand, seine Augen



blitzten und sein roter, feiner Mund führte viele Reden. Niemand hatte solch einen Vater wie der Jakoble, und er war stolz auf den Vater.

Getrunken wurde viel. Nach dem siebenten Krug begann der Vater allemal seine Reden und hörte erst auf, bis er nicht mehr weiter konnte. Dann war die Zunge wie gelähmt, wie Blei so schwer, wie Galle so bitter, aber das Hirn arbeitete fort, rasend, fieberhaft, und was er noch hätte sagen wollen, stand in des Vaters groß aufgerissenen Augen, die wie blaues Glas sprühten, zuckte in der dicken, geschwollenen Stirnader, bebte in den Fäusten, die schwer auf dem Tischtuch lagen und von Zeit zu Zeit aufschlugen, daß es dröhnte und die leeren Gläser umkippten.

Jakoble trank nicht. „Der fürchtet sich vorm Trinken!“ sagte der Vater und lachte unbändig und die andern lachten mit. Und weil sie arg spotteten, wollte es Jakoble heute mit dem Trinken versuchen, auch steckte ihm der Ärger mit seinem Mädel in der Kehle. Er hielt den Atem an und jagte einen Krug dem andern nach. Beim dritten Krug dachte Jakoble nicht mehr an das Mädel, sondern an die tote Mutter, die auf dem Kirchhof gegenüber lag. Oft hatte er versucht, sich die tote Mutter vorzustellen. Aber das gelang schon gleich im Anfang nicht mehr. Aber jetzt sah er sie ganz genau in ihrem Sarg mit ihrem vielen, vielen Haar, daß man von dem Kleid nichts sah. „Das schickt sich nicht —“ sagte eine Base und hatte der Mutter Haar eng und fest geflochten, wie sie's im Leben trug, und den Zopf ihr unter den Rücken gelegt.

Der Jakoble sah alles das wieder, ängstlich und traurig wurde er dabei, und weil er nicht herausheulen wollte, machte er ein gar einfältiges Gesicht, und sein Mund kaute, als ob es etwas zu essen gäbe.

Da begann der Vater: „He! Biste mein Sohn oder nicht? Ist eine Freude, so ein Sohn, was? Wo seine Mutter den her hat, von mir nicht —“

Jakoble senkte das Gesicht und zuckte zusammen — er wollte erwidern, aber er traute sich nicht.

Der Vater fuhr fort: „Das ist die neue Zeit. Schaut sie euch nur an, die neue Zeit. Wie Greise liegen sie in den Wiegen, und wann sie heranwachsen, haben sie kein Haar am Kopf, kein Fleisch am Leib, kein Blut in den Adern. He, ja, die neue Zeit! Schaut uns alte an, aus Stahl und Eisen ist man, das biegt kein Wind, das bricht kein Sturm. Breitbeinig steht man am Weg, kreuzt die Arme und fragt: Was weiter? He, ja — da dieser Arm, mein Arm, da ist noch Mark und Kraft, und Gnade Gott dem, den er trifft! Gott?! Warum sag' ich Gott? Ist denn heute noch ein Gott? Ist die neumodische Welt nicht zu morsch für einen Gott? Bricht sie vor Gott nicht in allen Fugen zusamm wie ein schlechtes Faß, in dem feuriger Wein ist? Einen großen Gott für diese kleinen Menschen? Ha, ha, ha! Wo in aller Welt glaubt einer noch an Gott? Den möcht ich sehen!“

„Ich!“ tönte es verzagt am Ende des Tisches. Da wendete sich die ganze Gesellschaft dem Jakoble zu.

Jakoble saß mit rosigem Gesicht, das ungewohnte Getränk hatte sein dünnes Blut erhitzt, daß es in Wangen und Schläfen hinaufgejagt kam. Seine Augen brannten wie zwei Kerzen. Ganz goldig waren sie und er blinzelte, so stark mußte der Glanz sein, der von innen kam.

Neben dem Jakoble saß ein Schneider und auf der andern Seite einer, der keinen Beruf hatte, aber tapfer mittrank, weil Sönne Berg zahlte.

Die beiden johlten laut auf, und es dauerte lange, bis Jakoble zu Wort kam. Denn reden mußte er jetzt. Fragen schwirrten auf ihn ein, Späße überboten einander. Seine Nachbarn pufften ihn, auch zogen sie ihm den Sessel unter dem Leibe davon, daß Jakoble plötzlich auf dem Boden saß, so vergnügt waren sie. Da erhob sich Jakoble vom Boden, hockte auf seinen Knien, weil er sich fürchtete, daß sie ihn wieder mit dem Sessel zu Fall brächten, sein Gesicht tauchte gerade nur über dem Tischrand auf, und die Hände, die ganz heiß und feucht waren, hielt er gefaltet an die Brust gedrückt. Und weil er reden sollte, hob er an. Seine Stimme war klein und zitternd — er redete abgehackt, und schrill war seine Stimme, wie geborstenes Glas, an das man rührt. Und Jakoble sagte: „Da war ich ein Kind noch, und die Mutter war bei uns —"

„Wann du von deiner Mutter redest, dreh' ich dir das Genick um wie einem jungen Hasen!" rief Sönne Berg laut, und was er noch sagen wollte, erstickte in der breitbauchigen Rundung seines Weinkruges.

Jakoble krampfte die Hände fester zusammen und fuhr fort: „Ich habe eine Medaille gehabt. Auf dieser Medaille waren zwei Hände, die ein rotes Herz halten, und das war die Liebe. Und die Liebe war Gott."

„Was? Die Hände oder das Herz?" krähte der Schneider dazwischen.

„Ich glaube, das ist eines," sagte Jakoble. „Ein Herz ohne Hände ist nichts. Und nur Hände ohne das rechte Herz ist auch nichts. Meine Medaille habe ich an einem rotwollenen Band um den Hals getragen. Das ist schon lange her, vor sieben Jahren oder so. Mehr als zwölf Jahre war ich damals sicher nicht. Ich bin in einem großen Garten gegangen, in dem Musik war. Aber ich bin abseits in einer Allee gegangen, die ganz finster war. Es war niemand da, nur ich, und ich habe wissen wollen, ob Gott ist, darum habe ich meine Medaille vom roten Bande genommen und habe sie zu Boden geworfen und bin dann schnell davongerannt. Als ich weit genug gelaufen war, bin ich den ganzen Weg zurück mit geschlossenen Augen gegangen, damit ich gar nichts sehen kann. Dann bin ich stehen geblieben und habe leise in mich hinein zu Gott gesagt: „Wenn du bist, brauche ich nur die Hand auszustrecken und fasse dich."

Und wirklich, das habe ich getan. Ich habe mit der Hand nur einmal flach über den Boden gestrichen und ich habe die Medaille in der Hand gehalten, die ich weggeworfen habe. Meine Augen waren immer geschlossen und der Weg war weit, und ich habe doch gar nicht gewußt, wo die Medaille hingefallen ist, darum ist das wie ein Wunder."

„Erzähle uns noch ein Wunder!" riefen die am Tisch.

Da kroch Jakoble von seinen Knien empor, daß seine hohe, schmale Jünglingsgestalt aus dem Tabaksqualm und Weindunst wuchs und sein Gesicht über dem der anderen stand. „Das zweite Wunder war in der dritten Nacht, als die Mutter gestorben war."

Sönne Bergs Faust schmetterte auf den Tisch — „Du sollst von deiner Mutter nicht reden, Bube!" donnerte er.

„Laß ihn reden, er sagt Narrheiten, wie ein Schlauch ist er, der von seinem eigenen Wein trunken ist und nächstens platzt. Laß ihn doch reden!" riefen Sönne Bergs Freunde.

„Die Mutter war die dritte Nacht tot, und ich habe wissen wollen, ob sie im Himmelreich ist —"

„Ja, im Himmelreich! Akkurat im Himmelreich!" rief Sönne Berg und schlug eine gräßliche Lache an.

„Vater, mach' die Mutter nicht schlecht. Die Mutter war gut!"

„Hast recht, mein Junge, sie war gut — zu jedem."

„Vater, ich weiß doch nicht, was mit der Mutter war, aber vor denen hier machst du sie mir nicht schlecht!"

„Du willst mir das Mundwerk verbieten, du, du Milchgesicht, du grüner Kässtengel, was?!"

Sönne Berg sprang auf, und obwohl er arg angetrunken war, ging er noch gerade und hielt den Kopf hoch. Er kam auf den Sohn zu. Dann wandte er sich und ging durch die ganze Wirtsstube und kam wieder an den Sohn heran. Hin und her pendelte er so mit dröhnenden Schritten und immer, wenn er an den Sohn herantrat, sank der ängstlich zusammen, daß es war, als verbeuge er sich vor dem Vater.

In der Runde standen die Freunde, die auch aufgesprungen waren und zusahen, was es jetzt geben würde. Sönne Berg schwieg. Aber wie bei einem gereizten, aufgepeitschten Tier wurden seine Bewegungen immer hastiger, je kürzer die Spanne Weges wurde, die er zwischen den Tischen der Gaststube zurücklegte — da plötzlich begann er, und seine Stimme war furchtbar, seine Augen rollten, der ganze große Mann bebte jetzt, daß es ihn schüttelte. Er hielt sich an einem Sessel, bis der unter dem Drucke krachend barst, wie ein Wahnsinniger gebärdete sich Sönne Berg, ballte die Hände gegen den Kirchhof, Anklagen und Verwünschungen ertönten. Immer sinnloseres Zeug schrie er in die Stube hinein, endlich war's nur mehr ein Lallen und Stammeln, unterbrochen von den schauerlichsten Flüchen.

Die Freunde zogen Jakoble am Flaus, weil der sich fürchtete, pufften ihn nach vorwärts — wie ein Hündlein auf einen grimmen Löwen, hetzten sie ihn gegen den Vater. Aber Jakoble schwieg und stand unbeweglich, nur wenn der Vater vorbeikam, verneigte er sich immer. Da sagte einer unter ihnen: „Was wollt ihr mit einem, der seine Mutter beschimpfen laßt? Schaut nur seine Backe, da steht es fünfmal geschrieben, was für ein Feigling der ist!"

Jakoble griff sich unwillkürlich an die linke Backe und in dem Augenblick ging er dem Vater entgegen, hob den Arm und schlug ihn ins Gesicht.

Nun war es, als müsse ein Mord geschehen. Mit gefletschten Zähnen warf sich Sönne Berg auf den Sohn, die Augen quollen ihm aus den Höhlen und wie eine gräßliche, schwarze Fahne hing des Vaters Bart dicht über Jakobles bleiches Gesicht. Es war unmenschlich anzusehen — das Alter stand gegen die Jugend, die Stärke gegen die Schwäche, die Wut gegen die Demut — denn Jakoble ließ alles mit sich tun, stumm, reglos, mit geschlossenen Augen lag er in der gräßlichen Umarmung des Tobenden. Da rissen ihn die andern hoch, stießen Sönne Berg aus der Gaststube und verschlossen alle Türen.

„Heute schlafste bei mir," sagte der Schneider.

„Bei mir kannste auch sein ein paar Tag, bis der Vater darauf vergessen hat," sagte ein anderer. Und sie alle umscharten Jakoble, zogen ihm die Kleidung zurecht, faßten ihn an Armen und Beinen, um sich zu vergewissern, ob die Glieder heil seien.

Aber Jakoble machte sich frei und wankte zur Tür hinaus.

An der Kirchhofsmauer gegenüber lehnte schon der Vater. So sinnlos betrunken wie heute war er noch nie — und jetzt, wo ihn die freie, starke Nachtluft traf, konnte er sich kaum aufrechterhalten. Er fingerte die weiße Wand entlang, als ob er dort Halt suche.

Da faßte Jakoble des Vaters Hände und legte sie sich um den Hals. Und sie begannen ihren Heimweg, Jakoble voran, der Vater hinterdrein, sein Kopf war auf Jakobles Schulter herabgesunken, er schlief beinahe. Aber dem Jakoble rannen fortwährend Tränen übers Gesicht. So gingen sie im Mondlicht.

Als des Vaters Hände schon ganz naß waren von Jakobles Tränen, hob er plötzlich den Kopf und laut und ruhig sagte er: „Du! Das ist gar nicht einmal wahr von deiner Mutter. Daß du dich nicht unterstehst, mir zu glauben! Sie war die bravste Frau. Aber warum ist sie gestorben? Seither bin ich ein ganzer Narr, ein Lügner, ein Säufer, ein Tagdieb. Kann ich etwa dafür? Nein, dafür kann ich nicht. Sie hat die Schuld. Und es ist noch etwas Besonderes daran, den grundlos schlecht zu machen, der so namenlos gut war. Ja, ganz toll ist das, aber wunderschön. He, ja, man höhnt die ganze Welt und führt sie an der Nase. Und es ist wie eine letzte Heimlichkeit, die sie und ich noch vor der Welt haben, denn wir beide, sie und ich, wir wissen schon, wie es anders war —"

Dann sagte er nichts mehr, und Jakoble fühlte des Vaters Bart dicht im Genick und des Vaters Mund auf der Hand, mit der er ihn vorhin geschlagen.

Und sie gingen weiter im Mondlicht über das Feld.

„L'intransigeance allemande."

Von B. Molden.

Die marokkanischen Delegierten in Algeciras mochten sich seltsame Gedanken machen, als sie sich an den grünen Tisch zwischen die europäischen Diplomaten setzten. Es gilt, Marokko einige Reformen zu verleihen, von denen die Delegierten nur diejenigen interessant finden, die dem Sultan mehr Geld einbringen, während jeder der Diplomaten an die heimischen Großindustriellen denkt, die sich von den Mitbewerbern nicht ausstechen lassen wollen. Hinter diesen geschäftlichen Fragen aber erkennen die braunen Abgesandten Abdul Asis' die Frage der Unabhängigkeit ihres Landes, die ihnen der Vertreter Frankreichs in Fez im vorigen Frühjahr durch Schmeichelworte, Drohungen und Versprechungen langsam abzulocken beginnen wollte. Wenn der Sultan Geld in die Hand bekäme, so könnte er vielleicht, vorausgesetzt, daß er es nicht so unvernünftig wie in seinen jungen Jahren verschwenden würde, und daß er die geeigneten Ratgeber, eingeborene und fremde, um sich hätte, ein Heer schaffen, das ihm ermöglicht, die Ordnung herzustellen und aufrecht zu halten, widerspenstige Stämme zur Erfüllung der Steuerpflicht anzuhalten und Marokko einige Macht zu verleihen. Die Marokkaner merken aber, daß eine solche Wandlung, die übrigens, wie europäische Beurteiler besser wissen, bei der geistigen Undurchdringlichkeit der mohammedanischen Orthodoxie nur eine sehr oberflächliche sein könnte, von Frankreich jederzeit durch Unterstützung der niemals fehlenden Aufstände gestört werden kann. Frankreich will ja schon aus Rücksicht auf Algerien ein starkes Marokko nicht dulden. Die dauernde

Kräftigung Marokkos und eine gründliche innere Reform, die Deutschland und auch uns und anderen die willkommenste Lösung wäre, wird sich also aus mehreren Gründen höchstwahrscheinlich als unmöglich herausstellen. Die marokkanischen Delegierten, die sich, als gute Moslim, um eine ferne Zukunft schwerlich bekümmern, werden zufrieden sein, wenn man ihnen fürs nächste einige Sicherheit bietet, Frankreich nicht zu viel Einfluß zuspricht und den Staatskassen neue Mittel zuführt.

Auch die deutsche Diplomatie kann nicht mehr als ein leidliches Provisorium erzielen wollen, das den geschäftlichen Verkehr mit Marokko einigermaßen verbessert, Frankreich aber nicht Vorrechte läßt, die ihm die Straße zum Protektorat geradezu ebnen. Denn abgesehen davon, daß das Protektorat des einen Staates die wirtschaftliche Gleichberechtigung des andern unter allen Umständen hinfällig macht, ist Marokko jetzt um so wichtiger, als es überhaupt nur noch wenige überseeische Länder gibt, die von fremden Mächten noch unabhängig sind. Wenn man bedenkt, daß auf Tripolis schon Italien Beschlag gelegt hat und daß Persien von England und Rußland umworben wird, so sieht man, wie sehr der Kreis der freien Halbkulturgebiete zusammengeschrumpft ist. Für spätere Eventualitäten ist diese Erwägung entscheidend. Unmöglich kann Deutschland dazu mithelfen, daß aus der kleinen Zahl jener Gebiete nun auch Marokko zum Vorteil Frankreichs ausgeschieden werde. Das Festhalten an diesem sehr natürlichen Standpunkt, das Festhalten daran, daß Marokko nicht mit einer unablösbaren französischen Hypothek belastet werde und nicht schon in der Gegenwart französischem Einfluß vorbehalten bleibe, nennt man in Paris »intransigeance allemande«.

An angenehme Illusionen gewöhnt man sich leicht. Die französischen Kolonialpolitiker haben sich in den Gedanken, daß in Marokko der Republik eine Vorzugsstellung gebühre, die ihr das künftige Protektorat verbürgen soll, rasch hineingelebt. Wie lange ist es her, daß man Marokko noch als das Zukunftsgebiet Spaniens betrachtete? Selbst nach dem unglücklichen Kriege gegen die Vereinigten Staaten hatten patriotische Spanier auf diesen Gedanken nicht ganz verzichtet; ja, als Trost für die schweren Verluste in Amerika und Asien mußte ihnen die Hoffnung auf dereinstige Erwerbungen in Nordafrika um so fester ans Herz gewachsen sein. Aber die Pariser und Londoner Diplomaten wußten, wie viel man dem stolzen Spanien jetzt zumuten kann; sie verfügten über das Land, das die afrikanische Fortsetzung von Spanien genannt wird, eigenmächtig und nur mit dem Vorbehalt, daß sich Frankreich über die spanischen Interessen direkt mit Madrid verständigen solle. Das ist bekanntlich im Oktober 1904 geschehen, und die spanische Staatskunst wird dieses Übereinkommen, das später Herrn Taillandier gestattete, in Fez mit den weitestgehenden Forderungen aufzutreten, nicht unter ihren Meisterstücken aufzählen können. Spanien hatte doch gewiß nicht zu fürchten, daß die französischen Truppen, wenn es nicht schnell einen Vertrag schloß, das ganze marokkanische Reich im Handumdrehen erobern würden. Oder fürchtete man etwa gar einen französischen Einbruch in das von Lostrennungsgelüsten bewegte Katalonien oder republikanische Propaganda, gegen die sich die Dynastie jetzt auch auf England stützen will? Genug, Spanien fügte sich in eine Gruppe der Westmächte ein, die durch die französischen Kapitalisten mit Rußland und durch die angelsächsischen Sympathien mit Amerika verwandt ist. England überließ, bei seiner sonstigen Überbürdung mit Geschäften, das weitschichtige marokkanische Unternehmen an Frankreich, das ihm dadurch eng verbunden wurde, und genießt — abgesehen von

dem Gegenzugeständnisse in Ägypten — den politischen Vorteil, das Werk der deutsch-französischen Versöhnung, an dem die Zeit selbst zu arbeiten schien, weit zurückgeworfen zu haben. Italien bewilligte der Republik, um sich ihre wohlwollende Neutralität in Tripolis zu erkaufen, das gleiche in Marokko.

Diesen Annäherungen und Abmachungen ist Deutschland als Störenfried gegenübergetreten. Zunächst hat es unter Berufung auf die Madrider Konvention von 1880 verlangt, daß die Reformen, die Frankreich allein hatte durchführen wollen, und die Bestimmungen über den Handelsverkehr, dem Frankreich nur eine dreißigjährige Freiheit zusicherte, von einer internationalen Versammlung beraten werden. Das empfanden vorurteilslose Franzosen noch nicht als übertrieben. Aber auch außerhalb des Kreises der französischen Kolonialfreunde scheint man es als Anmaßung zu betrachten, daß Deutschland auf der Konferenz nicht nur die Grundsätze der handelspolitischen Gleichberechtigung zäh verteidigt und auch — zum Vorteil aller Nationen — durchgesetzt hat, sondern überdies keine Form der politischen Betätigung Frankreichs in Marokko gelten lassen will, die irgendwie einem Protektorat ähnlich sehen könnte. Man gesteht in Paris zu, daß Delcassé eine Taktlosigkeit beging, als er es unterließ, die beiden mitteleuropäischen Kaisermächte von seinen marokkanischen Abmachungen zu unterrichten, insbesondere Deutschland zu unterrichten, das nun einmal in die Reihe der Staaten eingetreten ist, die überseeische Politik treiben, und das mit berechnetem Stillschweigen auch nur von der bloßen Kenntnis einer Entscheidung ausgeschlossen wurde, die einen bestehenden Rechtszustand umwarf. Aber man meint auch, jetzt, da dieser Fehler gutgemacht sei, wäre es Deutschlands Sache, sich nicht weiter lästig zu machen. Die französischen Diplomaten, Journalisten und Kolonialfreunde stellen sich naiv. Es ist doch Tatsache, daß Frankreich außerhalb der Grenzsphäre nicht einen Schatten mehr Recht in Marokko besitzt als irgend ein anderes europäisches Land. Und was die Grenzsphäre betrifft, so hat Deutschland in den vorjährigen Besprechungen mit Rouvier, um die Verhandlung zu erleichtern, eine nähere geographische Bestimmung gar nicht verlangt, so daß die Franzosen den Begriff nach eigenem Ermessen auslegen können, wovon denn auch ihre Militärkommandanten in Südwestalgerien reichlich Gebrauch machen. Wenn nun aber die Republik das ihr bis vor wenigen Jahren selbst unbekannte Dogma verkündigt, daß sie in Marokko, weil es Nachbarland von Algerien ist und die Bevölkerung mit der algerischen glaubensverwandt und zum Teil stammverwandt ist, überhaupt vorherrschende Interessen und moralische Rechte habe, so liegt für jene Mächte, deren Zustimmung nicht durch besondere Zugeständnisse erworben worden ist, kein Grund vor, es anzuerkennen. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß die Souveränität Marokkos gewahrt bleiben müsse, und diese Parole ist doch über der Eingangstür zur Konferenz von Algeciras eingeschrieben worden, so könnte man, wenn man die äußersten Konsequenzen ziehen wollte, im Gegenteil sagen, daß gerade Frankreich kein Teilchen materieller Gewalt in Marokko besitzen dürfe, denn keine andere Macht ist so sehr wie Frankreich, der Herr Algeriens, in der Lage, solche Gewalt zu mißbrauchen und sich das Sultanat allmählich zu unterwerfen. Diese Konsequenz zieht man natürlich nicht. Dagegen haben aber die französischen Politiker erklärt, daß gerade Deutschland an irgend welcher polizeilichen oder ähnlichen Befugnis nicht teilnehmen dürfe, weil es von Marokko aus im Falle eines Krieges Unternehmungen gegen Algerien einleiten könnte.

Sie gingen noch weiter; sie wollten überhaupt keinen fremden Einfluß zulassen und betrachteten es schon als großes Zugeständnis, daß in einigen Häfen die Organisierung der Polizei durch spanische Offiziere und Unteroffiziere statt durch französische vollzogen werden soll. Ihnen kommt es darauf an, die Vorstellung nicht entstehen zu lassen, daß die Unabhängigkeit Marokkos internationalen Schutz genieße; Europa, der Sultan und die marokkanische Bevölkerung sollen sich vielmehr an den Eindruck gewöhnen, daß in erster Reihe Frankreich und in zweiter Reihe — — aber weit hinter Frankreich — Spanien Schutzherr im Lande ist. Dieses Verhältnis hätte auch unmittelbar praktischen Wert, weil bei den schwankenden Zuständen in Marokko die Möglichkeit nicht ferne liegt, daß die Hafenplätze gegen einen Aufruhr gesichert werden müssen; es ist dann nicht gleichgültig, wer als Erster zur Stelle ist. Wenn Frankreich die Macht in der Hand hat, wenn es sich nur mit Spanien auseinanderzusetzen hat, mit dem es seinen Vertrag besitzt, so ist ihm in solchen Fällen die Gelegenheit zu einer entscheidenden Aktion sicher. Es kann dem Sultan Unterstützung leihen und ihm nötigenfalls Gesetze vorschreiben. Freilich kann es auch genötigt sein, schwere Opfer zu bringen; denn die marokkanische Bevölkerung wird sich so leicht dem ungläubigen Ausländer nicht unterwerfen.

Deutschland sieht, daß es auf der Konferenz außer uns keinen Freund hat, und ist bereit, sich mit dem geringsten Zeichen der Aufrechthaltung des internationalen Charakters der marokkanischen Angelegenheit zu begnügen, mit der von Österreich-Ungarn vorgeschlagenen Errichtung eines neutralen Generalinspektorates nach makedonischem Muster. Ein französischer Staatsmann, der weitblickende Politik treiben wollte und könnte, würde darauf eingehen. Es ist klar, daß Frankreich, wenn man die Dinge im großen ansieht, mehr gewinnen als verlieren würde, wenn es sich vorläufig damit zufrieden geben würde, seine Vorzugsstellung in Marokko nur ungefähr markieren zu lassen. Es würde gewinnen, weil ein freundliches Verhältnis zu Deutschland wertvoll ist, während ein unfreundliches Verhältnis notwendig Unruhen in alle Beziehungen bringt und Frankreich vollständig von England abhängig macht. Und es würde wenig verlieren, weil ja voraussichtlich doch einmal die Entwicklung es dahin bringen wird, daß Deutschland, welches auf Marokko keine selbstsüchtigen Absichten hat, durch irgend eine Gegenleistung zu bestimmen sein wird, gegen französische Ansprüche ebensowenig Einwendung zu erheben wie jetzt England, Spanien, Italien, Rußland und die Freunde seiner Freunde. Die Gegenleistung kann in der Zustimmung zu etwaigen künftigen deutschen überseeischen Bestrebungen, sie kann auch in irgend einem unstreitigen diplomatischen Dienste bestehen. Deutschland behält einen Stein in einem Brett, das in der Hauptsache von Frankreich besetzt wird. Und nicht nur Deutschland — wir doch schließlich auch! Frankreich kann nicht verlangen, daß ihm gerade die beiden mitteleuropäischen Kaisermächte um Himmelslohn gestatten, sein Einflußgebiet wieder zu erweitern. Die endgültigen Abrechnungen müssen allseits vorbehalten bleiben.

Nicht minder wichtig als dieses Ergebnis der Konferenz aber ist eine Lehre, die sie erteilt hat: die Lehre, daß Italien wie im Osten, so auch im Westen die Gegner seiner Verbündeten unterstützt.

Chronik.

Hochschulwesen. *

Professor Fournier hat in seinem anregend geschriebenen Aufsatze: „Ein Wort über das Niveau“ (Heft 69 der „Österreichischen Rundschau“) die zahlreichen mißgünstigen Urteile, welche in den letzten Monaten in Deutschland über die österreichischen Hochschulzustände veröffentlicht worden sind, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Es ist ja tatsächlich richtig, daß eine größere Zahl von Berufungen auf den einstens so vielumworbenen Wiener Lehrstuhl Nothnagels erfolglos geblieben ist, daß nacheinander Kraus in Berlin, Müller in München, Krehl in Greifswald, Strümpell in Erlangen, Leube in Würzburg u. a. den Wiener Ruf entweder von vornherein oder, wie Krehl, erst nach längeren Verhandlungen, die sich hauptsächlich um Besserung der räumlichen Verhältnisse an Nothnagels Klinik drehten, abgelehnt haben. Es ist nicht minder richtig, daß schließlich für diese Lehrkanzel nur ein Kliniker aus dem Deutschen Reiche gewonnen werden konnte, welcher derzeit keine akademische Stellung bekleidet, sowie daß endlich das österreichische Unterrichtsministerium, um diese Berufung zu einem erfolgreichen Ende zu führen, verschiedene Bedingungen eingehen mußte, welche von seiten des gewonnenen Gelehrten, des Professors Karl v. Noorden in Frankfurt am Main, gestellt wurden.

Allein der ganze Verlauf dieser Berufungsverhandlungen, welche nur leider schon in ihren Anfangsstadien viel zu sehr zum Gegenstande publizistischer, die Verhandlungen selbst störender Erörterungen gemacht worden sind, zeigt doch auch, so wenig hier die augenblicklich noch an vielen österreichischen Hochschulinstituten herrschenden Mißstände hinsichtlich der Unterbringung und der mangelhaften Dotierung beschönigt werden sollen, mancherlei tröstliche Ausblicke in die Zukunft. Vor allem sind wir ja in Österreich auf dem besten Wege, die eine, wichtigste Bedingung, welche Professor v. Noorden stellte, für die Zukunft gegenstandslos zu machen. Die große Bauaktion an den österreichischen Hochschulen, für welche eben jetzt wieder ein Kredit von 25 Millionen Kronen vom Reichsrate in Anspruch genommen worden ist, wird in den nächsten Jahren ein beschleunigtes Tempo annehmen. Da wird denn nicht nur die altberühmte, aber bisher tatsächlich jämmerlich untergebrachte Nothnagelsche Klinik in Wien genügende und modern ausgestaltete neue Räume zugewiesen erhalten, da werden überhaupt alle Rückständigkeiten, welche noch derzeit an den österreichischen Hochschulen herrschen, möglichst beseitigt werden. In drei Bauperioden sollen alle diese Bedürfnisse ihre Befriedigung finden, und es sollen, neben zahlreichen medizinischen Instituten für die Wiener Universität, für die Wiener Technische Hochschule, namentlich aber für die vier Prager Hochschulen neue Baulichkeiten in großem Stile beschafft werden. In den letzten Februartagen war eine besondere Ministerialkommission in Prag am Werke, um die dortige Bauaktion zu fördern und den Abschluß der notwendigen Grundankäufe im sogenannten Assanierungsgebiete vorzubereiten. Bringt die Unterrichtsverwaltung die ganze Aktion bald in die rechten Wege und entschließt sie sich noch, über diese hinaus eine planmäßige Erhöhung der jetzt zweifellos zu niedrigen Jahresdotationen der Hochschulinstitute und namentlich der Universitätsbibliotheken durchzuführen, dann wird man draußen im Reiche bald nicht mehr von einem „niederen Niveau“ der österreichischen Hochschulen sprechen können.

Freilich zeigt uns die zweite Hauptbedingung, welche Professor v. Noorden vor Annahme des Wiener Rufes stellte, daß es noch an andern Dingen mangelt, daß man sich zu einer besseren Bezahlung der Assistentenstellen an den Hochschulinstituten wird entschließen müssen. Wie Professor Hans Horst Meyer, wünscht auch Noorden einen Assistenten, mit welchem ihn schon jahrelange gemeinsame Arbeit verbindet, nach Wien mitzunehmen — allein er mußte zu diesem Behufe eine bessere Dotierung der betreffenden Assistentenstelle verlangen. Diese Erhöhung der Assistentengehalte wird sich übrigens, sobald sich die Regierung zu ihr entschlossen haben wird, in jeder Hinsicht als vorteilhaft erweisen, da durch sie gewiß manche gediegene Kraft, welche unter den bisherigen Besoldungsverhältnissen eine andere Laufbahn einschlagen mußte, der akademischen Karrière erhalten bleiben wird.

An den österreichischen Hochschullehrern selbst liegt es keinesfalls, wenn man das „Niveau“ der Anstalten, an denen sie lehren, geflissentlich im Ansehen der wissenschaftlichen Welt herabzudrücken sucht. Das beweist schon die Tatsache, daß die deutschen Regierungen unentwegt eine österreichische Lehrkraft nach der andern an ihre Hochschulen entführen. Die preußische Regierung hat, nachdem sie dem evangelischen Theologen Johannes Kunze, nach kurzer Wirksamkeit an der Wiener evangelisch-theologischen Fakultät, Gelegenheit gegeben hatte, wieder nach dem Reiche zurückzukehren, nunmehr der Wiener Universität den langjährigen Vertreter der Geographie, Hofrat Albrecht Penck, abwendig ge-

* Vergl. Bd. V, Heft 55 der „Österr. Rundschau“.

macht. Die preußische Regierung mußte sich den berufenen Nachfolger Richthofens eben aus Österreich holen — und es gelang ihr der Lockruf um so eher, da sie dem neuen Ordinarius der Geographie an der Berliner Alma mater im Nebenamte an einem Reichsinstitute einen großartigen Wirkungskreis eröffnen konnte. Die bayrische Regierung wiederum hat in allerletzter Zeit den jungen Pädiatriker Professor Meinhard Pfaundler aus Graz nach München berufen, wo er Rankes Lehrstuhl übernehmen wird. Die Universität der steirischen Hauptstadt hat überhaupt in der letzten Zeit eine Reihe solcher Abberufungen zu beklagen gehabt, auf Rosthorn und Kraus sind neuestens Anton und Pfaundler gefolgt. Man sieht, mit der „Minderwertigkeit" der österreichischen Hochschullehrer gegenüber jenen des Deutschen Reiches ist es nicht gerade weit her.

Leider zeigt auch die zweite, gerade diesmal besonders bedeutende Verlustliste der österreichischen Hochschulen, die Totenliste der letzten Monate, eine Reihe von klangvollen Namen. So ist vor allem ganz plötzlich und fern von seinem lieben Wien Anton Menger, der berühmte Rechtslehrer und Sozialpolitiker, dahingegangen. Lebte er auch schon mehrere Jahre, von denen er die Wintermonate regelmäßig in der ewigen Stadt zubrachte, im Ruhestande, so war er doch trotz seiner bekannten Zurückhaltung durch einige Privatkollegien in diesen Jahren und durch ziemlich lebhaften Verkehr mit seinen Lieblingsschülern mit der Wiener Universität, an welcher er seit 1872 gelehrt hatte, in Verbindung geblieben. Und durch das reiche Vermächtnis, welches er dieser Universität hinterließ, vor allem durch die Schenkung seiner ganz einzigen sozialpolitischen Spezialbibliothek hat er diese Verbindung auch über die ihm gewährte Lebensfrist hinaus zu einer dauernden gemacht. Die „Österr. Rundschau" hat schon in Heft 68 eine liebevolle, dem großen Toten trotz ihrer Kürze gerecht werdende Würdigung seiner Lebensarbeit gebracht, welche weitere Ausführungen an dieser Stelle überflüssig macht. Kaum 14 Tage nach Menger, dessen Todestag der 7. Februar war, ist auch dessen langjähriger Fakultätskollege, der Kirchenrechtslehrer Karl Groß, ein geborener Österreichisch-Schlesier, welcher über Innsbruck und Graz im Jahre 1888 nach Wien kam, dahingegangen. Überdies erlitt die Wiener Universität noch durch das Ableben des rühmlichst bekannten Orientalisten Gustav Bickell einen weiteren empfindlichen Verlust. Bickell, ein gebürtiger Kassler, kam 1874 nach Österreich, nachdem er schon im Jahre 1865 zum Katholizismus übergetreten und Priester geworden war; in Wien lehrte er seit 1891 an der philosophischen Fakultät semitische Philologie. In Innsbruck verschied Ende November der Mathematiker Otto Stolz, nachdem er eben wenige Tage vorher in den Ruhestand getreten war. In Prag starben einige bereits in den Ruhestand getretene Hochschullehrer, so der berühmte Geodät Hofrat Karl Ritter v. Kořistka, ein langjähriges Mitglied des Professorenkollegiums der deutschen technischen Hochschule, der Geologe Johann Woldřich, welcher vor seiner Berufung an die böhmische Universität bis 1893 als Professor am Wiener akademischen Gymnasium gewirkt hatte, und der als Jurist ebenso wie als Musikhistoriker hochgeachtete Advokat Eduard Gundling, welcher seit 1868 an der ehemals gemeinsamen Prager Universität und kurze Zeit auch an der neu eröffneten böhmischen Universität als Extraordinarius Strafrecht und Strafprozeß in tschechischer Sprache vorgetragen hat. Gundling war ein stadtbekanntes Original und in beiden nationalen Lagern der Moldaustadt sehr beliebt.

Von den vielen Hochschulfragen, deren Lösung sich wegen der schwierigen politischen und nationalen Verhältnisse in Österreich immer wieder verzögert, hat um die Jahreswende wenigstens eine ihre vorläufige Erledigung gefunden. Die Regierung hat die seit Jahren im Abgeordnetenhause lagernde Vorlage auf Errichtung einer italienischen Rechtsfakultät in Rovereto zurückgezogen und die formelle Aufhebung der bekanntlich seit dem November 1904 infolge der Demolierung des Gebäudes geschlossenen Rechtsfakultät im Innsbrucker Vororte Wilten verfügt. Der ganzen Sachlage nach wird man nun die ganze Frage längere Zeit hindurch unberührt lassen; vielleicht erscheint es der Regierung in späterer Zeit möglich und rätlich, dem stürmischen Drängen der österreichischen Italiener nach Errichtung einer Hochschule oder wenigstens einer Rechtsfakultät in Triest nachzugeben. Auch das Verlangen der Führer dieses Volksstammes nach unbedingter Anerkennung der im Königreiche Italien abgelegten Prüfungen für den österreichischen Staatsdienst wurde von seiten des Unterrichtsministeriums abgewiesen. Der derzeitige Leiter dieser Zentralbehörde hat diesbezüglich nur das Versprechen gegeben, er wolle die Frage einem Studium unterziehen lassen, nach welchen Normen eine fallweise Anerkennung dieser Prüfungen möglich wäre.

Im übrigen waren die letzten Monate, in denen die Wahlreformfrage das Interesse aller Kreise absorbierte, auffallend arm an wichtigeren prinzipiellen Entscheidungen auf dem Hochschulgebiete. Die wichtigste Verordnung betrifft die Neueinrichtung der Lehramtsprüfung für nautische Schulen. Die Abhaltung dieser Prüfungen, welche bisher vor eigenen Kommissionen absolviert wurden, wurde damit den an

den Universitäten bestehenden k. k. wissenschaftlichen Prüfungskommissionen für das Mittelschullehramt unter Anfügung mehrerer neuer Fachgruppen, welche den Gegenstand einer vollständigen Prüfung bilden können, übertragen. Ein weiterer, übrigens zeitlich vorhergehender Erlaß ordnet die Einrichtung von theoretischen Staatsprüfungen auch an dem bei der böhmischen technischen Hochschule in Prag bestehenden Kurse für Versicherungstechniker an. Vielleicht verdient zum Schlusse noch die nach Zeitungsberichten erflossene Entscheidung der Unterrichtsverwaltung Erwähnung, nach welcher in Zukunft eine Erneuerung des Diploms gelegentlich eines goldenen Doktorjubiläums nur dann stattfinden soll, wenn besondere wissenschaftliche Verdienste des Jubilars vorliegen und wenn das betreffende Professorenkollegium selbst die Anregung zur Diplomerneuerung gibt.

Dr. Richard Kukula.

Besprechungen.

»Corso di diritto Romano« di Giovanni Pacchioni, professore ordinario di instituzioni di diritto romano alla R. università di Torino. Volume primo: »La constituzione e le fonti del diritto.« Innsbruck, Libraria academica Wagner, 1905.

Es ist eine bekannte, hocherfreuliche Tatsache, daß das Studium des römischen Altertums in Italien schon seit geraumer Zeit einen großen Aufschwung genommen hat. Ausgezeichnete Männer haben ihre Arbeitskraft der Erforschung des römischen Altertums gewidmet, systematisch wird die Aufdeckung, Erhaltung und wissenschaftliche Verwertung der Denkmäler der großen Vorzeit betrieben und gefördert. Mit dieser Altertumspflege und -freudigkeit im Zusammenhange steht die erfolgreiche Bearbeitung der Geschichte des römischen Staates und Rechtes. Darin, daß die verschiedenen italischen Volksstämme im Römertum aufgegangen sind, daß dieses seine Herrschaft und Kultur über Sizilien und das cisalpinische Gallien erstreckt und dadurch diese Länder dem alten Italien assimiliert hat, sieht der Italiener das Vorbild der heutigen Einigung Italiens.

Gewiß wird kein ernster Historiker das heutige italienische Volk als Nachkommen der Römer ansehen; das Römertum war im Laufe der Zeit degeneriert worden, und erst der jugendfrische germanische Völkerstamm, der durch die Völkerwanderung in Italien eingedrungen war, hat auf dem Boden der alten römischen Kultur das neue lebenskräftige Volkstum erzeugt, das selbst eine neue, großartige Kultur geschaffen hat und das heutige Italien bewohnt. Trotzdem bleibt aber die Geschichte des Römertums ein Stück der Geschichte Italiens und es ist daher begreiflich, daß die große Vorzeit des Landes auf die heutigen Söhne desselben einen erhebenden und begeisternden Einfluß ausübt.

Wenn irgendwo, so ist dies auf dem Gebiete der Pflege des römischen Rechtes einer der treibenden Gedanken. Das römische Recht ist in Italien heimisches Recht, das, auf italienischem Boden entstanden, daselbst bis in die neueste Zeit ununterbrochen in Geltung geblieben ist. Das Römerreich war infolge innerer Fäulnis zusammengebrochen, das Römertum degeneriert und dann von einem neuen, lebenskräftigen Volkstum aufgesaugt worden — das im römischen Reich erwachsene Recht hat trotz des Wechsels der Szenerie seine Geltung ununterbrochen behauptet und ist auch für das neue, italienische Volkstum Richtschnur des Handelns geworden und geblieben.

So ist das römische Recht für den Italiener heimisches und nicht, wie für den Deutschen, fremdes Recht, italienische Rechtsschulen und Universitäten haben vom frühesten Mittelalter an dieses Recht gepflegt, die Fundamente unserer Rechtswissenschaft wurden hier gelegt — was Wunder, wenn sich die Söhne des geeinigten Italien mit Begeisterung der Bearbeitung der Quellen und der Geschichte dieses Rechtes, welches für alle Zeiten eine der größten Kulturerscheinungen bleibt, widmen.

Ausgezeichnete Männer, deren Namen in der Geschichte der Rechtswissenschaft unvergänglich sind, wären hier zu nennen, es mag sich um Dogmatik oder um Geschichte dieses Rechtes handeln. Die von ihnen gelieferten Arbeiten stehen im engsten Zusammenhange mit der deutschen Rechtswissenschaft, beide bedingen sich gegenseitig.

Einen Beweis dieses Zusammenhangs, der durch bedauerliche ephemere äußere Vorkommnisse nicht alteriert werden kann, liefert die treffliche Arbeit Pacchionis, der diese Anzeige gewidmet ist.

Der in der juristischen Welt, auch durch kleinere deutsche Arbeiten, bestens bekannte Verfasser, früher Professor in Macerata, dann durch mehrere Jahre in Innsbruck, seit neuester Zeit in Turin, hat es unternommen, den Werdegang des römischen Rechtes von den ältesten Zeiten her zu schildern. Bestimmt ist seine Arbeit wohl zunächst für Anfänger, diesen bietet sie unstreitig eine treffliche, gründliche Einführung in die Wissenschaft vom römischen Staat und seinem Recht. Gewiß wird sie aber auch von Mitarbeitern im Gebiete dieser Wissenschaft mit Erfolg benützt werden.

Der bis jetzt erschienene erste Band hat die Geschichte der Verfassung und der Rechtsquellen zum Gegenstande. Die Darstellung folgt den Epochen der Geschichte des römischen Staates

und schließt mit der Gesetzgebung Justinians. In jeder Periode werden die Verfassungszustände juristisch dargelegt, dann aber auch in besonderen Anhängen Proben der Rechtsquellen des betreffenden Zeitabschnittes gegeben. So geschieht es mit den sogenannten Leges regiae, den 12 Tafeln, den Gesetzen der republikanischen Zeit, den Fragmenten der Leges datae, der Senatsschlüsse der Kaiserzeit, des Hadrianischen Edictum perpetuum u. s. w.

Besonders hingewiesen sei hier auf die Behandlung der 12 Tafeln. Im wesentlichen Anschlusse an Pais, wenn auch mit einiger Abweichung von ihm das Verhältnis zwischen den 12 Tafeln und dem sogenannten Jus Flavianum betreffend, vertritt der Verfasser die allerdings von bedeutenden Autoritäten bekämpfte Ansicht, daß die 12 Tafeln nicht als ein Gesetzeswerk aus dem Anfang des IV. Jahrhunderts, wie die Tradition besagt und die heute noch herrschende Ansicht lehrt, sondern vielmehr nach Art der sogenannten Leges regiae nur als ein Thesaurus der Produkte der Jurisprudenz in der ersten Hälfte des V. Jahrhunderts d. St. anzusehen seien. Nur nebenbei sei bemerkt, daß wir trotzdem noch immer an der hergebrachten Lehre, die namentlich von Girard in glänzender Weise vertreten und gestützt wird, festhalten, was uns nicht hindert, anzuerkennen, daß der Verfasser die Gründe für seine Ansicht in lichtvoller Weise gruppiert und ausführt.

Verwiesen sei ferner auf die juristische Charakterisierung des Prinzipats und die damit im Zusammenhang stehende Untersuchung über die Lex de imperio, dann auf die eingehende Darlegung der Kontroversen zwischen den beiden Juristenschulen der Sabinianer und der Prokulianer.

Endlich darf nicht der Anhang mit Stillschweigen übergangen werden, der den griechisch-ägyptischen Papyrusurkunden gewidmet ist. Zweifellos können diese hochbedeutsamen Funde die römischen Rechtsquellen nicht ersetzen, Grundlage unserer juristischen Bildung bleiben bis auf weiteres die klassischen Schriften der römischen Juristen, in diesen liegt der kulturelle Wert des römischen Rechts und die Rechtfertigung der Stellung, welche dieses allen neueren Kodifikationen zum Trotz im modernen Rechtsstudium einnimmt — allein die Papyri haben doch den hohen Wert, daß sie uns Zeugnisse über die Rechtsanwendung in einer römischen Provinz liefern, bei deren Würdigung und Verwertung nur die Vorsicht angewendet werden muß, nicht alles, was uns hier als Rechtsanwendung in Geschäftsurkunden und Prozeßakten entgegentritt, für römisches Recht zu halten.

Weiter in das Detail des Buches einzugehen, einzelne Ansichten des Verfassers zu kritisieren, ist hier nicht der Ort. Hier handelt es sich nur um die Charakterisierung des Totaleindruckes, den das Werk macht; dieser ist ein überaus günstiger; das Buch liefert ein schönes abgerundetes Bild der römischen Staats- und Rechtsentwicklung, was hier rückhaltlos anerkannt werden muß. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, die Ruhe und Sammlung zu finden, die es ihm ermöglicht, in absehbarer Zeit das begonnene Werk fortzusetzen und zu vollenden.

Die Ausstattung des Buches, das in Innsbruck bei Wagner erschienen ist, gereicht ihm zur Zierde und der Verlagsbuchhandlung zur Ehre.

Czyhlarz.

Ernst Viktor Zenker: „Soziale Ethik." Leipzig, 1905. Wigand.

Man hat von jeher verschiedene Merkmale statuieren wollen, durch die sich der Mensch vom Tiere unterscheidet. Man wollte in der Seele, in der Sprache u. dgl. solche Merkmale gefunden haben. Mit der Zeit und mit der wachsenden Einsicht in die Natur der Lebewesen sind nacheinander die meisten dieser so statuierten Unterschiede hinfällig geworden. Ein unterscheidendes Merkmal dürfte sich aber doch aufrechterhalten lassen. Das ist die Eigenschaft des Menschen, bei all seinem Tun erwägen zu können, vielleicht gar erwägen zu müssen, ob seine Handlung gut oder böse sei? Mit anderen Worten: das Gewissen scheint doch ein solches den Menschen vom Tiere unterscheidendes Moment zu sein.

Ist aber dieses Prüfen und Erwägen des moralischen Wertes der Handlungen eine allgemein menschliche Eigenschaft, dann braucht man die Berechtigung einer Wissenschaft nicht erst zu beweisen, die sich mit dem „Seinsollenden" beschäftigt: denn dieses ewige, täglich und stündlich bei Millionen Menschen sich wiederholende Prüfen und Erwägen fordert ja gebieterisch irgendwelche Formulierung der Grundsätze und Maßstäbe, nach denen wir uns zu richten und nach denen wir die Handlungen anderer Menschen zu beurteilen haben. Die Rolle eines solchen notwendigen und unumgänglichen Ratgebers übernahm seit jeher die Morallehre oder Ethik. Sie war ja ursprünglich und ist teilweise noch heute in den Religionslehren enthalten: doch hat sie sich schon frühzeitig von diesen emanzipiert und tut es immer mehr. In der neuesten Zeit aber ging ihre Tendenz dahin, sich ganz selbständig und unabhängig von all und jeder Religionslehre und Theologie, auf Grund der modernen Naturwissenschaft auszugestalten. Diese Tendenz verfolgten in allerneuester Zeit Paulsen,

Wundt und in höchstem Maße Ratzenhofer in seiner „Positiven Ethik".

Nach solchen Vorgängen war es für einen jüngeren Schriftsteller ein Wagnis, eine Ethik zu schreiben. E. V. Zenker, der rühmlichst bekannte Verfasser eines guten Handbuches der Soziologie („Die Gesellschaft", 1899) hat aber mit geübtem Auge eine Lücke in den meisten bisherigen Systemen der Ethik erspäht. „Es geht nicht an," schreibt er ganz richtig, „immer nur von Pflichten des einzelnen gegen die Gemeinschaft zu sprechen und dabei ganz zu vergessen, daß es auch Pflichten der Gesellschaft gegen den einzelnen geben muß. Die Gesellschaft ist genau so wie der einzelne ein sittliches Subjekt und kann daher Verpflichtungen wie dieser tragen und erfüllen. Ja, sie muß dem einzelnen gegenüber erst ihre Pflicht erfüllen, ehe dieser der seinigen nachkommen kann und die Verpflichtung des einzelnen der Gesellschaft gegenüber erscheint am naturgemäßesten als eine Folge der Pflichten, welche die Gesellschaft schon früher jedem einzelnen gegenüber erfüllt hat." Der Verfasser hat damit einen sehr fruchtbaren Gedanken angeregt, dessentwegen sein Buch mit Recht den Titel „Soziale Ethik" trägt, denn wenn man sich im allgemeinen vom Moralisieren, worauf doch all und jede Ethik hinausläuft, wenig Erfolg für den einzelnen verspricht, so kann man im Gegenteil einer Sozialethik, welche auf die Pflichten der Gesellschaft das Hauptgewicht legt, ein gutes Horoskop stellen. Hat ja doch schon vor einem halben Jahrhundert Robert v. Mohl einer „Staatssittenlehre" das Wort gesprochen und Zenkers Sozialethik ist teilweise eine weitere Ausführung dieses Gedankens.

Es ist ja auch sehr einleuchtend, daß, wenn auch eine Individualethik, die auf die sittliche Hebung des Einzelnen hinarbeitet, sich eine wenig erfolgreiche Aufgabe stellt, da doch der Einzelne ein Produkt seiner Erziehung und seines sozialen Milieus ist, an dem ein Moralpredigen wenig ändern kann: so verhält sich doch die Sache ganz anders mit der Sozialethik, welche den Nachdruck auf die Pflichten der Gesellschaft legt. Denn eine Gesellschaft, worunter man doch hier in erster Linie den Staat zu verstehen hat, kann sehr wohl ihr Vorgehen und ihre Politik dem Einzelnen gegenüber nach allgemein anerkannten sittlichen Grundsätzen regeln. Sehen wir es doch täglich und stündlich, daß Grundsätze, die zuerst theoretisch als die richtigen erkannt werden, von parlamentarischen Körperschaften zu Leitmotiven ihrer Beschlüsse erhoben werden.

Auch noch aus einem andern Grunde verspricht die Sozialethik viel erfolgreicher zu sein als die Individualethik. Denn vom soziologischen Standpunkt, den Zenker ganz korrekt einnimmt, ist die Sittlichkeit des Milieus, der Gesellschaft die notwendige Voraussetzung der Sittlichkeit des Einzelnen. Auch hier trifft jenes scheinbare Aristotelische Paradoxon zu, daß „das Ganze früher vorhanden sei als der Teil". Nur in einer sittlichen Gesellschaft sind auch die Individuen sittlich, und wie die Gesellschaft, so der Einzelne. Das ist ein richtiger soziologischer Gesichtspunkt, den Zenker konsequent festhält.

„Die Gruppe bildet infolge der Gleichheit der soziologischen Voraussetzungen (Gemeinsamkeit des Milieus, der Abstammung, Gleichheit der Sprache, der sozialen Einrichtungen, der Tradition u. s. w.) stets eine psychologische Einheit, in welcher die Gleichheit oder Ähnlichkeit der Gefühls- und Begehrensmomente alle Verschiedenheiten des individuellen Denkens überwiegt." Daraus geht die ganze Bedeutung der Sozialethik hervor: denn soll das Individuum sittlich gehoben werden, so muß es erst seine soziale Gruppe sein. So z. B. ist in einem korrupten Staate die ganze Bureaukratie korrupt, schon aus dem einfachen Grunde, weil innerhalb einer solchen Bureaukratie ein ehrlicher Beamter sich nicht behaupten kann.

Soll also eine „ethische Bewegung" wirksam sein, so hat sie ihre Hebel am Ganzen anzusetzen und erst von da aus auf Hebung der Individuen hinzuarbeiten.

Wir können hier auf die Einzelheiten des Zenkerschen Buches nicht eingehen, doch so viel sei nochmals bemerkt, daß der Weg, den er mit diesem Werk betrat: von der Soziologie zur Sozialethik, um von da zur Individualethik zu gelangen, ein sehr aussichtsreicher ist und es nur zu wünschen wäre, daß die vielen Anregungen, die in dem Buche enthalten sind, auf fruchtbaren Boden fallen.

Prof. Ludwig Gumplowicz.

Die neue Fontane-Ausgabe. (Erste Serie: Romane und Novellen. 10. Bände.) Verlag von F. Fontane und Cie., Berlin.

Endlich haben wir die Fontane-Ausgabe. Der Verlag, der den Namen des großen Dichters trägt und vor allen berufen ist, ihm ein würdiges Denkmal zu errichten, hat sich dieser Aufgabe unterzogen. Ein monumentales Werk ist im Entstehen begriffen. Zehn solide, umfangreiche Bände umfassen alles, was Fontane an Romanen und Novellen geschrieben hat. Menschen, die viel mit Büchern zu tun haben, gehen oft typographischen Impressionen nach. Hier diese zehn Bände geben den Eindruck epischer Ruhe, sicherer, bewußter Kraft. Sie sehen aus klaren, ehrlichen Augen. Darum bedürfen sie keines „Buchschmucks". Sie stehen auf heimischer Erde, so fest und treu wie die Menschen der Mark, die Fontanes große Liebe hatten. Maupassant

muß in kleinen, schmalen Bändchen gelesen werden, die gut in der Hand liegen und ins Boudoir passen. Fontane aber muß auf den Tisch aufgelegt werden und man muß seine Bücher aufschlagen wie eine Chronika. Alle Leichtfertigkeit ist seinem Wesen fremd, mit Getändel und Geistreichtun kommt man nicht an ihn heran; wie bei allen großen Epikern ist im Anfang die Geduld von nöten, die er selbst mit seinen Stoffen hatte. Man spürt ungeheure Massen. Da steht am Anfang der ganzen Reihe der große historische Roman aus dem Jahre 1812 „Vor dem Sturm". Ehe die Handlung in Fluß kommt, werden Menschen und Örtlichkeiten genau beschrieben, mit allen Besonderheiten und einzelnen Zügen, mit einer historischen Treue und Sorgfalt, der nichts geringfügig erscheint. Von jedem Dorf, dessen Kirchturm über einer Bodenwelle aufsteigt, weiß der Forscher eine Tatsache zu erzählen, aus der der Dichter eine kleine Geschichte macht. Langsam, langsam geht es vorwärts. Aber man fühlt sich unendlich wohl dabei. Diese aller Flüchtigkeit und Hast abholde Gründlichkeit paßt zu dem Format der Bücher, zu dem breiten, behaglichen Druck, zu dem auf jeder Zeile erwiesenen, besonnenen und klaren Geist. Wer mit der Nervosität des nach Effekten begierigen Lesers einen solchen Band aufschlägt, dem wird sich Fontanes Wesentlichstes nicht offenbaren. Ein Wort paßt auf Fontanes Dichtungen ganz vortrefflich, das bei der Kritik des XVIII. Jahrhunderts besonders beliebt war: das Wort „Gemälde". Der „moderne" Leser will die Skizze, die Zeichnung, die Photographie. Fontane aber gibt Gemälde: Gemälde von Menschen, von Landschaften, von Begebenheiten, von Leidenschaften. Das heißt, er deutet nicht bloß an, sondern führt aus, er entwirft nicht bloß, sondern geht mit vollem Zielbewußtsein bis zum Ende. Er bleibt auch nicht bei der mechanischen Wiedergabe des Gesehenen wie die Photographie, sondern verändert kraft des Herrscherrechtes der Dichter nach seinen Zwecken. Dabei aber ist sein erstes Streben die Erfassung jener Momente, die dem behandelten Falle seine Besonderheit geben. Unerbittlich geht er auf den Kern der Dinge los. Das ist das Moderne an ihm, daß seine Motive niemals die Oberfläche treffen. Mit Schlagworten ist seiner dichterischen Art nicht beizukommen. Psychologie, Milieukunst und anderes klingen leer an ihm vorbei. Am besten trifft ein gutes deutsches Wort — Gründlichkeit. Man weiß aus seinen Briefen, wie ernst er mit seinen Problemen rang, wie es ihm darum zu tun war, seine „Fälle" bis zum Letzten zu erschöpfen, restlos alles zu sagen und wie er alle bloßen Phrasen von sich abwies. Es gibt in der Malerei einen dem seinen verwandten Geist: Menzel. Beide bemühten sich mit unermüdlichem Eifer um die Darstellung der Realitäten, ohne deshalb „Realisten" im Sinne einer Schule zu sein. Menzel gehört ebenso zu Fontane wie etwa der ältere Kaulbach zu Heyse. Und so erklärt sich die sonderbare Erscheinung, daß man bei der literarischen „Revolution" der Achtzigerjahre Fontane für die Jugend in Anspruch nahm, daß er mit der Jugend ging. Nicht etwa daß Fontane der Zeit nachgekommen wäre; die Zeit war ihm nachgekommen. Im Besten, was die neue Generation durch ihre Besten zu geben hatte, in der künstlerischen Gewissenhaftigkeit traf sie mit Fontane zusammen. Nun wurde die lange Reihe der Fontaneschen Dichtungen bis zum „Stechlin" in die Bücherei des neuen Menschen aufgenommen. Man sprach von einem Verjüngungsprozeß. Fontane sollte durch die Berührung mit den Jungen neue Kräfte gewonnen haben. Und doch hat er höchstens einige technische Fertigkeiten, Handwerkslisten von ihnen gelernt. Er hatte es nicht nötig, sich verjüngen zu lassen, denn er hat niemals zu den „Alten" gezählt. In seinen ersten Romanen ist dieselbe Frische wie in seinen letzten. Und wenn ich vorhin von einer Chronika sprach, so ist dies nicht im Sinne von verstaubten, schweinsledernen Folianten zu nehmen, sondern etwa so, wie man von einem „Buch der Natur" spricht. Das „Buch der Natur" ist kein Schmöker, sondern der Quell alles Lebendigen. Und so ein Quell des Lebendigen ist die neue Fontane-Ausgabe, deren erste Serie in zehn Bänden die Romane und Novellen des Dichters bringt.

Karl Hans Strobl.

Leo Grünstein: Gedichte. (Akad. Verlag, Leipzig und Wien 1906.)

Leo Grünsteins Gedichte sind keine Glocken, die sich mit lautem Geklingel ankündigen. In dem schmalen Bändchen finden wir überall den Ausdruck echten und lauteren Empfindens. Ein feinbesaiteter Mensch, der sich im Gewirr modernen Lebens zu orientieren sucht. Seine Weise klingt vorwiegend in Moll, eine müde Resignation breitet oft dämpfende Schleier aus. Wir fühlen bei ihm weniger Kraft als die stets wache Sehnsucht nach Kraft. Und diese Sehnsucht wird ihn zu den „Strömen des Lebens" führen. Seine Einzelheiten sind in reicher Zahl über diese Blätter verstreut. Jeder aufmerksam Lesende wird neue Blumen finden. Intim ist bei Grünstein das Verhältnis zu den Schwesterkünsten. Das musikalische Element ist in dieser Lyrik sehr stark, echte Liedform hat sich dem Dichter oft ungesucht gegeben, und wir meinen, daß unsere jüngeren Musiker noch oft aus dieser Quelle schöpfen werden. Aber besonders ist es die bildende Kunst, die Grünstein immer von neuem anzieht und anregt. Das Resultat seiner

Betrachtung ist keine einfache Reproduktion in einem neuen Medium, sondern ein neues Kunstwerk von eigener Bedeutung. Mit seinen Augen sehen wir Rodin, Watteau, die Sixtina; der „trunkene Silen“ und Toroops „Sphinx“ erwachen in diesen Versen aus der Starrheit ihres Materials. Vielerlei hat uns Grünstein in dieser ersten Sammlung gegeben. Und zu mancher Entwicklung sehen wir hier schon neue Ansätze. Mancher Traum, der sich ihm hier noch mit visionärer Schamhaftigkeit zeigte, mag sich ihm gestalten. Und auch die Höhen jener symbolischen Dichtung, welche den Zusammenhang mit dem Irdischen nicht verliert und eben daraus ihre echte Bedeutung schöpft, werden ihm erreichbar sein. Wittner.

„Ihr Leid und sie …“ Novellen und Skizzen von Marie v. Glaser. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1905.

Man möchte der offenbar sehr jugendlichen Verfasserin eine gute Zukunft prophezeien. Nicht um der kleinen, dem Buch seinen Titel gebenden Skizze, die noch zu weich, zu zerfließend ist; nicht um des realistischen Bildchens, das sie „Jammerl“ nennt; nicht um der Novelle „Gräfin Anna“ willen, die einen glatten High life-Erzählerton mit einer zu novellenmäßigen Romantik vereinigt. Aber es gibt Seiten in diesem Buche, die trotz vieler Ungleichmäßigkeiten des Ausdrucks und des Stils fesseln und freundliche Versprechungen für die Zukunft sind.

Ich meine die Novelle „Der Spiegel“. Sie hat noch technische Fehler, ist zu lang für das zarte Motiv, das nicht gerade, sondern auf Zickzackwegen geführt wird. Und doch, diese reizende Schilderung eines rosenumblühten, sonnenumgebenen bayrischen Schlößchens, einer sommerlichen Einsamkeit, durch die drei Menschen gehen, deren Beziehungen zueinander so edler, so holder Art sind, wie sie nur eine Dichterseele aus dem Leben herauszulesen vermag; diese anmutige Marquise, die eine seelische Verwandtschaft mit den lieblichen Mondainen Leitgebscher Novellen hat, sie ist ein Triumph der Kunst, die Geschichte einer Frau zu erzählen, die „keine Geschichte hat“, wie sie von sich selbst sagt. Es ist auch eigentlich keine Geschichte, sondern ein leises, süßes Beieinander von Worten. Reizende Bilder tauchen auf — aus den Silberwellen des Chiemsees „die stille Insel mit ihren einsamen Schlössern — die Wellen und die Wiesen, bis zum letzten Halm alles in silbernes Strahlen eingewoben“. Und die Sonne und ihr „purpurnes Schlafengehn im See“. Ich habe, als ich die Novelle las, an ein kleines Gedicht von Storm denken müssen, ein Gedicht vom „unmerklichen Verrinnen des hellsten Sonnenscheins“, von Fäden, „die zarte Nacht auf Wiesen spann“, vom scheidenden Sommer und von der schimmernden Frau, die sich fester in ihres Mannes Arm schmiegt. Das einfache Motiv der Furcht vor dem Verwelken, das durch jeden Sommer, durch alle Schönheit, durch jedes Leben geht, hat die junge Dichterin neu und anders geschaffen; mit feinen und nervösen Händen.

Die schöne Frau zittert nicht so sehr vor dem Verwelken, als ihr edler und selbstloser Freund für sie — und er zittert für sie, weil sie ihren Gatten über alles liebt und der Gatte so sehr ihre Schönheit liebt. Das alles ist verschlungen in ein zierliches Rosengewinde von Worten und Bildern. Das Jugendbuch hat eine Widmung, so warm und tief, daß man fühlt, hier ward einem Menschenherzen nicht nur Leid zuteil, sondern auch die Gabe, zu sagen, was es leidet. Hedda Sauer.

Feuilleton.

Patriotischer Spaziergang.

Der einzig berechtigte und beweisbare Patriotismus ist der Lokalpatriotismus — jeder andere ist Phrase und gar in Österreich. Was kümmert mich Prerau und Leitomischl, daß ich sie in mein patriotisches Gefühl einschließen soll? Die Landschaft bei Hütteldorf-Hacking ist gar nicht aufregend, aber wenn ich so nach ein, zwei Jahren Abwesenheit wieder einmal nach Wien komme, freue ich mich an den kleinen Hügeln und den Wirtshausgärten mit den weiß gestrichenen Sesseln und Tischen und an den Wiener Sommerhäusern wie an einem geschenkten Wunder; und in Penzing bekomme ich Herzklopfen, weil es schon Wien ist, was man da links hinaus bis zum Stephansturm sieht. In meiner ersten, großen Freude finde ich sogar die Halle des Westbahnhofes schön, wenn ich auch genau weiß, sie bei meiner Abfahrt in vierzehn Tagen so abscheulich zu finden, wie sie wirklich ist: eine mäßig große Scheune mit monumentalem Getu. Ich möchte nicht behaupten, daß mir das nur mit dieser Halle so geht, aber sicher ist: der Lokalpatriotismus verträgt keine allzulange oder gar dauernde Anwesenheit an dem Ort seiner Liebe, wenn diese nicht unnatürlich, forciert oder raffiniert werden soll; unnatürlich in den bekannten Liedern der „Volkssänger“, forciert in der leichten Trunkenheit der späten, tiefgelegenen Maxims und Moulins, raffiniert im Aufsuchen vertrauter alter Gassen

barocker Häuser oder im Erinnern an große Vergangenheiten. Aber die ersten zwei Tage in Wien nach langer Abwesenheit sind herrlich. Ich schlendere durch die Stadt, vermeide es, Bekannte zu treffen, denn ich will mit meiner ältesten Bekannten, der Stadt, allein sein — und alles berauscht mich und ist Leben. Heftig empfinde ich solche Schändungen wie die im Prachtstil erbauten Zinshäuser an der untern Ringstraße und anderwärts oder die Zerstörung der Salzgriesgegend um Maria am Gestade, dieser schönsten Kirche Wiens. Aber am dritten, vierten Tage ist auch dieser Zorn weg, und ich resigniere in der Erkenntnis, daß alle Städte den Weg Berlins, das ist: Chicagos gehen müssen und als Städte verloren sind, da sie nichts weiter bedeuten als ein gehäuftes Zusammenwohnen und Arbeiten vieler Menschen. Bleiben die paar alten, noch verschonten Plätze und Gassen, die man aufsucht, damit die schöne Erinnerung nicht verhungert. Und dann trifft man die Freunde, die auf Wien schimpfen und es einem am Geistigen beweisen wollen, daß es mit der Stadt bergunter geht. Melancholisch fährt man ab, um doch wieder das nächste Mal bei Penzing Herzklopfen zu bekommen.

Ich bin nicht dafür, daß jeder alte Kasten erhalten bleiben soll, bloß weil er alt ist. Aber ich meine, mit der Sorge um Einhaltung der Baulinie und Höhe des betreffenden neuen Bauwerks sollten sich die Pflichten eines Stadtbauamtes nicht erschöpfen. Die Ästhetik der Straße ist viel wichtiger als die der Bilder. Was da einmal verdorben ist, bleibt es für Generationen. Dieser sogenannte Wiener Zinshausstil war, als er in den Siebzigerjahren anfing, in seiner Geschmacklosigkeit wenigstens ehrlich — was man aber heute noch so baut, ist es nicht und ist niederträchtig. In keiner europäischen und keiner amerikanischen Stadt habe ich das neue Zinshaus mit der aufgepickten Prunkfassade so brutal und ordinär gefunden wie in Wien. Es ist, als ob es wahrhaftig keine Architekten gäbe, die es schön machen könnten. Wobei mir einfällt, daß ich, fast ein Fremder, Wiener nach der Wiener Werkstätte führen mußte, von der sie zum erstenmal hörten! Daß ich mir wie ein Entdecker vorkam, als ich bei Lukſch die keramischen Skulpturen des Künstlerehepaares sah und vor Klimts herrlichen Studienblättern nicht verstehen konnte, wie man diesen großen Künstler in Wien ... „Sie sind noch so naiv," sagten mir Wiener Freunde und bewiesen mir am Geistigen, daß es mit Wien bergab geht. Das ist eine grantige Übertreibung, ich weiß. Es ist nur die kleine Pause zwischen Ein- und Ausatmen, die wie Leblosigkeit aussieht, es sind wirtschaftliche Änderungen, die diese Stadt des letzten kleinen Mannes stärker spürt als irgend eine, es mögen noch viele solche Gründe sein, ich weiß sie nicht, aber ich weiß: bergab geht es mit keiner Stadt von solch kultureller Macht, deren Fond noch lange nicht aufgebraucht, wenn er überhaupt aufzubrauchen ist. Zweihundert Jahre sind es vom Prinzen Eugen, kaum hundert vom Fürsten Ligne her — das ist keine Zeit im Leben eines kulturellen Organismus. Den Glauben, der das Ganze umschließt, den macht keine einzelne Dummheit und keine Tagesgeschichte zu schanden. Ich weiß ja doch, daß Klimt einmal ein — natürlich häßliches — Monument im Stadtpark bekommen wird. Einen kleinen Spaß, den ich letzthin in Wien hatte, den hielten mir meine Freunde so recht hin, um gegen meinen Lokalpatriotismus mit ihrer Raunzerei recht zu behalten. Der Theatermann der „Neuen Freien" ließ in seiner Besprechung des „König Kandaules" ein stumme Person des Stückes „die wenigen Worte, die sie zu sprechen hat, sehr schön" sagen. Da die starke Wirkung dieser Szene eben in der Wortlosigkeit dieser Person liegt und ich nicht annehmen kann, daß der Kritiker eines so bedeutenden Journals diese Wirkung nicht gespürt haben sollte, nehme ich an, der Kritiker hat während der Aufführung geschlafen, weil ihn das Stück sofort langweilte. Daß er einen kritischen Satz aus dem Vorwort des „Kandaules" als Gides Meinung zu **seiner** Kunst glossiert, diese fatale Sache kam wohl nur durch die unangenehm empfundene und verwirrende Unterbrechung zwischen Schlafen im Theater und Schlafen zu Hause zu stande. An dem allein ist nun Gides Drama schuld, diese „Vergewaltigung Hebbels" wie man oft lesen konnte, weil Gide eine Fabel — des Herodot benützt hat. Die Hetzereien meiner Freunde, die mich damit aufziehen wollten, ließen mich kühl. Dem Kritiker des Berliner „Kleinen Journals" hätte das genau so passieren können wie dem der „Neuen Freien". Nein — mit solchen Dingen kommt man meinem Lokalpatriotismus nicht bei. Gegen den gibt es nur **ein** Mittel und das steht bei mir. Und so wie ich dieses Mittel wirkend spüre, setze ich mich in den Zug und fahre wo anders hin. Um eine Frau, die man liebt, darf man nicht immer herum sein.

Franz Blei.

Von der Woche.

5. März. Der Verband der Ärzte Deutschlands in Leipzig stellt dem Streikfonds der niederösterreichischen Ärzte 20.000 Mark zur Verfügung. — Baron Banffy erklärt in einem längeren Schreiben an Kossuth seinen Austritt aus der ungarischen Koalition.

6. 387. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Im Dringlichkeitswege wird die Regierung aufgefordert, die blutigen Vorfälle in Lackie und Nizniow am 26. und 28. Februar strenge zu untersuchen. Die Sitzung nimmt stellenweise einen sehr stürmischen Verlauf.

7. 388. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Auskultantengesetz (2526. Beil. d. St. Pr.) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. Erste Lesung der Regierungsvorlagen betreffend die Wahlreform und die Geschäftsordnung des Reichsrates (2552.). — Rekonstruktion des ungarischen Ministeriums: FML. Adalbert Pap von Szill wird zum Honved-, Julius Tost zum Unterrichts- und Franz Hegedüs zum Finanzminister ernannt. — Infolge Fehlschlagens der Handelsvertragsverhandlungen mit Österreich-Ungarn demissioniert das serbische Kabinett Stojanowitsch.

8. Für die Einfuhr serbischer Waren nach Österreich-Ungarn tritt der autonome, für solche aus Bulgarien der vertragsmäßige Zolltarif in Kraft. — 389. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Wahlreformdebatte. — Der Vertreter Österreich-Ungarns bei der internationalen Konferenz in Algeciras überreicht einen (Vermittlungs-) Vorschlag über die Organisation der Polizei in Marokko. — Rudolf Auspitz (geb. 1837), Großindustrieller und gewesener Reichsratsabgeordneter, in Wien †.

9. Im Ministerium des Äußern in Wien wird der Handelsvertrag zwischen Österreich-Ungarn und der Schweiz unterzeichnet. — 390. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Wahlreformdebatte.

*

Gedanken zur Zeitgeschichte. „Seit der Haager Konferenz sind die Flottenausgaben der Mächte Europas und Amerikas von 60½ auf 101½ Millionen Pfund angewachsen." Diese Worte hat vor einigen Tagen der britische Admiralitätssekretär Robertson im englischen Unterhause bei der Einbringung des Marinebudgets gesprochen. Sie zählen meines Empfindens zu den traurigsten Zeitdokumenten. Seit der Friedenskonferenz sind also die jährlichen Aufwendungen für den Seekrieg um fast eine Milliarde Kronen, genauer um 984 Millionen angewachsen! Auch ein Kommentar, und kein nebensächlicher, zur Friedensbewegung! Je mehr die Friedensidee in den Köpfen und Herzen der Gebildeten sich befestigt, desto eifriger werden die Rüstungen zu Wasser und zu Land betrieben, desto deutlicher wird es, wie wenig noch die praktische Politik von der Friedensidee beeinflußt wird. Das verflossene und das laufende Jahr haben uns bittere Aufklärung darüber gebracht. Ein Nichts wie dieses Marokko hielt uns seit Jahresfrist in banger Furcht vor dem Ausbruch eines Weltbrandes. Seit den Tagen der Schnäbele-Affäre ist es nicht geschehen, daß angesehene, führende, ihrer Verantwortung vollbewußte Blätter im Deutschen Reiche die Frage eines Krieges mit Frankreich so ernst, mit solch sachlicher Vertiefung erörtert hätten wie jetzt. Es liegt etwas Unheimliches darin, daß ein Schrecknis, an das man kaum entfernt zu denken wagt, mit solcher Beharrlichkeit als eine erwägenswerte Möglichkeit behandelt wird. Und man darf den deutschen Blättern nicht den Vorwurf der Leichtfertigkeit machen. Deutsche Fürsten und Staatsmänner haben ja den Grundton für die ernste Auffassung der Weltlage angegeben.

Bei der Eröffnung des Reichstages am 28. November vorigen Jahres erklärt Kaiser Wilhelm, die „Zeichen der Zeit machten es der deutschen Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken". Am 6. Dezember 1905 sagt Fürst Bülow, daß „feindselige Strömungen gegen Deutschland bestehen, gegen die wir auf der Hut sein müssen", und bald darauf spricht der preußische Finanzminister von „dunklen Wolken am politischen Horizonte". Am 25. Februar d. J. sagt Kaiser Wilhelm beim Empfang der Feldmarschälle: „Gebe Gott, daß ein Kriegsfall nicht eintrete; sollte es aber dennoch geschehen, so bin ich fest überzeugt, daß die Armee sich ebenso bewähren wird wie vor 35 Jahren." Am 7. d. M. wechseln in Dresden die Könige von Sachsen und von Württemberg Trinksprüche, worin von der „hohen politischen Erregung" und von „schwerer Zeit, vor der Gott uns bewahren möge", die Rede ist. Kein Wunder, wenn in Deutschland eine ganze Kriegsliteratur aus dem Boden wächst, darunter utopistische Romane, die einen kolossalen Leserkreis gewinnen. Gleichzeitig erörtern in der tonangebenden Pariser Presse hervorragende Generäle, wie Langlois im „Temps", die Kriegsfrage, die Bereitschaft des Landes, die strategischen Chancen von Angriff und Verteidigung. »La France militaire«, das angesehenste militärische Fachblatt, wettert gegen das Schlagwort: »Nous ne sommes pas prêts.« Was? Nicht bereit? „Wohin wären die Milliarden gekommen, die das Land aufgewendet hat, wohin die Arbeit der Elite unserer Jugend? Aber es ist nicht wahr, es ist grundfalsch, daß wir nicht bereit seien. Gegen die 23 Armeekorps der Deutschen mit 1·4 Millionen Kriegern kann Frankreich 21 Armeekorps mit 1·3 Millionen ins Feld stellen. Der Unterschied von 100.000 Mann wird reichlich wettgemacht durch die bessere Schulung der französischen Offiziere und Truppen sowie durch die wunderbare Überlegenheit der französischen Artillerie, die selbst eine Differenz von einer halben Million Mann ausgleichen würde. Das neue deutsche Geschützmodell gibt drei Schüsse

in der Minute, das französische 18—20, überdies haben sich die französischen Offiziere und Artilleristen seit acht Jahren mit der Eigenart des sehr delikaten 7·5 Zentimeter-Geschützes vertraut gemacht" u. s. w.

Die jüngere Generation von heute erinnert sich aus persönlichem Erleben an keine Periode in der die Eventualität einer europäischen Konflagration mit so konkretem Ernst behandelt worden wäre. Das muß man als wichtige historische Tatsache anmerken. Vielleicht ist in dem Augenblicke, da diese Zeilen erscheinen, die Marokko-Konferenz auf dem glücklichen Wege zur Lösung, vielleicht auch steht sie vor ihrer Auflösung. Aber wer sichert uns gegen ein zweites, gegen ein drittes Marokko, das irgendwo in fremden Kontinenten, auf der Höhe des Weltmeeres urplötzlich auftaucht? Ob nun der Marokkostreit in Algeciras geebnet oder ob er ungelöst fortgeschleppt wird — Vertrauen und Zuversicht sind jedenfalls erschüttert. Arbeiten wir weiter an der Vertiefung und Ausbreitung der Friedensidee, aber verschließen wir uns nicht vor der bitteren Erkenntnis, daß sie heute noch blutwenig realen Einfluß auf die hohe Politik übt. —l.

*

Raimund-Theater. Von Rudolf Lothar erlebte hier ein Lustspiel „Frauenlob" — zwölf Jahre nach seiner Entstehung — die erste Aufführung in Wien. Es hätte seinerzeit im Burgtheater mit Gabillon und Hartmann gegeben werden sollen. Dem einen war die Rolle eines bramarbasierenden Jägerlateiners, dem andern die eines selbstgefälligen Lustspielbonvivants zugedacht, also Rollen, darin beide gewissermaßen sich selbst zu spielen gehabt hätten. Die alpine Sommerfrische, wohin Lothar den Schauplatz seines Lustspiels verlegt hatte, wäre von allen Freunden des Burgtheaters unschwer als der Grundlsee agnosziert worden, wo damals unsere Hofschauspieler mit Vorliebe ihre Ferien zu verbringen pflegten, und so hätte denn das Stück, rechtzeitig und mit den rechten Leuten aufgeführt, als pikanter Gelegenheitsscherz ohne Zweifel seine Schuldigkeit getan, sicherlich so gut, wie die Einakter, die heute Siegmund Schlesinger zu Wohltätigkeitszwecken Herrn Kainz und Herrn Girardi auf den Leib schreibt. Doch Gabillon starb und damit waren dem Lustspiele Lothars die sichersten Voraussetzungen für den Erfolg entzogen. Die geplante Aufführung im Burgtheater unterblieb denn auch. Es zeugt gerade nicht von tiefer selbstkritischer Einsicht, daß Lothar dessenungeachtet an seinem Lustspiel festhielt, als ob es nicht einem journalistischen Einfall sein Gelegenheitsdasein verdankte, sondern geschaffen worden wäre, um auf die Nachwelt gebracht zu werden. Man braucht nicht erst darauf hinzuweisen, welche Wandlungen unser Geschmack im Laufe dieser Zeit erfahren hat, damit erkannt werde, wie sehr sich heute die Konjunkturen für den Erfolg eines schönrednerischen Lustspielspätlings verschlimmert haben, und man braucht nicht erst zu betonen, daß intime Scherze vom Tage mit dem Tage sterben, an dem sie geboren wurden. Wunders genug, daß das restliche Lustspielgedankchen losgelöst, von den persönlichen Beziehungen zu den Darstellern, die es hätten verkörpern sollen, im papierenen Schmucke seiner Feuilleton-Witzchen und seiner zierlich gedrechselten, manchmal wohl auch verdrechselten Sprachbilder einen im großen ganzen freundlichen Eindruck hinterließ, und will man nicht unaufrichtig sein, dann muß man sogar zugeben, daß dem sauber angerührten Habermusbrei nach den letzten Neuheiten des Raimund-Theaters immerhin die Bedeutung von „Kaviar für das Volk" zugesprochen werden kann. Wer den sonnigen Humor und die aufjauchzende Abenteurerlust des sogenannten „alten Burgtheaters" in der Sommerfrische kannte, der fühlte sich durch die drei oder vier Verlobungen, die Lothar als dramatische Ausbeute der Künstlerkolonie am Grundlsee mit nach Hause gebracht hat, unwillkürlich an den Kunstgewerbler erinnert, den der „Simplizissimus" seinem Freunde erzählen läßt: „Gestern war ein herrlicher Sonnenuntergang. Ich erlebte zwei Tapetenmuster und vier geblümte Bettvorleger." Von der einaktigen Gesangsposse „Die Trafikantin", die zu dem Lustspiele Lothars gegeben wurde, spreche ich lieber nicht. Über sie ließe es sich nicht mehr mit Worten streiten. Da müßte man den „Demolierkrowoten" zu Hilfe rufen. —tr—

Österreichische Rundschau, Heft 72. Redaktionsschluß 10. März 1906. Ausgegeben 15. März 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

(K. k. priv. allgemeine Verkehrsbank.) Mit Rücksicht auf die Ausdehnung des Geschäftsverkehrs der allgemeinen Verkehrsbank ergab sich die Notwendigkeit, die Erhöhung des Aktienkapitals, zu welcher die allgemeine Verkehrsbank schon durch Generalversammlungsbeschluß vom 28. März 1884 berechtigt ist, durchzuführen. Im Sinne dieses Beschlusses und des § 8 der Statuten erfolgt daher die Erhöhung des bisherigen Aktienkapitals von 11,200 000 K durch Ausgabe von 20.000 Stück neuer Aktien à 280 K mit 5,600.000 K auf 16,800.000 K. Auf die Emission der neuen Aktien, welche an dem Erträgnisse des Jahres 1906 partizipieren, wird den alten Aktionären das Bezugsrecht zum Kurse von 330 K pro Aktie in der Weise angeboten, daß je zwei alte Aktien zum Bezuge einer neuen Aktie berechtigen. Das Bezugsrecht ist im Sinne der heute in unserem Blatte erschienenen Kundmachung in der Zeit vom 10. bis 20. März d. J. auszuüben. Zur allfälligen Übernahme von Aktien, auf welche das Bezugsrecht nicht geltend gemacht wird, hat sich ein Garantie-Syndikat unter Leitung der k. k. priv. Österreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe gebildet. In der am 7. d. M. stattgefundenen Sitzung des Verwaltungsrates der allgemeinen Verkehrsbank wurde der Beschluß gefaßt, der Generalversammlung für das Jahr 1905, unter Berücksichtigung der üblichen Reservedotierung, die Verteilung einer gleich hohen Dividende wie im Vorjahre, das ist 16 K pro Aktie, in Vorschlag zu bringen.

(Wiener Bankverein.) In der am 9. d. M. abgehaltenen Sitzung des Administrationsrates des Wiener Bankvereins wurde die Verteilung einer Dividende von 30 K = 7½% wie im Vorjahre beschlossen. Der Reingewinn beträgt 10,407.291 K gegen 8,664.368 K im Vorjahre. Die Ausschüttung der Dividende auf das mit 80 auf 100 Millionen erhöhte Kapital erfordert 7½ Millionen Kronen, gegen 6 Millionen im Vorjahre.

Wer sich für Photokunst interessiert, beachte den Prospekt der Firma Camera-Großvertrieb „Union“ Hugo Stöckig & Co., Dresden, Bodenbach, Zürich, der diesem Heft beiliegt.

Der in den weitesten Kreisen bekannte und geschätzte A. Hartlebensche Plan von Wien liegt in kartographisch vollständig erneuerter und in jeder Hinsicht verbesserter 23. Auflage vor. Dieser durch seine treffliche Ausführung und Verläßlichkeit ausgezeichnete Stadtplan ist auch in der 23. Auflage mit einem vollständigen „Straßenverzeichnis“ aller Bezirke von Wien und mit Verzeichnis der „Sammlungen und Sehenswürdigkeiten“ versehen. Der Hartlebensche Plan von Wien ist in allen Buchhandlungen zum wohlfeilen Preise von 50 h = 50 Pf. vorrätig.

„Sang und Klang aus alter Zeit“ (100 Musikstücke aus Tabulaturen des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts), gesammelt und übersetzt von Wilhelm Tappert, ist der Titel eines äußerst wichtigen und bedeutungsvollen musikalischen Werkes, auf welches die Firma Leo Liepmannssohn, Antiquariat, Berlin SW. 11, eine Subskription von 600 numerierten Exemplaren eröffnet, die am 15. Juni d. J. geschlossen werden soll und von deren Ergebnis die Publikation des kostbaren Manuskripts abhängen wird. Der Subskriptionspreis des vornehm ausgestatteten, broschierten Bandes ist auf 9 M. festgesetzt.

Der Hilfsausschuß zur Unterstützung der notleidenden Deutschen Rußlands wendet sich mit der Bitte an alle Kreise des deutschen Volkes zum Unterstützung der durch die Ereignisse in Rußland brotlos gewordenen Deutschen. Geldsendungen (Einzel- und Sammelgaben) werden an die Hauptsammelstelle, die Königliche Seehandlungshauptkasse zu Berlin, Markgrafenstr. 46a, unter der Bezeichnung „Für die notleidenden Deutschen Rußlands“, Zuschriften an den Hilfsausschuß für die notleidenden Deutschen Rußlands, Berlin SW. 11, Dessauerstraße 30, erbeten.

Büchereinlauf.

Mozart-Heuchelei. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XX. Jahrhunderts. Von Paul Zschorlich. Leipzig, 1906. Friedrich Rothbarth.

Leitfaden der Logik in psychologisierender Darstellung. Von Dr. Adolf Stöhr. Wien, 1906. Franz Deuticke.

Brutus. Ein dramatisches Gedicht. Von Georg Terramare. Wien, 1906. C. W. Stern.

Thomas Mann. Bilse und ich. München, 1906. E. W. Bonsels.

Johannes Schlaf. Novalis und Sophie von Kühn. Eine psycho-physiologische Studie. München, 1906. E. W. Bonsels.

Waldemar Bonsels. Ave vita morituri te salutant. Mit Buchtitelzeichnung von Willi Geiger. München, 1906. E. W. Bonsels.

Geschichte der englischen Literatur, von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einem Anhang: die nordamerikanische Literatur. Von Prof. Dr. Eduard Engel. Sechste Auflage (in neuer Bearbeitung). Leipzig, 1906. J. Baedeker.

Studienbehelfe für den Unterricht in der allgemeinen und technischen Chemie. Von Prof. Nik. Teclu. Wien, 1906. Selbstverlag.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 73: 17. März 1906.




EINIGE WELTPROBLEME
Th. NEWEST.

Julius Freiherr v. Horst.

(Geboren am 12. April 1830 zu Hermannstadt, gestorben am 6. Februar 1904 zu Graz.)

Von Heinrich Friedjung.

(Schluß.)

Durch diese Vorgänge war die Stellung der verfassungstreuen Minister im Kabinett Taaffe unhaltbar geworden. Sie stellten im April 1880 dem Kaiser vor, daß seine Regierung mit dem Programm, einen Mittelweg einzuhalten, gescheitert sei, sie würde sich fortan nur zu halten vermögen, wenn sie sich auf die Slawen stütze, eine Wendung, die von seinen Ratgebern aus der Verfassungspartei nicht mitgemacht werden könnte. Sie empfahlen deshalb den Rücktritt des gesamten Kabinetts; es wäre ehrlicher und klüger, wenn ein reines Kabinett der Rechten das Ruder ergriffe, auf daß die föderalistischen Gegner der Verfassung ihr Können zeigten und auch genötigt wären, Wasser in ihren Wein zu gießen und ihr Programm einzuschränken. Diese klare Lösung sei besser als die Fortsetzung des Eiertanzes zwischen den Parteien. Graf Taaffe gab scheinbar dem Drängen seiner deutschen Amtsgenossen nach und erklärte sich zum Rücktritte bereit; der Kaiser nahm jedoch die Demission nicht an, sondern bestand darauf, das Kabinett solle bis zum Schlusse der Session bleiben und noch die Annahme des Budgets im Parlament durchsetzen; dann erst könne von Kabinettsneubildungen die Rede sein. Dabei blieb es auch; in einem Briefe des Handelsministers Korb an einen Freund liest man die bezeichnende Bemerkung, Taaffe trachte die Wünsche Sr. Majestät zu erfüllen, wobei nicht immer der gerade Weg eingeschlagen werde. Während dieser Verhandlungen befand sich Horst nicht in Wien, sondern in Görz am Totenbette seiner verheirateten Tochter, deren Einsegnung er hier beiwohnte; er stand aber bestimmt zu seinen Gesinnungsgenossen und Stremayr schrieb ihm in diesen Tagen über die Lage: „Taaffe ist wie gewöhnlich damit zufrieden, über die Verlegenheiten des Augenblicks hinwegzukommen und will durch bereits eingeleitete Verhandlungen mit der Rechten, die angeblich noch viel zahmer geworden, noch das Militärgesetz und die Wehrgesetznovelle durchdrücken .... Das Resultat von alledem ist, daß wir verdammt sind, in einer parlamentarisch unleidlichen Situation noch vier Wochen auszuharren, daß uns Verfassungstreuen doch wieder bevorsteht, nach Schluß der Session doch auf eigene Faust aus dem Ministerium auszuscheiden, da Taaffe — nach den bisherigen Erfahrungen — bis dahin kaum noch Lust haben wird, die in Aussicht genommene Demission für seine Person und das ganze Kabinett ernst zu nehmen."

Es geschah, wie Stremayr angenommen hatte. Die drei verfassungstreuen Minister Stremayr, Korb und Horst beharrten auf ihrer Demission, während von der Taaffes und der slawisch-klerikalen Minister nicht mehr die Rede war. Nur ungern und nach vielen Einwendungen ließ man sie ziehen; war doch mit ihrem Ausscheiden der bisher festgehaltene Schein zerstört, als wolle das neue System zwischen Slawen und Deutschen unparteiisch vermitteln. Die drei engverbundenen Minister begründeten ihren Schritt in zwei am 12. und am 16. Juni 1880 eingereichten Denkschriften, in denen sie mit großer Festigkeit Beschwerde gegen das Vorgehen des Grafen Taaffe erhoben. Sie gebrauchten zwar nicht Wendungen gleich der Anklage des Fürsten Karl Auersperg, der, im Hinblick auf die ihm ein Jahr vorher gemachten Versprechungen, dem Grafen Taaffe im Herrenhaus das böse Wort von seiner „griechischen Treue" zurief; in der Sache aber klang ihre Sprache nicht anders. Sie hätten ihren Freunden von der Linken — jenen 44 für das Wehrgesetz gewonnenen Mitgliedern — „die autorisiert gegebene Versicherung" gegeben, das Ministerium werde sich in seiner früheren Zusammensetzung nicht ändern; hinter ihrem Rücken aber sei auf Grund von Verhandlungen mit der Rechten die Neubesetzung des Unterrichtsministeriums vorbereitet worden. „Es war nicht für notwendig erachtet", so fährt die Denkschrift vom 12. Juni fort, „vorerst mit uns die so plötzlich veränderte Lage zu erwägen und über die neu einzuschlagenden Schritte zu beraten; es schien vollkommen genügend, uns vor eine schon zu drei Vierteilen geschaffene Tatsache zu stellen, um uns zur Zustimmung zu nötigen, durch welche unsere Selbstkompromittierung gegenüber der Verfassungspartei vollzogen worden wäre. Daß wir eine solche Zumutung nur auf das entschiedenste ablehnen mußten, glaubten wir unserer politischen Würde und Ehre schuldig zu sein." Sie klagen sich des politischen Fehlers an, daß sie sich im April noch zur Hinausschiebung ihres Rücktrittes bestimmt gefühlt hätten; auf keinen Fall aber könnten sie einer Regierung angehören, die sich auf die Rechte stütze, der die Erweiterung der Landesautonomie auf Kosten des einheitlichen Staates am Herzen liege. „Wir vermögen es", so heißt es weiter, „mit unserem Gewissen und mit unserer Auffassung von Patriotismus nicht zu vereinbaren, an einer Regierungstätigkeit Anteil zu nehmen, die sich — will sie die Unterstützung der heutigen Majorität behalten — *in einer für uns als sehr gefährlich* erkannten *Richtung bewegen muß*, weil diese Majorität es sehr wohl versteht, sich im entscheidenden Augenblick Konzessionen zu *erzwingen*."

Und auch darüber führte die verfassungstreue Minderheit Klage, daß, während von ihrer Seite die Bildung einer Mittelpartei im Abgeordnetenhause in Angriff genommen wurde, dies durch andere Regierungseinflüsse durchkreuzt wurde, um die Festigkeit des slawisch-klerikalen Bundes nicht zu stören.

Doch nicht diese Einzelheiten waren es, durch die der Bruch herbeigeführt wurde, sondern die vom Grund aus verschiedene Auffassung von der Natur des österreichischen Staates. Sollte das von Maria Theresia und Josef II. entworfene,

im ganzen einheitliche Gefüge und damit der deutsche Charakter der Monarchie nach Möglichkeit gewahrt werden? Oder war es ratsam, den Schwerpunkt in die magyarischen und slawischen Volksstämme zu verlegen? In Ungarn war dies schon geschehen, sollte man in Österreich damit fortfahren? Würden die Deutschen dadurch nicht in gefährlichen Widerstreit zu dem Staate gebracht, den sie doch als ihre Schöpfung betrachten durften? In diesen Grundfragen war Horst unbeugsam, mehr noch aus österreichisch-patriotischem als aus deutschem Gefühl heraus.

Er dachte darin schärfer als Stremayr und Korb, die, bezeichnend genug, dem militärischen Amtsgenossen die Entwerfung jener zwei Denkschriften überließen; sie selbst waren vorher und nachher zu Gefälligkeiten gegen Taaffe bereit, und Stremayr gab sogar noch am 20. April 1880 die erste der Sprachenverordnungen heraus, die auch im deutschen Sprachgebiet Böhmens dem Tschechischen Raum gaben. Doch auch ihre Nachgiebigkeit hatte ihre Grenzen und so erhielten sie am 26. Juni 1880 ihre Entlassung.

Taaffe setzte übrigens auch dann noch eine Zeitlang sein Schaukelspiel fort und bot die Stelle eines Statthalters von Mähren dem scheidenden Handelsminister an. Freiherr v. Korb war bereit anzunehmen, falls ihm die Zusage gemacht werde, daß kein besonderer Minister für die Länder der böhmischen Krone, mit einem für ihn aus der Zentralverwaltung herausgeschnittenen Wirkungskreise, ernannt werde, und wenn man von der Auflösung des mährischen Landtages absehe, der damals eine deutsche Mehrheit besaß. Er fragte in einem Briefe vom 30. August 1880 Horst um seine Meinung, mit dem Beifügen, daß seine politischen Freunde ihm, wenn seine Bedingungen erfüllt würden, zur Annahme rieten. Taaffe habe ihn auf sein Schloß Ellischau geladen, um die Sache zu besprechen. „Ich will nun im Laufe dieser Woche dahin," fährt er fort, „obwohl ich gestehe, daß mir eine schriftliche Abmachung lieber wäre. Indessen weiß er, daß mit mir nicht zu spaßen ist."

Die Antwort Horsts ist für seinen Geradsinn und seine politische Festigkeit überaus bezeichnend. „Wenn gewiegte Politiker wie Chlumecky, Weeber, Schmerling, Schönburg, Unger," so schrieb er ihm, „in solcher Übereinstimmung raten, den Statthalterposten in Mähren anzunehmen, dann wird es ja wohl gut sein, es zu tun. Mein auf dem Gebiete der Politik wie überhaupt schlichter Hausverstand sagte mir, daß es für einen Mann, der wenige Wochen früher dem Monarchen erklärte, daß er es für eine Gewissenspflicht halte, unter den obwaltenden Umständen aus der Regierung zu scheiden, eine Unmöglichkeit sei, sich dann derselben Regierung, noch dazu in einem Augenblicke als politisches Exekutivorgan hinzugeben, in welchem sich die eigene Partei zu einem ernsten Kampfe mit dieser Regierung rüstet. Mag sein, daß ich dabei mehr die Erhaltung der Integrität des politischen Charakters eines liebgewordenen Freundes als das Parteiinteresse vor Augen hatte, obwohl es mir auch nicht einleuchten will, wieso es für die Partei zweckmäßig sei, die Position des Grafen Taaffe heute dadurch zu festigen, daß sie sich von ihm Sand in die Augen streuen läßt. Graf Taaffe wird sich hüten, Dir schriftliche Garantie

zu bieten, und wenn auch, so wird er es mit seinen Zusicherungen einem untergebenen Statthalter gegenüber sicherlich nicht genauer nehmen, als er es gegenüber einem einstigen Kollegen tat .... Ich finde es ganz natürlich, daß Du die Ansicht der von Dir genannten politischen Autoritäten entscheiden läßt, und wünsche nur, daß sie sich als richtig erweist. Wie die Sache immer ausgeht, an mir wirst Du einen stets treuen Freund besitzen, der Deine Handlung gewiß nie schmähen wird — von der Partei kannst Du aber eventuell auf letzteres gefaßt sein." Korb nahm darauf den Statthalterposten an und bekleidete ihn bis zu seinem nicht lange darauf erfolgten Tode.

Der unbeugsame Gradsinn Horsts wurde ihm bei Hofe bitter verargt und dies umsomehr, als man von ihm als General Geschmeidigkeit in politischen Dingen erwartete. Daß er diesmal so wenig mit der Sprache des Freimutes zurückhielt wie zur Zeit seiner Reise nach Süddeutschland, erregte tiefste Unzufriedenheit; er ist aber in dem zweiten Falle ebenso im Recht geblieben wie im ersten, da die Rechnung auf die staatserhaltenden Absichten und Kräfte der nichtdeutschen Völkerschaften zuerst in Österreich und später auch in Ungarn fehlschlug. Die Folgen seines Handelns blieben ihm nicht erspart; unmittelbar nach seinem Austritt aus dem Ministerium wurde auch der militärischen Laufbahn des erst 50 Jahre alten Generals ein Ende gemacht und seine Versetzung in den dauernden Ruhestand verfügt. Offenbar war der Staat so reich an organisatorischen Talenten, daß man auf seine bewährte Kraft leichten Herzens verzichten konnte.

Doch auch damit waren seine Gegner noch nicht befriedigt. Unmittelbar nach seinem Rücktritte erschien bei ihm ein Abgesandter des Kaisers, um ihm den maßgebenden Wunsch auszusprechen, er solle das von ihm bekleidete Mandat zum Abgeordnetenhause niederlegen. Horst war 1873 bis 1879 Vertreter des oberösterreichischen Großgrundbesitzes gewesen und bekleidete in dem 1879 gewählten Parlament das Mandat der Landgemeinden von Radautz—Suczawa in der Bukowina. Die Antwort auf dieses Ansinnen richtete er am 12. Juli 1880 an den Grafen Taaffe, den er aufgesucht, aber nicht angetroffen hatte, weshalb er ihm folgendes schrieb: „Zunächst wollte ich Eure Exzellenz in Kenntnis setzen, daß ich dem mir durch .... bekanntgegebenen Wunsche Seiner Majestät unbedingt Folge leisten und mein Mandat als Reichsratsabgeordneter niederlegen werde — was inzwischen auch schon geschehen ist. Offenbar habe ich durch dieses bereitwillig realisierte Entgegenkommen nicht nur dem Wunsche Seiner Majestät, sondern auch jenem Eurer Exzellenz und vielleicht der Regierung in ihrer Gesamtheit entsprochen, wenn mir auch das Verlangen nicht ganz erklärlich war, weil ich — vielleicht etwas unbescheiden — glaubte, auch als einfacher Abgeordneter auf dem Gebiete meines früheren Ressorts nützlich sein zu können, was indirekt sogar der Regierung zustatten gekommen wäre. Der letzteren hätte ich als früherer Kollege, schon aus Anstandsrücksichten, gewiß keine *aggressive* Opposition gemacht. Es liegt übrigens nicht an mir, die Nützlichkeit oder Schädlichkeit meiner Entfernung aus dem Parlamente

zu beurteilen — genug, ich habe das von mir begehrte Opfer gebracht, obwohl dasselbe für mich gleichbedeutend ist mit der Verzichtleistung auf jede öffentliche Tätigkeit für die Dauer der Amtswirksamkeit des jetzigen Ministeriums . . . .; ich pflege jedoch mit meinem Allergnädigsten Kaiser und Herrn nicht um Opfer zu feilschen, wenn es sich um etwas anderes, als um die Preisgebung meiner gewissenhaften Überzeugung handelt."

Die Lösung des Verhältnisses Horsts zu Taaffe fand noch ein Nachspiel, das, trotz des unbedeutenden Anlasses, für beide Männer überaus bezeichnend ist. Horst förderte die Gründung eines Zweigvereines des „Roten Kreuzes" in Österreich nach Kräften; als ein namhafter Wiener Buchhändler eine Spende zu diesem Zwecke in Aussicht stellte, fragte er noch als Minister den Präsidenten des Kabinetts, ob er sie annehmen und dabei dem Geber einen Orden in Aussicht stellen könne; da der Unterrichtsminister die Würdigkeit des Buchhändlers bestätigte und auch der Erzbischof von Wien für ihn einstand, sagte Graf Taaffe zu. In einem Abschiedsbriefe erinnerte Horst den Ministerpräsidenten an die Sache und bat ihn, die Angelegenheit zum gewünschten Abschlusse zu bringen. Taaffe sagte zu, ließ aber ein Jahr verstreichen, ohne etwas zu veranlassen. Da Horst nun einmal ein Versprechen gegeben hatte, war er durch dieses Säumen peinlich berührt, er erinnerte Taaffe nachdrücklich an den Sachverhalt und fuhr dann fort: „In solchen Dingen nicht nur korrekt, sondern auch sehr diffizil, betrachte ich die endliche befriedigende Austragung dieser Angelegenheit als eine ernste Ehrensache, und ich glaube wohl nicht, daß Eure Exzellenz irgendein Interesse daran haben könnten, mich — noch dazu aus einer Zeit, in der ich ein Bestandteil der Ihren Namen tragenden Regierung bildete — sowie den gleichfalls engagiert gewesenen, leider jetzt im Grabe ruhenden Kardinal Kutschker zu kompromittieren. Ich wiederhole deshalb nochmals meine Bitte und gebe Eurer Exzellenz gleichzeitig die beruhigende Versicherung, daß ich Ihnen in diesem Leben gewiß nie mehr mit irgendeinem Anliegen, sei es in bezug auf meine Person, meine Wirksamkeit oder zu gunsten Dritter zur Last fallen werde."

Horst war, da er solchergestalt als „politischer General" beiseite geschoben wurde, noch unverbraucht, voll rüstiger Arbeitslust. Die Abnützung von Kräften ist nirgends so groß wie in Österreich: der häufige Wechsel von Systemen wirkt schlimmer als die größte denkbare Unsicherheit schwankender Parlamentsmehrheiten. Nach seinem Rücktritt übersiedelte er mit seiner Familie nach Graz und hier wendete er sein Interesse noch mehr als früher den Bestrebungen des „Roten Kreuzes" zu; er wurde Obmann und Referent des Spitalskomitees von dessen Landesverein in Steiermark, eine Stellung, der er sich mit größtem Eifer widmete. Er war nicht bloß der eigentliche Organisator des Vereinsnetzes in dieser Provinz, sondern studierte auch eifrig die Fragen, die mit der Pflege der Verwundeten im Kriege zusammenhängen. Er tat alles, um die Privattätigkeit für den Ernstfall heranzuziehen, und veröffentlichte darüber zwei kleine Schriften: „Die Aufgaben der Bevölkerung in Beziehung auf das Sanitätswesen im Kriege und das Kranken-

zerstreuungssystem" (Graz, 1891), und „Das Schlachtfeld der Zukunft" (Wien, 1892, Separatabdruck aus der „Neuen Freien Presse"). Die elektrische Beleuchtung der Schlachtfelder zum Zwecke des Absuchens nach Verwundeten, der rasche Transport der letzteren vom Kriegsschauplatz, die Lebensversicherung der Offiziere und Soldaten bei Assekuranzgesellschaften und alle anderen einschlägigen Fragen beschäftigten ihn lebhaft und es gelang ihm, durchzusetzen, daß die österreichischen Assekuranzgesellschaften die bisher ausgeschlossene Kriegsversicherung in den Kreis ihrer Geschäfte einbezogen; dies geschah, nachdem Horst das Kriegsministerium durch wiederholte Betreibung vermocht hatte, die Sache zu fördern.

Die öffentlichen Angelegenheiten verfolgte er von seinem Ruheposten in Graz mit lebhaftem, brennendem Interesse. Er beklagte es tief, daß Taaffe, um die deutsche Verfassungspartei niederzuwerfen, mit der Slawisierung des Staates unaufhaltsam weiterging. Als die Deutschen infolgedessen das Lager der gemäßigten, in erster Linie österreichisch fühlenden Verfassungspartei verließen und sich in streng nationale Gruppen sonderten und gliederten, sah er seine Befürchtungen und Warnungen erfüllt; in seinen Briefen an seine politischen Freunde kehrt wiederholt der Vorwurf wieder, die Regierung, die solches hervorgerufen und verschuldet habe, versündige sich schwer an Staat und Dynastie. „Kürzlich hörte ich," schrieb er im Jänner 1881 an einen früheren Ministerkollegen, „daß Taaffes Stern zwar sehr im Sinken sei, die hochgradige Abneigung gegen die Verfassungspartei und das süße Rachegefühl aber noch unverändert fortbestehe! Nun, ich wünsche nur von ganzer Seele, daß die Monarchie nicht zu grunde gerächt werde!" Seine Freunde hätten gewünscht, ihn wieder in das Parlament zu bringen, und einer der Führer der Partei wollte ihn bestimmen, bei den Wahlen von 1885 ein Mandat anzunehmen; man beabsichtigte, ihn in der inneren Stadt Wien als Kandidaten aufzustellen, ein Wahlkreis, von dem gleichzeitig auch Herbst ein Mandat erhielt. Horst lehnte aber am 31. Mai mit folgender Begründung ab:

„Wie Du weißt, habe ich bei meinem Rücktritte vom Ministerposten das Abgeordnetenmandat auf Wunsch des Kaisers niedergelegt, weil Allerhöchstderselbe (wie mir der mit der Mission an mich betraut gewesene .... mitteilte) der Ansicht war, daß es für unsere österreichischen Verhältnisse nicht zulässig erscheine, daß jemand, schon gar ein Militär, von der Ministerbank in die Opposition gegen dasjenige Ministerium übertrete, dem er doch einige Zeit hindurch selbst angehört habe ... Strenge genommen habe ich dem Kaiser zugesagt, kein Mandat in dem Reichsrat auszuüben, so lange das Ministerium Taaffe im Amte ist, und ich halte an dieser Deutung fest, wenngleich das Ministerium Taaffe seither wiederholte Wandlungen durchgemacht und eine ganze Wahlperiode verstrichen ist, denn ich bin der Ansicht, daß man in einer Ehrensache nicht gewissenhaft genug sein kann — der Kaiser soll auch nicht einen Augenblick an meiner Anständigkeit zweifeln können!

Ich bin überzeugt, Du teilst in dieser Beziehung meine Ansicht. Sage also gütigst denjenigen, die ihr Augenmerk auf mich gerichtet haben, daß ich mich durch

ein Mandat der Residenzstadt außerordentlich geehrt fühlen würde, ein solches aber leider nicht annehmen könnte; ich danke innigst schon dafür allein, daß man sich in Wien noch meiner erinnert und freue mich tief gerührt des Umstandes, nicht schon zu den politisch völlig Toten geworfen zu sein. Dir danke ich auch von ganzem Herzen für die freundliche Vermittlung in dieser Angelegenheit; wie gerne würde ich in dem schweren Kampfe Dir zur Seite stehen!"

So weit der Brief Horsts, bei dessen Lesung sich von selbst der Gedanke aufdrängt, wie merkwürdig es war, daß man den größten Wert darauf legte, einen vom Scheitel bis zur Zehe kaisertreuen Mann vom Parlament auszuschließen.

Nach elfjährigem Kampfe zwischen der Regierung und den Deutschen trat eine Ruhepause ein. Der Kaiser wünschte 1889, Taaffe solle den Deutschen entgegenkommen und dieser bahnte, wie wir heute wissen, wider seine innerste Absicht die deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen an; es schien, als ob es zur Bildung eines Koalitionsministeriums unter dem Vorsitze Taaffes kommen werde. Horsts Eindrücke spiegeln sich in einem Briefe vom 23. Juni 1891 wider: „Zu der Wendung, die sich kürzlich in unserer inneren Politik durch Taaffes Erklärung ergeben hat, gratuliere ich bestens, doch kann ich mich ihrer nicht ganz vom Herzen freuen, weil ich an die Aufrichtigkeit nicht zu glauben vermag. Diese Kapitulation vor der Linken, besser gesagt: vor den Deutschösterreichern, ist eine große Genugtuung, die auch mir persönlich zu teil geworden ist, allein die Schwenkung ist und bleibt eine durch die Verhältnisse erzwungene .... für mich persönlich hat die eingetretene Wandlung das Gute, daß ich mich nun als von jeder moralischen Verpflichtung, mich einer öffentlichen politischen Tätigkeit (die nur eine oppositionelle hätte sein können) zu enthalten für enthoben ansehen kann."

Später gestalteten sich die Dinge trüber und die schlimmsten Erwartungen trafen ein, als das Ministerium Badeni, auf den Bahnen Taaffes weiterschreitend, die Sprachenverordnung von 1897 herausgab, worauf sich die langverhaltene Erbitterung der Deutschen in ihrer Obstruktion entlud. Horst war bei seinem staatlich-konservativen Sinn tief dadurch bekümmert, daß die großen Straßenunruhen im Oktober 1897 notwendig waren, um den Sturz Badenis herbeizuführen. Was darauf seiner Ansicht nach zu geschehen hatte, sprach er in einem Briefe vom 31. Dezember 1897 aus: „Es gibt im Interesse des Gesamtstaates und der Dynastie nur ein Mittel und das ist: Versöhnung der Deutschen, Niederwerfung jedes anderen Widerstandes! Das letztere ist nicht leicht und bedarf einer wirklich eisernen, rücksichtslosen Hand (von besserem Material als jene Badenis), aber dieser Kampf ist das geringere Übel und hat Aussicht auf Erfolg. Die Deutschen sind nicht mehr zu besiegen und die fortgesetzte Erbitterung derselben führt ins Verderben, woran auch ein Experiment mit dem Absolutismus nichts ändern wird. Das ist meine vollste Überzeugung, die ich umsomehr aussprechen kann und darf, weil ich im Jahre 1880 vor dem damals betretenen falschen Wege mit dem größten Ernste warnte und, trotz meiner Eigenschaft als gehorsamer

General, durch die Niederlegung meines Portefeuilles lieber den Unmut meines Kaisers erregte, als die Verantwortung auf mich zu nehmen, weiter mitzutun."

Zum Glück war nicht, wie Horst annahm, eine „eiserne rücksichtslose Hand" notwendig, um Ordnung zu machen; die klug hinhaltende Politik, die das Kabinett Koerber befolgte, reichte aus, um den ärgsten Verwirrungen diesseits der Leitha zu steuern. Seine Ansichten über die Sachlage faßte Horst am 25. März 1898 in folgenden Sätzen zusammen: „Mein Urteil hinsichtlich der Unklugheit der inneren Politik beschränkt sich nicht auf die österreichische Reichshälfte, sondern ich muß dasselbe leider auch auf die Staatsmänner Ungarns der letzten beiden Dezennien ausdehnen, die dem verzweifelten Kampfe der Deutschen Österreichs teilnahmslos zusahen, die Dinge bis dahin gelangen ließen, wo sie sich heute befinden .... Ungarns Staatsmänner vergessen auf den Grundgedanken Deáks beim Ausgleich und entfremdeten ihrem Staatsgebilde die Deutschen Österreichs, ihre früheren Alliierten; sie trugen mit dazu bei, daß die Deutschen immer mehr in das nationale Fahrwasser gerieten und in ihrer Bedrängnis nach der anderen Richtung auszulugen begannen. Die Kornblume hätte nie ihren heutigen Wert bekommen, wenn der Boden zu ihrem Gedeihen nicht von österreichischen und ungarischen Staatsmännern in der fixen, unglücklichen Idee: „man müsse den Deutschen zeigen, daß man auch ohne sie regieren könne," so ausgezeichnet präpariert worden wäre. Diese Staatsmänner sind es, denen man seit nahezu zwanzig Jahren mit Recht sagen konnte: vous travaillez pour le roi de Prusse, nicht den Schönerers, Wolfs und Konsorten, die unter anderen Umständen niemals an die Oberfläche gekommen wären."

Schmerzlich lastete auf ihm der Anblick des Niederganges des Staates, an dem er mit allen Fibern hing; dazu wurde er auch von schwerem häuslichen Unglück niedergedrückt. Als 22jähriger Oberleutnant hatte er ein geliebtes Mädchen, Ferdinande Walbaum, heimgeführt, eine junge Weimarerin, die er bei ihren Verwandten in Siebenbürgen kennen gelernt hatte. Innig hingen die Gatten aneinander und empfanden es schmerzlich, als sie während der Abwesenheit Horsts in den Donaufürstentümern zwei lange Jahre getrennt bleiben mußten. Dieser glücklichen Ehe entsprangen drei Mädchen; die Eltern hatten den Schmerz, zuerst ihre älteste, dann 1880 die zweite, verheiratete Tochter ins Grab sinken zu sehen; zwei Jahre darauf, am selben Tage, fast in demselben Augenblicke wie die junge Gattin, starb ihr Schwiegersohn, später, 1896, die einzige Enkelin. Noch erlebte die dahinsiechende Gattin 1902 die goldene Hochzeit, um kaum zwei Monate später mit dem Tode abzugehen. Als Trost seines Alters blieb ihm seine jüngste Tochter Julie; sie stand ihm als treueste und hingebendste Pflegerin zur Seite, als sich bei ihm die Gebrechen des Alters einstellten, als er an einem Auge erblindete und auf ein schweres Krankenlager geworfen wurde. Ihre Liebe und Hingebung half ihm seine Schmerzen tragen.

Er war bereits schwer leidend, als er sich durch seine Vaterlandsliebe bestimmt fühlte, nach langem Schweigen doch noch einmal vor die Öffentlichkeit zu treten.

Veranlassung dazu waren die Wirren in Ungarn. Hier wurden, als Österreich durch seine innere Zerrüttung immer mehr geschwächt ward, alle Wünsche zur vollen Selbständigkeit losgekettet. Die Forderung nach einem besonderen Zollgebiet wurde laut, gleichzeitig die nach einer nationalen, der königlichen Gewalt entzogenen Armee. In willkürlicher Auslegung der Gesetze von 1867 wurde behauptet, der Herrscher habe durch den Ausgleich grundsätzlich die Zustimmung zur allmählichen Heranbildung eines selbständigen ungarischen Heeres gegeben. Von den Männern, die an jenen Gesetzen mitgewirkt hatten, waren nahezu alle tot, Deák und Andrassy sowohl wie diesseits die Kriegsminister John und Kuhn. Es lebten von den mithandelnden Personen nur mehr der Kaiser selbst und Horst, der, wenn auch in einer dem Range nach geringeren Stellung, doch als Mitarbeiter an der Heeresorganisation vollen Einblick in die Entstehung des militärischen Teiles des Ausgleichs besaß. Deshalb griff Horst zur Feder und stellte in drei in der „Neuen Freien Presse" eingerückten Aufsätzen (18. August, 8. und 19. September 1903) aus seiner Erinnerung, wie aus den Dokumenten der Zeit fest, daß 1867 auch bei den ungarischen Unterhändlern des Ausgleiches, in erster Linie bei Deák und Andrassy, nicht die Absicht bestanden habe, an der Kommandogewalt der Krone über die Armee zu rütteln und die Einheit der gemeinsamen Armee in Frage zu stellen. Dasjenige, was er als eigenes Erlebnis darlegte und das, was er aus den Reden Deáks und Andrassys anführte, war so beweiskräftig, daß, soweit es sich um den geschichtlichen Sachverhalt handelt, die Erörterung damit abgeschlossen erscheint.

Die Wirkung dieser Arbeit aus der Feder des berufensten Mannes rief in Österreich einen tiefen Eindruck hervor; mochten auch ungarische Redner und Zeitungen mit Schmähungen antworten, so wurde dadurch ihre Beweiskraft nicht erschüttert. Für Horst aber hatte dieses letzte Hervortreten eine besondere Folge. Dreiundzwanzig Jahre der Zurücksetzung lagen hinter ihm; er war das einzige Mitglied des Kabinetts Auersperg, dem nicht die Berufung ins Herrenhaus zu teil geworden war. Jene Aufsätze aber erinnerten daran, welche Dienste er geleistet hatte und wie warm sein Herz noch immer für die Einheit des Reiches schlug, für die er seine Person und seine Stellung eingesetzt hatte. Ganz unerwartet traf ihn zwei Tage nach der Veröffentlichung des ersten jener Aufsätze ein Telegramm des Generaladjutanten des Kaisers des Inhalts: „Seine Majestät danken allergnädigst Eurer Exzellenz für Ihr mannhaftes Eintreten zur rechten Zeit mit dem huldvollen Wunsche für Hochdero bestes Wohlergehen." Wenige Tage darauf teilte ihm der Ministerpräsident Koerber unter lebhafter Anerkennung des Wertes seiner Ausführungen mit, der Kaiser habe auch ihm gegenüber seine Befriedigung über sein Auftreten ausgesprochen. Es ist für Horst bezeichnend, daß er von dieser späten Wiederkehr kaiserlicher Huld nichts in der Öffentlichkeit verlauten ließ; er hegte die Besorgnis, dieser Umstand könne, inmitten der Erregung der Geister in Ungarn, neuen Anlaß zu Angriffen auf den Träger der Krone geben; ehe er seinem Kaiser das kleinste Ungemach bereitete, wollte er lieber im Dunkel der über ihn verhängten

Vergessenheit weiterleben. In seiner Antwort an Koerber legte er seine Ansichten über die Armeefrage kernhaft dar, traurig aber sah er in die Zukunft und auch die tröstenden, auf den hoffentlichen Sieg des gesunden Menschenverstandes verweisenden Worte, die der Generaladjutant des Kaisers ihm schrieb, werden ihn schwerlich aufgerichtet haben. „Die Notwendigkeit wird menschlich sein", bemerkte dieser letztere mit einem Zitat aus „Don Carlos" — es ist aber bis heute mehr als zweifelhaft geblieben, ob die Erkenntnis dieser Notwendigkeit sich in Ungarn so bald Bahn brechen wird. So war das Eis gebrochen und nun konnte Ministerpräsident Koerber, der nach langer Pause wieder die Grundsätze zur Geltung brachte, für die Horst gestritten und gelitten hatte, auch eine letzte Ehrung für ihn, erwirken; im Herbst 1903 erfolgte seine Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses. Horst war aber damals bereits so schwer krank, daß seine Umgebung, trotz der Freude über diese Auszeichnung, vor allem die Furcht hegte, er werde, von seinem Pflichtgefühl getrieben, die Reise nach Wien versuchen, um einer Sitzung der ersten Kammer beizuwohnen. Dazu kam es aber nicht mehr, und somit auch nicht zu einer Dankaudienz beim Kaiser. Nach langem Leiden, das er mit Ergebung trug, verschied er am 6. Februar 1904.

Horst war durch sein Geschick in den Prozeß der Umwandlung Österreichs zu einem nichtdeutschen Staatswesen hineingestellt, den er als Patriot wie als Deutscher für verderblich ansah; er teilte damit das Los einer an Begabung reichen Generation, die mitansehen mußte, wie das Mittelmaß an Talent und Charakter zu Ämtern und Ehren berufen wurde. Das empfand er jedoch mehr als öffentliches denn als persönliches Unglück; er blieb derselbe in seiner Schlichtheit und Biederkeit und nie war an ihm Verbitterung über seine Zurücksetzung wahrzunehmen. Als er 1880 nach Jahren der Arbeit und Aufregung vom Amte zurücktrat, empfand er dies zunächst wie eine Erleichterung von schwerer Bürde. Wohl hielt er gleich seinen Gesinnungsgenossen das System Taaffe anfangs nur für eine Episode, aber die Rückkehr zur Macht hätte für ihn persönlich keinen Reiz gehabt; nur das bedauerte er im Interesse seines Vaterlandes, daß seine, wie die Kraft manches anderen tüchtigen Mannes lahmgelegt war. Aber mit gutem Humor kam er auch darüber hinweg, so daß das natürliche Gleichmaß seiner liebenswürdigen Natur dadurch nie gestört war. Mit dieser Milde seines Wesens war aber tiefer Ernst und, wie seine ganze öffentliche Tätigkeit beweist, unerschütterliche Festigkeit gepaart, wenn seine Grundsätze und sein vaterländischer Sinn den Einsatz seiner Persönlichkeit forderten. So zeigt sein Leben das Bild einer männlich klaren, ebenmäßigen, in Glück und Leid ausgeglichenen Natur.

Erkenntnis und Irrtum.

Von Wilhelm Ostwald (Leipzig).

Wie viel man an unserer hastigen und nervösen Zeit auch tadeln mag: einen Vorzug besitzt sie früheren Epochen gegenüber. Wir dürfen es heutzutage häufiger und häufiger erleben, daß ein Geistesführer, der im Widerspruche mit der Tagesmeinung sein Feld treu und gewissenhaft bestellt hat, noch bei Lebzeiten seine Saat aufgehen sieht, daß er nicht mehr selbst unter der Erde zu liegen braucht, bevor die Früchte seines Tuns an das Licht kommen. Wir kennen die Tragödie von der zeitlichen Verschiebung zwischen dem Denken des Einzelnen und dem der Gesamtheit aus hundertfältiger trauriger Erfahrung; die Geschichte ist voll von Beispielen, wo diese Zeitdifferenz weit über die Spanne des Einzellebens reichte. Heute ist es nicht mehr ganz so schlimm; selbst Gedanken, die bei ihrem Erscheinen nicht einmal die Entrüstung der maßgebenden Persönlichkeiten hervorriefen, sondern einfach stillschweigend als absurd beiseite getan wurden, können sich in wenigen Dezennien zur Geltung bringen, vorausgesetzt, daß sie darnach sind. Die allgemeine psychische Reaktionsgeschwindigkeit der Masse, wie klein sie auch noch sein mag, hat sich merklich vergrößert.

Ernst Mach gehört zu den Männern, deren heterodoxe Lehren kaum jemals einer Widerlegung gewürdigt wurden, als sie sich noch im Gegensatze zu der Tagesmeinung befanden. Ohne irgend welchen sichtbaren Kampf und ohne lauttönende Propaganda haben sie sich vermöge ihrer eigenen Lebensfähigkeit verbreitet, haben sich mit anderen Gedankenreihen unabhängiger Forscher vereinigt und sind heute ein wesentlicher, ja entscheidender Faktor in der philosophischen Wendung geworden, durch welche sich die gegenwärtige Naturwissenschaft so auffallend von der vor einem Dezennium unterscheidet. Wie vor hundert Jahren beginnt heutzutage wieder eine Periode der Naturphilosophie, aber wie fundamental verschieden sind die heutigen führenden Gedanken von denen vom Anfange des XIX. Jahrhunderts! Handelte es sich damals um den Jünglingsrausch, in welchem die ihrer Kräfte erst eben gewahr gewordene Naturwissenschaft sich mit Ikarusflügeln in das Vakuum des Absoluten hinaufzuschwingen versuchte, um hernach mit gebrochenen Gliedern die nüchterne Erkenntnis zu erleben, daß man eben im Vakuum nicht fliegen kann, so bemühen wir uns jetzt, als praktische Männer auf dem Boden der Erfahrung zu bleiben und den Fuß nur in die Luft zu heben, um ihn etwas weiter desto sicherer auf den Erfahrungsboden wieder niederzusetzen. Gab damals die Poesie das Leitmotiv für das naturphilosophische Denken und Fühlen ab, so suchen wir jetzt in der durch den harten Daseinskampf geklärten und von unzweckmäßigen Bestandteilen befreiten Technik die gedanklichen Zusammenhänge auf, durch welche in der Wissenschaft das Ideal der Denkökonomie verwirklicht wird.

Daß es gegenwärtig so ist, daß man die neue philosophische Welle in den exakten Wissenschaften sich erheben sieht, ohne Sorge zu haben, daß sie sich überschlagen und wie vor hundert Jahren das Schifflein der Forschung in einem Schwalle von Worten ersäufen wird, verdanken wir zu einem nicht geringen Teile dem Manne, dessen Name oben genannt worden ist. Als Forscher und Lehrer der Physik mit den Bedingungen des Lebens und Gedeihens der Wissenschaft vertraut, durch frühzeitige Neigung mit psychologischen und biologischen Gedanken bekannt, hat Mach zunächst in sich selbst eine Synthese der Naturwissenschaften vollzogen, zu einer Zeit, wo ein Ausweichen aus der engen Bahn der Fachwissenschaft einem Verzicht auf die Beachtung als ernster Forscher gleichkam. In einer nicht großen Anzahl äußerlich anspruchsloser Schriften hat er praktisch gezeigt, wie man sich dem Ideal der unbefangenen und hypothesenfreien Naturbetrachtung anzunähern hat, und hat eine Fülle von stillen Anregungen und Aufklärungen verbreitet. Es ist erstaunlich, wie modern uns heute jene alten Schriften anmuten, und es bedarf einiger Fähigkeit der historischen Abstraktion, um sich vorzustellen, wie ungewohnt sie in der Zeit waren, in der sie erschienen. Nur wir etwas älteren Arbeitsgenossen, denen Mach den gleichen Dienst erwiesen hat, welchen Kant an Hume preist, daß er uns nämlich aus dem dogmatischen Schlummer geweckt hat, wir wissen genau, welche entschiedende Wendung in unserem geistigen Leben wir diesen stillen Helfern verdanken; wir wissen, wie sich die dort ausgesprochenen Ideen in unserem Denken so ansiedelten und entwickelten, daß sie uns nach einiger Zeit wie organische Bestandteile unseres eigenen Geistes vorkamen. Natürlich nahmen sie einige Eigentümlichkeiten des neuen Bodens an, auf dem sie sich entwickelten, und wenn jetzt der Schöpfer dieser Ideen seine eigenen Kinder oder Enkel kaum wiedererkennen mag, so ist das schließlich nur ein Beweis für deren ungestüme Lebenskraft. Aber unsere jüngeren Mitarbeiter haben das Glück, sich bereits bei der Bildung ihrer wissenschaftlichen Begriffe des kritischen Lichtes zu erfreuen, welches Mach über diese ergossen hat und sich von den zahllosen Scheinproblemen fernzuhalten, deren Entstehung und Wesen er uns deutlich gemacht hat.

So sind es große Erwartungen, mit denen man den vorliegenden Band* zur Hand nehmen wird, zumal es schon seit längerer Zeit bekannt war, daß der greise Forscher trotz körperlicher Leiden dieses Werk mit Eifer förderte. Diese Erwartungen werden auch nicht enttäuscht; als reife Frucht gesammelten Nachdenkens und umfassender Kenntnis treten uns hier die Betrachtungen über die Bedingungen und Entwicklungswege der Wissenschaft entgegen. Zwar wird dem Kenner von Machs anderen Schriften das Buch nicht eben Überraschendes bringen; aber als zusammenfassende Übersicht seiner verstreuten Darlegungen über die psychologische Seite der Forschung wird man es besonders dankbar lesen. Auch eignet es sich bei seinem verhältnismäßig elementaren Charakter sehr gut zu einer allgemeinen Einführung

* „Erkenntnis und Irrtum." Skizzen zur Psychologie der Forschung. Von E. Mach, emer. Professor an der Universität Wien. Leipzig, T. A. Barth, 1905.

in Machs Gedankenkreis und wird hernach das Studium seiner Wärmelehre und Mechanik dem strebsamen Jünger sehr erleichtern.*

Die Darstellung ist, wie der Untertitel angibt, keine systematische, sondern erscheint als eine Sammlung einzelner Betrachtungen und Aufsätze, wie denn auch mehrere der hier mitgeteilten Kapitel früher in gleicher oder ähnlicher Form bereits an anderer Stelle erschienen sind. [illegible]

[illegible]

maßen gesammelt und zusammengestellt ist, eine systematische Ordnung einerseits die Anwendung erleichtern, anderseits vorhandene Lücken aufdecken könnte. Aber hier kommt hinzu, daß Mach von der Möglichkeit, Forscher zu erziehen, nicht sehr viel hält. Er erklärt ausdrücklich (Seite 298): „Die Schematisierung der ausgeführten Erkenntnisschritte mag ja die weitere Forschung einigermaßen fördern, bei Wiederholung derselben Situationen. Von einer ausgiebig wirksamen Anweisung zur Forschung nach Formeln kann aber nicht die Rede sein.“ Tritt nicht doch hier vielleicht der Umstand zutage, daß äußere und vielleicht auch innere Umstände den verehrten Forscher verhindert haben, an einem reichlichen Schülermaterial, das zu weiterer Entwicklung bereit war und Zeit hatte, die Technik des Forschungsunterrichts vielseitig zu erproben? Hierüber wird einiges alsbald zu sagen sein.

Daß doch zuzeiten ein etwas größeres Zutrauen zum Wert der Methode in den Vordergrund tritt, ergibt sich aus den Schlußbetrachtungen, Seite 454: „Die Wissenschaft ist anscheinend als der überflüssigste Seitenzweig aus der biologischen und kulturellen Entwicklung hervorgewachsen. Wir können aber heute nicht mehr zweifeln, daß dieselbe sich zum biologisch und kulturell förderlichsten Faktor entwickelt hat. Sie hat die Aufgabe übernommen, an die Stelle der tastenden unbewußten Anpassung die raschere, klar bewußte, methodische zu setzen.“ Warum sollte sich denn nicht das gleiche wissenschaftliche Verfahren auf die Methode der Wissenschaft selbst anwenden lassen? Natürlich ist die Methode nur einer der vielen Faktoren, welche für die wissenschaftliche Arbeit erforderlich sind. Aber das Produkt wird größer durch Vergrößerung jedes vorhandenen Faktors. Seite 220 wird mit warmen Worten die Freude geschildert, welche sich aus dem unmittelbaren Studium der grundlegenden Arbeiten ergibt. „Der Verkehr mit den Klassikern der Periode des Wiederauflebens der Naturforschung gewährt eben dadurch einen so unvergleichlichen Genuß und eine so ausgiebige, nachhaltige, unersetzliche Belehrung, daß diese großen naiven Menschen ohne jede zunftmäßige Geheimtuerei in der liebenswürdigen Freude des Suchens und Findens alles mitteilen, was und wie es ihnen klar geworden ist. So lernen wir bei Kopernikus, Stevin, Galilei, Gilbert, Kepler die Leitmotive der Forschung ohne allen Pomp an Beispielen der größten Forschungserfolge kennen. Die Methoden des physischen und Gedankenexperiments, die Analogie, das Prinzip der Simplizität und Kontinuität u. s. w. werden uns in der einfachsten Weise vertraut.“ Es ist bemerkenswert, daß in dieser Reihe der zeitlich doch nicht so weit entfernte und sachlich ganz dazugehörige Newton nicht genannt wird. Auf ihn ließen sich diese Worte auch nicht anwenden, denn bei diesem Klassiker der Naturforschung werden, am meisten in seinem Hauptwerke, gerade die Wege der Forschung und die Wellen des Suchens und Findens dem Leser durchaus vorenthalten. Im Gegenteil, es wird das Ergebnis der Forschung in möglichst abstrakter Gestalt, im sichtlichen Anschlusse an das Euklidische Vorbild in Gestalt eines gerundeten Lehrgebäudes dargestellt und Aufklärungen über die Technik des Forschens und Entdeckens lassen sich diesem in mehrfachem Sinne klassischen Werke

nicht entnehmen. Dieser Unterschied liegt wohl in erster Linie im Temperament und Charakter der Forscher als Menschen. Man kann da neben dem „romantischen" Typus, auf den Machs oben wiedergegebene Schilderung paßt, einen „klassischen" Typus unterscheiden, bei welchem umgekehrt die Spuren der Arbeit nach Möglichkeit unterdrückt und verwischt werden. Von neueren Forschern entsprechen z. B. Gauß und Helmholtz diesem klassischen Typus, während Liebig eine wundervolle Verkörperung des romantischen ist. Doch es ist hier nicht der Raum, auf diese Personalpsychologie der Forscher näher einzugehen, so lehrreich und interessant auch dieses Kapitel neben der allgemeineren Forschungspsychologie werden könnte.

Mit großem Danke werden die Kapitel 21 und 22 (leider sind die Kapitel nicht mit Nummern versehen, obwohl Seite 301 das einundzwanzigste Kapitel mehrfach zitiert wird) gelesen werden, in denen mit überzeugenden Gründen die naturwissenschaftliche Begründung der Geometrie dargelegt wird. Frei von jeder Einseitigkeit wie überall zeigt hier Mach sowohl den erfahrungsmäßig gegebenen wie den willkürlich gestalteten Anteil der geometrischen Begriffsbildung auf. Das gleiche geschieht im Kapitel 19 mit der Zahl, die keineswegs nach dem Worte von Gauß, das eitdem zum Programm einer ganzen Schule geworden ist, als eine freie Schöpfung des menschlichen Geistes erscheint, sondern als reichlich durchsetzt mit erfahrungsmäßigen Elementen, deren große Häufigkeit und Allgemeinheit allerdings einerseits die Schwierigkeit bedingt, sie als solche zu erkennen, anderseits aber die außerordentlich weite Anwendung des daraus gebildeten Produkts, eben der Zahl, zur Folge hat.

Über Hypothesen wird in Kapitel 14 milder geurteilt, als man es sonst bei Mach gewohnt war, wenn auch gelegentlich die alte Stimmung durchbricht, wie Seite 104: „Man denke an die Lichtteilchen Newtons, an die Atome Demokrits und Daltons, an die Theorien der modernen Chemiker, an die Käfigmoleküle und gyrostatischen Systeme, endlich an die modernen Jonen und Elektronen. Die mannigfaltigen physikalischen Stoffhypothesen, die Descartesschen und Eulerschen Wirbel, die in den neueren elektromagnetischen Strömungs- und Wirbeltheorien wieder aufleben, die Sink- und Quellstellen, welche in die vierte Dimension des Raumes führen, die ultramundanen Körperchen, welche die Gravitation erzeugen u. s. w., mögen noch erwähnt werden. Ich denke, das ist ein achtunggebietender Hexensabbat von abenteuerlichen modernen Vorstellungen. Diese Ausgeburten der Phantasie kämpfen ums Dasein, indem sie sich gegenseitig zu überwuchern suchen." Leider wird der wesentliche Unterschied zwischen kontrollierbaren Extrapolationsannahmen (im weitesten Sinne) und Annahmen von unkontrollierbarer Beschaffenheit, die ich als Protothesen und Hypothesen zu unterscheiden vorgeschlagen habe, nicht betont, wenn auch die notwendige Vergänglichkeit der Hypothesen sachgemäß gekennzeichnet wird.

Die ganze Darstellung ist angenehm belebt durch Beispiele nicht nur aus der Geschichte der Wissenschaft, sondern auch aus den persönlichen und Familienerleb-

nissen des Verfassers, dem man für diese Einblicke in sein privates Seelenleben herzlich dankbar sein muß. Mit Dank soll auch die Bemerkung, Seite 81, bezüglich der Bestrebungen zur Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache erwähnt werden: „Sollte die Lösung dieser sprachtechnischen Aufgabe gelingen, so würde dies einen der wichtigsten Kulturfortschritte bedeuten."

Wiederholt wird der Gedanke erörtert, daß die funktionelle Abhängigkeit verschiedener Erscheinungen, d. h. Empfindungskomplexe, den einzigen Gegenstand der Forschung zu bilden habe, und daß bestimmte derartige Zusammenhänge das Konstanteste sind, was wir kennen und daher den Namen der Substanz verdienen. „Die Beständigkeit der Verbindungen der Reaktionen aber, welche die physikalischen Sätze darlegen, sind die höchste Substanzialität, welche die Forschung bisher enthüllen konnte, beständiger als alles, was man Substanz genannt hat." Sachlich wird man diesen Grundgedanken Machs sicherlich billigen, aber sprachlich macht es doch einige Schwierigkeit, ihn gerade so auszudrücken, wie es Mach hier vorschlägt. Von allen physischen Zusammenhängen, die wir kennen, ist der im Satze von der Erhaltung der Energie ausgedrückte sicherlich der allgemeinste, da wir überhaupt keinen Vorgang kennen, in welchem dieser Zusammenhang zwischen der verschwindenden und der neu auftretenden Energie nicht bestände. Aber den Satz von der Erhaltung der Energie eine Substanz zu nennen, geht doch nicht recht an, während es sprachlich und sachlich keine Schwierigkeit macht, der Energie selbst die Substanzialität zuzusprechen und damit nicht nur das Erhaltungsgesetz auszudrücken, sondern auch dessen Allgemeinheit und durchgreifende Beschaffenheit psychologisch wirksam zum Bewußtsein zu bringen. Auf derselben Seite, wo diese Bemerkung steht (Seite 134), befindet sich ein kleiner lapsus calami. Zeile 4 von oben muß es statt Chlor, Salzsäure heißen.

Ein sachliches Bedenken muß aber gegen das Seite 214, unten, aufgestellte Leitmotiv von der vereinigten Wirkung und Gegenwirkung ausgesprochen werden. „Wenn der Umstand A das Eintreten des Umstandes + B bedingt, so bedingt der Umstand + B das Eintreten von — A, des Gegenteils von A . . ." „Der Widerstand wird durch den Strom erwärmt, Erwärmung des Widerstandes schwächt den Strom." Dies letztere, von Mach selbst angeführte Beispiel zeigt, daß der Satz unzulänglich formuliert worden ist, denn die beschriebene Erscheinung tritt nur bei solchen Widerständen ein, deren Temperaturkoeffizient positiv ist, wie z. B. bei den Metallen. Widerstände mit negativem Temperaturkoeffizienten, wie z. B. Kohle und die meisten Elektrolyte, auch einige Metallegierungen werden auch durch den Strom erwärmt, sie werden aber im Gegenteile besser leitend, wenn sie erwärmt werden. Der Widerspruch dürfte sich dahin aufklären lassen, daß jener von Mach gemeinte Satz, der vielleicht anschaulicher der Satz von der Widersetzung zu nennen wäre, sich zunächst auf Gleichgewichtszustände bezieht, und zwar auf stabile. Damit ein stabiles Gleichgewicht im allgemeinsten Sinne besteht, müssen Ursachen vorhanden sein, welche etwaige Abweichungen von dem Stabilitätszustande ver-

hindern oder, wenn sie eingetreten sind, verbessern. Dies geschieht, wenn für jede Abweichung von der Gleichgewichtslage Umstände eintreten, welche entgegengesetzt der vorhandenen Abweichung wirken. Die Betrachtung einer schweren, an einem Seil aufgehängten Masse läßt alsbald den Sinn dieser Bedingung anschaulich werden. Man sieht, daß ein solcher Widerstand keine allgemeine Notwendigkeit ist, sondern zunächst nur Gleichgewichtszustände beschreibt. Dann aber gilt ein gleicher Satz auch für gewisse veränderliche Zustände, aber nicht für alle. Ich pflege für meinen Privatgebrauch seit langer Zeit normale Vorgänge von fieberhaften zu unterscheiden. Erstere sind solche, bei denen der Satz des Widerstandes zur Geltung kommt; es sind Vorgänge stationären Charakters, die sich selbsttätig innerhalb eines gewissen Gebietes erhalten. Die anderen sind Vorgänge, welche sich selbst übertreiben, bis sie zu einer unverhältnismäßigen Veränderung des Gebildes geführt haben. Der von Mach erwähnte Fall gibt Beispiele für beide Typen. Ein Leiter mit positivem Temperaturkoeffizienten wird sich bei Spannungsschwankungen stets so ändern, daß er die entsprechenden Stromschwankungen mehr oder weniger kompensiert, d. h. schwächt. Ein Leiter mit negativem Koeffizienten wird aber durch Schwankungen zugrunde gerichtet, weil er bei höherer Spannung nicht weniger, sondern mehr Strom aufnimmt.

Aber ich muß abbrechen. Die gedanklichen Anregungen, die man aus diesem Werke erhält, selbst in den wenigen Fällen, wo man widersprechen muß, sind so mannigfaltig und führen so weit, daß sie ihrerseits zu einem Buche auswachsen könnten. Wenn in dem Leser dieser Zeilen das Gefühl erweckt worden ist, daß er doch einmal selbst nachsehen möchte, was sich da über die Psychologie der Forschung gesagt findet, so ist alles erreicht, was mit dieser Anzeige bezweckt werden konnte. Eine eingehende „Würdigung" einer so großen und umfassenden Gedankenarbeit kann hier ebensowenig beabsichtigt sein, wie eine erschöpfende „Auseinandersetzung" bezüglich etwa abweichender Meinungen. Ist es doch das Leitmotiv der ganzen Lebensarbeit unseres verehrten Meisters, daß man über verwickelte und vielseitige Dinge ganz wohl in Treuen verschiedener Meinung sein kann, nicht nur zwischen Professoren, die ja berufsmäßig immer anderer Meinung sind, sondern sogar zwischen verschiedenen Perioden der eigenen Entwicklung. Und welche erfrischende und belebende Kraft eine solche Bereitwilligkeit des Geistes zu unaufhörlicher Entwicklung ausübt, macht er uns deutlich, wenn er uns Seite 181 unten beschreibt, wie er, auf den Gebrauch einer einzigen Hand angewiesen, unbewußt Erfindungen macht, die ihn von den Beschränkungen dieses Zustandes befreien.

Aquileja.

Von Karl Grafen Lanckorońsk i.*

I.

Die Küste des Adriatischen Meeres von den Ausläufern des Karstgebirges, bis wo der Apennin in der Gegend von Rimini an das Ufer herantritt, unterscheidet sich wesentlich von allen übrigen Küstengebieten italienischer Erde. Die zahlreichen, das ebene Hinterland in teilweise langsamem Gefälle durchziehenden und ihren unteren Lauf stets verändernden, zuletzt mannigfache Deltas bildenden Flüsse, der Isonzo, der Tagliamento, die Livenza, die Piave, die Brenta, die Etsch, der Reno, und vor allem der mächtigste von ihnen, der „König der Ströme", der Po, haben seit Jahrtausenden immer frisches Gerölle und frischen Sand angeschwemmt, und wie in Holland sind hier die Grenzen zwischen Wasser und Land unbeständig und schwankend. Fast auf dieser ganzen Strecke lagern langgezogene Inseln, Lidi genannt, vor ruhigen Wasserflächen, den Lagunen, und schützen sie gegen die, mehr als das eigentliche Mittelmeer der Ebbe und Flut unterworfene, wegen ihrer Stürme schon bei den Alten gefürchtete Adria. Auf mehr wie die Lidi landwärts gelegenen, fortwährenden Veränderungen ausgesetzten Inseln entstanden Ansiedlungen und große und kleine Gemeinwesen. Andere Städte, welche sich noch zur Römerzeit in geringer Entfernung von der Küste erhoben, sind nun von derselben durch große, sumpfige Strecken getrennt, und wie an manchen Gestaden der Nordsee die erobernde See schon wiederholt Wohlstand und Kultur vernichtet hat, findet man sie hier langsamer, aber nicht minder verderblich, durch das allmähliche Zurückweichen des Meeres in Frage gestellt.

Schwankend wie die Bodenverhältnisse waren viele Jahrhunderte hindurch auch die politischen Zustände dieses Niederlandes. Mit unsicheren Sprachgrenzen und einer heute von deutschen und slawischen Elementen vielfach durchsetzten Bevölkerung war es das Übergangsgebiet und Ausfallstor Italiens nach den nördlichen und östlichen Ländern Europas, wie seine Häfen Italiens Handel mit dem Orient vermittelten und jetzt noch vermitteln. Erst seit dem Falle der römischen Republik gelangten diese Gegenden zu erhöhter Bedeutung, und die Blütezeit ihrer beiden größten antiken Städte, Aquileja und Ravenna, beide nahe dem Meere, eine am Abhange des Karst, die andere nicht weit nördlich vom Abhange des Apennin gelegen, begann unter Augustus. Es war das Gebiet, wo die Römer ihre Streitkräfte sammelten, um die Alpenländer, die Donau- und Balkanländer zu erobern, und als einige Jahrhunderte später das Ausfallstor zu einem Einfallstor wurde, die erstarkten und durch die fortwährende Berührung mit den Römern teilweise nach Römerart organisierten Barbaren ihrerseits erobernd in Italien einbrachen,

* Exzellenz Graf Lanckorońsk hatte die Freundlichkeit, uns das Manuskript der Einleitung zu seinem in den nächsten Tagen erscheinenden monumentalen Werke „Der Dom von Aquileja" zum Abdrucke zu überlassen. Anmerkung der Redaktion.

setzten sie sich zuerst hier fest und gründeten auf den Trümmern der römischen Weltherrschaft ihre Reiche. Hier war der klassische Boden der Völkerwanderung, und die großen und schrecklichen Namen Odoaker, Theodorich und Attila, bleiben für immer mit Ravenna und Aquileja verknüpft.

Später dankte Venedig, das durch eben die Stürme der Völkerwanderung entstand, welche so viele Städte zerstörten, die eigenartigste und kostbarste Blüte dieses Niederlandes, seine Größe der Lage der Ostküste des Adriatischen Meeres gegenüber, und der hereinragende Orient hat nicht wenig dazu beigetragen, der Märchenstadt ihr Gepräge zu geben. Ungefähr in der Mitte unserer Küstenstrecke gelegen, hat es durch einen weit längeren Zeitraum als die eben genannten beiden Römerstädte seinen Einfluß auf die Weltereignisse geübt und eine Kultur gezeitigt, die, neben der im engeren Sinne italienischen und ihr ebenbürtig, die Menschheit wesentlich bereichert hat.

II.

Mehr als ein halbes Jahrtausend nach der Gründung Roms entstand 181 v. Chr., unweit den letzten Ausläufern des Karstgebirges, ursprünglich als Militärkolonie und Grenzfeste, die Stadt Aquileja. Sie lag im Isonzodelta und, wie alle Städte dieses Landstriches, bei ihrer Gründung näher dem Meere als jetzt. Zahlreiche Inseln bewachten die Einfahrt zu ihrem Hafen, auf deren einer später die Stadt Grado sich erhob, die Zufluchtstätte der Bischöfe von Aquileja und später seine Rivalin fast das ganze Mittelalter hindurch. Ähnlich wie bei Ravenna war diese Flachküste, die Schiffen mit geringem Tiefgang sichere Zufahrt ermöglichte, für große Fahrzeuge aber nicht praktikabel ist, eine Ursache der Blüte Aquilejas im Altertume und seines Verfalles in späterer Zeit. Beide volkreiche Städte müssen wir uns als Vorläuferinnen Venedigs, von Kanälen durchzogen und bis in die ersten christlichen Jahrhunderte hinein hauptsächlich aus Holzbauten bestehend, vorstellen.

Zwischen der Stadt und dem Meere dehnte sich ein Pinienwald, dessen Reste die Bäume bei der heutigen Ortschaft Belvedere sind, etwa 1½ Gehstunden südlich vom alten Stadtzentrum gelegen. Dieser Wald erstreckte sich einst die ganze Küste entlang bis Ravenna, und die Laguneninseln waren ebenfalls mit Pinien bepflanzt, woraus es sich erklärt, daß dieses Mündungsgebiet zahlreicher Ströme im Altertume viel gesünder war, als es heute ist. Wie die Bäume des Aquilejensischen Belvedere, so ist die von Dante, Boccaccio und Lord Byron gefeierte Pineta bei Ravenna ein Überrest jenes Küstenwaldes, den leider in jüngster Zeit arge Stürme stark gelichtet haben.

Dem zur Zeit seiner Gründung so günstig gelegenen Aquileja nun war es bestimmt, wie ein Echo oder wie ein nach Nordosten projizierter Schatten in abgeschwächtem Maße die Schicksale der großen Roma zu wiederholen. An den Grenzen Noricums und Pannoniens durch den Handelsverkehr mit dem Norden und Osten emporgeblüht, als Ausgangspunkt wichtiger kriegerischer Unternehmungen eine

beliebte Kaiserresidenz, war sie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eine der größten und schönsten Städte des Reiches, von den Griechen die goldene Stadt, Chrysopolis, genannt. Hier wurde Vespasian von seiner mösischen Legion zum Kaiser ausgerufen, hier Septimius Severus mit den pannonischen Legionen vor dem Kampfe mit Didius Julianus jubelnd begrüßt. 238 n. Chr. fand Maximin, als er aufgebrochen war, Italien zu erobern, die Stadt vom römischen Senate verschanzt, und er und sein Sohn endeten durch Mord unter ihren Mauern. Anderthalb Jahrhunderte später widerstand sie einer Belagerung durch Alarich und wurde im Jahre 452 durch Attila grausam zerstört. Vierzig Jahre darauf entriß bei den Trümmern Aquilejas an den Ufern des Isonzo Theodorich dem Odoaker die Herrschaft über Italien, und 552, genau ein Jahrhundert nach der Einnahme durch die Hunnen, erfolgt eine abermalige Zerstörung der Stadt durch den von Narses aus Rache gegen den Sohn Justinians aus Pannonien herbeigerufenen Alboin und seine Langobarden. Nun schien Aquileja auf immer vernichtet und schon damals bestimmt, zu werden, was es tatsächlich erst tausend Jahre später geworden ist, ein Ruinenfeld, kaum anders belebt, als von Gespenstern der Vergangenheit.

Es ist wahrscheinlich, daß nach der Eroberung durch Attila ein Teil der damals Ausgewanderten nach und nach in die zerstörte Stadt zurückkehrte. Die Folge der Einnahme durch die Langobarden war eine neuerliche Auswanderung, wie damals hauptsächlich nach den im Mündungsgebiete der Etsch, der Brenta und der Piave gelegenen Laguneninseln, aus welchen dürftigen Ansiedlungen später Venedig emporwuchs.

III.

Verdiente Aquileja als glänzende Großstadt ein zweites Rom genannt zu werden, so noch weit mehr als kirchliche Metropole. Schon in apostolischer Zeit war es ein Emporium des Christentums, und mit römischer Gesittung und Kultur wurde von hier aus die Lehre des Heils nach den Alpenländern und nach den ihnen benachbarten Gegenden verbreitet. Der Evangelist Markus soll vom heiligen Petrus aus Rom nach Aquileja gesandt und hier soll sein Evangelium ins Griechische übersetzt worden sein. Als Vorsteher der christlichen Gemeinde folgte ihm Hermagoras, ein edler Aquilejenser, der später den Märtyrertod erlitt. Er wurde in Rom zum ersten Bischof von Italien geweiht und dadurch seine Diözese nach Rom die älteste des Abendlandes, und ihr Bischof, später Erzbischof und Patriarch, erhielt den ersten Rang nach dem Papste. Mit der Organisierung der Kirche unter Konstantin dem Großen, welcher die staatlichen Provinzeinteilungen zur Grundlage dienten, wuchs 300 Jahre später, der günstigen Lage und Bedeutung der Stadt gemäß, das Ansehen Aquilejas. Es ward ein Mittelpunkt katholischen Lebens, die großen Kirchenväter Hieronymus und Ambrosius haben in seinen Mauern geweilt, und gegen Ende des IV. Jahrhunderts waren schon die Bischöfe von Como, Venezien, Istrien, Norikum, Pannonikum und, wie einige behaupten, sogar der von Augsburg

der Metropolitangewalt des damaligen Bischofs von Aquileja, des heiligen Valerian, unterstellt.[1]

Nun folgten wechselnde Schicksale vor und nach der Zerstörung der Stadt durch Attila und ein Protestkonzilium gegen das ökumenische von Konstantinopel mit Exkommunikation des Papstes Pelagius sowohl als des Kaisers Justinian und dessen Feldherrn Narses.

Die Eroberung durch die arianischen Langobarden war auch ein Markstein in der Geschichte des kirchlichen Aquileja, indem sie den Erzbischof Paulinus bestimmte, endgültig die Laguneninsel von Grado zum Aufenthalt zu wählen. Später sehen wir zwei Patriarchen, einen in Grado, den anderen in Aquileja, beide bald schismatisch, bald orthodox, bis unter dem gewaltigen Organisator Karl dem Großen, wie früher unter Konstantin, unsere Stadt als kirchlicher Vorort wieder zu erhöhter Bedeutung gelangte, so daß um jene Zeit der Draufluß als Grenze der Jurisdiktion der Erzbistümer Aquileja und Salzburg bezeichnet werden konnte.

Mit der Entstehung des römisch-deutschen Kaisertums war für das Patriarchat von Aquileja eine neue Epoche angebrochen, es war, wie das Kaisertum selbst, römisch und deutsch zugleich, und für viele Kaiser wurde die Stadt eine Station auf ihren Reisen nach Italien. Die Patriarchen waren die Freunde und Vertrauten der Kaiser, begleiteten sie auf ihren Römerzügen, und Karl der Große wie Otto I., Konrad II. wie Heinrich IV. und zuletzt noch der Luxemburger Karl IV. hatten keine treueren Anhänger und Ratgeber wie die Patriarchen von Aquileja. So sehen wir im Jahre 900 den Patriarchen Volpertus in Rom am Krönungstage des Karolingers Ludwig III., als dieser an der Seite des Papstes in der Vorhalle von St. Peter zu Gericht saß, im Namen des Kaisers Recht sprechen. Aber schon gewahren wir, daß sich abermals, gerade wie zur Zeit der Völkerwanderung, für diese Stadt, wie früher die Vorteile, so die Nachteile seiner Lage an der Grenze der Barbarenländer fühlbar machen. Und wie das in mancher Hinsicht analog gelegene Wien sechs und sieben Jahrhunderte später in beständiger Gefahr schwebte, von den Türken erobert zu werden, hatte Aquileja durch 50 Jahre von den räuberischen Überfällen der Ungarn zu leiden, welche, aus denselben Niederungen an der Donau und Theiß kommend, aus welchen die Hunnen und die Langobarden gekommen waren, es im Jahre 902 zum ersten Male brandschatzten. Den stürmischen Zeiten zum Trotz wußte aber unser Patriarchat während des X. Jahrhunderts, das eines der traurigsten für die abendländische Christenheit war, seine Stellung zu befestigen, und dem Patriarchen Rodoald wurde für seine Diözese nicht nur der Vorrang vor den Kirchen Italiens mit Ausnahme derer von Rom, sondern auch die Wahl durch Klerus und Volk bestätigt. Durch Kaiser Otto den Großen erhielt er die Bestallung als missus regius, kaiserlicher Sendbote, für Italien und die Jurisdiktion über zahlreiche seiner Kirche geschenkte Güter zwischen der Livenza, der Ungarstraße und dem Meere.

Im darauffolgenden Jahrhundert, als die Weltverhältnisse sich konsolidierten, Kaisertum und Papsttum abwechselnd ein jedes die höchste Stufe ihrer Entwicklung

erklommen, brach für das kirchliche Aquileja die glanzvollste Zeit seines Bestandes an durch den großen Patriarchen Popo (1019—1045), einen Deutschen, früher Kanzler Kaiser Heinrichs II. und Besieger der in Krain eingefallenen Ungarn. Auch er hat einen Kaiser, Konrad II., nach Rom zur Krönung begleitet im Jahre 1027 und hat ihn elf Jahre darauf in Aquileja beherbergt, als Konrad nach Deutschland zurückkehrte. Die Suprematie über Grado wurde hergestellt und Streitigkeiten mit dem benachbarten Herzogtum Kärnten glücklich durch die für das Patriarchat erlangte Reichsunmittelbarkeit beendet.

Unter Popo erlebte die Stadt eine neue Blüte, indem er, dessen Vorgänger zum Teil an anderen Orten, zuletzt in Cividale wohnten, die Residenz wieder nach Aquileja verlegte und einen Palast daselbst erbaute, die gegen ihren Umfang zur römischen Kaiserzeit freilich weit kleiner gewordene Stadt mit neuen Mauern umgab und den Handel neu erblühen machte. Hauptsächlich dadurch aber lebt dieser große Patriarch im Andenken der Nachwelt, daß er an der Stelle, wo einst das Kapitol sich erhob, Teile der vorhandenen Kathedrale benutzend, den Dom erbaute, mit welchem dieses Buch sich beschäftigt. Es war die Zeit, da auch im südlichen Deutschland und am Rhein die großen romanischen Dome entstanden, und wie 200 Jahre später gleichzeitig in Frankreich und in Deutschland die berühmten gotischen Kathedralen von Amiens, von Köln und so viele andere gebaut wurden,, wachsen gleichzeitig mit dem romanischen Dome von Aquileja die von Bamberg Mainz und Speier empor, während der Grundstein zur ebenfalls romanischen Kathedrale von Worms erst ein Jahrhundert später gelegt wurde.

IV.

Sieghart, der vierte Nachfolger Popos, wie jener Heinrichs II., so vor der Ernennung zum Patriarchen Kanzler Heinrichs IV., stellte sich im Streite des Kaisers mit Gregor VII. auf Seite des ersteren und wurde von ihm im Jahre 1077 mit der Grafschaft Friaul, später auch mit Krain und Istrien belehnt und mit allen herzoglichen und markgräflichen Rechten daselbst bekleidet. So ward gerade als Lohn des Kampfes gegen die Papstgewalt Aquileja die Hauptstadt eines Kirchenstaates, wie nicht ganz drei Jahrhunderte früher Rom es geworden war. Der Patriarchenstaat von Aquileja aber, der in der Folge an Macht so zunahm, daß wir später unter seinen freilich nur nominellen Vasallen den Herzog von Österreich und den König von Böhmen finden, behauptete sich mit wechselndem Glück bis 1445.

Die Parallele zwischen Rom und Aquileja läßt sich auch noch weiter durchführen. Wie die Päpste sich vor den Kriegsstürmen nach Avignon retteten, waren dereinst die Patriarchen nach Grado geflohen, und es hat Gegenpatriarchen gegeben gerade so wie Gegenpäpste. Und zu derselben Zeit, als der willensstärkste unter den Päpsten, der große Gregor VII., den Stuhl Petri einnahm, erhob sich auch dieses geistlich-weltliche Gebilde zu neuer Macht und territorialer Unabhängigkeit.

Aber Aquileja war doch nur ein schwächeres Echo Roms, es trug nicht, wie dieses, den Stempel der Ewigkeit an der Stirne, und wie die Flüsse dieses Landstriches in mehrfachen und wechselnden Deltamündungen sich ins Meer verlieren, haben verschiedene Kirchenzentren: Grado, Venedig, Cividale, Udine, Görz, sich etwas, nicht nur von der geistigen Bedeutung des kirchlichen Aquileja, sondern auch von den heiligen Geräten der Kathedrale angeeignet, und fast wie der Dom von Torcello bei Venedig, dieses andere Beispiel gesunkener Herrlichkeit, ragt, ihrer Schätze beraubt, aus verwahrloster Umgebung die ehrwürdige Basilika empor, sie, die Mutterkirche fast aller Bischofssitze im östlichen Deutschland und vieler im nördlichen Italien, zur Pfarrkirche einer ärmlichen Bevölkerung von einigen hundert Köpfen herabgesunken. Ihr Campanile, das Wahrzeichen der Gegend, dem nun eingestürzten von San Marco ähnlich, grüßt nach der Kette der Julischen Alpen, und von seiner Glockenstube aus blickt man über ein fruchtbares Land nach dem Karstfelsen, welcher das stolze Schloß von Duino trägt, und nach der von einem weitgedehnten Häusermeer umklammerten Bucht von Triest. Der Boden aber der ehemals so gesunden Stadt ist nun vom Fieber heimgesucht, und ärmliche, strohbedeckte Fischerhütten, an vorhistorische Zeiten mahnend, beleben zum Staunen des Reisenden die kleinen Inseln zwischen Aquileja und Grado.

Die Quelle der Macht, die Aquileja jahrhundertelang ausübte, war seine Lage an der Grenze Italiens, da, wo lateinisches Wesen mit germanischem und slawischem sich zu vermischen beginnt. Der neue Wein zum Selbstbewußtsein erwachter jugendfrischer Völker wurde in die alten Schläuche romanischer Organisation gegossen, und auch auf diesem für die weltgeschichtliche Entwicklung so wichtigen Posten hat die katholische Kirche sich als Erbin und Verbreiterin der antiken Kultur bewährt und der zum Christentum bekehrten Welt Form und Gestalt verliehen. Politisch genommen aber war der aquilejensische Patriarchenstaat, ähnlich wie kurze Zeit hindurch das Reich des böhmischen Ottokar, ein Vorläufer der habsburgischen Monarchie, welche an den Toren des ewig im Wandel begriffenen Orients Bruchteile aller europäischen Völkerfamilien zu vereinigen bestimmt war. Venedig und Österreich, zwei Weltmächte, deren Anziehungskraft stärker war als die seine, sind an den Grenzen dieses eigenartigen Staatswesens emporgewachsen und haben es nach und nach so lange ausgehöhlt, bis Aquileja, dieser Schatten Roms, zum Schatten seiner selbst geworden ist.

Das Haus.

Von Franz Karl Ginzkey.

Wer ist ein rechter Zimmermann,
Der zimm're sich sein Leben,
Wie er sein Haus sich zimmern kann
Mit freudigem Bestreben.
Die Pfeiler lasten tief und schwer,
Die Wände streben kreuz und quer,
Doch auf den Zinnen weht umher
Ein Fähnlein hoch im Winde.

Ihm hat ein fröhlich Selbstvertraun
Gezeigt, wohin er wand're.
Er frägt sich nicht, wie And're bau'n,
Denn Andern ziemt das And're.
So baut er sich sein eig'nes Haus,
Das trutzig steht im Sturmgebraus,
Und aus dem Fenster lacht heraus
Das Angesicht der Liebsten.

O, Liebste, liebe Liebste mein,
Nun wollen wir zusammen
Wie frohvergnügte Kinder sein
Vor uns'res Herdes Flammen.
Vorüber rauscht der Strom der Welt,
Die viel verheißt und wenig hält —
Sieh hin, wie Schiff auf Schiff zerschellt
Im trügerischen Winde.

Vor uns'rem Haus ein Brünnlein fließt,
Fern kommt es hergezogen,
Und wo das Wasser sich ergießt,
Erscheint ein Regenbogen.
Wie hold im Beet die Rosen blüh'n
Und wie die Feuerlilien glüh'n,
Umkühlt von einer Linde grün —
Wie rauscht es in der Linde!

Das Bodenproblem.

Von Dr. Anton Wesselsky.

I.

Gegenüber dem Wiener Justizpalast wurde das schöne Anzengruber-Denkmal errichtet, und den armen Beklagten, die da zum Zivilgericht, zum Handelsgericht, zum Exekutionsgericht und zum Grundbuch wandern müssen, sitzt nun „so verwogen" der Steinklopferhans gegenüber, und in seinem Gefühle, daß alles allen gehört, und in seinem pantheistischen Vertrauen ruft er jedem der Sorgenbedrückten zu: „Es kann dir nix g'scheh'n." Unentreißbar ist schließlich in uns das Gefühl vom Reiche Gottes in Gottes freier Natur, in der die Vögel des Himmels gedeihen und die Lilien des Feldes wachsen, den Menschen ein Beispiel, und unausrottbar das Bewußtsein, daß „die Mutter Erde, unsere Schwester, die uns versorgt und ernährt und mannigfache Früchte hervorbringt und bunte Blumen und Kräuter", allen zugehört. Diese Stelle aus dem Sonnengesang des hl. Franz von Assisi gibt den Geist der evangelischen Bergpredigt wieder. In der Bibel aber ruft der Prophet Jesaias ein Wehe denen zu, „die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis kein Raum mehr da sei, den sie nicht besitzen." Diese Warnung ertönt aus einem Kulturkreise, in dem das soziale Institut des Sabbatjahres, und nach siebenmal sieben Sabbatjahren des Jubeljahres bestand, während dessen alle Schulden erlassen und alle Grundstücke den ursprünglichen Besitzern oder ihren Erben zurückgestellt wurden. Wir erinnern uns weiter der großen athenischen Seisachtheia, der „Lastenabschüttlung", mit

der Solon die Bodenentschuldung zu erleichtern suchte; nicht minder der nach Lykurgos benannten spartanischen Verfassung; nicht minder der Sonnenlehen, der gemeinen Mark und der Allmend, aber auch der Bauernkriege aus der Geschichte der deutschen Kultur. Und wir wollen diesen Hinweis auf die Bewährung, die das Bodenproblem durch Religion und Dichtung erfährt, auf die bedeutsame Rolle, die es in verschiedenen Kulturen und zu verschiedenen Zeiten spielte, mit einem der wenigen erhaltenen Bruchstücke aus den Reden der Gracchen schließen, durch die sie ihre Bodenreform im alten Rom unterstützten. „Die wilden Tiere, die in Italien hausen," so sprach Tiberius Gracchus, „das Vieh, das auf den Weiden treibt, sie haben ihre Höhlen und Lagerstätten; aber diese Bürger, die für Rom kämpfen und fallen, nennen nichts ihr eigen als das Tageslicht und als die Luft. Es lügen unsere Feldherren, wenn sie vor der Schlacht die Legionen auffordern, die Grabmale und Altäre zu verteidigen; von all diesen Römern hat keiner einen Grabhügel seiner Väter, keiner seinen eigenen Herd. Für die Üppigkeit anderer, für fremden Überfluß und Reichtum müssen sie streiten und sterben. Herren heißen sie der Welt — und auch nicht eine Scholle Erde ist ihr Eigentum."

II.

Schon um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts war das Bodenproblem Gegenstand bedeutsamer theoretischer Betrachtungen, so in einem Vortrage, den Thomas Spence 1750 in Newcastle hielt „Über die Mittagssonne der Freiheit" und in einer Schrift, die William Ogilvie „Über das Recht auf Grundbesitz mit Bezug auf seine Begründung im Naturrecht" 1782 in England herausgab; aber nicht minder in dem berühmtem Diskurs über die Ungleichheit unter den Menschen, den Rousseau 1755 schrieb, und dessen zweiter Teil mit den Worten beginnt: „Der erste, der ein Stück Erde abschloß, sich herausnahm zu sagen, das gehört mir, und genug Einfältige fand, die es glaubten, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viel Verbrechen, Kriege und Morde, wie viel Elend und Jammer hätte der dem Menschengeschlechte erspart, der zu seinesgleichen gerufen hätte: Glaubet nicht diesem Betrüger, denn ihr seid verloren, wofern ihr vergeßt, daß die Früchte allen gehören, die Erde aber niemand." Und vielleicht darf hier gleich als Pendant eingefügt werden eine Stelle aus Leo Tolstois berühmtem Aufsatze ›A great iniquity‹, der am 1. August 1905 in der Londoner „Times" veröffentlicht wurde, und seither unter dem Titel: „Die große soziale Sünde" ins Deutsche übersetzt worden ist. „Als Fundamentalschaden für Rußland wie für Europa," sagt Tolstoi, „möchte ich es hinstellen, daß die Mehrheit des Volkes des natürlichen Anrechtes auf das Stück Landes beraubt ist, auf dem sie geboren wurde. Man kann den größten Teil unserer Kriminalität auf diese Rechtsverstümmlung zurückführen, die an sich durch keine politische Reform gebessert wird. Umgekehrt: Die Befreiung der Volksmassen von der Landnot wird das Mittel sein, in der Politik, die heute nur ein Tummelplatz und Werkzeug persönlicher Interessen korrupter Politiker ist, den Willen des Volkes wirklich auszudrücken und zur Geltung zu bringen."

Hatte schon die französische nationalökonomische Schule der Physiokraten auf die Bedeutung des Bodens als eines wirtschaftlichen Produktionsfaktors sogar in sehr einseitiger Weise verwiesen, so trat zu Anfang des XIX. Jahrhunderts die Theorie von der Bodenrente, der schon Adam Smith nahegekommen war, durch Malthus, durch Ricardo

und andere später, klar in den Vordergrund. Sie wiesen darauf hin, daß bei besserem oder günstiger gelegenem Boden das Produkt doch den gleichen Marktpreis mit jenem erhält, das bei teureren Produktionskosten noch abgesetzt werden kann; und sie betonten, daß den Grundherren für die Benützung der ursprünglichen und unerschöpflichen Kräfte des Bodens eine Vergütung gezahlt wird, die nicht die Folge einer Arbeitsleistung ist, sondern des Eigentumsmonopoles an der unvermehrbaren Erdoberfläche.

Diese Grundrente machte Henry George in seinem bekannten Werke „Fortschritt und Armut", das 1879 in New-York erschien, für das soziale Elend verantwortlich. Er geht davon aus, daß die Zunahme der Bevölkerung und der Arbeitsleistung auch eine Steigerung des allgemeinen Wohlstandes normalerweise mit sich bringen müßte. Allein heute steigert die zunehmende Produktionskraft nur den Wert des Bodens, die Grundrente hält gleichen Schritt mit jener Zunahme und saugt den Mehrwert auf, und so kommt es, daß der Fortschritt Armut im Gefolge habe und einseitigsten Luxus, statt des allgemeinen Blühens und Gedeihens. George schlägt nicht die Konfiskation des Privateigentums vor, wohl aber die Wegsteuerung der Bodenrente. Die Einführung dieser einzigen Steuer, der Single Tax, hält er für ein Mittel zur Lösung der sozialen Frage und ihre Durchsetzung hält er für leichter als die Abschaffung der Sklaverei gewesen sei. Diese Lehre Henry Georges hat in Amerika viele Anhänger gefunden. Sie griff nach England über, wo sie sich die schon bestandenen Vereinigungen für Bodenreform geneigt machte, während die französischen Bestrebungen sich derzeit noch auf die Schulen Colins und Laveleyes beschränken.

In Deutschland hatten schon Gossen in den Fünfziger- und Stamm in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts die Verstaatlichung von Grund und Boden als die Voraussetzung der Erlösung der darbenden Menschheit hingestellt. Vor ungefähr zwanzig Jahren gründete dort Flürscheim den „Bund für Bodenbesitzreform" und vertrat in zahlreichen Schriften, von Georges Lehre ausgehend, die weitergehende Ansicht, daß mit der Beseitigung der Grundrente auch der Kapitalzins und damit die Erwerbskrisen verschwinden werden. Er verweist in dieser Richtung darauf, daß die heute sicherste Kapitalsanlage, die Hypothek, nur durch die monopolistische Grundrente einen Wert besitze. Seither ist aus Flürscheims Organisation der „Bund deutscher Bodenreformer" hervorgegangen, der einschließlich der angegliederten Korporationen heute über 210.000 Mitglieder zählt und dessen Einflusse die Bestimmungen des neuen deutschen bürgerlichen Gesetzbuches über das Erbbaurecht, die Einführung einer günstigen Landorganisation in Kiautschau, nicht zuletzt aber der Erfolg zuzuschreiben ist, daß zahlreiche deutsche Gemeinden durch Einführung der Steuer nach dem Kapitalwerte und der Wertzuwachssteuer einen Teil der Grundrente für sich in Anspruch nehmen. Wie schon hieraus ersichtlich ist, sucht der Bund zunächst auf dem Boden der planmäßigen Reform zu wirken. Sein gegenwärtiger Vorsitzender, Adolf Damaschke, vertritt die Bundesziele gewandt und energisch in Wort und Schrift. Sein Buch über die Aufgaben der Gemeindepolitik („Vom Gemeindesozialismus") und über die Bodenreform, das jüngst auch in französischer Ausgabe erschien, sind von besonderer Bedeutung.

Es muß freilich zugegeben werden, daß die bedingungslose Betrachtung der Bodenreform als einer volkswirtschaftlichen Panazee zu weit geht, und daß mit der Lösung des Bodenproblems eine Lösung der ganzen sozialen Frage noch keineswegs gegeben zu sein

braucht. So haben die Sozialdemokraten der Theorie Georges und den Bestrebungen der Bodenreformer entgegengehalten, daß durch die Beseitigung der Grundrente nicht das arbeitslose Einkommen aus dem Kapitalzinse beseitigt werde, sie haben die Grundrente als eine bloße Absplitterung des Marxschen Mehrwertes hingestellt, und sie haben die bodenreformerischen Bestrebungen geradezu als den Versuch einer Ausbeutung der sozialen Ideen zu gunsten des beweglichen Kapitals verdächtigt. Allein sie haben dabei vor allem außer acht gelassen, daß gerade in Hinsicht auf den Grund und Boden ihrer eigenen Propaganda bisher der größte Widerstand geworden ist. Immerhin erscheint es zweifellos, daß die mühelose private Inanspruchnahme des durch die volkswirtschaftliche Gesamtleistung errungenen Mehrwertes nicht nur durch die Grundrente, sondern überall dort stattfindet, wo ein Privatmonopol zu einer Vergütung zwingt. Es geschah aus diesem Gesichtspunkte, daß ich, als ich im Frühjahre 1904 im Wiener Gemeinderate einen Antrag, betreffend die Beteiligung der Gemeinde an der städtischen Grundrente, einbrachte, demselben einen anderen anschloß, der das kommunale Geldwesen, die Bodenentschuldung und den Kapitalzins betraf. Zweifellos aber bleibt es, daß mit einer günstigen Lösung der Bodenfrage ein Haupthindernis wirklichen Fortschrittes, eine Hauptwurzel der Verarmung, der Unkultur und der Korruption beseitigt würde.

III.

Nirgends tritt die Grundrentenbildung klarer hervor als im Weichbilde der Städte, als bei den Baugründen und bei der Bildung ihrer Preise. Hier zeigt sich unwiderleglich, wie mühelos oder, stärker ausgedrückt, wie unverdient diese Rente erworben wird. Und hier läßt sich auch genau verfolgen, welche Faktoren an ihrer Erhöhung Anteil haben. Wer z. B. Gelegenheit hat, die Verwaltung einer so großen Stadt wie Wien eingehend kennen zu lernen, dem fallen vor allem die großen Investitionen auf, die jahraus, jahrein von der Gemeinde und damit von der Bevölkerung geleistet werden. Die Gemeinde Wien hat z. B. zum Zwecke der Verbreiterung der Kärntnerstraße für Schadloshaltungen und Hauseinlösungen den Betrag von rund dreieinhalb Millionen Kronen ausgegeben, wozu noch die Auslagen für Straßenherstellung, für Wasserleitung, für Beleuchtung u. s. w. kommen. Überhaupt entfallen in Wien für Einlösungen zur Straßenherstellung und Verbreiterung, für Straßenerhaltung, Pflasterung und Säuberung, für Herstellung und Erhaltung von Brücken, für Bacheinwölbungen, Entwässerungen, Gartenanlagen, Baumpflanzungen u. s. w., endlich für die Wasserleitung und Kanalisierung, wobei die Verkehrserleichterung durch Straßenbahnen, die Verkehrssicherung durch Wachmannschaften ꝛc. gar nicht berücksichtigt sind, in den letzten zehn Jahren durchschnittlich auf das einzelne Jahr zehn Millionen Kronen an Ausgaben, auf das Jahr 1903 allein schon 13 Millionen Kronen. Durch die Einbeziehung des XXI. Gemeindebezirkes werden sich diese Ausgaben natürlich noch unverhältnismäßig steigern; denn dieser Bezirk enthält derzeit an Wiesen, Weiden, Äckern, Weingärten und Wäldern noch 17.000 Hektar. Diese Steigerung, die vorderhand offenbar so energisch als nur möglich zurückzuhalten versucht wird, äußerte sich im Gemeindevoranschlag für 1906 immerhin derart, daß für öffentliche Arbeiten ausschließlich der Hochbauten auf den neuen Bezirk, soweit die Ansätze sich trennen lassen, mehr als eine halbe Million Kronen entfallen, auf Schulbauten 150.000 K u. s. w., und daß seit der Budgetierung noch weitergehende Gemeinderatsbeschlüsse gefaßt werden mußten.

Durch die städtischen Investitionen wird nun das Einkommen aus dem Grund und Boden, das schon der Andrang der Bevölkerung wesentlich steigert, noch ganz bedeutend erhöht. Und wenn die städtische Grundrente wohl am reinsten bei den bloßen Baugründen, und zwar in der Form der Wertsteigerung derselben zutage tritt, so darf doch auch auf folgendes Beispiel verwiesen werden. Wer vor 40 Jahren in der Kärntnerstraße ein Haus kaufte, hat trotz der Steuern bis heute sein Kapital nicht nur in gewöhnlicher Weise verzinst und in Form von Zinsen zweimal zurückerhalten, sondern sein Haus repräsentiert heute mehr als das Dreifache des seinerzeitigen Wertes. Hiebei erscheint der während der vergangenen vierzig Jahre erfolgte Zinsenzuwachs gar nicht in Rechnung gezogen, so daß angenommen werden mag, daß er zum Neubau verwendet worden sei.

Ich habe im ständigen Ausschusse des österreichischen Städtetages im Februar 1903 offizielle Erhebungen über den Bodenwertzuwachs in den Städten beantragt; meines Wissens sind jedoch solche bisher nicht erfolgt. Wohl aber hat seinerzeit Dr. Schwarz bezügliche Erhebungen vorgenommen, wonach die Gründe in Wien von 1866—1899 um hundert bis zu mehreren tausend Prozenten an Wert zunahmen. Diese Zunahme war überdies in den letzten Jahren stärker als zuvor. Man kann also ruhig von einem durchschnittlichen Bodenwertzuwachs um 100 Prozent für die letzten 30 Jahre und für das Weichbild von Wien sprechen und bleibt damit entschieden hinter den Tatsachen weit zurück. Ich habe nun den Versuch gemacht, unter Zugrundelegung dieses Durchschnittes die Höhe des Wertzuwachses für Wien vor Einverleibung des XXI. Bezirkes zu berechnen. Freilich muß von vornherein aufmerksam gemacht werden, daß hiebei gerade jener Teil des Grund und Bodens außer Betracht bleiben muß, der der eigentliche Träger des Bodenwertzuwachses ist, nämlich der unverbaute Grund. Es entfällt hiedurch aber auch der Einwand, wonach bei dieser Berechnung nicht in Betracht gezogen sei, daß solchem Baugrunde jahrelang jedes Erträgnis mangle. Ich habe also aus dem Häuserkataster von Lenobel die dort angegebene Höhe des Gesamtmietzinses als Grundlage für den Wert der Häuser benützt und angenommen, daß die Hälfte dieses Gesamtmietzinses als Reinerträgnis in Betracht kommen dürfe. Da es sich diesfalls um den Wert der Realitäten, nicht aber um das zufällige Teileinkommen des einzelnen Hausbesitzers handelt, so müssen auch die auf den Häusern lastenden Hypotheken außer Belang bleiben. Der Gesamtmietzins betrug nun 1902 rund 232 Millionen Kronen. Die Hälfte hievon, 116 Millionen, ergeben unter Zugrundelegung eines vierprozentigen Zinsfußes einen Wert der Häuser von 2900 Millionen Kronen. Man bleibt nun nach dem früher Erwähnten maßvoll und bescheiden, wenn man bloß die Hälfte dieses Kapitales als Wertzuwachs für die letzten dreißig Jahre annimmt. Es steht also fest, daß im Weichbilde von Wien an Wertzuwachs, und zwar bloß bei schon verbauten Objekten, die Hälfte dieses Kapitales von 2900 Millionen Kronen, also eine Milliarde und 450 Millionen Kronen mühelos verdient worden sind!

Während dieser Zeit aber hat die Gemeinde Wien schon mehr als eine halbe Milliarde schwer lastender Gemeindeschulden entrieren müssen.

Auch darf nicht übersehen werden, daß der Bodenwertzuwachs zu einem großen Teile der erbgesessenen Bevölkerung gar nicht zu gute kommt, sondern großen Spekulanten; daß ferner durch die spekulative Vorenthaltung ausgedehnter Gebiete, deren automatisch erfolgende Werterhöhung man abwartet, die Bautätigkeit in nicht zu unterschätzendem Maße lahmgelegt wird; daß hiedurch gleichzeitig mit der Wertsteigerung die Mietzinse

ins ungemessene wachsen und im Haushalte des einfachen Mannes eine unverhältnismäßige Bedeutung gewinnen, während viele Menschen überhaupt auf gesunde Wohnungen verzichten müssen; daß angesichts der zu hohen Grundpreise bei gar manchen Bauten der Konkurs und die Nichtbezahlung nicht hypothekarisch sichergestellter Forderungen, also vor allem jener der Bauhandwerker, von vornherein in den Kalkul gezogen wird; daß eine moderne Bauordnung und ein Enteignungsgesetz zu den dringlichsten Forderungen der städtischen Verwaltung gehören; daß die Vereinigung von Grund und Boden in immer weniger Händen verhindert werden, und daß die große Wertzunahme an städtischem Grund und Boden wenigstens zum Teil den Gemeinwesen, die sie schaffen, und dadurch der Bevölkerung, die sie hervorbringt, auch deswegen wieder zugeführt werden muß, weil hiedurch allein mit der Zeit ein Zustand erreicht werden kann, wie er die Grundlage gesunder organischer Entwicklung im staatlichen und gesellschaftlichen Leben ist, nämlich daß möglichst viele Menschen eine bleibende Heimstätte erringen und hiedurch einer naturgemäßen Forderung des Familiensinnes entsprechen können.

Kann also die Grundrentenbildung in den Städten am klarsten verfolgt werden, so zeigt sich hier anderseits nicht minder deutlich, daß ihre Inanspruchnahme für die Allgemeinheit nur in zweiter Linie finanzpolitischen Absichten entspränge, in allererster Linie aber auf sozialpolitische Motive ernstester Art zurückgeführt werden könnte und müßte.

IV.

Am 16. September 1807, zur Zeit, als Napoleon I. nach den blutigen Siegen von Eylau und von Friedland in einer Proklamation den Tilsiter Frieden ankündete und versprach, daß dieser Friede dauern werde, denn Frankreich müsse die Früchte seiner Siege endlich genießen, damals wurde in Paris ein merkwürdiges Gesetz über öffentliche Arbeiten kundgemacht. In dessen VII. Titel und 30. Paragraphen ist nämlich bestimmt, daß, wenn Staat, Departement oder Gemeinde Trockenlegungen vornehmen, neue Straßen, Plätze, Kais eröffnen, oder andere öffentliche Arbeiten leisten und hiedurch eine im Privateigentume befindliche Realität an Wert gewinnt, daß dann die Hälfte dieser Wertzunahme von der betreffenden Realität hereingebracht werden könne. Nebenbei bemerkt, enthält das Gesetz auch Vorschriften über die Schätzung dieser Werte und über die Art der Entrichtung der bezüglichen Erstattungen. Es hatte da lange vor George und den Bodenreformvereinen, ja vor der theoretischen Klarstellung der Grundrente durch Malthus, Ricardo und andere, die Natur der Sache den Gesetzgeber zu einer Vorschrift veranlaßt, die einer Hauptforderung der heutigen Bodenreformer entspricht und die eine teilweise Heranziehung der kapitalisierten Grundrente zu gunsten der Allgemeinheit bedeutet.

Das Gesetz ist aber auch noch aus einem ganz anderen Grunde interessant. Es heißt dort: ces propriétés pourront être chargées de payer . . . können, müssen aber nicht zur Zahlung verhalten werden. Dachte sich der Gesetzgeber, daß der Staat, die Departements, die Gemeinden von dieser Erlaubnis selbstverständlich werden Gebrauch machen? Wie ich einer kleinen Notiz in der „Deutschen Volksstimme“, dem Organ des Bundes deutscher Bodenreformer entnehme, geschah dies bis heute nicht, trotzdem seither die Theorie der Praxis zu Hilfe gekommen ist, und trotzdem Pariser Munizipalräte mehrfach für die Durchführung des Gesetzes eingetreten sein sollen. Das der Praxis entsprossene Gesetz blieb selber Theorie während des ersten Kaiserreiches, während des Königtums, des zweiten

Kaiserreiches und während der Republik. Stärker als die verschiedensten Regimes erwiesen sich die interessenpolitischen Schwierigkeiten.

Ich will der großen Steuerenquete, die in Wien im Jahre 1903 stattfand, nicht nahetreten, ja eine solche Vereinigung von illustren Persönlichkeiten wäre wahrscheinlich über eine derartige Absicht erhaben; aber ich will die Möglichkeit hervorheben, daß auch dort, als die Frage ähnlicher Abgaben oder Steuern zur Diskussion kam, die Interessenpolitik mehr Schwierigkeiten bot, als die Theorie, die allerdings jedesmal gegen eine derartige Einführung ins Treffen gebracht worden ist. Übrigens fanden sich auch nicht wenige gewichtige, manche anderen überwiegende Stimmen, die im günstigen Sinne abgegeben wurden. Immerhin aber sprach man dort davon, daß derartige Steuern technisch unmöglich seien, daß die gegenwärtige Bauordnung ohnehin zuviel Lasten auferlege, daß die Bautätigkeit werde gemindert, und die Mietzinse noch werden erhöht werden, und daß es sich dabei um eine rein fiskalische Maßregel handle; Argumente, die angesichts dessen, was bisher vorgebracht wurde und noch zu erwähnen sein wird, einer speziellen Widerlegung nicht bedürfen.

Wie kann nun der Zweck erreicht werden, einerseits der Allgemeinheit wenigstens zu einem Teile die durch sie herbeigeführte und durch ihre Arbeit gesteigerte Grundrente wieder zuzuführen, anderseits der Bevölkerung den Anspruch auf den Besitz eines Stück Landes zu verwirklichen?

Der einfachste Weg wäre die Vermehrung des öffentlichen Grundbesitzes und sohin die Abgabe desselben an die einzelnen Bürger nach Erbbaurecht. Wie schon bemerkt, hat in dieser Richtung das deutsche bürgerliche Gesetzbuch günstige Bestimmungen getroffen. Das österreichische bürgerliche Gesetzbuch stammt aus einer Zeit, in der man derartigen Institutionen nicht gewogen war, diese vielmehr aus dem Gesichtspunkte der Abschaffung feudaler Vorrechte unterschiedslos perhorreszierte. Die betreffenden Bestimmungen erscheinen übrigens auch noch für die Zustände von vor hundert Jahren berechnet. Hiezu kommt, daß auch das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1867 jede aus dem Titel des geteilten Eigentums auf Liegenschaften haftende Leistung oder Schuldigkeit für sofort ablösbar und jede neuerliche derartige Belastung für verboten erklärt. Eine reformatorische Legislation in dieser Richtung ist daher ein berechtigtes Verlangen. Mit dieser gesetzlichen Regelung wäre aber natürlich keineswegs alles getan. Die Vermehrung des öffentlichen Grundbesitzes ist eine schwere Aufgabe für sich. Und selbst zur Widmung vorhandener Liegenschaften nach Erbbaurecht werden die maßgebenden Faktoren erst gewonnen werden müssen.

Die andere Seite, von der aus die Grundrente für die Öffentlichkeit, besser gesagt, für die Allgemeinheit herangezogen werden kann, ist die Abgabenleistung oder Besteuerung. Eine Abgabe kann z. B. gefordert werden anläßlich kommunaler Investitionen, die speziellen, im Privatbesitze befindlichen Realitäten zu gute kommen. Hier darf auf das zitierte französische Gesetz vom Jahre 1807 verwiesen werden. Aber auch in jüngster Zeit wurden derartige Verbesserungsabgaben eingeführt, so meines Wissens in Charlottenburg, wo mit der Deckung der Kosten von Straßenerweiterungen und dergleichen zu fünf Sechsteilen die begünstigten Grundeigentümer belastet werden können. Auch in Wien war vor einiger Zeit beabsichtigt, anläßlich der für die Gemeinde kostspieligen Aufhebung des Bauverbotes um das sogenannte Neugebäude eine Verbesserungsabgabe von 1 K pro Quadratmeter des befreiten Grundes einzuheben. Ferner soll in die von einer gemeinde-

rätlichen Kommission derzeit beratene neue Bauordnung eine Bestimmung des Inhaltes aufgenommen werden, daß die von der Gemeinde für die Herstellung, Erweiterung oder Abänderung von Straßen aufzuwendenden Kosten auf die Längenmeter der die Straßen begrenzenden Grundstücke ganz oder zum Teil sollen umgelegt werden können.

Heute erlebt der Bauspekulant Jahr für Jahr, ohne daß er seine Hände auch nur zu rühren braucht, eine bedeutende Erhöhung seines in städtischen Baugründen angelegten Kapitales. Hiefür zahlt er die niederste Grundsteuer von brachliegenden Gründen und wird durch die Geringfügigkeit dieser Regie in die Lage versetzt, aufgekaufte Gründe der Verbauung möglichst lange vorzuenthalten. Diesem Übelstande würde dadurch abgeholfen, daß an die Stelle der Steuer nach dem Ertrage eine solche nach dem Kapitalswerte oder wie man sie in Deutschland zu nennen pflegt, nach dem gemeinen Werte tritt. In Österreich würde es sich da um die Reform einer Reichssteuer handeln, eine Reform, die anläßlich der bis 1909 gesetzgemäß vorzunehmenden Neuregelung bezüglicher Steuersätze platzgreifen könnte. In Preußen ist durch das von Miquel 1893 durchgesetzte Kommunalabgabengesetz die Gemeinde in der Lage, diese Steuer nach dem gemeinen Werte einzuführen und zahlreiche Gemeinden, bisher 82 Stadt- und 62 Landgemeinden, darunter Aachen, Breslau, Köln, Stettin und seit 1905 auch Berlin, haben sie eingeführt und soweit schon möglich, günstige Erfahrungen damit gemacht.

Direkt wird die mühelose oder unverdiente Werterhöhung getroffen durch eine Wertzuwachssteuer, wie sie ebenfalls auf Grund des preußischen Kommunalabgabengesetzes in mehreren deutschen Städten, z. B. in Frankfurt, in Gelsenkirchen und in Köln schon eingeführt ist. Auch der bayrische Landtag hat die dortige Regierung aufgefordert, einen derartigen Gesetzentwurf einzubringen, in Sachsen ist eine solche Vorlage angekündigt und in Hessen hat die Regierung der zweiten Kammer der Stände einen bezüglichen Entwurf vorgelegt, den diese einstimmig annahm, der aber jüngst an der Haltung der ersten Kammer scheiterte. In Österreich könnte eine solche Steuer als Kommunalabgabe leicht eingeführt werden, weil ihre Kreierung nach den Gemeindeordnungen, in Wien nach § 59, lit. l, des Gemeindestatutes, nur der Genehmigung durch ein Landesgesetz unterliegt. Ich selbst habe seinerzeit im Wiener Gemeinderate in Aussicht genommen, daß vom Kaufpreise jedes Grundstückes innerhalb des Weichbildes von Wien, das zum ersten Male als Baugrund, sei es verbaut oder nicht, verkauft wird, ein Prozentsatz an die Gemeinde Wien als die Schöpferin der Werterhöhung zu zahlen komme. Seither haben sich sowohl der österreichische Städtetag, vor dem ich die Ehre hatte, über den Gegenstand zu referieren, als auch der deutsch-österreichische Städtetag für die Vermehrung des Gemeindeeigentums an Liegenschaften, für Erbbaurecht, Steuer nach dem Kapitalswerte und Zuwachssteuer ausgesprochen, und letzterer hat jüngst sogar Gesetzentwürfe, insbesondere auch einen über die Wertzuwachssteuer beschlossen.

Für diese ist der Eigentumswechsel die geeignete Gelegenheit zur Einhebung, wobei ein Vorkaufsrecht der Gemeinde zum einbekannten Verkaufspreise gegen Hinterziehung schützt. In Köln beispielsweise wird nun als Wertsteigerung der Unterschied zwischen dem letzten Erwerbspreis und dem neuen Veräußerungspreis, zuzüglich gewisser Anrechnungen und abzüglich gewisser Abrechnungen angenommen. Ein Wertzuwachs von 10 Prozent bleibt in allen Fällen von der Besteuerung frei; im übrigen ist dieselbe progressiv gedacht und beträgt 10 Prozent bei einer Wertsteigerung von 20 Prozent und 25 Prozent,

wenn die Zunahme 160 Prozent übersteigt. Die Steuer kommt überdies nur dann ganz zur Einhebung, wenn seit der letzten Veräußerung höchstens fünf Jahre verflossen sind und ermäßigt sich bis zu einem Drittel, wenn dieser Zeitraum mehr als zehn Jahre beträgt.

In Wien ist die Lage durch die Angliederung des 21. Bezirkes mit seinen großen Komplexen unverbauten ländlichen Bodens noch dringlicher geworden. Dort werden die Preise bereits jetzt in die Höhe getrieben, die zukünftigen Investitionen der Gemeinde werden bereits jetzt eskomptiert, Terraingesellschaften und Spekulanten sind am Werke und der Annoncenteil der Blätter gibt Zeugnis über diese Bewegung. Selbst bei entlegenen Gründen ließ sich dort seither eine absolute Wertzunahme von 1 K 50 h für den Quadratmeter feststellen. Eine solche Erhöhung kommt aber, da der neue Bezirk, wie erwähnt, ein unverbautes Territorium rein landwirtschaftlichen Charakters von 17.000 Hektar umfaßt, einer Summe von über 250 Millionen Kronen gleich. Jedes unbenützt verstreichende Jahr erhöht die nicht mehr einzuholenden Verluste Wiens, die schon anläßlich der zweiten Stadterweiterung bedeutend genannt werden müssen. Dabei wächst das Geldbedürfnis der Gemeinde immer mehr; und nicht minder wächst die Intensität berechtigter sozialpolitischer Forderungen, die es zu erfüllen gilt.

Eine Bodenreform wird kommen, früher oder später. Die Verbesserungsabgabe, die Steuer nach dem Kapitalwerte, die Wertzuwachssteuer werden kommen, letztere vielleicht sehr bald. Manchen Kampf, manches Opfer wird die Lösung kosten. Gar manches Elend würde sie aber auch durch wirtschaftliche Wohlfahrt stillen oder lindern. Und was am meisten ins Gewicht fällt: durch Schaffung ehrlicherer Verhältnisse würde sie fördern, was die Grundlage aller Solidarität ist und die Voraussetzung wirklicher Kultur, die Wahrhaftigkeit der einzelnen Menschen. Das Bodenproblem ist darum doppelt schwerwiegend und ernst, weil die Menschheit krank wird und schwach wie Antäus, wenn sie der Mutter Erde entrückt ist und der Natur.

Von Rouvier zu Sarrien.

Von Max Garr.

Am 7. März schrieb Pelletan im „Matin“: „Wir haben nur mehr den Schatten einer Regierung und das Gespenst einer Kammer.“ Am Abend dieses Tages stürzte das Kabinett Rouvier. Die vom Wahlfieber geschüttelte Kammer ertrug das Zwielicht, das Rouvier über seine Absichten in bezug auf den nahen Wahlkampf walten ließ, nicht mehr. Er war den einen zu sehr nach rechts, den andern zu sehr nach links liiert. Er mußte fallen.

Seit Wochen und Monaten schon beherrschen die kommenden Kammerwahlen die Beratungen im Palais Bourbon. Harduin, der sich zumeist kein Blatt vor den Mund nimmt, hat philosophisch geschrieben: „Alle vier Jahre werden die Deputierten verrückt. Das bevorstehende Ende ihres Mandats übt auf sie diese Wirkung aus. Die Idee, daß sie sich neuerlich zur Wahl stellen müssen, und daß es leicht geschehen kann, daß sie nicht mehr wiedergewählt werden, bringt sie vollkommen außer Rand und Band. In dieser Situation sind sie zu allem fähig, um die Wähler günstig zu stimmen.“ Nie wurde ein

wahreres Wort gesprochen. Was die französische Kammer diesmal im Paroxysmus der Mandatsangst aufgeführt hat, spottet jeder Beschreibung. Zunächst wurde das Briefporto für das Inland von 15 Centimes auf 10 Centimes herabgesetzt. Diese Maßregel bedeutet einen Ausfall von vielen Millionen für den Staatsschatz. Das zweite Cadeau bestand darin, daß man den Grundbesitzern die Steuerfreiheit des aus ihren Produkten erzeugten Alkohols gewährte. Es ist dies eine unerhörte Begünstigung der Agrarier gegenüber der Alkoholindustrie. Das Privilegium, welches hauptsächlich den südlichen Provinzen, ferner Bordeaux, Burgund, der Charent, kurz, den Wein-, Obst- und Ackerbau treibenden Departements zu gute kommt, fand natürlich in den Deputierten dieser Gegenden wütende Verteidiger. Die „Bouilleurs de cru" hatten unter Combes eine Niederlage erlitten. Rouvier, der damals Finanzminister war, hatte die Aufhebung des Privilegiums, welches den Staate jährlich zirka 60 Millionen verlieren läßt, durchgesetzt, und den Eigenbrennern blieb nur das für den eigenen Konsum bestimmte Alkoholquantum steuerfrei. Jetzt, angesichts der Wahlen, gab Rouvier nach. Nicht genug damit, beeilte sich die Kammer, den verehrlichen Wählern noch ein drittes Geschenk zu machen: Die Waffenübungen der Reservemannschaft wurden von 28 auf 15, respektive von 13 auf 6 Tage herabgesetzt. Die Reduktion wird allerdings nie verwirklicht werden, denn es ist ausgeschlossen, daß der Senat eine derartige Schwächung der militärischen Schlagfertigkeit Frankreichs passieren läßt.

Aber nicht nur der Wähler selbst sucht man sich zu versichern, es entbrennt auch mit verdoppelter Wucht der Kampf darum, welche Partei sich die Vorteile der Unterstützung ihrer Kandidaten durch den administrativen Apparat zu sichern vermag. Diese Frage ist es, über die Rouvier fiel. Sein Kabinett war ursprünglich ein Ministerium der gesamten Linken. Es begann bei den Sozialisten, die es unterstützten, und endete bei der Union democratique, die schon ziemlich gemäßigt ist. Die ganz gen äßigte Gruppe der Progressisten unter Ribot blieb außerhalb der Regierungspartei, begann aber alsbald ein Liebeswerben um Rouvier. Ribot war bestrebt, Rouvier nach rechts zu ziehen. Das Kabinett sollte auf die Unterstützung der Sozialisten und der sozialistischen Radikalen verzichten und seine Majorität bei den Radikalen, bei der Union democratique und bei den Progressisten suchen. Für die Progressisten war diese Verschiebung nach rechts eine Lebensfrage. Die „Groupe progressiste" ist als Mittelpartei zwischen den Nationalisten und Klerikalen einerseits und den radikalen Republikanern anderseits bei den Wahlen naturgemäß den stärksten Gefahren ausgesetzt. Sie ist die Partei der Fabrikanten und Industriellen, deren Einfluß angesichts der überwältigenden Organisation ihrer Arbeiter bei den Wahlen relativ gering ist. Die Progressisten sind kaum jemals anders als mit Regierungsunterstützung in den Wahlkampf gegangen. Nur die „Offizielle Kandidatur" kann sie diesmal vor einer vernichtenden Niederlage bewahren. Rouvier verhielt sich schwankend. Er unterstützte stellenweise die progressistischen Kandidaturen; er führte Korrespondenzen mit den progressistischen Abgeordneten, was diesen erlaubte, vor ihren Wählern mit Briefkuverts aus dem Kabinett des Ministerpräsidenten zu prunken und den Eindruck zu erwecken, als wäre ihr Einfluß bei der Regierung mächtig. Diese Liebenswürdigkeit erwies Rouvier sogar auch vielen Abgeordneten der Rechten. Er tat es weniger aus Berechnung, wie aus innerem Hang. Rouvier ist Financier, Großkapitalist, Geschäftsmann. Die kapitalsfreundlichen Progressisten stehen ihm persönlich unendlich näher als die

Sozialisten und sozialistischen Radikalen mit ihren kapitalsfeindlichen Steuerprojekten. Auch mögen die Präfekten in der Indulgenz nach rechts weiter gegangen sein, als ihr Chef eigentlich wollte. Die Unsicherheit, in der sich der politische Beamte in Frankreich angesichts des mit jedem Kabinettswechsel verbundenen umfassenden Personenwechsels in der höheren Administration befindet, macht die Präfekten zu oft unsicheren Vollstreckern des Regierungswillens. Die Präfekten Rouviers mögen vielleicht auch aus eigenem etwas mehr für die Progressisten getan haben, als den Radikalen recht sein konnte. Die Linke wurde unruhig, Pelletan rief Alarm. Auf der anderen Seite wieder fanden die Progressisten, daß Rouvier ihnen doch nicht genug entgegenkomme und hofften, daß ein neues Kabinett sie vielleicht in die Majorität aufnehmen werde. So machten die äußerste Linke und das Zentrum gleichzeitig, wenn auch nicht in gegenseitigem Einverständnis, einen Angriff gegen das Kabinett. Und Rouvier fiel.

Das neue Ministerium Sarrien stützt sich auf die gleiche Majorität, die Rouviers Kabinett bei seinem Debut vertrat. Nur ist die persönliche Verläßlichkeit der in das Kabinett Sarrien eingetretenen Persönlichkeiten eine höhere. Sarrien ist ein erprobter Republikaner, kein blendender Geist, aber ein sicherer Mann. Leon Bourgeois, der ins Ministerium des Äußern einzieht, hat den begründetsten Ruf als ruhig und klar denkender Politiker. George Clemenceau, der das Innere übernimmt, verbürgt, daß sich die Regierungsunterstützung bei den Wahlen ausschließlich radikalen republikanischen Kandidaturen zuwenden wird. Clemenceau will die Präfekten partieweise nach Paris berufen, um ihnen seine Instruktionen zu geben. Sicherlich wird er bei dieser Heerschau die Unverläßlichen, so weit er sie wird ermitteln können, abstoßen und durch neue Leute ersetzen. Aber diesen neuen Männern wird es naturgemäß oft und sehr an der nötigen Personen-, Orts- und Sachkenntnis fehlen, und ihr Nutzen im Wahlkampf wird ein begrenzter sein. Immerhin kann Clemenceau noch manches retten. Etienne und Thomson (Krieg respektive Marine) waren im Kabinett Rouvier auf den gleichen Posten und sind in ihrem Wirkungskreis für die republikanische Sache verläßlich. Leygues, Doumergue, Barthou sind gemäßigte, aber sichere Republikaner und der Separationspolitik ergeben. Poincaré, der bedeutende Advokat und Stilist, soll das Gegengewicht zu Clemenceaus Radikalismus bilden. Er ist zugleich der Dauphin des Kabinetts. Fällt es, so wird Poincaré das nächste bilden, und zwar jedesfalls ohne die Sozialisten.

Der interessanteste Mann im neuen Ministerium ist Aristide Briand, sozialistischer Abgeordneter für St. Etienne, Referent über das Separationsgesetz und jetzt Minister für Kultus und Unterricht. Briand ist einer der sympathischesten und tüchtigsten Männer in der französischen Kammer. Es verlohnt sich, ihn näher zu betrachten. Briand ist Bretone aus Nantes und 44 Jahre alt. Er begann seine Studien in seiner Vaterstadt und beendigte sie in Paris. Im Wirbel des Quartier latin kam er anarchistischen Kreisen nahe. Der französische Student ist entweder Royalist oder radikaler, oft anarchistisch gefärbter Sozialist, beides aus purer Lust am Widerspruch und um das Philisterium zu reizen, dem man ja bald genug selbst mit Haut und Haar angehören wird. Die Knappheit seiner Mittel nötigte den jungen Juristen, sich als Lokalreporter einige Groschen zu verdienen. So kam er zu Seb. Faure's „Peuple". Mitte der Achtzigerjahre wurde er Advokat und geriet durch die anarchistische in die Gewerkschaftsbewegung. Schon im Quartier latin hatte er Kundgebungen organisiert und Versammlungsreden gehalten. In

der Syndikatsbewegung wuchs er sich immer mehr zum Politiker aus. Er blieb einer der Führer der Gewerkschaften, als die Anarchisten aus ihnen entfernt wurden. Aber seinen anarchistischen Anfängen blieb er stets treu, zwar nicht als Politiker, wohl aber in der Weise, daß er gerne als Verteidiger junger Leute auftrat, die sich unbedachterweise durch anarchistische Schwärmereien mit dem Gesetz in Konflikt gebracht hatten. Politisch schloß er sich der Jaurèsschen Fraktion der sozialistischen Partei an. Die Partei stellte ihn bei den Wahlen gerne auf verlorene Posten, und er fiel mehrfach durch. So hauste er als Advokat und Journalist in Paris, bedürfnislos, frugal, zwischen dem Montmartre und dem Quartier latin. Als Waldeck-Rousseau 1902 tüchtige Leute suchte, um die republikanische Partei aufzufrischen, machte ihn Millerand auf Briand aufmerksam, der alsbald in St. Etienne kandidierte und mit einer Majorität von zirka tausend Stimmen gewählt wurde. Die vier Jahre, welche Briand in der Kammer verbrachte, haben genügt, um ihn zum Ministerium zu führen. Er verdankt diese glänzende Karriere seiner Tätigkeit als Referent über das Separationsgesetz, er setzte trotz des wütenden publizistischen Widerstandes seines heutigen Kollegen Clemenceau die konziliante Fassung des Artikels 4 der Separationsvorlage durch. Daß Briand als Kultusminister die Applikation seines Werkes leiten wird, ist eine große Genugtuung und Beruhigung nicht nur für die republikanische Partei, sondern auch für alle jene, die jede überflüssige Brutalität in der Durchführung der Separation vermieden wissen wollen. Wenn auch die Sozialisten Briand aus ihrer Partei ausgeschlossen haben, so wird sie dies doch nicht hindern, Briand weiter als ihren Mann zu betrachten und von seiner Anwesenheit im Kabinett tunlichst Nutzen zu ziehen, wie einst von der Ministerschaft Millerands. Briands Ministerschaft verbürgt den Sozialisten, daß die Regierung sie bei den Wahlen nicht bekämpfen wird, ladet ihnen aber nicht die geringste Rücksicht oder Beschränkung auf.

Ob das Kabinett Sarrien von Dauer sein wird, hängt wesentlich vom Ausfall der Wahlen ab. Es fehlt schon heute nicht an Stimmen, welche erklären, daß es zu viel Talent in sich vereinige, um Bestand haben zu können.

In der Marokkopolitik bedeutet das neue Kabinett kaum eine besondere Änderung des Kurses. Die „Dignité nationale" ist nun einmal in der Sache engagiert, und das Ministerium Sarrien muß jetzt trachten, die Marokkoangelegenheit mit Anstand und ohn Kränkung des nationalen Selbstgefühls zu einem guten Ende zu führen. Das wird nicht allzu schwer sein, denn das Land steht in seiner großen Gesamtheit Marokko sehr fremd und kühl gegenüber. Die Zeitungen geben davon nur ein unrichtiges Bild, denn sie werden zumeist von der französischen Algecirasdelegation inspiriert, die wieder ihrerseits aus lauter fanatischen „Marokkanern" zusammengesetzt ist und der Finanzgruppe der „Compagnie Morocaine" näher steht, als gut ist.

Chronik.

Erzählende Literatur.*

Eine der zahlreichen um die Förderung der städtischen Kultur bemühten Gesellschaften Hamburgs — in allen ist Geist und Hand Lichtwarcks zu spüren — die „Kommission für die Hamburgische Hausbibliothek", gibt hübsch gebundene, auf dauerhaftem Papier gut gedruckte Bücher von bleibendem Werte heraus, deren eines, Gotthelfs „Uli, der Knecht"** mir vorliegt.

Das Programm dieser Vereinigung kann hier wohl zitiert werden: „Die Hausbibliothek will dem deutschen Hause aus unserer Nationalliteratur einen Schatz des bleibend Wertvollen darbieten. Sie will damit helfen, der Entfremdung unseres Volkes von seiner Literatur zu steuern und dagegen das Bewußtsein seiner Volksart und die Freude an ihr zu stärken, indem sie ihm sein geistiges Spiegelbild in den bestgelungenen Aufnahmen vor Augen führt."

Die Prosa Lichtwarcks — der ausgezeichnete Mann ist im besten und, seien wir aufrichtig, auch ein wenig im kritischen Sinne des Wortes die Verkörperung norddeutscher Prosa — sein Stil und die einmal gewonnene, dann in seiner ganzen Lebensarbeit ausgewertete Einsicht drücken sich in diesen Sätzen erkennbar aus. Aus ihren eng verklammerten Gedanken, von der starken agitatorischen Betonung aus Anlaß der Einbegleitung eines volkstümlich-erzieherischen Unternehmens abgesehen, mag man den einen insbesondere herausgreifen: „Die Entfremdung unseres Volkes von seiner Literatur".

Die Ursachen dieser unleugbaren Wahrheit liegen tief in dem Bau unserer Gesellschaft begründet, welche die meisten schöpferischen Naturen nur auf einen gewissen engen Kreis unmittelbar, aber auf die gesamte Bildung der Zeit in der Regel nur mittelbar, oft erst in sozusagen mythischem Nachleben einwirken läßt.

Es bleibt für die Kritik, für die rezeptive Produktion, wie man ihre eigentümliche Art künstlerischen Nachgestaltens nennen möchte, immer die wesentlichste, oft genug vergessene oder vernachlässigte Aufgabe, in der Betrachtung der Produktion den Zusammenhang aufzuzeigen, der das künstlerische Werk und seine Zeit verbindet. Und dies ist ein sittlich-sozialer Grundtrieb der Kritik neben ihrem künstlerisch persönlichen, der sie zu einem allgemeinen Lebenswert erhebt, indem sie sich fähig erweist, die Umrisse eines großen geistigen Gesamtdaseins, eines klareren Menschheitshorizontes zu erkennen und zu bezeichnen.

* Vergl. Bd. V, Heft 58 der „Österr. Rundschau".
** Hamburg, A. Janssen.

Diese einzige Vornehmheit des anschauenden Geistes — das „Pathos der Distanz" — ist ihre Würde. Und wenn — abgesehen von dem Volke als Gesamtheit — die geistig gerichteten Schichten unserer Gesellschaft, der Literatur entfremdet, darin immer mehr ein überflüssiges Spiel und ein nur zu bald schales Genußmittel der Müßigen erblicken, nicht mehr die gesunde Nahrung der stark Empfindenden, wenn sie im Kunstwerke nicht mehr dessen schönste Bedeutung spüren, geistige Inhalte mit der unmittelbaren Gewißheit schöpferischer Einsicht darzustellen und weiterzugeben, so trägt an dieser Verwirrung des Begriffes „Dichtung" die Kritik ihr gut Teil Schuld, die oft genug haltlos über dem Einzelnen das Ganze, zu der Fülle der Erscheinungen jeden gebotenen Abstand vergaß, die Gemeinheit des „Totschweigens" durch die wahrlich nicht geringere des „Totredens" ersetzte und ohne Gefühl für das Weiterwirkende laue Duldsamkeit und herzensarme Vielleserei, das Nachlaufen nach „Namen" und Moden bestärkte und keiner Sache, sondern nur der ödesten Neugier diente.

Wenn wir nun die Aufgabe übernehmen, in diesen Blättern von Zeit zu Zeit die Erzeugnisse der erzählenden Literatur zusammenfassend zu behandeln, möchte daher keineswegs Vollständigkeit, das Gegenteil kritischer Gerechtigkeit, sondern eine gewisse genaue Wahl unsere vorzügliche Pflicht sein und im Grunde sollte man erst über solche Bücher sprechen, die wenigstens zwölf Monate überdauert haben. Aber wir sind noch nicht so weit, daß die Öffentlichkeit sich damit zufrieden gäbe, trotzdem selbst diese zeitliche Distanz noch viel zu gering wäre, um einen halbwegs objektiven Blick auf die Beständigkeit bedeutenderer Schöpfungen zu ermöglichen.

Walt Whitman — Amerikas größter Dichter — hat nun der Jahre genug überwunden. Der gelungenen Übertragung seiner Dichtungen durch W. Schölermann* folgt jetzt eine Auswahl seiner Prosa von O. E. Lessing,** welche in sparsamem, aber kräftigem Umriß die Kolossalnatur dieses Bürgers einer neuen Erde zeigt. Whitmans Werk hat sowohl das Primitive und Erhabene einer Urschöpfung, eine biblische Einfalt und Fülle, als auch die Vertiefung und Feinheit eines heutigen, nein, eines morgigen Geistes, eine Seele, welche elementare Fruchtbarkeit und Unverwüstlichkeit mit innerlichster Zartheit vereinigt, eine sprachliche Hoheit und

* Leipzig, E. Diederichs.
** „Die Fruchtschale", eine Sammlung, München und Leipzig, R. Piper & Co.

Klangfülle, die ungebändigt Urwaldjubel widertönt und dabei bis ins letzte, geheimste Regen des modernen Empfindens eindringend, in ihren Gebilden die volle Freiheit eines neuen Menschentums enthält, dessen Repräsentant Whitman für uns bleibt. Das ist das großartig Hinreißende seiner Dichtung, daß sie keiner geträumten, sondern einer wirklichen Lebensidealität entspringt, die im Lande jenseits des Wassers ohne Hemmungen von Tradition und festgelegten, gesellschaftlichen Schichten, ohne Zwang von religiösen und sozialen Vorstellungen, bloß auf der Freiheit eines rein in Arbeit und Gesundheit zusammenwirkenden Volkes beruht, welches aus einem klaren, voraussetzungslosen Dasein neue natürliche Gesetze einer tätigen Gemeinschaft entwickelt und damit aus Rastlosen aller Stände, Nationen, Berufe, aus Männern und Weibern freudenvolle Kameraden und einen einheitlichen Stamm von bejahenden, siegreichen Zusammenlebenden, ein Volk in neuem, erhabenem Sinne macht. Diese Verherrlichung einer sinnlich durchleuchteten, geistig ungebundenen, duldsam-stolzen, körperlich und seelisch gleich wohlgeratenen Kameradschaft als Grundwert der Gesellschaft, ist von Whitman mit dem hohen Wohllaut hymnischer Dichtung vollendet worden. Er empfing sein Pathos von dem Leben seiner Heimat und schenkte der Welt großartiger wieder, was er von ihr bekam. Europa hat das andere Problem vor sich, aus unendlichen Voraussetzungen eines historisch Gegebenen und Gewordenen eine bedingte Kultur aufzubauen, welche ebensoviel zu bewahren, als zu erschaffen findet; Amerika, eine neue Erde, kann glücklicher aus dem Vollen, Unbedingten schöpfen und entwickelt eine Demokratie, die mit den kleinen Vorstellungen, Möglichkeiten und Gefahren der unsrigen nichts gemein hat. Aus dieser Demokratie und auf ihrem Grunde erhebt sich ein hohes Menschentum, eine Aristokratie der Gesundheit, der brauchbaren Auslese, deren Persönlichkeitswert völlig anders ist, als wir ihn in Europa ermessen. Bei uns ist er mittelbar, immer in Traditionen und Bezirke des menschlichen Schaffens eingegrenzt, dort zuckt er direkt, umfassend, wie ein elektrischer Schlag bis ins letzte Glied des Gesellschaftskörpers. Was einer ist, bedeutet er gleich und durchaus dem Ganzen und für das Ganze und nicht bloß dem Geiste und der Bildung, sondern dem wirkenden Leben, das den Genius, eben erzeugt, mächtiger wieder in sich zurücknimmt.

So ist Walt Whitman aus den brausenden Urkräften seines Landes heiligglühend aufgestiegen und ganz auch wieder von ihnen aufgenommen, so daß in jedem schönen, freien, starken Amerikaner seine Seele weiterlebt, aus jedem kühnen Blicke wiederleuchtet und in jeder frischen Tat wiedergeboren wird. Walt Whitman, der Herold dieses Menschentums, ein Unsterblicher, kaum erst hingegangen, schon mythisch geworden, ist das Symbol seiner neuen Welt, wie nur ein Homer des griechischen Volkes, erhaben wie die Fluten der größten Ströme und in dem Urwohllaut seines Gedichts mächtig wie die Sprache der Wälder Amerikas, denen er entstammt.

Ein Hauch von diesem Geiste freier Kameradschaft und zuversichtlicher Lebensfülle mag Wilbrandt aus den Büchern angeweht haben, die ein deutsch-amerikanischer Handwerksmann ihm aus seiner neuen Heimat sandte und für welche der deutsche Dichter mit aller Eindringlichkeit wirbt,* wobei ihm allerdings eine arge Verwechslung unterläuft, indem er eine arg- und wahllos produzierende Naturkraft bereits für die Kunst selbst nimmt die in der Schöpfung — ich kenne allerdings den Erstlingsroman von Hugo Bertsch nicht, sondern nur den zweiten — keineswegs erreicht ist. Vielmehr kommt der Verfasser beim inbrünstigsten Drauflosgehen, bei der herzlichsten und deutschesten Versenkung in die Unendlichkeit der Natur und des Wissens nirgend zu ausreichender, klarer Gestaltung, zu einer ruhig und logisch entwickelten epischen Darstellung und sprachlichen Reife.

Menschlich ungleich interessanter und in seinem ungemessenen Bildungsdrang, in seiner Erkenntnisliebe weit ergreifender, als der „Arbeiter“, dessen „Lebenserinnerungen“ Paul Goehre** herausgegeben, ist ihm doch versagt, was diesem die Natur verliehen: schöpferischer Sprachgeist und natürliche Gabe der Gestaltung. Nirgend wird man in seinem als Dichtung komponierten Roman des unmittelbar und zwingend Poetischen inne, das die dumpf und trüb in einer Lebensniederung verharrenden Denkwürdigkeiten dieses Karl Fischer durchaus beseelt. Den Psychologen werden die dem produktiven Zwange des Proletariers gemeinsamen Züge fast mehr noch interessieren, als die besonderen Bedingungen und Merkmale, die den befreiten Geist des Amerikaners von dem gebundenen des Deutschen differenzieren. Der Unterschied beider liegt in dem staatlich-nationalen Grunde ihres Daseins, das den einen als Proletarier doch zum freien Bürger einer neuen Erde gemacht, den andern als armes Herdenwesen einer Gemeinschaft aufwachsen und verdämmern ließ, welche noch nicht die Erhöhung, sondern nur die Unterordnung der Menschen

* „Bob, der Sonderling“, seine Geschichte und seine Gedanken, von Hugo Bertsch. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

** Leipzig. E. Diederichs.

als Aufgabe des Staates erkannte. Das Gemeinsame aber ist, daß der Arbeitssklave, dessen Existenz durchaus auf die bis zur letzten Erschöpfung seines Körpers angespannte Ausnützung physischer Kraft gestellt ist, wenn ihm ein geistiger Lebenstrieb, das Bedürfnis nach Bildung oder gar nach seelischer Produktivität erübrigt, doch die volle Assimilationsmöglichkeit nicht behält. Er vermag nicht, was den Geschulten und im freieren Dasein Erwachsenen durchaus zukommt, die geistigen Nahrungselemente diszipliniert aufzunehmen und nach Wertstufen zu gliedern, ein Weltbild in perspektivischer Durchsichtigkeit und objektiver Höhe zu erblicken und wiederzugeben, sondern bleibt im Nebeneinander befangen, er schleppt die Last der Erkenntnisse ohne Möglichkeit, sich ihrer zu erwehren, er ordnet nicht, sondern wird untergeordnet, ist nicht der Herr, sondern der Knecht der Erfahrung. So entwickelt er, selbst was er mit voller Sach- und Lebenskenntnis durchdrang: seine unmittelbare, eigene Existenz, nicht mit der ruhigen Freiheit sichtenden Denkens, sondern mit der Bedingtheit eines unterworfenen Empfindens und stellt unwillkürlich die Tragik und grausame Verdammung zur Unvollkommenheit dar, welche das Leben des Unfreien so furchtbar erniedrigt und so unverdient: er ist nicht Herr, sondern Geschöpf der Zeit und gestaltet nicht aus der Zeit und mit ihr, sondern ohne das unabhängig schaltende Gefühl für ihre Gliederungen, in einem gleichmäßigen, trüben Lichte einer fortdauernden typischen Existenz, er bleibt immer bedingungslos Objekt, Mittel der waltenden Mächte, ohne den ersten und letzten Umschwung zu erleben, Subjekt und bewegende Kraft selbst zu sein. In einem tieferen Sinne hat er kein Schicksal, als welches die bewußte Willensentgegnung des einzelnen gegenüber dem Unbedingten von Zeit, Raum und Masse ist. Die Produktion der wenigen aus diesen tiefen, unterdrückten Schichten, wenngleich das erste Anzeichen und die hoffnungsvolle Aussicht auf ihre Entwicklung zu Bedingenden aus schlechthin Bedingten, ist doch zunächst nichts, als das unsäglich rührende Zeugnis ihrer Belastung: sie legen nicht von einem besonderen, sondern von einem allgemeinen, nicht von einem Ich, sondern von einem Typus Aussage ab. Aus dem disziplinierten, epischen Gestalten, der schöpferischen Disposition des Zeitlichen, gewinnen sie, die Objekte der Zeit, nur die Anekdote, aus dem dramatischen Empfinden der Gegensätze, deren Beute sie sind, nicht das Tragisch-Schicksalsvolle, sondern das Typisch-Lyrische.

Eine ähnliche Bedingtheit, mehr der Natur als des sozialen Lebens, wird man auch bei vielen Frauen und ihren Schöpfungen erkennen, wo oft genug das Sinnen- und Empfindungsleben über die geistige Klarheit und Ordnung vorwaltet, so daß das unwillkürlich-sittliche Pathos gesteigert wird, ohne durch ein verständig-produktives genährt zu sein. Ähnliche Prozesse eines reinen, aber unklaren Empfindens, bis zum peinlichen Mißverstehen bei der feinsten Güte und Vornehmheit der weiblichen Natur wird man an den Äußerungen der „Idealistin" Malwida v. Meysenbug erkennen, deren Werke aus ihrem Nachlaß veröffentlicht werden*: Gesinnung ist nicht Kunst, Pathos ist nicht Geist, wehrlose Hingabe an das beste Gefühl ist nicht Verständnis und der reinste Wille sagt nichts, wo die Kraft und das Können fehlen. Auch hier entscheidet, wie in aller menschlichen Betätigung nicht die Absicht, sondern das Werk. In dieser merkwürdigen Bedingtheit weiblicher Empfindungsfülle und geistiger Begrenztheit wird man unschwer einen gewissen verwandten, tragischen Zug der Unvollkommenheit erkennen, wie bei den Schöpfungen der „Proletarier", von denen wir gesprochen haben, nur daß bei solchen weiblichen Äußerungen eine Bedingtheit der Natur zu walten scheint, während bei den machtvollen, elementar ausbrechenden, produktiven der Arbeiter eine solche des sozialen Gefüges, also eine überwindliche und der Entwicklung, somit der Befreiung fähige, gegeben ist. Die Erscheinung einer Ellen Key, ihre Wirkung und Persönlichkeit ist weit mehr typisch als individuell, und bei allem Reichtum ihrer weiblichen Natur, dem Leben, wovon sie erfüllt ist, unter-, nicht übergeordnet. Man mag dies u. a. aus der kritiklosen Bewunderung erkennen, die sie einem ihren eigenen Tendenzen nahestehenden Werke widmet, welches nicht als künstlerische Leistung, sondern nur als redlicher Propagandaschrei gelten darf: dem Roman von A. Bojer „Eine Pilgerfahrt"**, worin die Leiden einer unehelichen Mutter, welche ihr Kind preisgegeben hat, mit einer durchaus übertriebenen, ehrlich-unehrlichen Darstellung tendenziös verzerrt sind, um die Gesellschaft aufzurütteln. Man braucht nur daran zu denken, wie sachlich streng und dichterisch wahr ähnliche Probleme von Garborg, von der Skram, von unserer Ebner-Eschenbach angefaßt wurden, um den eigentlichen Unwert solcher krassen Produkte zu erkennen, die letzten Endes nicht nur der eignen poetischen Qualität, sondern ihrer Lebensabsicht, ihrer Gesinnung, dem einzigen, worauf sie sich zu ihren Gunsten berufen können, Eintrag tun. Daß wir solche relativ-schöne weibliche Tatnaturen, ethische Sensitive, oder Empfindungsüberwertige, wie man sie nennen könnte als typisch bezeichneten, soll freilich nicht sagen, daß

* „Himmlische und irdische Liebe", „Eine Reise nach Ostende", Berlin, bei Schuster und Loeffler.

** Schuster und Loeffler, Berlin.

dieser Typus der im produktiven Leben der Frau herrschende sei, denn zu jeder Zeit wachsen Dichterinnen auf, welche das schönste Gleichmaß von Gefühlskraft und ordnender, objektiver Geistigkeit besitzen und damit sozusagen die Grenzen ihrer Weibnatur erweitern und aus ihren Unwillkürlichkeiten Freiheiten machen. Ich bin zufrieden, gerade heute und in diesem Zusammenhange zweier Dichterinnen gedenken zu können, welche der wahren Vollendung der eigenen Natur in ihrer geistigen Lebensäußerung bedeutend zustreben und der Gesamtheit ein schlechthin Gutes darzubringen haben, wodurch sie Absicht und Instinkt völlig in Gestaltung und bewußte harmonische Ordnung aufgehen lassen.

Unter den vielen Neuerscheinungen, welche den Blick trüben und das Urteil abstumpfen, möchten diese beiden Werke, wie sie in jeder Hinsicht hervorragen, auch die Aufmerksamkeit anziehen, die sie schon um ihrer selbst, mehr aber noch um der Zukunft willen verdienen, die sie versprechen.

Das erste — auch in künstlerischer Beziehung, bei bewußter Beschränkung vollendetere — ist ein Buch mit Skizzen von Anga Loch*: Darstellungen des dumpfen Daseins von mühseligen, enterbten, im Trüben gebundenen Menschen und ihrer tragisch-gesetzmäßigen, unheimlich folgerichtigen, katastrophalen Erlebnisse. Naturalistische Erkenntnis solcher Lebensstände ist über die gewohnte Kleinmalerei, die das Typisch-belanglose ohne Anfang und Ende zu schildern liebt, hinausgewachsen zu einer tieferen, stilbildenden Einsicht in das Große, erhaben Gesetzmäßige, Elementare der Natur. Scheinbar auf das Gewaltsame, Übermächtige, Besondere gerichtet, sind diese knappen holzschnittartigen Umrißzeichnungen, von einer zuweilen grandiosen Fülle, in Wahrheit aus einer dunkel ergriffenen, zugleich überwältigten und wieder beherrschenden Beobachtung hervorgekommen, welche gerade im Dasein der unterdrückten, an die schwerste Existenz, in die grausamsten Tiefen der Gesellschaft verwiesenen Menschen die vulkanischen Mächte unheimlich walten und hervorschlagen sieht.

Der Urinstinkt, selbst die Bestialität bedeutet in der Ökonomie der Natur ein schöpferisches, Sittlichkeit, Geistigkeit, Bedingtheit und Ordnung aufwühlendes und wieder zeugendes Prinzip. Diese innerliche, in den Skizzen wohl nur unbewußt ruhende, aber völlig ausgelebte Geistigkeit begründet die merkwürdige Kraßheit der Stoffe, denen nur eine gewisse feinere Differenzierung und Ausweitung und eine freiere, seelische Heiterkeit fehlt, um zur vollen epischen Macht vorzudringen, deren künstlerische Bedingungen: plastische Deutlichkeit jeder Gestalt, Einsicht in die menschliche Notwendigkeit jedes Motivs und vor allem sprachliche Besonderheit und Kraft, erfüllt sind. Namentlich in der herben, einfachen, naiv-sicheren Knappheit und Prägnanz des Ausdrucks sind diese Skizzen schlechthin meisterlich. Ein Bild: „da wurde drüben die Tür aufgerissen, und im Rahmen stand er. Seine dunklen Haare berührten den Pfosten, und sein mächtiger Schatten bog sich in allen Winkeln des kleinen Flurs." Ein anderes, von einem Greise: „Die Haare waren nicht silbern, sondern graulich und weich, wie der Flaum junger, dunkler Vögel." Ein Weib: (Ein Mädchen trägt ein Kind unterm Herzen, der Pfarrer begegnet ihr und fragt sie nach dem Vater): „Zu was denn einen Vater? Wenns nur eine Mutter hat und schert Euch zum Teufel." — Eine Nacht: „Die zwei konnten freilich nicht ahnen ...., daß der Mond mit einem gewaltigen Lachen, das sie zwar nicht hörten, das sich aber auf der halben Erde spiegelte, plötzlich aus der Finsternis tauchte . ."

Eine Landschaft: .. „Vor ihren Blicken lag das Örtchen wie eine Kugel, mitten durchgeschnitten von der Landstraße. Einige Häuserl waren ringsherum auf die Anhöhen gestiegen und saßen da so gemütlich, als wollten sie sich Jahrhunderte ausruhen. Im Hintergrund ernste Felder, liebliche Wiesen und Wald, ein Kraftgeschlecht von einem Wald. Er schien sich auf die Zehen zu stellen, um ins Örtchen zu gucken. Über dem allen ein blaues Dach, durch das eine Feuerrose des Paradieses gewachsen war — die Sonne."

Ich habe seit manchem Jahr nichts so wild Ursprüngliches, so natürlich Kräftiges, gefaßt Bedeutendes und persönlich Notwendiges gelesen, wie diesen schmalen Erstlingsband einer Dichterin, die offenbar allen Gefahren des Mitteilens, Beredens, der beeinflussenden und schwächenden Geselligkeit ferne, in einer vielleicht harten, jedenfalls aber reinen Einsamkeit die natürliche Freiheit ihrer Begabung bewahrt hat und ihrem primitiven Drang nach Äußerung gleich auch das knappe Gelingen findet.

Das zweite Werk ist ein umfänglicher, reich angelegter historischer Roman „Jesse und Maria", einer Baronin E. v. Handel-Mazzetti.* Aus dem gärenden Leben der Gegenreformation — die Geschichte spielt in unserer Wachau — erhebt sich über dem wüsten Durcheinander von Volksmassen und religiösen Streitigkeiten das Problem des Christentums selbst, welches immer wieder vom allgemeinen Formenzwang der Gläubigkeit weg zum Innersten des Gläubigen dringen muß, so daß er das Ewig-Menschliche, Befreiende der Persönlichkeit Christi erlebend, erst zu einem Christusmenschen werden muß, ehe er, von der

* „Auf steiniger Erde", Berlin, Gebrüder Paetel, 1905.

* Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung

Sklaverei des Kults befreit, die eigentliche Erhebung erlebt, welche die Religion sonst vorwegnimmt und damit das Ziel ohne den Weg hingibt.

Wie der Leidensgang Christi von jedem religiös-ursprünglichen Wesen gegangen werden muß, ehe es zu einem Herzenschristentum und zu einer wahren christlichen Menschlichkeit finden kann, wird hier mit einer gewaltig vorschreitenden Stimmführung an einem armen katholischen Weib und an einem adeligen protestantischen Jüngling gezeigt, beide gehen fanatisch von der Allgemeingültigkeit ihres Glaubens aus und werden Eroberer und Herolde ihrer Frömmigkeit, bis der Ernst des Kampfes sie selbst aus einem zuversichtlich übermütigen Weltgefühl zu einer großartigen Einkehr in sich selbst drängt, wo sie das letzte Endziel aller Religion finden: innerliche, reine, selbstgenügsame Menschlichkeit. Diese beiden schön gezeichneten Gestalten, in das bewegte, figurenreiche, farbige Zeit- und Landschaftsbild gesetzt, bewahrt man dauernd im Gedächtnis. Das Wesen des historischen Romanes: Erkenntnis des zeitlich Besonderen im menschlich Allgemeinen wird man in diesem Werke finden, wenngleich es immerhin ein provinzial begrenztes, lokal abgeschiedenes, aber typisches Schicksal überreich instrumentiert, während man der Begabung der Dichterin ganz wohl einen Griff ins Volle der damaligen Welt, in die Zentren der geistigen Bewegung zumuten möchte, den sie verschmähte.

Über die Sprache, welche mit feinem, eindringlichen Gefühl das ausklingende Mittelhochdeutsche in der ländlichen Mundart der Gegend wiedergibt, alle materiellen Lebenselemente der zeitlichen Redeformen enthält, wäre nur noch zu sagen, daß sie den objektiven dichterischen Bericht nicht klar genug von dem subjektiven, unmittelbar wirkenden Dialog absetzt und über die Komposition, daß sie vielleicht zu absichtlich auf theatralisch zugespitzte Szenen ausgeht, nicht gefaßt und ruhig genug episch entwickelt. Wer weiß, ob die Dichterin nicht einmal noch zur direkten Gestaltung der Antithesen, zur erregten impulsiven Unmittelbarkeit des Dramas gelangt, zu welcher ein gewisser Instinkt für das Gegensätzliche und dessen Zusammenfassung sie aufzurufen scheint.

Diesen schönen Erfüllungen möchte ich noch einige angenehme Versprechungen nachsetzen, welche ein paar Jugendwerke von Dichtern erregen.

Hans von Hoffensthals Roman „Maria Himmelfahrt"* ergeht sich in einem ergreifenden, wenn auch schwelgerischen Naturgefühle und stellt ein lyrisch tiefatmendes Schicksal zweier Menschen in eine leuchtend gesehene Landschaft die erhabene südtiroler Bergwelt in allen ihren Zeiten und Stimmungen. Noch ist aber die schildernde Sprache nicht völlig rein und nicht aus der beschreibenden Allgemeinheit zur darstellenden Besonderheit vorgedrungen, die Charaktere der Erzählung sind noch über ein umrißhaftes, lyrisches Erkennen nicht zur völligen deutlichen Wesenhaftigkeit herausgetrieben und der Dichter selbst aus einem schönen Empfindungsüberschwang noch nicht bis zur schöneren Klarheit und Herrschaft über das weitere Gebiet der menschlichen Natur gelangt.

Begrenzter, künstlerisch zuchtvoller angefaßt wird eine Jugendgeschichte von einem jungen Dichter Albert Geiger erzählt: „Roman Werners Jugend",* die typischen Leiden eines Schülerleins, denen wir bereits in Hesses temperamentvoll anmutiger Geschichte „Unterm Rad" und in Emil Strauß' weicher und wohllautender „Freund Hein" begegnet, aber deutlich in ihrer Besonderheit wiedergegeben und mit einer kräftigen, eigenen Sprachschönheit von echtem epischen Ton.

Nenne ich noch die „Kleinen deutschen Liebesbriefe",** eine Nachlese der berühmt gewordenen größeren Sammlung, worin das vielgeübte Herz der besten deutschen Menschen in unbewußter Poesie zu singen und zu klingen anhebt, um des eigenen Leides, der eigenen Lust in sehnlicher Aussprache gegenüber den Geliebten sich zu entladen, nenne ich die „Venezianischen Liebesabenteuer"*** des berühmten Lustspieldichters Carlo Gozzi, einen Teil seiner vergessenen Memoiren, worin er mit altitalienischer Grazie und anmutiger Grandezza, sittlich-ernst auf die zweifelhafte, aber bedenklich schönere Jugend hinweist mit der notgedrungenen Skepsis des älteren Herren, so glaube ich das Interessante und in irgend einem Sinne Wertvolle erschöpft zu haben, das in der letzten Zeit aus der Menge der Neuerscheinungen hervortrat.

Nur die Vollständigkeit — die sauere Pflicht des Kritikers, das eigentlich chronische Übel jeder „Chronik" — verlangt, daß ich mich, wenngleich möglichst kurz, mit ein paar Sachen beschäftige, deren innerer Wert kaum eine besondere Aufmerksamkeit fordert. Richard Schaukal: „Großmutter".† Eine sentimentale Schwärmerei für Biedermeierideale, die mit ermüdender Monotonie an unserer schlimmen Gegenwart gemessen werden, eine keineswegs originale oder großartige Antithese, die nicht direkt gestaltet, sondern unermüdlich und in gesuchtem Ton beberedet, ein Pathos entwickelt, das mit der

* Berlin. E. Fleischel & Co.

* Berlin, 1905. Karl Schnabel, Axel Junkers Buchhandlung.

** Julius Zeitler, Leipzig.

*** ebenda.

† Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

Kleinheit und Intimität der Dinge in unangenehmem Widerspruch steht. Es ist immer mißlich, eine Mode als Herzenssache zu behandeln und in der einer Geschmacksrichtung geleisteten unbedingten Gefolgschaft ein ästhetisches oder sittliches Verdienst zu sehen, es ist eine Art von Gesinnungprotzentum, woran die ästhetisierende Lebensfremdheit unserer vielen dichtenden Jünglinge arg leidet, die nicht im mächtigen Geschehen ringsum, sondern in fertigen, ausgelebten Gebilden die Impulse einer indirekten Darstellung findet, deren Blüten gleichsam von künstlichem Licht, statt von dem belebenden der freien Sonne hervorgerufen werden und auch gleich dahinwelken, wenn dieses künstliche Licht im luftlosen, abgeschlossenen Raume erlischt.

Hjalmar Söderberg „Historietten",* kleine pointierte Geschichten, deren zugespitzter Gedanke den faktischen Inhalt nicht deckt, sondern übertreibt, aber feuilletonistisch, das heißt überreizt gefallsam vorgetragen. Immerhin, es wäre gut, wenn unsere ausgeleerten, armseligen Zeitungspoeten einen solchen feineren Geschmack, eine natürliche Eleganz der Erfindung hätten wie dieser schwedische Kollege, der, wenn auch nicht dichterisch ursprünglich, doch das höhere geistige Niveau der poetischen Kultur des Nordens sicher einhält.

Ich brauche nur etwa die Zeitungsberühmtheit Herrn Edward Stilgebauers** gegenüberzuhalten, der mit nie verfehlender Banalität von Stoff und Wort das simpelste, ärmlichste mit dem Applomb anspruchsvollen Dichtertums ausbreitet, und jeder weiß, was gemeint ist.

Leider versagt und versiegt auch mit den Jahren eine feine, aber nicht eben tiefe Begabung, wie die Georg Hirschfelds in Erzählung und Drama, was vielleicht durch eine allzu reichliche Nötigung zu Äußerung, durch eine wahllose Produktion verschuldet sein mag, denn sein umfänglicher Roman „Das grüne Band"*** zeigt viele Qualitäten eines bescheidenen, aber echten Talents, vor allem die Gabe, Menschen deutlich hinzustellen, gehen, reden, erleben zu lassen. Aber welche Belanglosigkeit in all dem kleinen Treiben und welche Verliebtheit in das Gewöhnliche, das dem sentimentalen Dichter außerordentlich vorkommt!

Ernst von Wildenbruchs Roman „Das schwarze Holz"† treibt wieder einen glücklichen dichterischen Einfall — in einem bäuerlich verwaschenen, zeitlich trivialisierten Menschen erwacht von ungefähr die starke, ungebrochene, nur vergessene Ahnennatur und adelige Urkraft — aus der gleichgewichtigen Realität ins theatralisch Übermäßige und Unmäßige und verdirbt so einen künstlerischen, epischen Stoff durch dilettantische Theatralik.

So sorgen schon die vielen Erzeugnisse der poetischen Literatur dafür, daß man die wenigen schätze.

Der glückliche Leser — nicht von Kritiken sondern von Werken — nehme das seltene Gute freundlich auf, und nähert er sich dem Echten und Trefflichen mit herzlichem Verstande, so wird er an der „Entfremdung des Volkes von seiner Literatur" nicht teil haben, an welcher wahrlich die Entfremdung der Literatur vom Volke mit ihre Schuld trägt.

Dr. Otto Stoeßl.

* Insel-Verlag, Leipzig.
** „Aus freudelosem Hause." Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
*** S. Fischer, Berlin.
† Berlin. G. Grote.

Kleine Mitteilungen.

Auswanderung. Die Auswanderung aus Europa nach der neuen Welt nimmt in erschreckender Weise zu und immer noch steht unsere Monarchie hiebei an der Spitze der statistischen Listen. Nach den Mitteilungen im letzten Jahresberichte des Generalkommissärs für das Einwanderungswesen der Vereinigten Staaten von Amerika über die Einwanderung im Fiskaljahre 1904/05, das ist in der Zeit vom 1. Juli 1904 bis 30. Juni 1905, landeten in den Unions- sowie in den kanadischen Häfen auf der Reise nach den Vereinigten Staaten insgesamt 1,026.499 eigentliche Auswanderer, das heißt Zwischendeckpassagiere (gegen 812.870 im Vorjahre). Die meisten Einwanderer kamen auch in diesem Jahre wieder aus Österreich-Ungarn, Italien und Rußland; es belief sich die Zahl derselben aus Österreich-Ungarn auf 275.693 (+ 98.537 gegen das Vorjahr), aus Italien auf 221.479 (+ 28.183), aus Rußland und Finnland auf 184.897 (+ 39.756), aus Großbritannien, Irland und Schottland auf 137.134 (+ 49.544), aus Deutschland auf 40.574 (— 5806), aus Schweden auf 26.591 (— 1172), aus Norwegen auf 25.064 (+ 1256) rc., zusammen aus Europa auf 974.273 (+ 206.340). Von diesen Einwanderern waren 724.914 männlichen und 301.585 weiblichen Geschlechtes; 114.668 Eingewanderte standen im Alter von weniger als 14 Jahren, 855.419 waren 14 bis 45 und 56.412 mehr als 45 Jahre alt. 8209 Personen konnten lesen, aber nicht schreiben, 230.882 konnten weder lesen noch schreiben. Der Gesamtbetrag des von den Eingewanderten mitgeführten Bargeldes belief sich im Berichtsjahre auf 25,159.012 Dollars. Unter den Auswanderern aus Österreich-Ungarn befanden sich 197.557 Männer und 78.136 Frauen. Das von ihnen mitgeführte Bargeld wird mit 2,619.583 Dollars, also ungefähr 13 Millionen Kronen

angegeben. Für das laufende Jahr sind noch höhere Ziffern zu erwarten. Seit einiger Zeit beginnen auch aus Bosnien Leute, und zwar merkwürdigerweise Mohammedaner, nach Nordamerika auszuwandern. Sie sagen, die Not sei es, die sie in die Ferne treibt. Wer ist aber an diesen traurigen Tatsachen schuld? Nicht etwa die Armut unseres Bodens oder das Fehlen finanzieller Hilfsmittel, physischer oder geistiger Kraft. Nur der Mangel an Unternehmungsgeist und -lust, die Kurzsichtigkeit gewisser Kreise und die Indolenz anderer, die Zerfahrenheit unserer politischen Verhältnisse und unser geringer Ernst in wirtschaftlichen Fragen sind die Ursachen, daß wir in stets steigendem Maß das Wertvollste verschleudern, was wir haben: tüchtige Menschen. Denn alle, die in Erkenntnis unserer traurigen Verhältnisse mutig entschlossen der Heimat den Rücken kehren, um in der weiten Fremde Arbeit und bessere Lebensbedingungen zu suchen, sind gewiß nicht die schlechtesten.

—nk—

Zeitschriftenschau. Im zweiten Februarheft der »Nuova Antologia« wird die ungarische Krise besprochen. Der anonyme Verfasser erwähnt die Fiumaner Beschlüsse, die Haltung der Kroaten und Serben. Wiewohl er selbst, mit Rücksicht auf die Vergangenheit, zweifelt, daß die Versprechungen der ungarischen Koalition großes Vertrauen verdienen, erscheint ihm der „magyarisch-kroatische Flirt" doch ein Symptom, das in Wien beachtet werden sollte. Er bespricht sodann die Reinkorporierung Dalmatiens in das dreieinige Königreich, die im Interesse Ungarns gelegen wäre und für Österreich einen Schaden bedeuten würde. Er glaubt, daß die Stellung der Italiener in Dalmatien zu dieser Frage von großer Wichtigkeit sein wird, auf die er aber „in einer rein internen Frage eines befreundeten Nachbarstaates" keinen Einfluß ausüben will. — »The Nineteenth Century and after« vom März bringt einen schwärmerischen Artikel der Lady Paget über Brixen und die dortige Wasserheilanstalt. — Dr. Fritz Winter bespricht in der „Neuen Zeit" die österreichische Wahlreform, die er als eine Errungenschaft der Sozialdemokraten bezeichnet. Er führt aus, daß die Wahlkreiseinteilung den eigentlichen Gegenstand des Streites bilde, da heute „niemand mehr wage, sich als Anhänger des Privilegienparlamentes zu deklarieren". Hiebei wirft er den bürgerlichen Vertretern vor, daß sie, in die alten Vorstellungen eingesponnen, auch das Österreich nach der Wahlreform mit den Augen der alten Österreicher ansehen. Das neue Haus werde ganz andere Sorgen als das alte haben. Er beklagt schließlich, daß die Regierungsvorlage auf die Wünsche der Sozialdemokraten keinerlei Rücksicht genommen habe und daß die Arbeiter in erster Linie Grund hätten, gegen die Einteilung der Wahlkreise Stellung zu nehmen. — In der „Deutschen Rundschau" schildert Mfgr. Graf Vay seine Fahrt nach Amerika auf einem von Fiume abgegangenen, mit Auswanderern aus Österreich-Ungarn dicht besetzten Cunard-Dampfer. — Richard Schaukal schreibt in der „Gegenwart" über „tüchtige Kritik". — Lutz Korodi bezeichnet die jüngst veröffentlichte Antwort der ungarischen Koalition in einer politischen Korrespondenz an die „Preußischen Jahrbücher" als „den reinsten Hohn auf alle Reservatrechte, die dem Kaiser als oberstem Kriegsherrn verfassungsgemäß zustehen". Er begrüßt unter diesen Umständen die Auflösung des Reichstages und warnt davor, die Neuwahlen binnen dreier Monate auszuschreiben. „Dem parlamentarischen Absolutismus, der sich nicht scheute, das altmagyarische »jus resistendi« gegen den Willen des König — nur heute ohne Rechtstitel! — in aller Form wieder aufleben zu lassen, muß ein zeitweiliger Absolutismus von oben entgegengesetzt werden, bis wieder einigermaßen Ordnung im Lande wird und auch der Sinn für Ordnung wieder erwacht." Korodi hofft, daß man sich in Wien „aus dem augenblicklichen Absolutismus zu einem neuen, für das Land und die Krone brauchbareren Konstitutionalismus" durchringen werde und empfiehlt die Oktroyierung des allgemeinen Wahlrechts. — In den „Mitteilungen des Handelsvertragsvereines" erinnert Arved Jürgensohn bei Besprechung der geplanten Portoerhöhung in Österreich daran, daß bei uns schon lange vor Rowland Hill, dem berühmten Erfinder des Penny-Portos, eine einfache Brieftaxe galt. Er schreibt: „Und doch war Hill in Wirklichkeit nicht der Erfinder, nicht der erste Urheber dieser genial einfachen Brieftaxe. Schon vor ihm hat ein billiges Einheitsporto für Briefe das ganze XVIII. Jahrhundert hindurch in Österreich bestanden, und wenn man seinen Erfinder heute noch feststellen könnte, so hätten die Wiener alle Ursache, auch ihn durch ein Denkmal zu ehren. Es gab schon damals nämlich einen billigen Portosatz von 6 Kreuzer für alle Briefe ohne Unterschied der Entfernung in Österreich und von hier nach dem Auslande. 1722 wurde diese Taxe für ausländische Briefe auf 8 Kreuzer, 1750 auch für inländische auf denselben Satz erhöht, offenbar aus fiskalischen Gründen. Nach dem spanischen Erbfolgekriege, nach dem Türkenkriege, nach den schlesischen Kriegen war die Staatskassa stets um neue Einnahmen verlegen. Ebenso nach den Kriegen mit Frankreich in den Zeiten der französischen Revolution und Napoleons. Daher wurde 1798 der Satz von 12, 1803 die Taxe von 16 Kreuzern,

1806 ein Porto von 24 Kreuzern festgesetzt. Nachher experimentierte man noch weiter herum, machte aus dem einfachen Porto ein zweizoniges, dann ein siebenzoniges und wieder ein zweizoniges, bis man 1850 schließlich drei Zonen schuf (3, 6 und 9 Kreuzer). Erst am 1. Jänner 1866 ist Österreich wieder auf das Einheitsporto zurückgekommen und führte nun den Satz von 5 Kreuzern ein." — Im »Courrier Européen« erzählt Berta v. Suttner die Geschichte ihres Romanes „Die Waffen nieder" und der Bewegung, die er hervorrief. Sie erwähnt, wie schwer es ihr geworden sei, für das Manuskript einen Verleger zu finden. Die „Deutsche Verlagsanstalt" in Stuttgart meinte, der Stoff eigne sich nicht für einen Roman und eine Reihe angesehener Redaktionen fand, teils daß das Werk kein Interesse für das Publikum habe, teils daß man es in einem militärisch gesinnten Lande nicht publizieren könne. — In einer der letzten Nummern (218.) der seither eingegangenen Pariser Wochenschrift »L'Européen« schreibt N. Pflugmann über den Aufschwung der Industrie Österreichs auf den verschiedenen Gebieten, den er als sehr bedeutend bezeichnet. Der österreichischen Industrie fehle nichts als die Freiheit hinsichtlich des nationalen Lebens, der Friede zwischen den Nationen.

Feuilleton.

Burgtheater.

(Samstag, 17. März: „Der verlorene Vater". Komödie in vier Akten von Bernard Shaw. Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Es gibt derzeit in England keinen Schriftsteller, der so viel von sich reden macht wie Bernard Shaw. Aber auch keinen, der so viel Clownhaftigkeit mit attischem Witz verbände. Immer auf der Lauer, der gespreizten Würde der englischen Gesellschaft an die Waden zu fahren und die Kenntnis seiner Landsleute auf die ruchloseste Art zur Störung ihrer süßen Gewohnheit, zur Kränkung ihrer Eitelkeit und zur Geißelung ihrer Schwächen und Lächerlichkeiten zu „mißbrauchen", hat er doch nicht den ethischen Ernst und den reformatorischen Mut, direkt auf sein Ziel loszugehen. Er setzt sich lieber die Narrenkappe auf den Kopf und reitet auf dem Steckenpferd seines satirischen Bummeltriebes in komisch verzogenen Spiralen um sein Ziel herum. Das ist das Verwirrende an Bernard Shaw, von dem eine Komödie nun auch in den Spielplan des Burgtheaters aufgenommen worden ist. Leider eine von nur sehr geringer Bühnenwirkung.

Der „Verlorene Vater" ist möglicherweise die witzigste Bühnenarbeit des irischen Satirikers, aber mit den Werken des Witzes hat es nun einmal die traurige Beschaffenheit: sie besitzen meistens ein Verwesliches und ein Unverwesliches, von deren innigster Verbindung jedoch eigentlich ihr ganzes Leben und die ganze Fülle ihrer Wirkung unumgänglich abhängt. Das hat schon Lichtenberg, auch ein Meister des Witzes, einsichtsvoll erkannt und bedauert. Der Dialog des „Verlorenen Vaters" strotzt von glänzenden Witzen, und es gibt darunter Bonmots, die das Zeug in sich haben, als Aphorismen selbständig weiter zu leben. Aber die Handlung, an die der im Lichte überlegener Ironie funkelnde und schillernde Dialog gebunden ist, war in der unplastischen Art der demonstrativen Umkehr unserer Ideen- und Empfindungsassoziationen nie bühnenlebendig und trug den Keim der Verwesung schon in sich, als Bernard Shaw sich anschickte, sie auszuführen. Ganz abgesehen davon, daß sie zu dürftig ist, um vier ausgewachsene Lustspielakte mit dramatischem Leben zu erfüllen.

Eine Mutter mit drei erwachsenen Kindern, zwei Töchtern und einem Sohne, trifft nach achtzehn Jahren durch Zufall in einem englischen Seebad mit ihrem Manne zusammen, dem sie mit ihrer unausstehlichen Frauenrechtlerei den häuslichen Herd verleidet hatte. Wie sie sich beim Frühstück, bei Tee und beim Tanz auseinandersetzen, in Streit geraten und schließlich, eingeschüchtert durch einen polternden Justizrat, wiederfinden, wie sich dabei die verzogenen Kinder benehmen und sich dazwischen die älteste Tochter, auch eine fanatische Frauenrechtlerin, mit einem jungen Zahnarzt verlobt, entlobt und wiederverlobt, und wie sich dies alles in den kühlen, glatten, höflichen und sauberen Umgangsformen der englischen Gesellschaft abspielt, das ist der ganze Spaß an dem vieraktigen Spazierensitzen, Spazierentafeln und Spazierentanzen. Man kann sich schon denken, was ungefähr Bernard Shaw damit wollte. Ihm war es offenbar darum zu tun, im deutsamen Spiel des Scherzes zu zeigen, wie der englische Formenkult alle Leidenschaften, Leid- und Lustempfindungen in mechanische Funktionen umsetzt, die gleich einer gut gehenden Taschenuhr kaum berührt werden von Hitze und Kälte und von den Erschütterungen, die der Tag mit sich bringt. Es ist aber auch möglich, daß er zugleich das Gegenteil davon beweisen wollte, daß er durch das Medium der scheinbaren Lächerlichkeit hindurch erkennen lassen wollte, wie notwendig die Pflege vornehmer gesellschaftlicher Umgangsformen ist, um dem Menschlichen, Allzumenschlichen in uns

das Häßliche zu benehmen und unserem Leben eine schöne rhythmische Linie zu geben.

Ein ähnliches Doppelziel scheint ja auch Oskar Wilde in seiner „Trivialen Komödie für seriöse Leute“ vorgeschwebt zu haben. Nur treten seine satirischen Absichten viel sinnfälliger in die Erscheinung und sie belustigen auch in dem gleichen Maße mehr, weil sie im Rahmen einer wohl trivialen, aber bühnenbrauchbaren Handlung, die auch dem Situationswitz Tür und Tor öffnet, durchgeführt erscheinen, während in der Komödie Bernard Shaws die satirischen Pfeile nicht auf Ziele gerichtet sind, die sich unmittelbar aus der Situation ergeben und der Zuschauer auf der angestrengten Suche nach der Zielscheibe des Spottes derart ermüdet, daß er schließlich den Wald vor lauter Bäumen, den Witz vor lauter Witzen nicht sieht. Und dann hatte sich das Deutsche Volkstheater für die „triviale Komödie“ Wildes einen technischen Kniff zurechtgelegt, der ihrer parodistischen Wirkung auf ein nicht englisches Publikum sehr zum Vorteil wurde. Sämtliche Darsteller übertrugen den mechanischen Tonfall der englischen Sprechweise auf ihre Sprache und indem sie so den taktmäßigen Rhythmus des englischen Gesellschaftslebens auch im Dialog zum Ausdruck brachten, erhöhten sie den ergötzlichen Kontrast zwischen Affekt und der anerzogenen Beobachtung der vorgeschriebenen Umgangsformen. Man hat es damals dem Deutschen Volkstheater zum Vorwurf gemacht, sich eines so wohlfeilen Possenmittels zu bedienen. Das Burgtheater, wo man die ähnlich geartete Komödie Bernard Shaws in einem vornehmen Lustspielton gibt, bereitet dem Deutschen Volkstheater die Genugtuung, den erhobenen Vorwurf hinterher zu entkräften. Was die Damen Bleibtreu und Witt und die Herren Römpler, Thimig, Korff und Gimnig boten, war bestes, allerbestes Burgtheater, aber nicht Geist vom Geiste Shaws. Einzig Fräulein Senders und Herr Treßler hatten den Mut, es dem Dichter an grotesker Laune gleichzutun. Das Publikum der Erstaufführung war geteilter Meinung. Die einen taten so, als erblickten sie in der Komödie eine neue Offenbarung, und klatschten demonstrativ; die andern wußten nichts damit anzufangen und zischten sich den Ärger vom Halse. Wenn zwei sich streiten, lacht der dritte. Und der lachende Dritte dürfte in diesem Falle niemand anderer sein als — Bernard Shaw.

Theodor Antropp.

Von der Woche.

11. März. Der Parteitag der Alttschechen in Prag genehmigt das revidierte Parteiprogramm und erklärt die von der Regierung vorgelegte Wahlreform vom Standpunkte der nationalen Gleichberechtigung, des Staatsrechtes und der Autonomie für unannehmbar. — Felix Kohn (geb. 1849), Großindustrieller, in Wien †. — Graf Albert Apponyi erstattet seinen Wählern in Jaszberenyi den Rechenschaftsbericht und fordert sie zum unbeugsamen Widerstand und zur Fortsetzung des Kampfes auf.

12. Der neue Handelsvertrag mit der Schweiz tritt in Kraft. — Der Zentralverband der Industriellen Österreichs veranstaltet in Wien eine Konferenz zur Organisation der industriellen Arbeitgeber.

13. 391. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Trauerkundgebung für die Opfer der Grubenkatastrophe in Courrières. Fortsetzung der Wahlreformdebatte.

14. 392. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Wahlreformdebatte. Der Ministerpräsident verteidigt die Vorlage gegen die Angriffe der bisherigen Redner.

15. G. d. K. Viktor Freiherr von Ramberg (geb. 1828), in Graz †. — Eröffnung der sechsten internationalen Automobilausstellung in Wien. — 393. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Wahlreformdebatte. Die Abgeordneten Wolf und Genossen stellen einen Antrag auf Sonderstellung Galiziens. — Das Exekutivkomitee der ungarischen Koalition hält eine Sitzung ab, in welcher es gegen eine Reihe von Maßnahmen der Regierung protestiert.

16. Die Handels- und Verkehrsbeziehungen Österreich-Ungarns zu Serbien und Montenegro werden provisorisch auf dem Fuße der gegenseitigen Meistbegünstigung geregelt. — 394. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Wahlreformdebatte. — Der ungarische Ministerrat erklärt das Exekutivkomitee der Koalition für aufgelöst und verbietet seine weitere Tätigkeit.

*

Zwei Vorträge. Auf Veranlassung der Wiener juristischen Gesellschaft wurden diese Woche zwei ungemein interessante und anregende Vorträge von hervorragenden Gelehrten gehalten, die, ihrer Geburt nach Österreicher, jetzt im Deutschen Reich wirken. Der Strafrechtslehrer an der Berliner Universität Franz v. Liszt sprach über Rechtsvergleichung und richtiges Recht, der Staatsrechtslehrer an der Heidelberger Universität Georg Jellinek über Verfassungsänderung und Verfassungswandlung. Beide Vorträge, wenn auch von streng wissenschaftlichen Erörterungen der betreffenden Disziplinen ausgehend, boten wichtige Ausblicke in die praktische Politik. Liszt führte aus, daß das richtige Recht nur dasjenige sei, das der Entwicklungstendenz entspricht, während jenes ein unrichtiges genannt werden müsse, welches dieser Tendenz zuwiderläuft. Wenn also beispielsweise die Entwicklungstendenz auf die Demokratisierung des Wahlrechtes zielt, so sei es unrichtig, das Wahlrecht aristokratisieren zu wollen. Eine richtige Politik ist daher nur jene, welche die Vorwärtsbewegung im Auge hat, sei es, daß sie diese Bewegung führt (Fortschritt) oder sich damit begnügt, den Lauf der Entwicklung zu einem möglichst ruhigen und

glatten zu gestalten (Konservativismus). Jellinek wies darauf hin, daß der politische Wert der Parlamente im Sinken begriffen sei und daß das konstitutionelle System zu einer ungeahnten Stärkung der Regierungsgewalt geführt habe. Er warf die Frage auf, welche Verfassungswandlung diese fortschreitende Wertminderung der Parlamente zur Folge haben werde. Bisher anerkannte man außer dem Willen der Parlamente keinen Volkswillen. Heute aber zeigen sich bereits wichtige Ansätze zur Organisation des Volkes und neue Institutionen (die Presse, Vereine, Verbände, Parteiorganisationen ꝛc.) äußern ihren Einfluß auf die Leitung der Staaten über die Häupter des Parlaments hinweg. In manchen Staaten hat diese Macht bereits durch verfassungsrechtliche Einrichtungen (Referendum, Plebiszite, imperative Mandate u. s. w.) Anerkennung gefunden und der Anfang zur verfassungsmäßigen Einfügung des unmittelbaren Volkswillens in die staatliche Organisation ist daher in den westlichen Staaten mit ihrer vorgeschrittenen Demokratisierung der Gesellschaft bereits gegeben.

Beide Vorträge fanden vor einem zahlreichen, vornehmen Publikum statt und bewiesen, wie großes Interesse die intelligenten Kreise der Wiener Gesellschaft wirklich guten und formvollendeten Vorlesungen entgegenbringen. —nk—

Fremdenverkehr. Mit Rücksicht auf unsere Bemerkung Heft 69, S. 183, daß es wünschenswert wäre, durch Wanderlehrer auf eine Verbesserung der Einrichtungen für den Fremdenverkehr hinzuwirken, macht uns der Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark darauf aufmerksam, daß er bereits im Juli 1904 der steiermärkischen Statthalterei dargelegt habe, wie wichtig es für den Fremdenverkehr sei, daß die Besucher einer Gegend daselbst auch entsprechende Unterkunft und Verpflegung antreffen. Er bat, ihm Gelegenheit zu geben, sich bei Errichtung von Hotels, Pensionen ꝛc. über die Frage der Notwendigkeit, als auch über die zweckmäßige Einrichtung gutächtlich äußern zu dürfen. Auf einen entsprechenden Erlaß der Statthalterei hat sich denn auch eine Reihe von Bezirkshauptmannschaften an den Verband gewendet. Infolge einer Enquete hat sich ferner im vorigen Jahr ein Kuratorium für die Errichtung von Kochkursen zur Förderung des Gastgewerbes konstituiert. Aus den uns eingesendeten Jahresberichten geht weiters hervor, daß der Verband in ungemein eifriger und sehr anerkennenswerter Weise bestrebt ist, den Fremdenverkehr in Steiermark zu beleben. — Auch die Statthalterei von Tirol hat verfügt, daß die Gewerbebehörden gegebenen Falls Gutachten des dortigen Landesverbandes einholen.

—v—

Lustspieltheater. Drei Einakter — drei Kulturen! Zuerst Lucians Satire „Die Fahrt über den Styx“ in Paul Lindaus Bühnenbearbeitung. Ein wirklicher Grieche, der so geistreich sein konnte, wie ein Berliner Lustspieldichter von heute. — Dann „Mamzell Couraschе“, ein Bild aus dem Dreißigjährigen Kriege, von Erich Korn, Spezialisten in aparten tragischen Konflikten. Bei Verwendung der ältesten Theaterkniffe, die aber „wie neu“ aussehen! Der Fechtmeister Spertini hat eine wackere Soldatendirne zum Weib genommen; eifersüchtige Kameraden hetzen den Halbtrunkenen in die schamlose Wette, daß er noch in der Hochzeitsnacht Mamzell Courasche schlagen werde. Spertini will seine Wette, trotz besserer Einsicht und der Bitten des Weibes, gewinnen. Sinnlos in ihrem Schmerze, sticht sie ihn nieder, als er die Peitsche gegen sie erhebt. Auch die große Geschicklichkeit der Mache hilft nicht über das Peinliche des Vorwurfes hinweg. Hierauf nun Schnitzler mit der Burleske „Zum großen Wurstl“. Das Publikum „kennt sich nicht aus“. Begreiflich! Denn es ist durchaus ein Metier-Spaß, den sich hier Schnitzler mit grandioser Überlegenheit, mit einer gewissen, grimmigen Vergnügtheit leistet. Diese negative Betrachtung ist in einer Stunde von — Katzenjammer, böser Verdrossenheit, lachenden Stolzes entstanden. Klar ist sie nicht, kann darum eigentlich nicht verstanden, sondern nur dunkel, instinktiv mitgefühlt werden... Der Direktor eines Wurstlprater-Theaters, ehemals Hutschenschleuderer, kündigt die Handlung an. Dann folgt eine witzsprühende und doch auch recht ernsthafte Persiflage des Theaters, des ganzen Theaters, samt Publikum und Kritik. Zuletzt kommt ein Unbekannter — „ein Herr“ — und durchschneidet mit kritischem Schwerte die Drähte der Marionetten, deren Zug die Menschen im Publikum, den Direktor, den Dichter regiert. Sie versinken in Dunkelheit. Man versteht: sie alle sind Schemen; bestehen bleibt nur das Ewige. Der feine Scherz wurde ausgezeichnet gespielt. Herr Hofer sprach den Direktor äußerst charakteristisch und Herr Straßni agierte eine Marionette „stilgetreu“. R. Holzer.

Raimund-Theater. Das fünfaktige Drama „Messenhauser“ von Fritz Telmann bringt die Wiener Erhebung des Jahres 1848 auf die Bühne. Wäre es der Zweck der Aufführung gewesen, die in unserer Generation schon sehr verblaßte Erinnerung an die denkwürdigen März- und Oktobertage jenes Jahres von der Bühne herab wieder aufzufrischen, dann hätte ihn die Ausgrabung eines älteren Wiener Volksstückes vielleicht besser erfüllt. Ich meine das Lebensbild „Der letzte Nationalgardist“ von O. F. Berg. In den ersten zwei

Akten wird darin die Stimmung jener Zeit, der Begeisterungstaumel der Märztage und die Ernüchterung der Oktobertage mit dem Naderertum, das sie im Gefolge hatten, so unmittelbar aus der Nachwirkung des Erlebnisses heraus und zudem so bühnenwirksam geschildert, daß sich der Versuch einer Wiederaufführung wohl verlohnen würde. Was Telmann bietet, kommt aus dritter und vierter Hand. Es fehlen die Beglaubigungszüge der Selbstempfindung, und man spürt nichts vom heißen Atem der politischen Leidenschaft, die damals die Gemüter ergriffen hatte. Zu dürftig an Stimmungsgehalt, zu pedantisch in der wahrheitsgetreuen Wiedergabe aller äußeren Phasen der Revolution und zu unbeholfen in der bühnengemäßen Belebung und Vereinfachung der historischen Begebenheiten, spektakelt das Stück an Aug' und Ohr vorüber, ohne ein Mitempfinden auszulösen. Und der dramatische Kern, die Tragödie Messenhausers, erscheint in dem Tohuwabohu der elf lärmenden Bilder erst recht mißglückt. Statt uns zu zeigen, in welchen Widerstreit von Empfindungen der zarte schwärmerische Poet, dem eine Laune der Geschichte den Kommandostab über die Wiener Nationalgarde in die Hand gedrückt hatte, durch die Flutwelle der Freiheitsbewegung gestürzt worden ist, stellt ihn Telmann zwischen zwei verliebte Frauenzimmer, die ihn am Gängelbande halten. Das eine zieht links, das andere zieht rechts; das eine, ein zweites „Klärchen" bremst, das andere, eine polnische Freiheitsfurie, treibt an. Und dennoch hätte das Stück Telmanns, auch in der jetzigen Fassung, sehr wohl seine theatralische Schuldigkeit tun können. Aber wohl gemerkt: nur als Ausstattungsstück, ähnlich den Napoleonstücken, wie sie in Paris noch immer im Schwang sind. Viele Wiener wären dem Raimund-Theater dankbar gewesen, hätten sie dort die bewegten Tage von 1848 in historisch treuer Nachbildung schauen können. In der Wallgasse aber hat man Telmanns szenisch und dekorativ anspruchsvolles Stück, dessen Stärke in der frischen Behandlung der Massenszenen zu suchen ist, nach sechs Proben hinausgeworfen und in einer aus unmöglichen Kostümen und aus noch unmöglicheren Versatzstücken zusammengestoppelten Ausstattung, die einfach den Gipfelpunkt aller Unmöglichkeit bedeutet. Zumal in Wien, wo die historisch denkwürdigen Straßenbilder noch in aller Erinnerung sind und wo man weiß, daß die Nationalgarde, die im Raimund-Theater im Frack erscheint, den Waffenrock eingeführt hat und daß die Studenten im Jahre 1848 noch keine farbigen Bummler trugen. Man braucht keineswegs ein blinder Anhänger der Meiningerei zu sein. Aber es gibt Stücke, wo sie zur Notwendigkeit, zur Lebensbedingung wird. Und „Messenhauser" ist ein solches. Kein Wunder, daß das Denkmal, das Telmann dem Kommandanten der Wiener Nationalgarde in seinem Schauspiele zu setzen hoffte, im Raimund-Theater zum Schneemann wurde, der schon nach einer Woche der Märzensonne zum Opfer fiel. —tr—

Bürgertheater. Mit großer Heiterkeit wurde hier eine Posse, „Der Erste", von August Neidhardt aufgenommen. Sie ist die anspruchslose Arbeit eines sattelfesten Bühnenpraktikers, der auch genügend Mutterwitz besitzt, um den mit geschickter Hand herbeigeführten Situationen neue komische Wirkungen abzugewinnen. Wieder einmal wird eine riegelsame Vorstadt-Xanthippe gebändigt. Das Werk dieser Bändigung vollzieht sich glatt und reinlich, wohl ein bißchen derb und mit Benützung des reichen Schatzes von Pantoffelhelden-Späßen, der in den älteren Jahrgängen der „Fliegenden" aufgespeichert ist, aber in der harmlosen Art der Durchführung und in der klugen Ausnützung aller heiteren Prämissen hinreichend belustigend. Straßmeyers drollige Naturkomik und einige aktuelle Couplets von Richard Fronz, dem Kapellmeister des Hauses gefällig vertont, erhöhten den Erfolg des Stückes, der dem Bürgertheater in der Voraussetzung zu gönnen ist, daß es darin nicht etwa einen Ansporn finde, sein Heil ausschließlich in der Pflege gleich niedrig gearteter Bühnenwerke zu suchen.

—n—

Österreichische Rundschau, Heft 73. Redaktionsschluß 17. März 1906. Ausgegeben 22. März 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

Die Handels- und Gewerbekammer in Brünn hat ihren zufolge des Gesetzes vom 29. Juni 1868 in das Handelsministerium eingesendeten Bericht über die geschäftlichen Verhältnisse in ihrem Bezirke während des Jahres 1905 durch den Druck veröffentlicht In dem Kapitel „Geldverhältnisse" wird darauf hingewiesen, daß nach mehreren Jahren großer Geldflüssigkeit plötzlich und fast unvermittelt im Herbst 1905 eine Periode der Geldknappheit eintrat. Im Jahre 1904 hatte man von dem Ausbruche des russisch-japanischen Krieges eine Anspannung der Geldmärkte befürchtet, die tatsächlich sich nicht einstellte; während nach allgemeiner Anschauung die Beendigung eines Weltkrieges eine Erleichterung des Geldstandes bringen sollte, war der Friede von Portsmouth fast unmittelbar auf allen europäischen Geldmärkten von einer wesentlichen Verteuerung des Geldes gefolgt. Maßgebend hiefür war der Umstand, daß die kriegführenden Mächte sich vor der Festlegung ihrer Mittel fürchteten und darum, so lange der Krieg währte, lediglich auf kurze Fristen ihr Geld in neutralen Kassen hinterlegten. Nach Beendigung des Krieges lag kein Grund mehr vor, größere Geldbestände im Auslande zu halten, es erfolgten die Zurückziehungen der russischen und japanischen Guthaben auf dem internationalen Geldmarkte und damit eine wesentliche Verringerung der verfügbaren Mittel.

Der schriftstellerisch vielfach tätige Graf Karl Lanckoroński, der Herausgeber des monumentalen Werkes „Städte Pamphyliens und Pisidiens" mit Tafeln und Textabbildungen nach architektonischen Aufnahmen von Professor George Niemann, hat sich mit diesem und dem Professor an der Wiener Universität Dr Heinrich Swoboda zur Herausgabe des in künstlerischer, archäologischer und geschichtlicher Hinsicht hochbedeutenden Werkes: „Der Dom von Aquileia" vereinigt, das am 22. März im Buch- und Kunstverlag Gerlach & Wiedling erscheinen wird. Nach einer schwungvollen Einleitung aus der Feder des Herausgebers zeigt die Publikation in gewissenhaften Aufnahmen und malerischen Ansichten den jetzigen, im 11. Jahrhundert auf älterer Grundlage erbauten Dom und die durch Grabungen ans Licht gebrachten altchristlichen Anlagen: das Atrium, das Baptisterium und die Doppelkirche; ferner in farbigen Reproduktionen die für die Geschichte der Malerei wichtigen Fresken der Apsis und der Krypta sowie die verschütteten Mosaiken. Gleich wertvoll für die Kunstgeschichte erweisen sich die Reproduktionen des gegenwärtig in Görz befindlichen größten Teiles des Aquilejensischen Reliquienschatzes. Der auf umfassenden mühevollen Forschungen beruhende Text des Professors Swoboda bringt im Zusammenhang mit den Bauanlagen die Geschichte und die Legenden der frühen christlichen Gemeinschaften in Aquileia. Es werden darin neue Gesichtspunkte aufgestellt unter steter Verwertung der gesamten neueren Literatur, welche in den zahlreichen für die Fachkreise wichtigen Anmerkungen ihre Würdigung findet. Das wahrhaft monumentale Werk kostet 300 Kronen.

Prof. Emil Reichs Vorlesungen über Ibsens Dramen sind in fünfter Auflage bei E. Pierson in Dresden erschienen. In dieser neuen Ausgabe konnten die inzwischen bekannt gewordenen Prosaschriften sowie die Weihnachten 1903 veröffentlichten Briefe Ibsens mit herangezogen werden. Ferner wurden die Angaben über Erstaufführungen und Übersetzungen tunlichst ergänzt.

E. Guarini berichtet in der „Umschau" über die Versuche des Genfer Arztes Redard zur Anwendung von blauem Licht in der Zahnheilkunde. Redard benutzt eine 16kerzige Glühlampe, welche von einer blauen Glasbirne umgeben ist und bestrahlt mit dieser 2–3 Minuten lang den Patienten. Dem Patienten wird befohlen, die Glühlampe zu fixieren; Kopf und Lampe werden mit einem blauen Tuch überdeckt. Nach der angegebenen Zeit pflegt der Patient bewußtlos zu sein, so daß man leichte und kurze Operationen, so z. B. das Ziehen eines Zahnes, vornehmen kann, ohne daß der Patient eine Schmerzempfindung hat. Der Engländer Milliard, Assistent am London Hospital, hat Redards Versuche geprüft und hatte in 30 Fällen 20 mal Erfolg, während in den andern zehn Fällen teilweiser oder ganzer Mißerfolg zu verzeichnen war. Die Methode ist zweifellos ungemein interessant, es bleibt jedoch noch zu prüfen, ob die Anästhesie wirklich dem blauen Licht zuzuschreiben ist oder ob dabei die Suggestion eine große Rolle spielt. Bemerkenswert ist jedenfalls die Beobachtung, daß bei der Narkose durch blaues Licht bei dem Patienten nur eine Gefühllosigkeit der Kopfnerven, insbesondere im Gebiet des Trigeminus eintritt, während die Empfindung in den Extremitäten erhalten bleibt.

Büchereinlauf.

Grundriß des Eisenbahnrechts, mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Ein kurzgefaßtes Lehrbuch für Juristen, Eisenbahnbeamte und Studierende. Von Dr. jur. et phil. Karl Koehne Berlin, 1906. Otto Liebmann.

Heinrich Gomperz. Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit. Zwölf gemeinverständliche Vorlesungen (mit Anhang zum Verständnis der Mystiker). Leipzig, 1906. Eugen Diederichs.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. ◻ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 74: 24. März 1906.

Inseraten-Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Operaring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.—, 1/8 Seite K 20.—, 1/4 Seite K 35.—, 1/3 Se
2/3 Seite K 60.—, 1/1 Seite K 100.—. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkomm

Über die Chancen der Duellbekämpfung.

Von Stanislaus Ritter von Madeyski, Minister a. D.

Das war ein männlicher Entschluß, als eine Schar beherzter Gegner des Duells zum Austrage der Ehrenhändel einen Ehrenrat organisierte. Damit ist wieder einmal die Wahrheit bekräftigt worden, daß es soziale Übel gibt, welche am besten von der Gesellschaft selbst geheilt werden.

Die freudige und hoffnungsvolle, dabei aber ruhig-ernste Aufnahme, welche diese Schöpfung der Antiduell-Liga gefunden hat, die Anerkennung, die ihr in weiten Kreisen des In- und Auslandes gezollt wurde, das lebhafte und sichtlich zunehmende Interesse, welches dem Ehrenrate entgegengebracht wird, endlich die Intensivität, mit welcher die Tätigkeit und die Verzweigung des Ehrenrates vor sich geht, sind gute Vorzeichen einer hoffnungsvollen Zukunft. Sie sind vor allem geeignet, Selbstvertrauen zu wecken, diese unentbehrliche Voraussetzung der Ausdauer, die an und für sich schon einen guten Teil des Erfolges verbürgt.

Allein die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, ist doch zu schwer, als daß uns die Frage gleichgültig sein könnte, wie sich denn zu unserer Tätigkeit jene äußeren Umstände stellen, welche auf das soziale Leben überhaupt einen Einfluß üben.

Doch bevor ich in die Untersuchung der Frage eingehe, möchte ich eine Bemerkung vorausschicken. Ich will nämlich von meiner Betrachtung die Militärduelle vollständig ausschalten. Ich tue das aus einem doppelten Grunde. Einmal deshalb, weil ich wirklich glaube, daß, sofern es uns gelingt, in den Anschauungen der Gesellschaft jenen Umschwung zu bewirken, den wir anstreben, damit auch schon jene unserer Söhne und Brüder mit getroffen werden, die der Armee angehören. Denn sie sind doch Glieder derselben Gesellschaft, mit ihr durch Familien-, Freundschafts- und sonstige Bande so innig verknüpft, daß sie, bewußt oder unbewußt, doch jene Anschauungen und Empfindungen, welche die Gesellschaft bewegen, in sich aufnehmen müssen. Ferner aber auch deshalb, weil ich die Zuversicht jener teile, welche in absehbarer Zukunft von einem erlösenden Machtworte die Beseitigung des Duellzwanges in der Armee erhoffen.

Und nun stelle ich zunächst die Frage: Was haben wir für unsere Zwecke von der Gesetzgebung zu erwarten? Wenn eine soziale Organisation Zwecke verfolgt, deren Erfüllung dem Staate obliegt, so ist die Erwartung naheliegend, daß ihr von der Staatsgewalt eine Förderung zukommen würde. Solche Zwecke verfolgt unser Ehrenrat, indem er an Stelle des von der Staatsgewalt bekämpften Duells einen Ersatz bietet,

welcher auch den staatlichen Ehrenschutz ergänzt. Ihm gegenüber kommt nur die gesetzgebende Gewalt in Betracht, welche bei zwei Fragen einzusetzen hätte. Diese Fragen sind: die strafrechtliche Behandlung des Zweikampfes und die strafrechtliche Behandlung der Ehrverletzungen.

Was die erste Frage anbelangt, so ist es bekannt, daß seit dem Ende des XV. Jahrhunderts die Strafgesetzgebung aller Kulturstaaten mit der Bekämpfung des Duells beschäftigt ist. Als Waffe dient ihr dabei das gesetzliche Duellverbot. Interessant ist die Auffassung des ersten englischen Strafgesetzes gegen unbefugte Duelle. Es wird darin Totschlag und Majestätsbeleidigung erblickt — eine Auffassung, welche dem konstitutionellen Sinne der Engländer entspricht. Das Duell ist nämlich eine Selbsthilfe, somit ein Eingriff in die Staatsgewalt, somit eine Verletzung der Majestät des Königs, da dieser die Staatsgewalt repräsentiert. Sonst wird das Duell in der Regel als ein Sonderdelikt qualifiziert und bald mit zu großer Strenge, bald mit zu großer Milde geahndet.

Während dieser langen Epoche von über vier Jahrhunderten gab es Zeiten, in welchen eine ausgiebige Wirkung des gesetzlichen Duellverbotes zu verzeichnen war. Leider bestand sie in einer so bedeutenden Zunahme der Duelle, daß damals füglich von der Blütezeit derselben gesprochen werden konnte. Es war das im XVII. und XVIII. Jahrhundert, als namentlich in Frankreich, aber auch teilweise in Deutschland die übertriebene Strenge der Strafandrohung und das damit verbundene Märtyrertum der Ehre die Ritterlichkeit zum Trotze reizte. Von einer Überwindung des Duells durch das gesetzliche Verbot weiß die Geschichte nichts zu erzählen.

Wenn von Überwindung gesprochen wird, so darf man wohl nicht an ein Ausrotten mit Stumpf und Stiel denken. Ein solches ist bei keinem Delikte möglich. Sagt doch ein geistreiches Scherzwort: „Das Strafgesetz lebe vom Verbrechen". Was aber dem Mißerfolge des Duellverbotes den eigentümlichen Charakter aufprägt, das liegt darin, daß dem Gesetzeszwange ein anderer Zwang siegreich sich entgegenstellt, nämlich ein Zwang, der in den Empfindungen und Begriffen der Gesellschaft wurzelt. Man leugnet gar nicht, daß das Duell die Rechtsordnung verletzt und deshalb strafwürdig ist. Man verweigert nur im vorhinein dem Gesetze den Gehorsam, weil man sich von der herrschenden Meinung zu der Übertretung des Gesetzes gezwungen fühlt. Dieser Zwang übt seine Wirkungen derart, daß ihm großenteils auch der richterliche Spruch und die Gnade der Monarchen weichen, so daß das Gesetz, welches das Duell verbietet, fast gar nicht zur Ausführung gelangt.

Angesichts einer solchen Ohnmacht des Gesetzes gegenüber dem Leben muß doch für den Gesetzgeber die Frage entstehen, ob es denn mit den Zwecken des Staates vereinbar sei, die Majestät des Gesetzes und die Autorität des Richters der dauernden Gefahr einer Erschütterung auszusetzen, und zwar einzig und allein dem doktrinären Prinzipe zuliebe, daß jede strafwürdige Handlung auch gesetzlich verboten und gerichtlich geahndet sein soll?

Ich stehe nicht an, diese Frage unter den gegebenen Verhältnissen zu verneinen. Und von den gegebenen Verhältnissen scheint mir nicht zuletzt jene Strömung der Gegenwart Berücksichtigung zu verdienen, die stets bereit ist, sich rücksichtslos gegen jede Autorität zu kehren, sofern es gilt, das Individuum von den Banden der Rechtsordnung zu befreien.

Diese Strömung verfügt heute schon über eine fast künstlerisch ausgebildete Auflehnungstechnik, welche eine weite Skala von systematisch gegliederten Abstufungen umfaßt, von den schwächsten Gestalten einer passiven Resistenz bis zu den schärfsten Formen aktiver Eingriffe in die Privat- und Staatswirtschaft, Staatsverwaltung und Staatsmaschine. Einer solchen Strömung, die nicht ohne Erfolg die sozialen und staatlichen Bande der Gesellschaft bedroht, von Gesetzes wegen dadurch Nahrung zuzuführen, daß Gesetze einer sicheren Mißachtung preisgegeben werden, halte ich in hohem Maße für bedenklich.

Man erinnere sich nur an jene Stelle aus den Motiven zu dem deutschen Strafgesetzbuche, die sich in der Wissenschaft den wohlverdienten Titel einer Bankerotterklärung erworben hat. Sie ist auch für uns aktuell, denn sie gilt für jedes Gesetz, welches den Standpunkt des ausdrücklichen Duellverbotes vertritt. Diese Stelle lautet:

> „Die Sitte, oder wenn man lieber will, die Unsitte des Duells hat sich noch immer stärker erwiesen, als das geschriebene Gesetz, und diesem bleibt somit nichts anderes übrig, als sich gut oder übel mit der Aufgabe abzufinden, seine Vorschriften über das Duell so einzurichten, daß sie einerseits mit den Geboten der Gerechtigkeit nicht in allzu schroffen Widerspruch treten und anderseits dem Bedürfnisse des Lebens ein wenigstens annäherndes Genüge leisten."

Nein! Es gibt ein einfaches Mittel, dem Gesetze die demütigende Rolle der Motive zu ersparen. Es fand seine Anwendung im älteren Rechte und findet sie heute noch in manchen Gesetzen. Es besteht darin, daß man von der Erlassung eines gesetzlichen Duellverbotes Umgang nehme. Man bestrafe nicht das Duell als ein vornehmes, privilegiertes Sonderdelikt, sondern die Folgen des Duells als gewöhnliches Verbrechen gegen die körperliche Sicherheit. Dadurch entgeht man einer Mißachtung des Gesetzes, man trifft das Duell in seinen Folgen und bietet dem Richter die Möglichkeit, je nach der Sachlage besser zu individualisieren, als dies bei dem gegenwärtigen Standpunkte des Gesetzes möglich ist. So konnte ich, um nur ein Beispiel anzuführen, niemals begreifen, worin der Unterschied zwischen einer vorsätzlichen Tötung im Duell und dem Morde bestehen sollte, der eine ungleiche Behandlung der zwei Fälle rechtfertigen würde.

In dem Umstande ist er doch gewiß nicht zu finden, daß der Mord, wenn auch nicht immer, doch sehr häufig im Momente des aufwallenden Affektes sofort ausgeführt wird, während die Tötung im Duell stets nur mit Überlegung erfolgt. Denn vorher muß doch das gewisse Zeremoniell des Duellkodex mit peinlicher Korrektheit beobachtet werden — dieses nimmt aber jedenfalls etwas Zeit in Anspruch.

Wenn ferner behauptet wird, der Getötete habe im voraus seine Einwilligung in die eventuelle Tötung freiwillig gegeben, so ist das doch eine inhaltslose Phrase. Ist es richtig, daß der Duellant unter dem Zwange der herrschenden Meinung handle, so ist auch seine Einwilligung überhaupt keine freiwillige: d. h. sie ist eine fingierte oder sie besteht nicht.

Endlich kann auch der Umstand nicht imponieren, daß der Tötende im Duell auch sein eigenes Leben aufs Spiel setzt. Er ist juristisch ganz gleichgültig und verdoppelt die sittliche Verwerflichkeit dadurch, daß zugleich zwei Menschenleben riskiert werden.

Dieser flüchtige Blick deutet uns die Richtung der Förderung an, die wir von der Gesetzgebung in betreff der legislatorischen Behandlung des Duells zu erwarten haben.

Sie ist nämlich negativer Art.

Etwas anders verhält es sich mit der Behandlung der Ehrverletzungen.

Die Verbesserungsbedürftigkeit dieser Partie unseres Strafgesetzes ist anläßlich der ersten Generalversammlung der Antiduell-Liga von berufenster Seite dargetan und die Reform selbst auch schon in einem der gesetzgebenden Körper angeregt worden. Darum will ich mich über das Wesen der Reform nicht auslassen; ich wünsche nur und hoffe, daß es der Legislative gefallen möge, sich unter anderem auch eines der höchsten Güter des Menschen, nämlich der Ehre anzunehmen.

Allerdings möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die Erwartungen auch hier nicht überschätzt werden sollten.

Nicht jedermann, der sich schlägt, wird dazu durch die Unzulänglichkeit des staatlichen Ehrschutzes getrieben. Gilt doch auch heute noch, wenn auch gewiß nicht in dem Maße wie früher, als Unehre, zum Schutze der verletzten Ehre den sogenannten ordentlichen Richter anzurufen.

Dann gibt es zahlreiche Fälle von Ehrenhändeln, die das Duell umfaßt, die aber vor dem staatlichen Richter deshalb keinen Schutz finden, weil sie nicht auf Ehrenbeleidigungen beruhen. Hieher gehören insbesondere jene in der Regel sehr schweren Fälle von Entweihungen der Heiligkeit der Familie, welche in der Wissenschaft unter der Bezeichnung der Straf- oder Präventivduelle bekannt sind. Da handelt es sich nicht darum, gegen eine Ehrverletzung zu reagieren, sondern wegen einer schweren Ungebühr und einer schmerzlichen Kränkung eine Sühne, eine Genugtuung zu fordern und zu erlangen.

Diese vermag der staatliche Richter nicht zu bieten, dafür bietet aber unser Ehrenrat einen vollgültigen Ersatz, der im Duell nicht zu finden ist. Denn heute kann es doch nicht mehr als zweifelhaft gelten, was eher eine Genugtuung zu verschaffen vermag: der Wahrspruch eines Areopags von angesehenen, geachteten Vertrauensmännern, deren Stimme die vox populi repräsentiert, oder der blinde Zufall im Waffengange, und schließlich der eigenmächtig provozierte Tod, mit all dem Jammer und Elend, welche ihn zu begleiten pflegen.

Und nun wende ich mich jenem Faktor zu, der auf jede soziale Tätigkeit den maßgebendsten Einfluß übt. Ich frage nämlich: Wie stellt sich zu unserer Tätigkeit der Geist der Zeit?

Ist er dem Zweikampf günstig oder seiner Bekämpfung?

Über die Entstehung des Duells gehen bekanntlich die Ansichten der Historiker auseinander. Mag nun der Zweikampf aus dem deutschen Fehderechte oder aus dem irrenden Rittertum der Romanen seinen Ursprung ableiten, unter allen Umständen ist er auf dem Boden ständischer Ungleichheit, unter dem Einflusse ritterlichen Geistes zu einer vornehmen Sitte des Adels herangewachsen, welche, genährt von dem Standesvorurteile und von den Mächtigen beschützt, jahrhundertelang der Majestät der Gesetze und der Macht der Staatsgewalten trotzte.

In seiner Blütezeit schied das Duell die Gesellschaft in zwei eigene Welten, welche von verschiedenen Anschauungen über die Ehre und verschiedenen Behandlungsarten derselben beherrscht waren. Die Standesangehörigkeit und die dadurch bedingte Satisfaktionsfähigkeit eröffneten den Zutritt in das Mysterium der Standesgemäßheit, die in dem Ehren- und Duellkodex ihren letzten Ausdruck fand. Was sich außerhalb des Mysteriums befand, das war nur einfacher Mensch, der nicht beleidigen, nicht beleidigt werden konnte. Das Duell war ein Vorrecht der höheren Stände.

Allein der rastlose Fortschritt der Kultur mußte auch bei dem einfachen Menschen das Selbstbewußtsein wecken. In den großen Kämpfen, welche um die Menschenrechte ausgefochten wurden, meldete sich auch die Idee der Gleichheit, um zunächst in den Verfassungen der Staaten rechtliche Anerkennung zu erringen, dann aber, auf diese gestützt und gepaart mit der rasch fortschreitenden Verbreiterung und Vertiefung der Bildung, unser soziales Leben immer mehr zu durchsetzen.

Die nächste Folge war die Aufhebung der Stände. Diese bezog sich allerdings auf die rechtliche und politische Stellung, sie machte aber auch eine soziale Reinhaltung der Stände nicht mehr möglich.

Schon die große französische Revolution durchbrach die adelige Exklusivität des Duells. Bürgerliche strömten sofort massenhaft hinein, um ihre lang zurückgehaltene Eitelkeit durch den Genuß des vornehmen Vorzugs der Adeligen zu befriedigen. Als eine Errungenschaft der Revolution stellte sich eine plötzliche und bedeutende Zunahme der Duelle ein, welche nach der Julirevolution in einen förmlichen Aufschwung ausartete. Das Kontingent stellten die Bürgerlichen bei. Doch ging die Kinderkrankheit vorüber, eine Einwirkung auf das Duell mußte aber zurückbleiben.

Vergebens sieht man seither einer genauen Beantwortung jener Fragen entgegen, die sich um das Wesen der Duellsitte drehen; der Fragen nämlich:

Wer ist heute satisfaktionsfähig, wer ist es nicht?

Was ist heute standesgemäß, was ist es nicht?

Man glaubt in den modernen Gesellschaftsklassen die Fortsetzung der alten Stände zu finden. Das trifft jedoch zumindest in Ansehung des Duells gewiß nicht

zu. Die Kriterien liegen in ganz anderen Momenten und sind nicht mit der Genauigkeit festzustellen, wie sie bei den Ständen waren.

Wenn daher die Satisfaktionsfähigkeit des heutigen Duells an die „gebildeten Stände", „akademischen Berufszweige", „höheren Gesellschaftsklassen", oder „an Menschen von Erziehung" geknüpft werden will, so ist diese Grenzbezeichnung ebenso willkürlich wie nichtssagend.

Im folgenden gipfelt die Rückwirkung der Idee der Gleichheit auf das Duell:

Das Duell hat als Sitte seine scharfen Konturen und seine Präzision eingebüßt. Seine innere Konsistenz wurde erschüttert, die äußeren Grenzen bis zur Unkenntlichkeit verwischt, das ganze Wesen hat sich verflacht!

Aber auch ein anderes Moment kommt in Betracht,; nämlich der persönliche Mut, dem das Vorurteil der Duellsitte die Zauberkraft verlieh, nicht bloß beschädigte Ehre zu reparieren, sondern auch Ehrendefekte — wenn es auch ruchlose Taten wären — mit seinem Nimbus zu decken. Wie ist es unter dem Einflusse des Zeitgeistes um diesen bestellt?

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich vorher noch die Frage stelle, worin eigentlich der Mut beim Duell besteht?

Ich stelle die Frage lediglich zu dem Zwecke, um auf jenen Mut aufmerksam zu machen, an den man beim Duell in der Regel vergißt, der aber alle anderen Momente des Duells derart in den Schatten stellt, daß bei einer ruhigen, ernsten Betrachtung eigentlich nur er allein sofort in die Augen springen sollte. Ich meine den Mut, das Leben eines Menschen, entweder ein fremdes oder das eigene, auf sein Gewissen zu nehmen. Das ist ein so trauriger, verantwortungsvoller, ein das Gewissen so schwer bedrückender Mut, daß eine auch ganz flüchtige Betrachtung genügt, um in jedem Menschen ein Gefühl des Abscheues vor der sittlichen Verwerflichkeit desselben hervorzurufen. Darum pflegen Duellfreunde bei diesem Mute sich nicht aufzuhalten. Poetischer ist ihnen der Todesmut, der Entschluß, freiwillig dem Tode ins Antlitz zu schauen, furchtlos in den Tod zu gehen.

Allein auch in diesem Mute ist seither eine wesentliche Wandlung eingetreten. Hervorgerufen hat sie die große Umwälzung, welche die Aufhebung der Söldnerheere und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nach sich gezogen hatte.

Der Mut ist von den selbstsüchtigen Zwecken des Individuums abgelenkt und in den Dienst der Gesamtheit gestellt worden. In dieser Veredlung wird die Bereitschaft, jederzeit fürs Vaterland in den Tod zu gehen, jedem wehrfähigen Manne schon in früher Jugend als eine der erhabensten staatsbürgerlichen Pflichten anerzogen. Der Mut hat aufgehört, ein Privileg irgend eines Standes zu sein, er ist Gemeingut aller wehrhaften Männer geworden. Der Mut ist heute nicht mehr so selten, die Feigheit oder Furchtsamkeit nicht mehr so häufig wie ehedem. Sie haben beide ihre gegensätzlichen Endpole verlassen und sich einander genähert.

Und wenn dem gegenüber jene in erschreckender Weise sich mehrenden Fälle betrachtet werden, in welchen Menschen freiwillig in den Tod gehen, weil ihnen

der Mut zum Leben fehlt, so muß man zu der Einsicht gelangen, daß der strahlende Glanz des Mutes, der einst dem Duell seinen Reiz und seine Anziehungskraft verlieh, seither bedeutend verblaßte!

Endlich ist von den Erscheinungen der Gegenwart noch eine hervorzuheben, die für unsere Frage von besonderer Bedeutung ist.

Vergebens suchen nämlich die Historiker nach einem allgemeinen Gesetze, welchem die Einwirkung der Zivilisation auf die Religion und Moral unterliegt. Ob sie das Gesetz finden, wer kann das voraussehen. Allein ein anderes Gesetz steht fest, welches auch das soziale Leben beherrscht, und zwar das Gesetz, daß jede Bewegung eine Gegenbewegung, jeder Angriff eine Abwehr hervorruft. Diesem Gesetze unterliegt auch Religion und Moral in ihrer Beziehung zur Zivilisation. Nun hat es die moderne Zeitrichtung mit sich gebracht, daß positive Religion und mit ihr die Moral neuerdings Gegenstand einer prinzipiellen und heftigen Bekämpfung geworden ist. Im Wege natürlicher Reaktion mußte in den betroffenen Kreisen, welchen die Pflege dieser höchsten Güter Lebensbedürfnis ist, die Religiosität erstarken. Das Gewissen und das ethische Pflichtgefühl schärfen ihre Energie ein, um ihre Macht über den Willen des Menschen in vollem Maße auszuüben.

Diese Erscheinung ist dem Duelle nicht günstig. Wir finden darin die Erklärung, warum in jenen Gesellschaftskreisen, welche für satisfaktionsfähig und satisfaktionspflichtig angesehen werden, die Fälle sich mehren, daß Herausforderungen zum Duell, entgegen dem Ehrenkodex, abgelehnt werden; warum solche Ablehnungen, entgegen dem Ehrenkodex, gesellschaftlich nicht geächtet werden; warum endlich Verbindungen und Versammlungen angesehener Männer, entgegen dem Ehrenkodex, Beschlüsse fassen und propagieren, daß eine Ablehnung der Herausforderung aus prinzipiellen Gründen keine unehrenhafte Handlung sei.

Es empört sich das Gewissen gegen die sittliche Verwerflichkeit des Duells und stachelt den Willen auf, dem konventionellen Zwange zu widerstehen!

So hat der Geist der Zeit dem Duell den Lebensfaden unterbunden. Als Standessitte ist es unhaltbar geworden, als allgemein soziales Vorurteil fristet es sein innerlich schwächliches, weil von Religion und Moral immer mehr geschwächtes Dasein, bis ihm das Licht der Aufklärung ein Ende bereitet. Und dieses Licht kommt uns von der Wissenschaft! Denn auch in ihrem Reiche hat sich manches geändert. Gefallen ist vor allem die Scheidewand, welche einst die Wissenschaft von der Laienwelt abschloß. Sie wendet ihr Augenmerk auch Laienfragen zu und sorgt selbst dafür, daß Ergebnisse ihrer Forschung im Laientum Verbreitung finden. So ist auch das Duell zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung geworden. Zwar beklagt sich die Wissenschaft über die Hartnäckigkeit der Duellmystik, allein sie hat doch an ihrem Gewebe arge Verwüstungen angerichtet.

Bewiesen hat sie vor allem, daß dem Duell jede Eignung fehlt, jene Zwecke zu erreichen, welchen es zu dienen bestimmt ist. Auch mußte die Legende von der ehrerzeugenden Kraft des Mutes an der einfachen Konstatierung zerschellen, daß

der tatsächliche Zustand der Ehre oder Unehre der Duellanten nach dem Duell ganz derselbe bleibt, wie er vor dem Duell war.

Um der Wucht der Vernunftsgründe der Wissenschaft zu entgehen, hat das Duell seine Zuflucht zu der force majeure des Gesellschaftszwanges genommen. Aus ihr leitet es in dem bescheidenen Gewande eines „unvermeidlichen Übels" oder „einer erlaubten Sünde" eine Rechtfertigung ab. Allein auch diese Position ist nicht uneinnehmbar. Dem Ansturme der Wissenschaft gegen diese Position verdanken wir die Klärung desjenigen Punktes, welcher den Kern unserer Frage bildet, nämlich die Klärung des Begriffes der Ehre.

An die Spitze ihres Raisonnements stellen die Duellanhänger den Satz, die Ehre gehöre dem Gefühlsleben an.

So sehr man auch geneigt wäre, in der Bekämpfung des Duells seine Traditionen zu schonen, so müssen doch dabei jene Grenzen eingehalten werden, die sich aus den Geboten der Gerechtigkeit ergeben. Denn das Duell trifft das soziale Leben; dieses steht aber unter der Herrschaft des Rechtes, in welcher die Gerechtigkeit waltet.

Soferne das Duell Zwecke verfolgt, welche der Gerechtigkeit entsprechen, ist es nicht denkbar, daß sich auf dem Boden des Rechtes nicht Mittel finden sollten, welche die Bedürfnisse zu befriedigen vermögen. Denn dazu ist ja das Recht da. Nur darf man nicht verlangen, daß Momente der Gefühlswelt den Ausschlag geben, denn das innere Leben des Menschen ist der menschlichen Gerechtigkeit unzugänglich.

Das Gefühl des eigenen Wertes, das Ehrgefühl, ist, soferne sich sein Maß dem Werte genau anpaßt, ein löbliches Gefühl.

Auf dem Bewußtsein des eigenen Wertes beruht die eigene Würde, eine der schönsten Zierden des Menschen, die ihm überdies den eigenen Seelenfrieden bedingt.

Wenn jedoch das Ehrgefühl entweder gar nicht oder nicht ganz fundiert ist, das heißt, wenn ein Wert gefühlt wird, welcher gar nicht oder nicht in dem Maße besteht, dann kann man von der Gerechtigkeit nicht verlangen, daß sie das überreizte Ehrgefühl nur deswegen in Schutz nehme, weil es eine Kränkung empfunden hat.

Höher als das Ehrgefühl ist der innere Wert des Menschen einzuschätzen, das heißt, der Wert der ethischen Elemente, aus welchen sich der Charakter zusammensetzt. Und doch muß sich die Gerechtigkeit versagen, den menschlichen Charakteren die verdiente Anerkennung zu zollen, denn das innere Seelenleben entzieht sich der irdischen Gerechtigkeit — da walten ganz andere Mächte.

Aber auch in dem Ansehen, in dem Urteile anderer von unserem Werte findet der Ehrschutz keine verläßliche Stütze.

Das Ansehen ist ein kostbares Gut. Seinem Träger gegenüber ist es gleichsam ein Lohn für die Selbstüberwindung, welche erforderlich war, um seinen Charakter ethisch zu gestalten. Es verschafft Befriedigung und spornt zum Verharren in der

Nichts von jenem holden Wahnsinn Shakespeares, von jenem Traumschaffen Grillparzers. Er blieb kühl, wo andere glühten; nur sein Verstand erhitzte sich und suchte gepeinigt und peinigend nach neuen Pfaden und neuen Zielen; und riß ihn einmal etwas fort, so war's die eigene Dichtersprache, die allzu rasch und allzu glatt diesem großen Könner entströmte.

Nie hat Halm einfach aus seinem Innern geschöpft und die Fibern seines Herzens entblößt. Eine tiefe seelische Schamhaftigkeit verbot dem ungelenken Manne jede Äußerung unmittelbaren Gefühls. Ihm war's nicht gegeben, zu sagen, was er litt. Nie wurde ihm das Dichten ein Beichten. Nur ein Ventil, durch das die innere Erregung sich Luft machte, war ihm die poetische Beschäftigung. Nur das Schaffen, nicht was er schuf, war von seinem Gefühlsleben bedingt. So hat er nicht, wie Grillparzer, in immer neue Formen die eine große Tragödie seines Lebens gekleidet, nicht, wie Goethe, die Blüten und Früchte eines reichen Daseins als Dichtung dargeboten. Er hat ergriffen, was ihm in den Wurf kam; er hat es ergriffen mit harter Faust, knetend und formend, bis das Alte, Längstbekannte den Stempel seines Geistes trug. Daher das nie verhallende Geschrei der Allzuklugen und der Allzudummen, er habe Lehrer, Freunde, Fremde um ihre geistige Habe betrogen. Daher die bunte Fülle seiner Stoffe, die er in allen Ländern und Zeiten ansiedelte; ein Reichtum der Töne und Farben, der im Grunde bitterste Armut war. Er ist geborgt, der Gläubiger sind gar viele.

Halms Eigentum, eigentümlich in jedem Sinne des Wortes, ist stets die Problemstellung. So lange dreht er einen gefundenen Stoff, bis er ihn von einer neuen Seite fremdartig erblickt. Je seltsamer, desto lieber. Eigensinnig hat der Einsame das Gewöhnliche gemieden. Apart sind alle seine Fragestellungen, absonderlich viele, peinlich, ja widerwärtig nicht wenige. Die verstoßene Griseldis — ein schönes mittelalterliches Bild demütiger Liebe — gibt ihr Anrecht auf unser Interesse an den Gatten ab, und Halm wagt den Versuch, uns den rohen, eitlen, prahlerischen Mann sympathisch zu machen. Imelda Lambertazzi — eine Julie, die sich ihrem Romeo verweigert, um ihn vor der Rache der Ihren zu bewahren. Frauen, die ihre Männer aus Liebe verraten; Treulose, die ihr Leben für den Gatten opfern. Alle diese Menschen leben aneinander vorbei; jeder geht schweigsam seinen Weg. Ein Wort — und alles ist gelöst. Das Wort wird nicht gesprochen. Denn es handelt sich dem Dichter nicht darum, die Charaktere wahrscheinlich, ja nur möglich handeln zu lassen. Es handelt sich nur um die Lösung des Problems. Und die erfolgt wie bei einer Rechenaufgabe. Am Schlusse steht der Tod. Kein tragischer Tod. Es ist ein Sterben, das uns niederdrückt, und keines, das uns befreit. Die Menschen leiden, und wir fühlen, wie's uns das Herz zerpreßt, wie wir hilflos einer unsinnigen, törichten Grausamkeit zusehen. Halm kann uns quälen, er kann uns rühren, er kann uns nie erschüttern.

Er packt uns nicht, weil seine Gestalten nicht wirklich sind. Wie der Stoff, so sind ihm die Menschen Nebensache. Es gibt keinen Teufel, sagt er in

geschlagen, und keiner hat an seiner Ehre auch das Geringste eingebüßt. Im Gegenteil, die Unehre der ungerechtfertigten Angriffe fällt unter allgemeiner Entrüstung auf die Beleidiger zurück. Jedes Opfer dieser modernen Kampfesart ist eine lebende Fackel, welche die Wahrheit der Unverletzbarkeit der Ehre weithin bezeugt und beleuchtet! Und je höher das Opfer, desto weiter die Kreise, bis zu welchen das Licht der Wahrheit dringt. Je erhabener die Tugenden der angegriffenen Persönlichkeit, desto niedriger die Unehre des Angriffes, desto plastischer aber auch die Wahrheit, daß die Ehre durch dritte Hand unverletzbar ist!

Getrost können wir nun in die Zukunft der Tätigkeit des Ehrenrates blicken. Denn wir haben mächtige Bundesgenossen an dem Geiste der Zeit, der Religion, Moral und Wissenschaft. Für uns endlich arbeitet auch unbewußt jene Kraft, die stets nur Böses will und Gutes schafft!

Friedrich Halm.

(Geboren 2. April 1806, gestorben 22. Mai 1871.)

Von Stefan Hock.

Friedrich Halm hat in einem schönen Gedichte sein eigenes Los verkündet: In Waldesmitten ein dichtbewachsener Damm. Einst ging hier die Römerstraße. Und bei den drei Buchen durch Steingeröll und Trümmer ein schmaler Quell, aus dem nur wenige Kundige das klare Wasser schöpfen. Ein rauschender Brunnen war es einst, in Marmorbecken sprang sein Wasser nieder. Vergessen, nutzlos versickert er nun im Sande. So auch die Dichter — nicht jene großen, die da Strömen gleichen — sondern die vielen, die Ruhm erwarben und auch Ruhm verdient, doch, Kinder ihrer Zeit, mit ihr verwehten.

Unsere Eltern haben noch den „Sohn der Wildnis“ geliebt und den „Fechter von Ravenna“, haben mit Griseldis geweint und mit Wildfeuer gelacht. Uns ist Friedrich Halm ein leerer Name geworden. Und doch war er nie der Sklave seiner Zeit, ist immer seinen eigenen Weg gegangen, hat nie bewußt durch schlechte Mittel den Erfolg gesucht. Aber er war durch Zeit und Ort entscheidend bestimmt und es fehlten ihm Kraft und Genie, sich ins Unendliche zu erheben.

Der Sproß einer adeligen Beamtenfamilie konnte sich nicht der dumpfbehaglichen Stubenluft entwöhnen, in der er, weltfremd und weltflüchtig, in grüblerischer Laune seine Phantasiegestalten konstruierte; der vormärzliche Österreicher wollte nichts wissen von Wirklichkeit und Gegenwart, wollte seine Kunstübung rein erhalten von jedem allzukräftigen persönlichen Einschlag, wollte Wärme und Leidenschaft nur gelten lassen als Mittel zur Erreichung wohlerwogener künstlerischer Wirkung. Mit offenem Aug und gehorsamem Finger hat er seine Werke gebildet.

Nichts von jenem holden Wahnsinn Shakespeares, von jenem Traumschaffen Grillparzers. Er blieb kühl, wo andere glühten; nur sein Verstand erhitzte sich und suchte gepeinigt und peinigend nach neuen Pfaden und neuen Zielen; und riß ihn einmal etwas fort, so war's die eigene Dichtersprache, die allzu rasch und allzu glatt diesem großen Könner entströmte.

Nie hat Halm einfach aus seinem Innern geschöpft und die Fibern seines Herzens entblößt. Eine tiefe seelische Schamhaftigkeit verbot dem ungelenken Manne jede Äußerung unmittelbaren Gefühls. Ihm war's nicht gegeben, zu sagen, was er litt. Nie wurde ihm das Dichten ein Beichten. Nur ein Ventil, durch das die innere Erregung sich Luft machte, war ihm die poetische Beschäftigung. Nur das Schaffen, nicht was er schuf, war von seinem Gefühlsleben bedingt. So hat er nicht, wie Grillparzer, in immer neue Formen die eine große Tragödie seines Lebens gekleidet, nicht, wie Goethe, die Blüten und Früchte eines reichen Daseins als Dichtung dargeboten. Er hat ergriffen, was ihm in den Wurf kam; er hat es ergriffen mit harter Faust, knetend und formend, bis das Alte, Längstbekannte den Stempel seines Geistes trug. Daher das nie verhallende Geschrei der Allzuklugen und der Allzudummen, er habe Lehrer, Freunde, Fremde um ihre geistige Habe betrogen. Daher die bunte Fülle seiner Stoffe, die er in allen Ländern und Zeiten ansiedelte; ein Reichtum der Töne und Farben, der im Grunde bitterste Armut war. Er ist geborgt, der Gläubiger sind gar viele.

Halms Eigentum, eigentümlich in jedem Sinne des Wortes, ist stets die Problemstellung. So lange dreht er einen gefundenen Stoff, bis er ihn von einer neuen Seite fremdartig erblickt. Je seltsamer, desto lieber. Eigensinnig hat der Einsame das Gewöhnliche gemieden. Apart sind alle seine Fragestellungen, absonderlich viele, peinlich, ja widerwärtig nicht wenige. Die verstoßene Griseldis — ein schönes mittelalterliches Bild demütiger Liebe — gibt ihr Anrecht auf unser Interesse an den Gatten ab, und Halm wagt den Versuch, uns den rohen, eitlen, prahlerischen Mann sympathisch zu machen. Imelda Lambertazzi — eine Julie, die sich ihrem Romeo verweigert, um ihn vor der Rache der Ihren zu bewahren. Frauen, die ihre Männer aus Liebe verraten; Treulose, die ihr Leben für den Gatten opfern. Alle diese Menschen leben aneinander vorbei; jeder geht schweigsam seinen Weg. Ein Wort — und alles ist gelöst. Das Wort wird nicht gesprochen. Denn es handelt sich dem Dichter nicht darum, die Charaktere wahrscheinlich, ja nur möglich handeln zu lassen. Es handelt sich nur um die Lösung des Problems. Und die erfolgt wie bei einer Rechenaufgabe. Am Schlusse steht der Tod. Kein tragischer Tod. Es ist ein Sterben, das uns niederdrückt, und keines, das uns befreit. Die Menschen leiden, und wir fühlen, wie's uns das Herz zerpreßt, wie wir hilflos einer unsinnigen, törichten Grausamkeit zusehen. Halm kann uns quälen, er kann uns rühren, er kann uns nie erschüttern.

Er packt uns nicht, weil seine Gestalten nicht wirklich sind. Wie der Stoff, so sind ihm die Menschen Nebensache. Es gibt keinen Teufel, sagt er in

einem Gedicht, Gott zieht nur einmal mit den weißen, einmal mit den schwarzen Steinen auf seinem Schachbrett. So spielt auch Halm mit seinen Menschen. Er fragt nie, was sie sind und wie sie's geworden sind. Er kennt sie nur, so weit es das Problem erfordert. Keine seiner Gestalten hat er gesehen bis auf den Faltenwurf des Gewandes, wie Grillparzer seine Geschöpfe gesehen hat. Das Kostüm ist ihm eine ganz äußerliche Angelegenheit. Seine Menschen sind nur Gäste in dem Land, das sie bewohnen. Ihre Heimat ist die Bühne. Sie leben nicht, bevor das Stück beginnt, und enden mit dem Stücke, auch wenn sie nicht sterben. Das Unmöglichste müssen sie beginnen, um das Drama nach des Dichters Willen fortzuführen. Eine geniale Regentin muß den erbittertsten Feind ihres Kindes und ihres Landes zweimal schonen, sie muß in plumpster Weise statt des einen Briefes versehentlich einen anderen zerreißen, damit das Drama nicht ende, damit sich die Gelegenheit zu der großen und wirkungsvollen Auseinandersetzung mit ihrem Sohn ergebe. Kultur und Liebe sollen über Haß und Barbarei siegen; darum muß die Tochter des Waffenschmiedes Myron die Anmut und Weisheit eines verwienerten Griechentums darstellen, darum muß der wilde Tektosage sich gehaben wie ein sentimentaler Liebender der Biedermeierzeit. Marcel soll Renée lieben, bevor er weiß, daß sie kein Knabe ist, und darum müssen wir Zeugen werden jener Kußszene, in der das Spielen mit dem Geschlechte Wildfeuers bis zum Widerwärtigen getrieben wird.

Es ist so, wie Grillparzer gleich nach der Aufführung der „Griseldis" schrieb: Halm fehlt die Richtigkeit der Empfindung. In seiner überfeinerten Art zu dichten geht ihm wie die reine Anschauung, so auch das reine Gefühl verloren. Er fordert furchtbare Sühne für eine nur dem Grübler sichtbare Schuld. Er duldet stolzes Erheben des Hauptes, prahlerische Tugend, wo wir menschliche Schwäche erkennen. Leichtes Aufflackern der Sinnlichkeit gilt ihm als hingebende Liebe, und wo wir wahre Liebe gewahren, wird sie einem kalten Pflichtbegriff geopfert.

Über all diese Mängel gebreitet, wie ein glühender Purpurmantel über einen morschen Thron, ruht eine leuchtende, gleißende Sprache, die freilich gar oft mehr den Dichter beherrscht als von ihm gehandhabt wird. Sie hat ihn nicht selten fortgerissen über Sprünge und klaffende Lücken des dramatischen Aufbaus, sie hat ihn blind gemacht gegen die Schwächen seiner Argumente, gegen die Blößen seiner Menschen. Und neben dieser sprachlichen Vollendung, diesem melodischen Wohllaut des Wortes, eine durch jahrelange Lektüre und jahrelangen Theaterbesuch gewonnene Beherrschung der Bühnenmittel. Wie Grillparzer, ist auch er ein Schüler des Wiener Theaters, nicht nur des Burgtheaters. Alle äußeren Effekte weiß er zu üben und geschickt in Rapport zu bringen mit dem inneren Gerüste des Dramas. In wenigen Strichen versteht er zu exponieren, einige Stützbalken und -Bretter und die Handlung rollt unaufhaltsam fort. Im zweiten Teile des Dramas erlahmt wie seine mühsam bosselnde Dichterhand so auch oft die Faust des Werkmeisters. Was an plumpen Intrigen und äußerlichen Mitteln sich findet, hat meistens hier seinen Platz. Da

helfen denn vor allem malerische Bilder, die er wunderbar zu stellen weiß, und hier muß die glutvolle Pracht seiner Sprache über tote Punkte hinweghelfen.

Ein Meister der Problemstellung, ein Beherrscher der Technik, ein schwacher Menschenschilderer, ein geistreicher Causeur, dem weiche, lyrische Anmut nicht fehlt, wohl aber tiefere Empfindung — ist er nicht geboren für das feine Lustspiel? Er hat sich zu seinem und zu unserem Schaden nur selten darin versucht. „Der Sohn der Wildnis“ und „Wildfeuer“ enthalten nur Ansätze zu den Lustspielen, die in diesen Dramen stecken. „König und Bauer“ ist eine graziöse, aber etwas gar zu wortreiche und nachdenkliche Bearbeitung einer Komödie von Lope de Vega. Aber „Verbot und Befehl“ gibt uns einen Begriff davon, wie außerordentlich Halms Begabung auf diesem Felde war. Von einem politisch ernsten Hintergrund heben sich Szenen von derbster Lustigkeit ab und im weiteren Verlaufe eine Komödie der Irrungen voll Laune und Anmut, keinen Augenblick abspannend, ein tolles Durcheinander ohne Roheit und ohne Langeweile. Eine Perle, die wohl verdiente, neu gefaßt zu werden.

Neben dem Dramatiker Halm steht der Lyriker. Hier wie dort dieselben Vorzüge, dieselben Fehler. Sprachliche Vollendung, durch unablässige Schulung erreicht, Virtuosität in der Beherrschung schwieriger metrischer Formen, Anmut der Darstellung, weiches Empfinden. Aber fast überall grüblerische Reflexion, die sich in die Anschauung mischt, tendenziöse Lehrhaftigkeit, rasches Erlahmen der poetischen Kraft. Es gibt freilich hier öfter als unter den Dramen rühmenswerte Ausnahmen. Einfache Lieder, sangbar, volkstümlich; andere voll burschikosen Humors, die man dem ernsten Manne nicht zutraute. Daneben tief ergreifende Naturbilder, ein inniges Anschmiegen des wunden Herzens an die blühende und verblühende Erde. Am gelungensten größere poetische Erzählungen, voll Anschaulichkeit und dramatischer Kraft: „Das Kind der Witwe“, noch entstellt durch den reflektierenden Schluß, „Charfreitag“ aber von hinreißender Gewalt. Es ist eine Novelle in Versen.

Und so stünden wir denn vor jenem großen Rätsel, das uns Friedrich Halm zu lösen aufgegeben hat. Zwei Bände seiner Werke enthalten Novellen. Und diese Novellen gehören zu dem Allerbedeutendsten, was unsere Literatur auf diesem Gebiete besitzt, sie stellen Halm in die erste Reihe unserer Erzähler. Sind die Dramen farbenfroh und ihre Sprache faltenreich, so haben wir es hier mit schlichten, chronikartigen Berichten zu tun und mit einer geradezu entsagungsvollen Sprachbehandlung. Stört uns in den Dramen das Verfehlen der psychologischen Wahrheit, so liegen hier Zeugnisse vor uns eines tiefen Erkennens und Verstehens der menschlichen Seele. Losgelöst von dem Zauber der Bühne hat Halm hier in bewußter Anlehnung an Heinrich von Kleist Unvergängliches geschaffen.

Wieder sind es höchst komplizierte, peinliche, widrige Probleme, die ihn beschäftigen: Willenloses Brechen der Freundestreue und halb unbewußte Empfängnis; der Gatte als Kuppler seiner geliebten und treu widerstrebenden Frau. Wieder spielt das Kostüm nur eine untergeordnete Rolle, so gerne er auch seine

Herr Propper suchte mühsam eine Entgegnung. Aber er wußte nicht, wie beginnen. Endlich aber fand er wieder ein Wort und brachte schließlich, hartnäckig fortfahrend, eine, wenn auch oftmals stockende Konversation in Gang.

„Sie werden sich was Schönes von mir denken," sagte das Mädchen plötzlich, „weil ich vorhin gelacht hab'. Aber es war so komisch. Ich seh' doch schon seit einer halben Stunde, wie Sie um mich herumlavieren und sich hiehersetzen wollen."

„So, das haben Sie bemerkt," sagte Herr Propper verlegen; „aber erkennen Sie daran, wie ernst es mir ist. Ich weiß, die Männer sind schlecht; aber von dem Momente an, da ich Sie sah, Ihre schwarzen Augen — und — und Ihr Lächeln —"

Er stotterte ein wenig und verlor neuerdings den Faden. „Ich bin hier schon eine Stunde herumgegangen und habe mich so einsam gefühlt unter diesen vielen fremden Menschen —"

Da sah ihm das Mädchen wieder voll und fragend, aber mit Teilnahme ins Gesicht.

„Sie haben sich einsam gefühlt? — — Ein Mann —? Sehen Sie, das ist es auch, weshalb sich Mädchen manchmal von gänzlich Fremden ansprechen lassen: weil sie sich so schrecklich einsam fühlen. Jetzt werden Sie vielleicht doch nichts Schlechtes von mir denken."

„Aber, aber, ich denke nichts Schlechtes, gar nicht, mein Fräulein."

„Ich hab' Sie angelacht, ich weiß, es ist nicht in Ordnung; aber mein Gott, es war wirklich komisch und ich bin gern lustig. Und glauben Sie nur nicht, daß ich mich vor Ihnen fürchte. Wenn man so allein in der Welt steht und selbständig sein Brot verdienen muß, da passiert einem manches — und man ist gewappnet. Und angesprochen werden — in Wien — mein Gott!" Sie zuckte die Achseln.

„Sie verdienen selbst Ihr Brot?"

„Ja, ich bin Komptoiristin, seit vier Jahren schon, aber davon wollen wir nicht reden."

„Warum nicht? Das interessiert mich im höchsten Grade. Ich bin auch Beamter; da sind wir ja Schicksalsgenossen. Das heißt, allerdings" — er rieb sich langsam die Hände — „ich bin Disponent und Abteilungschef der —"

„Ach bitte, reden wir nichts von Geschäft und dergleichen. Der Tag ist vorüber und jetzt ist es Abend und Bureau ist jeden Tag, jeden Tag dasselbe —!"

„Diese höchst befremdlichen Ansichten kann ich nicht teilen," sagte Herr Propper ernst, „ich halte dieses geregelte Leben für das schönste und richtigste. Sehen Sie, ich habe mir durch meine Pünktlichkeit und Genauigkeit im Bureau — — ach so, Sie wollen nichts davon hören. Also lassen wir es. Schade; es hätte mich interessiert, zu erfahren welche Art von Arbeit Ihnen obliegt; auch, ob man hier in Wien die Kontokorrentabschlüsse schon nach amerikanischer Methode vorzunehmen beginnt?"

„Ich glaube nicht, daß man dies tut."

„So? — Nun aber, um der Reihe nach vorzugehen, darf ich mich um Ihren werten Namen erkundigen, da ich mich Ihnen ja pflichtgemäß vorgestellt habe."

„Vinci Schuh," sagte das Mädchen mit leichtem Neigen des Kopfes, „aber wenn Sie mich schon unterhalten wollen, so bitte ich Sie nochmals, nichts von Bureau und Geschäft zu reden, meine tägliche Arbeit ist freudelos genug, also wozu noch am Abend —"

„In gewissem Sinne haben Sie ja nicht ganz unrecht," erwiderte Herr Propper wohlwollend, väterlich, „wenn man auf die erfüllte Pflicht eines Arbeitstages zurück-

blicken kann, so darf man am Abend sich fröhlichen Gedanken hingeben. Und eigentlich wollte ich ja auch von nichts anderem reden als von Ihren Augen und Ihren Grübchen und Ihren Löckchen, die es mir wahrhaftig, wahrhaftig angetan haben." Herr Propper rieb sich die Hände.

Da sprang das Mädchen auf und wollte sich empfehlen. Sie müsse jetzt nach Haus gehen; die Mutter werde schon warten. Aber Herr Propper wurde plötzlich jugendlich feurig und galant und erfand alle möglichen Ausreden, um das Mädchen noch zurückzuhalten oder es wenigstens ein Stück begleiten zu dürfen, was ihm schließlich auch erlaubt wurde. Und auf dem Weg durch abendlich stille Gassen erfuhr er Vinci Schuhs Geschichte, die, im Grunde genommen, höchst uninteressant und alltäglich-langweilig war.

Ihre Mutter war die Witwe nach einem städtischen Beamten und lebte von ihrer kleinen Pension. Sie litt an Rheumatismus und ging fast niemals aus dem Haus. Die Tochter, die tagsüber im Bureau arbeitete, unterstützte die Mutter noch mit ihrem Gehalt und war sonst gänzlich auf sich angewiesen. Angesprochen sei sie schon zu wiederholtenmalen worden, aber die Männer hätten nur zu bald erkannt, daß sie kein leicht erlegbares Wild sei und hätten rasch das Weite gesucht.

Herr Propper war entzückt.

Er hatte hier ein unschuldvolles, liebes Mädchen gefunden, das einem geachteten Berufe nachging, nach, wie es schien, streng soliden Grundsätzen lebte und doch nichts von jener Anmut und Grazie der Wienerin vermissen ließ, von der er bereits so viel gehört und gelesen hatte.

Er wurde zutraulich und weich und erzählte auch von *seinem* Leben und Streben, wobei er nur stets von Vinci mit drohendem Finger unterbrochen wurde, wenn er wieder auf sein Lieblingsthema, das Bureau, zu sprechen kam. Aber auch von seinen Eltern erzählte er, daß er ebenso wie Vinci die Kindesliebe niemals außer acht gelassen hätte, und daß es tatsächlich das erstenmal sei, daß er eine junge Dame auf der Straße angesprochen habe, und daß er sich glücklich preise, sofort bei seiner Ankunft auf einen solch reizenden Schatz, wie Vinci, gestoßen zu sein.

Vinci Schuh fand sich bald in gehobener Stimmung. Hier ging ein netter, eleganter, anständiger Mensch neben ihr, der ihr keine Zweideutigkeiten ins Ohr flüsterte, der so ehrlich und treuherzig von seiner Mutter sprach und so gar nichts von den Lebemänner-allüren zeigte, an die sie von der Straße nur zu sehr gewöhnt war. Hier war ein Mann von vornehmer Gesinnung, gefestigtem Charakter und in gesicherter Stellung — wer weiß, wer weiß, ob das nicht eine Bekanntschaft wäre, die bestimmend in ihr Leben eingreifen könnte! Wie oft hatte sie davon geträumt, wenn sie so nach Bureauschluß allein auf ihrer Bank im Stadtpark saß. Leise, unbestimmte Hoffnungen zogen ihr nun durchs junge Herz, ganz vage Gefühle von sorgenlosem Dasein, Glück und eigener Häuslichkeit.

Und als Herr Propper ihren Arm genommen hatte — denn es war inzwischen dunkler geworden — und sie bestürmte, mit ihm ein einfaches Nachtmahl im Prater einzunehmen, da sagte sie endlich schüchtern und seufzend zu. Aber in diesem Seufzer lag die Resignation ihres bisherigen Lebens begraben.

„Die Mutter wird glauben, ich bin bei meiner Freundin, da komm' ich manchmal erst knapp vor Torsperr' nach Haus. Aber Sie müssen schön brav sein und sich nichts

Schlechtes von mir denken. Ich schwör' Ihnen, ich tu' das zum erstenmal. Aber ich glaub', Sie sind ein anständiger Mensch."

Herr Propper, dem das Abenteuer weitaus mehr die Sinne verwirrt hatte als seiner Begleiterin, sagte alles zu; er rief einen vorüberfahrenden Einspänner an und die beiden fuhren ins Dritte Kaffeehaus. Dort setzten sie sich in einen versteckten Winkel und lauschten der Musik. Herr Propper studierte aufmerksam die Speisekarte und bestellte dann eine Portion Beuschel und ein serbisches Reisfleisch. Und da sich Vinci gern bereit erklärte, auch Wein zu trinken, und der Kellner den g'rebelten Gumpoldskirchner sehr empfahl, so ließ er einen halben Liter davon kommen. Natürlich waren ihm dieses Getränk und seine Wirkung vollständig unbekannt.

Und Herr Propper, Antialkoholiker aus Prinzip, trank heute Wein, weil Vinci ihn dazu animierte.

„Ich trink' nicht, wenn Sie nicht trinken."

So tranken sie beide und bald schien ihnen das Leben so schön wie noch nie. Das aufgeregte Treiben im großen Gasthausgarten hatte sie rasch in seinen Bann gezogen, die Militärmusik, der Lichterglanz und der abendliche Duft der Akazienblüten taten ein übriges und nach kaum einer halben Stunde hatten beide einen kleinen Schwips.

Dann gingen sie in den verschwiegenen Seitenpfaden in der Umgebung der Rotunde spazieren. Herr Propper hatte Vinci um die Hüften gefaßt und nannte sie sein süßes Mädchen und angebetetes Weib; und Vinci lehnte den Kopf an seine Schulter und war ganz wunschlos . . .

Es war zehn Uhr, als sie den Viadukt beim Praterstern passierten. Dort setzte Herr Propper das müde und willenlose Mädchen in einen Wagen, zog den Kutscher beiseite und richtete mit unterdrückter Stimme einige Fragen an ihn. Aber der Einspänner, der den Fremden sofort gewittert hatte, unterbrach ihn bald und sagte:

„I waß scho, i waß scho." Dann fuhr er kreuz und quer durch ein paar Gassen und landete hierauf wieder ganz in der Nähe des Praterstern vor einem Haus, dessen Hauptportal durch eine kugelrunde, große elektrische Lampe beleuchtet war.

Hier drehte sich der Kutscher um und zog den Hut: „Da wär' m'r, gnä' Herr."

* * *

Als Herr Propper am nächsten Morgen zum erstenmal die Räume betrat, die von nun ab sein Leben umschließen sollten, da wirbelten die Mißtöne der letzten Nacht noch in seinem Kopf, trotzdem er den Schädel mit eiskaltem Wasser gewaschen und sich die Augen und Wangen frottiert hatte, damit sein Direktor nur ja nichts von dem ungewohnten Erlebnis auf dem übernächtig bleichen Gesicht entdecken sollte.

Diese gestrige Nacht lag eigentlich schon ganz dämmerhaft und unglaubwürdig hinter ihm. Aber aus seinem Gedächtnis streichen ließ sie sich nicht. Und leider nur zu deutlich traten jetzt nach und nach wieder alle diese schrecklichen und eines ernsten Mannes unwürdigen Szenen vor sein Auge: die weinende Vinci, der er für den nächsten Abend ein Rendezvous hatte bestimmen müssen, die ihm ihre Privatadresse angegeben hatte, wohin er schreiben müsse, müsse, müsse. Sie war an seinen Lippen gehangen und hatte ihm ins Ohr geschluchzt: „Ja, ich hab dich lieb! Wenn du nur nichts Schlechtes von mir denkst." — — — Aber wenn Herr Propper daran dachte, wie er vor ihr auf den Knien gelegen und gebettelt hatte um ihre Gunst — da schämte er sich doch gewaltig; heute, wo er in Amt und Würde war.

Plötzlich öffnete sich die Tür und der Direktor trat herein.

„Ah, Herr Propper schon hier. Pünktlich wie eine Uhr. Nun darf ich Sie wohl mit Ihrem Personal bekanntmachen. Gleich anstoßend haben wir die Korrespondenz."

Der Direktor wollte dem neuen Bureauchef den Vortritt gewähren, aber Herr Propper ließ dies unbedingt nicht zu. So traten sie in den Korrespondenzsaal.

Hier saßen drei junge Männer und zwei Mädchen und klapperten auf Schreibmaschinen. In dem einen der Mädchen erkannte Herr Propper, dem das Herz stehen blieb, Vinci Schuh.

„Ich möchte Sie mit Ihrem neuen Bureauchef, Herrn Propper, bekanntmachen," sagte der Direktor. Die Angestellten erhoben sich von ihren Sitzen.

„Herr Bauer, Herr Siegwart, Herr Lechner, Fräulein Schuh, Fräulein Wewerka."

Vinci, völlig fassungslos, hielt sich am Maschinentischchen fest; eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht; als sie jedoch Herrn Proppers unbeweglich strenge Züge sah, da wechselte sie jäh die Farbe. Ihre schwarzen Augen stachen nun furchtbar aus dem blutlosen Gesicht hervor.

Herr Propper schritt rasch durch das Zimmer und betrat das nächste Gemach. So wurden ihm 26 Untergebene vorgestellt und erst nach einer Viertelstunde befand er sich endlich wieder allein in seinem Bureau.

Dort fiel er gleich auf einen Divan nieder und hielt sich, tief aufseufzend, mit beiden Händen den Kopf. Nach einer Weile aber erhob er sich und ging nachdenklich und erregt im Zimmer auf und ab. Auf und ab. Er war niedergeschmettert, zerknirscht, verwirrt und fühlte sich katzenjämmerlich unwohl. Aber er war gesättigt und ernüchtert und daher auch grenzenlos empört.

— —

Nach einer halben Stunde jedoch schien er alle seine Gedanken gesammelt zu haben und sein Entschluß schien gefaßt. Er knöpfte seinen schwarzen Salonrock zu und klopfte resolut an die Tür des Direktors.

„Ich halte es für meine Pflicht, dem Herrn Direktor von einem peinlichen Vorfall Kenntnis zu geben," begann er; und dann erzählte er das Abenteuer der letzten Nacht. Er beschönigte nichts, beichtete unnachsichtlich und klagte sich selbst an. „Aber ich bin ein Mann," sagte er, „und Sie werden mich verstehen. Ebenso bin ich überzeugt, Herr Direktor werden mit mir übereinstimmen, daß wir mit einer solch unwürdigen Person, die sich mir nach kaum dreistündiger Bekanntschaft ergeben hat, nicht zusammen arbeiten können."

Der Direktor war aufs äußerste erstaunt. „Die Schuh?" fragte er wiederholt, „die Schuh? So ein ruhiges, anständiges Mädchen; wenigstens schien es mir so. Auch habe ich nie dergleichen in ihrem Wesen oder Gebaren bemerkt. Allerdings habe ich mich nie um die Privatangelegenheiten der Mädchen —"

„Herr Direktor, so peinlich es mir ist, Ihnen dies auseinandersetzen zu müssen, noch dazu am ersten Tag meiner Bureautätigkeit, aber es wäre ganz gegen meine Prinzipien, und ich könnte es nicht über mich bringen, in ein und demselben Haus —"

„Wir können doch das Mädchen nicht deshalb entlassen! Ich — ich — nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Propper — aber ich denke, diese Angelegenheit hätten Sie mit der jungen Dame privat zu einem Abschluß zu bringen."

„Privatim werde ich es auch zu einem Abschluß bringen! Und Herr Direktor können überzeugt sein, daß ich meine Pflicht tun werde. Ich werde das Mädchen vielleicht wiedersehen," entfuhr es ihm hier unwillkürlich — „das heißt, ich weiß noch nicht — aber — aber — hier im Bureau wäre diese Situation einfach unhaltbar."

Jetzt bemerkte er, daß der Direktor die Brauen zusammenzog.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich anderer Ansicht bin, Herr Direktor, aber selbst wenn ich meine Prinzipien vollständig ausschalte, bin ich doch der Meinung, daß es mit meinem Ansehen als Bureauchef gänzlich unvereinbar wäre, Tür an Tür mit dieser Dame zu arbeiten. Ich könnte doch im Verkehr mit dieser — dieser Person nicht jene Unbefangenheit aufbringen — — und wo bliebe der schuldige Respekt?! Und glauben Sie nicht, daß vielleicht Bevorzugungen gewünscht werden könnten? — Herr Direktor, ich fürchte direkt Erpressungen!"

„Ich glaube, Ihre Befürchtungen sind grundlos."

„Ich hätte keine ruhige Minute, Herr Direktor!" rief Herr Propper erregt, „das Bewußtsein, dieses Mädchen tagtäglich vor Augen zu haben, ein Geschöpf mit solchen Grundsätzen!"

„Ist dies Ihr letztes Wort, Herr Propper? Bedenken Sie doch —"

„Herr Direktor, ich habe alles reiflich erwogen. Ich glaube übrigens, daß es mit dem Range unseres Institutes nicht gut übereinstimmt, Damen, die sich eines solchen Lebenswandels befleißigen, noch weiter zu beschäftigen."

„Na, wenn Sie uns vor die Alternative stellen," unterbrach ihn der Direktor ein wenig ärgerlich, „so werden wir das Mädchen eben entlassen; wir können doch auf eine so schätzbare Kraft wie die Ihrige nicht verzichten."

Herr Propper verneigte sich.

„Ich kann außerdem mit apodiktischer Gewißheit behaupten," sagte er mit erhobener Stimme, „daß das Interesse, welches dieses Mädchen unserer Bank entgegenbringt, ein ganz minimales ist; auch nur der Gedanke an ihre tägliche Beschäftigung war ihr quälend, und davon zu sprechen —"

„Die Sache ist erledigt, Herr Propper," sagte der Direktor, der wieder zu seiner Zigarre griff. Herr Propper verbeugte sich.

Vinci Schuh wurde gerufen, und der Direktor teilte ihr mit einfachen Worten ihre Entlassung mit.

Vinci Schuh griff sich an die Stirne.

„Herr Direktor!" rief sie, „warum?"

„Erlassen Sie es mir, Ihnen die Gründe auseinanderzusetzen. Ich persönlich habe keinerlei Klage gegen Sie zu führen. Sie haben auch immer zu unserer Zufriedenheit Ihre Arbeit verrichtet, aber —"

„Ja, um Gotteswillen, ich verstehe nicht —"

„Es ist von einer Seite, Sie werden vielleicht ahnen, von welcher Seite, gegen Ihr ferneres Verbleiben in unseren Bureaux Einsprache erhoben worden."

Vinci Schuh begann zu zittern. „Nein — ich ahne nichts. Ich — bin — zwar mit niemand hier im Bureau besonders befreundet — aber ich glaube auch keinen Feind zu haben."

„Nun, gerade heraus: Ihr neuer Bureauchef hat den Wunsch ausgesprochen."

Da stieß das Mädchen einen leichten, gurgelnden Schrei aus; aber der kam nicht aus der Kehle, der hatte sich aus dem Herzen gerissen.

„Herr — Propper?!"

„Ja. Wünschen Sie vielleicht mit dem Herrn konfrontiert zu werden?"

„Konfrontiert? — Nein — nein," sagte sie bebend; „oh du mein Gott, das ist ja unmöglich, mein Gott, hilf mir —"

„Wir haben heute den zweiten; es wird Ihnen jedoch natürlich das volle Monatsgehalt ausbezahlt werden," sagte der Direktor mit erzwungener Strenge. Als er aber Vinci Schuhs starres Gesicht mit einem Seitenblick streifte, da fügte er, ein wenig unsicher hinzu: „Ebenso erhalten Sie eine halbjährige Remuneration; übrigens will ich — persönlich — Ihnen einige Empfehlungen geben, die Ihnen zur Erlangung einer anderen Stelle — behilflich sein werden."

Das Mädchen stand noch eine kleine Weile im Zimmer, totenbleich und zitternd. Ganz langsam sickerten ihm zwei große Tränen aus den Augen und liefen über die Wangen.

„Fräulein, es tut mir unendlich leid; aber es bleibt mir kein anderer Ausweg offen — —" Der Direktor suchte nach Worten.

Da wankte Vinci Schuh aus dem Zimmer.

— —

Herr Propper aber saß in seinem Lederfauteuil, zog die neue Stahlfeder durch die feuchten Lippen und schrieb:

Fräulein Vinci Schuh, Wien III. Mit Bezugnahme auf Ihre heutige Unterredung mit dem Chef unseres Hauses, tut es mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen . . . .

Philosophie der Mode.

Von Dr. Oskar Ewald.

Es ist ein angestammtes Vorurteil, der Philosophie verbiete es ihre Würde, dem Nächsten das Augenmerk zuzuwenden, anstatt ihr Werkzeug an dem Fernsten zu üben. Dieses Vorurteil hätte wenigstens durch die moderne Philosophie überwunden sein sollen. Denn im Gegensatze zur Antike, vor allem zu Plato, die unmittelbar auf transzendente Aufgaben lossteuerten, hat uns Kant bewiesen, daß unsere kühnsten Ideen im Grunde zu nichts dienen, wenigstens auf theoretischem Gebiet, als uns die sinnliche Erfahrung greifbarer, plastischer zu gestalten. Wir entfremden uns also keineswegs dem eigentlichen Berufe der Spekulation, wenn wir dem Diesseits uns zuwenden. Auch dann nicht, wenn wir uns scheinbar auf die Vordergründe beschränken, die Normen und Nuancen des täglichen Lebens beobachten und das ans Licht bringen, was sich in seinen verschwiegenen Falten von kosmischer Kraft, von kosmischer Gesetzmäßigkeit birgt. In dieser Rücksicht hat uns Nietzsche Mut eingeflößt: an die älteren Franzosen, an Schopenhauer anknüpfend, hat er zahlreiche von Fachphilosophen bislang verpönte Phänomene der Analyse unterworfen, hat er zumal auf manche Nachtseiten der Psyche hellstes Licht sinken lassen. Aber auch Nietzsche lenkt seine großzügigen Betrachtungen selten auf das mikroskopische Detail des Alltags, er schwelgt in den Stürmen und Drängen, den Wendungen und Würfen der höheren

und höchsten Affekte. Das, was man das Idyll der introspektiven Psychologie nennen dürfte, verschließt sich ihm, dem tragischen Dionysier, dem Gegner jedweder kleineren Existenzform.

Den letzten Rest jenes Vorurteiles, das nunmehr allenthalben einem gesunden Naturalismus zu weichen beginnt, hat vielleicht Georg Simmel überwunden. Dieser ausgezeichnete Denker, der in seinen übrigen Schriften, insbesondere in seiner Kantarbeit, bewiesen hat, daß er auch an den verborgensten Problemen des Geistes seine Kraft zu messen vermag, geht den gewöhnlichsten, den scheinbar trivialen Phänomenen des psychischen Daseins nach und versteht sie in überraschender Weise zu Symptomen von typischer Bedeutung, Reflexen einer inneren Wirklichkeit zu vertiefen. Er hat sich nunmehr sogar an die Aufgabe herangewagt, jenes Gebiet, das der Philosophie wohl kraft eines schier unüberwindlichen Instinktes als profan gedünkt hat, das Gebiet der Mode, zum Gegenstand spekulativer Erörterung zu machen.* Philosophie der Mode! Es liegt eine beinahe aggressive Kühnheit in der scheinbaren Paradoxie dieser antithetischen Verbindung. Denn nichts halten wir für unbedeutender, für nebensächlicher als die Mode, wir glauben ein Phänomen am sichersten damit entwertet zu haben, daß wir es zur Modesache stempeln. Und die Inferiorität jener Individuen, die sich freiwillig in den Bann der Mode begeben, bestärkt uns in dieser Auffassung. Dabei übersehen wir freilich, daß wir trotzdem vor einer Realität stehen, der wir uns nicht entziehen können. Ja, wir legen sogar Gewicht darauf, uns ihr nicht zu entziehen. Wir tragen Kleider nach neuestem Zuschnitte, wir richten unsere Zimmer zeitgemäß ein, wir lassen in den Stil unserer Rede, in den Stil unseres Denkens sogar unwillkürlich Wendungen einfließen, die von der Mode geformt sind. Aber das Merkwürdigste dabei ist, daß wir solches als selbstverständlich betrachten, und um so selbstverständlicher, je weniger wir Widerstand leisten. Der Modegeck, die Modedame machen sich darüber überhaupt keine Gedanken mehr. Es ist, weil es ist: das Faktum selbst ist Sanktion. Aber die Selbstverständlichkeit ist der Todfeind der Philosophie. Nicht umsonst hat Plato das Staunen, diese Vorform jeglicher Fragestellung, als spezifisch philosophischen Affekt bezeichnet. Nicht das Staunen über unerhörte, wunderbare Phänomene, das der Stumpfsinn mit dem Tiefsinn teilt, sondern das Staunen über das scheinbar Gewöhnliche, völlig Normale.

Es ist ein eigener Reiz des Simmelschen Buches, daß es uns von diesen Oberflächen beinahe unvermittelt vor die schwindligsten Abgründe der Metaphysik führt. Die Mode und das Zeitproblem: man kann sich kaum einen größeren Abstand denken. Und dennoch versteht Simmel auch hier eine eigenartige Beziehung hervorzuheben. Wie sich uns das Zeitgeschehen in eine rastlose Flucht von Augenblicken aufzulösen droht, und wie wir dennoch in jedem dieser verschwindenden Augenblicke uns einer zeitlosen, gleichsam ewigen Gegenwart zu versichern wähnen, eine Illusion, auf die sich zum Teil unser Rennen und Jagen nach Freude und Wohlfahrt gründet, so tritt jedwede Mode in Erscheinung mit dem Nimbus eines Ewigkeitswertes und der hohe Reiz, den sie auf die Massen ausübt, entspringt wohl auch diesem holden Trug, dieser raffinierten Verschleierung ihrer Vergänglichkeit. Es wird einen übrigens kaum wundern, daß ein geistvoller Analytiker wie Simmel auf diese Paradoxie sein Augenmerk lenkt. Denn unsere Zeit gewährt

* Philosophie der Mode von Georg Simmel, Professor an der Universität Berlin, 1905 Pan-Verlag.

Beispiele zur Genüge. Nicht bloß das unheimliche Tempo des Modewechsels ist für sie charakteristisch, sondern auch das seltsame Pathos, das jedes dieser ephemeren Gebilde zu unveräußerlichen, bleibenden Gütern der Menschheit stempeln möchte. Es gab vielleicht niemals ein Zeitalter, in dem so viele falsche Propheten und Erlöser aufstanden wie heute, und in dem, was das eigentlich Bezeichnende ist, die Erlösung in so barocken, singulären, kleinlichen Phänomenen gesucht wurde. Bald erstehen in den Schaufenstern unserer Buchhandlungen Gründer von neuen Menschheitsreligionen, bald wird die Erlösung von der Rampe in Szene gesetzt und es sollte einen nicht wundern, wenn demnächst Zahnärzte und Apotheker unter die Propheten gingen und ihrer Kunst die Weihe religiöser Funktionen erteilen wollten. Die Erklärung dieser seltsamen Verflechtung höherer Aspekte mit der Mode, die zu beobachten man vielleicht nirgends so sehr Gelegenheit hat als hierzulande, als in Wien — man denke an einen sonst so begabten Kopf wie Peter Altenberg — gibt uns Simmel in nachstehenden Sätzen: „Deshalb gehört zu den Gründen, aus denen die Mode heute so stark das Bewußtsein beherrscht, auch der, daß die großen, dauernden, unfraglichen Überzeugungen mehr und mehr an Kraft verlieren. Die flüchtigen, veränderlichen Elemente des Lebens gewinnen dadurch umsomehr Spielraum."

Sehr fein gedacht ist die Beziehung, in die Simmel das Modeproblem zum Evolutionismus setzt. Die Mode ist ein bestimmter Ausdruck für jenes allgemeine Gesetz der Differenzierung, daß die Natur beherrscht. Sie ist jene Form der Differenzierung, die der Masse als solcher, dem truben, ungenialen Durchschnitt eignet. Aber zugleich entspricht sie auch dem anderen noch tieferen Bedürfnis der Masse nach Nachahmung. Denn soweit eine Mode einem bestimmten Stande einer sozialen Gruppe zukommt, im Unterschied von den anderen kulturellen Schichten, ist sie auch ein Phänomen der Differenzierung. Soweit sie dagegen eben einem korporativen Zusammenschluß entspricht, spricht sie die Tendenz der Nachahmung aus. Der Korpsstudent hebt sich durch Kraft, durch Allüren von anderen Ständen ab, zuweilen in mehr als bemerkbarer Weise. Das hindert ihn freilich nicht, auch die andere Seite des Modischen, ›La loi de l'imitation‹, zu entwickeln. Man darf sogar der pessimistischen Meinung sein, daß trotz des beliebten Vollmenschensportes in diesen und anderen Kreisen zuletzt der zünftlerische Hang nach Uniformität, nach äußerer Gleichartigkeit überwiegt. Bloß dem höheren Menschen ist, wie Simmel hervorhebt, ein wahres Bedürfnis nach Differenzierung eigen, und ihm dient die Mode allerdings nicht dazu, es zu enthüllen, sondern im Gegenteil es zu verschleiern. Er gehorcht ihr, um in seiner Sphäre von der Masse unbemerkt seine Eigenart entfalten zu dürfen. Solch ein Mann war Goethe. Seine modernen Jünger haben leider bloß die äußere Form seiner Lebensgestaltung übernommen. Das tiefere Motiv dieser scheinbaren Unterwerfung unter die Mode ist ihnen, den von Anbeginn Unterworfenen, verloren gegangen.

— · —

Die Stickerin.

Von Professor Dr. E. Schwiedland.

Das Österreichische Museum für Kunst und Industrie hat in den letzten Monaten eine reichhaltige und schöne Sammlung „österreichischer Hausindustrie und Volkskunst" zur Schau gestellt, die das Entzücken ihrer Besucher gebildet hat, soweit sie eine aus dem

Volkstum hervorgehende Volkskunst zur Darstellung brachte. In dieser Heimatskunst wirkt, wie einer der Kommentatoren in dem dickleibigen Ausstellungskataloge ausführte: „eine Art Dilettantismus, welcher bestrebt ist, Schönes zu schaffen und zu besitzen, welcher nicht so sehr für den Markt arbeitet, sondern für den eigenen Bedarf, für den Schmuck des Hauses, und die charakteristischen Motive, die dabei zu Tage gefördert werden, finden heute ihre Verwertung im Kunstgewerbe". Es handelt sich um Erzeugnisse des häuslichen Gewerbefleißes, wie er sich in besonderen Zweigen der Betätigung in einer Gegend von einer Generation zur andern vererbt.

In ihrem Wesen hievon verschieden ist eine andere Art der häuslichen gewerblichen Arbeit, welche nicht für den eigenen Bedarf, zur unmittelbaren Nutzung oder Befriedigung, sondern für fremde Geschäftsleute betrieben wird: die Verlegerei. Auch hier erzeugt eine zum Teil ländliche Bevölkerung in der eigenen Behausung bestimmte Nützlichkeiten, aber nicht zu ihrem Vergnügen, sondern als Waren zu kärglichem Erwerb. Man nennt diese Arbeitsorganisation „Verlegerei", nach dem Organ des Vertriebes, dem Verleger.*

Die sie üben, die Verlags- oder Heimarbeiter, sind die elendesten Arbeitsgeschöpfe unserer Zeit, richtige moderne Sklaven, die man nicht (wie die einstmaligen) kaufen und daher einigermaßen hegen und schonen muß, sondern die man bloß mietet und ohne jegliche staatliche Eindämmung möglichst lang arbeiten lassen und so unzulänglich als nur möglich entlohnen kann.

Eine Ausstellung ihrer Werke neben der prunkvollen Schaustellung des Museums hatte ein kleiner Kreis sozial empfindender Personen geplant; es kam aber nicht zu dieser Veranstaltung. Den einflußreichen Persönlichkeiten schien eine solche Elendsausstellung unerwünscht, bei der organisierten Arbeiterschaft dagegen begegnete die Anregung keinerlei Anklang und so verloren die Verfechter dieser Idee die Spannkraft, deren sie bedurft hätten.

In Berlin wurde indes eine solche Heimarbeitsausstellung veranstaltet und erregte ein großes, zwar peinliches, jedoch an sich sehr erfreuliches Interesse. Denn ohne eine Aufrüttelung der weitesten Kreise kann kein Anstoß zur Besserung der Lage dieser zum Teil völlig verelendeten Heimarbeiter gewonnen werden. Sie teilen das Schicksal anderer proletarischer Kreise darin, daß sich ihnen das Interesse der einflußreichen Schichten der Gesellschaft gar nicht oder nur in völlig unzureichendem Maße zuwendet. Die Machtlosigkeit der Heimarbeiter spiegelt sich auch in der Interesselosigkeit der politischen Kreise wieder und selbst die organisierte Arbeiterschaft findet näherliegende, sie mehr ansprechende Aufgaben. Dennoch muß gegenüber dem Elend der Hausindustrie weiteres Zuwarten moralisch unmöglich erscheinen!

Die Lauheit der Regierungen wurde bisher nur so weit überwunden, als sie sich zu einigen Erhebungen verstanden; sie zogen aber auf dem europäischen Festland keinerlei Folgerungen aus der gewordenen Einsicht. Welche Einblicke aber hier die Prüfung eröffnet, mag ein kurzer Auszug aus amtlichen Gewerbeinspektionsberichten über die heimarbeitenden Stickerinnen in Österreich dartun.

Man begegnet ihnen in größerer Zahl in der Bukowina, in Galizien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Vorarlberg und Kärnten. Ein Teil davon arbeitet an Stickmaschinen; so beteiligen sich an der Maschinenstickerei in Vorarlberg 15.000 Männer und Weiber,

* Der bisherige Sprachgebrauch bezeichnet unklarerweise den häuslichen Gewerbefleiß wie die Verlagsarbeit gleichmäßig als „Hausindustrie".

demnach gegen 15 Prozent der Gesamtbevölkerung des Landes. Wir wollen aber bloß die Frauen und Mädchen in Betracht ziehen, welche Weiß- und Buntstickereien aus freier Hand verfertigen. Es sind ihrer 6000 in Böhmen; sie sticken Sacktücher, Hemden- wie Polstereinsätze, Streifen zu verschiedenen Wäschestücken, Monogramme, Tischläufer, Muster auf Tüll, Mull oder auf Kleiderstoffe u. dgl. Sie arbeiten in manchen Gegenden 12 bis 17 Stunden im Tag und ihre Erzeugnisse haben einen hohen Wert. Ihr Verdienst aber ist äußerst gering. Er beträgt in Kassejowitz (Böhmen) wöchentlich 90 kr. bis 3 fl., im Erzgebirge bei Tüll- und Mullarbeiten 1 fl. bis fl. 1·80. Ein Sticker erhielt dort für das Aussticken von Blumen auf 25 Meter Tuch, wozu er eine Woche brauchte, fl. 1·30. In den Bezirken von Chrudim und Pardubitz erreicht der Wochenlohn im besten Fall fl. 1·80 bis 3 fl.; alleinstehende Stickerinnen, welche vom Lohn leben, verdienen im Jahr 100 bis 150 fl.; in der Gegend von Olmütz und Proßnitz (Mähren) dagegen wird der gewöhnliche Tagesverdienst auf 15 bis 25 kr. (90 kr. bis fl. 1·50 die Woche), in Ostschlesien der Tagesverdienst einer fleißigen Stickerin auf 30 kr. (fl. 1·80 die Woche) geschätzt. Allerdings wird die Sonntagsruhe oft nicht eingehalten, wodurch sich der Lohn um einige Kreuzer erhöht.

Bei neuen Mustern erfährt die Handstickerin den Arbeitslohn bei der Übernahme der Arbeit nicht, sondern erst bei der Ablieferung, nachdem die Zeit, welche sie daran gewandt, sich bestimmen ließ. Die Arbeitgeber aber nehmen von den Verbrauchern ein Vielfaches der bezahlten Löhne ein. Häufig genug arbeiten die Stickerinnen bis Mitternacht, namentlich wenn die Aufträge längere Zeit hindurch gemangelt hatten.

Die Hungerlöhne dieser Frauen, deren kunstfertige Nadel der vormalige Ministerpräsident erst vor kurzem in einer feierlichen Versammlung von Industriellen laut gepriesen hat, bringen es mit sich, daß Kinder vom siebenten Lebensjahre an zur Arbeit herangezogen werden und daß die Ernährung der Arbeiter absolut ungenügend ist. Sie besteht „nur aus Erdäpfeln, Brot und Kartoffelsurrogatabsud". Dabei blüht in mancher Gegend die Übung, den Lohn nur zu einem geringen Teil in Geld auszufolgen und im übrigen Waren dafür zu geben. Befaßt sich nicht der Verleger selbst mit einem Lebensmittel- und Schnittwarenhandel, so tun das mitunter seine Verwandten, und die Arbeiterin erhält dann vom Verleger eine Anweisung an diese. Gerät die Stickerin bei solchen, bereitwillig borgenden Krämern in Schulden, „so muß sie sich mit jedem ihr gebotenen Arbeitslohn begnügen, sonst wird in rücksichtslosester Weise auf Bezahlung der Schulden gedrängt". Dabei wurde überall geklagt, daß den Stickerinnen Waren von äußerst schlechter Qualität um einen weit höheren Preis verabfolgt werden als in jedem anderen Laden.

Die Arbeit, die solcher Art um einen Arbeitslohn von 1 bis 3 kr. die Stunde geleistet wird, ist sehr mühevoll und wenn sie 12 bis 16 Stunden täglich, bei ununterbrochen gebückter Stellung des Oberkörpers und eingezogener Brust vor sich geht, von verderblicher Wirkung. Sie strengt vor allem die Augen an. „Mit dumpfiger Luft erfüllte, räumlich sehr beschränkte, nie ventilierte Arbeitslokale — mangelhafte Beleuchtung, insbesondere während der Wintermonate, wo die Hälfte der Tageszeit hindurch bei der qualmenden Petroleumlampe gearbeitet wird — unzureichende Kartoffelkost, abwechselnd mit schlechtem Kaffee, das ist in großen Zügen das getreue Bild des Daseins der Heimarbeiterinnen, die im besten Falle einen Taglohn von 30 bis 50 kr. verdienen," so berichtet ein Gewerbeinspektor aus Böhmen. Sie werden nicht nur binnen wenigen Jahren

sehr kurzsichtig, sondern ziehen sich auch Verknöcherungen der Halsmuskeln zu, so daß sie den Kopf nicht mehr aufrecht zu halten vermögen. Hiezu gesellen sich Magen- und Brustbeschwerden. Nirgends besteht eine Krankenversicherung. Die Räume sind beengt, niedrig und besitzen nur kleine Fenster, „die zumeist jahraus, jahrein niemals geöffnet" werden. Nur an schönen Sommertagen lassen sich die Bewohnerinnen verleiten, sich ins Freie zu begeben, um, auf dem Rasen sitzend, an der Stickerei zu arbeiten. So leben die Arbeiterinnen, die mitunter „wirkliche Prachtwerke" an Stickereien liefern.

Keine Frage: solche Zustände sind ein kulturelles Verbrechen. Man muß sich mit ihnen befassen, um das öffentliche Gewissen aufzurütteln. Denn diese Leute stellen nur e i n e n Typus der Verlegerei dar, neben vielen ähnlichen, und sie haben vor allem ein Recht auf s t a a t l i c h e n S c h u t z, da sie selbst sich nicht zu helfen vermögen. Diesen kann aber nur das erwachende Interesse wohlgesinnter Personen herbeiführen, die unermüdet und eindrucksvoll die Forderung vertreten, daß die Staatsverwaltung sich nicht weiter der primitiven Pflicht entziehe, in diesen Verhältnissen Wandel zu schaffen.

Die Zukunft des Römischen Rechtsunterrichts in Österreich.

Von Professor Dr. E u g e n E h r l i c h in Czernowitz.

Die Lehren Savignys und seiner Jünger haben kaum irgendwo gelehrigere Schüler gefunden als in den für die Gestaltung der juristischen Studien maßgebenden Personen der Fünfzigerjahre Österreichs. Es war ganz im Sinne der historischen Juristenschule, wenn die juristische Studienordnung, die von den Vertrauensmännern des Unterrichtsministers Thun geschaffen worden ist, die Hälfte der Studienzeit, die zwei ersten Jahrgänge des juristischen Quadrienniums, für den Unterricht der Rechtsordnungen bestimmte, die als historische Grundlage des geltenden österreichischen Rechts betrachtet worden sind: für das römische, das deutsche und das Kirchenrecht. Denn das war ja der wichtigste Leitsatz der Rechtshistoriker: ohne Kenntnis der historischen Entwicklung gibt es kein Verständnis des geltenden Rechts. In dieser Richtung ist an der Studienordnung bisher keine Änderung vorgenommen worden. Die Studienordnung des Unterrichtsministers Gautsch ergänzte sie bloß in ihrem Geiste, durch Aufnahme der österreichischen Rechtsgeschichte unter die Unterrichts- und Prüfungsgegenstände; sie hat überdies den individuellen Neigungen des Studenten insofern Rechnung getragen, als sie ihm gestattete, die rechtshistorischen Studien in drei Semestern abzuschließen, fünf Semester dem geltenden österreichischen Recht und den Staatswissenschaften zu widmen.

Wie so häufig, lagen aber auch hier, vielleicht nur unter der Schwelle des Bewußtseins, der Tat ganz andere Gedanken zu grunde als die, die ausgesprochen worden sind. Der wirkliche Zweck der Thunschen Studienreform war, den Lehrgang der österreichischen rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten dem der deutschen juristischen Fakultäten nach Möglichkeit anzupassen, eine gemeinsame Grundlage für den Unterricht zu schaffen, um so deutsche Lehrmittel und Lehrmethoden nach Österreich zu verpflanzen und einen Austausch der Lehrkräfte zu ermöglichen. Als „römisches", als „deutsches" Recht wurde in Österreich einfach das gelehrt, was in Deutschland als solches gelehrt worden ist. Nur bei der Herübernahme des Kirchenrechts gestattete man sich einige Freiheit, die jedoch

wohl ausschließlich von politischen Erwägungen eingegeben war; in Deutschland ein wenig verkümmert, wurde es in Österreich so ausgedehnt, daß man seinen Unterricht nicht mehr als propädeutischen, sondern nur als Selbstzweck betrachten kann. Die Gautschsche Studienordnung hat es wieder ein wenig eingeschränkt.

Das römische und das deutsche Recht waren in Deutschland zur Zeit der Thunschen Studienreform geltendes Recht und dem entsprach auch der Rechtsunterricht. Einer kurzen Vorlesung über Institutionen und Geschichte des römischen Rechts folgten sehr eingehende dogmatische Pandektenvorlesungen, eine Darstellung des gemeinen Rechts römischen Ursprungs, so wie es damals (bis 1900) in Deutschland in Geltung war. Ähnlich war es um das deutsche Recht bestellt: der Vorlesung über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, etwas eingehender als die Institutionenvorlesung, folgte eine dogmatische Vorlesung über deutsches Privatrecht: über die in die deutschen Partikularrechte übergegangenen deutschen Rechtseinrichtungen. Wenn nun die Institutionenvorlesung, die Vorlesung über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, wohl auch die über deutsches Privatrecht in Österreich als propädeutische Vorlesungen gelten konnten: bei der Pandektenvorlesung war das ganz gewiß nicht der Fall. Römisches und deutsches Recht waren immerhin die historischen Grundlagen des österreichischen Rechts, das gemeine Recht war es nicht. Das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch — nur um dieses österreichische Gesetz konnte es sich handeln — an dem seit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bis 1811 gearbeitet worden ist, ging auf den usus modernus, die deutsche Privatrechtswissenschaft des XVII. und XVIII. Jahrhunders, zum Teil auch auf das Naturrecht, nicht auf das gemeine Recht, wie es 1850—1900 in Deutschland gelehrt worden ist, zurück. Der Kenner weiß, daß usus modernus und gemeines Recht ganz verschiedene Dinge sind. Selbst die entschiedensten Verfechter der gemeinrechtlichen Richtung in der österreichischen Privatrechtswissenschaft griffen, wenn es sich um die historische Erklärung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches handelte, zu Lauterbach, Moevius und Struv, zu den naturrechtlichen Lehrbüchern von Wolf, Martini oder Zeiller, nicht zu Savigny, Puchta oder Vangerow. Würde es sich in der Tat um die historische Grundlage des österreichischen bürgerlichen Rechtes gehandelt haben, so hätten Vorlesungen über den usus modernus und das Naturrecht des XVIII. Jahrhunderts befürwortet werden müssen. Das ist jedoch nie geschehen, so sehr auch in der letzten Zeit der dogmatische und historische Wert beider zum Bewußtsein gekommen ist. Soweit sie etwa zum Verständnis des österreichischen Privatrechts beitragen, werden sie in den Vorlesungen über österreichisches Privatrecht berücksichtigt, und das genügt vollkommen dem praktischen Bedürfnis.

Und doch ging die Thunsche Reform zwar von einer unrichtigen Theorie, aber von einer richtigen Empfindung aus. Denn in der Tat, der pädagogische Wert des gemeinen, deutschen und Kirchenrechtes war unbestreitbar, wenn er auch auf einem anderen Gebiete lag. Diese Lehrgegenstände waren viel mehr und ganz anderes als historische Grundlage des geltenden österreichischen Rechts: sie waren die deutsche Rechtswissenschaft. Was das juristische Denken in Deutschland an Ergebnissen im Laufe der letzten drei Jahrhunderte geliefert hatte, fand seine akademische Form und seinen literarischen Ausdruck in der Wissenschaft des gemeinen Rechts und deutschen Privatrechts. Und diese deutsche Wissenschaft, infolge der Kodifikation des österreichischen Privatrechts am Anfang des XIX. Jahrhunderts aus Österreich vertrieben, zog mit der Studienreform wieder siegreich in Österreich ein.

Die gemeinrechtliche Wissenschaft aber war noch viel mehr als das, denn sie war Erbe einer zweitausendjährigen, nie unterbrochenen internationalen juristischen Gedankenarbeit. Ihre Grundlage war das corpus juris civilis, trotz aller Mängel ein gewaltiges Werk. In ihm hat die historische Kontinuität der römischen Rechtswissenschaft einen überwältigenden Ausdruck gefunden. Mit seiner Wurzel reicht es in die pontifikale Jurisprudenz, weit in vorgeschichtliche Zeiten zurück. Seither haben zahllose Juristengenerationen daran geschaffen, immer der Schüler auf den Lehrer, seinerseits als Fortbildner und als Lehrer folgend, jedes Geschlecht die Leistungen aller vorausgegangenen aufnehmend und auf dieser Grundlage weiterbauend. So verbindet die Professoren in Konstantinopel und Beyrut, die Kompilatoren des justinianischen Gesetzbuchs mit jedem der Prudentes der römischen Urzeit eine nie unterbrochene Kette mündlicher Überlieferung. Immer mehr wird es heute erkannt, daß diese römische Wissenschaft in stetem Zusammenhange stand mit allem, was das Altertum auf diesem Gebiete geleistet hatte, daß sie immer bereit war, sich die Einrichtungen anderer Völker anzueignen und in ihrer guten Zeit, die bis ins dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung reicht, sie auch organisch mit dem Ganzen zu verbinden verstand: erst das, was in der Zeit des sinkenden Kaisertums von anderwärts dazukam, konnte von ihr zum Teil nicht mehr angeglichen werden. So wurden im corpus juris civilis die Ergebnisse der tausendjährigen antiken Rechtsentwicklung, wie in einem Brennpunkt gesammelt, dem Mittelalter überliefert. Daran schließt sich das Werk der Glossatoren und der Postglossatoren, ihnen folgen die großen Franzosen des XVI. und XVII. Jahrhunderts, die gelehrten und scharfsinnigen Niederländer, die ganze deutsche Rechtswissenschaft seit Ulrich Zasius. So waren fast alle gesitteten Völker Europas daran beteiligt und es entstand ein Gebilde, das in der Rechtsgeschichte einzig dasteht und auch auf andern Gebieten geistigen Lebens nicht leicht seinesgleichen findet. Im XIX. Jahrhundert setzt die internationale Arbeit aus: die nationalen Kodifikationen haben zu einer nationalen Rechtswissenschaft geführt; nur in Deutschland fährt man fort, mit dem anvertrauten Pfunde zu wuchern und so erlebt hier die internationale Wissenschaft des gemeinen Rechts noch eine neue, späte Blüteperiode.

Daher war die romanistische Wissenschaft Westeuropas nicht eigentlich Wissenschaft eines bestimmten nationalen Rechts, am wenigsten eine Wissenschaft des römischen Rechts, sondern eine Wissenschaft vom Rechte, eine allgemeine Rechtswissenschaft. Das gilt auch von der gemeinrechtlichen Wissenschaft Deutschlands. Es wäre gewiß eine arge Übertreibung, wollte man ihr ausschließlich das Verdienst, eine Rechtswissenschaft geschaffen zu haben, zuschreiben; daß mir das einmal widerfahren ist, ist sehr bedauerlich. An der Fortbildung der Wissenschaft vom Rechte haben Germanisten, zumal der Beselerschen Richtung, einen großen Anteil; aber im allgemeinen sind sie doch mehr auf die historische als auf die dogmatische Erfassung des geltenden Rechtes ausgegangen. Wenn man aber von den gemeinrechtlichen Monographien und Gesamtdarstellungen des Pandektenrechts alles in Abzug bringen würde, was irgendwie als Auslegung einer Quellenstelle erscheint, so bliebe noch immer eine wissenschaftliche Leistung übrig, die der Erforschung und der Lehre eines jeden, nicht bloß des gemeinen Rechts zugrunde gelegt werden kann. Ein Blick in die Arbeiten der jüngeren englischen und amerikanischen Juristen, Pollocks, Hollands, Holmes, zeugt von der Fülle der Anregungen, die sie der deutschen gemeinrechtlichen Literatur verdanken: zeigt aber auch, daß es nicht notwendig ist, ihr Verdienst auf die Rechte zu beschränken, die aus dem römischen hervorgegangen sind.

Darin liegt die Bedeutung der Pandekten für die juristischen Fakultäten Österreichs. Die Vorlesungen über Pandekten ersetzten Vorlesungen über die Rechtswissenschaft, einfach deswegen, weil sich die allgemeine Rechtslehre, wenigstens im Privatrechte, überall im Anschluß an die Darstellung des gemeinen Rechts entwickelte, und so sehr mit ihr zusammengewachsen ist, daß man die eine ohne die andere nicht geben konnte. Eine andere Rechtswissenschaft als die gemeinrechtliche gab es nicht und gibt es heute vielleicht noch nicht, nicht in Deutschland, aber auch nicht anderwärts, in Frankreich und Italien, wo man sich seit der Nationalisierung des Rechts von den allgemeinen Fragen meist abgewendet hatte und allen Fleiß der Auslegung der eigenen Gesetzbücher widmete; erst seit etwa fünfzehn Jahren ist auch dort eine andere Strömung zu Tage getreten. Wollte man daher in Österreich dem jungen Juristen etwas Besseres geben als die kümmerliche Legistik und Exegetik, die bis dahin an den österreichischen Universitäten geblüht hatte, wollte man ihm wirkliche Wissenschaft des Rechts geben, so hatte man dafür nichts anderes als Pandekten. Wo sonst hätte der junge Jurist von den neuesten, so unendlich feinen Forschungen über juristische Personen, über Eigentum und Besitz, über Irrtum bei Rechtsgeschäften, über den Pfandrechtsbegriff, über die Natur der Obligatio oder der Gesamtnachfolge etwas hören können? Der Austriazist hatte genug zu tun, wenn er sein eigenes Haus bestellt hatte, und das, was die gemeinrechtliche Wissenschaft zu Tage förderte, in seiner besonderen österreichischen Ausgestaltung vortrug.

Das alles gehört allerdings nur mehr der Geschichte an. Das gemeine Recht und die Wissenschaft des gemeinen Rechts sind gewesen; heute gilt in Deutschland das bürgerliche Gesetzbuch und daran schließt sich die Wissenschaft des bürgerlichen Rechts. Was sie bringen wird, ist noch unbekannt. Was bisher geschehen ist, würde an und für sich einen allzu großen Pessimismus nicht begründet erscheinen lassen; aber heute lebt noch ein Geschlecht von akademischen Lehrern und Männern der Wissenschaft, die aus der großen, gemeinrechtlichen Schule hervorgegangen sind. Ob diesen eine Richtung folgen wird, die ganz in der Auslegung einzelner Paragraphen und in der Kasuistik aufgehen würde? Das hängt im wesentlichen davon ab, wie viel das lebende Geschlecht vom ererbten Gute dem kommenden überliefern wird.

An den österreichischen Juristen tritt aber die Frage heran: Was nun? Soll die Pandektenvorlesung in ihrer heutigen Gestalt beibehalten werden? Das wird in absehbarer Zeit keinen Sinn mehr haben. Die Pandektenrechtswissenschaft schreitet nicht fort, und eine Wissenschaft, die nicht fortschreitet, ist keine. Man wird es dem akademischen Lehrer in Österreich nicht zumuten können, im Jahre 1920 oder 1930 eine Rechtswissenschaft vorzutragen, die es im Jahre 1900 gewesen ist. Soll sie durch Vorlesungen über „allgemeine Rechtslehre" ersetzt werden? Ein solcher Versuch ist in Deutschland vielfach gemacht worden; er scheint mißlungen zu sein, und das ist leicht begreiflich. Die „allgemeine Rechtslehre", die da gegeben werden soll, ist eine Abstraktion aus den einzelnen Rechtslehren, auf privatrechtlichem Gebiete aus dem gemeinen Rechte und dem bürgerlichen Rechte. Als solche kann sie immerhin, am Schlusse der Studien einen bescheidenen Dienst leisten, aber nicht als Einführung: denn einführen kann nur das Konkrete, nicht das Abstrakte. Jeder Lehrer weiß, daß er, um anzuregen und zu fesseln, nicht blutleere Verallgemeinerungen, sondern das induktive Material, aus dem er zu seinen Begriffen gelangt, möglichst durchgeistigt vorführen muß. Das war ja gerade das Wertvollste an

der gemeinrechtlichen Wissenschaft, daß sie ihre allgemeine Rechtslehre in und mit der Darstellung des Systems eines geltenden Rechts geben, die ganze Arbeit, die das Recht für das Leben zu leisten hatte, aufnehmen, immer zu den konkreten Erscheinungen des Lebens zurückkehren und ihre Ergebnisse an ihnen messen konnte. Die „allgemeine Rechtslehre" gibt nicht eine Wissenschaft von den Tatsachen, sondern von den durch die Wissenschaft gewonnenen Begriffen.

Sollen Vorlesungen über deutsches bürgerliches Recht in Österreich eingeführt werden? Das wird allerdings auf die Dauer, wenigstens in einem bescheidenen Umfange, nicht zu vermeiden sein. Eine gewisse Kenntnis des hervorragenden Gesetzes hat ja schon an und für sich einen so bedeutenden Bildungswert, daß man darauf auch in Österreich nicht wird verzichten können. Jedenfalls wird der österreichische Jurist so viel davon wissen müssen, als notwendig ist, um ein deutsches wissenschaftliches Werk lesen, die wissenschaftliche Bewegung in Deutschland verfolgen zu können, soll nicht der mühsam errungene Zusammenhang mit Deutschland verloren gehen.

Aber Ersatz für die Pandekten werden diese Vorlesungen unmöglich sein können. Anders als das gemeine Recht, ist das bürgerliche Recht nicht vor allem Rechtswissenschaft, sondern vor allem geltendes Recht. Die positive Norm überwuchert das Allgemeingültige. Das wissenschaftliche Studium ist ohne genaue Kenntnis des sehr schwierigen Gesetzes unmöglich; es kann aber dem österreichischen Juristen, der sich nicht der Theorie widmen will, das Recht um praktischer Zwecke willen lernt, nicht zugemutet werden, alle die Kenntnisse, die von seinem Standpunkte aus nur Gedächtniskram wären, sich anzueignen, so viel er darin auch finden würde, was ihn fördert. Wir müssen in Österreich mit der Tatsache rechnen, daß alles, was die Wissenschaft des deutschen bürgerlichen Rechts in absehbarer Zeit leisten wird, in erster Linie der praktischen Rechtsanwendung zu dienen bestimmt ist und daher für den, der das bürgerliche Recht nicht anzuwenden haben wird, nur ausnahmsweise von Wert ist.

Gangbar ist daher nur ein dritter Weg: in die Pandektenvorlesung die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Entwicklung zu verweben. Die deutsche Wissenschaft, die sich an das bürgerliche Recht anschließt, hängt so enge mit der gemeinrechtlichen zusammen, daß eine Darstellung ihrer Bestrebungen in und mit der gemeinrechtlichen keine Schwierigkeiten bieten kann. Soweit sie über das gemeine Recht hinausgeht, ist das ebensowenig der Fall: die Vorlesung wird nur um so reichhaltiger, anregender sein, wenn in der Lehre von den juristischen Personen das deutsche Recht der rechtsfähigen Vereine, im Pfandrecht das deutsche Hypothekenrecht berücksichtigt wird. Ist es aber notwendig, bei dem deutschen bürgerlichen Recht stehen zu bleiben? Enthält die französische, italienische, niederländische Rechtswissenschaft nicht eine Fülle von Bildungsstoff? Verdanken wir den Italienern nicht den größten Teil des modernen Handelsrechts, den Franzosen das moderne Schadenrecht und in letzter Zeit eine tiefere Einsicht in die Natur der Rechtsquellen? Hat man einmal mit dem Grundsatze der nationalen Rechtswissenschaft gebrochen — und das ist schon damals geschehen, als man dem österreichischen Juristen angesonnen hatte, sich seine wissenschaftliche Ausbildung im gemeinen Rechte zu holen — dann liegt wahrlich kein Grund vor, irgend etwas, was Bildungswert besitzt, auszuschließen.

Das, was mir vorschwebt, ist daher eine Ausgestaltung der Pandektenvorlesung zu einer Vorlesung über die Privatrechtswissenschaft. Das setzt freilich die Erkenntnis voraus,

daß es eine allgemeine Rechtswissenschaft gibt, die an ein bestimmtes, positives Recht nicht gebunden wäre. Sie ist auf anderen Rechtsgebieten, im Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Strafrecht und Prozeßrecht längst durchgedrungen; sollte das auch im Privatrecht nicht möglich sein, obwohl gerade hier eine tausendjährige Entwicklung alle Voraussetzungen geschaffen hatte? Die grundlegenden privatrechtlichen Einrichtungen stimmen bei der großen Mehrzahl der europäischen Nationen im wesentlichen überein; die Kategorien, die Terminologie sind längst Gemeingut und auf dieser in jahrhundertelangen Mühen errungenen Grundlage wird es wohl auch möglich sein, weiter fortzubauen und eine allgemeingültige Rechtswissenschaft zu schaffen.

Eine solche allgemeine Rechtswissenschaft wäre keineswegs zu verwechseln mit der „allgemeinen Rechtslehre", die an deutschen und österreichischen juristischen Fakultäten zum Teil unter dem Titel Rechtsenzyklopädie gelehrt wird. Nicht formalistische Abstraktionen der nationalen Rechtswissenschaften, sondern ihren lebendigen Inhalt soll sie darstellen. Die reine Exegetik gehört selbstverständlich nicht dazu, aber die gesetzliche Grundlage, von der die Rechtswissenschaft ausging, müßte dargelegt werden, ebenso die Gestalt, die die Einrichtungen in der Rechtspflege und im Leben erhalten haben.

Wer das tausendjährige Ringen des akademischen Unterrichtes mit der römischen Rechtsüberlieferung mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, der weiß, daß sein Ergebnis stets eine Anpassung an die Bedürfnisse der Zeit gewesen ist. Wenn die Glossatoren etwas ganz anderes vortrugen als Bartolus und Baldus, Ulrich Zasius etwas anderes als Stryck und Lauterbach, Vangerow etwas anderes als Bekker und Dernburg, so war der Grund immer der, daß man zu verschiedenen Zeiten verschiedenes verlangte. Die Unterschiede sind hier so einschneidend, daß man fast sagen kann: es war ein ganz anderer Gegenstand, über den gelesen wurde. Und doch: berücksichtigt man die Mittelglieder, die die aufeinander folgenden Richtungen verbinden, so staunt man, wie allmählich, wie organisch sich überall der Übergang vollzogen hat, wie sehr auch hier jedes Geschlecht unmittelbar auf dem vorausgegangenen fußt. Nicht Theorien gaben den akademischen Lehrern die Richtungen und die Methodik ein, sondern das Bedürfnis schuf sich die Richtung, die Methodik und die dazu gehörende Theorie. Eine solche organische Umbildung soll in der nächsten Zeit das unabweisbare Bedürfnis der Pandektenvorlesung in Österreich bringen, ohne einen Eingriff der Staatsgewalt, ohne Ministerialverordnungen.

Vielleicht darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß ein reicher Lohn nicht ausbleiben werde. Er wird eine Folge sein der wieder hergestellten internationalen Arbeit auf privatrechtlichem Gebiete. Keine Wissenschaft ist je in nationaler Abgeschlossenheit groß geworden, sie bedarf nicht nur der Vorarbeit aller vergangenen, sondern auch der Mitarbeit des ganzen lebenden Geschlechtes. Ein Volk, selbst das größte und begabteste, ist viel zu klein, um ganz allein, aus sich selbst heraus eine Wissenschaft, geschweige denn eine Rechtswissenschaft zu schaffen. In welch armselige Kasuistik und Exegetik hatten sich die Franzosen, Engländer und Italiener verloren, als sie, sich ganz auf den Ausbau ihres nationalen Rechts beschränkend, fremde Anregungen grundsätzlich zurückwiesen: und doch haben sie tausendmal ihre ganz ausgezeichnete Begabung, gerade für die Rechtswissenschaft erwiesen, und beweisen sie heute noch durch den Aufschwung, den ihre Rechtswissenschaft in der jüngsten Zeit nimmt, seit sie mit der nationalen Engherzigkeit zu brechen beginnen. Predigt die Geschichte unserer eigenen Rechtswissenschaft diese Lehre

nicht am eindringlichsten? Kaum irgendwo springt der Zusammenhang von Aufschwung und Niedergang mit der Eröffnung und Verschließung der Grenze gegenüber fremden Anregungen so deutlich wie bei uns in die Augen.

An des Reiches Schicksalswende.

Von Dr. Hugo Ganz.

Das politische Denken muß so gut wie das wissenschaftliche von absoluter Voraussetzungslosigkeit ausgehen dürfen. Den Völkern Österreich-Ungarns muß auch die Frage erlaubt sein, ob ihre staatliche Zusammenfassung überhaupt eine Notwendigkeit sei. Hat am Bestande dieses Reiches außer der Dynastie noch jemand ein vitales Interesse? Es gibt bekanntlich Parteien, die diese Frage verneinend beantworten und in dieser Verneinung das Schiboleth potenzierten Deutschtums erblicken. Ihnen läßt sich die Bismarckische Auffassung entgegenhalten, daß der Bestand einer Großmacht an der unteren Donau eine Lebensfrage für das Deutsche Reich sei. Aber auch eine Lebensfrage für die Völker Österreich-Ungarns selbst? Könnten hier nicht national möglichst einheitliche kleine Republiken oder ein lockerer Staatenbund für die Wohlfahrt der so gemischten Bevölkerung dasselbe oder mehr leisten als eine prätentiöse Großmacht mit kostspieligem stehenden Heer! Ein Blick auf die Landkarte muß uns Aufschluß geben. Österreich-Ungarn hat vier Nachbarn. Italien im Südwesten, das Deutsche Reich im Westen und Norden; Rußland im Osten und die Balkanstaaten im Südosten. Davon sind zwei unsere Verbündeten, die Balkanstaaten ob ihrer Kleinheit ungefährlich, das russische Reich gegenwärtig gelähmt. Bliebe diese relative Sicherheit des Reiches und seiner Bewohner auch nach der Auflösung des Reichsverbands? Gewiß nicht. Deutschland würde gezwungen sein, sich der Deutschen gegen die slawische Majorität in Böhmen anzunehmen, Italien griffe nach dem Trento und Triest, Serbien nach Süd-, Rumänien nach Ostungarn, Polen und Kleinrussen würden sich nach der Vereinigung mit ihren Brüdern in Rußland sehnen und schließlich würde das wieder gesundete russische Reich seine schwere Hand auf das Ganze legen. Deutsche und Italiener könnten sich vielleicht noch in ihr Los finden, obschon ihre wirtschaftliche Wohlfahrt mit dem Verluste des Hinterlandes vernichtet wäre. Alle übrigen Völker würden die Segnungen des russischen Regimes empfinden und unter der Knute der Kosaken bald den Gedanken an nationale oder kulturelle Unabhängigkeit aufgeben. Der despotisch regierte, expansive Mammutstaat im Nordosten, der seine Grenzen immerfort erweitert, wie ein Ölfleck auf Löschpapier, zwingt die Völker des Donaubeckens zum engen militärischen Zusammenschluß, so ihnen ihre Unabhängigkeit überhaupt lieb ist. Dieser Zusammenschluß ist gegeben in der österreichisch-ungarischen Großmacht, deren Bestand somit eine Notwendigkeit für die Bevölkerung selbst ist.

Das Notwendige, sollte man meinen, bedürfte keiner Stütze und keines Zwangs zum Zusammenbleiben. Bei nüchternen Völkern würde die Annahme auch richtig sein. Lehrt uns aber die Geschichte nicht hundertfach, daß Kurzsichtigkeit und Stammesegoismus Völker entzweit haben, die geeinigt jeder Gefahr hätten trotzen können? Schlugen sich Pharisäer und Sadduzäer nicht noch auf der Innenmauer von Jerusalem, während Titus' Römerscharen schon den Außenwall erstiegen? Die seit vierzig Jahren gestachelte nationale Leidenschaft der

Magyaren ist zur Gefahr für das ganze Reich geworden. Schon ist die Partei der Personalunion die stärkste, und wie das B auf das A würde die vollständige Losreißung auf die Durchführung der Personalunion folgen. Auf dieser schiefen Ebene gibt es kein Halt. Ist schon jetzt die Rivalität zwischen Cis und Trans ein unerschöpfliches Reservoir für jeden Demagogen, so würde das bei voller staatlicher Selbständigkeit in noch höherem Maße der Fall sein. Die Spannung zwischen den beiden Staaten würde die Aktionskraft der Monarchie — falls sie noch bestünde — nach außen vollständig lähmen und den lüsternen Nachbar zu Intrigen und zur Einmischung geradezu auffordern. Der Dualismus, der das alte Deutsche Reich zu grunde gerichtet hat, würde auch die Donaumonarchie zu grunde richten. Ein Reich kann nur einen wirklichen Schwerpunkt haben oder es zerfällt.

Ist diese Einheit aber überhaupt noch zu retten oder schon unwiederbringlich dahin? Es gibt viele, die jetzt schon verzweifeln und fatalistisch die Hände in den Schoß legen, obgleich die Hauptstütze des Reiches, die Armee, noch immer gemeinsam und einheitlich ist. Andere schlagen auf das Schwert und reden von der notwendigen Wiedereroberung Ungarns. Auch Quacksalber melden sich zum Worte, empfehlen Radikalkuren, die ärger wären als die Krankheit, und finden geneigtes Gehör. Dem Werke eines solchen, das jetzt viel von sich reden macht, ist die Ehre der Konfiskation in Ungarn zu teil geworden, obgleich der Staatsanwalt hätte wissen dürfen, daß er damit dem unbequemen Buche erst die wirksamste Reklame gemacht hat. „Die Vereinigten Staaten von Großösterreich"* heißt das über 400 Seiten starke Buch, dessen Dickleibigkeit schon seine Gefährlichkeit vermindert hätte, und hat den in den Neunzigerjahren im berüchtigten Memorandumprozeß zu vier Jahren Gefängnis verurteilten ungarisch-rumänischen Publizisten Aurel C. Popovici zum Verfasser. Es glüht von jenem Hasse gegen die Magyaren, den die rücksichtslose Magyarisierungspolitik der letzten Jahrzehnte bei allen ungarländischen Nationalitäten ausnahmslos hervorrufen mußte. Eine Neueinteilung der Monarchie in fünfzehn national möglichst einheitliche Staaten schlägt der Rumäne vor und gibt seinem Buche auch gleich eine Landkarte mit, auf der die Neugliederung in leuchtenden Farben anschaulich gemacht wird. Er hätte seiner Sache mehr genützt, wenn er diese Karte weggelassen hätte. Denn nun zeigt ein einziger Blick auf das kolorierte Gebilde, daß kein Staatsmann je auf diesen Plan wird eingehen können. Ein geschlossenes deutschböhmisches Gebiet im Nordwesten, ein italienisches im Südwesten, ein polnisches und ein kleinrussisches im Nordosten, ein rumänisches im Osten, ein serbisches im Südosten, hart an der Grenze der stammverwandten Nationalstaaten, wären nur ebensoviele Blätter einer Artischocke, als es Speiselustige an diesen Grenzen gäbe. Das Problem der nationalen Minoritäten wäre nicht gelöst, sondern vervielfacht, und der Appetit aller Nachbarn gereizt. Früher oder später flössen die national einheitlichen und nur staatlich getrennten Gebiete in eins zusammen und kein Staatsgefühl wäre stark genug, die nationalen Empfindungen in den Hintergrund zu drängen. Bewußt oder unbewußt hat Herr Popovici sich nur von dakorumänischen Gesichtspunkten leiten lassen, die mit dem Gesamtinteresse der österreichisch-ungarischen Völker nicht das geringste zu tun haben.

Es bedarf zum Glück keiner solchen Eisenbartschen Kur, um aus den Übeln der Zeit herauszukommen. Der Grundfehler des Jahres 1867 muß nur gründlich korrigiert werden. Was war der Fehler der dualistischen Konzeption? Die Prämiierung

* 1906, Elischer Nachf., Leipzig.

gerade jenes Teils der ungarländischen Bevölkerung, der am meisten zum Separatismus neigte, dessen Geschichte und soziale Gliederung am ehesten zur Rivalität mit Österreich führen mußte. Der Ausgleich vom Jahre 1867 war nicht ein Vertrag zwischen den beiden Staaten der Monarchie, sondern ein Pakt zwischen der Krone und der magyarischen Herren- und Mittelklasse, der das ganze Gebiet der Stephanskrone zur nationalen Ausbeutung überwiesen wurde. Zwischen der Krone und der im Fette übermütig gewordenen Klasse tobt denn jetzt auch der Streit.

Was wäre im Ausgleichsjahr das realpolitisch richtige Vorgehen gewesen? Die Verhinderung jedes Gebildes, das einen eigenen Zentralismus hervorbringen muß. Nicht der ungarische Staat als solcher, sondern der *magyarisierende Zentralismus von Budapest* bedroht die Reichseinheit. Die sieben Millionen Magyaren hätten ebensowenig wie die sieben Millionen Tschechen — beides Nationen, die außerhalb der Monarchie nirgends Anschluß fänden — den Reichsverband bedrohen können, wenn sie als eine, aber nicht als einzige Nation unter den Völkern der Stephanskrone behandelt worden wären. Die sogenannte ungarische Staatsidee, der Zentralismus von Budapest hätte nie entstehen oder gar sich intolerant durchsetzen können, wenn der Absolutismus vor der Ablösung Ungarns vom Verbande der Monarchie sich der nichtmagyarischen Nationalitäten erinnert und sie vor nationaler Vergewaltigung geschützt hätte. Man denke sich einen zur Hälfte nichtmagyarischen Reichstag und frage sich, ob man auch von einem solchen einen Konflikt wegen der magyarischen Kommandosprache zu besorgen gehabt hätte. Dieser zur Hälfte nichtmagyarische Reichstag aber hätte, Steuer- und Bildungsverhältnisse mitberechnet, dem wirklichen Stande der ungarischen Bevölkerung entsprochen, wäre mithin ebenso gerecht als zweckmäßig gewesen.

Was damals versäumt wurde, muß nun nachgeholt werden. Schmeichle sich niemand, daß irgend ein fauler Friede zwischen der Krone und der jetzigen „Nation" das Reich vor dem sicheren Verfall behüten könnte. Reichsidee und ungarische Staatsidee sind Todfeinde. Von der ungarischen Staatsidee aber kann die jetzige „Nation" überhaupt nicht ablassen, weil sie auf das Privileg der nationalen Ausbeutung der übrigen Nationalitäten freiwillig nicht verzichten kann. Das Gegenteil wäre nach der heute noch geltenden politischen und nationalen Moral einfach Volksverrat. Schmeichle sich auch niemand, daß irgend eine Erweiterung des Wahlrechts, die von Magyaren gemacht wird, daran etwas ändern könne. Von allen Magyaren gilt das vielberufene Wort Stroußbergs: „Der Ungar verkauft sein Land, aber er liefert's nicht." Die Sicherung der magyarischen Suprematie ist die Voraussetzung jeder Wahlreform, die in Ungarn angenommen oder von einem Magyaren durchgeführt werden würde. Auch das gegenwärtige Kabinett mit dem Chauvinisten Vészi als publizistischen Berater macht darin keine Ausnahme. Das Wahlrecht in Ungarn kann nur oktroyiert, die Wahl nur von einem entschlossenen und sachkundigen Ungarn nichtmagyarischer Nationalität gemacht werden. Nur so ist es denkbar, eine der Bevölkerungszahl entsprechende Anzahl nichtmagyarischer Volksvertreter, also zirka 200 Mann in den Reichstag zu bringen. Einzig durch eine solche Maßregel würde das *absolutistische Intermezzo, das sonst nur verbitternd wirkt und den magyarischen Radikalismus steigert*, seine nachträgliche Rechtfertigung finden. Dann aber wäre es auch ein leichtes, ohne territoriale Auflösung die Nationalitäten in Ungarn zufriedenzustellen und zugleich den Separatismus der Magyaren aufzuheben.

Der ungarische Sonderstaat hat für die Magyaren ja nur Wert als Exploitationsobjekt für ihre speziellen nationalen Bedürfnisse und die Personalunion nur den Zweck, die Magyarisierungspolitik hinter der chinesischen Mauer des unverständlichen Idioms noch rücksichtsloser durchzuführen. Die ungarische Staatsidee bedeutet ein Ämtermonopol für die magyarische Gentry, die längst zu einer Klasse von Staatspensionären geworden ist, und die Bestreitung aller Kosten der nationalen Kultur nicht aus dem Säckel der speziellen Nutznießer, sondern aus den Taschen der gesamten, zur Hälfte nichtmagyarischen Bevölkerung. Im Momente, da der Staat aufhört, eine Geburtsrente für die magyarische Gentry, Advokaten und Journalisten zu sein, im Augenblicke, da das magyarische Majorat verschwindet und die Gleichberechtigung aller ungarischen Nationalitäten durchgeführt ist, hört jedes Interesse der sogenannten „Nation" am Sonderstaate auf und die Vorteile der Reichsgemeinsamkeit treten für jedermann in den Vordergrund. Dann bedarf es keiner Kämpfe mehr, diese zu sichern. Es würde im Gegenteil der Tag kommen, an dem überflüssige Institutionen von Ungarn selbst abgeschüttelt werden würden.

Gibt es aber eine Form der nationalen Verträglichkeit ohne territoriale Absonderung? In Österreich darf man die Frage kaum mehr stellen. Der Anfang der nationalen Katastrierung und Autonomie ist ja schon gemacht. So gut sich die Konfessionen auf Grund eigenen Bekenntnisses organisieren können, so gut können es auch die Nationen. Im polyglotten Staate muß es Grundsatz werden, daß keine Nationalität irgendwelche Separatbedürfnisse auf Kosten und aus der Tasche der anderen befriedigen dürfe. Nationale Kataster, nationale Autonomie, nationale Steuern sichern jedem Stamm den Ausbau seiner nationalen Kultur, seiner Schulen, Mittelschulen und Hochschulen aus eigenen Mitteln. Nur die allen gemeinsamen Ausgaben dürfen aus der gemeinsamen Kasse bestritten werden. Die Verwaltung, die Gerichte müssen aufhören, Instrumente einer nationalen Eroberungspolitik zu sein, und lediglich ihren wirklichen Funktionen dienen. Dann kann es auch keinen Sprachenstreit mehr geben, weil überall das lokale Bedürfnis allein ausschlaggebend ist und keine Sprache einen Vorrang hat. Nicht territoriale Auflösung, sondern nationale Zusammenfassung ist also die Lösung des österreichisch-ungarischen Problems. Wohl werden die Magyaren aus Leibeskräften gegen eine solche Lösung sich sträuben, weil sie derzeit die Nutznießer eines Monopols sind. Schließlich aber werden sie dem noch dankbar sein, der sie von dem Privileg befreit, denn jedes Privileg korrumpiert auf die Dauer am meisten seinen Besitzer. Diese Lösung aber hat nicht nur den Vorteil, den Reichsbestand gegen jede Gefahr von außen und jedes zentrifugale Bestreben von innen zu schützen, sie entspricht auch der einfachsten Forderung der Gerechtigkeit, die Völker erster und zweiter Klasse im Staate nicht anerkennen kann; sie beweist aufs neue die Richtigkeit des so oft zitierten und so selten beherzigten Satzes:

Justitia fundamentum regnorum!

Chronik.

Landwirtschaft.*

Ist Österreich ein Agrarstaat oder ein Industriestaat? Diese Frage wurde in den letzten Jahren oft und viel erörtert, besonders als auch bei uns eine rührige, trefflich geleitete agrarische Bewegung einsetzte. Es liegt in der Natur solcher Fragen, daß sie zu langen Kontroversen führen, aus denen schließlich kein Teil als Sieger, doch auch keiner als Besiegter hervorgeht. Immerhin muß aber unter Berücksichtigung aller Umstände gesagt werden, daß Österreich ein Agrarstaat, doch mit starkem und bedeutungsvollem industriellem Einschlage ist. Landwirtschaft und Industrie sind vielfach innig miteinander verbunden — wir erinnern nur an die große Bedeutung, die unseren landwirtschaftlichen Industrien (Spiritusfabrikation, Brauerei, Zucker, Stärke ꝛc.) innewohnt, und es ist daher selbstverständlich, daß beide Richtungen ihre wohlbegründeten Interessen und Forderungen vertreten werden, daß es schließlich dort, wo sich die Interessen widerstreiten, zu Kompromissen kommt, und daß eine einsichtsvolle Regierung der Landwirtschaft und der Industrie geben wird, was ihnen gebührt.

Das rege Leben auf agrarischem Gebiete, dessen wir uns in den letzten Jahren zu erfreuen hatten, bedingte, daß eine stattliche Anzahl von wertvollen und wichtigen Anregungen zur Hebung und Förderung der Landwirtschaft im weitesten Sinne gegeben wurde, daß viele derselben schon Gesetzeskraft erlangten oder in nicht allzu ferner Zeit erlangen werden, und daß endlich auch der Abschluß der Handelsverträge unter Berücksichtigung vieler, von agrarischer Seite aufgestellter Forderungen erfolgte. Daß nicht alle Wünsche befriedigt werden konnten, ja daß mancher Punkt in einer den agrarischen Interessen widerstrebenden Art erledigt wurde und wohl vielleicht auch erledigt werden mußte, liegt auf der Hand. Jeder Vertrag ist mehr oder minder ein Kompromiß — und das Wesen des Kompromisses ist es, auf der einen Seite nachzugeben, um auf der andern Vorteile zu erlangen. Ob die für Österreichs Landwirtschaft errungenen Vorteile nicht unter Umständen größer und gewichtiger hätten ausfallen können, ist eine Frage, deren Erörterung uns an dieser Stelle zu weit führen würde.

Wie sehr übrigens die Notwendigkeit erkannt wurde, gewisse, die Allgemeinheit berührende landwirtschaftliche Fragen auch gemeinsam zu behandeln, geht aus der Gründung des internationalen landwirtschaftlichen Institutes zu Rom hervor, dem alle in Betracht kommenden Staaten beigetreten sind. Aufgabe dieses Welt-Agrar-Institutes ist es, agrarstatistische Arbeiten der verschiedensten Art durchzuführen, Warnungen über das Auftreten von Tier- und Pflanzenkrankheiten zu erlassen, die betroffenen Gebiete bekanntzugeben und die besten Mittel zu ihrer Bekämpfung zu empfehlen. Auch Fragen aus dem Gebiete der Versicherung und des Genossenschaftswesens soll es studieren. Dagegen ist es aber dem internationalen landwirtschaftlichen Institute verwehrt, sich mit Fragen zu beschäftigen, welche die Wirtschaftspolitik, die Gesetzgebung und die Verwaltung eines Staates betreffen.

Wenn wir uns nun vor Augen führen, was an neuen Institutionen, Gesetzen ꝛc., welche die Landwirtschaft betreffen, im Inlande in letzter Zeit geschaffen wurde, so müssen wir zunächst der Errichtung eines Landeskulturrates für Niederösterreich gedenken, welcher den Charakter eines Landesinstitutes besitzt. Damit ist Niederösterreich in die Reihe jener Länder getreten, die gleiche oder ähnliche Einrichtungen schon seit längerer Zeit besitzen. Viele Bestrebungen waren auch darauf gerichtet, die Lage des Bauernstandes zu heben und zu unterstützen. So haben die Landtage von Galizien und der Bukowina Gesetze über die Errichtung von Rentengütern angenommen, die jedoch noch nicht Gesetzeskraft erlangten, wohl deshalb, weil für die auszugebenden Pfandbriefe die Staatsgarantie verlangt wurde. Der Tiroler Landtag hat die vorbereitenden Schritte zur Einführung von Berufsgenossenschaften eingeleitet und damit eine schon vor längerer Zeit angeregte Aktion in greifbare Nähe gebracht. Auch die immer dringender werdende Frage der Bodenentschuldung ist aufgerollt worden, der Landwirtschaftsrat hat sich eingehend mit ihr beschäftigt, wobei Direktor Hörtingberg ein umfassendes Referat über dieses — leider! — so wichtige und zeitgemäße Thema erstattete.

Auch einige Kongresse sind zu verzeichnen, die teils direkt, teils indirekt das weite Gebiet der Landwirtschaft berührten. In Wien tagte der internationale botanische Kongreß, der auf zahlreichen Exkursionen viele seiner Teilnehmer noch durch die schönsten und floristisch interessantesten Gebiete unseres Vaterlandes, vor allem die Alpenländer führte; auch wurde in Wien der sehr gelungene internationale Fischereikongreß abgehalten. Zu Pest fand ein internationaler tierärztlicher Kongreß statt, auf welchem besonders die Frage der Behringschen Schutzimpfung gegen die Tuberkulose im Vorder-

* Vergl. Band I, Heft 3, der Österr. Rundschau.

grunde des Interesses stand; zu Paris wurde ein internationaler milchwirtschaftlicher Kongreß abgehalten, der ebenfalls viele wertvolle Anregungen und Vorschläge, insbesondere über den Handel und Verkehr mit diesem so überaus wichtigen und leider so häufig verfälschten und unappetitlich gemachten Volksnahrungsmittel brachte. Mit Befriedigung mag an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß gerade Wien — dank der beiden Musterinstitute, der Wiener und der Niederösterreichischen Molkerei sowie der sorgsamen Überwachung des Milchhandels — sich einen sehr guten Ruf erworben hat und als vorbildlich für die Milchversorgung großer Städte gilt.

Der für 1906 in Wien geplante internationale landwirtschaftliche Kongreß wurde nunmehr endgültig auf 1907 verschoben und wird vom 21. bis 25. Mai abgehalten werden.

Auch auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Unterrichtswesens sind einige Änderungen zu verzeichnen. So wurde an der k. k. Hochschule für Bodenkultur zu Wien das vierjährige Studium eingeführt, den Hörern das Promotionsrecht zuerkannt und dem Rektor der Titel „Magnifizenz" verliehen. Eine besondere landwirtschaftliche Abteilung mit Hochschulcharakter soll an der böhmisch-technischen Hochschule in Prag geschaffen werden; endlich sei erwähnt, daß die schon seit Jahrzehnten zu Tetschen-Liebwerd bestehende landwirtschaftliche Akademie verlegt werden soll. Die in Wien schon seit einer Reihe von Jahren alternierend stattfindenden Unterrichtskurse für praktische Landwirte und für Forstwirte brachten 1905 einen sehr gut besuchten Kurs für die Männer der grünen Gilde; der Mitte Februar dieses Jahres abgehaltene Kurs für praktische Landwirte, um dessen Zustandekommen sich Professor J. Pohl stets die größten Verdienste erwirbt, verlief glänzend, brachte eine Fülle hochinteressanter, die modernsten Fragen behandelnder Vorträge, und hatte 184 Hörer aus allen Teilen Österreichs zu verzeichnen. Endlich müssen wir auch der unter sehr günstigen Auspizien im September zu Wien abgehaltenen ersten Reichs-Gersten-ausstellung gedenken, die nunmehr alljährlich stattfinden soll und berufen ist, viel zur Hebung des Gerstenbaues in Österreich, der einen hochwichtigen und wertvollen landwirtschaftlichen Faktor bildet, beizutragen.

Im Hinblick auf die Produktion ist zu sagen, daß 1905 ein zufriedenstellendes Jahr gewesen ist. Wohl machten sich noch die Folgen der Futternot und teilweisen Mißernte im Jahre 1904 stellenweise recht empfindlich geltend, doch wurde eine gute Futterernte erzielt, welche die Landwirte wieder in die Lage versetzte, ihre Viehbestände, die sie der Futternot wegen verkleinern mußten, auf den ursprünglichen Stand zu bringen. Die Zuckerrübe litt unter der Augustdürre, die wohl einen hohen Zuckergehalt, doch nur eine geringe, der Menge nach unbefriedigende Ernte zeitigte. Da nun die Rübe nicht nach dem Zuckergehalt, sondern nach dem Gewicht von den Fabriken übernommen wird, war dies ein Vorteil für die Zuckerfabrikanten, dagegen ein empfindlicher Verlust für unsere rübenbauenden Landwirte, die ohnedies nicht auf Rosen gebettet sind. Die Obsternte ließ manches zu wünschen übrig, dagegen war 1905 ein besonders qualitativ gutes Weinjahr.

Ein wiederholt und dringend geäußerter, nur zu sehr berechtigter Wunsch unserer Vertretungskörper war, es möge die dem Ackerbauministerium zur Verfügung stehende Dotation eine Erhöhung erfahren. Ihm ist durch Einstellung eines Mehrbetrages von 2·4 Millionen Kronen entsprochen worden, der besonders dazu dienen soll, die staatliche Fürsorge für die Landeskultur wesentlich zu erhöhen, ferner aber auch das land- und forstwirtschaftliche Vereins- und Genossenschaftswesen zu fördern, kleinere Meliorationen zu unterstützen und zur Bekämpfung der Reblaus und zur Hebung der Pferdezucht beizutragen. Etwa 0·2 Millionen Kronen sind für die Bedürfnisse der staatlichen Forst- und Domänenverwaltung und des staatlichen Montanwesens bestimmt.

Wenn wir nun nach dieser allgemeinen wirtschaftlichen Rundschau einen Blick auf die praktische Seite der die Landwirtschaft, beziehungsweise die Produktionsverhältnisse betreffenden Vorkommnisse werfen, so ist zu bemerken, daß irgendwelche bahnbrechende Neuerungen und Fortschritte nicht zu verzeichnen waren. Dagegen wurde auf vielen Detailgebieten ausdauernd gearbeitet. So ist eine Frage, welche für die Zukunft der Landwirtschaft die größte Bedeutung besitzt, die nach der Nutzbarmachung des atmosphärischen Stickstoffes als Düngemittel, gelöst worden. Bisher ist die wichtigste künstliche Stickstoffquelle der Landwirtschaft — und auch der Industrie — der von den Lagern Südamerikas stammende Chilisalpeter, dessen Vorräte sich jedoch schon dem Ende zuneigen und nur mehr für Dezennien reichen sollen. Professor Frank in Charlottenburg ist es nun vor einigen Jahren geglückt, ein Verfahren auszuarbeiten, nach welchem ein den Stickstoff der Luft in einer für die Ernährung der Pflanzen geeigneten Form enthaltendes Düngemittel, der „Kalkstickstoff" hergestellt werden kann. Für diese bedeutungsvolle Erfindung wurde ihm seinerzeit die Liebig-Medaille verliehen, jetzt geht man daran, das Verfahren, das inzwischen manche Verbesserung erfuhr, praktisch zu verwerten. Gegenwärtig wird eine Fabrik in Oberitalien und eine zweite bei Sebenico in Dalmatien eingerichtet.

Franks Verfahren beruht darauf, daß das bekannte, zur Darstellung des Azetylenlichtes dienende Kalziumkarbid unter geeigneten Bedingungen Luftstickstoff absorbiert und in „Kalkstickstoff" (Kalziumdicyanamid) übergeht. Andere Verfahren, die ebenfalls die Nutzbarmachung des Luftstickstoffes bezwecken, benützen die Möglichkeit der Überführung des Luftstickstoffes in Salpetersäure durch Einwirkung elektrischer Entladungen. Auch diese Verfahren, die sich allerdings noch zum Teil im Versuchsstadium bebefinden, werden vielleicht im Laufe der Jahre greifbare Gestalt annehmen, und dann wird Österreich, beziehungsweise unsere Alpenländer, deshalb sich dieser Industrien annehmen, weil sie — ebenso wie die Herstellung des Kalkstickstoffes — billiger Wasserkräfte zur Erzeugung des elektrischen Stromes bedürfen.

Erfreulich ist es auch, einen Aufschwung des landwirtschaftlichen Versuchswesens in Österreich feststellen zu können. Wenn er sich auch zunächst hauptsächlich in der von Jahr zu Jahr steigenden Inanspruchnahme der Versuchsstationen als Kontrollanstalten für die verschiedenen Hilfsmittel des Wirtschaftsbetriebes (Dünge- und Futtermittel, Sämereien 2c. 2c.) äußert, so zeigt dies doch, welche Bedeutung diesen Instituten seitens der praktischen Landwirte zugemessen wird, und hoffentlich wird dies auch dazu beitragen, den Kontakt zwischen Landwirt und Versuchsstation, zwischen Theorie und Praxis, der gegenwärtig noch manches zu wünschen übrig läßt, zu fördern. Freilich ist dazu erforderlich, daß den Versuchsstationen die Mittel geboten werden, mehr zu den Landwirten hinauszugehen, als es heute der Fall ist. Doch sind auch nach dieser Richtung einige bedeutungsvolle Schritte geschehen. So wurde schon im Jahre 1898 eine besondere „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich" und im gleichen Jahre nach deutschem Vorbild eine der k. k. Landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation in Wien zugehörende „Vegetationsstation" in Korneuburg geschaffen. Dank der Munifizenz unseres Kaisers erhielt die k. k. Hochschule für Bodenkultur ein ausgedehntes, mit allen modernen Hilfsmitteln ausgerüstetes Versuchsgut im Marchfelde bei Groß-Enzersdorf, und eine ähnliche, wenn auch weit kleinere Institution wurde durch die der Förderung der Moorkultur in Österreich dienende, vom Ackerbau-Ministerium im Jahre 1904 ins Leben gerufene und mit der Wiener Versuchsstation verbundene „Moorwirtschaft Admont" in Obersteiermark geschaffen. Sie soll — ähnlich wie es die Moorversuchsstationen Schwedens, Norddeutschlands und Bayerns schon seit vielen Jahren tun — den Moorbesitzern die Praxis der Moorkultur, die besonders in den Viehzucht treibenden Ländern hohe Bedeutung erlangen wird, vorführen, gleichzeitig aber auch auf landwirtschaftlichem und kulturtechnischem Gebiete, soweit beide die Moorkultur betreffen, durch Ausführung zeitgemäßer Versuche tätig sein. Eine ebenfalls vom Ackerbau-Ministerium ins Leben gerufene, seit 1903 erscheinende „Zeitschrift für Moorkultur und Torfverwertung" hat die Aufgabe, zur Hebung dieser bisher in Österreich noch recht wenig gepflegten Gebiete beizutragen.

Leider müssen wir in diesem Rückblicke auch eines Todesfalles gedenken, durch den die österreichische Landwirtschaft im allgemeinen und das Versuchswesen im besonderen einen im vollsten Sinne des Wortes unersetzlichen Verlust erlitten: am 15. Februar 1905 verschied nach längerem Leiden Professor Dr. E. Meißl, von 1886 bis 1898 Direktor der Wiener Versuchsstation, dann Hofrat und Sektionschef im Ackerbau-Ministerium. Als gründlicher Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse Österreichs verband er mit einem offenen, weitausschauenden Blicke und großer Arbeitsfähigkeit die Gabe, Gegensätze zu versöhnen und selbst sehr schwierige Fragen in einer alle Beteiligten befriedigenden Weise zur Lösung zu bringen. Zudem hatte der Name Meißls auch als der eines gewiegten Forschers in Fachkreisen einen guten Klang und sein Hingang wurde von allen beteiligten Kreisen aufs tiefste beklagt.

Wir haben es versucht, in den vorstehenden Ausführungen eine Übersicht über die wichtigsten Vorkommnisse auf landwirtschaftlichem Gebiete in Österreich, und zwar hauptsächlich über jene, die sich im Jahre 1905 ereigneten, zu geben. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Rückschau immer nur vereinzelte Momente aus dem großen Komplex der Ereignisse herausgreifen und versuchen kann, ihre größere oder geringere allgemeine Tragweite darzutun. Jedenfalls hoffen wir aber, durch diese gedrängte Übersicht gezeigt zu haben, daß — gleichwie in anderen Staaten, besonders in Deutschland — auch in unserem Heimatlande reges Leben auf landwirtschaftlichem Gebiete pulsiert, und daß man hier wie dort emsig bemüht ist, der Landwirtschaft eine nach Möglichkeit weitgehende Förderung angedeihen zu lassen. Daß wirtschaftliche, agrarpolitische Fragen heute an erster Stelle stehen, ist erklärlich, wenn man bedenkt, wie stiefmütterlich gerade dieses Gebiet Jahre und Jahrzehnte hindurch behandelt, ja wie es geradezu vernachlässigt wurde. Was nützen dem Landwirte alle technischen Fortschritte und Errungenschaften, wenn wirtschaftliche Verhältnisse ihn hindern, für seinen Schweiß und seine Mühe auch den verdienten Lohn zu erringen? Eine gesunde Urproduktion ist immer die Grundlage,

auf der sich ein reiches, wirtschaftliches Leben entwickeln kann, und deshalb sind auch die Bestrebungen unserer schon seit Jahren unermüdlich tätigen „Zentralstelle zur Förderung der land- und forstwirtschaftlichen Interessen“ mit großer Freude zu begrüßen. Daneben darf jedoch auch die Förderung der landwirtschaftlichen Technik und vor allem des Versuchs- und Untersuchungswesens nicht vergessen werden. Und so wird — so hoffen wir — unsere Landwirtschaft, getragen von den beiden leitenden Gedanken: der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Hebung der Produktion, einer glücklicheren, sorgenfreieren Zukunft entgegengehen. Dr. Wilhelm Bersch.

Besprechungen.

Kurt Heizmann, Dr.: Deutsches Theaterrecht. München, C. H. Beckscher Verlag, 1905.

Daß und wie sich Recht im Widerstreite der Interessen bildet, können Zeitgenossen solcher Bildungen leichter und mit lebhafterem Anteil verfolgen, als es Hörer von Rechtshistorikern zu tun pflegen; bei dem größten Forschungseifer und trefflichster Darstellungsgabe können Professoren die Verhältnisse verflossener Jahrhunderte doch nur vorkonstruieren, aber nicht bis zur Anschaulichkeit glaubhaft machen.

Das moderne Theater, das den ihm von Schiller zugebilligten Anspruch erhebt, als moralische Bildungsanstalt des Volkes, der Schule und der Kirche vergleichbar, betrachtet zu werden, kämpft heute noch um die Anerkennung jener Normen, welche einerseits seine Existenz und seine Wirksamkeit innerhalb vom Staate gesetzter Schranken, anderseits das Verhalten der im Theaterbetriebe tätigen Personen zueinander regeln sollen.

Der Verfasser des kaum 200 Seiten starken Kompendiums des deutschen Theaterrechtes bietet sowohl den an Theaterbetrieben und an der Verfassung, Verbreitung und Aufführung dramatischer Werke Beteiligten wie solchen, die als Staats- und Gemeindeorgane oder in Vertretung von Theatereigentümern ein Interesse haben, sich über den heutigen Stand der für das deutsche Theaterwesen bereits geltenden oder noch um ihre Geltung ringenden Rechtssätze zu unterrichten, einen trefflichen Leitfaden, der um so wertvoller ist, als der Verfasser, weit entfernt von geschäftsmäßig trockener Aneinanderreihung von Rechtsregeln, sein lebhaftes, ja begeistertes Interesse an der gedeihlichen Entwicklung einer volkserziehlich wirkenden Bühne an vielen Stellen des Buches verrät, ja, in der Vorrede und im Schlußworte ausdrücklich mitteilt, daß in ihm „glühende Begeisterung für die dramatische Kunst“ seinem Eifer für den juristischen Beruf, in welchem er den Rang eines königlichen Staatsanwaltes erreichte, seit jungen Jahren (zum mindesten) die Wage hielt.

Ein ernster Mann auch in der Wertung der „bewußten Selbsttäuschung als des Urquells jedes künstlerischen Genusses“, freut sich der Verfasser nicht nur im Urheberrechtsgesetze von 1901, in der Berner Literaturkonvention und im bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich immer wirksamere Maßregeln zum Schutze der Dramatiker und der Schauspieler, in den Beschlüssen des deutschen Bühnenvereins und der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger eine gedeihliche Entwicklung des zwischen Bühnenleitern und Bühnenkünstlern geltenden Rechtes feststellen zu können, sondern er hebt auch mit Stolz den außerordentlichen Vorzug hervor, dessen sich das Theaterwesen Deutschlands vor dem anderer Länder dank der Munifizenz seiner Souveräne und Kommunen erfreut: „eine ganz außerordentliche große Anzahl guter Theater zu besitzen, und zwar auch außerhalb der Großstädte“, und er tritt, bei aller Bühnen- und Kunstfreundlichkeit, für die Aufrechthaltung der auch im britischen Reiche unvermindert fortbestehenden Bühnenzensur ein, deren Schwächen er natürlich keineswegs verkennt. Als ein Ausfluß seiner ernsten Schätzung des erziehlichen Wertes der Bühne darf es wohl gelten, wenn er, von den gesetzlichen Voraussetzungen der Konzession für „Schaustellungen ohne höheres Kunstinteresse“ sprechend, die gewiß sehr berechtigte Frage aufwirft, ob denn überhaupt zur Errichtung eines „Tingel-Tangels“ ein Bedürfnis vorliegen könne. Auch hier (wie bei den Schankgewerben) wieder die „leidige Bedürfnisfrage“.

Wir Österreicher können allerdings dem Verfasser, so sympathisch auch der Ernst seiner Auffassung und die beredte Würdigung der Vorarbeit unseres geistvollen Burckhard („Das Recht des Schauspielers“) uns berühren mag, einen Vorwurf nicht ersparen:

Das Bühnenmärchen von dem „Polizeipräsidenten einer großen österreichischen Provinzstadt“, der im Jahre 1894 (?) die Aufführung des Shakespeareschen „Julius Cäsar“ unter der Bedingung erlaubte, daß darin keine österreichische Militäruniform getragen wird, hätte der Verfasser doch ebensowenig ernst nehmen dürfen als den (freilich auch ihm „unglaublichen“) „Wiener Vorfall aus den letzten Jahren“, daß man einem Journalisten namens Schiller seines miserablen Kassenerfolges (!!!) wegen einen Freiplatz abschlug. — Dergleichen Anekdoten pflegen doch sonst nur im Bierhause bei hochgradig gesteigerter Lachlust vorgebracht, aber von Besonnenen nicht anders wie als schlechte Spässe aufgenommen zu werden.

Dr. Adolf Daum.

Jauker Otto: „Historische Leitlinien". 8°, 59 S., 6 Kärtchen im Texte, 5 Karten im Anhange, Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe u. Sohn, 1905.

Eduard Rothert hat in seinem Werke „Karten und Skizzen zur Weltgeschichte" die Hauptlinien der historischen Bewegungen kartographisch dargestellt und so dem Unterricht ein wertvolles Hilfsmittel geschaffen. Jauker gibt hiezu zugleich Auszug und Ergänzung. Indem er die Straßen darstellt, welche Völkerwanderungen und Kriegszüge einschlugen (vom Handelsverkehr sieht er ab), faßt er einerseits eine Reihe von Bewegungen vergleichend auf je einem Blatte zusammen, wobei die Leitlinien des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit gesondert werden, und regt so zu vergleichenden Hinblicken auf die verschiedenen Zeitumstände und Bewegungsmittel an. Anderseits aber läßt er (und das ist ein wesentlicher Fortschritt gegen Rothert) den Einfluß der gleichbleibenden natürlichen Verhältnisse dadurch schärfer hervortreten, daß er auf den Übersichtskarten überall das Terrain mit darstellt. Die lesenswerte Schrift wendet sich an den Lehrer. Sie bietet ihm Material und Anregung, auch Anregung zu gelegentlichem Widerspruche. Eine Fülle von Material ist nach einheitlichen Gesichtspunkten gegliedert und verarbeitet. Diese Gesichtspunkte sind wesentlich dem Gedankengange Ratzels entnommen. Die Wirksamkeit der Natur auf den Menschen soll nach allen ihren Richtungen hin charakterisiert werden. Und so greift die Arbeit über die Grenzen, welche der Titel vermuten ließe. Der erste Abschnitt behandelt „Städte und Orte". Er wägt die Bedeutung der „natürlichen Lage" gegenüber den rein historischen Momenten ab und zeigt an Beispielen, auf welchen Momenten die Stabilität so vieler Siedlungsstellen und ihre immer wieder zu neuer Geltung kommende Bedeutung beruht, anderseits aber auch, wie manche große und kleine Verschiebungen durch die geschichtlichen Ereignisse begründet werden. In analoger Weise werden „Straßen und Wege" behandelt, und zwar, wie schon angedeutet, wesentlich die historisch wichtigen, nicht die geographisch wichtigen. Diese fallen freilich oft mit jenen zusammen. Das zeigt auch gerade die Zusammenstellung am Schlusse dieses Hauptabschnittes, welche die Haupteisenbahnen mit den Römerstraßen des antiken Europa vergleicht. Das Schlußkapitel nennt sich „Völkerbeziehungen, Staats- und Gesellschaftsformen". Es sucht zunächst darzutun, wie geographische Lage und Verkehrswege auf Anschluß und Gegnerschaft, Sympathie und Antipathie einwirken, geht aber alsbald zu einer geographischen Diskussion der europäischen Kriegskoalitionen über und verläßt den geographischen Boden, indem die Analogien in der innern Entwicklung der einzelnen Völker, das Entstehen der Herrschergewalt in den äußeren Kriegen, die Anlehnung der napoleonischen Zeit an römische Traditionen u. s. w. besprochen wird. Die Erörterung der Politik der Handelsstaaten, die dem Raum ganz anders sich gegenüberstellt als die großräumige Politik der Landstaaten, führt den Verfasser wieder zu Ratzel und zur Geographie zurück. Er geht aber alsbald wieder dazu über, die Analogien im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben der Völker zu verfolgen. Hier nimmt also wohl das Wort „historische Leitlinien" eine andere, nicht räumliche, sondern völkerpsychologische Bedeutung an. Die Schlußbemerkungen sind der „Gesetzmäßigkeit" in der Geschichte gewidmet. Mit Recht warnt der Verfasser davor, die Analogien, die er dargetan, zu übertreiben, einen ewigen Kreislauf anzunehmen. Er zeigt, wie die Übereinstimmungen modifiziert werden durch eine fortlaufende Entwicklung vom Kleineren zum Größeren, räumlich wie in der Weite der Gesichtspunkte. „So ist denn auch bei der Wiederkehr politischer Situationen, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Zustände eine völlig gleiche Lage der Dinge ausgeschlossen." Vielleicht darf man hier einen Hinweis auf die gedankentiefen Äußerungen Eduard Richters über dieses Thema vermissen. — Die Schrift Jaukers hat das Verdienst, Ratzelsche Anregungen zu konkretisieren und zu popularisieren. Als hohes Lob darf man dem Verfasser nachsagen, daß er die Gefahr, zu schematisieren und zu konstruieren, meist glücklich vermieden hat. Sieger.

„Ethik." Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt, Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Unter den zahlreichen Werken Wilhelm Wundts, des tonangebenden Leipziger Philosophen und Psychologen, ist die „Ethik", die in dritter, umgearbeiteter Auflage in zwei starken Bänden vorliegt, zweifellos eines der interessantesten. Wundts bleibendes Verdienst besteht darin, die Philosophie wieder in engere Beziehung zur Naturwissenschaft gebracht zu haben, ohne sie dadurch ihres eigenartigen Charakters zu entkleiden. Durch seine Grundzüge der physiologischen Psychologie und noch mehr durch die Begründung des Instituts für experimentelle Psychologie in Leipzig hat uns Wundt gelehrt, psychologische Untersuchungen nach naturwissenschaftlicher Methode anzustellen, und er selbst wendet nun diese Methoden auf die kompliziertesten Produkte der geistigen Tätigkeit mit Erfolg an. Zu den höchsten Hervorbringungen des Menschengeistes gehört nun zweifellos die Summe von Forderungen, die wir unter dem Namen Sittlichkeit zusammenfassen. Diese Her-

vorbringung als natürliches Entwicklungsprodukt zu begreifen, durch Ausgehen von den einfachsten Tatsachen zu wissenschaftlich begründeten Normen des sittlichen Verhaltens zu gelangen, ist die Aufgabe, die sich Wundt in seiner „Ethik" gestellt hat.

So weit, wie dies Meynert in seinem Vortrag „Gehirn und Gesittung" getan hat, geht Wundt allerdings nicht. Er versucht nicht, eine Physiologie des Sittlichen zu geben, weil er zu fest davon überzeugt ist, daß die Sittlichkeit nicht durch Betrachtung des Menschen als Einzelwesen, sondern nur auf sozialer Grundlage durch völkerpsychologische Betrachtung begriffen werden kann. Er weiß, daß der Mensch uns historisch niemals als Einzelwesen entgegentritt, sondern daß die Ausbildung selbständiger Individualitäten erst ein Produkt einer langen, sozialen Entwicklung ist. „Der Mensch individualisiert sich aus einem Zustande sozialer Indifferenz, aber er individualisiert sich nicht, um sich bleibend von der Gemeinschaft zu lösen, aus der er hervorging, sondern um sich ihr mit reicher entwickelten Kräften zurückzugeben." (II., 61.) Demgemäß sucht der Verfasser die Elemente des Ethischen in den Produkten des menschlichen Gesamtgeistes, in Sprache, Religion und Sitte aufzufinden. Er fragt nach der ursprünglichen Bedeutung von Gut und Böse und zeigt den ethisierenden Einfluß der religiösen Vorstellungen und Gebräuche wie auch die sittliche Bedeutung der primitiven Verkehrs- und Arbeitsformen.

Darauf gibt Wundt eine Geschichte der philosophischen Moralsysteme, indem auch diese eine Entwicklung des sittlichen Lebens selbst und nicht nur des Nachdenkens darüber darstellen. Dieser Teil, der in der ersten Auflage noch manche Mängel aufzuweisen hatte, ist in der neuen Bearbeitung sehr sorgfältig revidiert worden, so daß er jetzt eine sehr wertvolle Übersicht über die Geschichte der Ethik gibt, wobei insbesondere die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge berücksichtigt sind. Hie und da, z. B. in der Darstellung der stoischen Ethik, wäre noch einiges deutlicher herauszustellen.

Auf diese historischen und völkerpsychologischen Untersuchungen gründet dann Wundt sein eigenes ethisches System, das den Inhalt des zweiten Bandes bildet. Zwei wichtige Grundgedanken sind es, in denen meiner Ansicht nach Wundts Bedeutung als Ethiker zu suchen ist. Der erste ist der vom Wachstum geistiger Energie. Die Entwicklung der Menschheit zeigt uns eine immerwährende Neuschöpfung und eine stete Vermehrung der geistigen Energie. Dadurch unterscheidet sich diese von der physikalischen Energie, deren Größe immer konstant bleibt. Diesem Wachstum entspricht nun — und das ist der zweite Grundgedanke — eine stete Vermehrung der Kulturgüter, die man als unbedingt wertvolle Errungenschaft betrachten muß. Dadurch erhalten wir einen absoluten Wertmaßstab einerseits und die Grundlage zu einer optimistischen Lebensansicht anderseits. Die Beherrschung der Naturkräfte, die Entwicklung des Weltverkehrs haben unser Leben unendlich bereichert und die Glücksmöglichkeiten vermehrt. Es ist also trotz aller Rückschläge eine Vorwärtsbewegung zu konstatieren und diese Vermehrung der Kulturgüter ist trotz Rousseau und Schopenhauer als etwas Wertvolles anzusehen; sie gibt dem Menschen und der Menschheit eine Gewähr des Erfolges und frohen Mut zu neuen und erweiterten Aufgaben.

Diesen beiden Gedanken wird jeder zustimmen und ihre Berechtigung und Tragweite gerne anerkennen.

Freilich darf auch einem Wundt gegenüber die Kritik nicht verstummen. Wir heben nur zwei Punkte hervor. Die Verbindung von Religion und Sittlichkeit wird von Wundt enger und ursprünglicher dargestellt, als es bis vor kurzem die historischen und ethnographischen Forschungen zuließen. Man kannte bisher zwei Wurzeln der Religion, und zwar die Naturverehrung und den Seelenkult. In diesen Ursprüngen war aber noch nichts enthalten, was mit der sittlichen Entwicklung zusammenhängt. Die unsichtbaren Mächte, von denen sich der Mensch abhängig fühlt, sucht er sich auf dieser Stufe günstig zu stimmen und verlangt von ihnen, daß sie für seine Gaben erkenntlich seien. Erst später erfahren bei einzelnen zur höheren Kultur veranlagten Völkern die religiösen Vorstellungen infolge des inzwischen erstarkten sittlichen Bewußtseins eine Läuterung im ethischen Sinne. Die Entwicklung der griechischen Religion von Homer bis auf Pindar und Äschylus gibt dafür ein nicht wegzudeutendes Beispiel.

Daß nun eine philosophisch geläuterte Religion wieder ihrerseits auf die sittliche Entwicklung einen kräftigen und günstigen Einfluß zu üben vermag, das wird niemand leugnen können oder wollen, der historischen Sinn hat. Ursprünglich aber scheinen Religion und Sittlichkeit aus verschiedenen Quellen zu fließen. In neuester Zeit ist nun allerdings eine Ansicht aufgetreten, die hier kurz erwähnt werden mag. Leopold von Schroeder hat in den „Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion" einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er den Glauben an eine einzige, gütige Gottheit als einen Elementargedanken des Menschengeschlechtes betrachtet und damit die Verbindung von Religion und Sittlichkeit als etwas Ursprüngliches ansieht. Schroeders Hypothese hat zweifellos viel für

sich, allein sie ist noch nicht ausreichend genug begründet, um bereits jetzt zur Grundlage der Forschung gemacht werden zu können. Wundt aber, der von Schroeders Hypothese noch nichts wissen konnte, hat das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit weder psychologisch noch historisch richtig dargestellt.

Der zweite Punkt betrifft die Geschichte der moralischen Beurteilung. Wundt hat zu wenig betont, daß wir eine solche Geschichte der im Volke tatsächlich verbreiteten moralischen Anschauungen noch nicht besitzen und daß nur auf Grund solcher Untersuchungen sich die Entwicklungsgesetze des sittlichen Urteils feststellen ließen. Er hat deshalb den sozialen Faktor vom individualistischen nicht scharf genug gesondert. Die Sittlichkeit entsteht aus sozialen Motiven und entwickelt sich zur Menschenpflicht. Wie aber die Persönlichkeit selbständig hervortritt, gesellt sich der von den führenden Geistern der Ethik, wie Sokrates und Kant, so kräftig ausgestaltete Begriff der Menschenwürde dazu, der der selbstbewußten Individualität höhere Verpflichtungen auferlegt. Deswegen wird auch der moderne Sozialismus von Wundt nicht entsprechend gewürdigt. Er betont zu sehr das Utopische daran. In der Verwerfung des Sozialismus stimmt Wundt mit Herbert Spencer überein und merkwürdigerweise geht bei beiden Denkern diese Verwerfung nicht mit logischer Konsequenz aus ihren Systemen hervor.

Trotzdem bietet aber Wundts Darstellung eine Fülle der wertvollsten Anregungen für das Nachdenken über sittliche Fragen und dieses Nachdenken selbst scheint mir eine der wichtigsten Bedingungen für den sittlichen Fortschritt zu sein.

W. Jerusalem.

„Der Göttliche." Roman von Hermann Dahl. Verlag Egon Fleischel & Co. in Berlin.

Es wäre jedem österreichischen Dichter anzuraten, ein Jahr zumindest im Norden Deutschlands zu verleben: rein als Gegengewicht zur eigenen sensitiven, schwammigen Wesenheit. In jener kühlen, klaren Luft, die frei von schwülen, zerfahrenen Stimmungen scheint, angesichts und im Banne einer strengeren Zucht im innerlichen und äußerlichen Leben, könnten dem süddeutschen aufnahmswilligen Temperamente Ergänzungen zu teil werden, die in Amalgamierung mit den unleugbaren angeborenen Vorzügen ein Äquivalent für den mangelnden großen Zug herstellen könnten.

Und wenn schon nicht anders, so sollten wir aus Büchern lernen, die uns vom Norden kommen. Nicht, daß es lauter Meisterwerke wären. Aber selbst in jenen Erzeugnissen, die, mit Recht oder Unrecht, kein allzu großes Aufsehen hervorgerufen haben, wird man in den meisten Fällen natürliche Größe, Konzentrationsbestreben und, als Prüfstein wahrer Kunst, synthetische Fähigkeiten wahrnehmen, die uns, wenige Ausnahmen abgerechnet, bedauerlicherweise versagt sind.

Das sind nicht eben ganz neue Gedanken, und sie sind wahrscheinlich auch schon des öfteren ausgesprochen worden, aber sie drängten sich beim Lesen des „Göttlichen" von Hermann Dahl wieder an die Oberfläche. Dieser Roman kann als merkwürdiges und gutes Schulbeispiel dienen.

Er beginnt tastend und unsicher. Man empfindet die schwerfälligen und unentschiedenen Griffe, die uns der eigentlichen Handlung näherbringen sollen, fast als technische Schwäche. Da fehlen alle artistischen Schnörkel, da fehlt der stimmungsvolle Grund, aus dem wie aus einem Nebel die Gestalten immer plastischer hervortreten, und da fehlt die feuilletonistische Skizzierung, die wohl ein leichtflüssiges Lesen verstattet, aber so häufig jeder einheitlichen Linie entgegenwirkt.

Ein herber Zug in Hermann Dahls Wesen geht diesen Behelfen aus dem Wege. Wie ein Schwimmer, der sich seiner Kraft voll bewußt ist, und der erst nach einigen ungraziösen Stößen mit Macht erstaunliche und ausgeglichene Tempi zeigt, so ist diese Erzählung. Nein, nicht der Schwimmer, der Strom selbst, der in breiten, klaren, blauen Wellen, an Schnellen und Wirbeln vorbei, seiner logischen Mündung zufließt.

Pastor Leonta, der Held dieses Romanes, ist eine Prachtgestalt. Natürlich muß dieser ehrgeizige Sinnen- und Verstandesmensch, der ein Verkünder eines praktischen Christentums werden will, der nichts weniger als eine volle Unität der Kirchen anstrebt und die Kirche durch den Sozialismus zu retten sucht, inmitten von Priestern, die für Geld predigen, konfirmieren, taufen, trauen und begraben, Schiffbruch leiden. Daß er aber nicht só sehr an seiner Idee stirbt, die selbstredend offene und versteckte Widersacher genug findet, sondern am Weibe (um nicht zu sagen an Weibern) elendiglich zu grunde geht, ist eine feine sozial-psychologische Nuance, die in diesem Falle um so stärker ins Gewicht fällt, als der Dichter Hermann Dahl — eine Frau ist . . .

Was sich um die alles überragende Gestalt Leontas rankt, ist unser modernes Leben selbst. Der Neo-Romantizismus unserer Zeit, der auch als metaphysische Heilmethode einen Ausdruck findet, der siegreiche Aufmarsch des vierten Standes, diese neue Völkerwanderung, das intrigante Treiben mondäner Gesellschaft, das sind so Momente, die Hermann Dahl als Staffage zu seinem Lebensbilde verwendet hat. Es sind herzhafte Griffe in eine ihm vertraute Welt.

Taine hat in seiner „Philosophie der Kunst" den Satz niedergeschrieben: „Der Künstler soll

seinen Geist und sein Herz mit den Empfindungen und Vorstellungen seines Jahrhunderts füllen, dann wird das Werk von selbst kommen." — Nun, „Der Göttliche" ist so ein Werk, das aus den Empfindungen und Vorstellungen unseres Jahrhunderts geboren ist. —a

Feuilleton.

Burgtheater.

(Donnerstag den 22. März: „Die Braut von Messina", von Schiller; Sonntag den 25. März: „Die Hochzeitsreise", Drama in 3 Aufzügen, von G. A. Traversi, für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Castiglioni und R. Lothar; „Das Andere", ein Akt von L. G. Battistini, deutsch von R. Lothar.)

Die „Braut von Messina" hat eine Neubesetzung nötig gemacht, weil die feindlichen Brüder ihren Schuhen entwachsen sind. Besser gesagt: diese Schuhe haben ihnen niemals recht gepaßt. Herr Devrient, mit seinem losfahrenden Naturell und dem schneidigen Ton, in der Rolle des Don Manuel, der unter den beiden Brüdern als der mildere und weichere erscheint, hat eigentlich das ganze Stück auf den Kopf gestellt; und es wäre vielleicht immer noch besser gewesen, wenn er mit Reimers seine Rolle getauscht hätte. Daß man heute zwei Liebhaber und Helden von so feiner Abschattierung fast nirgends mehr findet, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die Kunst der Charakteristik nicht erst vor 20 Jahren erfunden worden, sondern seit 20 Jahren in sehr deutlicher Abnahme begriffen ist. Früher brauchte ein Theaterleiter nur zuzugreifen: auf Fichtner und Löwe folgten Sonnenthal und Wagner, dann Hartmann und Krastel, und zuletzt noch Robert und Reimers! Heute gibt es ja Kerle genug, die sich aufs Gesichterschneiden verstehen und die höchst überflüssigen Vorschriften der modernen Dichter treu, fleißig und aufdringlich zur Ausführung bringen; für einen Löwen und einen Tiger aber fehlt ihnen das Unterscheidungsvermögen, und Liebhaber ist für sie Liebhaber, der eine wie der andere.

Als Don Cesar hat schon im vorigen Sommer Herr Gerasch vom Hoftheater in Stuttgart mit Erfolg gastiert; er ist für die Zukunft bereits dem Burgtheater verpflichtet, das mit ihm einen sehr glücklichen Griff getan zu haben scheint. Eine schlanke und biegsame Figur; ein hübscher und doch charakteristischen Ausdruckes fähiger Kopf; ein klangvolles und kräftiges Organ, mit leichter Tonbildung und scharfer Artikulation — diese äußeren Eigenschaften empfehlen den neuen Liebhaber von vornherein, der trotz seiner Jugend nicht mehr in den Windeln liegt, sondern schon über eine beachtenswerte Technik verfügt. Von inneren Tugenden hat er Intelligenz und Leidenschaft verraten, weniger weiche Empfindung, für die der Don Cesar freilich auch nur geringen Anlaß bietet; an manchen Stellen hat mich eine gewisse süßliche Manier und in der Leidenschaft ein kulissenreißerisches Ausgreifen gestört. Das Burgtheater wird hier bald seinen Hobel ansetzen. Ich erinnere mich nicht, seit 20 Jahren einen jungen Liebhaber gesehen zu haben, der auf mich einen so starken und guten Eindruck gemacht hätte. Wenn irgendwo, so ist es hier an der Zeit für den Nachwuchs!

Weniger Glück hatte Herr Muratori auf dem Posten des Don Manuel. Es war, als ob er sich durch Cesar-Gerasch gedrückt fühlte; er war in Erscheinung und im Spiel zu wenig männlich, zu fassungslos und zu weinerlich. Eine Frohnatur vom Schlage der Fichtner, Sonnenthal, Hartmann ist er sicher nicht; auch sein Don Manuel hatte keine Sonne. Seinem unmittelbaren Vorgänger war er trotzdem überlegen.

Die ganze Vorstellung überragte die Isabella der Frau Römpler-Bleibtreu. Der Chor wurde von den Herren Löwe, Gregori und Zeska zwar mit großer Wirkung gesprochen; er verträgt aber noch mehr Schwung und ein kräftigeres Einsetzen, z. B. gleich im Eingang.

* * *

Die beiden italienischen Stücke haben ihre Uraufführung bei einer Wohltätigkeitsvorstellung im Carl-Theater (Matinee, Sonntag 11. März) durch die Hofschauspieler erfahren. Auch ein Zeichen der Zeit! Der deutsche Hilfsverein muß, wenn er sich eine Einnahme verschaffen will, ein paar Stücke aus Italien kommen lassen! Im Burgtheater wird Shaw gespielt; das Volkstheater macht mit einem Detektivstück amerikanischer Fechsung die besten Geschäfte. Trotzdem gibt es noch immer Leute, die behaupten, daß unser Drama seit 20 Jahren im Aufgang begriffen sei.

Die „Hochzeitsreise" beruht auf recht erkünstelten Voraussetzungen und gewagten szenischen Vorgängen. Die Braut hat dem Bräutigam verheimlicht, daß sie schon früher einem andern angehört hat. Unwahrscheinlich ist, daß der zärtliche und ehrenhafte Vater von ihrer jahrelangen Reue nichts gemerkt hat; und nichtswürdig ist, daß die Mutter, die von ihrem Fehltritt weiß, sie ohne Geständnis in die Ehe treten ließ.... Aber auch der Bräutigam hat eine ältere Geliebte abzudanken,

deren materiellen Ansprüchen er nur durch Schuldenmachen nachkommen kann. Man sollte nun glauben, daß diese Gegenseitigkeit der Vorwürfe den Fall, wo nicht ganz, so doch einigermaßen ins Gleichgewicht bringt. Das Gegenteil ist aber der Fall. Der Bräutigam bricht die Hochzeitsreise jäh ab und die junge Frau, die ihn von ganzer Seele liebt, begeht im Hause ihrer Eltern einen Selbstmord (die Hauptperson verschwindet nach dem ersten Akt, stirbt aber erst am Ende des Stückes). Die Ursache dieses Selbstmordes sucht der Vater der Braut zuerst in dem Schwiegersohn, von dessen älterer Liebschaft er erfahren hat. Durch einen blödsinnigen Knaben aber kommt dieser gar noch in den Verdacht, seine Frau ermordet zu haben. So, daß ihm endlich nichts übrig bleibt, als das zu tun, was er verschworen hat: nämlich, zu reden und die sterbende Frau anzuklagen. Diese Enthüllung in Form einer Erzählung der Vorgänge in der Hochzeitsnacht gehört zu den peinlichsten und widerwärtigsten Szenen, die man sich auf der Bühne denken kann. Um die Reinheitsfrage, das weibliche Handschuhproblem, handelt es sich, wie man sieht, gar nicht; sondern nur um die daraus folgenden zufälligen und sehr unwahrscheinlichen Verwicklungen, um die Frage nach dem Schuldigen. Alte französische Mache! trotz den unausstehlichen und aufdringlichen Anweisungen für die Darsteller. Es tritt ein Professor auf, der eine Operation ausführen kann: „voll Selbstbewußtsein, macht eine Bewegung, wie um zu sagen: Sie können alles Vertrauen zu mir haben." Große Chirurgen machen zwar solche Gebärden nicht, aber schlechte Schauspieler, die große Chirurgen spielen. Bei denen haben sie die modernen Dichter gesehen, die mit wichtiger Miene das zu Papier bringen, was sie nicht im Leben, sondern an schlechten Komödianten beobachtet haben. Wie es eine Trivialität des Dialoges gibt, so gibt es auch eine Trivialität der szenischen Angaben, durch die der Dichter mit einem Schlage beweist, daß er weder Dichter noch Schauspieler ist, während er zu gleicher Zeit beides sein will.

„Das Andere": das ist der Reiz des andern. Ein Schriftsteller hat sich von seiner Frau scheiden lassen, die ihm nach sieben Jahren, als er eben auf eine andere Jagd macht, wieder entgegentritt. Und jetzt ist sie für ihn „das andere" und er macht nicht übel Miene, zu ihr zurückzukehren. Sie aber redet so klug wie die Dame in Schnitzlers „Zwischenspiel": „Laß uns den Traum, laß uns das Glück in seiner von keiner Wirklichkeit getrübten Reinheit bewahren. Nur was wir nie und nimmer erreichen, bleibt ewig schön und ewig begehrenswert. War das nicht deine Lehre?" Vor dem Schriftsteller Gino d'Arabba soll das auch schon eine gewisse Prinzessin in Goethes „Tasso" gelehrt haben: „Es gibt ein Glück, das durch Entsagung nur gewonnen wird." Und wenn dieser Gino wirklich, wie er erzählt, in Italien mit jungen Jahren ein berühmter Mann geworden ist, weil er einmal die tiefe Wahrheit ausgesprochen hat: „nur das andere ist schön", dann ist der Ruhm dort so billig wie die Pomeranzen. Erst neulich hat im Burgtheater ein verbummelter Maler seiner Frau, die ihn zur Rede stellte, warum er sie, um einer anderen willen verlassen habe, die lakonische Antwort erteilt: „Vermutlich, weil es die andere war" — ohne daß aber diese Antwort das Stück oder den Dichter berühmt gemacht hätte! Um das mehr oder weniger geistreiche Wort- und Dialogspiel mit dieser Phrase dreht sich das ganze Proverb, und nachdem das in mehr als einem Sinne häßliche Wort von dem „Glück in seiner von keiner Wirklichkeit getrübten Reinheit" gefallen ist, läßt der Dichter wie ein Fabeldichter die Personen einfach im Stich: wir erfahren weder, was aus seiner Bice und ihrem unbequemen Vater werden, noch ob sie dem Grafen ein von der Wirklichkeit getrübtes Glück bereiten wird; nachdem er seinen Geist verspritzt, hat die Komödie offenbar für den Dichter alles Interesse verloren. Nur der Capo comico darf noch auftreten und den Satz umkehren: daß nämlich das sogenannte andere, im Leben wie auf der Bühne, doch immer das nämliche ist. Das Stück könnte also auch „Das Nämliche" heißen.

Die Aufführung der beiden von den Regisseuren Brandt und Krastel in Szene gesetzten Stücke ließ nichts zu wünschen übrig. Den Damen Meldelsky und Kallina sowie den Herren Sonnenthal, Römpler, Devrient und Zeska wurde von der zahlreich vertretenen italienischen Kolonie manches „Brava" und „Bravo" zugerufen; aber südliche Temperatur nahm der Beifall nicht an.

J. Minor.

Von der Woche.

17. März. In St. Gotthard erstattet Koloman von Szell seinen Wählern einen Rechenschaftsbericht, in welchem er die Notwendigkeit nationaler Konzessionen betont und den bestehenden Zustand in Ungarn als einen verfassungswidrigen erklärt.

18. Prinzessin Maria Beatrix von Bourbon (geb. 1824) in Görz †. — Karoline Tellheim (geb. 1842), Opernsängerin, in Wien †.

19. Charles S. Francis wird an Stelle Bellamy Storers zum Botschafter der Vereinigten Staaten Nordamerikas am Wiener Hof ernannt.

20. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die Enthebung

des Barons Erwin Schwarzenau als Statthalters in Tirol. — 396. Sitzung des Abgeordnetenhauses: der Ministerpräsident spricht in Beantwortung einer an ihn gestellten Interpellation über die Lage in Bosnien. Fortsetzung der Wahlreformdebatte. — Konstituierende Sitzung des niederösterreichischen Landeskulturrates. — Alexander E. Lahovary wird an Stelle des Fürsten Ghika zum rumänischen Gesandten in Wien ernannt. — Der »Osservatore Romano« ist ermächtigt, die Nachricht, der Papst habe den König von Ungarn seines Eides auf die Verfassung entbunden, für falsch zu erklären.

21. 396. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Wahlreformdebatte.

22. 397. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Wahlreformdebatte.

23. 398. Sitzung des Abgeordnetenhauses: die Regierungsvorlagen, betreffend die Abänderung des Grundgesetzes über die Reichsvertretung und über die Wahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses, werden einem aus dem ganzen Hause zu wählenden Ausschusse von 48 Mitgliedern zugewiesen. Die Vorlage, betreffend strafrechtliche Bestimmungen zum Schutze der Wahlfreiheit wird dem Justizausschusse, jene, betreffend die Abänderung der Bestimmungen über die Immunität, dem Verfassungsausschusse und die Vorlage, betreffend die Abänderung der Geschäftsordnung, dem Geschäftsordnungsausschusse zugewiesen.

24. Eröffnung des Kongresses für Frauenrechtsschutz in Wien.

*

Die Wahlreformdebatte. Nach fast dreiwöchiger Dauer und nach elf Sitzungen wurde die erste Lesung der Regierungsvorlagen, betreffend die Reform der Wahlordnung und der Geschäftsordnung, vom Abgeordnetenhause beendet. Es war eine Debatte großen Stiles, würdig der außerordentlichen Wichtigkeit des Gegenstandes und von hoher Bedeutung. Mehr als sechzig Redner kamen zum Wort und so manche Rede kann als eine oratorische Leistung bezeichnet werden. Wenn auch nicht viel neue Gedanken oder originelle Anregungen zu Tage kamen, haben doch alle Reden zur Klärung der Situation beigetragen. Noch läßt sich über die Details nichts voraussagen, noch werden viele Forderungen und Wünsche geprüft und zurückgewiesen werden müssen; die Notwendigkeit der Erweiterung des Wahlrechtes ist aber von keiner Seite ernstlich in Frage gezogen worden und fast einstimmig hat man die Unhaltbarkeit der geltenden Bestimmungen betont. Eine schwierige Arbeit steht nun den Ausschüssen bevor. In ihrer Hand liegt wohl zunächst das Schicksal der Wahlreform des Ministerium Gautsch, mehr aber vielleicht — des gegenwärtigen Abgeordnetenhauses. * * *

*

Raimund-Theater. Dieser Tage wurde im Raimund-Theater unter dem Vorwande eines Märchenspieles ein seltsames Tendenzstück zum ersten Male aufgeführt, das sich gegen die Herrschaft der Protektion in den Staatsämtern wendet. Die gute Absicht des Verfassers in Ehren. Aber sein Ethos kommt aus der Froschperspektive des unzufriedenen Diurnisten, der sich einbildet, alle Gebrechen des Verwaltungsapparates zu kennen, weil er einmal einen vertraulichen Akt der Beschwerde hat abschreiben dürfen. Ich könnte füglich die Tinte sparen und über das Stück ruhig zur Tagesordnung übergehen, wenn anders die märchenhafte Einkleidung mich nicht doch zu einer kleinen Auseinandersetzung reizte. Weil nämlich in dem Stücke Conradis die Protektion allegorisch als handelnde Person eingeführt erscheint, herrscht vielfach die Meinung, es knüpfe an die Überlieferungen Ferdinand Raimunds an und es sei darum als ein Versuch der Rückkehr zu den poetisch reineren und vornehmeren Elementen des Wiener Volksstückes willkommen zu heißen

Nichts falscher aber als diese Wohlmeinung. Der „Reformator" ist keine Rückkehr zu Raimund, sondern ein Rückfall in die Zeit vor Raimund, wo die Allegorie auf der Bühne noch dramatischer Selbstzweck war, wie in den Wiener Jesuitenkomödien oder in ihren spanischen Vorbildern, den „Autos" von Calderon, und es hieße das Lebenswerk Raimunds verkennen, wollte man in seinen Märchenspielen den Kampf zwischen den guten und bösen Geistern, der in den „Autos" Calderons noch Hauptsache war und in dem Stücke Conradis als Wettstreit zwischen der bösen Fee „Protektion" und dem „Genius des Wissens" eine unzeitgemäße Neuauflage erfährt, als das wesentliche Merkmal und Lebenselement der dramatischen Dichtungsform betrachten, die uns der Schöpfer des „Bauer als Millionär" hinterlassen hat. „Ein allegorisches Drama," sagte schon Herder, „ist das kälteste Schattenspiel, worin mit fortgehendem Widerspruch Nichtigkeiten sprechen, Nichtigkeiten handeln." Kein Zweifel: wenn bei Calderon die Hetären „Eitelkeit" und „Lüsternheit" den Jüngling „Rechtglauben" zu verführen trachten, dann wissen wir allerdings sofort, woran wir sind, wir müssen uns aber zugleich gestehen, daß selbst das Genie eines Calderon diesem Schattenspiele kein wahres Leben einzuhauchen vermochte. Und Herder, dieser feine kritische Kopf, erklärt uns auch gleich, weshalb die Allegorie als dramatische Kunstform unzulässig sei: „Im Drama tritt der Dichter unter das Gesetz eines kläreren Sinnes, des Gesichts, und muß ihm gehorchen." Das ist es. Wo anders wäre denn die eigentümliche, unvergleichliche Kraft des Dramas zu suchen als in der Unmittelbarkeit, als in der Lückenlosigkeit der Eindrücke, die es uns vermittelt, ohne uns erst zu zwingen, durch unsere eigene Phantasie zu ergänzen, was uns der Künstler bietet. Voraussetzung dabei ist nur der naive Glaube des Zuhörers: was wir sehen, was wir hören, was vor unseren Augen geschieht, das sollen, das wollen wir als ein unmittelbar Gegenwärtiges erleben und die Allegorie hat darum auf der Bühne nur dann eine

künstlerische Daseinsberechtigung, wenn sie uns nicht die Mühe einer störenden Gedankenoperation auferlegt, sondern durch unmittelbare Anschaulichkeit die dargestellte Handlung vereinfacht, wie dies in so wunderbarer Weise bei Ferdinand Raimund der Fall ist. Und er erreichte dieses Ziel wieder nur dadurch, daß er die Allegorie dem Drama als dienenden Geist unterordnete, während sie vor ihm auf der Wiener Volksbühne noch zumeist Träger der Handlung gewesen ist.

Um diese Reformtat in ihrer ganzen Tragweite zu erkennen, muß man sich in Erinnerung bringen, aus welchen Überlieferungen die Zaubermärchen Raimunds hervorgegangen sind. Die Jesuitenkomödien wurzelten noch ganz in der primitiven allegorischen Darstellungsweise der Calderonschen „Autos". Sie hatten sich zwar der komischen Elemente des Fastnachtsspiels bemächtigt und scheuten sich nicht, gelegentlich auch mit der Hanswurstposse ein Kompromiß zu schließen. Aber in ihrem Wesenskerne lebten sie noch immer vom allegorisch geführten Kampfspiel zwischen bösen und guten Geistern. Als sie von Kaiser Josef verboten wurden, trat die sogenannte „Maschinkomödie" ihr Erbe an. Der allegorische Inhalt war zum Ausstattungseffekt veräußerlicht, und die Freude der Wiener am Schaugepränge und am tollen Scherz zeitigte die Zauberposse. Um das unbedeutendste menschliche Schicksal vorzuführen, wurden stets Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt. Die Geister, Feen und Magier flogen auf der Bühne nur so aus und ein: der ernste Sinn der Allegorie ward zum lachenden Unsinn der Feerie. In solcher Erstarrung fand Raimund das Wiener Volksstück vor. Neue technische Formen zu schaffen, war dem Vorstadtkomiker nicht möglich. Genug, wenn es ihm gelang, sie mit neuem Inhalt zu füllen und zugleich seine tiefsittlichen Absichten der Lachlust seines Publikums auf Umwegen beizubringen. Und dabei war ihm wieder die vor ihm zuerst dramatisch, dann zu Ausstattungszwecken mißbrauchte Allegorie behilflich. Man beachte aber wohl, welche andere poetische Funktionen er ihr zuweist. Geradezu klassische Schulbeispiele für die Art, wie Raimund die Allegorie dem Drama dienstbar machte und wie er damit zugleich sein Publikum ästhetisch erzog, bietet der „Bauer als Millionär". Man vergegenwärtige sich nur die echt dramatischen Wirkungen, die von den allegorischen Gestalten der „Jugend" und des „Hohen Alters" ausgehen. Unter scherzhaften Reden bewerkstelligen sie die strafweise Verwandlung des übermütigen Fortunatus Wurzel aus einem kraftstrotzenden Lebemann in einen alten, abgelebten Greis. Sowohl die Szene mit der „Jugend" wie auch die mit dem „hohen Alter" hat fröhlich begonnen und fröhlich geendet. Und dennoch fühlen wir uns tiefinnerst erschüttert, während wir noch lachen, erschüttert von der Tragik der Vergänglichkeit, der Wandelbarkeit des Glückes. Ein Doppelziel ist es, was Raimund so erreicht. Indem er den Zuhörer lachen macht, erzieht er ihn für ein Höheres, und indem er die Allegorie als Träger der Handlung entthront und sie zu ihrem dienstbaren Geiste scheinbar erniedrigt, erhebt er sie zur wirklich dramatischen Funktion. Auch bei ihm bestimmen noch gute und böse Feen die äußere Handlung. Allein sie haben uns nichts mehr zu sagen, und während ihre dienstbaren Geister vom Schlage der „Jugend" und des „hohen Alters" noch wie Erlebnisse in unserer Erinnerung nachwirken, wissen wir von jenen kaum mehr die Namen. Was sind uns die Fee Lakrimosa oder der König Astragalus? Schall und Rauch ...

Otto Conradi – und damit muß ich leider wieder zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung zurückkehren, um zum Schlusse zu kommen – übernimmt von Raimund gerade das, was an ihm tot ist und was wir in seinem Stück am liebsten ausgeschaltet sähen. Indem er in den Gestalten der „Protektion" und des „Genius des Wissens" die Allegorie zum Träger der Handlung erhebt, bestätigt er die launige Definition, die Voltaire in seinem „Philosophischen Wörterbuche" von dem Worte „allegoristisch" gegeben hat: „Die Zumutung, daß man aus einem Werke etwas herauslesen solle, was nicht darin steht." In der Tat: von dem dichterischen Geiste Raimunds steht nichts im „Reformator", und das allegorische Märchenkleid scheint rein nur da zu sein, damit er nach mehr ausschaue, als er ist.

Theodor Antropp.

Österreichische Rundschau, Heft 74. □ Redaktionsschluß 24. März 1906. □ Ausgegeben 29. März 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld

Notizen.

Verlosungsverlust. Im Monate April findet die Ziehung der Theiß- und Rudolf-Lose sowie mehrerer anderer Obligationen statt, deren Verlosung mit dem kleinsten Treffer, beziehungsweise Nominalbetrage, bedeutende Verluste verursacht. Die Versicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentral-Depositenkasse und Wechselstube des Wiener Bankvereines, die Expedituren sowie die Filialen in Prag, Graz, Brünn, Aussig a. d. Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowitz, Bielitz-Biala, Klagenfurt, Pilsen, Konstantinopel und Zweiganstalten in den Wiener Bezirken.

K. k. priv. Assicurazioni Generali. Aus dem am 17. März 1906 der Generalversammlung erstatteten Berichte der Zentraldirektion der k. k. priv. Assicurazioni Generali zu den Rechnungsabschlüssen pro 1905, dem 74. Betriebsjahre, geht hervor, daß die Garantiemittel der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre um K 22,554.164·22 gewachsen sind und am Jahresschlusse die Höhe von K 270,062.078·64 erreicht haben. Auch im Jahre 1905 hat sich der Lebensversicherungszweig der Anstalt in sehr erfreulicher Weise erweitert. In der Feuerversicherung und dem mit dieser vereinigten Geschäftszweige der Einbruchsdiebstahl-Versicherung war die Geschäftsentwicklung gleichfalls eine anhaltend günstige. Den Rechnungsabschlüssen sind im wesentlichen folgende Daten zu entnehmen: Die Reserven der Lebensversicherungsabteilung betragen K 209,076.662·98, d. i. um K 18,739.255·97 mehr als im Vorjahre und beziehen sich auf K 771,879.007·54 Kapital und auf K 1,445.343·74 Rente. Die Reserve für schwebend gebliebene Schäden beträgt K 3,992.047·67. Zur Deckung der am 31. Dezember 1905 laufenden Risken wurden für die Feuerversicherung eine Prämienreserve von K 10,464.043·40 (gegen K 9,447.372·69) und für die Transportversicherung K 172 108·72 zurückgestellt. Die Prämienscheine und die in nachfolgenden Geschäftsjahren einzuhebenden Prämien aus den Feuer- und Einbruchsversicherungs-Branchen betragen K 94,667.902·96 gegen K 90,301.649·69 am Schlusse des Jahres 1904 und blieben aus der bilanzmäßigen Abrechnung gänzlich ausgeschieden. Die Gewinnreserve beträgt K 5,250.000. Die Reserve für Kursschwankungen beträgt K 19,206.875·73. Die Reserve zur Ausgleichung einer Minderung des Zinsenerträgnisses wurde auf K 1,471.110·50 erhöht, des weiteren die Immobilien-Reserve mit K 320.522·97 bedacht. Unbeschadet der alljährlich zu Lasten des laufenden Geschäftes bewerkstelligten Abschreibungen von Verlusten auf uneinbringliche Ausstände, besteht ein abgesonderter, bisher noch nicht in Anspruch genommener Reservefonds von K 160.000 für dubiose Ausstände. Die Gesellschaft gewärtigt an jährlichen Prämien nebst Zinsen über K 75,000.000 aus sämtlichen Zweigen. Durch die im Jahre 1905 für Schäden bezahlten K 30,285.711·02 erreicht die Summe der seit Bestehen der Gesellschaft vergüteten Schäden die Höhe von K 827,976.227·40.

Büchereinlauf.

Prolog und Epilog im deutschen Drama. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Dichtung. Von Edwin Zellweker. Leipzig und Wien, 1906. Franz Deuticke.

Karl Johann Ritter von Grueber. Lebenserinnerungen eines Reiteroffiziers vor hundert Jahren. Herausgegeben von seinem Neffen Fr. v. St. Wien, 1906. L. W. Seidel & Sohn.

Das Deutschtum im Wirtschaftshaushalte Österreichs. Teil II. Die Abgabenleistungen der Deutschen in Österreich an den Staat. Reichenberg, 1906. Rudolf Gerzabek & Co.

Vom Kinderbuch. Gesammelte Aufsätze von Heinrich Wolgast. Leipzig, 1906. B. G. Teubner. M. 1.60

Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Von Dr. F. H. Hayward. Übersetzung aus dem Englischen von Gustav Hilf. Leipzig, 1906. A. Owen & Co. M. 1.60

Geschichte des deutschen Volkes vom XIII. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. IV. Band. Von Emil Michael S. J. Freiburg im Breisgau, 1906. Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Frau Holde. Dichtungen von Ott. Stauf von der March. Berlin. Axel Juncker. M. 2.50

Geschichte des k. k. Bombardierkorps der k. k. Artilleriehauptschule und der k. k. Artillerieakademie. 1786–1869. Verfaßt von Friedrich Gatti, k. u. k. Oberst des Armeestandes. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Albert Edlen v. Obermayer, k. u. k. Generalmajor d. R. Wien, 1905. In Kommission bei Wilhelm Braumüller.

G. W. Schiele: Über den natürlichen Ursprung der Kategorien Rente, Zins und Arbeitslohn. Berlin, 1906. Hüpeden & Merczyn Verlag.

Gekrönte Sanguiniker. Historische Parallelen von Hans Leuß. Mit 4 Porträten. Berlin, 1906. Hermann Walther.

Das Rollwerk in der deutschen Ornamentik des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von Max Deri. Berlin, 1906. Schuster & Bufleb.

Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft von Dr. Ludwig Dilles. Zweiter Teil. Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip. Grundlinien der Ethik. Stuttgart, 1906. Fromanns Verlag.

Der ungerechte Richter. Drama von Marie Schmidl. Wien, 1906. Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. ▫ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 75: 31. März 1906.

Inseraten=Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 5 und durch alle Annoncen=Bureaus.

Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.–, 1/8 Seite K 20.–, 1/4 Seite K 35.–, 1/3 S
1/2 Seite K 60.–, 1/1 Seite K 100.–. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkomm

---

Klösterle Natürlicher Sauerbrunn reichste Natron-Lithion-Quelle.

Hochfeines Tafelwasser.
Überall erhältlich! Eigene Niederlage:
WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

Schriftst
Bed. Verlag übernimmt
Vertrieb v. Gedichten, Nove
Dramen etc. Trägt einen
Kul. Beding. Off. sub »
Haasenstein & Vogler, B
erbeten.

»OBSERVER«

Telephon Nr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

WIEN, I. Concordiaplatz 4

liest sämtliche **Wiener Tages=Journale,** ferner **alle** hervorragenden Blätter der **österr.=ung. Monarchie** und des **Auslandes** (welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen), sowie alle wichtigeren **Fach- u. Wochenschriften,** und versendet an die Abonnenten jene

Zeitungsausschnitte

welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren.

Der »OBSERVER«

ist in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontinents und Amerikas seinen Auftraggebern **Preßstimmen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema schnellstens zu liefern.**

Die Vierteljahrsschrift körperliche Erzieh



(Organ des Verei
Pflege des Jugen
in Wien)

kämpft für wahre Re
gesamten Erziehung
– von der Elementar-
Hochschule – in Bezie

**Jugendspiel, T
im Freien, B
Schwimme
Schülerreis
Landerziehungsheime, Schul
Handfertigkeitsunterricht, Koë
tion und Ferienfürsorge.**

Redaktion u. Administration: Wien, I. Bräuners

Redakteure: **Dr. Leo Burgerste**
Dr. Viktor Pimmer.

Preis ganzjährig K 4.—.

Verlag Carl Konegen, Wien I.



In jeder Buchhandlung vorrätig.

Soeben erschienen:

III. Teil:

Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. K 2·40.

Inhalt: Vorwort. — Vom gegenwärtigen Bankerott der elementarischen Wissenschaften. — Wunderglaube in der Forschung. — Weltanschauung. — Wie entsteht Magnetismus und Elektrizität. — Problem der unterschiedlichen Zonentemperatur. — Wie die Niederschläge entstehen. — Kathodenstrahlen. — Geheimnis des Radiums etc. etc.

Vorher erschienen:

I. Teil:

Die Gravitationslehre . . . ein Irrtum. K 1·50.

II. Teil.

Gegen die Wahnvorstellung vom heißen Erdinnern. K 1·80.

BRONZEN

KLEINE NI
WANDDEKORA
SCHREIBGARN

WIEN, Stephansplatz.
MARIENBAD, Kaiserstr.
KARLSBAD, Alte Wiese.

M. Munk

Illustrierte Preislisten gratis und franko.



»The Oliver« ist die erfolgreichste Maschine der
Die **»Postal«** ist die billigste Schreibmaschine für
Verlangen Sie unsere **»25 Gründe warum**

Mascha & Co., Wien, I. Schellinggas

Das kommerzielle Unterrichtswesen in Österreich.

Von Ministerialrat Dr. Franz Ritter von Haymerle.

Als ich im Jahre 1888 zu vielseitigen Agenden des Spezialschulwesens auch jene des kommerziellen Unterrichtes im Ministerium für Kultus und Unterricht übernahm, wurde mir eine für den Beamten seltene, wenn auch an sich nicht unerfreuliche Überraschung zu teil: diesem Referate fehlten die — Akten. Wenigstens kann man die damals an die Unterrichtsverwaltung jährlich geleiteten 30—40 Geschäftsstücke, welche Angelegenheiten dieses Unterrichtszweiges betrafen und zumeist eine rein formale, „schimmelmäßige" Erledigung erheischten, wohl nicht unter dem bureaukratischen Sammelnamen „Akteneinlauf" subsumieren. Dabei war es auffallend, daß es sich bei diesen wenigen Stücken zumeist um dieselben Personen und Dinge drehte, die immer wieder in derselben Reihenfolge und Art sich einfanden. Einem Beamten, der bei einem so eigenartigen und vielgestaltigen Gebiete, wie das Spezialschulwesen, es gewohnt war, einer reichen, aus der Fülle des Lebens quellenden Variation zu begegnen, war eine derartige Dürre eine das Nachdenken herausfordernde, merkwürdige Erscheinung. Wie? Sollte der Handel und Verkehr eines großen, so mannigfach gegliederten Staatswesens wie Österreich gar keine weiter- und tiefergehenden Beziehungen zur obersten Verwaltung des Unterrichtes und der Erziehung haben? Oder war schon so trefflich seitens autonomer Kreise und Organe vorgesorgt, daß der Staat und seine Verwaltung es gar nicht nötig hatten, sich um ein wirtschaftlich so bedeutsames Fachgebiet weiter zu kümmern. Das war eine weitere Erwägung — hatte der Staat bisher dieses Gebiet und seine Wichtigkeit für die Allgemeinheit doch zu wenig beachtet und ihm darum nicht jene Pflege und Obsorge zugewendet, die er sonst auf nahen, verwandten Bereichen so intensiv und erfolgreich bekundet und betätigt hatte? Jedenfalls war es wert, sich mit diesen Fragen näher zu befassen.

Vertraut mit dem Bedürfnis der kaufmännischen Kreise, mit welchen ich schon jahrelang in engerem persönlichen Kontakt gestanden war, hervorgegangen aus der Schule eines so genialen Organisators, wie Armand Freiherr von Dumreicher, und von da her gewohnt, für die Betrachtung der Dinge einen erhöhten Standpunkt zu suchen, beschloß ich, zunächst zu meiner eigenen Information im In- und Auslande einschlägige Studien zu machen und deren Ergebnis in einem zusammenfaßenden „Exposé" niederzulegen. Allerdings war dies keine kleine Aufgabe, die sich so im Handumdrehen bewältigen ließ. Um aber bei diesen Arbeiten nicht ganz

isoliert zu bleiben, versicherte ich mich der Mitwirkung eines ausgezeichneten, durch große Sach- und Weltkenntnis, durch praktischen Blick und urbane Umgangsformen gleich hervorragenden Fach- und Schulmannes, meines langjährigen, leider zu früh heimgegangenen Freundes, des Professors an der Handelsakademie in Wien, Hofrates Dr. Karl Zehden, welcher auf meine Anregung mit der Inspektion der Handelsschulen betraut worden ist. Ohne die selbstlose Mitarbeit dieses Mannes wäre es unmöglich gewesen, in erstaunlich kurzer Zeit die faktischen Verhältnisse festzustellen und auch nach Überwindung zahlreicher Hindernisse schöpferisch vorzugehen. Dabei war das Hauptkunststück, das Neue zu schaffen, Altes und Überholtes umzuwandeln — ohne Inanspruchnahme staatlicher Mittel. Wo wären solche damals für diesen Zweck des Unterrichtes zu haben gewesen? Wie kläglich diese Seite der Sache bestellt war, beweist der Staatsvoranschlag von 1888, in dem für das ganze Handelsschulwesen in Österreich staatliche Beiträge von zusammen 26.750 Gulden ausgeworfen worden sind! Man vergleiche damit den Voranschlag von 1906 mit 782.200 K für Zwecke der Handelsschulen und man wird schon daraus erkennen, welcher Umschwung sich seither in der Stellung des Staates zu solchen Fragen der Fachbildung vollzogen hat. Steht doch an der Spitze des Staatsvoranschlages 1906 für das kommerzielle Unterrichtswesen die Rubrik: „Staatshandelsschulen“; wo hätte man sich das anno 1888 träumen lassen?

Unter diesem Gesichtspunkte dürften nun, wo seit der Abfassung meines Exposés Jahre vergangen sind, die Ergebnisse desselben auch für weitere Kreise nicht ohne Wert und Interesse sein; durch sie wurde ja der damals auf diesem Schulgebiete herrschende Zustand zum erstenmal eingehend untersucht und festgestellt. Es soll aber hier auch nur diese Seite der Sache näher beleuchtet und der Versuch unternommen werden, für den Vergleich des zurückliegenden „Einst“ mit dem „Jetzt“ einen historischen Beitrag zu liefern; vielleicht wird es dadurch auch ermöglicht, die weitere Entwicklung dieses so wichtigen Zweiges der Volkserziehung einigermaßen zu übersehen.

Bei jener „Studie“, welche sich zunächst mit der Feststellung des Umfanges der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Bedeutung des Operationsgebietes mit Rücksicht auf eine rationelle künftige Reform des kaufmännischen Schulwesens befassen mußte, war es naheliegend, die Frage aufzuwerfen, in welcher Zahl und Gruppierung der Kaufmannsstand in der Bevölkerung vertreten sei, um daraus gewisse Folgerungen für die Reform selbst abzuleiten. Diese Frage ließ sich aber leichter stellen, als beantworten. Hat mir doch ein so versierter Fachmann, wie es der damalige Vorstand des handelsstatistischen Amtes, Hofrat Brachelli, war, auf meine bezügliche Frage mit dem Ausrufe geantwortet: „Ja, wenn wir das nur wüßten!“ Es blieb nichts übrig, als die nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten abgefaßten Angaben der Kammerberichte und die offizielle Statistik der letzten Volkszählung zu Rate zu ziehen, welche in der „Österreichischen Statistik“ (Bd. I, S. 344, im Jahre 1882) veröffentlicht ist. Nach dem Ergebnis dieser

Volkszählung gehörten 1880 in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern 240.692 Männer und 79.163 Frauen dem „Kaufmannsstande" (Groß- und Kleinhandel, Geld- und Kreditinstituten) an, demnach bei einer Zahl von 10,819.737 Männern und 11,324.507 Frauen 2·23 und 0·70 Prozent der Gesamtbevölkerung. In diese Statistik waren aber jene kommerziellen Kräfte nicht einbezogen, welche im Dienste der Industrie und des Gewerbes, des Güter- und Personentransportes standen, und eine beträchtliche Steigerung der Gesamtzahl der in kommerziellen Stellungen verwendeten Personen repräsentieren. Das mußte bei dem Kalkul beachtet und in Rechnung gezogen werden, obwohl sich die Ziffer selbst nicht fixieren ließ.

Bei der erwähnten Volkszählung wurden als „Selbständige Personen" 140.554 Männer und 46.335 Frauen, als „Hilfsarbeiter" 100.138 männliche und 32.828 weibliche Individuen angegeben. Da aber tatsächlich nur eine beschränkte Zahl von Angehörigen des Handelsstandes derartigen Geschäften vorstehen, welche für die Gestaltung des kommerziellen Verkehres von nachhaltigerem Einfluß sind, so mußte man die unter der Rubrik „Selbständige Personen" (Unternehmer) auf ihren eigentlichen Wert für den Handelsstand abschätzen, um zu richtigen Schlußfolgerungen zu gelangen. Das konnte freilich nur approximativ geschehen und ergab eine ähnliche Gruppierung, wie sie seinerzeit bei der Organisierung des industriellen Bildungswesens in Österreich für die Einrichtung der Unterrichtsanstalten maßgebend war: eine Gruppe von Personen, welche leitende, ja führende Stellungen bekleiden und daher auch ein höheres Ausmaß allgemeiner und fachlicher Bildung benötigen, und eine zweite Gruppe von Hilfskräften, deren Vorbildung derart gestaltet sein muß, daß sie vorwiegend den praktischen Anforderungen des Geschäftes zu entsprechen vermögen. Schon daraus resultierte der spezifische Unterschied der Aufgabe der höheren und der niederen Schulorganismen auch auf dem Gebiete des kommerziellen Unterrichtes.

Bei dessen Organisierung konnte man aber auch den Anteil der einzelnen Reichsgebiete in bezug auf den Standort und auf die Anzahl der Handelsanstalten im Vergleich zu der Gesamtzahl der Zugehörigen des Kaufmannsstandes und deren Verteilung nicht übersehen. Da zeigte sich die auffallende Erscheinung, daß gerade in Bereichen, in welchen der Handel am schwächsten vertreten war, sich relativ die meisten Handelsschulen, namentlich höhere Handelslehranstalten, vorfanden, während dort, wo sich das kaufmännische Schulwesen hätte kräftig entwickeln sollen — in den Emporien des Handels, des Verkehrs und der Industrie — für das Bedürfnis gar nicht oder unzureichend vorgesorgt war. In den Alpenländern hatte man beispielsweise eine verhältnismäßig große Zahl von Handelsschulen, während ein Handelsplatz, wie Brünn, sich mit einer kleinen Privatschule begnügen mußte! Das war jedenfalls ein sehr ungesundes Verhältnis, welches eine gründliche Abhilfe erheischte.

Die höchst lückenhafte und ungenügende Einrichtung resultierte aber auch aus dem Vergleich des Elementarunterrichtes mit dem fachlichen Unterricht an Handels-

schulen, beziehungsweise aus dem prozentuellen Verhältnis dieser Anstalten und deren Besuch zu jenem der allgemeinen Schulen. 1880 war nämlich Elementarunterricht an 1,487.563 Knaben und 1,428.974 Mädchen erteilt worden; im gleichen Jahre waren aber die sämtlichen kaufmännischen Schulen nur von 10.140 männlichen und 799 weiblichen Schülern frequentiert, wobei selbst der Besuch eines mehrwöchigen Kurses oder einer Fortbildungsschule als „fachlicher" Unterricht angesehen wurde.

Demnach hatten einen solchen Unterricht damals überhaupt nur zirka 33 Prozent sämtlicher Kaufleute und nur 6 Prozent der „Handelsfrauen" genossen. Die Tatsache, daß zu jener Zeit von 100 Kaufleuten in Österreich weit mehr als die Hälfte, von 100 Handelsfrauen bis auf einen verschwindenden Bruchteil alle ohne jede fachliche Berufsbildung geblieben waren, ließ das Mißverhältnis in grellem Lichte erscheinen und erklärte zur Genüge die unausgesetzten Klagen in den öffentlichen Vertretungskörpern, seitens einsichtsvoller Chefs, aber auch seitens des ernsten Teiles des kaufmännischen Nachwuchses über die tiefliegenden, allerorten fühlbaren Mängel, welche der damaligen Einrichtung des kaufmännischen Schulwesens anhafteten.

An und für sich schien zwar die erhobene Zahl von 102 kommerziellen Lehranstalten in Österreich keineswegs gering. Die Beurteilung des Wertes dieser Ziffer wird aber sofort eine wesentlich andere, wenn man dabei die einzelne Schulkategorie in Betracht zieht, denn der überwiegende Teil dieser Anstalten (62) waren mangelhaft organisierte, sehr verschieden geartete Fortbildungsschulen und von den 40 Tagesschulen waren nach der damaligen Terminologie nur 15 sogenannte „öffentliche", d. h. von öffentlichen Korporationen erhaltene Anstalten, alle anderen aber Privatunternehmen von einer vielfach recht fragwürdigen Qualität. Die höheren Handelsschulen (Handelsakademien) waren unter den angeführten 15 Tagesschulen mit 8 Anstalten vertreten; die übrigen 7 nahmen eine Zwitterstellung zwischen höheren und niederen Handelsschulen ein. Auffällig war dabei das Mißverhältnis der Standorte der einzelnen Schulen in bezug auf die erörterte Gruppierung der Handeltreibenden des Reiches. Während Wien nur eine öffentliche Handelsschule — die Wiener Handelsakademie — besaß und Niederösterreich überhaupt nur zwei „öffentliche" Handelsschulen aufwies (Wien und Krems), Triest auf eine Privatstiftung (Revoltella) und auf eine Handelsabteilung einer nautischen Schule beschränkt blieb, während Böhmen nur über drei deutsche und drei tschechische Anstalten (die Akademien in Prag und Chrudim und die zweiklassigen Handelsschulen in Aussig, Reichenberg und Pilsen) verfügte, Brünn und Mähren, wie schon erwähnt, sich überhaupt keiner einzigen öffentlichen Handelsschule zu erfreuen hatten, war in Reichsgebieten, wo der Handel keine besonders hervorragende Rolle spielte, ein Überfluß an solchen Instituten vorhanden (vier Handelsakademien: Linz, Graz, Innsbruck, Trient). Da erklärt es sich, daß, wenn man auch die Rolle, welche die Begünstigung des Einjährig-Freiwilligen-Rechtes bei der Entwicklung des Handelsschulwesens spielt, vorläufig

noch außer Rechnung läßt, der Andrang zu den wenigen Schulen am Sitze des Handels und Verkehrs trotz des hohen Schulgeldes ein enormer war, daß diese Schulen in einer für den Unterricht höchst abträglichen Weise überfüllt waren und daß anderseits die Erhaltung einer Privathandelsschule sich als ein oft recht lukratives Unternehmen erwies.

Diesen in mehr als einer Hinsicht absurden Zustand kann man nur richtig verstehen, wenn man sich mit den Umständen vertraut gemacht hat, welche bei der Gründung der einzelnen Anstalten maßgebend waren. In dieser Hinsicht seien hier nur die wichtigsten Momente hervorgehoben. Die ersten Stadien einer gewissen Obsorge für die Heranbildung des kaufmännischen Nachwuchses sind analog der früheren Entwicklung des gewerblichen Schulwesens und haben auch zu dem letzteren eine gewisse Beziehung insofern sie auf Schöpfungen der Theresianischen Epoche zurückgeführt werden müssen. Später übernahmen die Realschulen und die „Polytechnischen Institute" die Vermittlung des kaufmännischen Unterrichtes. Infolge der 1851 erfolgten Reorganisation der Realschulen und der späteren Umgestaltung derselben zu Vorbereitungsschulen für die „Polytechniken", ferner durch die Umwandlung der letzteren in rein technische Institute, wurde dem merkantilen Unterricht jeder Boden entzogen. Das geschah aber gerade zu einer Zeit, wo die sozialpolitische Lage und der Handel eine totale Veränderung erfuhren, wo alle wirtschaftlichen Verhältnisse, der gesamte Weltverkehr eine tiefgehende Wandlung aufzuweisen hatten, welche natürlich auch den Handel der Monarchie in andere Bahnen lenkte. In früher ungeahnter Fülle entstanden Bank- und Kreditinstitute, Kommunikations- und Exportanstalten; diese erheischten eine stets steigende Zahl fachlich gebildeter, geschulter Kräfte; wo sollte man sie nehmen, wenn nicht aus dem Ausland? Um nun in dieser Beziehung eine gewisse Abhülfe zu schaffen, wurde von einzelnen Kreisen des Kaufmannsstandes die Gründung von Handelslehranstalten selbst in die Hand genommen, Institute, welche hauptsächlich deutschen und französischen Mustern (der Handelsakademie" in Leipzig, gegründet 1831, und der »École Superieure du commerce« in Paris) nachgebildet worden sind. So entstand die deutsche Handelsakademie in Prag (1856), die Akademie in Wien (1857) und Graz (1863), an deren Gründung sich jene der tschechischen Handelsakademie in Prag (1872), der Handelsmittelschule in Trient (1874), der Akademien in Linz und Chrudim (1882) und Innsbruck (1887) reihte. Von „zweiklassigen" Tagesschulen wurde die Handelsschule in Reichenberg 1863, jene in Krems 1873, die Schule in Aussig und die tschechische Handelsschule in Pilsen 1886 errichtet. Dazu kam eine Anzahl „Privathandelsschulen" und Fortbildungsschulen.

Diese Art der Handelsschulen brachte es mit sich, daß man sich nicht nur bei der Wahl der Standorte derselben lediglich von lokalen Rücksichten leiten ließ, sondern daß sich auch deren Einrichtung und weitere Entwicklung so verschieden gestalteten, daß — namentlich bei den Akademien — eigentlich nur das erste, ausländische Vorbild als das einzige, allerdings sehr lose, den inneren organischen

Zusammenhang vermittelnde Band anzusehen war. In den wesentlichsten Punkten der äußeren und inneren Schulorganisation zeigten sich aber so weitgehende Divergenzen, daß überhaupt von einer Einheitlichkeit in der Behandlung dieser Dinge nicht gesprochen werden konnte, obwohl eine sachliche Begründung dieser Divergenz fehlte. Da der Staat bisher auf diesem Gebiete nur eine geringe Ingerenz für sich in Anspruch genommen hatte und sich auf die Gewährung einiger geringfügigen Subventionen beschränkte, da man ferner bei Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes, bei der Zuerkennung der Einjährig-Freiwilligen-Begünstigung u. a. nicht von einer allgemeinen Grundlage der Beurteilung auszugehen vermochte, erhielt und mehrte sich dieser aggregatartige Zustand, der sich vielfach in einem Überwiegen rein lokaler, selbst persönlicher Einflüsse äußerte und auch gegenwärtig noch keineswegs als überwunden anzusehen ist.

Dabei wäre es unbillig, die Größe der Opfer zu verkennen, welche bei der Realisierung ihrer Ziele von den betreffenden Kreisen gebracht worden sind, und den Wert der Resultate zu unterschätzen, die an einzelnen Anstalten gezeitigt wurden. Daß aber in der Folge gerade diese Interessentenkreise es waren, welche eine umfassende generelle Regelung wünschten, ja forderten, ist wohl der sprechendste Beweis dafür, wie sehr ihr Mangel empfunden worden ist. Freilich ließ sich eine solche Regelung nicht so einfach bewirken, wie man bei oberflächlicher Betrachtung annehmen mochte, und wie sie ohne Kenntnis der eigenartigen Bedingungen des Gedeihens eines solchen Fachgebietes ausfallen konnte; dafür bildet ja ein klassisches Zeugnis der legislative Versuch in Niederösterreich 1873, welcher sich, wie nun allgemein anerkannt wird, mehr als ein Hindernis, denn als eine Förderung einer rationellen Entwicklung des kommerziellen Unterrichtes erwiesen hat. Auf keinem Gebiete des Unterrichtes ist ja erfahrungsgemäß bei Ergreifung legislatorischer Maßnahmen in bezug auf die Organisation eine größere Vorsicht und Reserve geboten, als auf jenem des Spezialschulwesens; denn dieses verträgt seiner Natur nach nicht den starren Zwang des auf eine lange Dauer berechneten Gesetzes, sondern will, wie das Leben selbst, dessen Bedürfnis es entstammt, ungehemmte Bewegung und die Möglichkeit einer freieren Entwicklung seiner Organismen.

Bisher waren es mehr äußere Momente, welche bei der Beurteilung der damaligen Beschaffenheit des kaufmännischen Unterrichtes beachtet werden mußten; über dessen innere Gestaltung in den Anstalten, seinen praktischen Wert für den kaufmännischen Beruf, ferner über die Beziehungen der einzelnen Schulen zueinander u. s. w. war es aber erst nach Einführung einer ständigen Fachinspektion möglich, näheren Aufschluß zu gewinnen. Schon der Umstand, daß man den Schulkreisen nahe trat und sich eine unmittelbare Kenntnis der Verhältnisse verschaffte, wirkte in vieler Beziehung klärend und befruchtend. Das wertvollste Ergebnis bildete die durch die Inspektions- und Informationsreisen erlangte volle Übersicht, wodurch es zum erstenmal ermöglicht wurde, die Institute und ihre Leistungen miteinander in Vergleich zu stellen und ihre Beschaffenheit an einem allgemeinen

Maßstab zu prüfen. Da zeigten sich nun Mängel der Organisation, welche mit der damaligen Art des Unterrichtes überhaupt verknüpft und als generelle anzusehen waren; sie bezogen sich auf die Lehrverfassung, auf die Lehrerbildung, auf die Modalitäten der Bestallung (Entlohnung) der Lehrkräfte, auf das Prüfungs- und Lehrmittelwesen.

Vor allem fiel der Mangel einer bestimmten, den Aufgaben und dem Wesen der Schulen entsprechenden Grenze nach Kategorien auf, der sich schon in der Unsicherheit der Terminologie äußerte und deutlich im Ausmaß der beim Eintritt in die Schulen geforderten Vorbildung der Schüler zutage trat. Namentlich spielte da „die Aufnahmsprüfung" eine ganz aparte Rolle. Die Folge war eine große Ungleichartigkeit des Schülermateriales, besonders an den Handelsakademien. In den meisten Fällen scheute man sich aus finanziellen Gründen jenen strengen Maßstab bei der Schüleraufnahme und bei Beurteilung der Leistungen anzulegen, welchen die Sache verlangte; darin lag aber eine beständige Gefährdung des Ansehens der Schule und ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Dieser Mangel brachte es anderseits wieder mit sich, daß man sich gezwungen sah, eigene „Vorbereitungsklassen" zu errichten; an einigen Akademien fanden in diesen Klassen selbst Volksschüler Aufnahme. Ebenso wie nach unten, fehlte es an einer Abgrenzung nach oben, was in der Art des Prüfungswesens (Reifeprüfung — Abgangsprüfung) zum Ausdruck kam.

Charakteristisch war der Umstand, daß an den meisten Schulen das Lehrpensum so umfangreich war, daß es erfahrungsgemäß nicht einmal an den höheren Anstalten mit großer Stundenzahl bewältigt werden konnte. Der Umfang der einzelnen Disziplinen und die ökonomische Verteilung des Lehrstoffes waren dabei höchst verschieden geartet, obgleich Gegenstände wie Buchführung, Korrespondenz, kaufmännisches Rechnen, Handelsgeographie u. a. eine ziemlich gleichmäßige Behandlung vertragen mochten. Ohne Schädigung seiner Ausbildung konnte eben, wegen dieser Verschiedenartigkeit der Organisation, kein Schüler von einer Anstalt in eine andere übergehen; auch der Übertritt der Lehrer war eine ganz singuläre Erscheinung. Der Hauptgrund des Übels war jedoch nicht nur in der Lehrverfassung und in den Lehrplänen, von welchen Praktiker behaupteten, sie entsprächen nur ungenügend den Forderungen der Geschäftswelt, zu suchen, sondern lag hauptsächlich in der durchschnittlichen Qualität der Lehrer, in der Art ihrer Anstellung und in der Beschaffenheit der Lehrerbildung.

Zwar ergaben die Inspektionen, daß an manchen Anstalten, wo man das vorher nicht vermuten konnte, ganz hervorragende Lehrer anzutreffen waren, die mustergültige Leistungen aufzuweisen hatten. Das waren aber doch nur singuläre Erscheinungen; zweifellos waren viele Lehrkräfte ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Was sollte auch dabei herauskommen, wenn der Unterricht in speziell kaufmännischen Disziplinen (Buchführung, Korrespondenz, Kontorarbeiten u. a.) einem Kandidaten für die mathematischen Fächer, der Unterricht in der fremdsprachigen Korrespondenz einem für Mittelschulen approbierten Philologen, die Unterweisung in der Warenkunde und Technologie einem Lehrer der Realschule, die Handelsgeographie einem

für Gymnasien geprüften aber nicht für den Unterricht an einer Spezialschule qualifizierten Historiker u. s. w. anvertraut war? Konnte man sich da wundern, daß die gleiche methodische Behandlung wie an der Mittelschule prävalierte, daß eine mit dem Wesen der fachlichen Lehranstalt unvereinbarliche schematische Theorie von zweifelhaftem Werte die Überhand erhielt, daß eine Menge Dinge gelehrt wurde, nur nicht das, was der Schüler als kostbares Gut mit ins Leben hinaus nehmen sollte, jenes Ausmaß positiven Wissens und Könnens, welches für ihn nach den Anforderungen seines Berufes unerläßlich ist? Selbstverständlich sollte namentlich an höheren Anstalten den allgemein bildenden Fächern die ihnen gebührende Stellung gewahrt bleiben; das sollte aber nicht auf Kosten des eigentlichen Zweckes der Spezialschule geschehen. Wenn aber der Lehrer selbst auf dem Fachgebiete laienmäßig herumtastete, war es dann zu verhindern, daß sich zwischen der Schule und der Praxis des Lebens allmählich ein schroffer Gegensatz herausbildete, der für die Schule, wie für den Schüler, aber auch für die Gesamtentwicklung des Handelsstandes von den nachteiligsten Folgen begleitet sein mußte? Daß ein solcher Zustand überhaupt eintreten konnte, war nur möglich durch die Art der Bestellung der meisten Lehrkräfte und durch die völlige Unzulänglichkeit der Lehrerbildung und des bezüglichen Prüfungswesens. An den Handelslehranstalten wurden nämlich zu jener Zeit weit über das zulässige Maß vornehmlich externe, meist Mittelschulen angehörige Lehrkräfte verwendet, und zwar auch bei Spezialfächern, für welche unbedingt eigene Lehrstellen hätten systemisiert sein sollen. An einigen großen Anstalten war dies wohl anders, aber auch hier war mitunter die Stellung der Lehrkräfte, namentlich ihre Altersversorgung eine recht prekäre. Natürlich hing dies mit der Fundierung und mit der Art der Erhaltung der Schulen zusammen. Bei der Gründung der großen Anstalten war allerdings der Standpunkt ein anderer gewesen; in der Tat stammten auch die Zierden der Lehrerschaft an den Handelsschulen aus jener Epoche. Einer radikalen Reform bedurften ferner die Prüfungskommissionen, bei welchen mit den praktischen Forderungen des Geschäftslebens vertraute Persönlichkeiten in völlig unzureichender Weise vertreten waren. Dabei unterschied die Prüfungsvorschrift nicht einmal die spezifischen Kategorien der kaufmännischen Anstalten; es fehlte auch eine fachliche Gruppierung, kurz, hier war so gut wie alles zu leisten. Solche Maßnahmen konnten aber wieder erst ergriffen werden, wenn die Organisation des kommerziellen Unterrichtswesens selbst festgestellt war und die Lehrpläne für jede Schulkategorie wenigstens in der Form von Normalien vorlagen. Die faktische Durchführung derartiger Aufgaben war wieder an die Mitwirkung wohlorganisierter, mit vorzüglichen Lehrkräften und Sammlungen ausgestatteter Anstalten gebunden; solcher Anstalten mußte sich daher die Reform zunächst zu versichern trachten. Unter dieser Voraussetzung war es auch erst ermöglicht, der Zerfahrenheit und Einseitigkeit des Lehrmittelwesens der damaligen Handelslehranstalten zu begegnen. Hier machte sich ja die Isolierung der Anstalten und der Abgang allgemeiner normativer Grundlagen besonders fühlbar. War es bei solchen Verhältnissen zu wundern, daß

sich die Produktion kommerzieller Lehrmittel als einseitig, aber auch in bezug auf Qualität, Preis und Ausstattung höchst ungleichartig darstellte? War sie doch den einzelnen Anstalten, an welchen zumeist der Autor als Lehrer wirkte, förmlich „auf den Leib zugeschnitten"! Natürlich wies auch die damalige kommerzielle Schulliteratur sehr empfindliche Lücken auf; wer sollte sie ausfüllen? Konnte bei dieser allgemeinen Unsicherheit ein Verleger das Risiko wagen, einen derartigen Verlagsartikel für einen weitergehenden Bedarf einzurichten? In dieser Notlage griff man nun zur Mittelschulliteratur. Was aber Handelsschüler dabei profitieren mochten, wenn der Unterricht an der Fachanstalt an der Hand von Lehrtexten der Mittelschule durch Mittelschulprofessoren, welche mit den Aufgaben der Spezialschule häufig zu wenig vertraut und auch nicht selten beruflich überlastet waren, bestritten wurde, ließ sich unschwer diagnostizieren. Schule, Schüler, aber auch deren Erhalter litten empfindlich unter solchen Mißständen. Was soll man dazu sagen, wenn die Auslagen für Lehrbücher an einigen Anstalten, wie die Inspektionsberichte konstatierten, in einem Semester mehr als vierzig Gulden betrugen? Das ist gegenwärtig doch etwas anders geworden!

Zu den im vorstehenden erörterten, dem Ganzen anhaftenden Mängeln gesellten sich aber auch solche, welche den einzelnen Kategorien kommerzieller Anstalten eigentümlich waren. Da waren es zunächst die höheren Handelslehranstalten (Handelsakademien), welche eine auffallende Erscheinung zeigten: eine stetig steigende, unverhältnismäßig hohe Frequenz, eine Erscheinung, die sich durch den vermehrten Zuzug von Kräften zum Handelsstande allein nicht ausreichend erklären ließ, sondern nur durch die Militärbegünstigung verständlich wird, welche durch das Wehrgesetz den Absolventen der Handelsakademien eingeräumt worden ist. Durch diese Begünstigung wurde ein Antrieb zur Bewerbung um Aufnahme in höhere Handelslehranstalten für solche Schülerelemente geschaffen, welche nach der mehr oder minder erfolgreichen Frequenz einiger Mittelschulklassen, ja selbst nur der Volks- und Bürgerschule, sowie einer „Vorbereitungsklasse" der Handelslehranstalt, sich das „Einjährig-Freiwilligen-Recht" sichern wollten, dabei aber weder von Haus aus noch in der Folge die Ambition hatten, als ihren Lebensberuf den kaufmännischen zu wählen. Dieses Zugeständnis äußerte aber auch eine höchst nachteilige Wirkung auf die Art der Gestaltung der inneren Organisation der höheren Handelsschulen. Da nämlich das Wehrgesetz die Zuerkennung der erwähnten Begünstigung von der Bedingung abhängig gemacht hatte, daß eine derartige Fachlehranstalt der Mittelschule als gleichgestellt angesehen werden könne, war man genötigt, die sogenannten „allgemein bildenden Fächer" an diesen Handelsschulen in einer weit ausgedehnteren Weise, als bisher, zu berücksichtigen, was bei der knappen Studienzeit von drei Jahren nur auf Kosten der Fachdisziplinen selbst bewerkstelligt werden konnte.* Daraus

* Verfasser hat diese das ganze Unterrichtswesen berührende Beziehung des Wehrgesetzes zu dem ersteren zum Gegenstande einer eigenen Broschüre gemacht, welche bei A. Hölder in Wien, 1901, unter dem Titel „Unser Unterrichts- und Wehrsystem und dessen Rückwirkung auf die Berufswahl" erschienen ist.

ergab sich ein dem Zwecke der Fachlehranstalt abträglicher, auf die Dauer unhaltbarer Zustand, wobei es dahingestellt sein möge, ob bei dieser Art des Schulbetriebes wirklich die „allgemeine Bildung“, die „ethische“ und „ästhetische“ Erziehung der Jünger Merkurs sonderlich gefördert worden ist. In diesem Dilemma — Expansion und gleichzeitig Reduktion — gab es nur einen vernünftigen Ausweg: die Erhöhung der Studiendauer an höheren Handelsschulen um ein Jahr, was insoferne an den meisten Anstalten leichter zur Durchführung gebracht werden konnte, als bei der Mehrzahl derselben schon „Vorbereitungsklassen“ bestanden, die man nach Einführung strengerer Aufnahmsbedingungen auflassen und mit der eigentlichen Fachanstalt in organische Verbindung bringen konnte. Durch diese Ausdehnung der Unterrichtszeit wurde es nun auch ermöglicht, der mit Recht erhobenen Forderung einer stärkeren Berücksichtigung der allgemein-bildenden Seite des Unterrichtes Rechnung zu tragen, ohne die eigentliche Aufgabe der Spezialschule empfindlich zu beeinträchtigen. Gegenwärtig sind denn auch, bis auf eine Anstalt, sämtliche Handelsakademien als vierklassige Anstalten organisiert. Erst durch diese organische Veränderung konnte ferner eine fachlich begründete Abgrenzung der höheren Handelslehranstalten zu den sonstigen kommerziellen Schulen, insbesondere zu den unter der Bezeichnung: „zweiklassige Handelsschulen“ bekannten kaufmännischen Fachschulen, Platz greifen und der Zwitterstellung der letzteren ein Ende bereitet werden. Nun hatte man endlich einen dem Wesen der Sache sich anpassenden, verständlich gegliederten Gesamtorganismus des kommerziellen Bildungswesens vor sich, in dessen Rahmen sich die einzelnen Gruppen von Anstalten deutlich unterscheiden lassen.

Gerade die letzterwähnte, zweite Kategorie von Handelsschulen hat eine für die Heranbildung des kaufmännischen Nachwuchses bedeutsame und dankbare Aufgabe zu erfüllen. Denn diese Schulen kommen dem Bedürfnis nach praktischer und rascher Ausbildung für den unmittelbaren Eintritt in das Geschäftsleben wirksam entgegen, was schon ihre bisherige Existenzform als überwiegend private Unternehmungen bewies, die sich nur dann rentieren konnten, wenn sie eben diesen Forderungen zu entsprechen vermochten. Das war freilich in einer sehr verschieden gearteten Weise der Fall, denn nicht eine Schule glich der anderen; auch die Unterrichtsdauer schwankte zwischen einem Kurs von ein paar Monaten und einer ein- bis zweijährigen Unterweisung. Das war aber das allen gemeinsame Charakteristische, daß diese Schulen von ihren Besuchern unmittelbar nach gänzlicher oder teilweiser Absolvierung der Volks- und Bürgerschule mit der Absicht aufgesucht wurden, sobald als möglich, in noch jungen Jahren dem Verdienste nachgehen zu können. Einige Schulen dieser Art waren auch sehr gut frequentiert, trotz des mitunter hohen Schulgeldes, welches in einem Falle sogar 300 K jährlich betrug. Zur Zeit der Abfassung meiner damaligen „Studie“ waren diese Anstalten durch 24 Privatunternehmungen (davon 8 in Wien, 4 in Prag) und nur 5 von öffentlichen Faktoren erhaltenen Schulen vertreten. Es waren tiefliegende Mängel in der Organisation und in der Lehrverfassung, die sich an den meisten Anstalten — von vereinzelten

Ausnahmen abgesehen — namentlich in folgenden Punkten fühlbar machten: in der unsicheren Lage der Lehrer, welche zumeist nur als „externe" Lehrer an diesen Anstalten wirkten; in der Ungleichartigkeit der fachlichen Ausbildung und Qualität dieser Lehrkräfte; in der völligen Verschiedenartigkeit des Lehrstoffes in bezug auf dessen Verteilung, Abgrenzung und methodische Behandlung; in weitgehenden Divergenzen der Vorbildung des Schülermateriales; in der oft geradezu sanitätswidrigen Überfüllung einzelner Schulen und in der Mangelhaftigkeit der Schullokalitäten; in der Zerfahrenheit des Lehrmittelwesens u. s. w. Es war bei solchen Zuständen naheliegend, daß hier die reformierende Tätigkeit der Verwaltung einzusetzen hatte; hier war auch ein weites, dankbares Feld der Einflußnahme auf alle jene Kreise, insbesondere die Kommunen, welche ein Interesse daran hatten, sich in den Besitz entsprechend organisierter Handelslehranstalten zur Heranbildung von Hilfskräften des Kaufmannsstandes zu setzen. Daß es gelungen ist, dieses Interesse wachzurufen, beweist die Tatsache, daß gegenwärtig die meisten größeren Städte, aber selbst kleinere, mittlere Orte sich einer derartigen, in der Regel mustergültig eingerichteten kommerziellen Lehranstalt erfreuen. Auch die kaufmännischen Vereine, insbesondere jener in Wien, haben bei dieser Reorganisation verständnisvoll mitgewirkt. Mit Recht hat die Regierung in den Erläuterungen zum Staatsvoranschlage für das Jahr 1905 diese Kategorie von Schulen als solche bezeichnet, welche für den kleineren und mittleren Handelsstand von eminenter „Wichtigkeit" sei. Um so bedauerlicher ist es, daß diese hoffnungsvollen Schöpfungen nicht unbeirrt durch äußere Strömungen geblieben sind, und sich frei und ungehindert zu jenen kraftvollen und segensreichen Institutionen zu entwickeln vermögen, welche durch ihre Zahl, aber auch durch ihre zielbewußte, einheitliche Leistung einen wichtigen, sonst nicht leicht zu ersetzenden Faktor in der fachlichen Erziehung des Kaufmannsstandes zu bilden bestimmt wären.

Ähnliche, nur noch verworrenere Zustände, wie die beschriebenen, fanden sich in jener Epoche auch bei der dritten Gruppe kommerzieller Anstalten, bei den „kaufmännischen Fortbildungsschulen" vor. Hier herrschte ein wahrhaft chaotischer Zustand, der eine Änderung unbedingt erheischte, zumal es sich da um Schulen handelte, welche für die schon in der kaufmännischen Praxis stehenden Lehrlinge des Kaufmannsstandes bestimmt sein sollten, deren fachliche Unterweisung sogar gesetzlich normiert war. Für diese fehlte es an einer ausreichenden Zahl von Schulen und an jeder einheitlichen Grundlage, so daß in dieser Richtung so gut wie alles neu geschaffen werden mußte. Selbstverständlich mußte es aber bei dieser Schulkategorie, wie auch bei den früher erörterten Schulorganismen, vermieden werden, in das Extrem zu verfallen und eine schablonenmäßige Behandlung der Sache walten zu lassen; vielmehr war es ihre Aufgabe, innerhalb des allgemeinen Rahmens den speziellen, lokalen Anforderungen Rechnung zu tragen, was namentlich durch die Einfügung von „Spezialkursen" ermöglicht werden konnte. Nicht der tote Buchstabe, das Leben und seine wandelnde Gestaltung sollen das letzte Wort bei so bedeutungsvollen Fragen der Fachbildung haben. Daher wurde bei jeder Schulgründung oder

Schulreorganisation der stete Kontakt mit den Kreisen der Interessenten gesucht und das Terrain in jedem konkreten Fall, mochte es sich um eine großangelegte Anstalt oder um eine bescheidene fachliche Schule einer kleineren Landstadt handeln, einer sorgfältigen Untersuchung und Beurteilung unterzogen. Nur dadurch konnte man hoffen, das bleibend Gute zu schaffen und es zur vollen Reife zu bringen.

Die Beantwortung der Frage, inwieweit dies der Verwaltung gelungen ist, sowie der weiteren Frage, welche Mittel und Wege von ihr empfohlen und eingeschlagen worden sind, um zu dem der Reform gesteckten Ziele zu gelangen, liegt nicht in der Absicht dieser Darlegungen; sie wird vielleicht an anderer Stelle von berufener Seite einmal erörtert werden. Hier sei nur zur Orientierung über die Entwicklung und Gestaltung dieser Reform auf den interessanten Bericht des Zentralinspektors, Hofrates Dr. Zehden, „Zur Geschichte des kommerziellen Bildungswesens in Österreich von 1848—1898" (Supplement zum „Zentralblatt für den gewerblichen Unterricht", Bd. XVI, Heft 1—3) und auf die großangelegte, anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers vom Vereine der Lehrkräfte an österreichischen Handelslehranstalten herausgegebene „Denkschrift über die Entwicklung des österreichischen Handelsschulwesens" (Wien, 1899, bei A. Hölder), sowie auf die seitherigen Enunziationen der Unterrichtsverwaltung auf Handelsschultagen, Kongressen und bei ähnlichen Anlässen hingewiesen. Nur zwei Stellen aus der erwähnten „Denkschrift" wollen wir beifügen, da es die Lehrerschaft selbst ist, welche ihr Urteil darin zum ersten Male zum Ausdruck gebracht hat. Sie konstatiert, daß dieses Gebiet des Spezialunterrichtes sich „noch in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre kaleidoskopisch repräsentiert habe" und „daß es eine überaus schwere Aufgabe war, in dieses Gebiet eine Gleichartigkeit und Planmäßigkeit zu bringen" und sie schließt den allgemeinen Teil mit den Worten: „Mit Stolz und patriotischem Hochgefühl können wir die Tatsache begrüßen, daß unser Vaterland auf dem Gebiete des kommerziellen Bildungswesens unter allen Kulturländern eine der hervorragendsten Stellen einnimmt, und daß manche Einrichtung, die auf österreichischem Boden erblüht war, nun in das Ausland verpflanzt wurde." In dieser Zustimmung der Sachkreise liegt wohl die beste Beruhigung, daß die Verwaltung bei ihrer reorganisierenden Tätigkeit keinen Griff ins Leere gewagt hat.

Wenn man aber auch den allseitig erreichten Fortschritt zugeben mag, so kann man sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß auch der gegenwärtige Zustand nur eine Etappe zu einem höher gesteckten Ziele bildet. Man wird daher auf der Hut sein müssen, nicht wieder in den Fehler der zurückliegenden Epoche zu verfallen und durch eine in den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht begründete, einseitige Verschiebung der einzelnen Gruppen der Gesamtorganisation diese selbst zu gefährden. Daß diese Besorgnis nicht aus der Luft gegriffen ist, ergibt sich aber aus einem Vergleich der Gruppierung der kommerziellen Tagesschulen, welche in der obersten Gruppe in den letzten Jahren eine ganz unverhältnismäßige Zunahme in der Gründung von Handelsakademien, zumeist auf Kosten guter Handelslehr-

anstalten der unteren Kategorie, aufweist. Statt acht bis zehn musterhaft ausgestatteter, alle Richtungen und Bedürfnisse des Handels beachtender und fördernder großer Institute, ist die Zahl der Handelsakademien in Österreich gegenwärtig auf 22 angewachsen, obgleich es die Unterrichtsverwaltung in jedem einzelnen Fall an Warnungen, Abmahnungen und auch an hochgespannten Forderungen nicht hat fehlen lassen. Leider kann man bei diesen Neugründungen nicht einmal behaupten, daß der Feind des Guten das Bessere sei, denn es ist, wie alle Einsichtsvollen sich sagen, das Schlechtere. Dieser Luxus an höheren Handelslehranstalten wird sich in absehbarer Zeit bitter rächen und das Lehrgeld nicht lohnen, das dafür gebracht werden mußte.

Jedenfalls ist durch eine solche Hypertrophie an Handelsakademien dem Kaufmannsstande schlecht gedient; sie wird sich auch durch die weitere Entwicklung als eine Absurdität erweisen. Die Erklärung dieser bedauerlichen Erscheinung ist wohl in erster Linie in dem auch sonst auf dem Unterrichtsgebiet wahrnehmbaren Streben autonomer Verwaltungen zu suchen, aus lokalpatriotischen Gründen, zuweilen im tiefsten Grunde aus Rivalität zur Nachbargemeinde, sich um jeden Preis in den Besitz möglichst vieler höherer Bildungsstätten zu setzen; ferner in der schon geschilderten Rückwirkung der gegenwärtig noch in Geltung stehenden Wehrverfassung. Auch bei diesem Anlasse tritt ja deutlich der folgenschwere Gegensatz zwischen der Auffassung in der Erziehung und Bildung der Bevölkerung in solchen Staaten, welche bei der Einrichtung ihrer Unterrichtsinstitutionen die Aufgaben des praktischen Lebens in die vorderste Reihe stellen und sie dementsprechend gestalten, zu unseren, größtenteils noch aus der Rüstkammer der Vergangenheit stammenden Anschauungen zutage. Wer wohl bei der schließlichen Auseinandersetzung das Feld behaupten wird? Man sollte meinen, daß keiner, der sich mit dem großen Problem unserer Zeit unter dem Gesichtspunkt der Weltwirtschaft und der Sozialpolitik einigermaßen vertraut gemacht hat, am wenigsten aber der weiterblickende Kaufmann und der Industrielle, darüber im unklaren sein könnte.

Zum hundertsten Geburtstage Anastasius Grüns.

Mit ungedruckten Briefen und einem Jugendgedichte Grüns.

Von Anton Schlossar.

Im Juli 1887 hat man im schönen Stadtparke der Landeshauptstadt Graz „dem Dichter Anastasius Grün, dem Staatsmann Anton Alexander Grafen von Auersperg“ ein Denkmal gesetzt und unter zahlreicher Beteiligung aller Kreise der Bevölkerung wurde damals die sprechend ähnliche Meisterschöpfung Kundmanns festlich enthüllt.

Das Andenken an den Poeten war zu jener Zeit freilich schon etwas zurückgedrängt durch die Erfolge, welche ein Jahrzehnt vor seinem 1876 erfolgten Tode das rede-

gewandte Herrenhausmitglied Graf Auersperg aufzuweisen hatte. Nicht alle, welchen diese Erfolge noch frisch im Gedächtnisse geblieben, mochten das poetische Schaffen Anastasius Grüns genau kennen, aber wohl allen war der gewaltige Eindruck gegenwärtig, den eine Reihe der berühmtesten Reden Auerspergs im Herrenhause auf freiheitlich gesinnte Herzen im Reiche ausgeübt hat. Namentlich jene glänzende Rede am 20. März 1868, in welcher der Dichtergraf anläßlich der Debatte über das Ehegesetz so mannhaft und begeistert gegen das Konkordat auftrat und infolge welcher bei der Abstimmung die Majorität des Herrenhauses der von Auersperg verteidigten Ansicht beitrat. Es war dies jene für das Staatsleben Österreichs so berühmte Abstimmung, zu welcher sich der kränkliche, leidende Grillparzer in die Sitzung tragen ließ, um seine Stimme im Sinne Auerspergs abzugeben. Allen waren noch die Huldigungen in Erinnerung, welche am Abende des 21. März 1868 dem gefeierten Staatsmann und Dichter der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" vor seiner Wiener Wohnung in der Kärntnerstraße von der begeisterten Volksmenge bereitet wurden, und die Ovationen, welche ihm aus allen Teilen des Reiches darauf zu teil geworden.

Es sind nun gerade hundert Jahre verflossen, seit Anton Alexander Graf Auersperg zu Laibach geboren wurde, und es ziemt sich, an so bedeutsamem Zeitpunkt, seiner und dessen zu gedenken, was er nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Dichter uns gewesen. Denn unsere Zeit hält scharfe Sichtung unter den Poeten, selbst unter den einst hochberühmt genannten Geistern vergangener Tage, und mancher, der vor einem halben Jahrhundert als vielbewunderter Geistesheld gepriesen wurde, ist leise und unmerklich, aber doch im Zeitlaufe ununterbrochen in den Hintergrund gedrängt, jawohl nahezu vergessen worden. Aber erfreulicherweise hat sich auch das Gegenteil gezeigt, man hat so manches Talent Jahrzehnte nachher, da es, früher wohl auch vielbewundert, längst bei Seite geschoben erschien, wieder auf den Schild erhoben und die spätere Nachwelt hat es wettgemacht, was die Väter an geistigen Sünden solchen Dichtern gegenüber verschuldet. Gilt dies doch in einem gewissen Grade sogar von unserem größten Österreicher, von Franz Grillparzer, es gilt dies von Adalbert Stifter und anderen. In ähnlicher Weise dürfte auch der Dichter Anastasius Grün seine Auferstehung feiern. Denn, Hand aufs Herz, es haben den „Wiener Spaziergänger", nach Lessings bewußtem Ausspruche, viele „gelobt", doch nicht „gelesen", andere wieder zu lesen versucht und vielleicht lächelnd das Buch bei Seite gelegt, das unsere Großväter entzückt und bewundert gepriesen.

Es wird sich noch in diesem Jahre für Anastasius Grün die Möglichkeit einer dichterischen Auferstehung bieten. Er ist am 12. September 1876 gestorben und in das Jahr 1906 fällt somit die Befreiung seiner Werke von dem Nachdrucksprivilegium. Dadurch aber wird des Poeten Schaffen in allen, selbst in den weitesten Kreisen der neuen Generation bekannt und wohl neu gewürdigt werden. Schon hört man von verschiedenen Ausgaben seiner Werke, die in Vorbereitung sind, und selbst die Verlagshandlung der fünfbändigen von L. A. Frankl besorgten Gesamtausgabe, die seit Jahren vollständig vergriffen war, rüstet sich, eine neue, „billige" Ausgabe von Auerspergs Dichtungen zu veranstalten. Wird er die wahre und echte Auferstehung feiern? Wenn freiheitbegeisterte Sänge, zarte, kunstvolle Liebeslieder und bilderreiche Gedichte, knappgefügte und künstlerisch ausgeführte Balladen noch gewürdigt werden und auf das Gemüt zu wirken im stande sind sicherlich.

Es kann nicht die Absicht dieser Skizze sein, ein Lebensbild des Dichters zu entwerfen, das sich in jeder besseren Literaturgeschichte mehr oder weniger ausführlich, allerdings stets auch mit unausgefüllten Lücken aus mancher Periode findet. Doch möge neben den wichtigsten Lebensdaten einiges Neue, bisher Unbekannte hier seine Stelle finden. Der am 11. April 1806 zu Laibach im Hause des Deutschen Ordens Geborene entstammte jenem uralten, weitverzweigten Adelsgeschlechte, dessen Angehörige sich Jahrhunderte hindurch namentlich in den verschiedenen Kriegsläuften der Türkenzeit hervorragend betätigten und vieler Gnadenbezeugungen ihrer Landesfürsten teilhaftig wurden. Schon 1818 verlor Anton Auersperg seinen Vater, nachdem er im Theresianum zu Wien und in der k. k. Ingenieurakademie eine gewisse Ausbildung erlangt hatte. Die weiteren Studien betrieb er in Klinkowströms Erziehungsanstalt zu Wien und setzte sie in den damals sogenannten „philosophischen Jahrgängen" in der Residenzstadt fort. Von 1826 an widmete er sich der Rechtswissenschaft an der Universität in Wien, mit Ausnahme zweier Jahrgänge in Graz. Schon in jener Periode erscheinen Dichtungen von ihm in verschiedenen österreichischen Zeitschriften, in der „Theaterzeitung", in der bestbekannten „Wiener Zeitschrift", in Hormayrs „Archiv", in dessen „Taschenbuch" und in manchen anderen der damals üblichen Taschenbücher. Hofrat v. Hormayr, der bekannte, einflußreiche Reichshistoriograph, hatte besonderes Interesse für den sichtlich Begabten gefaßt und die Wahl manches historischen Stoffes, den Auersperg poetisch bearbeitete, ist dem Ratschlage des älteren Historiographen und Redakteurs des historischen „Archivs" zu verdanken. Bevor die poetischen Richtungen, welche der junge Graf einschlug, eingehender angedeutet werden, sei noch das Bemerkenswerteste aus seinem weiteren Leben erwähnt. Nach verschiedenen Reisen, deren erste 1830 dem jungen Mann in Stuttgart die Bekanntschaft seines von ihm so hoch verehrten Uhland vermittelte, trat er 1831 die ihm erblich zugefallene Herrschaft zu Thurn am Hart in Krain an. Sein vieljähriger Aufenthalt und sein Wirken daselbst machte dieses Schloß berühmt. Von dort aus unternahm er Reisen (1835) nach Italien, öfter nach Nord- und Süddeutschland (1837 und 1838), nach Frankreich, Belgien und England. Von seinen Badereisen ist besonders der Besuch Helgolands zumal in den Jahren 1854 und 1855 erwähnenswert, da er auch Veranlassung zu dem prächtigen Sonettenzyklus „Aus Helgoland" gegeben, den der Dichter später veröffentlichte. Häufig begab sich Auersperg auch nach Wien, wo er im Kreise der poetischen Freunde gern längere Zeit zubrachte, auch besuchte er öfter Graz. Dort lernte er seine spätere Gemahlin Marie, die Tochter des Landeshauptmanns der Steiermark, Grafen v. Attems, kennen und lieben, mit der er sich am 11. Juli 1839 vermählte.

Aber schon früher hatte Graf Auersperg im eigenen Heimatslande seine Neigung einer jungen Gräfin geschenkt, welche ihm deren allzufrüher Tod entriß. Es ist dies jene junge Dame, welcher des Poeten erste Gedichtsammlung: „Blätter der Liebe" (Stuttgart, 1830) gedenkt, und zwar in der „Zweite Liebe" betitelten Gruppe jener Sammlung. Denn die unter „Erste Liebe" zusammengefaßten Gedichte des Büchleins reichen wohl weit in die Jünglingszeit des gräflichen Dichters zurück. Schon dieses erste Liebesverhältnis scheint der Tod der Geliebten zerrissen zu haben. Und auch der „zweiten Liebe" war ein gleiches trauriges Ende beschieden. Diese zweite Neigung wandte nämlich Auersperg der Tochter Emilie seines Verwandten Niklas Grafen v. Auersperg im Schlosse Mokritz zu, an welche die erwähnten Gedichte gerichtet sind. Komtesse Emilie starb im 21. Lebens-

jahre am 25. November 1838 nach fünftägigem Krankenlager und wurde in der Familiengruft zu Mokritz beigesetzt. Wohl schon manches Jahr früher ist das nachstehende (bisher ungedruckte) Gedicht des Poeten entstanden, welcher in dem nahen Mokritz häufig zu Besuch erschien. Da es am Schlusse die Worte: „An Emmy nebst 100.000 Küssen" beigefügt enthält, waltet kein Zweifel, wer in diesen nachstehenden Versen gemeint ist:

Die Nachtigall.

Die Sonne sinkt im gold'nen Süden (!)
Und Gräfin Emmy blickt ins Tal,
So vieles Lernen muß zuletzt ermüden,
Madame Lafitte, geh'n wir zum Gartensaal.

Wie ungern sonst die gute Gouvernante
Auch mit dem Fräulein sich ergeht,
Sie trotzt der Gicht, die sie ins Zimmer bannte,
Weil, ach, ihr Blick so sehnlich fleht.

Und Hut und Tuch wird schnell hervorgezogen,
Und Emmy geht vergnügt voraus,
Der Pfad zieht sich durch manchen grünen Bogen,
Und hell vergoldet glänzt Mokritzens Haus.

Auf weichen Sitzen läßt Madame sich nieder,
Ach viel zu früh für Emmys Glut,
Doch bald empfinden auch die jungen Glieder
Wie köstlich sich's im Grünen ruht.

Denn horch, ganz nah aus grünenden Gebüschen
Klingt Philomelens Zauberschlag,
Welch Klagen, Seufzen, Schmachten, Gurgeln, Zischen
Begleitet scheidend noch den Tag.

Ha, welche Seligkeit in Emmys Zügen,
Selbst die Madame wird gänzlich Ohr,
Denn als nun schnell die Zaubertöne schwiegen,
Da ruft sie: »Commencez encore«!

Freilich zeigen diese offenbar rasch improvisierten unreifen Verse keineswegs den künftigen formgewandten Dichter, sie dürften aber zugleich als eines seiner ältesten Jugendgedichte hier von biographischem Interesse sein.

Ob Graf Auersperg auch noch in den letzten Jahren vor seiner Vermählung sich zu Gräfin Emmy so sehr hingezogen fühlte wie in den früheren jugendlichen Tagen, ist wohl zu bezweifeln, tatsächlich geht aus einer reichen Zahl von mir vorliegenden Briefen an seine Gattin Marie hervor, daß er seine junge Frau vergötterte. Wenn er vom Schlosse Thurn am Hart abwesend war, schrieb er ihr fast täglich in den zärtlichsten Ausdrücken und ebenso, wenn die Gemahlin bei ihren Eltern in Graz oder sonst abwesend war.

Hatte Graf Auersperg — bald darauf unter dem Dichternamen Anastasius Grün in allen deutschen Landen zu hoher Bedeutung gelangt — in den Vierzigerjahren zumeist auf seinem Schlosse still den Musen gehuldigt, freilich auch mit den scharfen politischen

Strophen der „Spaziergänge", und hatte er das Erträgnis der ihm gehörigen Herrschaft durch zweckmäßige landwirtschaftliche Gebarung zu einem höchst einträglichen gestaltet, so sollte auch die Zeit kommen, in der er persönlich auf dem Gebiete der Politik im öffentlichen Leben hervortrat. Zunächst vorübergehend in den Märztagen des Jahres 1848. Der ihm innig befreundete Bauernfeld erzählt, wie der damals in Wien weilende Auersperg mit ihm in der Hofburg zu Wien die Forderungen des Volkes betonte und nach der Bewilligung der Konstitution sofort nach Graz eilte, wohin er als erster noch vor der offiziellen Bekanntmachung am 16. März die Kunde von dem großen Ereignisse brachte. Auf dem Gebiete der Poesie war Anastasius Grün seitdem nur wenig mehr tätig, es trat der Politiker Graf Auersperg etwa ein Jahrzehnt später auf den Plan. Im Jahre 1861 in den verstärkten Reichsrat berufen und bald darauf zum Herrenhausmitgliede ernannt, zeigte sich Auersperg immer mehr als gewandter Redner und wahrer Vertreter des deutschösterreichischen freiheitlichen Gedankens und bekämpfte alle Elemente, welche diesem Gedanken entgegentraten mit mannhaften Worten. In jeder Richtung rechtfertigte er aber dabei auch das Vertrauen seines Monarchen, der ihm am 12. März 1863 schon die Geheimratswürde verliehen hatte. Daß man aber im letzten Jahrzehnt seines Lebens über der ruhmvollen parlamentarischen Tätigkeit Auerspergs auch des Dichters nicht vergessen hatte, erwies die Jubelfeier seines 70. Geburtstages im April 1876, bei der er durch Ehrenbezeugungen und Ovationen, die ihm ganz Österreich darbrachte, buchstäblich beinahe erdrückt wurde. Als Gatte war ihm 1858 noch die Freude zu teil geworden, daß ihm in seinem Sohne Theodor ein Stammhalter geboren wurde. Der Schmerz des Verlustes dieses geliebten Sohnes, der im jugendlichen Alter 1881 starb, ist dem Vater erspart geblieben, denn in demselben Jahre 1876, welches ihm so schöne Jubeltage im Frühjahre gebracht, starb Auersperg-Anastasius Grün zu Graz am 12. September.

Unter den literarischen Freunden, welche mit Anastasius Grün in engeren Verkehr getreten sind, mögen namentlich genannt sein Eduard v. Bauernfeld und der unglückliche Nikolaus Lenau, ferner Josef Freiherr v. Hammer-Purgstall, J. G. Seidl, Castelli, Karl v. Holtei und der Steiermärker C. G. v. Leitner. Mit ihnen und vielen anderen hatte er schon während seines ständigen und später gelegentlichen Wiener Aufenthaltes vielfach in dem für das österreichische Literaturleben des Vormärz so bemerkenswerten „silbernen" Kaffeehause Neumanns verkehrt und dabei manche treubewahrte Freundschaft fürs Leben geschlossen. Bauernfeld war im Sommer des Jahres 1836 Auerspergs Reisegefährte durch einen Teil von Deutschland. Damals lernte er in Weimar Ottilie v. Goethe kennen, welche bei der allgemeinen Begeisterung, die dem Dichter der „Spaziergänge" zu jener Zeit in ganz Deutschland entgegengebracht wurde, ihn selbst in einem schwungvollen Gedichte feierte. Besonders hingezogen fühlte sich wie sein Freund Lenau auch Auersperg zu dem gemütvollen Kreise der schwäbischen Dichter, dem er ja schon einige Jahre zuvor in Stuttgart persönlich näher getreten. Namentlich war es neben dem von ihm als Vorbild bewunderten Uhland Gustav Schwab, mit dem er in reger schriftlicher Verbindung bis zu Schwabs Tode verblieb. An Schwab, den Redakteur des in poetischen Kreisen so maßgebenden „Morgenblattes", hatte er öfter neu entstandene Poesien für dieses geschickt und sich stets freimütige Beurteilung derselben erbeten, welche dem gräflichen Dichter und Freunde gern zu teil wurde. Bald darauf waren von Auersperg die zwei ersten

poetischen Bücher „Blätter der Liebe“ und „Der letzte Ritter“ an Schwab gesendet worden, welche er bereits unter dem Namen Anastasius Grün herausgegeben hatte. Diesen Decknamen, den er schon für die Beiträge im „Morgenblatt“ angenommen, bevorzugte er jetzt stets und als ihm Schwab, befremdet über die seltsame Namenswahl, seine Bedenken kundgegeben, schrieb er an ihn (28. November 1829): „Nur muß ich Sie um eines bitten, nämlich um Pardon für den ehrlichen Anastasius. Ich habe nicht ganz absichtslos den halb ernsten, halb spaßigen Namen gewählt; brechen Sie nicht den Stab über den Anastasius, so lange wir noch einen deutschen Dichter haben, der Hühnerwadl* heißt! Ich denke nur: sind die Sachen gut, so werden sie auch den Namen zu Ehren bringen: sind sie aber schlecht, so hole der Teufel die schlechten Sachen mit samt dem schlechten Namen.“

Auerspergs herzliche Zuneigung zu den schwäbischen Dichtern erstreckte sich auf ihren ganzen Kreis und auch mit anderen Persönlichkeiten Württembergs, welche eine geistig hervorragende Rolle spielten, war er in freundschaftliche Beziehungen getreten. So namentlich auch mit dem politischen Schriftsteller und Tübinger Abgeordneten Paul Pfizer, dem Bruder des Dichters Gustav Pfizer, welchem er noch später seine Verehrung durch die Widmung der eigenartigen satirischen, epischen Dichtung „Nibelungen im Frack“, 1843, bezeugte. Das Buch sandte er damals auch an den stets so hoch gehaltenen Uhland nach Tübingen und der (ungedruckte) Begleitbrief dieser Sendung möge hier seine Stelle finden.

„Euer Wohlgeboren! Was soll ich diesem Büchlein, das ich an Sie, verehrter deutscher Mann und geliebter Meister, abgehen lasse, mitgeben als die Wiederholung meiner wärmsten Verehrung und Bewunderung, meiner unwandelbaren Anhänglichkeit und Dankbarkeit! Sie, der selbst so vieles Unverdiente erfahren mußte, werden durch ein leichtsinnig in die Welt geschleudertes, in allen seinen Teilen erlogenes Zeitungsnotizlein über meine Person, das eben so schnell ein leichtsinniges Echo in Reim und Prosa gefunden, gewiß nicht — das ist meine erhebende Überzeugung — an mir irre geworden sein; Sie werden für mein längeres Stillschweigen gewiß einen anderen Schlüssel zu finden wissen, als die triviale Denuntiationssucht literarischer Klatschweiber gefunden zu haben meint; Sie werden mit Ihrem scharfen Blicke in dem mitfolgenden Gedichte, trotz seiner losen und lockern Schale den Kern eines ernsten Strebens wiedererkennen, dem Sie einst Ihre freundlich wohlwollende Teilnahme zugewendet haben, die mir mein guter Stern auch fortan erhalten möge. — Mit der Bitte, Sie wollen mich Ihrer verehrten Gemahlin zu gütiger Erinnerung empfehlen, verharre ich mit unbegrenzter Hochachtung und wärmster Anhänglichkeit

Euer Wohlgeboren treu ergebener
A. Auersperg.

Thurn am Hart in Krain, 10. Juli 1843.“

Dieses Schreiben ist auch deshalb sehr bezeichnend, weil es jenes albernen Gerüchtes gedenkt, das in verschiedenen Zeitungen verbreitet wurde, Graf Auersperg habe sich um den Kammerherrnschlüssel beworben. Hatten ihm die radikalen, demokratischen poetischen

* Der Schweizer Gottlieb Hünerwadel (geb. 1771, gest. 1848) veröffentlichte namentlich Gedichte in dem Taschenbuche „Alpenrosen“ von 1811 an.

Kreise schon seine Vermählung mit der Tochter des Grafen v. Attems früher verübelt, so bot ihnen diese irrige Mitteilung Gelegenheit, gegen den vermeintlich nicht mehr volkstümlich freisinnigen „Wiener Spaziergänger" Anastasius Grün aufs heftigste aufzutreten. So hat Georg Herwegh seinen „Gedichten eines Lebendigen" bitterböse Strophen unter dem Titel „Anastasius Grün" einverleibt, in denen die Stelle vorkam: „Du willst nicht mehr so frei sein frei zu sein" und auch der Heirat Auerspergs mißbilligend gedacht. Hoffmann v. Fallersleben hatte in gleicher Weise ein kürzeres Gedicht gegen Anastasius Grün veröffentlicht, worin er ihm den „güldnen Schlüssel" vorwarf. An der ganzen Kammerherrngeschichte war natürlich kein wahres Wort. Als Auersperg viel später, im Jahre 1861, Herwegh in Wien persönlich kennen lernte und ihn herzlich begrüßte, sagte er beim Abschied mit einem warmen Händedruck: „Sie haben einmal ein Gedicht gegen mich losgelassen — 's ist gut, daß es nicht wahr ist."

Es ließen sich manche solcher bezeichnenden Züge aus Grüns Leben erzählen. Jedenfalls zeigte die Verbreitung solcher und ähnlicher Mitteilungen über den Freiheitsdichter, als welcher er ja seit dem Erscheinen der „Spaziergänge" hervorgetreten war, und zwar mit Gefahr, die seiner eigenen Person drohte, daß man es damals noch immer nicht fassen konnte, wie der Nachkomme eines alten Adelsgeschlechtes wirklich derartige Strophen seiner Regierung, ja seinem Monarchen selbst zurufen konnte. Damit komme ich auf Anastasius Grüns poetisches Schaffen, welchem nachfolgend eine knappe Besprechung gewidmet sei, um den Dichter in seinen verschiedenen Phasen auch der heutigen Generation vorzuführen.

Wenn man Anastasius Grün als Lyriker nur nach seiner ersten hier schon angeführten Sammlung: „Lieder der Liebe", die 1830 in Stuttgart erschienen ist, beurteilen wollte, man könnte wohl das Schicksal dieses Büchleins, welches rasch vergessen wurde und keinen bemerkenswerten literarischen Eindruck hervorbrachte, kaum beklagen. Immerhin sind in dem kleinen Buche einige Perlen Grünscher Lyrik enthalten, welche freilich unter dem vielen Unreifen übersehen wurden. So findet sich darin das so überaus zu Herzen sprechende Stimmungsbild: „Ich hab' eine alte Muhme", das schöne, später öfter vertonte Liebeslied: „Die Brücke" und manches andere, das später der Dichter in die strenger gesichtete Sammlung seiner „Gedichte" hinübergenommen. Aber schon folgte diesem Erstlingsbüchlein der Romanzenkranz „Der letzte Ritter" auf dem Fuße. Auersperg hatte nach Hormayrs, des Freundes, Rate, eingehende historische Studien betrieben und diese schließlich in der Persönlichkeit des ritterlichen Kaisers Maximilian vereinigt.

Ohne gerade eine geschlossene Komposition zu besitzen, weist uns „Der letzte Ritter" in glänzenden Nibelungenstrophen ein Zeitbild, wie es kaum ein Dichter bisher geschaffen, in dem zunächst die edle Gestalt des Titelhelden in den Vordergrund tritt. Einzelne der Romanzen, wie z. B. „Die Reiherbaize", „Die Martinswand" u. a. gehören zu den prächtigsten Schöpfungen der deutschen epischen Poesie in Österreich und über Maxens Gestalt, als die eines echten Romantikers, verbreitet die ganze Dichtung einen glänzenden Schimmer. Daß es schon hier nicht an einigen verdeckten Ausfällen gegen die bösen Zustände in der österreichischen Heimat fehlt, sei nur nebenbei bemerkt. Aber selbst der Zuruf des sterbenden Max an Karl V.:

> Dich rufen andre Kämpfe, die Schwerter rosten ein,
> Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geist wird Kämpfer sein!

die Erinnerung an Luther und manche von dem Zensor wohl unverstandene Stelle hinderten es nicht, daß dem letzten Ritter die „Ehre" zu teil wurde, in den von Metternich begründeten „Jahrbüchern der Literatur" (1832) durch den feinsinnigen Michael Enk sehr günstig und empfehlend besprochen zu werden.

Das wäre nun allerdings nicht der Fall gewesen, wenn man es geahnt hätte, daß derselbe Dichter der Verfasser der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" sei. Diese sind ohne Angabe eines Verfassers 1831 bei Hoffmann & Campe in Hamburg erschienen und das schmächtige Buch rief einen wahren Sturm hervor. In den formvollendeten Versen, aber mit unwiderstehlicher Wucht teilte hier zum erstenmal ein Dichter Hiebe gegen das ganze verrottete österreichische Regierungssystem aus, wie sie bisher unerhört waren. Die „Spaziergänge" sind eine Anklage von der ersten bis zur letzten Strophe, aber eine Anklage in so trefflicher poetischer Form und mit so wahrhaft patriotischer Begeisterung verfaßt, daß sie keiner andern der späteren politischen Dichtungen zur Seite gestellt werden können. „Ludwig Uhland", dem verehrten, sind diese Dichtungen gewidmet und das Zitat aus Uhlands Gedichte: „Auf! gewalt'ges Österreich! — Vorwärts! tu's den andern gleich! — Vorwärts!" erweist die edle Tendenz dieser dithyrambischen Poesien. Begreiflicherweise wurden sie, in denen Metternich sogar porträtähnlich vorgeführt wurde,* zunächst verboten und dem unbekannten Verfasser von der Polizei aufs eifrigste nachgespürt. Auersperg hütete sich, die Anonymität zu lüften, trotz seines zu jener Zeit ganz besonders privilegierten Standes als „Graf" wäre ihm das teuer zu stehen gekommen. Dies ging so weit, daß der Verfasser der verpehmten Dichtungen selbst den besten literarischen Freunden gegenüber seine Urheberschaft rund ableugnete. So schrieb er damals an den ihm schon lange befreundeten J. Gabr. Seidl einen launigen gereimten Brief, worin die Stelle vorkommt: „Spaziergäng' eines wien'rischen Poeten" — Kenn' ich wohl manche, teilend den Genuß — Sowohl zu Wagen, als — und meist — zu Fuß — Jedoch ein Buch des Namens kenn' ich nicht, — Ein solches aber meint wohl Eu'r Bericht? — Nach dem, was Ihr mir sprecht von dessen Wesen — Bin ich begierig selber es zu lesen; — Drum bitt' ich, habt Ihr, deß ein Exemplar — Leiht mir's auf ein'ge wen'ge Tage dar." Selbst da man als Verfasser Anastasius Grün nannte, wußte die Polizei noch immer nicht, daß Grün und Auersperg eins seien. Man riet auf Grillparzer, Zedlitz und andere, während der wirkliche Verfasser in Thurn am Hart, in Wien oder Graz weilte, ohne mit dem Strafgericht in Berührung zu kommen. Noch im Jahre 1847 kam der Dichter und Freund Auerspergs, K. G. v. Leitner, mit ihm zu Graz in der Buchhandlung zusammen. Leitner hatte aus den poetischen Eigenheiten der „Spaziergänge" den Verfasser längst erraten. Als aber damals der Buchhändler die Frage stellte: Wer denn der Verfasser dieses Aufsehen erregenden Buches sein möge, meinte Leitner, Auersperg bedeutsam anblickend: „Wenn ich dessen Autor wäre, so würde ich es niemandem, selbst nicht meinem besten Freunde, kund tun." Erst später lüftete, und auch da nur für die intimsten Kreise, Auersperg seine Anonymität.

War in den „Spaziergängen" des Dichters Unmut über die politischen Verhältnisse seines Heimatreiches, über die Unterdrückung der Gedankenfreiheit, die Zensur, das Pfaffen-

* Salonszene: Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt. — —
Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt ihm stets ums Angesicht.

wesen, das Renegatentum und alle beschämenden Zustände des vormärzlichen Österreich* zum poetischen Ausdruck gekommen, so nahm der Poet in dem 1835 erschienenen „Schutt" einen ähnlichen, aber weiterblickenden Standpunkt ein. Prächtige Bilder rollt A. Grün hier vor dem Auge auf, fast in jedem derselben aber auch düsterer Verhältnisse gedenkend, welche den Geist der Freiheit niederdrücken. So in dem visionenhaften Gedichte von dem eingekerkerten Dichter in „Der Turm am Strande", in der poetischen Klage über das öde Leben der Mönche in „Eine Fensterscheibe", in den „Fünf Ostern", worin er den auf die Erde gekommenen Herrn Betrachtungen über Jerusalem in fünf verschiedenen Zeitaltern anstellen läßt bis in die Zeit, da man zuletzt auf Golgatha „längst vor Rosen das Kreuz nicht mehr sieht". Im „Cincinnatus" stellt der Dichter die alte untergegangene Welt, von den Trümmern Pompejis ausgehend, der neuen Welt Amerika gegenüber. Der „Schutt" ist eine durch gewaltige Bilder ausgeschmückte glänzende Verherrlichung freiheitlicher Gedanken. Es dürfte die Beziehung auf Amerika darin die damalige Absicht Auerspergs darlegen, wonach er im Jahre 1835, wie sein Freund Lenau in einem Schreiben mitteilt, in die neue Welt übersiedeln wollte. „Auersperg sagte mir," schreibt Lenau an Emilie v. Reinbeck, „er sei bereit, wenn ich mit ihm ziehen wolle, seine Güter zu verkaufen und nach Amerika zu gehen." Offenbar war A. Grün damals der polizeilichen Hetzereien und der Zensurplackereien herzlich müde. Allerdings hat, wie bekannt, Lenau einige Jahre früher seine Fahrt nach Amerika unternommen, nach der Rückkehr aber eine neue nicht wieder angetreten.

Was an späteren Dichtungen Anastasius Grüns noch vorliegt, hat nicht mehr die gleiche Bedeutung wie die „Spaziergänge" und der „Schutt", wenn auch noch immer poetischen Wert. Die „Nibelungen im Frack" (1843) sind ein Capriccio, welches die musikalischen Schrullen des Herzogs Moritz Wilhelm v. Merseburg in komisch-satirischer Weise (mit manchen verblümten Rechtfertigungen des Dichters betreffend seine eigene Gesinnung) im Nibelungenversmaß schildert. Der „Pfaff vom Kahlenberg" (1850) bringt Herzog Otto den Fröhlichen in Beziehung zu dem Bauerndichter Nithart und zu dem an Possen reichen Pfaffen Wigand und bietet zahlreiche Verherrlichungen der schönen Lande Österreichs in oft begeisterten Versen, schildert namentlich auch volkstümliche Verhältnisse trefflich, ist aber kein eigentliches Epos.

Der „Gedichte" Anastasius Grüns ist jedoch nochmals zu gedenken. Er hat eine stattliche Sammlung derselben 1837 herausgegeben, die wenig mit den einstigen „Liedern der Liebe" gemein haben und kurz nach des Dichters Tode, von diesem noch besorgt, erschien die Nachlese „In der Veranda". Bis 1893 sind von den „Gedichten" 18 Auflagen erschienen, von denen jene bis 1876 stets Besserungen und Änderungen erfahren haben. Aus diesen Sammlungen wird erst der Reichtum, die Mannigfaltigkeit und Schönheit von Grüns lyrischen Dichtungen und von jenen auf dem Gebiete der Ballade und erzählenden Poesie kund. Die prächtigen Naturbilder an der Adria, aus Italien und aus den heimischen Alpen weisen uns den schwungvollen Liedersänger, ebenso wie die erzählenden Stücke: „Das Wiegenfest zu Gent", „Der alte Komödiant", „Der Grenzsoldat", „Botenart" und viele andere, welche den besten Schöpfungen neuerer Poesie beizuzählen sind. Was für Anastasius Grün die Dichtung bedeutete und wie innig mit ihr sein Gefühlsleben ver-

* Die späteren Auflagen waren durch eine Zahl von nicht minder poetisch kraftvollen Stücken vermehrt.

knüpft war, erweist der für alle Zeiten als Verherrlichung des Poetentums unvergängliche „Letzte Dichter". Eine schöne Ergänzung von Grüns früherem dichterischen Schaffen bilden die Gedichte „In der Veranda", unter denen neben den zahlreichen Bildern „Aus Helgoland", den wehmütigen Sonetten an seinen der Nacht des Wahnsinns verfallenen Freund Lenau, neben den kräftigen, noch bis 1848 zurückreichenden „Zeitklängen" und politischen Gedichten und Sprüchen auch die plastischen erzählenden längeren Gedichte „Prinz Eugenius" und „Der Tambour von Ulm" sich befinden. Nirgends macht sich hier eine Abnahme der poetischen Gestaltungskraft bemerkbar.

Von 1850 bis 1864 hat Anastasius Grün nur noch die schon viel früher vortrefflich übertragenen „Volkslieder aus Krain" mit einer überaus schätzenswerten Einleitung herausgegeben, sowie eine Bearbeitung der alten englischen Volksballaden über „Robin Hood". Der Bearbeiter der Abenteuer dieser teils als Held- teils als Raubgeselle auftretenden volkstümlichen Gestalt hatte dabei oft Gelegenheit, des „lustigen grünen Waldes" zu gedenken, in dem sich Hood die Heimstätte geschaffen hat. Pietätvoll unternahm es auch Auersperg, den Nachlaß seines unglücklichen Freundes Lenau herauszugeben und für eine Gesamtausgabe von dessen Dichtungen eine wertvolle biographische Skizze abzufassen. Letztere bietet namentlich auch infolge der vielen intimen, persönlichen Beziehungen der Freunde zueinander ein an Einzelheiten reiches Lebensbild.

Selbst in einer Skizze wie die vorliegende, ist das innige Verhältnis nicht zu übergehen, in welchem Auersperg zu seiner Frau stand, welches selbst durch das bittere Gefühl, daß ihm erst 1859 ein Sohn geboren wurde, nicht getrübt wurde. Aus einer großen Zahl ungedruckter Briefe von 1840 bis 1859 an seine Gemahlin wähle ich nur zur Charakteristik einige Bruchstücke aus, welche nachweisen, mit welcher Liebe der Dichter an seiner Gattin hing. Als diese im Juni 1841 bei den Eltern in Graz weilte, schrieb er von Thurn am Hart am 1. Juni 1841:

„Meine liebe, angebetete Marie! Ich habe zwar erst vor einigen Stunden einen Brief an Dich befördert, da aber morgen früh der Kutscher zurück nach Feistritz geht, kann ich ihn unmöglich fortlassen, ohne ihm ein Briefchen an Dich mitzugeben, denn ich will keine Gelegenheit versäumen, Dir, mein Engel, von mir Nachricht zu geben. Du hast mich in Graz so liebreich examiniert, daß ich auch aus der Ferne Dir über mein Tun und Lassen Rechenschaft zu geben mich schuldig glaube. Der Bericht über den heutigen Nachmittag ist kurz abgetan, wenn ich Dich versichere, daß mich die Sehnsucht nach Dir, die Wehmut über unsere Trennung in tiefer Melancholie festhielt. — Ich habe Dich bei unserem Abschiede zu trösten versucht, aber wie trostbedürftig bin ich jetzt selbst, ich komme mir, wenn ich so herumschleiche, einsam und allein, fast wie verwaist vor; ich begreife kaum, wie ich ein ähnliches Leben früher einmal führen konnte, doch ich hatte ja Dich nicht, ich kannte Dich nicht so, wie ich Dich jetzt kenne. — — —

Tausend, Millionen Küsse von Deinem Alten."

Zwei folgende Briefe an die Gemahlin bieten auch einige Mitteilungen über Lenau und dürften daher besondere Beachtung verdienen. Der erste ist von Stuttgart, 13. August 1845, datiert und lautet:

„Innigstgeliebtes, teures Maritscherl! Dieser Brief geht wahrscheinlich mit derselben Post von hier ab, mit welcher ich meine Rückreise antrete, doch dürfte er früher zu

Dir kommen als ich selbst, da ich mich schon der nötigen Ruhe halber einen Tag in München aufzuhalten gedenke. Ich habe es nämlich so gehalten, daß ich eine Nacht hindurch schlief und dann die nächste Nacht reiste und so fort abwechselnd. Alle Nächte in Eilwagen zuzubringen, wäre mir wohl etwas zu fatiguant geworden. — Heute vormittags war ich bei dem armen Lenau in Winnenthal, zweieinhalb Stunden von hier entfernt. Ich fand seinen Geist zerrüttet in größerem Maße als ich vermutete, sein Körperliches aber gedeihend, was sein Arzt für ein gutes Zeichen hält, obschon andere Ärzte der gegenteiligen Meinung sind. Jedenfalls habe ich mit Beruhigung und wahrhafter Rührung mich überzeugen können, daß mein Besuch ihm ein sehr willkommener war und gewiß eine wohltätige Wirkung auf ihn üben wird. — Meine hiesigen Freunde, Schwab an der Spitze, haben mich sehr freundlich und liebevoll empfangen und dadurch die Sehnsucht, die ich nach ihnen trug, aufs angenehmste für mich gerechtfertigt. Es sind liebe, gescheite, herzliche, treffliche Leute, diese guten Schwaben!

Millionenmal Dich umarmend, ewig in zärtlicher Liebe

Dein treuer Alter."

Der zweite Brief ist aus Franzensbad, wo Auersperg wie an jedem Orte, wo er etwas entfernt von der Gattin weilte, nicht unterließ, wenigstens jeden zweiten Tag ihr zu schreiben. Dieses Schreiben, vom 27. Juni 1847 datiert, sei hier mit Übergehung von weniger Wichtigem mitgeteilt:

„Meine innigstgeliebte, teure Marie! Deinen lieben Brief vom Dienstag habe ich vorgestern und die Schachtel mit dem plattierten Deckel gestern erhalten. Da es mir leid tut, die Schachtel, welche von Deinen Händen berührt und geheiligt ist, wegzugeben, so sende ich sie Dir mit der heutigen Post wieder zurück. — — Hier ist ein königlich sächsischer Gardeleutnant Müller, welcher Dich vor zwei Jahren in Karlsbad gesehen haben will. Sonst habe ich noch einige Bekanntschaften gemacht. — Ich habe vergessen, Dir zu erzählen, daß ich in Gesellschaft Dessauers am zweiten Tage meines Wiener Sejours den armen Lenau wieder besuchte. Ich fand ihn diesmal viel besser als Tags zuvor; seine Stimmung war sehr heiter und gab sich in vielem Lachen kund, bisweilen wurde dieses wohl etwas konvulsivischer Natur. Dabei hat sich etwas Komisches zugetragen. Um ihn von der Aufregung, in die ihn Dessauers Musik versetzt hatte, wieder zu beschwichtigen, gaben wir ihm Papier und Bleistift mit der Aufforderung, etwas darauf zu zeichnen oder zu schreiben. Er kritzelte anfangs nur halbe Worte, endlich machte er mein Porträt, natürlich nicht ganz ähnlich. Wir baten ihn dann, er möge Madame Görgen, die eben zugegen war und die er sehr liebt, zeichnen. Die alte Frau, fast geschmeichelt, setzte sich ganz verständig in Positur, da sprach er während des Zeichnens: ‚Ja, das ist das Ideal weiblicher Schönheit', aber nach einer Pause fügte er hinzu: ‚Aber der Pudel ist noch viel schöner!' — Nun habe ich ein Weilchen mit Dir geschwatzt, mein lieber guter Engel, und muß nun schließen. — Apropos, mein Maritscherl, lasse keine weißen Seiten auf Deinen Briefen wie bei den letzten. Mir tut es weh, so ein Blatt unbenützt zu sehen, auf welchem süße Worte von Dir stehen könnten.

Mit Millionen Küssen und den zärtlichsten Umarmungen ewig Dein treuer

Alter."

Daß dem Ehepaar so lange kein Kindersegen beschieden war, machte dem zärtlichen Gatten großen Kummer und viele seiner Badereisen und der Bäderbesuche seiner Gattin sind darauf zurückzuführen. Er pflegte dann meistens am Schlusse des Schreibens an diese auch die Buchstaben beizufügen: G. s. d. B., das heißt, Gott segne das Bad. Erst im Jahre 1859, wie erwähnt, wurde ihm der Sohn Theodor geboren, in dem er seinen künftigen Erben kräftig aufwachsen sah. Leider hat dieser blühende Jüngling mit 23 Jahren, am 4. Mai 1881, durch einen Sturz mit dem Pferde sein Leben beendet, fünf Jahre nach dem Tode des Grafen Anton Auersperg selbst.

Auch die Mutter, Gräfin Marie, war vor dem traurigen Ende des jungen Mannes aus der Welt geschieden. Sie hatte noch in Thurn am Hart, wo beide Gatten so viel des Glückes genossen, jenes hochragende Mausoleum errichten lassen, in dessen oberem Kapellenraum die Büste des edlen Dichters sich befindet. In der Gruft selbst ruht Anastasius Grün-Auersperg zwischen den Särgen, welche die irdischen Reste seiner Gattin und seines Sohnes einschließen.

Erinnerungen eines ehemaligen k. mexikanischen Majors.

Von Karl Baron Desque.

I.

Am 21. Februar 1867 hatte Kaiser Max an der Spitze von 2000 mexikanischen Soldaten die Hauptstadt verlassen, um sich zur Nordarmee zu begeben, die sich unter Miramons und Mejias Führung mit den Hauptkräften des Feindes, mit wechselndem Glück schlug und einer baldigen Verstärkung dringend bedurfte. Die einzigen Europäer des kaiserlichen Gefolges waren Leibarzt Dr. Basch, ein Kammerdiener und ein Koch; außerdem 1 Eskadron des Palatinal-Husarenregiments, 30 Mann stark, je zur Hälfte Ungarn und Mexikaner.

Es muß des Kaisers Absicht gewesen sein, auch uns, das 18. Infanterieregiment, Kommandant Oberstleutnant Baron Hammerstein (230 Österreicher und das Offizierskorps dem österreichischen Freiwilligenkorps entstammend) und das ganze Husarenregiment, Kommandant Oberstleutnant Graf Khevenhüller (etwa 300 Ungarn und Böhmen, das Offizierskorps wie beim 18. Infanterieregiment) mitzunehmen, denn in der Nacht vom 20. auf den 21. erhielten sämtliche fremde Truppen Order, um 5 Uhr früh zum Abmarsch bereit zu sein. Es ist mir eine unvergeßliche Szene, wie wir Offiziere der beiden genannten Regimenter im Hofe des „Palacio imperial" vom Kaiser Abschied nahmen. Inständigst baten wir ihn, uns mitzunehmen; war uns doch so schwer zu Mute, als ob wir ihn nicht wiedersehen würden. Auch der Kaiser war sichtlich erregt; er mochte das Wagnis wohl fühlen, von seinen Landsleuten zu scheiden und sich nunmehr vollkommen in die Hände der Mexikaner zu geben, auf deren Treue er nach den gemachten Erfahrungen nicht vertrauensvoll bauen durfte. Wie ein Mephisto schritt General Marquez an seiner Seite und sprach leise in ihn hinein; der Kaiser wandte sich ein letztes Mal zu uns, dankte mit tiefbewegter zitternder Stimme für unsere Anhänglichkeit, versprach

uns bald nachkommen zu lassen, einstweilen möchten wir fleißig unsere Mexikaner einexerzieren und das Regiment bald auf den vollen Kriegsstand bringen. (Das 18. Infanterieregiment sollte durch Mexikaner auf 1000 Mann ergänzt werden, doch Neid und Scheelsucht der mexikanischen Behörden, die in uns immer einen bevorzugten Körper sahen, verhinderten, daß wir jemals zu dieser Stärke kamen und trotz mehrfach geäußerter Wünsche und Befehle des Kaisers überstieg unser Präsenzstand niemals 400 Mann). Mit diesem kaiserlichen Bescheide trennten wir uns; noch einmal erscholl das Kommando: »Presenten armas!« die Hornisten schmetterten den österreichischen Generalmarsch, die Husarenmusik spielte die österreichische Volkshymne und die gesenkten Fahnen begrüßten zum letztenmal den scheidenden Kaiser.

Die Abreise des Kaisers war so geheimnisvoll eingeleitet und plötzlich ausgeführt worden, daß die Bevölkerung der Hauptstadt erst aus dem Tags darauf ausgegebenen „Boletin del Imperio“ von dem Ereignis Kenntnis erhielt; gleichzeitig meldete dieses Blatt einen Sieg des Kaisers über den Dissidentenchef Fragosa am Nachmittag des Ausmarschtages nach Queretaro.

Das Kommando der Stadt übernahm der Divisionsgeneral Ramiro Tavera, ein ehrlicher, tüchtiger Mann, aber ohne verläßliche Umgebung. Die zurückgelassene Garnison bestand aus etwa 3000 Mann, eingeteilt in eine Unmasse von Bataillonen, die alle einen Sollstand von 800 Mann hatten, deren keines aber 100 Mann effektiv erreichte. Der größte Teil der mexikanischen Soldaten gehörte dem Auswurf der Bevölkerung Mexikos an, denn es war ganz gebräuchlich, Räuber, Mörder u. dgl. nach ausgestandener Strafe aus dem Gefängnisse direkt in die Kasernen zu schicken und sie dort irgend einem Truppenkörper zuzuweisen.

Ein Gesetz vom Sommer 1866 hatte die sogenannte „Leva“, die Zwangswerbung wieder eingeführt. Dieser Maßregel hatten zur Zeit der Bürgerkriege schon viele mexikanische Armeen ihre Entstehung zu danken. Vom Kaiser wurde wohl prinzipiell die Zwangswerbung verworfen und dagegen ein sehr schön ausgearbeitetes „Wehrsystem“ sanktioniert, das jedoch stets toter Buchstabe blieb, da sich kein wehrpflichtiger Mexikaner jemals freiwillig zum Waffendienst stellte und an eine Kontrolle bei der Ausgedehntheit des Reiches, der spärlichen Bevölkerung und der Korruption der Behörden nicht zu denken war. Deshalb mußte der Kaiser, als die Franzosen das Land räumten und statt ihrer eine kaiserlich mexikanische Armee ihn verteidigen sollte das Gesetz der „Leva“ erlassen, demzufolge jeder beschäftigungslose Mexikaner durch die zu diesem Zweck ausgehenden Patrouillen eingebracht und zum Waffendienst gezwungen werden konnte. Allabendlich durchzogen solche Patrouillen die Straßen und hielten oft wahre Jagden auf die unglücklichen Besucher der „Pulquerias“ (Schenken, in welchen das mexikanische Nationalgetränk Pulque: „El vino de los Indios“ verkauft wurde) ab, die sich natürlich schleunigst durch die Flucht zu retten suchten. Das bot denn oft ein peinliches Schauspiel und doch, wie die Verhältnisse standen, mußte man die Notwendigkeit der Maßregel anerkennen. Gutgekleidete Mexikaner wurden selten eingebracht oder konnten sich durch Bestechung an geeignetem Orte bald loskaufen. Daß von den Zwangssoldaten an sich nicht viel zu erwarten war, ist begreiflich, namentlich angesichts der Behandlung, die der unglückliche Rekrut von seinen Landsleuten zu erdulden hatte. Die zu den fremden Regimentern eingeteilten Mexikaner hielten sich größtenteils sehr brav, was wohl hauptsächlich der anständigeren Behandlung zu danken war. Überhaupt

läßt sich aus dem Mexikaner, bei einiger Hebung seines gänzlich geschwundenen Ehrgefühls und Selbstvertrauens, ein sehr brauchbarer Soldat machen.

Da der Feind, freilich nur in kleinen Partien, bis nahe vor die Garitas (Zollschranken) Mexikos streifte, so wurden sehr häufig unter Kommando des Generals und Prefeto politico des Distrikts Mexiko, des berüchtigten O'Horan, Expeditionen unter Entfaltung allen militärischen Pomps unternommen. Doch glichen diese Expeditionen militärischen Promenaden, da der Feind regelmäßig vor unserer Ankunft seine zeitweiligen Quartiere: Tacubaya, Mexicalcingo, Tacuba ɪc. geräumt hatte. Es kam dann höchstens zu kleinen „Tiroteos“ (Plänkeleien), wobei von unserer Seite Manöver und Machtentfaltungen vorkamen, die einem oft nur wenige Mann starken Feind gegenüber geradezu lächerlich erscheinen mußten. Als belehrende Feldübungen hätten ja diese „Ausfälle“ immerhin gelten und nützlich sein können, wenn nur nicht die hohe mexikanische Generalität jede derlei Unternehmung zu ebensoviel „Siegen“ aufgebauscht hätte! So wurde am 20. März eine Rekognoszierung nach Tacubaya, eineinhalb Leguas von Mexiko, als Sommeraufenthalt der wohlhabenden Familien der Hauptstadt beliebt, mit 2000 Mann und zwei gezogenen Batterien unternommen, da der Feind, wie uns gesagt wurde, sich mit starker Macht in Tacubaya verschanze.

Die „starke“ Macht reduzierte sich schließlich auf einen Trupp von etwa 30 feindlichen Reitern, die beim Einrücken unserer Avantgarde natürlich schleunigst davonjagten. Nichtsdestoweniger wurde außerhalb Tacubayas auf einem gegen den Feind zu abfallenden Plateau eine Gefechtsaufstellung genommen, aus welcher die zwei gezogenen Sechspfünderbatterien eine volle Stunde hindurch eine gegenüberliegende Hazienda, hinter der sich ab und zu ein und der andere Reiter sehen ließen und einige weidende Schafherden, mit ihren Geschoßen überschütteten. Zum Schlusse wurde noch ein allgemeiner Frontalangriff gegen den unsichtbaren Feind ausgeführt und sonach vom mexikanischen Generalstab, der von den erzielten Erfolgen sehr befriedigt schien, der Heimmarsch anbefohlen. Am nächsten Tag feierten sämtliche Zeitungen der Hauptstadt den glänzenden Erfolg des gestrigen Tages und den „Sieger“ von Tacubaya!

Unter solchem Mummenschanz gingen Februar und März hin und das „Boletin del Imperio“ brachte von Zeit zu Zeit Siegesberichte aus Queretaro.

Am 23. März nachts erhielten sämtliche kampffähige Truppen Befehl, sich für 5 Uhr morgens zum Ausmarsche aus Mexiko bereit zu halten. Wir dachten natürlich, man habe wieder eine kleine militärische Promenade vor, doch zirkulierten Gerüchte, der Kaiser sei mit einigen tausend Mann von Queretaro im Anzuge und wir hätten ihm den Weg freizuhalten. Wirklich schlugen wir die Straße von Queretaro ein und stießen gegen Mittag mit 2000 kaiserlichen Reitern, den Regimentern „De la Frontera“ und „Quiroga“ zusammen, die jedoch nicht vom Kaiser, sondern von Marquez geführt wurden. Dieser hatte sich mit seinen Reitern durch den Queretaro zernierenden Feind geschlagen und sollte dem Kaiser Verstärkungen, Munition und Geld von Mexiko nach Queretaro bringen. Ein von Marquez selbst gezeichnetes Dekret des nächsten Tages, führte uns in ihm den „Lugar teniente del Imperio“ (Statthalter) vor und konzentrierte in seiner Hand jedwede legislatorische und diktatorische Gewalt.

Wie wir leider zu spät, erst nach des unglücklichen Kaisers Tod, erfuhren, hatte Marquez den strikten Auftrag, alle disponiblen Truppen und Geschütze, dann auch Vorräte

und Geld zusammenzuraffen und allsogleich dem Kaiser zuzuführen; es muß also schon damals die Situation in Queretaro, ohne Hilfe von außen, ganz unhaltbar befunden worden sein und mag der Kaiser mit ebensolcher Sehnsucht auf Entsatz durch uns gehofft haben, als wir während der Belagerung der Hauptstadt auf Hilfe von Queretaro geharrt hatten. Damals wäre es noch leicht gelungen, die Vereinigung mit dem Kaiser zu bewerkstelligen und gewiß hätten wir Österreicher alles darangesetzt, das teure Leben des geliebten Fürsten zu verteidigen und zu retten, wenn auch die durch uns gewonnene Verstärkung seines Heeres nicht hingereicht haben würde, ihm den Thron zu erhalten. Das waren Erwägungen, die uns erst viel später zum Bewußtsein kamen, Marquez mußte schon damals die Situation vollkommen erkannt haben.

Der feindliche General Porfirio Diaz belagerte die Stadt Puebla de los Angeles seit Mitte Februar und so sehr brav die aus ganz jungen Soldaten bestehende mexikanische Besatzung sich verteidigte, so war doch vorauszusehen, daß ihr Widerstand der großen Übermacht des Feindes gegenüber, nicht lange mehr anhalten werde. Marquez beschloß daher, gegen die Instruktionen des Kaisers, zuerst den Entsatz Pueblas zu unternehmen. In wenigen Tagen waren unsere Abteilungen durchschnittlich um das Doppelte verstärkt, mit guten Waffen versehen, neu gekleidet, auch Geld war eingetrieben, kurz, mit aller Energie dem Gelingen der Expedition vorgearbeitet.

Am 29. März hielt Marquez auf der Esplanade der Citadelle (dem Arsenal) Revue über 2000 Mann Infanterie, 2000 Reiter und 30, teils bespannte, teils auf Maultieren zu tragende Geschütze, eine Truppenmacht in einer Ausrüstung, wie Mexikaner sie noch nicht gesehen hatten. Am 30. März, morgens 7 Uhr, erfolgte der Abmarsch; eine unabsehbare Menge von Karren, teils mit Munition für Puebla, teils mit dem riesigen, im Felde überaus unpraktischen Kochgeschirre der mexikanischen Abteilungen bepackt, schloß sich der Kolonne an, die eine gute Legua Länge hatte.

So wohl und energisch die Expedition eingeleitet worden war, ebenso kopflos und fehlerhaft wurde sie durchgeführt. Man durfte annehmen, daß Marquez gute Kundschafter und von diesen erfahren hatte, daß wirklich die ganze feindliche Hauptmacht vor Puebla konzentriert sei, daß er also nicht zu fürchten brauchte, in den schwierigen Defilépassagen von Rio frio und Puente de Texmelucan aufgehalten zu werden. Man rechnet für die 50 Leguas von Mexiko nach Puebla vier gute Tagmärsche wir sollten sonach am 3. April vor Puebla stehen, wo eine Schlacht für uns nicht ungünstig sein konnte, da wir gleichzeitig durch einen Ausfall der Besatzung unterstützt worden wären. Wir hörten später durch Porfirio Diaz selber, daß er eine Schlacht unter den Kanonen Pueblas nicht angenommen, die Belagerung vielmehr bei Erscheinen des Marquezschen Entsatzkorps sofort aufgehoben hätte.

Doch Marquez ließ sich durch allerlei Bedenken irreleiten und schlug den Weg nördlich um die Seen herum ein, der, um 15 Leguas länger als der andere, gar keine Vorteile bietet, im Gegenteile, durch ein höchst unfruchtbares, vom Feinde ausgeplündertes Land führt, so daß die Truppen mit größter Not zu kämpfen hatten.

Am 3. April erreichten wir die Hazienda Guadalupe, drei Tagmärsche von Puebla, wo Rast gemacht wurde. Am 5. abends bezogen wir Biwak bei Hacienda San Diego el Notario, am nächsten Tage sollte über Huamantla nach Puebla marschiert werden. Die Kolonne hatte sich schon sorglos in Bewegung gesetzt, als in unserem Rücken

feindliche Kavallerie, etwa 2000 Mann stark, erschien. Ein Gefecht entspann sich, das vom Feinde augenscheinlich hinhaltend geführt wurde, um zur Heranziehung anderer Truppen Zeit zu gewinnen. Nach zweistündigem Geplänkel und nachdem der Feind vorläufig in den Bergen verschwunden war, wurde derselbe Weg zurück eingeschlagen, den wir am Tage vorher gekommen waren. Jetzt erst erfuhren wir, daß Puebla am 3. April, also an eben demselben Tage gefallen war, an dem wir auf dem direkten Wege zu seinem Entsatze hätten eintreffen müssen.

So war denn, dank dem Mangel an Kombinationsfähigkeit und der Zaghaftigkeit seitens Marquez, die Expedition vollkommen mißglückt und wir mußten nur sehen, noch beizeiten die Hauptstadt zu erreichen, ehe Porfirio Diaz seine vor Puebla freigewordene Macht uns in den Weg gelegt haben würde. Am selben Abende entwickelte sich eine feindliche Kavalleriemasse von etwa 3000 Mann in der Ebene von Atochaco, einer kleinen Hazienda, bei der wir unser Nachtlager aufschlagen sollten. Gleichzeitig zogen sich vom Gebirge starke Infanteriekolonnen in die Ebene herab.

Das brave Palatinal-Husarenregiment (400 Mann, etwa 300 Österreicher und 100 Mexikaner), geführt von seinem Kommandanten, Oberstleutnant Grafen Khevenhüller, entwickelte sich im Feuer der 3000 feindlichen Reiter, die durchaus mit Rifles (Hinterladern) bewaffnet waren und ging im Trab und Galopp zur Attacke vor. Der Feind gab Decharge auf Decharge ab, schoß aber sehr schlecht und erwartete die Annäherung bis auf 50 Schritte, aber auf das brüllende „Hurra" der Unsrigen brach sein Mut und wie auf Kommando wendete er zu wildester Flucht. Die Unsrigen mit hochgeschwungenem Pallasch hinterdrein und es erfolgte nun ein schreckliches Gemetzel, dem nur die Nähe des Gebirges Einhalt tat.

Unsere mexikanische Kavallerie, welche den Husaren als Reserve im Schritt gefolgt war, beteiligte sich an dem Gefechte gar nicht, obgleich eine durchgreifende Verfolgung den Feind gänzlich zersprengt hätte, da sich das Hauptquartier des Porfirio Diaz eben etablierte und zu dessen Schutz gewiß noch nichts geschehen war.

Diese glänzende Attacke, ausgeführt von 400 gegen 3000, bildet eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte dieses tapferen Regimentes. Lustig war der Anblick der rückkehrenden Husaren: jeder Mann hatte eine erbeutete Lanze mit roten, schwarzen oder grünen Fähnlein; sie wurden von sämtlichen Truppen, sowohl Österreichern als Mexikanern, mit donnerndem: »Viven los Colorados« (so benannt nach ihren roten Uniformen) begrüßt.

Am 8. erreichten wir die Hazienda San Lorenzo, die uns schon am Vormarsche eine Nacht beherbergt hatte. Auf der großen Ebene vor dieser Hazienda hatte sich Porfirio Diaz, der uns auf dem Fuße folgte und uns hier sogar schon zuvorgekommen war, aufgestellt, um uns die Passage zu verwehren. Doch leisteten seine Truppen wenig Widerstand und es machte unsere Kavallerie 135 Gefangene, die sofort in die verschiedenen Infanteriekörper eingeteilt wurden.

Die Verblendung Marquez' in diesen Tagen war unglaublich. Daß uns Porfirio Diaz den Weg zu verlegen suchen würde und wir ihm daher durchaus einen Vorsprung abgewinnen mußten, war zweifellos. Ob es uns, angesichts der großen Überlegenheit der feindlichen Streitkräfte, gelingen würde, die Passage nach Mexiko zu erzwingen, war sehr fraglich, wenn es Porfirio Diaz gelang, sich in den Defilés bei Otumba, zwei Tagmärsch vor Mexiko, vor uns festzusetzen.

Trotzdem Marquez diese Bedenken selber aufstoßen mußten und er überdies von mehreren höheren Offizieren darauf aufmerksam gemacht wurde, den Marsch zu beschleunigen, damit wir die gefährlichen Defilés in den Rücken bekämen, bestand er auf seiner schneckenhaften Langsamkeit und hielt es für angezeigt, das Biwak in San Lorenzo zu beziehen, obgleich es erst 5 Uhr war und wir angesichts der vollkommen marschtüchtigen Verfassung der Truppen eine andere Hazienda um 10 Uhr noch erreichen konnten, die als Nachtquartier besser getaugt hätte.

Hazienda San Lorenzo liegt zur Verteidigung sehr ungünstig, da sich ihr eine Hügelkette bis auf 2500 Schritt nähert, die zu besetzen versäumt wurde.

Porfirio Diaz bezog sein Nachtlager auf 3000 Schritt uns gegenüber und hatte die Vorposten auf 1500 Schritt vorgeschoben. Marquez befahl in Gefechtslinie zu lagern, die Infanterie als rechter Flügel und Zentrum, mit Anlehnung an die umfangreichen Wirtschaftsgebäude der Hazienda, die Kavallerie in Kolonnen am linken Flügel, alles in strengster Bereitschaft. Die Geschütze standen in erster Linie, teilweise durch Erdaufwürfe gedeckt. Marquez ging von der Voraussetzung aus, Porfirio Diaz würde uns des Nachts angreifen und mit blutigem Kopfe zurückgeschlagen werden.

Wir mußten die ganze Nacht Brustwehren aus großen Lehmziegeln errichten, die unsere Front gegen nächtliche Überraschung schützen sollten. Die Nacht war in höchstem Grade unfreundlich und kalt, der Regen strömte ohne Unterlaß und so lagen oder standen wir bald in einem förmlichen Kotsee, was die Annehmlichkeiten des Biwaks nicht vermehrte. Eine kleine erwärmende Beschäftigung durch den Feind wäre jedermann erwünscht gewesen; doch wer nicht kam, war Porfirio Diaz. Dagegen hörte man nach Mitternacht Pferdegetrappel in unserer linken Flanke, wohin die Achtpfünder einige Schüsse sandten, obgleich nichts zu sehen war. Offenbar zog sich die feindliche Kavallerie in unseren Rücken, um uns den Rückzug wirklich unmöglich zu machen.

Beim Tagesgrauen, am 9., bemerkten wir eine bedeutende Veränderung der feindlichen Stellung; diese war um 1000 Schritt vorgeschoben und gute Geschützplacierungen zeigten sich in ihr angebracht. Die Feinde hatten ihr Geschütz des Nachts von Puebla bekommen und begannen mit der „Diana" (Tagreveille) die Beschießung unseres Lagers. Noch wäre es möglich gewesen abzuziehen, denn offenbar war nur die Kavallerie in unseren Rücken gesendet worden; doch Marquez war und blieb taub gegen alle Ratschläge, selbst die Hügelkette in unserer rechten Flanke wurde nicht besetzt, obgleich von den fremden Offizieren wiederholt auf die Wichtigkeit dieser Disposition aufmerksam gemacht worden war. Um 2 Uhr nachmittags hatte denn auch der Feind diese Position besetzt und begann uns aus den in Puebla gefundenen österreichischen Gebirgsgeschützen sogleich zu beschießen. Wir verloren an diesem Tage etwa 50 Mann an Toten und Verwundeten, ganz nutzlos, auch ging bei diesem zwecklosen, untätigen Stehen im feindlichen Geschützfeuer schon damals bei den mexikanischen Regimentern die Disziplin verloren.

Endlich wurde es Marquez klar, daß etwas beschlossen werden müsse, indem es Porfirio Diaz gar nicht einfiel, uns eine Schlacht zu bieten, er vielmehr fortfahren würde, uns mit seinem Geschützfeuer zu belästigen, und, bis der letzte Ochse verzehrt war, wir dann doch genötigt gewesen wären, sei es, uns durchzuschlagen, sei es, schimpflich zu kapitulieren.

In allen seinen Kombinationen irregegangen, mochte sich Marquez wohl nicht mehr recht auf seine Feldherrngröße verlassen und berief abends sämtliche Kommandanten der

Regimenter zu einem Kriegsrate, worin eine Rekognoszierung der Rückzugslinie durch das Husarenregiment (Österreicher) und die Gendarmeria-Imperial (Franzosen) beschlossen wurde.

Die Straße nach Mexiko windet sich eine halbe Legua hinter San Lorenzo durch ein zerklüftetes, steiniges und von zahlreichen Barancas durchfurchtes Gebirge und ist durch Abreißen der Überbrückungen für eine Kolonne, die gleich der unsrigen über 100 schlecht bespannte Fuhrwerke und einige 20 Geschütze mitführte, leicht vollkommen ungangbar zu machen. Schon bald hinter San Lorenzo führte die Chaussee über eine steinerne, eine tiefe Baranca übersetzende Brücke, hinter welcher die Lagerfeuer des Feindes sichtbar waren.

Daß das feindliche Hauptquartier im Laufe des Abends auf unsere Rückzugslinie verlegt worden war, wurde durch Spione gemeldet, wir konnten uns also auf eine gründliche Zerstörung der Kommunikationen gefaßt machen.

Die 1. Eskadron des Husarenregimentes, Rittmeister Baron Kulmer, bildete die Avantgarde der Rekognoszierungskolonne; ihr hatten sich Major Maschek und Oberst Graf Wickenburg, Kommandant der Gendarmeria-Imperial, angeschlossen.

In größtmöglicher Stille gelangten sie an die Brücke, hinter welcher eine feindliche Feldwache stand. Mit »Quien vive?« (Wer da?) angerufen, antworten sie: »Viva la libertad!« Dem feindlichen Posten erschien trotzdem die Annäherung von unserer Seite verdächtig und er wiederholte sein »Quien vive?«, worauf sich unser kleiner Haufe mit „Hurra!" auf die Brücke stürzt. Im Dunkel der Nacht war es natürlich entgangen, daß diese abgebrochen war und alles stürzt kopfüber in die Baranca.

Da der nachfolgenden Kolonne nicht gelang, einen Übergang ober- oder unterhalb zu finden, kam sie, nachdem sie vergeblich auf die Rückkehr wenigstens einzelner der verschwundenen Avantgarde gewartet hatte, mit der trostlosen Nachricht zurück, daß die Passierung der Straße unmöglich sei, oder doch bestenfalls nur bei Tage, mit Zurücklassen sämtlichen Fuhrwerkes ausführbar sein dürfte.

Nun fielen Marquez, leider zu spät, die Schuppen von den Augen, der Feind hatte uns den einzigen, für Geschütz praktikabeln Rückweg abgeschnitten, wie es schien, vollkommen eingeschlossen und wie in einer Falle gefangen. Jetzt sollten die Kommandanten der fremden Regimenter raten und helfen! Eingebrachte Bewohner der Hazienda behaupteten einen Weg zu kennen, der direkt, ohne Berührung der Hauptstraße, nach Mexiko führe; doch wurde dieser im weiteren Zuge für Fuhrwerke unpraktikabel. Es stand zu befürchten, daß auch dieser Ausweg schon vom Feinde verlegt sei und seine Forcierung, einer starken feindlichen Übermacht gegenüber, uns nur schwer gelingen möchte. Dennoch wurde dahin, als der einzig möglichen Rettung aus unserer Klemme, entschieden und strengste Bereitschaft der Truppen anbefohlen.

In trüber, ernster Stimmung verbrachten wir die paar uns gegönnten nächtlichen Stunden. An ein Geschütz gelehnt, starrte ich in die dunkle Leere vor uns und dachte, bei einem Lagerfeuer im Moraste hingestreckt, was der kommende Tag uns bringen werde.

Von Kampfesfreudigkeit und Siegeszuversicht leider keine Spur!

Woher hätten auch diese edlen Gefühle kommen sollen? Den Glauben an unseren Führer Marquez hatten wir infolge seiner Kopf- und Ratlosigkeit verloren, und durch die Haltung der mexikanischen Abteilungen, bei welchen sich Anzeichen von Unlust und

Disziplinlosigkeit bemerkbar machten, begann unser Vertrauen in die Treue der eigenen Waffengenossen zu schwinden.

Gewiß war auch unsere Lage an und für sich verzweifelt genug und wären nicht von seiten des Feindes auch große Fehler begangen worden, die Ereignisse des kommenden Tages hätten noch vernichtender sein können; doch auch so haben sie unsere bangen Ahnungen gerechtfertigt. (Schluß folgt.)

Der Feind.

(Nach Charles Baudelaire.)

Von Richard Schaukal.

Nur manchmal riß die rote Sonne Scharten
Ins Wetterdunkel meiner Jugendzeiten:
Die Blitze töteten im Donnergleiten
Fast alle Frucht in meinem Sommergarten.

Nun kam der Herbst und brachte stille Lüfte.
So will ich mit der Harke, mit dem Spaten
Verebnen, was mir Sturm und Regen taten:
Denn Löcher starren schwarz wie Klüfte, Grüfte.

Wer sagt mir aber, ob nach hartem Mühen
Auf diesem kahlen Grund noch Blumen blühen,
Ob nicht ihr Keim auf ewig schon versargt!

Die harte Zeit verzehrt die besten Kräfte,
Und unser Herz gibt opfernd seine Säfte
Langsam dem Feinde, der an uns erstarkt.

Mozart und Wagner in der Hofoper.

Von Dr. Robert Hirschfeld.

Wenn wir zweifeln und schwanken, so rufen wir die Kritik an. Sie entscheidet und richtet. Ich meine nicht eine Kritik, die sich zur willfährigen Magd desjenigen macht, den sie beurteilen soll und nicht eine Kritik, die sich vor der eigenen Meinung fürchtet oder ihr Urteil in der Angst erstickt. Die Vorgänge in dem Wiener Hofoperntheater fordern zum Glücke keine Kritik heraus. Zweifeln oder schwanken wir etwa, wenn wir das Zerstörungswerk in der Hofoper betrachten? Sind wir unsicher, unentschieden, so daß wir bei der Kritik Rat einholen oder unser eigenes kritisches Gewissen befragen, uns selbst

kritisch gebärden müssen? Nein, der Fall kann ohne jegliche kritische Einmischung erledigt werden, wofern wir nur auf unsere Empfindung vertrauen. Das Gefühl sagt uns, was keine Kritik lehren kann. Aus dem Gefühle wächst die Erkenntnis, daß die Hofoper jetzt das Krankheitsbild nervöser Überspannung zeigt. Um diese Krankheitserscheinung zu verdeutlichen, maße ich mir keinerlei kritische Machtstellung an — ich gebe nur ein Tagebuch der Gefühle.

Man erinnert sich mit Freuden der Zeit, da uns Direktor Mahler entzückende Aufführungen der „Hochzeit des Figaro" und der „Zauberflöte" spendete. Die Herzen schlugen höher. Damals herrschte noch die Musik im Hause. Man nahm dem Propheten die Sonne, dem Wolfram den blinkenden Abendstern, den Nornen das Seil — die Musik sollte aus eigener Kraft die Phantasie befruchten. Seitdem wurden aber die früher vielleicht zu asketischen Grundsätze der Direktion ausgewechselt, Überreizungen zum Prinzip erhoben, die bildenden Künste in kostspieligen Kriegen gegen die Musik geführt. Verschwenderische Ausstattungen sollten die Schwäche eines zerrütteten, zersprengten Ensembles überdecken, das fortdauernd durch die unwürdigsten Gastspiele häßliche Flecken erhielt. Mit Neuerungen und Experimenten ohne Maß und Ziel, so mit der grundlosen Vertiefung des Orchesters, das später doch wieder gehoben werden mußte, vergeudete man Zeit und Geld. Je tiefer die Musik herabgedrückt wurde, desto lockender und üppiger wurde die Pracht der Szene. Aller Sinn für Gleichmaß und Harmonie schien geschwunden. Professor Roller schuf herrliche, aber auch selbstherrliche Bühnenbilder, die nicht mehr in ein inniges Verhältnis zur Musik gesetzt wurden, sondern nur jene „Gemäldesammlungen" des Theaters vermehrten, gegen die schon Ludwig Tieck gewettert hatte. Durch Bilder und Trachten wurde die Schaulust der Menge erregt; mit Leidenschaft gab man sich einem luxuriösen Flitter- und Prunkwesen hin, das den Geist der Werke vielfach unterjochte. Die schrankenlose Prachtliebe, mit tyrannischer Willkür verbunden, erinnert an spätrömische Kultur. Ihr Zeichen ist sinnlose Verschwendung, ein Aufstacheln der Gemüter durch immer neue, sich selbst überbietende Schaustellungen, das Verstumpfen der Empfindung.

Die malerischen Qualitäten Professor Rollers habe ich nicht kritisch zu beurteilen — sie scheinen nicht gering zu sein. In mir lebt und revoltiert aber die untrügliche Empfindung, daß er seine Bilder und Szenen mit dem musikalischen Gehalte der Werke, in denen er die Tyrannis der Leinwand aufrichtet, nicht in Einklang zu bringen vermag. Da Direktor Mahler durch seine Natur dahin geleitet wird, sein Können rücksichtslos über die Großen der Kunst zu stellen, so ist das verhängnisvolle Bündnis dieser beiden Männer zumeist gegen den Geist der Werke gerichtet, dem sie dienen sollten. Mozart, Beethoven oder Wagner — ein jeder hat es zu fühlen. Wohin wir blicken: frevelnde Überhebung. Die Leute, welche von der Stadtbahn, von der Elektrischen, von den Theaterzügen ausgeschüttet werden, laufen in den „Fidelio" und lassen sich verblüffen. Ahnen sie nicht, daß der — für sich gewiß malerisch wirkende — Gefängnishof den Chor der Gefangenen, die als kleine, kaum sichtbare Menschlein an den hohen, finsteren Wänden herumkriechen, grausam vernichtet? Fühlen sie nicht, daß die große Leonoren-Ouverture vor dem Schlußbilde, als Füllstück für die Zeit des Dekorationswechsels eingeschoben, ihre wundervolle Spannung verliert und nur eine Rekapitulation der eben erlebten dramatischen Vorgänge bietet? Fühlt man es nicht, daß der — für sich gewiß malerisch wirkende — weiße, orientalische Märchenpalast im zweiten Aufzuge des „Tristan" mit allen daran

geknüpften szenischen Veränderungen in den ärgsten Widerspruch zu Wagners „Tristan-“ Musik gebracht wurde? Wer auch nur einen Takt von Wagners Musik in sich aufgenommen und im Gemüte verarbeitet hat, kann ein solches Gebilde nicht ersinnen. Bild und Werk streben im zweiten Aufzuge des „Tristan“ jetzt völlig auseinander. Das in Orangefarbe getauchte Schiffszelt des ersten Aufzuges — für sich gewiß malerisch wirkend — ist jetzt so eingerichtet, daß im höchsten Moment der Spannung, beim Erscheinen Tristans, bei der Gipfelung des Heldenmotivs, wo uns gleichsam ein Ausblick auf das ganze Drama eröffnet wird, der Held sich durch einen kleinen Seitenvorhang auf die Bühne zwängt. Wer diese Szene so führt, hat niemals die Gewalt des Heldenmotivs in jenem Augenblicke empfunden. Und gänzlich fremd, stumpf und taub muß man den „Erda“-Klängen Wagners gegenüberstehen, wenn man die Erda, wie jetzt in „Rheingold“, in ganzer Gestalt über die Erdfläche sich heben läßt. Soll der musikalische Charakter dieser Klänge verloren gehen, so verfluchen wir jede „malerische“ Wirkung.

Die Shakespeare-Szene, auch Mozart mag uns manches zu schaffen geben — die Wagnerszene aber ist vom Meister selbst so peinlich genau vorgeschrieben, daß ein Bäckerlehrling, wenn er lesen kann und gar noch Bayreuth besucht haben sollte, die Bilder zu stellen vermag. Man müßte aber nie eine Note aus „Lohengrin“ gehört haben, wenn man es wagt, dem Gralsritter die von Wagner ausdrücklich zuerkannte Silberrüstung, dem Nachen den lichtumwobenen Märchenglanz zu nehmen, den Schwan zu verstecken. Nur Wagnerfeinde können den Schwanenchor einem militärischen Bühnenmanöver zuliebe verderben, den Brautzug in dem Momente, da die Musik am mächtigsten anschwillt, durch ein kleines Türchen drücken und im Brautgemache zu gunsten eines Tones für den Farbenakkord ein Kaminfeuer entzünden, das den Schein erweckt als ob Lohengrin frieren würde. Warum nicht auch eine Reisedecke im ersten Akt? Ich scherze nicht und weise nur auf die Konsequenzen realistischer Szenenführung in einer romantischen Oper. Nun denke man „wirkliche“ Rüstungen, weniger schön als historisch getreu, welche die armen Chorsänger erdrücken, also das Äußerste von Realistik — hinten aber an den Prospekt gelehnt, eine Wand aus Pappe, die eine Baumgruppe vorstellen soll, also wieder die alte Bühnenschablone! Solche Widersprüche, die das ästhetische Gefühl verletzen, trägt jede neue Ausstattung der Hofoper jetzt in sich. Die Herren sehen selbst nicht klar und sind nur darin einig, Empfindungen zu zerstören, die in den Werken der großen Meister leben. Wer Mozartsche Musik in sich aufgenommen und in ihrem wahren Wesen erkannt hat, wird sich hüten, ihr auf der Bühne Bilder mit grauen, eckigen Türmen, die geradlinige Fensteröffnungen zeigen, entgegenzustellen. Das ist Tötung unserer Mozartgefühle. Wir begreifen: die Türme idealisieren oder stilisieren die Szene. Ein solcher Turm ist alles und nichts — die Phantasie soll wählen, bestimmen, ordnen. Der Gedanke dieser szenischen Vereinfachung wäre so übel nicht. Wir wollen uns, so wenig die starren Linien zu Mozart passen, daran gewöhnen. Doch gebe man unseren gequälten Empfindungen wenigstens in der Stetigkeit die ersehnte Ruhe. Die Künstler der Hofoper aber schwanken. Sie stellen in den Prunksaal Don Juans fünf solcher Türme und heben ihn so über Ort und Zeit, ins Reich einer Phantasie, die nur von Türmen träumt. Und vorher, nachher, Eingang, Ausgang, alles unbestimmter Turm. Wir fragen nicht: wohin? woher? Wir leben in der idealen Aufbauung des Raumes. Nur Donna Elvira bezieht ein Hotelzimmer von so erschreckender Realität und Schäbigkeit, daß man sich nicht wundern sollte, wenn sie vor ihrer Arie die

verdächtigen Wände mit einer Kerze absuchen würde. Da fallen wir plötzlich aus allen Himmelstürmen zum Naturalismus der Brahm-Bühne herab. Dürfen Menschen mit gesunden Sinnen sich diesen Schnick-Schnack bieten lassen? Unsere Phantasie hebt leicht und willig den steinernen Gast vom Pferde herab. Muß uns deshalb zugemutet werden, den Gast im steinernen Gewande auch mühsam Stiegen steigen zu sehen?

Die grauen Türme als idealen Rahmen der Szene lassen wir uns gefallen. „Die Entführung aus dem Serail" — wir wissen also: die Türme gelten als Serail. Nur ästhetische Unerfahrenheit oder wunderlicher Eigensinn kann in den Öffnungen dieser grauen Türme nach orientalischer Art geschnitzte Fensterstäbe anbringen. Das realistische Detail zerstört den idealistischen Gedanken und nichts wirkt peinlicher aufs ästhetische Gefühl als Halbheit und Vermischung. Man empfindet diese Türme, die Serail und nicht Serail sein wollen, als eine durchgehende Dissonanz. Mozarts edler, reiner Geist sollte vor solchen läppischen Experimenten doch bewahrt bleiben. Ist es unschön oder unmodern oder unkünstlerisch oder unpraktisch, ein Serail darzustellen, wenn die Szene, die gar nicht wechselt, ein Serail verlangt? Muß man uns, wenn es gilt, Mozart zu feiern, beständig verblüffen und irritieren, indem das Natürliche in Unnatur verkehrt wird? Müssen wir, wenn wir Mozart hören wollen, das Opfer von Schrullen und Neubegierden werden? Ist Laune, die man zum Turm gestaltet und grau anstreicht, wirklich Kunst?

Die „Hochzeit des Figaro" war nach dem „Don Juan" der tollste Tag der Mozart-Feier an der Hofoper. Kommando: Schwenkt euch! Schwenkt ab von Da Ponte! Nach 120 Jahren machte man die Entdeckung, daß wir die Handlung des Mozartschen „Figaro" nicht verstehen. So wurde Beaumarchais auf Da Ponte gestülpt, eine Szene hinzukomponiert. Hatten die Verarbeiter nicht die Empfindung, daß wir doch nur auf dem Wege von Mozart zu Beaumarchais stecken bleiben und ein halber Beaumarchais nicht schöner wirkt als ein ganzer Da Ponte? Diesem aber gab man das Seine nicht. Man stellte die Secco-Rezitative wieder her. Ich habe aber schon vor dem „Don Juan" gezeigt und wiederhole nun auch nach dem „Figaro", daß das unselige, reimlose Poltern und Rutschen auf holperiger deutscher Sprache für das Secco-Rezitativ Da Pontes nicht taugt. Nehmt alles dem Da Ponte — Grazie aber hatte er, und darum fand er seinen Mozart. Man lese das köstliche Original, die zarten Spitzen und Pointen, die aus den Reimen kommen und für die Mozartsche Diktion bestimmend waren.

Susanna: Va là, vecchia pedante,
Dottoressa arrogante.

So geht's fort. Oder die lieblichen Schlußreime:

Cherubin: Leggila ad ogni donna del palazzo!
Susanna: Povero Cherubin, siete voi pazzo!

Oder auch:

Der Graf: Susanna, tu mi sembri agitata e confusa!
Susanna: Signor ... io chiedo scusa!

Und:

Basilio: Frenate vi, vien gente!
Der Graf: E voi restate qui, picciol serpente.

Nichts von alldem im deutschen Texte. Die musikalischen Einschnitte haben ohne die Reimverbindungen keinen Sinn und keinen Reiz. Da ruft man das alte Spinett wieder

zum Leben, aber die Verse Da Pontes werden hochmütig beiseite geschoben. Dafür wurden die geschlossenen Nummern ohne Nötigung zum großen Teil neu übersetzt. Ein paar kleine Striche und Veränderungen hätten der Reinigung des deutschen Textes genügt. Denn sangbarer ist zumeist die alte, volkstümliche Fassung, die sich im Gebrauche immer besser abgeschliffen hat. So im ersten Finale. Alter Text: „Das war auch nicht fein!" Neuer Text: „Du reiztest mich schwer" ... Das versuche einer zu singen! Oder Figaro: »Sono io stesso saltato di li« ... „Ja, ja, ich sprang zum Fenster hinaus." Der neue Text aber: „Ich zerbrach dir im Sprung deinen Ton!" ... Nicht minder heiter ist folgende Polemik des neuen Textes gegen den alten: Antonio singt: »Del balcone, che guarda in giardino« u. s. w. Die alte Übersetzung lautete: „Aus dem Fenster im Zimmer hier neben." Der neue Text geht aber nicht auf das italienische Original zurück, sondern weist den alten Text mit diesen nicht eben glücklichen Worten zurecht: „Aus dem Zimmer hier, nicht dem daneben" ... Das ist doch köstlich! Für Geschmacklosigkeiten, die dem alten Texte genommen wurden, tauschen wir im neuen Texte neue ein.

„Will der Herr Graf
Ein Tänzchen riskieren,
Mag er's probieren,
Ich bin sein Mann."

Diese „Verbesserung", welche geflügelte Worte, die im Volke leben, niedertritt, dürfte wohl nur in bösem Sinne populär werden. »Il chitarrino le suonerò.« Der alte, zum Zitatenschatz des Volkes gehörige Text: „Ich spiel' ihm auf" ist also die wortgetreue Übersetzung gewesen. Mußte sie gerade im Mozartjahr vertrieben werden?

Neues um jeden Preis. Das war das Motto der „Figaro"-Aufführung im Jubeljahr. Neu war das Tempo der Ouverture, eine glänzende Virtuosenleistung des Orchesters, aber ein rasend gewordenes Presto, das edlere Mozartgefühle vor sich her jagt und über den Haufen wirft. Neu war die Auffassung, daß das Zimmer Figaros neben den Schlafräumen des gräflichen Paares gelegen, vor Schmutz starren und mit Resten zerfetzter Tapeten behängt sein muß. In diesem entsetzlichen Raume mögen Hauptmanns „Weber" hr Heim aufschlagen. Mozarts Musik und Mozarts Gestalten in diesem Milieu — das ist doch grober Unfug. Mordanschläge auf unsere Gefühle können leider nicht bestraft, sondern nur — fruchtlos — gerügt werden. Weniger grausam, aber nicht minder ungehörig ist der Witz, daß die Gräfin für das Briefduett Feder und Tinte in einem Täschchen auf die Bühne bringt. Professor Roller wollte seine Gemäldesammlung in der Hofoper um ein Bild bereichern, das, für sich gewiß malerisch wirksam, in „Figaros Hochzeit" ohne Not eingeschoben wurde — zwei kolossale Säulen, düstere Umgebung, ein Ort, der Schauer erweckt für dunkle Mysterien. Hier wird das helle Briefduett gesungen, hier feiert Figaro Hochzeit! Vermählt sich denn diese Dekoration, von flammenden Feuerkörben flankiert, mit Mozarts Tönen? Erinnern wir uns, daß der neue Text den Chor der jungen Bauern: »Giovani liete, fiori spargete« wie folgt übersetzt: „Opfer erneuern wir, Blumen verstreuen wir" u. s. w. Das ist wahrhaftig mystisch feierliches Bauernvolk!

Neu war auch das Zimmer der Gräfin und das Schlußbild mit den beiden Pavillons. Das waren aber reine, innig erfreuende Blüten Rollerscher Kunst. Warum will er auf dieser Linie nicht bleiben? Menschen ärgern, verwirren, in ihren Gefühlen irre machen, kann doch nicht eines Künstlers Streben sein. Wenn ein Musiker, wie Gustav

Mahler, als Dirigent zu verblüffen, in diesem Augenblicke die Presto-Laune, im nächsten aber, etwa in der Gartenarie der Susanna die Adagio-Miene zu zeigen liebt, wenn er drei Stunden das Forte verbannt, die Mozartsche Partitur wie ein Nadelkissen herrichtet, die Klänge überspitzt, überfeinert, zerteilt, das volle, gesunde Licht ableitet, so kann das morgen wieder anders sein, wie es vor einigen Jahren, als Mahler „Figaros Hochzeit" noch nicht in das Verblüffungsrepertoire eingereiht hatte, bei ihm auch wirklich anders war. Eine Stimmung, eine Umstimmung verändert das Bild, und so kann man von dem genialen Dirigenten, der uns eben irritiert hat, für den nächsten Augenblick wieder herzliche Freuden erwarten. Bilder aber bleiben. Der bildende Künstler, der Mozart erfassen oder begleiten will, darf nicht einem augenblicklichen Einfall, einer flüchtigen Eingebung folgen. Wie sollen wir hoffen, daß man uns von Figaros Fetzenmagazin befreit?

Neu und zum größten Teile unglücklich war auch die Besetzung in der Festaufführung von „Figaros Hochzeit". Frau Förster-Lauterer als Cherubin machte eine unmögliche Figur. Die knospende Jugend Cherubins ging wie eine Zentifolie auf. Aller Zauber der erwachenden Liebesgefühle war dahin. Die Susanne der Frau Gutheil-Schoder begann wie eine Wildkatze, krallte sich in ihre gewohnten Übertreibungen ein, versöhnte uns aber wie Frau Förster-Lauterer durch den wohlabgemessenen, von musikalischem Geiste belebten Vortrag ihrer Gesänge. Auch gegen das tüchtige, brave, solide Singen der Frau Hilgermann, der Herren Mayr und Weidemann wäre nichts zu sagen, und doch war Mozart von der Natur dieser schätzbaren Künstler verlassen. Alles klang fremd, ungewohnt, verschüchtert; die Poesie war ausgeflogen. Vielleicht ist zu viel studiert worden. Ja, das Gefühl verriet uns: zu viel studiert. Mozart verlangt Können, Freiheit und wenig Schweiß. Mit Neuerungen und Überfeinerungen wurde ihm mehr als das Zuträgliche gegeben. Direktor Mahler, der Tyrann der Gefühle, gleicht jetzt dem spätrömischen Tyrannen, dem nach den raffiniertesten Verrichtungen für die Betätigung seines Machtgefühls nichts mehr übrig blieb, als zum Alphabet drei neue Buchstaben zu erfinden.

Heimliche Nähe.

Von Gisela Freiin v. Berger.

Weißt du, daß, wo du stehst und eilst,
Immer in einem Garten du weilst,
Meiner Gedanken Garten?
Vögel jubeln sie um dich her,
Blumen blühen sie, duftend-schwer,
Deiner am Wege zu warten.

Weißt du, daß, wo du ringst im Streit,
Meine Wünsche, dir treu zur Seit',
Wehren dem feindlichen Wüten —
Engel mit sanftem Angesicht,
Dunklen Augen und Locken licht,
Immer bereit, dich zu hüten?!

Weißt du, daß, wo du traurig bist,
Meine Seele dir nahe ist,
Leidend, von Sehnsucht getragen,
Was an Freude und Trost ihr kund
Durch der Liebe heimlichen Mund
Heilend ins Herz dir zu sagen!

Chronik.

Technik.*

In den Kreisen der Fachleute, wie der gebildeten Laien galt die Wünschelrute der Gold- und Wassersucher seit Jahrzehnten als endgültig abgetan — eine Erinnerung an eine Zeit, welche die Natur durch Zaubereien und Geheimmittel zu enthüllen, zu durchforschen suchte. Noch vor kurzer Zeit belustigte sich das Tagblatt der tschechischen Sozialdemokraten über eine erzherzogliche Güterverwaltung, die einen Wassersucher, einen simplen Bauern aus Oberösterreich, nach Böhmen berufen hatte, um mit Hilfe der Wünschelrute dem ausgedehnten Gut das lang gesuchte und lang entbehrte Wasser finden zu helfen. Die Wünschelrute soll aber hier versagt haben — wenigstens bei der ihr gestellten Hauptaufgabe, während sie bei weiteren Versuchen und Prüfungen nicht in allen Punkten „durchgefallen" ist.

Und fast zu gleicher Zeit erscheint in reichsdeutschen Fachblättern ein Mann der Wissenschaft, der Geheime Admiralitätsrat und Marine-Hafenbaudirektor G. Franzius in Kiel, und tritt — nicht mit leeren Worten, sondern mit Zeichen, die an Beweise hinanragen, für die Kraft der Wünschelrute als Gold- und Wasserfinderin ein. Direktor Franzius gilt als Autorität auf dem Gebiet des Wasserbaues — und wenn ich auch nicht zu jenen gehöre, die gedankenlos auf die Aussprüche von Autoritäten schwören, sondern vielmehr überzeugt bin, daß sich auch solche Männer irren — und mitunter sehr gewaltig irren — können, so ist doch Franzius ein viel zu ernster Fachmann, als daß ihn irgend ein „Schwindler", mit welchem Ehrentitel die Wassersucher häufig belegt werden, ohneweiters dupieren könnte. Wenn Franzius öffentlich erklärt, daß bei dem eigenartigen Aufbau des Geländes der kaiserlichen Werfte Kiel dem Wasserbautechniker wie auch dem Geologen die Möglichkeit benommen sei, ohne vorherige Bohrungen angeben zu können, wo mit Sicherheit in bestimmter Tiefe Wasser zu erschließen sei, wenn dieser Fachmann entschieden ausspricht, daß ihm die Wünschelrute des Herrn von Bülow, dessen lauterem Charakter auch die Gegner gerecht werden, Hilfe gebracht und er selbst auch vielfach erprobt habe, daß Eisen- wie Weidenruten unter dem Einflusse verborgen fließenden Wassers in Erregung kamen — so darf man doch vielleicht nicht ganz mit Achselzucken oder Lächeln über diese Anregung hinweggehen.

In der Tat hat Franzius die Wünschelrutenfrage, die ja eigentlich nie ganz tot war, wieder zum Leben erweckt; sie ist aktuell geworden; es wird darüber gesprochen und geschrieben.

Der Professor der Universität Kiel, Dr. L. Weber, hat ein kleines Buch geschrieben, in dem er sich recht eingehend mit „dieser Sache beschäftigt, welche deutlich den Stempel des Mystizismus an der Stirn trägt". Und merkwürdig ... der flott und scharf geschriebenen Abhandlung gegen den „weitverbreiteten, weiter um sich greifenden und neuerdings sogar in wissenschaftlichem Gewand einherschreitenden Irrtum" liegt eine Anzeige der Spiralenfabrik Behrends & Schirmer in Oberoderwitz i. S. bei, in der sie den Grundstückbesitzern „Wünschelruten aus gehärtetem prima Gußstahldraht, zur Auffindung unterirdischer Wasserläufe und von Gold" zum Preise von Mk. 1·50 recht warm empfiehlt ... Kann eine schärfere Illustrierung des gegenwärtigen Standes der Wünschelrutenfrage erdacht werden?

Der Kampf zeigt das gewöhnliche Bild solcher Streitigkeiten: ein Prozeß, wo Ankläger und Verteidiger — oder sagen wir besser beide Parteien — mit Indizienbeweisen arbeiten; hier hebt man die Erfolge, dort die Mißerfolge hervor; hier sind die Mißerfolge, dort die Erfolge nur Zufälligkeiten. Der Richter, der sie gegeneinander abwägen soll, hat einen schweren Stand; es ist nicht so leicht, das Gewicht der einzelnen Fälle unzweifelhaft zu ermitteln und festzulegen. Übrigens steht die Sache für die Anhänger der Rute scheinbar nicht ganz hoffnungslos. Die Gegner leugnen nicht durchwegs die Möglichkeit des Wasserfindens mit Hilfe der Wünschelrute durch gewisse Persönlichkeiten — aber sie wollen die Erscheinung nicht auf physikalische, sondern auf psychische Ursachen zurückgeführt wissen. Die Psychologie hat das Rätsel zu lösen, nicht die Physik.

Dagegen nun sträuben sich die Anhänger der Wünschelrute; denn ist diese Theorie zutreffend, dann spielt die Person allein, nicht die Wünschelrute mehr eine Hauptrolle und jedermann kann Wasser suchen und finden, wenn er nur in der Natur zu lesen versteht, wenn er nur den Scharfblick und die Erfahrungen besitzt, um aus der Oberflächengestaltung, aus dem Baum- und Graswuchse auf Wasser in der Tiefe schließen zu können, oder wenn er versteht, auch Fachgelehrte durch mystische Zeichen zu gewinnen, damit sie nicht verzagt den Erdbohrer beiseite werfen, sobald in gehoffter Tiefe nicht Wasser sich zeigt, sondern vertrauensvoll tiefer bohren, bis vielleicht doch die fließende Ader sich öffnet, welche die Wünschel-

* Vergl. Band IV, Heft 49 u. 50 der „Österr. Rundschau".

rute prophezeit hat. Wie würde sich nun aber mit dieser Anschauung die als „verbürgt bezeichnete" Tatsache reimen, daß die Wünschelrute unterirdisch verlegte, oben nirgends kennbare Wasserleitungen anzeigte, von welchen der Wassersucher erwiesenermaßen keine Ahnung hatte?

In den Kreisen der Fachleute, die gleich Franzius in der Wünschelrute ein Instrument und nicht bloß ein Signal erblicken, ist man geneigt, zwischen Rute und fließendem Wasser eine Art elektrische Wechselwirkung zu vermuten, bei welcher der menschliche Körper die Rolle des Vermittlers spielt. Wiederholt wird darauf hingewiesen, daß die Berührung mit der Wünschelrute in der Nähe einer Quelle „ganz dieselbe Empfindung hervorruft, als ob man den Kolben einer Elektrisiermaschine in der Hand halte."

Es wird von Ankündigungsstrahlen gesprochen, von einem Strom, der in den Händen fühlbar wird und beständig zunimmt, je näher man der Wasserader kommt; es wird betont, daß stehendes Wasser keinen Einfluß auf die Rute ausübt und daß Gummischuhe an den Füßen die Wechselwirkung zwischen Wasser und Rute verhindern ... Denkt man vielleicht an neue Strahlen, ähnlich den Röntgen-, Radium- oder anderen Strahlen, von denen wir vor wenigen Jahren noch keine Ahnung hatten? Vielleicht erinnert sich Franzius daran, daß vor dreißig Jahren auch die Wunderkraft des menschlichen Magnetismus, welchen die Wissenschaft heute nicht mehr perhorresziert, als „Schwindel" bezeichnet wurde — wenn er auf die Tatsache hinweist, daß auf verschiedenen Stellen an der Lösung des Rätsels gearbeitet wird, und daran die Worte fügt: „Ob ich sie erlebe, weiß ich nicht — aber an dem endlichen Erfolge zweifle ich keinen Augenblick."

Eine Nachricht, die für die Technik viel wichtiger und aktueller ist, als — wenigstens gegenwärtig — noch die Wünschelrutenfrage, hat kürzlich der elektrische Strom aus Berlin gebracht, wo sich gleichsam unter der Ägide, gewiß aber über Anregung des deutschen Kaisers eine Studiengesellschaft für Flugtechnik gebildet hat. Hervorragende Industrielle haben sich zusammengetan und mit jener Raschheit und Entschlossenheit, die wir in Österreich bei den Kapitalisten niemals begegnen, wenn es sich um technische Probleme und ihre Förderung handelt, ein Stammkapital von einer Million Mark gezeichnet, mit dem man vorläufig — das Wort ist für die Opferwilligkeit dieser Männer charakteristisch — das Auslangen zu finden hofft.

Der unmittelbare Anlaß zu dieser hoffnungsreichen Tat liegt in den Erfolgen, welche die Flugtechnik in den letzten Monaten durch die Konstruktionen und Versuchsfahrten mit dem Luftschiffe Lebaudys errungen hat. Die Gebrüder Lebaudy sind bei diesen Fahrten die Geldgeber und Unternehmer — eine Tätigkeit, die gerade auf diesem Gebiete, wo man nicht so leicht schon im vorhinein Zinsen und Dividenden herausrechnen kann, gewiß sehr lobenswert ist; die technische Ausführung des Schiffes ist das große Verdienst des Ingenieurs Juilliot und seines Mechanikers Rey. Der Ballon Lebaudy hat die Zigarrenform, aber die Spitze ist langgezogen und das Ende im Vergleiche damit ziemlich breit; der Ballon, 59 *m* lang, faßt 2700 m^3 Wassergas; seine Hülle wird nicht von einem starren Gerippe gestützt, sondern bewahrt ihre Form nur durch die Steifigkeit des innen gummierten Stoffes und durch den Überdruck des Gases; ein 40pferdiger Motor treibt die zwei „Förderschrauben" und eine kleine, lichtspendende elektrische Maschine. Die Steuerung ist eine dreifache: ein Hauptruder, ähnlich einem Schiffsteuer, und zwei seitliche Steuerorgane, ähnlich seitlich gestellten Fischschwänzen. Die Gondel faßt sechs Personen oder vier Personen und 300 *kg* Ballast. Juilliot ist mit seinem Schiffe gegen einen Luftstrom gefahren, der sich mit 36 *km* Geschwindigkeit in der Stunde bewegte, und hat dabei Fluggeschwindigkeiten erreicht, die verhältnismäßig bedeutend erscheinen, nämlich bis 40 *km*. Dabei hat sich die Steuerung — und darin liegt eigentlich das Wesen des Erfolges — gut bewährt und auch die Landung selbst gegen den Wind anstandslos vollzogen. Im Oktober vergangenen Jahres hat Lebaudy mit seinem Luftschiffe in Toul einige prächtige militärische Operationen ausgeführt, darunter eine „Erkundungsfahrt", deren Erfolg für die Zukunft das Beste erhoffen läßt. Das hat auch der französische Kriegsminister dadurch öffentlich anerkannt, daß er bald danach an einer Fahrt mit Lebaudys Luftschiff teilnahm, welches nicht, wie es sonst bei solchen Gelegenheiten leider häufig der Fall ist, versagte, sondern im Gegenteile, als sei es sich der großen Bedeutung des Augenblickes bewußt, noch mehr leistete, als sonst ......

Wenn die leicht erregbaren und erregten flugtechnischen Fachblätter diese 65. Fahrt des Luftschiffes der Gebrüder Lebaudy als Wendepunkt in der Entwicklung der Flugfrage bezeichnen, so stehen sie gewiß nicht auf dem Boden angenehmer Selbsttäuschung. Seit jener Fahrt des französischen Kriegsministers betrachten die militärischen Behörden Frankreichs das Luftschiff als ein wichtiges Mittel der Landesverteidigung, das auszubilden und auch finanziell zu fördern der Staat entschieden verpflichtet ist. Die Gründung der deutschen Studien-

gesellschaft für Flugtechnik reicht in ihren letzten Wurzelfasern ebenfalls zurück an jene Ministerfahrt; der deutsche Kaiser und seine Großindustriellen haben eben den vornehmen Ehrgeiz, auch Deutschland an der Entwicklung der Flugtechnik nicht nur einen ideellen, sondern auch einen reellen Anteil zu sichern.

Noch ein anderes Projekt, auch ein Wechsel auf die Zukunft, hat in diesen Tagen das Interesse der Fachleute und Laien wachgerufen: die Untertunnelung der Beringsstraße, welche Asien von Amerika, die Alte Welt von der Neuen Welt trennt. So groß und kühn der Entwurf, der eine Bahn von 47 *km* unter den Wogen und Eisschollen des Ozeans vorsieht, auch erscheinen mag und tatsächlich ist, so steht die Technik doch nicht vor einem überraschenden Gedanken. Sie erschrickt nicht mehr vor dieser Aufgabe, wie sie vielleicht vor einem Menschenalter davor erschrocken wäre; sie weiß: die Aufgabe ist zu lösen und sie wird die Mittel und Wege finden, der Schwierigkeiten Herr zu werden, denen sie ohne Zweifel begegnen wird. Eine ganz andere Schwierigkeit steht drohend vor dem Projekte; sie kann nicht von den Technikern – sie muß von den Kapitalisten und von den Finanzministern hüben und drüben der Beringsstraße gelöst werden. Die Baukosten der großen Schienenstraße, welche die westsibirische Bahn über das Nordostkap von Sibirien und unter der Beringsstraße hindurch mit der kanadischen Pacificbahn verbinden und gegen 7500 *km* lang werden soll, sind natürlich auf viele hundert Millionen Rubel eingeschätzt – ist tatsächlich das große wirtschaftliche Bedürfnis vorhanden, aus dem heraus allein ein so bedeutendes technisches und finanzielles Unternehmen naturgemäß entstehen und werden kann? In einer Chronik eine solche Frage zu erörtern, ist nicht möglich und nicht sachgemäß – der Chronist hat füglich nur zu berichten; aber doch darf er vielleicht, ohne aus der Rolle zu fallen, die ihm zugewiesen ist, betonen, daß der Anfangspunkt der neuen asiatisch-amerikanischen Verbindungsbahn 5000 *km* östlich von St. Petersburg liegt und daß eine Eisenbahnfahrt von Paris nach New York wohl immerhin 12—14 Tage – ein Gütertransport gewiß drei bis vier Wochen währen dürfte .... Sind die Gefahren des Seeweges wirklich so gewaltig, daß Europa den längeren und kostspieligeren Landweg dagegen eintauschen sollte? So fußt das große Projekt, das ein amerikanisches Konsortium plant und ein französischer Ingenieur ausgearbeitet hat, doch wohl vor allem auf den unermeßlichen Reichtümern, welche die Erde in jenen Gegenden birgt, die der neue Schienenpfad durchziehen soll. Darauf weist auch sehr eindringlich der Umstand hin, daß von dem Konsortium das ausschließliche Ausnützungrecht der Erdreichtümer auf zwölf Werst Breite zu beiden Seiten des ganzen Schienenweges im asiatischen Rußland gefordert wird. Vorläufig schweben noch die Verhandlungen zwischen der russischen Regierung und dem Konsortium und es werden gewiß noch viele Monde, vielleicht auch Jahre verfließen, ehe der erste Spatenstich für den Schienenweg von Asien nach Amerika erfolgt.

Professor Alfred Birk.

Besprechungen.

„Die moderne Preßgesetzgebung, insbesondere der österreichische Preßreformentwurf.“ Von Dr. Vladimir Pappafava. Aus dem Italienischen übersetzt und ergänzt von A. Simon. Zara, v. Schönfeld. Leipzig, A. F. Koehler.

Der durch seine geschichtlich-rechtsvergleichenden Studien bekannte Zaratiner Advokat Dr. Vladimir Pappafava hat vor kurzem eine übersichtliche Zusammenstellung der in den verschiedenen Staaten geltenden Preßgesetzgebung erscheinen lassen, die soeben aus dem Italienischen übersetzt, in deutscher Sprache erschienen ist. Die Schrift, die auch eine eingehende Erörterung der Regierungsvorlage zum neuen österreichischen Preßgesetz enthält, bietet mit Rücksicht auf die bevorstehende parlamentarische Behandlung dieses Entwurfes besonderes, aktuelles Interesse. Sie charakterisiert sich durch außergewöhnlichen Fleiß, aber leider auch durch große Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit. Das geltende Preßrecht in fast allen Staaten Europas, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, in Südamerika – selbst auf den Falklands-Inseln und auf Barbados – in Asien (China, Korea, Cypern, Ceylon etc.), Afrika (Kongostaat!) und Australien wird behandelt und mit 160 Oktavseiten in Borgissatz abgetan. Die Literaturangaben sind zahlreich aber oft ungenau, die Gesetzesstellen sind gar nicht oder nur flüchtig zitiert, wiederholt merkt man, daß der Verfasser nur aus zweiter und dritter Quelle geschöpft hat. Beim Preßrecht vieler Staaten sind die Angaben ganz dürftig und es fehlen die Hinweise wo und wie man mehr erfahren könnte, und das ist jedenfalls der Hauptfehler der Arbeit. Vollständigkeit und Vollkommenheit würden hier freilich mehr als die Kraft eines einzelnen erfordern. Sehr ungleich und nicht im Verhältnis zu ihrer Bedeutung sind die einzelnen Staaten behandelt; für Montenegro, wo es „keine Preßgesetzgebung gibt“, werden drei, für Portugal fünf, für San Marino gar sieben, für Belgien dagegen kaum zwei, für die Niederlande und Norwegen kaum je eine Seite verwendet. Wenig glücklich und vielfach nicht zutreffend scheint mir auch die Kritik des österreichischen Entwurfes; die Erörterung und

Darstellung des geltenden Rechtes enthält sogar einige wesentliche Unrichtigkeiten. Die Übersetzung ist holperig, stellenweise undeutsch, die Ausstattung läßt viel zu wünschen übrig.

Carl Junker.

»Per la Calabria.« Gennajo 1906. Numero unico femminile.

Unter diesem Titel ist ein reichhaltiger, mit anregenden Aufsätzen nnd schönen Originalzeichnungen geschmückter Quartband in Rom erschienen. Die Frauen Italiens haben die Beiträge dazu geliefert, so daß er ein Bild ihrer Eigenart gibt. Mit Königin Margheritas Schriftzügen, die an die Mildtätigkeit für die verunglückten Kalabresen appelliert, wird die lange Reihe der Aufsätze begonnen, mit den Bildnissen ihrer drei Enkel, der königlichen Kinder, die Bilderreihe. Daran reiht sich eine tiefsinnige Betrachtung Carmen Sylvas und ihr Bildnis. Adelaide Ristori, die Herzogin von Aosta, Ersilia Caetani Lovatelli, Eleonore Duse und die erschütternde Ada Negri haben nebst vielen andern in dem Buche Zeugnisse ihrer Teilnahme und ihres Talentes hinterlegt, so daß die Käufer desselben mit dem mäßigen Preise von 3 Lire allerdings zur Linderung der Not der von dem Erdbeben hart Getroffenen beitragen, aber keineswegs ohne Gegenleistung bleiben. Denn der Sammelband »Per Calabria« ist ein schönes, interessantes Dokument aus dem modernen Italien.

Marianne Hainisch.

Adalbert Stifter. Eine Selbstcharakteristik. Sammlung: „Die Fruchtschale". V. Band. R. Piper, München.

Professor Sauer in Prag hat sein Seminar zu einer Hochburg der Stifter-Verehrung gemacht. Unter seiner Leitung erscheint die große Ausgabe; seine Schüler untersuchen Stifter aus allen Gesichtspunkten. So hat Wilhelm Kosch die sachlich interessante, wertvolle Studie über Stifters Verhältnis zur Romantik erscheinen lassen und ein anderer, Paul J. Harmuth, hat jetzt aus den Werken Stifters jene bezeichnenden und charakterisierenden Stellen ausgewählt und nebeneinander gestellt, die den Dichter der „Studien" und des „Nachsommers" auf der Höhe und im Essentiellen seiner poetischen Natur zeigen.

Diese nun in Mode kommende aphoristische Art, einen Dichter im Auszug zu servieren, ist ebenso gefährlich wie unkünstlerisch. Gefährlich, weil sie die flüchtige, nervöse Hast des modernen Bildungsmenschen — Halbbildungsmenschen — unterstützt. Unkünstlerisch, weil jede Erscheinung nur in ihrer Totalität wirklich gewürdigt, verstanden und aufgenommen werden kann. Als bei einem eigenartigen Stilisten sind ganz besonders bei Stifter das Gedankliche unddie Seele nicht aus dem dazugehörigen architektonischen Gehäuse zu trennen.

Die Kenner und Liebhaber Stifters werden das Buch aber freudig begrüßen; in geschickter Teilung und Anordnung nach Schlagworten, wie etwa: der Künstler, Malerei, Ehe, Schicksal, Natur und Mensch u. s. w. werden sie des Dichters goldene Worte finden; die Motive verdichten sich ihnen zum Ganzen. —lz—

Moritz Schadek: „Eig'nbau". Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Wien, 1906, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Schadeks flott gereimte Bauernschwänke entstammen jener Gegend, wo der Wienerwald in die Voralpen, das Niederösterreichische ins Steirische übergeht. Auf diesem Boden wachsen ihr Humor und ihre Mundart, beide so wurzelecht und anspruchslos, so unverfälscht und selbstgenügsam, daß man von wahrer Heimatskleinkunst sprechen kann. Das neue Bändchen unterscheidet sich darin gar nicht vom Dutzend seiner Vorgänger. Zum Vortrag eignen sich die Gedichtlein unvergleichlich, da erst können ihre wohlberechneten, scharfen und blanken Pointen ganz zur Geltung kommen. Um aber zu wissen, wie viel heitere Wirkung oft gerade in den unscheinbarsten dieser herzhaften Possen steckt, muß man sie eigentlich vom Dichter selber gehört haben. Denn Schadek, der Graubart mit den Kinderaugen, ist auch als Rezitator ein tüchtiger, liebenswürdiger Humorist und dann am vergnügtesten, wenn er mürrische Leute vergnügt machen darf.

F. St. Gunther.

Kleine Mitteilungen.

Aus Anastasius Grüns Jugendzeit. In dem Tagebuch des Laibacher Bürgers Seyfried, der die Ereignisse in seiner Vaterstadt von 1797—1810 gewissenhaft verzeichnete, findet sich zum 11. April 1806 die Bemerkung: „In der Nacht ist des Grafen Alexander Auersperg seine Gräfin mit einem Grafen entbunden."

Die Geburt erfolgte im Laibacher Komthureigebäude des hohen Deutschen Ritterordens, wo Anastasius Grüns Eltern, durch die Güte des damaligen Ratsgebietigers der Balley Niederösterreich, eines Grafen Auersperg, für temporäre Aufenthalte in der Landeshauptstadt ein Absteigequartier eingeräumt erhalten hatten, eh: Grüns Vater das heute dem Landeshauptmann-Stellvertreter Freiherrn v. Lichtenberg gehörige Haus auf dem Auerspergplatz (Ecke der Schustergasse) käuflich erwarb.

Ein dreijähriger Knabe war Grün-Auersperg, als die französische Zwischenherrschaft in Illyrien 1809 ihren Anfang nahm, welche dann bis 1813 währte. Handschriftliche Aufzeichnungen aus den Tagen dieser Fremdherrschaft beweisen, daß namentlich in Unterkrain gegen die Franzosen öfters Widerstand versucht wurde.

Grüns Vater, ein eminenter österreichischer Patriot, wäre bald verhaftet worden, hätte nicht ein Zufall ihn davor geschützt; eine ihm angetragene Stelle als Intendant refüsierte er und nur den Posten eines Maire nahm er aus dem Grunde an, damit ihn nicht etwa ein Franzose erhielt.

Als die französische Okkupation beendet war und die österreichische Fahne wieder vom Kastellberge Laibachs wehte, feierte 1814 die Hauptstadt das „Friedensfest", dessen sich der damals acht Jahre zählende Anastasius Grün noch im späten Greisenalter mit der ganzen Frische jugendlicher Begeisterung erinnerte.

Wie die patriotische Gesinnung, wurde in dem aufgeweckten Knaben auch der Sinn für die Heimatgeschichte und auch für die mit dieser so innig verknüpfte ruhmreiche Hausgeschichte der Auersperge von den Eltern rege gemacht.

Der Vater pflegte innigen Freundesverkehr mit dem geistvollen Zeitgenossen Baron Erberg (nachherigen Ajo des Kronprinzen Ferdinand), den Gründer eines Museums auf Schloß Lustthal unweit Laibach, und unterstützte im Vereine mit seiner Gemahlin des Freiherrn Eifer im Sammeln von Altertümern und Denkwürdigkeiten der Heimat. Erberg hinwieder war seinem Freunde Auersperg dienstwillig in Mitteilung von genealogischen Daten über verwandte Familien, wozu sich Auersperg noch die schriftliche Erklärung der sämtlichen Wappen erbat, um diese richtigzustellen.

Denn Grüns Vater hielt viel auf die Genauigkeit in der Familiengeschichte und Zeugnis davon gab der im Glasgange von Thurn am Hart vom Boden bis zur Decke reichende Riesenstammbaum. Hier konnten wir auch bei einem Besuche Grüns die Familiengemälde besichtigen, darunter auch das Porträt des Grafen Alexander selbst.

Als Grün, 12 Jahre alt, seinen Vater verlor, leitete die Mutter, eine Dame von wahrhaft vornehmem Gepräge, die Erziehung in jenen Tagen, da der Jüngling in den Ferienmonaten und Zwischenpausen aus den Bildungsanstalten, denen er jeweilig anvertraut war (Theresianum, Ingenieurakademie, v. Klinkowströmsches Institut), auf heimatlichem Boden weilte.

Es ist bekannt, daß Anton Alexander Graf Auersperg seine ersten Lern- und Studienjahre (1813–1817) in der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien verbrachte. Aus diesem Institute kam der Jüngling in die k. k. Ingenieurakademie, wo er aber nur ein Jahr verblieb. Im Jahre 1819 übergab ihn seine Mutter im Vereine mit der Vormundschaft dem renommierten Privaterziehungsinstitute des Friedrich August v. Klinkowström in Wien (an der Wien Nr. 37), wo der junge Graf die Gymnasialstudien beendete und 1824 die „Philosophie" absolvierte; als „Hofmeister" hatte er hier 1821 einen Landsmann aus Krain, den nachmaligen Grazer Universitätsprofessor Kopatsch, 1822 aber den nachher als ersten slowenischen Dichter berühmt gewordenen Franz Prešeren, dessen Führung er stets dankbarst gedachte und dem er 1849 einen begeisterten „Nachruf" widmete. Lehrer in der Vorbereitung für das juridische Studium war gleichfalls ein krainischer Landsmann, Herr Piller.

Dem Pensionat Klinkowström gebührt unleugbar das Verdienst, Auerspergs wissenschaftliche Ausbildung mächtig gefördert zu haben, ohne daß sein freiheitlicher Sinn daselbst unterdrückt worden wäre; den wissenschaftlichen Gewinn, den er aus dem Bildungsgange bei Klinkowström gezogen, hat er noch am Abend seines Lebens in Gesprächen mit mir rückhaltslos anerkannt.

Damit sei auch das Gerücht, Auersperg habe wegen zu geringer Fortschritte das Institut verlassen müssen, widerlegt. Der beste und treffendste Beweis dagegen sind nämlich das Klassifikationsverzeichnis der Anstalt aus diesen Jahren, die bezeugen, daß er fast in allen Fächern die damals beste Note, „Eminenz", erhielt!

In dem Tagebuche Klinkowströms findet sich unter anderm auch über Grün-Auersperg zum 13. November 1821 die Notiz: „Heute kam Anton Auersperg wieder. Freudige Nachricht, daß derselbe sich zu Hause so wohl betragen habe und daß es die Frucht der hiesigen Erziehung sei."

Wenngleich in seiner (Auerspergs) späteren kirchenpolitischen Haltung – bemerkt Alphons v. Klinkowström in der Biographie seines Vaters* – die Geistesrichtung, die er im Institute empfangen, nicht wieder zu erkennen war, so gebietet es doch die Pflicht der Objektivität, diesen Namen aus der Schar der Zöglinge hervorzuheben. P. v. Radics.

Zur Technik des Buches. Oft haben auch Äußerlichkeiten, die im übrigen den innern Wert des literarischen Produktes nicht berühren, auf die Wirkung und das Schicksal von Büchern großen Einfluß. Zu diesen Äußerlichkeiten gehört in erster Linie der Titel. Unrichtige Büchertitel bieten nicht nur dem katalogisierenden Bibliothekar und Bibliographen große Schwierigkeiten, sondern sie führen auch den Benützer oder vielmehr den, der sie eventuell benützen möchte, oft irre. Eine interessante Studie über diesen

* Friedrich August v. Klinkowström, von dessen Sohn Alphons v. Klinkowström, Wien (W. Braumüller).

Gegenstand hat nun, aus seinen reichen praktischen Erfahrungen schöpfend, vor kurzem der Kustos der Wiener Universitätsbibliothek Dr. S. Frankfurter veröffentlicht.* An der Hand einiger Beispiele aus der jüngsten Zeit beweist er wie wesentlich und wichtig die richtige Titelgebung werden kann. Als eines dieser Beispiele figuriert der 30. Band der „Monumenta Germaniae Paedagogica“: „Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias. Von Dr. Karl Wotke. 1. Band: Texte nebst Erläuterungen.“ Ganz gegen den Wortlaut des Titels enthält das Buch lediglich eine noch dazu unvollständige Sammlung von Quellen zur Geschichte des Gymnasiums während der Regierungsjahre der Kaiserin Maria Theresia und der Kaiser Josef II. und Leopold II. Diese Schrift ist aber auch sonst ein buchtechnisches Unding. Sie enthält 80 römisch und 615 arabisch paginierte Seiten und — weder ein Inhaltsverzeichnis noch einen Index. —nk—

Verbrauch alkoholischer Getränke in den Kulturstaaten. Auf Grund von Übersichten des englischen Handelsministeriums über die Produktion und den Konsum von alkoholischen Getränken finden sich im Jännerheft des vom kaiserlichen deutschen Statistischen Amte herausgegebenen „Reichs-Arbeitsblattes“ interessante Tabellen über den Verbrauch von Branntwein, Bier und Wein in den Kulturstaaten in den Jahren 1885—1903. Der Konsum des Weines ist in dieser Periode im allgemeinen gestiegen. Er betrug 1903 durchschnittlich pro Kopf der Bevölkerung in Italien 106 *l* (gegen 78 im Jahre 1885), in Frankreich 101 (97), in der Schweiz 70 (71). Sehr gering im Vergleich zu diesen Zahlen ist der Weinkonsum in Österreich-Ungarn (19), Deutschland (7), Großbritannien, den Niederlanden und den Vereinigten Staaten von Nordamerika (je $1^1/_3$). Der Branntweingenuß ist dagegen durchwegs im Sinken begriffen. Am meisten entfallen auf den Kopf der Bevölkerung in Dänemark, nämlich 14 *l*, dann folgen Deutschland mit 8 (gegen 7·2 im Jahre 1885), die Niederlande, Frankreich, Schweden, Schweiz, Rußland (4·7 gegen 6·6). Der Bierkonsum ist am bedeutendsten in Belgien mit durchschnittlich 217 *l* pro Kopf. Schon 1885 stand Belgien in dieser Statistik an der Spitze, damals entfielen 162 *l* auf den Kopf. In ähnlicher Weise ist übrigens der Bierkonsum fast überall gestiegen. Er beträgt jetzt in Großbritannien 135 (gegen 123) Deutschland 116 (88). Am wenigsten Bier wird in Italien getrunken 1885: 0·8, 1903 gar nur 0·77 *l*. In Österreich-Ungarn ist der Konsum an alkoholischen Getränken verhältnismäßig nicht hoch. Die betreffenden Ziffern lauten:

Wein	1885: 20	1903: 19 *l*
Bier	1885: 32·5	1903: 45 *l*
Branntwein	1885: 9	1903: 11 *l*

Hiezu wird im „Reichs-Arbeitsblatt“ bemerkt, daß der Weinkonsum nach einer vorübergehenden Abnahme in den Neunzigerjahren in den letzten Jahren eine Steigerung erfahren habe, ohne jedoch den Stand der Achtzigerjahre völlig zu erreichen. Der Bierkonsum ist seit 1889 allmählich gestiegen, aber seit dem Jahre 1896 unverändert auf 45 *l* pro Kopf der Bevölkerung geblieben. Die Zahlen für den Branntweinverbrauch sind hier nicht vergleichbar, weil in ihnen der zum Weinverschnitt verwendete Alkohol von dem Trinkbranntwein nicht getrennt ist. Äußerst interessant sind die für das Deutsche Reich gegebenen näheren Daten. Als Durchschnitt für die letzten fünf Jahre (1899—1903) wird der jährliche Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung mit 5·82 *l* Wein, 123·4 *l* Bier und 8·52 *l* Branntwein angegeben. Die Ausgabe für Wein stellt sich auf M. 5·82, für Bier auf M. 37·02, für Branntwein auf M. 4·26, zusammen M. 47·10. Bei einer Gesamtbevölkerung von 60 Millionen ergibt dieser Betrag eine jährliche Ausgabe für alkoholische Getränke von 2826 Millionen Mark. Anknüpfend daran wird im „Reichs-Arbeitsblatt“ darauf hingewiesen, daß eine jährliche Ausgabe von fast drei Milliarden Mark für alkoholische Getränke ebensoviel ausmacht, wie die gesamte Reichsschuld Deutschlands, dreimal so viel wie der Aufwand für die Unterhaltung von Heer und Flotte, sechsmal so viel wie die Jahresausgabe der gesamten Arbeiterversicherung und siebenmal so viel wie die Aufwendung für die öffentlichen Volksschulen. —v—

*) „Unrichtige Büchertitel.“ Sonderabdruck aus den „Mitteilungen des österreichischen Vereines für Bibliothekswesen.“ IX. Wien, 1906.

Feuilleton.

Burgtheater.

(Freitag den 30 März: „Emilia Galotti“, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Lessing; Sonntag den 1. April: „Romeo und Julia“, Trauerspiel in fünf Akten von Shakespeare. Herr Gerasch vom kgl. Hoftheater in Stuttgart als Gast.)

Das Gastspiel Gerasch hat zu einer Neuaufführung der „Emilia Galotti“ Gelegenheit gegeben, die in allen Haupt- und Nebenrollen neu besetzt und sorgfältig vorbereitet war, aber so wenig als im vorigen Jahr „Kabale und Liebe“ zu den Treffern des neuen Burgtheaters gezählt werden kann, das für die historische Form des bürgerlichen Trauerspiels nicht mehr den Stil und die Kräfte zu besitzen scheint. Der Gast,

Herr Gerasch, hat zwar das günstige Vorurteil, das er in der Rolle eines leidenschaftlichen und ungestümen Liebhabers neulich erweckt hat, in der schwierigeren Rolle des weichen und willensschwachen Prinzen bestärkt und von dem Umfang seines Talentes eine ungefähre Vorstellung gegeben. Aber die Figur, welcher der Dichter nur einen dankbaren ersten Akt gegönnt hat, bis zum Ende im Mittelpunkt des Interesses zu behaupten, ist seiner jugendlichen, durch merkbare Indisposition behinderten Kraft noch nicht ganz gelungen. Nach dem ersten glücklichen Anlauf trat er etwas zu sehr in den Schatten; weder der Nimbus des Fürsten, noch der Zauber der Persönlichkeit hielten ihn oben. Immerhin war das „Liebespaar“ (wenn das Wort erlaubt ist) das Erfreulichste an dem ganzen Abend, denn auch Frau Medelsky hat die „furchtsamste und die entschlossenste ihres Geschlechtes“ um so besser zur Wirkung gebracht, als ein stärkeres Auftragen der Furcht, Ohnmacht und Verzweiflung hier eher nützen als schaden kann. Den melancholischen Grafen Appiani hat Herr Muratori nicht übel gesprochen, etwa im Stile Roberts; leider macht seine jämmerliche Haltung und sein klägliches Mienenspiel den Eindruck seines mannhaften Wortes immer wieder zu Schanden. Man möchte ihm immer „Mut! nur Mut!“ zurufen und etwas von der „göttlichen Frechheit“ wünschen, mit der Mitterwurzer, Kainz oder auch Herr Devrient auftreten. Dieser, Herr Devrient, war heute Marinelli. Und wenn man es auch nur billigen kann, daß diese Rolle von ihren Nachfolgern, den waschechten Intriganten, durch ein recht tiefes Wasser getrennt werde, so muß man doch auch erwarten, daß der Darsteller sonst etwas mit ihr anzufangen wisse. Nur Kindsköpfe haben ihre Freude daran, daß einer als Marinelli keinen Intriganten spielt; gescheite Leute verlangen, daß er einen Marinelli spielt. Der Marinelli, den Herr Devrient gespielt hat, war vielleicht von Iffland, aber sicher nicht von Lessing. Er war ein Mensch von offenbarer und unverhüllter Gesinnungslosigkeit und Rücksichtslosigkeit; ein Kerl, dem die Bosheit Spaß macht, auch wenn sie ihm nichts einbringt; von offener, fast lustiger Dreistigkeit, unfähig seine bösartigen Hintergedanken auch nur einen Augenblick zu verbergen. Diesen Marinelli würde der gut veranlagte Prinz sofort durchschauen; der würde niemals Macht über ihn gewonnen haben; diesen frechen und kleinlichen Spitzbuben würde er nie in seinen Freund verkehrt haben. Der Marinelli, der bei Lessing den Prinzen langsam und allmählich, mit dämonischer Gewalt, in seine Netze zieht, ist in der Tat ein „Teufel“, ein leisetretender, versteckter, unberechenbarer, niemals auszulernender Bösewicht. Im heutigen Burgtheater, wo man fast lieber mit dem Rücken gegen das Publikum als vor ihm spielt, ist Herr Devrient der einzige Schauspieler, der mit besonderer Vorliebe en face spielt und sich mit Wort und Blick an das Parterre wendet; nicht bloß im Monolog, wo das bei ihm Regel ist, sondern oft genug auch im Dialog. Nur bei der Katastrophe in der „Emilia Galotti“ hat er uns den Rücken zugekehrt; und wir hätten doch so gern gewußt, wie es Marinelli zu Mute ist? Herr Devrient ist ein vortrefflicher Tybalt, das haben wir erst neulich wieder gesehen; aber ein Marinelli ist er nicht. Hoffentlich kommt die Rolle doch noch an den, dem sie gehört, nämlich an Herrn Kainz.

Das Bürgerhaus war nach meinem Gefühl von dem Hofe zu schroff abgetrennt. Denn wenn der Offizier Odoardo sich auch immer als Bürgerlicher im Gegensatz zu den Hofkreisen fühlt, so ist er doch Oberst und ein Graf wirbt um seine Tochter, ohne zu ihr herabzusteigen. Nicht nur die Dekoration des zweiten Aktes schien mir zu niedrig gegriffen; auch die Darstellerin der Mutter, Frau Schmittlein, rückte die Familie Galotti in eine tiefere Sphäre herunter und ihr Schmerzensschrei nach der Tochter war mehr der Ausbruch eines halb wahnsinnigen Weibes aus dem Volke, als einer Dame, die den römischen Namen Claudia führt. Der schwächste Punkt in der ganzen Vorstellung war wohl der alte Galotti. Es ist ja in der physischen Ausstattung des Herrn Pittschau begründet, daß bei ihm alles nur gewaltsam, fast konvulsivisch zum Ausdruck kommt. Nur mit Gewalt und mit Mühe werden die vollen und kräftigen, aber unedlen und schlecht artikulierten Töne aus dem Gehege der Zähne gestoßen; feinere Nuancierung macht schon seine Tonbildung und Sprechweise unmöglich. Herr Pittschau gehört zu den überlauten Schauspielern, die bei dem feinhörigen Publikum des Burgtheaters immer einen schweren Stand hatten. Und das Mienenspiel ist leider auch auf diesen forcierten Ton gestimmt. So war denn der ganze Odoardo kaum etwas anderes als eine physische Kraftprobe, der es an Geist und an Seele gebrach.

Leider standen auch die Episoden nicht auf der sonstigen Höhe des Burgtheaters. Noch weniger als die Lady Milfort gehört die Orsina zu den guten Rollen der Frau Bleibtreu, der exzentrische Naturen, die einen leidenschaftlichen Gedanken in wilden Sprüngen verfolgen, ebensowenig liegen wie Frauen von dämonischer, berückender Sinnlichkeit. Auch der Angelo (den Baumeister seinerzeit zwar in weniger drastischer Maske, aber mit nie ausbleibender Wirkung gespielt hat), der Maler Conti und sogar der Rat Rota wollten dieses Mal nicht verfangen.

Das Auftreten der Bauern, ein Überbleibsel der früheren Inszenierung, sollte man ganz abschaffen. Der Stil der „Emilia Galotti“ duldet keine Komparserie; er kennt nicht einmal Ensembleszenen, geschweige denn Massenszenen.

Auch mit dem Romeo, dem Liebhaber in Reinkultur, hat Herr Gerasch Glück gehabt. Er spielt ihn gottlob nicht in der zappeligen Manier, in der die Nachfolger Kainz' ihr Vorbild zu überbieten streben; sondern er sucht die Mitte zwischen den lyrischen Tenoren alten Stils und den Zappelfritzen der Neuzeit zu behaupten. Er scheint nicht ohne lyrische Empfindung zu sein; sie kommt aber in dem blumigen und bilderreichen Stil des jungen Shakespeare oft nur geziert heraus. Ob sie dennoch echt ist, müssen andere Rollen lehren. Jedenfalls ist der Debutant unter den Liebhabern des heutigen deutschen Theaters ein weißer Rabe und unter dem jüngeren Nachwuchs des Burgtheaters eine der erfreulichsten und hoffnungsvollsten Erscheinungen. Wenn er hält, was er verspricht, ist ihm und dem Burgtheater Glück zu wünschen. J. Minor.

Von der Woche.

25. März. Sechzehnter österreichischer Ärztevereinstag in Wien.

27. Der Kaiser empfängt das ungarische Ministerium in gemeinsamer Audienz. — Erzherzog Franz Ferdinand trifft in Vertretung des Kaisers zum Besuche des Königs von Sachsen in Dresden ein. — 399. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Wahl des Wahlreformausschusses, der öffentlich erklärt wird. Die Abgeordneten Schönerer und Genossen, ferner Wolf und Genossen stellen Dringlichkeitsanträge, durch welche die Regierung aufgefordert werden soll, einen die Sonderstellung Galiziens anerkennenden Gesetzentwurf vorzulegen, der gleichzeitig mit den Wahlreformgesetzen in Kraft zu treten hätte. Der Ministerpräsident erklärt, die Regiernng halte an der Staatseinheit fest und müsse sich gegenüber jedem Versuch einer Lockerung des Staatsgefüges ablehnend verhalten.

28. 400. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Den Anträgen, betreffend die Sonderstellung Galiziens wird mit 155 gegen 134, respektive 153 gegen 147 Stimmen die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Abgeordneter Dr. Herold und Genossen stellen den Dringlichkeitsantrag, es möge „ein Ausschuß von 48 Mitgliedern gewählt werden, der einen Antrag, betreffend die Revision der Verfassungsgesetze vom Jahre 1867, und zwar im Sinne der historischen Rechte und der tatsächlichen Bedürfnisse einzelner Königreiche und Länder, mit Rücksicht auf die Gesetzgebung und Verwaltung auszuarbeiten und dem hohen Hause vorzulegen hätte“. — Konstituierende Sitzung des Wahlreformausschusses. Hofrat Marchet wird zum Obmann gewählt.

29. Sitzung des Wahlreformausschusses. — In der italienischen Kammer interpelliert der Deputierte Santini über die „rücksichtslose Sprache“ die die österreichische Presse gegen Italien und den König Viktor Emanuel führt.

30. Der Schweizer Ständerat genehmigt in Übereinstimmung mit dem Nationalrat den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn. — 401. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dem Antrage des Abgeordneten Dr. Herold sowie jenem des Abgeordneten Dr. Sobotka und Genossen, betreffend die Revision der Verfassung wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Die Regierungsvorlagen, betreffend die Erhöhung der Ruhegenüsse der Zivilstaatsbeamten und Diener im Wege der Selbstversicherung (2566. Beil. d. St. Pr.) und eine Erhöhung der normalmäßigen Pensionen der Witwen nach Zivilstaatsbeamten (2585.) werden in zweiter und dritter Lesung angenommen.

31. Eine außerordentliche Generalversammlung der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn in Wien genehmigt das Übereinkommen mit der Regierung, betreffend die Einlösung des einheitlich konzessionierten Hauptbahnnetzes und der Lokalbahnen sowie die Übernahme der Montanbahn in den Staatsbetrieb. — Konstituierende Versammlung des Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Wien.

Wien in der Wahlreform. In der „Volkswirtschaftlichen Wochenschrift“ weist an der Hand statistischer Daten Dr. v. Dorn in überzeugender Weise nach, welche ungerechte Behandlung die Reichshauptstadt Wien in der Regierungsvorlage über die Wahlreform gefunden hat. Statt als Symbol der Einheit des Reiches und als Knotenpunkt aller Fäden, welche in der Administration des Staatswesens zusammenlaufen müssen, bevorzugt zu werden, nimmt Wien eine ungünstigere Stellung als alle anderen Städte ein, welche mit eigenen Mandaten bedacht sind. In der Gesamtheit aller dieser Städte entfallen 52 Mandate auf 1·686 Millionen Einwohner und 64·6 Millionen Kronen Steuer, somit kommt im Durchschnitte je ein Abgeordneter auf 32.000 Einwohner und 1,244.000 K direkte Steuerleistung. In Wien (ohne Floridsdorf) entfallen dagegen nach den der Regierungsvorlage zu grunde liegenden Daten auf 1,479.861 Einwohner und 92,995.191 K Steuer 27 Abgeordnete. Es kommt somit im Durchschnitt je ein Abgeordneter auf 54.771 Einwohner und 3,444.263 K Steuer. Ebenso ungerechtfertigt ist auch innerhalb Wiens die Verteilung der Mandate auf die einzelnen Wahlbezirke. So wählen beispielsweise sowohl Simmering (XI.) mit 37.400 Einwohnern und einer Steuersumme von 654.000 K als auch Favoriten (X.) mit 128.400 Einwohnern und 2,656.000 K und der IX. Bezirk mit 92.000 Einwohnern und fast 5 Millionen Kronen Steuer je einen Abgeordneten. —v—

Zur Hebung des Fremdenverkehrs. Im Wartesaale des Wiener Westbahnhofes war in den letzten Tagen ein Teil jener Bilder zu sehen, die auf der österreichischen Ausstellung in London im Interesse der Hebung unseres Fremdenverkehres das reisende Publikum auf die Schönheiten unseres Landes aufmerksam machen sollen. An dem Zustandekommen dieser Reiseausstellung haben das k. k. Eisenbahnministerium, die Landes-

vertretungen mehrerer Kronländer, die Landesverbände zur Hebung des Fremdenverkehres, die Südbahngesellschaft und andere Interessenten in anerkennenswerter Weise mitgewirkt; die Durchführung ist einem Komitee anvertraut, an dessen Spitze Sektionschef Dr. Röll steht.

Auf die Veranstaltung derartiger Ausstellungen hat das Eisenbahnministerium schon seit mehreren Jahren sein besonderes Augenmerk gerichtet. Sowohl auf den Weltausstellungen in Paris 1900 und Saint Louis 1904 als auch in der kunstgewerblichen Ausstellung in London 1902 und der internationalen Ausstellung für Bekleidungswesen 1903 in St. Petersburg waren ähnliche Expositionen zu finden. Die künftige soll aber alle bisherigen übertreffen; sie wird in drei großen Sälen untergebracht sein, an welche sich ein vierter anschließt, der allein der Stadt Wien gewidmet sein wird. Der erste Saal ist für den Lloyd, Dalmatien und Istrien, der zweite für Krain, Kärnten, Vorarlberg und Nordtirol, der dritte für Südtirol, Salzburg und die übrigen Kronländer bestimmt. Der größte Teil der Bilder sind Vergrößerungen von Künstlerphotographien — viele darunter von Dr. Benesch — die in hübschen, einheitlichen Rahmen in Gesichtshöhe aufgehängt, einen fortlaufenden Fries darstellen werden. Mehr als zwanzig große Originalgemälde zeigen die schönsten Punkte unserer Alpen und die besuchtesten Badeorte, während der Verein für österreichische Volkskunde Erzeugnisse der Volkskunst und zahlreiche Trachten zur Ausstellung bringt. Das Eisenbahnministerium entwickelt überhaupt eine rege Tätigkeit zur Hebung des Reiseverkehrs und zur Heranziehung des ausländischen Publikums. Ein weitverzweigtes Netz von Agenturen und mehrere eigene Informationsbureaus — darunter eines auch in London — sind bestrebt, den Touristen nützliche Auskünfte zu erteilen. Künstlerische, in der Hof- und Staatsdruckerei meisterhaft hergestellte Plakate und reizend ausgestattete Publikationen, die massenhaft ins Ausland gesendet werden, sollen die Schönheiten Österreichs in Wort und Bild bekanntmachen. Ein besonderes Augenmerk wurde neuerdings auch auf den Reiseverkehr im Winter gelegt und eine eigene Broschüre handelt von dem Wintersport in unseren Alpen. Zahlreichen ausländischen Schriftstellern hat man Gelegenheit geboten, unsere schönsten Gegenden zu bereisen, um sie dann ihren Landsleuten zu schildern.

Mit Befriedigung muß auch konstatiert werden, daß alle diese Bestrebungen hübsche Erfolge aufzuweisen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Österreich heute ein beliebtes Ziel ausländischer Touristen geworden ist und insbesondere hat sich der Besuch von Engländern und Amerikanern in unseren Bergen in den letzten Jahren bedeutend gehoben. Wie wichtig die Fremdenindustrie für ein Land werden kann, sieht man am besten an der Schweiz und an Italien. Die „Schweizerische Handelszeitung" hat schon vor Jahren berechnet, daß die Fremden nahezu 200 Millionen Franken jährlich ins Land bringen und Italien sollen aus dieser Erwerbsquelle mehr als 300 Millionen Lire jährlich zufließen. An landschaftlichen Schönheiten steht Österreich hinter diesen Ländern nicht zurück, wie vor kurzem erst von einem anerkannten Fachmann und Gelehrten betont wurde. —r.

*

Lustspieltheater. Felix Dörmann hatte mit seiner Komödie „Die Frau Baronin" einen starken Erfolg. Er kam dem Publikum, wie es seinen Dörmann haben will: wienerischfesch, frivol, als Verkünder jener Halbwelt, in der man eher stirbt, als sich langweilt. Die Figur der Frau Baronin ist eine dramatische Charakterstudie aus den dunkleren, problematischen Tiefen der Gesellschaft. Ihre Zeichnung ist mit Hingebung entworfen; nur an einem Modell ist eine so „liebevolle" Vertiefung möglich. Man merkt gleich: hier ist dem Autor eine Natur begegnet, deren Genie bedeutender ist, als es die Erfindung eingeben könnte. Die Frau Baronin ist ein Genie der Lüge, der Hochstapelei; sie ist eine Artistin demoralisierter Phantasie. Heuchelei, Frechheit, Arroganz, Unverschämtheit, Schamlosigkeit, Frömmelei, Gesinnungslosigkeit nehmen — man möchte sagen — sympathische Züge an, durch das Pathos ihrer Überzeugung. Die Frau Baronin ist ebenso groß als Komödiantin wie als Finanzgenie. Sie hat das selbstherrliche, adelnde Bewußtsein des Ritters. Diese Dame mit Vorstadt-Kaffehaus-Herkunft schreckt vor keiner Gemeinheit zurück, um ihre betrügerische, freiherrliche Noblesse behaupten zu können. Ihre Kinder reißt sie in die Gemeinheit hinab, opfert sie auf, nicht ohne die Pose, die aufopfernde, hingebende Mutter zu sein. Das Stück ist diese eine Figur.

Dörmann war wieder nur referierend, schildernd. Das moralische Sprüchlein dazu überläßt er dem Publikum. Das will aber bei so heiklen Sachen schon den Dichter als Retter der Sittlichkeit hören. Hier wird die Gemeinheit nur wegen ihrer dekorativen und grotesken Wirkungen gezeigt. Schade, daß Dörmann nicht ein bißchen tiefer in die Seelen seiner Komödienleute sehen läßt, mehr Menschlichkeit lebendig werden läßt. Ganz leise, schattenhaft läßt er die Figuren ein inneres Leben führen. Der Lebemann Kramer, der Bücherverleiher Benedikt, der älteste Baron Hattenbach haben Lyrik, Empfindung, Wehmut. Der feinste Zug ist auch hier, wie in den „Ledigen Leuten", die Poesie

der aus dem Paradies Verbannten, an der Sehnsucht nach einem reineren Leben Leidenden.

Die Rolle der Baronin verlangt eine großzügige, aparte Schauspielerin. Am Lustspieltheater fand sie sie nicht. So fiel die eigentliche Wirkung weg. Ausgezeichnet und die weitaus interessanteste Gestalt war Herr Jarno als Kramer. Herr Straßny war sehr gut, aber dieser sonst eminent lebenswahre Schauspieler mischte sichtlich ein bißchen Theater in die Charakteristik Kapovars. Fräulein Hofteufel war nett, aber doch auch sehr schwach im Ausdruck; sie hat eine sehr liebliche, temperierte Gelangweiltheit. R. Holzer.

Raimund-Theater. Ist die Not am höchsten, scheint die Operette am nächsten. Im vergangenen Jahr hat das Josefstädter-Theater die Saison mit einer Operette abgeschlossen, heuer will das Raimund-Theater ein Gleiches tun. Der Unterschied in der Preisgabe der Hausüberlieferungen ist aber der: geschah es dort nur einem Gast, Frau Niese, zuliebe, liegt hier der Versuch vor, Fühlung zu gewinnen, ob die Operette im Hause Raimunds überhaupt willkommen geheißen würde. Das Publikum dachte sich offenbar: zu verlieren hätte es im Raimund-Theater ohnehin nichts mehr; es könne daher durch eine Programmerweiterung nur gewinnen. So sagte es denn ja und amen zu dem überstürzten Experiment, wiewohl die Operette, die unter dem Titel „Das Schwalberl aus dem Wiener Wald" als Versuchsballon aufgeflogen war, sich nur durch eine reichere und vornehmere musikalische Einkleidung von den öden Dutzendpossen unterscheidet, die man heuer im Raimund-Theater über sich hat ergehen lassen müssen. Wieder waren es Tanzweisen von Josef Strauß, die zu Operettenzwecken mißbraucht worden sind. Hat Fritz Sommer in ihrer Auswahl und Verarbeitung auch Geschmack und Geschick bewiesen, es blieb doch nur Stückwerk und man fühlte sich schließlich trotz der Mannigfaltigkeit der süßen Melodien von dem ewigen Dreivierteltakt wie in einen opiatischen Schönheitsrausch gelullt, dessen Nachwirkung nicht beglückte, sondern lähmte. Sollte das Raimund-Theater in der Pflege der Operette wirklich sein Heil suchen wollen, dann begibt es sich auf den schwanken Boden eines gefährlichen Konkurrenzkampfes. Noch vor einem Jahre stand es mit seinem trefflichen Volksstückensemble ohne Wettbewerb da. Als Operettenbühne müßte es mit drei anderen Wiener Bühnen einen Kampf auf Leben und Tod aufnehmen. Sonst dienen unsern Bühnenleitern stets Paris und Berlin zum Vorbilde. Nur eines wollen sie von ihnen nicht lernen: das Prinzip der künstlerischen Arbeitsteilung. — tr —

Bürgertheater. Wenn Tantièmenjäger vom Ehrgeiz ergriffen werden, nach dem Lorbeer eines modernen Dichters zu greifen, dann gibt es gewöhnlich eine Blamage. Das hat auch Robert Misch erfahren müssen, von dem das Bürgertheater unter dem Titel „Familienglück" eine Satire zur ersten Aufführung brachte. Der geschäftige Mann hat offenbar irgendwo einmal den philosophischen Ausspruch gelesen, daß um den Helden herum alles zur Tragödie und um den Halbgott alles zum Satirspiel wird. Und das Satirspiel erfreut sich auf der Bühne jetzt wieder einer besonderen literarischen Wertschätzung. Für Robert Misch Grund genug, aus dem papierenen Grabe seines durchgefallenen Lustspieles „Nachruhm" den Halbgott von einem jungen Künstler hervorzuholen und ihn in das Milieu einer Familie von ausgesuchter Schäbigkeit zu stellen. Wie nun dieser Halbgott von seinen nächsten Verwandten, Mutter und Geschwistern mit inbegriffen, verstoßen, und um sein Erbteil betrogen und dem Elend preisgegeben wird, weil er ein armes Mädchen entgegen ihrem Willen geheiratet hat, und wie sie sich heuchelnd und schmeichelnd wieder an ihn herandrängen, da es ihm gelungen ist, einen Erfolg zu erringen, das bildet den Inhalt der lendenlahmen Satire, die zugleich Rührstück und Milieustück sein möchte. Kein Wunder, daß es ihr bei dem dreifachen Ziele, das sie sich gesteckt hat, ähnlich ergeht, wie jenem Sonntagsjäger, der mehrere Hirsche zugleich erlegen wollte und darum ohne Beute heimkehren mußte. Im Deutschen Volkstheater wurde vor Jahresfrist eine Komödie von Misch nach der Generalprobe vom Spielplan abgesetzt. Sie führte den Titel „Biederleute". Unwillkürlich drängt sich einem bei der satirischen Verwandtschaft der Titel „Biederleute" und „Familienglück" die Vermutung auf, daß es ein und dasselbe Stück ist, das im Deutschen Volkstheater vor der öffentlichen Aufführung abgesetzt worden und im Bürgertheater durchgefallen ist. Es bedarf nicht erst der Bestätigung dieser Vermutung, damit erkannt werde, daß das Bürgertheater Hazard spielt. —pp.

Österreichische Rundschau, Heft 75. Redaktionsschluß 31. März 1906. Ausgegeben 5. April 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Von der im Verlag Carl Fromme erscheinenden Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte ist soeben das 11. Heft des Schlußbandes ausgegeben worden, dessen Verfasser Professor Jakob Zeidler ist. Er zeigt in diesem Hefte, das die heitere Altwiener Theaterzeit vom Kasperl bis Raimund behandelt, die Geschichte der „Zauberflöte“ nach neuen Gesichtspunkten und gibt eine Analyse des „Donauweibchens“ und verwandter „Volksmärchen“, endlich die völlig neue Darstellung der „Pumpernickeliade“. Die überschäumende Lustigkeit des Stoffes weiß der Verfasser in dem Kapitel: „Parodie und Travestie“ zur Anschauung zu bringen. Im dritten Kapitel schildert Zeidler die „Lokalposse“ und verfolgt sie bis Bäuerles „Bürger von Wien“ (1813) mit der Figur Staberls.

Die Verlagsanstalt G. Freytag & Berndt hat soeben einen Verkehrsplan von Wien 1906 erscheinen lassen, der auf Grundlage amtlicher Daten und mit peinlichster Beachtung der Veränderungen im Weichbilde Wiens ausgeführt wurde.

Die erste Serie von Ludwig Ganghofers Gesammelten Schriften, Volksausgabe in 10 Bänden, wird in 38 vier bis fünf Bogen starken Lieferungen à 40 Pf., 48 h oder 55 Cts. und in 10 Bänden à M. 1·50, 1 K 80 h oder 2 Franken zur Ausgabe gelangen und folgende Romane und Geschichten enthalten: Schloß Hubertus, Der Herrgottschnitzer von Ammergau, Hochwürden Herr Pfarrer, Der Jäger von Fall, Edelweißkönig, Der Unfried, Der laufende Berg, Die Martinsklause, Das Gotteslehen, Der Klosterjäger. Die Lieferungen werden wöchentlich und die Bände monatlich erscheinen. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Die wahren Ursachen der Katastrophe von 1806 deckt im Aprilheft der Deutschen Rundschau durch sorgliche historische Rückblicke C. Freiherr von der Goltz auf, um manche irrigen, allgemein verbreiteten Ansichten zu berichtigen. Seine Eindrücke und Erlebnisse in Warschau und Moskau schildert der bekannte englische Publizist Sidney Whitman; über die politische Parteigruppierung in England unterrichtet ein Artikel von Theodor Lorenz. Zum „hundertjährigen Geburtstag des Dichters Anton Alexander Grafen von Auersperg“ behandelt Johannes Proelß auf Grund neuer Quellen die Beziehungen zwischen Anastasius Grün und Nikolaus Lenau. Auch mehrere kleinere Artikel sind literarischen und künstlerischen Fragen gewidmet; Eleonore von Bojanowski bespricht einen italienischen Leitfaden zur Frauenfrage; von dem Berliner Gastspiel des Moskauer künstlerischen Theaters berichtet Eugen Zabel; auf den Briefwechsel zwischen Luise von François und Konrad Ferdinand Meyer weist Adolf Frey hin, hervorragende Erscheinungen der Neueren Belletristik unterzieht Otto Frommel einer feinsinnigen Kritik Mit einer eingehenden Übersicht über Ein Jahrhundert deutscher Malerei führt Walter Gensel in die Berliner Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie ein. Eröffnet wird das Heft mit einer Novelle Onkel Julians Vermächtnis von Margarete Siebert, einer durch feinsten Humor und sicherste Charakteristik gleichmäßig ausgezeichneten neuen Arbeit dieser zuerst durch die Deutsche Rundschau bekannt gewordenen Dichterin.

Büchereinlauf.

Rinnender Sand. Ostseegeschichten von Karl Rosner. Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.

Franz Blei. Die Kultur: „Von amoureusen Frauen“ Berlin, 1906. Bard Marquardt & Co.

Artur Schnitzler, Marionetten. Berlin, 1906. S. Fischer Verlag.

E. v. Keyserling. Schwüle Tage. Berlin, 1906. S. Fischer, Verlag.

Dr. Richard Wahle. Mechanismus des geistigen Lebens. Wien, 1906. Wilhelm Braumüller.

Dr. Oskar Ewald. Kants Methologie. Berlin, 1906. Hofman & Co.

Ferdinand Bernt. Zwischen zwei Sprachen. Leipzig, 1906. L. Staackmann.

Hermann Dahl. Harald Atterdal. Berlin, 1906. Fontane & Comp.

Karl Hans Strobl. Die gefährlichen Strahlen. Berlin, 1906. Fontane & Co.

Paul Meyerheim. Adolf v. Menzel. Berlin, 1906. Gebrüder Paetel.

Albert Geiger. Die Legende von der Frau Welt. Karlsruhe, 1906. J. Bielefelds Verlag.

Tristan. Ein Minnedrama von Albert Geiger. Buchschmuck von Hellmut Eichrodt. Karlsruhe, 1906. J. Bielefelds Verlag.

Albert Geiger. Ausgewählte Gedichte. Karlsruhe, 1906. J. Bielefelds Verlag.

Die Zukunft Rußlands. Von Rudolf Martin. 1. bis 5. Tausend. Leipzig, 1906. Dietrichs Verlagsbuchhandlung.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 76: 7. April 1906.

Entstaatlichung, nicht Verstaatlichung.

Ein Beitrag zur Eisenbahnverstaatlichungsfrage von Zebegényi-Gründorf, Generalinspektor der kgl. ungar. Staatsbahnen i. R.

Vor etwa zehn Jahren wurde der letzte große Verstaatlichungsversuch der österreichischen Regierung endgültig eingesargt. Der wohlbegründeten Kritik des Abgeordnetenhauses hatte weder die weit ausholende Aktion des geistvollen Dilettanten Grafen Wurmbrand, noch die bloß auf die Nordwestbahn beschränkte Einlösungsvorlage des verdienstvollen Generals und Eisenbahnministers von Guttenberg standzuhalten vermocht. In dem einen Falle hat der Budgetausschuß, im anderen der Eisenbahnausschuß die Bestattung vollzogen. Alle unbefangenen, sachkundigen Leute atmeten erleichtert auf, war doch Österreich im letzten Augenblicke vor einer schweren Gefahr bewahrt worden. Nimmermehr hätte ich gedacht, daß die Lehren jener Zeit so rasch vergessen sein würden, daß schon nach wenigen Jahren die Regierung den Wagemut und der Reichsrat genug leichten Sinn aufbringen würden, das Tänzchen von neuem zu beginnen. Nimmermehr hätte ich gedacht, daß ich mich durch solche Vorkommnisse noch im 75. Lebensjahre gezwungen fühlen würde, zu der Eisenbahnverstaatlichungsfrage das Wort zu ergreifen, um, aus meinen reichen persönlichen Erfahrungen schöpfend, laut und eindringlich zur Einsicht und Umkehr zu mahnen.

Ich bin gewiß kein grundsätzlicher Gegner des Staatsbahnsystems, denn ich habe es in Preußen hochschätzen gelernt. Dort ist hiefür auch fruchtbarer Boden vorhanden. Es war 1864, als ich den Eisenbahntransport des österreichischen Kontingents im Kriege gegen Dänemark einleitete und als Linienkommandant so anstandslos durchführte, daß Gablenz erklärte: „Die Versetzung des 6. Korps aus Österreich nach Holstein war nur eine Spazierfahrt!" Wie sehr wurde meine damalige Aufgabe erleichtert durch das tadellose Funktionieren des gesamten preußischen Verwaltungsapparates.

Mehr noch für den Fachmann, als für den Laien, hat der Gedanke etwas Blendendes, Bestrickendes, die sämtlichen Eisenbahnen eines großen Staatsgebildes in einer festen Hand zu wissen, die ganzen Verkehrseinrichtungen, die ganze Tarifpolitik einem auf große Ziele gerichteten Willen unterworfen zu sehen. Da kann man auch die mit dem Staatsbahnsystem untrennbar verbundenen Mängel in den Kauf nehmen. Zunächst den bureaukratisch-schwerfälligen Apparat, der dem inneren Wesen eines modernen Verkehrsunternehmens so recht eigentlich widerspricht, dann den Mangel einer tatkräftigen Initiative, deren wirksamste Triebfedern doch

immer der Erwerbsinn und das materielle Eigeninteresse bilden werden. Unter Umständen können die Vorteile immerhin noch überwiegend sein. Aber eines schickt sich nicht für alle. Preußen vermag seine Staatsbahnen gut zu verwalten, weil es über einen national einheitlichen, stramm disziplinierten Beamtenkörper verfügt, der keine Einmengung in seinen Wirkungskreis von unberufener Seite duldet.

Anderwärts, in Amerika, England und Frankreich, hat man das Staatsbahnsystem aus guten Gründen vermieden. In Italien hat man es kürzlich nur der Not gehorchend eingeführt. Die Bahnen waren dort Eigentum des Staates, die Pachtverträge mit den Privatgesellschaften abgelaufen und ihre Erneuerung begegnete schier unbesiegbaren Hindernissen. Der Druck einer irregeleiteten öffentlichen Meinung tat ein übriges. So hat der italienische Staat den Betrieb seiner Bahnen selbst übernommen. Man kann jedoch schon heute sagen, daß dieser Versuch sich als schwerer Mißgriff darstellt. Niemals vorher hat ein so trostloser Wirrwar im italienischen Eisenbahnverkehr geherrscht wie jetzt. Ein Sturm des Unmutes geht durch das ganze Land und hat erst vor einigen Wochen wieder eine Regierung weggefegt. Man hat die Träger eines Systems geopfert, ohne einzugestehen, daß das System selbst nichts taugt — wenigstens in Italien nicht!

Bei uns liegen die Verhältnisse für den Staatsbetrieb in mancher Beziehung noch ungünstiger. Dieser traurigen Einsicht kann ich mich nicht verschließen, weil ich mein Vaterland aus ganzem Herzen liebe. Gerade weil ich es so liebe, will ich es vor Schaden bewahren. Mag das Mittel, das ich anwende, auch schmerzhaft sein; ich weiß kein anderes als die klare Darlegung der Verhältnisse.

Die innerpolitischen Wirren haben das ganze Reich vergiftet, jede Nation blickt auf die andere mit Neid und Mißtrauen, jede fühlt sich in ihren heiligsten Volksrechten verkürzt und begehrt stürmisch ihren Anteil an der Verwaltung. In diesem selbstmörderischen Kampfe aller gegen alle ist der Reichsrat auf dem Wege, sein Bestes einzubüßen: das Vertrauen der Völker und die Achtung der Regierung. Was aber die Volksvertretung in ihrer Gesamtheit an Würde und Ansehen verloren hat, das scheinen die einzelnen Abgeordneten an persönlichem Einfluß auf die Staatsverwaltung gewonnen zu haben. Man kann dies am besten bemerken, wenn bei jedesmaligem Beginn einer Reichsratsession die Herren Abgeordneten aus der Provinz nach Wien kommen und mit langen Wunschzetteln in den Händen die verschiedenen Zentralstellen abgehen. Das ist die Zeit, welche die Präsidialbeamten und Referenten der Ministerien am meisten fürchten. Sie bringt ihnen gar viel Mühe, Verdruß und Überzeugungsopfer. Und wie mannigfach sind die Wünsche der Herren Abgeordneten gerade auf dem Gebiete der Staatsbahnen! Da gilt es, neue Züge, neue Haltestellen, neue Ausnahmstarife zu erwirken, die Zentralleitung auf die ausgezeichneten Eigenschaften eines bisher verkannten Beamten aufmerksam zu machen oder hoffnungsvollen, jungen Volksgenossen zur Aufnahme in den Eisenbahndienst zu verhelfen, und noch manches andere, von dem ich lieber schweigen will.

Wie sehr müssen derartige unbefugte Einflüsse, die man bei uns infolge der eigenartigen innerpolitischen Verhältnisse hinzunehmen sich gezwungen sieht, die staatliche Verwaltung stören und sie persönlichen Zwecken dienstbar machen, die mit den großen wirtschaftlichen Aufgaben des Staatsbetriebes nichts gemein haben!

Natürlich wissen sich derartige politische Übergriffe auch auf organisatorischem Gebiete zur Geltung zu bringen. Alle Welt weiß und der Ministerpräsident selbst hat es erst kürzlich in öffentlicher Parlamentssitzung erklärt, daß die gegenwärtige Organisation der Staatsbahnen schwere Mängel besitzt. Aber wer wollte es unternehmen, daran nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu bessern? Man wagt es nicht einmal, eine der vielen überflüssigen Staatsbahndirektionen aufzuheben, die längst nicht mehr bestehenden dienstlichen Bedürfnissen oder politischen Gefälligkeiten, vielleicht auch bloß dem blanken Zufall ihr Dasein verdanken, dabei aber die Verwaltung unnötig verteuern und erschweren. Aber wehe dem, der daran rühren wollte. Man denke sich nur: „nationale" Direktionen, bei deren Abgrenzung nicht Verkehrsbedürfnisse, sondern Sprachzonen maßgebend sind, bei deren Besetzung nicht persönliche Fähigkeit, sondern nationale Zugehörigkeit entscheidet; also hochpolitische Erwägungen für ein rein wirtschaftliches Unternehmen! Wahrlich, es gibt kein beredteres Zeugnis für die völlige Uneignung Österreichs zum Staatsbetriebe.

Durch das verderbliche Überwuchern politischer Einflüsse auf wirtschaftlichem Gebiet ist es so weit gekommen, daß selbst die Verstaatlichung einer Bahn als reines Politikum behandelt wird. So soll jetzt die Nordbahn eingelöst werden. Gewichtige wirtschaftliche Erwägungen sprechen dagegen, daß der Staat diese trefflich verwaltete Bahn übernimmt, die alle wirklichen Verkehrsbedürfnisse in einwandfreier Weise erfüllt hat, und das durch Gewährung einer Rente, die auf einer Periode bedeutender Einnahmensteigerung fußt. Daß der Staat die Nordbahn jetzt übernimmt, wo man weder die Wirkung des großen Eisenbahnerstreiks, noch die der neuen Handelsverträge genau zu beurteilen vermag, gerade jetzt, da man eben daran ist, der Nordbahn durch Ausbau der Wasserstraßen auf Staatskosten eine vielleicht sehr empfindliche Konkurrenz zu schaffen, deren Einfluß auf die künftige Ertragsfähigkeit der Bahn sich gar nicht voraus ermessen läßt, das ist für mich unfaßbar.

Aber um all das kümmert man sich nicht! Der Polenklub wünscht aus nationalen Gründen die Verstaatlichung. Die Tschechen stimmen der Nordbahnverstaatlichung zu, wahrscheinlich weil man ihnen versprochen hat, auch die Staatseisenbahngesellschaft und die Nordwestbahn einzulösen, deren bisher von Wien aus geleitete Verwaltung ihnen seit Jahren ein Dorn im Auge ist. Und die Deutschen, um deren nationalen Besitzstand der ganze Handel geht, glauben als doktrinäre Verstaatlichungsfreunde nicht widersprechen zu dürfen. Ihre nationalen Bedenken werden sich vielleicht mit dem Linsengericht einer neuen „deutschen" Staatsbahndirektion in Böhmen beruhigen lassen. Die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Reiches,

die staatsfinanziellen Interessen, wer fragt danach? Die „heiligen, ewig unveräußerlichen Rechte" der einzelnen Nationen und Natiönchen sind auch bei den rein wirtschaftlichen Angelegenheiten des Gesamtreiches ausschlaggebend. Über alles andere wird zur Tagesordnung übergegangen.

Politische Einflüsse haben die unglückliche Organisation der Staatsbahnen aufbauen geholfen, politische Rücksichten werden jede vernünftige Umwandlung zu verhindern wissen. Eine Heilung könnte doch nur darin gefunden werden, daß man die Zahl der Staatsbahndirektionen wesentlich verringert, ihre Machtbefugnis aber in gleichem Maße steigert. Nur so würde man ihnen die volle Verantwortung für ihre Direktionsbezirke überweisen können. Das ist aber schlechterdings unmöglich, wenn die Staatsbahndirektionen, wie die Erfahrung zeigt, immer mehr und mehr einen streng nationalen Zuschnitt erhalten. Bei allen Nationen Österreichs, mit alleiniger Ausnahme der Deutschen, tritt die Neigung nach Verländerung des Eisenbahnwesens immer entschiedener zutage. Man würde diese für die Reichsinteressen so gefährliche Bewegung nur noch begünstigen, wollte man, unter den heutigen Verhältnissen, den Wirkungskreis der nationalen Staatsbahndirektionen erweitern. Darum muß auch fürderhin die eigentliche Verwaltung der Staatbahnen der Zentralstelle vorbehalten bleiben, die diese Aufgabe für das ganze große Staatsbahnnetz in gedeihlicher Weise füglich gar nicht lösen kann, da sie viel zu weit von den einzelnen Pulsadern des Verkehrs entfernt liegt und zudem als Ministerium ein rein bureaukratisches Amt ist und bleiben wird. Naturgemäß muß sich dieser Zustand noch verschlechtern, falls das Staatsbahnnetz vergrößert werden sollte. Es würde also wieder aus politischen Erwägungen eine Einrichtung aufrecht erhalten, die sich nicht bewährt hat, gewissermaßen als das kleinere Übel. So bleiben die natürlichen Kompetenzen auch weiterhin verschoben, so werden dem Staatsbetriebe auch fürder Dienststellen fehlen, die die volle Verantwortung für ihn übernehmen können. Auch in Hinkunft werden die wirtschaftlichen Verkehrsbedürfnisse zwischen dem Ministerium und den Staatsbahndirektionen hin- und herpendeln, ohne daß man weiß, an wen man sich zu wenden hat, bei diesem viel zu weitläufigen, viel zu schwerfälligen Apparate.

Ganz anders verhält es sich beim Privatbetriebe. Hier ist die Macht und Verantwortung in den Händen des leitenden Direktors vereinigt, der in den wichtigen Fragen, die der Tag bringt, die Entscheidung bereits getroffen haben kann, bevor der Staatsbahndirektor noch dazu gekommen ist, seinen ersten Bericht an das Ministerium zu leiten.

Sehen wir uns nun an, was das in der Praxis bedeutet. Ein Industrieller will eine Fabrik bauen. Er geht zum Staatsbahndirektor seines Bezirks und teilt ihm den Plan mit. Der verweist ihn zunächst auf den schriftlichen Weg, um ein ausreichendes Aktenmaterial für seinen Ministerialbericht zu gewinnen. Der Bericht geht dann glücklich nach einigen Wochen, eventuell Monaten ab. Im Ministerium wandert er von einem Departement zum andern, bis alle ihr Gutachten abgegeben

haben. In der Regel wird man mittlerweile noch einige Ergänzungsberichte von der Staatsbahndirektion verlangen. Da diese Direktionsbezirke vielfach ineinandergreifen, müssen unter Umständen auch noch die Nachbardirektionen gehört werden. Darüber vergehen wieder Wochen und Monate. Unterdessen kann sich die Konjunktur von Grund aus geändert haben, oder es sind unvorhergesehene Hindernisse eingetreten, kurz der ganze Aktenberg ist für den Papierkorb reif geworden. Und beim Privatbetrieb? Da läßt der Direktor die Vorstände der beteiligten Dienstabteilungen rufen und berät mit ihnen in Gegenwart des Projektanten die ganze Angelegenheit. In kurzer Zeit ist nach Genehmigung der Verwaltung die Entscheidung getroffen, die bei dem schwerfälligen Apparat des Staatsbetriebes im besten Falle viele Monate Wartezeit erfordert. Das vorstehende Beispiel ließe sich beliebig variieren. Es kommt immer dasselbe oder ein ähnliches Ergebnis heraus. Das liegt in der Natur der Sache und wird sich kaum ändern, so lange in Österreich der Staatsbetrieb aufrechterhalten werden will.

Was sagt denn die Industrie dazu, daß noch weiter verstaatlicht werden soll? Nun, einer ihrer großen Verbände nach dem andern hat sich erhoben und mit aller Entschiedenheit gegen die Fortsetzung der Verstaatlichung protestiert. Ihre ernsten und sachlich eingehend begründeten Kundgebungen sind vorläufig überhört worden. Was haben auch die berufenen Vertreter von Handel und Industrie in einer rein wirtschaftlichen Frage drein zu reden, deren sich bereits die hohe Politik bemächtigt hat!

Die in Österreich unheilbaren Organisationsmängel des Staatsbetriebes müssen natürlich auch auf allen anderen Gebieten fühlbar werden, wo die innere Einrichtung der Verkehrsanstalten den Ausschlag gibt. Insbesondere auf eisenbahnmilitärischem Gebiete. Die Eisenbahn zählt zweifellos zu dem wichtigsten Rüstzeug des Staates. Der Wert der ganzen Wehrmacht hängt davon ab, daß die Eisenbahn im Ernstfalle ihre Schuldigkeit tut. Nun ich sage es rund heraus, daß mir auch für diesen Zweck der Privatbetrieb geeigneter erscheint als der Staatsbetrieb. Dafür sprechen meine eigenen Erfahrungen und die meiner Kriegskameraden, die im aktiven Militärdienst verblieben sind. Niemals habe ich in dieser Hinsicht etwas anderes erlebt oder erfahren, als daß die Privatbahnen allen billigen Wünschen der Kriegsverwaltung mit einer uneingeschränktes Lob verdienenden Bereitwilligkeit und Raschheit nachgekommen sind. Und was sie im Ernstfalle vermögen, davon zeugen die glänzenden, noch unvergessenen Leistungen der österreichischen Privatbahnen in den Kriegsjahren 1859, 1864 und 1866. Die österreichischen Staatsbahnen hatten diesfalls noch keine Gelegenheit sich zu erproben. Ich bin zwar ganz überzeugt, auch sie werden ihre volle Pflicht tun. Im Frieden aber geht der Verkehr der Armeeverwaltung mit den Staatsbahnen sicher nicht so rasch und glatt, wie mit den Privatbahnen.

Die Staatsbahnen sind auch in einer viel schwierigeren Lage. Von der bureaukratisch erstarrenden Diktatur des Obersten Rechnungshofes ganz abgesehen,

steht ihr Budget auch unter strengster Überwachung des Finanzministeriums. Wenn ein neuer Diurnistenposten bei der Staatsbahndirektion Stanislau oder eine neue Aushilfsdienerstelle in Innsbruck geschaffen werden soll, muß erst der Referent des Finanzministeriums entscheiden, ob ein dienstliches Bedürfnis hiefür vorhanden sei. Das traurige finanzielle Ergebnis des Staatsbetriebes hat diesen in solche Abhängigkeit von der Finanzverwaltung gebracht. Vom staatsfinanziellen Standpunkt aus war das vermutlich notwendig. Für die Verwaltung der Staatsbahnen aber schafft es zweifellos Schwierigkeiten und Hemmnisse der lästigsten Art. Und nun denke man sich die Verlegenheiten des Staatsbetriebes, wenn es sich gar um eine namhaftere Auslage handelt, die von der Kriegsverwaltung beansprucht wird. Wieder kommt es zu förmlichen Aktenbergen, diesem Erbübel jeder bureaukratischen Verwaltung, bevor die endgültige Entscheidung gefällt werden kann, während in der gleichen Zeit bei der Privatbahn die neuen Verladerampen, die neuen Wasser- oder Kreuzungstationen, um die es sich gerade handelt, längst errichtet sind.

Das mag auf den ersten Blick nebensächlich erscheinen. Aber wer kann den inneren Zusammenhang der Geschehnisse ermessen? Von einem scheinbar ganz untergeordneten Umstand kann es abhängen, ob ein Truppenkörper zur rechten Zeit auf einem bestimmten Platz eintrifft. In schier zahllosen Fällen hat die Kriegsgeschichte den alten Wahrspruch: „Kleine Ursachen — große Wirkungen" mit drastischen Beispielen belegt.

Die öffentliche Meinung glaubt freilich, daß die Heeresverwaltung in allen solchen Fragen einfach zu befehlen hat. Das ist aber ein Märchen. Wenn es wirklich so wäre, dann hätte Österreich nicht den schweren Schicksalsschlag erlebt, den die Art der Beilegung des vorjährigen Eisenbahnerstreiks für das ganze Reich, für seine politischen und wirtschaftlichen Interessen, bedeutet. Hier komme ich auf einen allerdings bitterbösen Fall zu sprechen, dessen verhängnisvolle Tragweite man noch immer nicht zu ermessen scheint. Es war dies der erste große Streikversuch, der im Eisenbahnwesen Österreichs gewagt wurde, und schon dieser Versuch hat mit einem seine Urheber wohl am meisten überraschenden Erfolge der Ausständigen geendet.

Auf den Staatsbahnen hat die Sache angefangen, was wieder bezeichnend ist und darin seine Erklärung findet, daß das Personal bei den Privatbahnen im allgemeinen und wohl auch im besonderen besser entlohnt ist. Es war ein Unglück, daß der Streik auf den Staatsbahnen ausbrach, wo er einem ängstlichen, zu allerlei politischen Rücksichten verpflichteten, schwerfälligen Apparat begegnete. Auf einer Privatbahn hätte man gewiß sofort entscheidend eingegriffen und die Bewegung im Keime erstickt. Dafür spricht, von anderen Beispielen abgesehen, die Art und Weise, wie die Staatseisenbahngesellschaft um die Wende des vorigen Jahrhunderts drei aufeinanderfolgende Ausstandsbewegungen in ihren gewerblichen Betrieben mit zielbewußter Entschlossenheit und Tatkraft beendet hat. Beim Staatsbetriebe war das gar nicht möglich. Der betreffende Staatsbahndirektor mußte ja

erst an das Ministerium berichten. Mittlerweile griff der Streik um sich und wurde auch auf die benachbarten Privatbahnen übertragen. Man weiß ganz gut, daß das Personal der Privatbahnen anfangs nur zögernd und widerwillig, sozusagen zum Scheine bloß, mitging. Die Kameraden von den Staatsbahnen konnten doch nicht vollständig im Stiche gelassen werden. Auch die sozialdemokratische Parteileitung war, wie aus den Erklärungen ihrer Presse hervorging, keineswegs mit dem Streik einverstanden. Offenbar besorgte sie ein allgemeines Auflodern der öffentlichen Meinung und eine schwere Niederlage der Arbeiterschaft. Als dann der Ausstand trotz ihrer wohlgemeinten Warnungen weitere Kreise zog, mußte sie schlechterdings mittun.

An der Spitze der Staatseisenbahnverwaltung steht derzeit ein ganz vortrefflicher Mann, dem ich die vollste Hochachtung zolle: ein Mann von seltenem Sachwissen, von durchdringendem Blick und kräftigem Willen. Er wollte der drohenden Bewegung mit aller gebotenen Entschiedenheit entgegentreten, und seinem Entschluß entsprang der bekannte Ministerialerlaß, der jedes Verhandeln mit den Streikenden ablehnte.

Aber Einflüsse haben die Staatseisenbahnverwaltung genötigt, sich in langatmige Verhandlungen einzulassen, während der Streik noch fortdauerte. Entlassen wurde niemand. Nachdem dieser Weg betreten war, mußten auch die Privatbahnen folgen. Ich bin überzeugt, daß Herr von W r b a und seine sachkundigen Räte diese Lösung beklagt haben. Gewiß nicht, weil sie den armen Teufeln von Eisenbahnarbeitern die geringe Aufbesserung ihres Lohnes mißgönnten, sondern nur deshalb, weil sie sich der verhängnisvollen Tragweite dieses Schrittes bewußt sein mußten.

Ja wenn das nur eine Privatangelegenheit zwischen einem Unternehmer und seinen Arbeitern gewesen wäre! Aber es hat sich hiebei um eine eminent öffentliche Sache gehandelt. Die Eisenbahnen sind das wichtigste Wirtschaftsinstrument des Staates. Sein Lebensblut stockt, wenn der Verkehr stille steht. Und nun hat man ohne Widerstand die Macht über die Verkehrsmittel ausgeliefert. Ich wage es gar nicht auszudenken, welche Folgen dieser Fehler in einem Mobilisierungsfalle zeitigen kann. Welchen Wert hat die ganze Wehrkraft, für deren Erhaltung die Steuerträger alljährlich Hunderte von Millionen opfern, wenn im Ernstfalle die Eisenbahnen versagen? Und ist man dessen so sicher, daß dann die „Organisation" mit den Verfügungen der Staatsgewalt einverstanden sein wird? Ich vermag es mir nicht anders zu denken, als das die leitenden Personen der Heeresverwaltung von dem Ausgang des Streiks noch peinlicher berührt waren als die Staatseisenbahnverwaltung und die Verwaltungen der Privatbahnen.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, wenn ich mich mit der bisherigen Ausführlichkeit auch über die freilich gewiß nicht minder wichtige tarifarische und staatsfinanzielle Frage äußern wollte. In tarifarischer Hinsicht will

ich nur bemerken, daß ich auch auf diesem Gebiete dem Privatbetrieb entschieden den Vorzug einräume. Die Vorteile einer sich über das ganze Staatsgebiet erstreckenden einheitlichen Tarifpolitik sind freilich ganz außerordentlich groß. Aber es ist wohl nur ein Mangel der Konzessionsurkunden, wenn sich der Staat auch auf den Privatbahnen nicht eine gewiße Tarifhoheit gewahrt hat. Gerade bei der Nordbahn war das der Fall. Und es ist der Staatsverwaltung bereits gelungen, den Verkehrsinteressenten der Nordbahn alle Begünstigungen der Tarifeinheit mit den Staatsbahnen zuzuwenden. Demnach ist auch in tarifarischer Hinsicht die Verstaatlichung der Nordbahn überflüssig.

Wenn der Staat heute daran gehen wollte, mit den bestehenden Privatbahnen neue Konzessionsverträge abzuschließen, so wäre es ihm wohl ein leichtes, die gleichen Gerechtsame zu erwerben, die er der Nordbahn gegenüber besitzt. Es könnten also auch ohne Verstaatlichung die wichtigen Vorteile eines einheitlichen Tarifsystems mit der Zeit erreicht werden. Anderseits ist es wohl kein Zweifel, daß der Privatbetrieb mit seiner einfachen, dem kommerziellen Leben angepaßten Organisation die tarifarischen Interessen des Publikums viel rascher und besser zu wahren weiß, als dies der buraukratischen Verwaltung der Staatsbahnen jemals möglich sein wird. Man muß billigerweise zugestehen, daß die Privatbahnen schon heute ihren großen wirtschaftlichen Aufgaben aufs beste nachkommen. Trotz der im ganzen höheren Tarife der Privatbahnen haben sich Handel und Industrie durch sie gewiß nicht minder glänzend entwickelt als durch die Staatsbahnen. Für den Exportverkehr haben aber auch die Privatbahnen aus patriotischem Interesse die denkbar größten Opfer gebracht.

Was nun die finanzielle Frage anlangt, so will ich bloß darauf hinweisen, daß der Staatsbetrieb schon heute mit 60 bis 80 Millionen jährlich passiv ist und daß dieser aus den Steuergeldern zu deckende Fehlbetrag nach Fertigstellung der neuen Alpenbahnen sicherlich noch erheblich steigen muß. Nun wird dem Staatshaushalte noch das neue, unbegrenzte Risiko einer weiteren Verstaatlichung zugemutet. In wirtschaftlich ganz ungeklärten Zeiten, inmitten der innerpolitischen Wirren soll er die bestehenden Privatbahnen einlösen und sich zu gewaltigen Rentenzahlungen auf Grund unberechenbarer Zukunftserträgnisse verpflichten. Dabei ist der Staat erfahrungsgemäß ein sehr teurer Verwalter und unser Staatshaushalt schon derzeit aufs äußerste angespannt. Auch wenn wirtschaftliches oder politisches Ungemach ausbleibt, wenn sich alles ganz normal entwickelt, wird es auf die Dauer nicht aufzuhalten sein, daß die Staatsbahnentarife empfindlich erhöht werden. Dann wird sich auch die heute noch vorhandene, dem einsichtslosen Publikum gegenüber als wirksamstes Lockmittel für die Verstaatlichung dienende Wohlfeilheit der Staatsbahntarife gegenüber den Tarifen der Privatbahnen in das Gegenteil verkehren.

Ich möchte diese Betrachtungen nicht abschließen, ohne noch eines Umstandes zu gedenken, dem man bei der öffentlichen Erörterung der Verstaatlichungsfrage

bisher so gut wie gar keine Rolle eingeräumt hat, so sehr auch er volle Beachtung verdient.

Es gibt wohl keine Privatbahn, deren Personal nicht die Verstaatlichung bis zu einem gewissen Grade fürchtet. Bei dem größten Teile der Bediensteten mag dieses Gefühl vielleicht nur dem natürlichen Unbehagen entspringen, das Männer in reiferem Alter und fester Lebensstellung jeder grundlegenden Veränderung ihrer Verhältnisse entgegenbringen. Daneben kommt gewiß auch die Tatsache in Betracht, daß wenigstens bei den meisten Privatbahnen die Lohn- und Vorrückungsverhältnisse günstiger sind als beim Staatsbetrieb. Bei sehr vielen Beamten, und darunter werden sich gewiß die allertüchtigsten befinden, erklärt sich die Verstaatlichungsangst aber aus der Vorstellung, daß sie nunmehr einem ungeheuren Organismus einverleibt werden sollen, dessen Größe schon die volle Berücksichtigung persönlicher Fähigkeiten außerordentlich erschwert, ja in vielen Fällen ganz ausschließt. Darüber wissen die Staatsbahnbeamten ein Lied zu singen. Diese sehen der Vergrößerung ihres Status nicht minder bange entgegen als die Privatbahnbeamten, welche als Einschübe angesehen werden.

Bei einer Privatbahn kennen die Personalreferenten der einzelnen Dienstabteilungen die zugewiesenen Beamten selbst, ihre Familienverhältnisse, ihre Vorbildung, ihren Arbeitseifer. Aus dem leichten, sich täglich abwickelnden persönlichen Verkehr der Personalreferenten mit den Abteilungsvorständen und dieser mit dem Direktor ergibt sich von selbst, daß auch der leitende Direktor die tüchtigen Beamten seines Unternehmens fast alle, wenigstens ihrem Rufe nach, kennt. Wie vorteilhaft dies bei der Entscheidung aller wichtigen Personalfragen ist und welche Bedeutung solchen Personalfragen in einer wohlgeordneten Verwaltung zukommt, brauche ich nicht näher zu erörtern. Ganz anders ist es beim Staatsbetrieb. Hier entscheidet über die wichtigen Personalfragen nicht der Staatsbahndirektor, sondern das Ministerium, das zu den Staatsbahndirektoren selbst nur in losen persönlichen Beziehungen steht. Das mündliche Wort wird durch die bei weitem nicht so beredte Sprache des schriftlichen Berichtes ersetzt. Auch politische Einflüsse spielen eine sehr bedauerliche, oft maßgebende Rolle. Wenn es das Pflichtgefühl und den Arbeitseifer mächtig anregt, sich gewissermaßen unter den Augen des leitenden Direktors entfalten zu können, so muß die entgegengesetzte Wirkung durch das Bewußtsein erzeugt werden, daß die wirklich entscheidende Stelle in nebelhafter Ferne liegt.

Also auch hier wieder der Unterschied zwischen einem großen Geschäftshaus, in dem der Chef auch seinen letzten Kommis kennt, und einem weitläufigen Amt, dessen Vorstand von seinen Leuten in den meisten Fällen nichts anderes weiß, als was ihm durch schriftliche Berichte einer ganzen Reihe von Mittelstellen gelegentlich unterbreitet worden ist. Man kann füglich behaupten, daß jede Verstaatlichung einige Dutzend hochbegabter, tatkräftiger und ihrer Verantwortung sich bewußter Individualitäten kostet, die in dem ungeheueren Organismus des Staatsbetriebes

mehr oder minder untergehen. Und haben wir in Österreich wirklich Überfluß an solchen Männern, daß man ihrer Eigenart leichten Sinnes entraten kann?

Ich bin am Schlusse. Der Staatsbetrieb taugt nicht für Österreich. Freilich kann auch das bisherige gemischte System nicht befriedigen. Es kann dem Eisenbahnamte nicht zugemutet werden, daß es noch länger staatliche Aufsichtsbehörde und staatliche Konkurrenz für Privatunternehmungen in einer Person darstellt. Das ist ein ungesunder Zustand, der auch die öffentlichen Verkehrsinteressen schädigt. Man kann sich auch damit nicht zufrieden geben, daß der Staat mit gewaltigen finanziellen Opfern über 10.000 Kilometer Eisenbahnen verwaltet, darunter eine ganze Reihe unwesentlicher, an Privatbahnen anschließender Lokalbahnen, und daß daneben hochwichtige, man kann beinahe sagen die wichtigsten Verkehrswege im Privatbetriebe stehen. Aus diesem widerspruchsvollen Verhältnis gibt es nur einen Ausweg, der mit aller Beschleunigung und Tatkraft beschritten werden sollte: die Entstaatlichung nach großen, einfachen Grundsätzen, die Rückkehr zum Privateisenbahnsystem!

Ich weiß wohl, daß ich damit etwas ausspreche, was vielen ungeheuerlich erscheinen mag. Da aber die „Österreichische Rundschau" jeder begründeten Ansicht Raum gibt, habe ich mich entschlossen, meinen Standpunkt in dieser Frage hier zu vertreten, zumal ich weiß, daß auch hervorragende Eisenbahnfachmänner Österreichs meine Meinung teilen. Die einen fürchten, der Staat werde erst durch wirtschaftliches Drangsal dazu genötigt werden, wie in den Fünfzigerjahren, also vor einem halben Jahrhundert, wo er sich in schwerer finanzieller Klemme befand. Die anderen hoffen, die gesunde Einsicht werde zu diesem Ende führen, bevor noch wirtschaftlicher Zwang aus der Not eine Tugend macht. Ich, für meine Person, besorge allerdings, daß es noch viel schlimmer wird kommen müssen, bis sich die heute nur wenigen fernschauenden Menschen eigene Ansicht, als geistiges Gemeingut, Verwirklichung erringen wird. Das ist keine tröstliche Vorstellung; doch gewährt sie wenigstens den Ausblick auf ein aus wirtschaftlichen, noch mehr aber aus politischen Gründen heiß anzustrebendes Ziel.

Wien in der Geographie.*

Von Albrecht Penck.

Der fünfte internationale Geographenkongreß zu Bern hat 1891 den Beschluß gefaßt, daß es nötig sei, tunlichst nach gemeinsamem Plane geographische Bibliographien auszuarbeiten und zu diesem Behufe in den einzelnen Ländern landeskundige Zentralkommissionen einzusetzen. Dieser Beschluß ist auf diplomatischem Wege

* Aus dem Vorwort zum demnächst bei Franz Deuticke in Wien erscheinenden IV. Jahrgang des „Geographischen Jahresberichtes aus Österreich."

den einzelnen Staaten zur Kenntnis gebracht worden und das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat sich infolgedessen mit der Frage beschäftigt. Es hat seitens der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien und von mir Gutachten darüber verlangt und sich auf Grund des von mir erstatteten Berichtes bereit erklärt, die Arbeiten für eine landeskundliche Bibliographie durch eine Subvention zu fördern, sobald ich nach gepflogenem Einvernehmen mit den an inländischen Universitäten wirkenden Professoren der Geographie in der Lage sein werde, die Inangriffnahme der einschlägigen Arbeiten als gesichert zu bezeichnen.

Ich schlug daraufhin meinen österreichischen Fachkollegen vor, gelegentlich der 66. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zu einer Besprechung zusammenzutreten, an welcher sich außer mir die Herren Lenz und Palacky aus Prag, Richter aus Graz und v. Wieser aus Innsbruck beteiligten. Unsere Beratung ergab, daß die beste Vorarbeit für eine große landeskundliche Bibliographie von Österreich die jährlich erfolgende, kritische Berichterstattung über die Fortschritte der Geographie von Österreich sei. Ich richtete nunmehr an das Ministerium für Kultus und Unterricht den Antrag, es wolle die Herausgabe eines geographischen Jahresberichtes über Österreich unter der Oberleitung der österreichischen Universitätsprofessoren der Geographie und unter der Redaktion des damaligen Privatdozenten Sieger durch eine Subvention fördern, und dies ist geschehen.

So ist der Geographische Jahresbericht über Österreich entstanden, welcher einerseits die an den österreichischen Universitäten wirkenden Professoren zu gemeinsamem Vorgehen einen, anderseits eine objektive Berichterstattung über die reiche, Österreich betreffende Literatur schaffen sollte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

.... Der Aufschwung des Studiums der Geographie in Österreich, welcher sich zunächst an den Universitäten einstellte, hat sich in weitere Kreise fortgepflanzt. Aus den früheren Studierenden der Geographie sind Lehrer geworden, welche mit Begeisterung an ihrem Fache hängen und es mit Hingebung pflegen. Neben den beiden Zentren Wien und Graz, wo die neue Richtung zunächst einsetzte, sind viele neue Zentren erwachsen und während vor 20 Jahren die Zahl der Geographen von Fach in Österreich noch so gering war, daß sie am wenigsten im großen landeskundlichen, vom Kronprinzen Rudolf ins Leben gerufenen Werke: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" zum Worte kommen, sind heute Österreicher häufig bemerkte Mitarbeiter an den großen geographischen Zeitschriften des Deutschen Reiches. Die Schaffung eines literarischen Zentrums für die im Laufe der Jahre herangereiften Geographen Österreichs ist ein Gebot der Notwendigkeit, wenn sie nicht, wie bisher, bei Unterbringung ihrer Arbeiten vornehmlich auf das Ausland angewiesen sein sollen. Ein solches Zentrum soll der Geographische Jahresbericht werden; neben der Berichterstattung über die Fortschritte einzelner Zweige der Geographie von Österreich soll er ermöglichen, kürzere und nicht allzu lange Originalarbeiten an die Öffentlichkeit, und zwar vor ein fachmännisches Forum zu bringen.

Daß diese Originalarbeiten in erster Linie Österreich betreffen, liegt in den Zielen begründet, die sich die Erdkunde in Österreich notwendigerweise stecken muß. Als nahezu binnenländischer Staat hat Österreich nicht teilnehmen können, an den großen kolonialen Bestrebungen, welche eine so hervorragende Triebfeder für die neueste Geographie geworden sind. Viel reicher an geographischen Gegensätzen, als die meisten anderen Länder Europas, lockt es in erster Linie zur Erforschung seines eigenen Bodens. Aber dieser Ansporn konnte erst wirksam werden, als die Geographie aufhörte, eine Art historischer Wissenschaft zu sein, welche in erster Linie literarische Quellen verwertet und nach der Art einer Naturwissenschaft durch Pflege der Beobachtung zu betreiben begonnen wurde. Hiefür bieten die österreichischen Universitätsstädte, insbesondere Wien, einen unvergleichlichen Boden. Vom Kahlenberge nördlich der Stadt kann der Lehrer den Studierenden den Gegensatz zwischen bewaldetem Gebirge und steppenartiger Ebene erläutern, er kann ihnen einen Flußdurchbruch, in der Ferne einen Gebirgsrumpf zeigen, dessen fast ebene Oberfläche auffällig mit den welligen Formen der nächsten Umgebung kontrastiert. Er kann den rechtsdrängenden, ursprünglich verwilderten Strom verfolgen lassen und auf das Tor weisen, durch das dieser neben der carnuntischen Pforte durch die Kleinen Karpathen bricht; der ferne Schneeberg lugt als letzter Hochgipfel der Alpen ins Bild und unten breitet sich, Arme hineinstreckend ins Gebirge, das große Wien als alte Römerstadt aus, am rechten Ufer der Donau gelegen, ein deutsches Bollwerk gegen Südosten mit Rückendeckung gegen Westen. Über die Höhen des Kahlenberges wurde ihm Entsatz gebracht. Jedes große Problem der Geographie, der Physiographie, der Biographie und Anthropogeographie findet hier eine Erläuterung; klar wird hier dem Studierenden, was der Gegenstand seiner Studien sein soll und daß die Kenntnis dieses Gegenstandes in erster Linie durch Beobachtung erweitert werden kann und erweitert werden muß. So stützt die Umgebung den Hochschullehrer der Geographie in Wien im Bestreben, die Geographie als Beobachtungswissenschaft zu pflegen und in der Erziehung seiner Hörer zur Produktion. Gefördert wird dies Bestreben durch den großen Reichtum des weiteren Umkreises an den verschiedenartigsten Problemen, die noch der Lösung harren und welche die prächtigsten Themata für streng wissenschaftliche geographische Untersuchungen bieten. Da ist das Wiener Becken. Scheinbar ein alter, ebener Meeresboden, in Wirklichkeit eine Verebnungsfläche, deren Entstehung noch aufzuhellen bleibt. Da ist der Wiener Wald, eine typische, reife Tallandschaft. Ist sie hervorgegangen unmittelbar durch Abtragung der gefalteten Schichten oder mittelbar erst durch Zerstörung eines Rumpfes? Da sind die Donaudurchbrüche, im Westen durch die Ausläufer des boischen Rumpfes, im Osten durch die Karpathen. Sind sie epigenetisch oder anbosedent? Dort der Schneeberg, ein typischer Rundling in dessen Flanken sich Kare fressen. Sehen wir eine ins Stocken geratene Umwandlung eines Rundling in einen Karling, oder ist das Umgekehrte im Zuge? Daneben der Semmering. Ist er ein Taltorso oder die gefallene Scheide zwischen zwei Trichtern?

Hier bricht der boische Rumpf im Mannhardsberge steil ab, dort senkt er sich allmählich zur Mährischen Ebene, so daß die Eisenbahnen ihn leicht ersteigen können. Der Randbruch geht offenbar in eine Flexur über und die eingesenkten Mäander der Hochfläche deuten auf deren späte Aufbiegung. Unvergleichlich reich ist die Umgebung Wiens an geomorphologischen Problemen aller Art.

Weitere Probleme knüpfen sich an den Strom. Fast allwinterlich deckt er sich mit Eis, man kann die Flußeisbildung beobachten, und ältere Beobachtungsreihen erlaubten, die Eisbedeckung zu untersuchen; seine große Wassermasse regt an, unsere Strommessungen zu verarbeiten, er gab Veranlassung, die Temperaturverhältnisse der Flüsse Mitteleuropas zu untersuchen. Rückt auch bei derartigen Arbeiten die Verwertung von anderweitig gewonnenen Beobachtungen in den Vordergrund, so kann sie doch in Anlehnung an eigene Beobachtungen geschehen und dem Bearbeiter bleibt die Sache nicht fern, mit der er sich beschäftigt. Weitere hydrographische Aufgaben liegen weiter im Süden, wo die Leitha gelegentlich im Schotter bei Wiener-Neustadt verschwindet und wo das Steinfeld durch seine Grundwasserverhältnisse eine untergegangene Topographie offenbart. Auch klimatologisch bieten sich zahlreiche Probleme, aber in dem Lande, wo ein Hann lebt, sind die meisten bereits angeschnitten, viele schon ausgezeichnet bearbeitet und fast nur die in neuerer Zeit begonnenen Beobachtungen über die Schneedecke laden zur Verarbeitung ein. Auch für pflanzengeographische Untersuchungen ist ein weiter Raum; man sieht von Wien aus die Höhengrenzen im Gebirge, doch hat es an der Wirkungsstätte eines v. Kerner und v. Wettstein den Geographen früher nicht so nahe gelegen wie den Botanikern sie aufzugreifen. Zu den physiogeographischen und biogeographischen Problemen gesellen sich die anthropogeographischen. Wer im Alpenvorlande ostwärts wandert, sieht Siedlungs- und Hausformen sich ändern, unabhängig von Boden und Klima. Der Beobachter wird alsbald gewahr, daß ihm in diesem Wechsel ein Stück Geschichte vorliegt und daß er historische Quellen befragen muß, wenn er die Gegenwart verstehen will. Während der Betrieb der historischen Geographie bislang vorwiegend der der Geschichte auf geographischer Grundlage war, ward er in Wien zu einem rein geographischen. Hierin liegt die Bedeutung der Arbeiten von Grund über die Veränderungen der Topographie des Wiener Beckens und von H. Hackel über das Mühlviertel. Sie machen aus der Buchwissenschaft der historischen Geographie eine Beobachtungswissenschaft.

— —

Der Reichtum an Kontrasten aller Art macht Österreich zu einem Beobachtungsfelde für den Geographen, wie es in Europa nahezu einzig dasteht. Die Unterrichtsverwaltung hat es nicht an der Möglichkeit fehlen lassen, dieses weite Feld für den Hochschulunterricht der Geographie auszunützen. Sie gewährte Mittel für die regelmäßige Abhaltung größerer Exkursionen.* Von Wien aus haben sich

* Vergl. Branky: „Die Exkursionen des geographischen Seminars der k. k. Wiener Universität". „Zeitschrift für Schulgeographie", XXVI. Jahrg., Heft III, S. 65 ff.

diese häufig in die Alpen, aber wiederholt auch in die Sudeten- und in die Karstländer erstreckt, bis hinein in die Grenzen des Deutschen Reiches, bis an die Italiens und Montenegros, bis weit hinein nach Ungarn. Unterwegs sind die Studierenden zur Beobachtung angehalten und in der Aufzeichnung von Beobachtungsergebnissen geschult worden. Sie haben dann selbst über die Exkursionen berichtet; in den Berichten des Vereines der Geographen sind seit Jahren die Exkursionsberichte erschienen, geschrieben von Studierenden; wie viele Mängel auch solchen Aufzeichnungen innewohnen mögen, sie bilden zusammengenommen heute für die Geographen einen Führer durch Österreich, der auch von der Opferwilligkeit der Wiener Studentenschaft zeugt, denn er ist auf Kosten der Studierenden gedruckt. Doch auf die Dauer erwächst einem Studentenvereine eine zu große Last durch Konzentration all seiner Mittel auf eine solche Aufgabe; auch hier kann der Geographische Jahresbericht helfen, indem er die Drucklegung der Exkursionsberichte innerhalb seines Rahmens ermöglicht.

So wird denn aus einem geographischen Jahresberichte über Österreich ein solcher aus Österreich, welcher nicht bloß berichten soll über das, was schon geleistet ist, sondern selbst auch Leistungen an die Öffentlichkeit bringen soll. Nachdem er ferner in seiner ursprünglichen Gestalt als Einzelerscheinung buchhändlerisch nicht den gewünschten Erfolg gehabt, gliedert er sich nunmehr den Berichten des Vereines der Geographen an der Wiener Universität an, aus dem die meisten, wenn nicht alle seiner Mitarbeiter hervorgegangen sind. Mit diesen Berichten vereint, soll er den Studierenden der Geographie mit dem bekannt machen, was in und über Österreich auf dem Gebiete seines Faches geleistet wird, und er soll umgekehrt den herangereiften Fachmann in Kontakt erhalten mit dem unversiegbaren Borne neuer Kraft, unserer akademischen Jugend. Nach außen hin aber soll die Vereinigung bekunden, was geleistet werden kann, wenn die Geographie als Beobachtungswissenschaft betrieben wird.

— —

Indem ich selbst ein Vorwort schreibe, das sich zu einem Epilog meiner Wiener Tätigkeit gestaltet, denke ich an die Generationen von Studierenden, die in Wien an mir vorübergezogen. So manchen deckt schon die kühle Erde, dieser oder jener ist verschollen. Aber die meisten haben sich erfreulich entwickelt und aus vielen ist Tüchtiges geworden. Die Zeit hat die Bande zwischen Schüler und Lehrer befestigt und zu freundschaftlichen gestaltet. Wenn ich nun Österreich verlasse, so weiß ich hier Freunde gewonnen zu haben von der Adria bis nach Nordböhmen und Ostgalizien. Diesen meinen Freunden, einer stattlichen Generation jüngerer Geographen, lege ich den Geographischen Jahresbericht aus Österreich besonders warm ans Herz. Es sei für sie ein einendes Band zu gemeinsamer Arbeit, ein Ansporn zur Forschung in und über Österreich.

Die bürgerlichen Frauen und die soziale Hilfsarbeit.

Von Hertha v. Sprung.

Die Jugend von heute ist anders als die vor 20, vor 40 Jahren. Ich glaube, sie würde lächeln, wenn sie die etwas weltschmerzlich angehauchten Ideale ihrer Mütter oder die himmelblauen und rosenroten Träume ihrer Großmütter sähe. Man ist ja heute viel positiver, man ist nicht umsonst in einer Millionenstadt aufgewachsen, mit ihrem Jagen und Treiben, mit ihrer Pracht und ihrem Luxus. Was war schon alles auf dem Schulweg zu sehen, was hat man in Büchern und Zeitungen gelesen, wie viel mit flinken, jungen Augen und Ohren im Familien- und Bekanntenkreise aufgeschnappt und beobachtet — es ist eine ganz respektable Menge von Tatsachen, Kenntnissen, Ideen und Schlüssen, mit der heute ein siebzehnjähriger Mädchenkopf ins Leben tritt.

Nun hat man seine Pläne für die Fortsetzung der Studien gemacht, denkt an Sport Bälle und Unterhaltungen und ist fest entschlossen, ein glücklicher Mensch zu werden — genau so, wie zu ihrer Zeit die Mütter und Großmütter, nur mit einem Unterschied: während die älteren Generationen still warteten, bis ihnen ein Stück des süßen Lebensuchens auf einem Tellerchen fein säuberlich serviert wurde, greift die Jugend von heute mehr nach dem System des bekannten Automaten „Bediene dich selbst" resolut zu. Dieses Zugreifen ist ein ganz gesundes Prinzip, wenn es mit der nötigen Selbstbeherrschung geübt wird, denn es geht aus dem oft nur nicht klar gewordenen Bewußtsein hervor, daß jeder Mensch des eigenen Glückes Schmied ist. Wie erringen wir aber dieses Glück, nach dem alles, was da lebt und atmet, hinstrebt, wie die Pflanzen an die Sonne? Es gibt eine uralte Antwort auf diese Frage: das Glück liegt nicht in dem, **was** wir erleben, sondern **wie** wir es erleben. Die Ereignisse und Schicksale, die uns das Leben bringt, entziehen sich meist unserem Wollen, wir müssen sie hinnehmen. **Wie** wir sie aber hinnehmen und verarbeiten, das liegt in unserer Hand, dazu können wir uns schulen und erziehen. Ein Mensch, der seine geistigen und körperlichen Kräfte stählt, der seine Fähigkeiten entwickelt und in ernster Arbeit verwendet, der das Leben und dessen unbegrenzte Möglichkeiten kennt, der gelernt hat, sich und sein Geschick als einen verschwindend kleinen Teil der Menschheit zu betrachten, mit deren Entwicklung er eng verknüpft ist, deren geheimnisvolle Wanderung aus dunkler Urzeit heraus, einem fernen, lichten Ziele entgegen er teilt — ein solcher Mensch kann wohl Schweres erleiden, aber er kann nie unglücklich werden.

Wie soll sich aber ein junges Mädchen diese Lebenskenntnis erwerben, die Fähigkeiten ausbilden und anwenden, die sie frei machen und über die kleinen und großen Sorgen des Tages hinausheben, wo findet es die Gelegenheit zur Betätigung?

Vor hundert, ja noch vor sechzig Jahren war der bürgerliche Haushalt von großer Bedeutung für die Produktion. Die Verarbeitung der Rohstoffe vollzog sich zumeist im Hause, das seiner ganzen Anlage nach den Raum für diese Arbeit bot und auch der Kraft einer Anzahl von Frauen, teils Familienangehörigen, teils Dienstboten bedurfte. Fleisch wurde gepökelt und geräuchert, Würste wurden gemacht, Seife gekocht, Lichter gezogen, Konserven aller Art hergestellt; es wurde gesponnen, gewebt, geschneidert und gestrickt; man bestellte seinen Gemüsegarten, zog Hühner und wohl auch ein Schwein — kurz, es gab nur wenige Bedarfsartikel, die das Haus **nicht** zu liefern vermochte. Diese viel-

seitige Tätigkeit verlangte von der Hausfrau auch vielseitige Kenntnisse; von ihrer Tüchtigkeit hing es ab, ob die Familie gedieh, ob sich Kisten und Kasten mit Wohlstand füllten. Noch etwas anderes brachte ihr die häusliche Produktion: den Zusammenhang mit der Außenwelt, die Beurteilung von Handel und Wandel, Einblick in andere Lebenskreise. Die Hausfrau, die einen Teil der Rohstoffe selbst einkaufte, kam in direkte Verbindung mit dem Produzenten. Der Bauer, dem sie Flachs, Wolle oder Fettschweine abhandelte, erzählte ihr vom Ertrag seiner Ernte. Sie wußte genau, wie das Jahr gewesen, ob ein Preisaufschlag berechtigt war oder nicht. Die Handwerker, die sie von Zeit zu Zeit bei sich im Hause arbeiten ließ, wie der Weber, der Schuster, der Tischler, machten sie mit den Verhältnissen ihrer Gewerbe bekannt. Denn man saß ja mittags an einem Tisch, man sprach aber nicht nur von der Arbeit, auch der menschliche Anteil blieb nicht aus; gar manche Hilfe, mancher gute Rat ging vom Bürgerhause in die kleine Handwerkerwohnung, ins Bauernhaus, von einer Familienmutter zur andern.

Nun kam die Industrie, die Maschine, und nahm der Hausfrau Stück für Stück die Arbeit aus der Hand. Es wurde unpraktisch, Sachen im Hause herzustellen, die man beim Händler billiger und wohl auch in gleichmäßigerer Qualität kaufen konnte. Die Wohnungen wurden enger, Garten und Hühnerstall wurden aufgegeben, die vielen Dienstboten, die unverheirateten Muhmen und Basen verschwanden aus den Familien, aber es verschwanden auch die Beziehungen zur Außenwelt, der Zusammenhang mit anderen Volksschichten. Die Hausfrau von heute r e c h n e t vor allem, sie kauft, was sie braucht, beim Händler, zu den Preisen, die er fordert, ob sie nun berechtigt sind oder nicht. Sie weiß ja nicht, ob das Jahr gesegnet war, ob der Bauer volle Scheunen, volle Ställe hat, sie kennt auch nicht den Stand der Weltwirtschaft, der ihr den Preis von Zucker und Kaffee bestimmt. Alle ihre Sorge geht nur dahin, daß die Mittel reichen, daß die steigenden Anforderungen der heranwachsenden Familie mit dem stabil bleibenden Einkommen in Einklang gebracht werden. Sind die Mittel der Familie schmal, ist die Arbeit der Hausfrau ein unablässiges Ringen nach Ersparungen, wobei sie meist ihre eigene Person am wenigsten schont; sind die Mittel aber reichlich, dann sind die Familienpflichten bald erledigt, und die Hausfrau verbringt ihre freie Zeit mit Geselligkeit, mit Sport, vielleicht auch mit dilettantischer Kunstübung. Keine aber, die minderbemittelte, wie die wohlhabende Bürgersfrau, weiß mehr etwas von den Lebensverhältnissen des Handwerkers, des Arbeiters, des Bauers, die ihr ferngerückt sind, so ferne, wie das Flachsspinnen und Seifekochen. Die Beziehungen von einer Schicht des Volkes zur andern haben aufgehört und damit auch die Hilfeleistung, die Teilnahme an dem Lebenskampf der arbeitenden Klasse, der mit den Jahren immer schwerer und drückender geworden ist.

Denn dieselbe Industrie, die der b ü r g e r l i c h e n H a u s f r a u die schwere und mühsame Hausarbeit abgenommen und dadurch einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit freigemacht hat, hat die A r b e i t e r f r a u ihrem Heim entfremdet, hat sie in die Fabrik gezogen, ihren Haushalt der schlimmsten Vernachlässigung, ihre Kinder den Zufälligkeiten der Straße preisgegeben. Und wo die Frau, statt die notwendige Ergänzung des spärlichen Familieneinkommens in der Fabrik zu verdienen, sie durch Heimarbeit aufzubringen sucht, da sehen wir eine der traurigsten Erscheinungen unseres Zeitalters: zarte Kinder vom vierten Jahre an als Gehilfen ihrer Mutter bei eintöniger, endloser Arbeit, schlechter Luft und noch schlechterer Ernährung, die die junge Kraft erschöpfen und zerstören.

Ob nun Heim- oder Fabriksarbeiterin — die Frau aus dem Volke vermag ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter heute nicht mehr nachzukommen. Nach zwölfstündiger Arbeit noch kochen, waschen, flicken, aufräumen und die Kinder abwarten und erziehen, geht über jede Menschenkraft. Darf es uns also wundern, wenn wir ein Sinken der häuslichen Kultur in den unbemittelten Volksschichten beobachten, wenn die Kinder körperlich und seelisch verwahrlosen, weil sie sich aufsichtslos auf der Straße herumtreiben müssen, wenn der Familienverband aufhört, weil der unerschwingliche Mietzins zur Aufnahme von Bettgehern, also fremden Personen, zwingt, wenn der Mann, um dem verkommenen Heim zu entrinnen, ins Wirtshaus flüchtet und dem Alkoholismus verfällt, dem Ruin zahlloser Existenzen?

Was tun die Behörden, die öffentliche Fürsorge für die Armen und Hilflosen? Sie tun, was sie tun können, aber es reicht bei weitem nicht aus. Jedes Kind muß die Schule besuchen — aber wer sorgt, ob es auch erzogen, ob es gepflegt wird? Jeder Schwerkranke wird ins Spital aufgenommen — aber kaum genesen, schwach und arbeitsunfähig, muß er in seine dürftigen Verhältnisse zurück, weil bei der großen Überfüllung der Anstalten Platz für neue Kranke gemacht werden muß. Waisen und Findelkinder werden mit großem Kostenaufwand von der Gemeinde in Pflege gegeben — wer kontrolliert, ob den hilflosen Geschöpfen ihr Recht wird? Die Armenbehörde verteilt enorme Summen an Bedürftige — ist es immer der Würdigste, dem geholfen wird? Viele Hunderte von Lehrlingen wandern alljährlich nach Wien, um vorschriftsmäßig aufgedungen zu werden — wer hindert es, daß ein hoher Prozentsatz von ihnen skrofulös und tuberkulös wird u. s. w., u. s. w. Die Kette dieses Jammers ist endlos.

In diese Lücken der öffentlichen Wohlfahrtspflege suchen Vereine einzutreten, die teils rein charitativ arbeiten, durch Verteilung von Almosen an Arme, Alte, Kranke und Kinder, teils fürsorgend und vorbauend eingreifen, durch Krippen, Kindergärten, Schülerhorte, Beschäftigungs- und Unterrichtsanstalten, durch Volksküchen, Bekleidung von Schulkindern, Ferienkolonien — teils aber auch durch Bildung und Veredlung die Massen zu einer höheren Lebenshaltung zu bringen suchen. Hieher gehören die Volksbildungsvereine, Bibliotheken, Volksheime und Settlements. Endlich haben wir die verschiedenen Rechtshilfevereine und Fachorganisationen, die das Recht von Erwachsenen und Kindern, beziehungsweise von Angehörigen bestimmter Berufsklassen wahren und schützen.

Ein riesiges Gebiet der Liebestätigkeit, ein riesiger Aufwand von Geld und vor allem an Mühe und doch — auch hier, wie bei der öffentlichen Wohlfahrtspflege, eigentlich eine verschwindend kleine Wirkung gegenüber dem ungeheuren Bedarf. Woher kommt das?

Einen großen Teil der Schuld tragen unsere wirtschaftlichen Zustände mit ihrer Unsicherheit des Erwerbes, ihren Handelskrisen, die mangelnden sozialen Versicherungen, wie die Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung, der Militarismus, der die besten Steuerkräfte der Völker in unproduktiven Ausgaben verschlingt — es würde zu weit führen, auch nur einen Teil von den Ursachen der wirtschaftlichen Not der Massen aufzuzählen. Aber so schwerwiegend diese Gründe sind, so schwierig sie den Kampf mit der Not machen, eines ist sicher: es könnte selbst unter den heutigen Verhältnissen besser um die Wohlfahrtspflege stehen, wenn Behörden und Vereine über die nötigen geschulten Arbeitskräfte verfügten. Die Männer unserer Kreise sind ausgefüllt von ihrer Berufsarbeit, die sie heute leider schon ganz ihren Familien, ihren Kindern entzieht. Die besitzlosen

Volksschichten können naturgemäß nicht in Betracht kommen — ihr Existenzkampf ist zu schwer. Es bleibt also niemand, der hier eintreten könnte, als die bürgerliche Frau. Sie kann mit verstehendem Herzen die Not ihrer Mitmenschen erfassen, kann helfend dort eingreifen, wo die Kraft der schwer arbeitenden Proletarierin nicht mehr ausreicht, und kann ihr die Sorge um die Kinder erleichtern. Sie kann ihre Fürsorge auf Findlinge und Waisen, auf die heranwachsende Jugend ausdehnen, sie wird auch die Schmerzen der Kranken, die Mühsal des hilflosen Alters verstehen. Sie kann, mit einem Worte, in unsere öffentliche Wohlfahrtspflege das mütterliche Element bringen, das dieser heute noch fehlt, das der moderne Staat aber nicht mehr entbehren kann.

Ich sage, die bürgerliche Frau kann — richtiger wäre es zu sagen, sie ist verpflichtet. Sie ist verpflichtet, die Zeit, die sie im Hause durch die Entwicklung von Technik und Industrie gewonnen hat, ihrer armen Mitschwester zu widmen, die durch dieselbe Entwicklung schwer belastet wurde. Sie ist ethisch verpflichtet, ihre körperliche und geistige Kraft, die nur durch das Opfer zahlloser arbeitender Hände ermöglicht worden ist, in den sozialen Dienst zu stellen; es ist eine Ehrenschuld, die wir für unsere Befreiung vom Kampfe um das tägliche Brot, für unsere Unabhängigkeit an die Allgemeinheit abzutragen haben. Denn wollen wir die einzigen im Staate sein, die die Hände ausstrecken, nur um zu nehmen, niemals aber um zu geben?

Ich glaube, wer diesen Gedanken je erfaßt hat, der kann ihn nie mehr abschütteln, muß ihn zur Tat werden lassen. Denn kann man es übers Herz bringen, im eigenen warmen Heim ruhig und unbekümmert dahinzuleben, alles Schöne in Kunst und Natur, edle Geselligkeit und geistige Anregung zu genießen, ohne der Unzähligen zu gedenken, die hungernd und schaudernd in bittrer Not und Finsternis kämpfen und sinken? Kann man sich der eigenen blühenden Kinder erfreuen, ohne einen Blick auf die zahllosen kleinen Wesen, die ohne Pflege, ohne liebende Fürsorge verwelken und verderben? Aber der gute Wille allein genügt nicht, wir brauchen auch bestimmte Kenntnisse; ohne diese bringen wir es nur zu fahrlässigem Wohltun, zu einem Geben und Helfen, das, wahl- und urteilslos, häufig mehr Schaden bringt als Nutzen. Uns davor zu hüten, ist eine ernste Pflicht, der wir nur gerecht werden können, wenn wir den verloren gegangenen Einblick in anderer Lebenskreise, den unsere Vormütter noch besaßen, uns wieder anzueignen suchen. Der einfachste Weg dazu ist wohl, irgend einen der Kurse zu besuchen, die Vereine für soziale Hilfstätigkeit von Zeit zu Zeit zur Einführung in die Wohlfahrtspflege veranstalten. Ist dies unmöglich, dann wird das bekannte Buch Münsterbergs* gute Dienste leisten: seine Anpassung an deutsche Verhältnisse macht es für uns nicht minder brauchbar und lehrreich. Das Nötigste über österreichisches Heimatsrecht, über Kranken- und Unfallversicherung 2c. erfährt man leicht aus billigen Gesetzesausgaben. Außer diesen theoretischen Kenntnissen müssen wir aber auch eine richtige Schätzung unserer Hilfsmöglichkeiten besitzen. Das junge Mädchen, das kaum der Schule entwachsen ist, wird anderes leisten können als die reife Frau, deren Erfahrung durch die Erziehung ihrer Kinder, durch die langjährige Führung eines Haushaltes groß geworden ist. Die Kränkliche oder durch Familien- oder gesellige Pflichten Gebundene wird in anderer Weise an sozialer Arbeit teilnehmen als das ältere Mädchen, die kinderlose Frau oder die Mutter

* E. Münsterberg: „Die Armenpflege." Einführung in die praktische Pflegetätigkeit. Berlin, Otto Liebmann, 1890.

erwachsener Kinder, die ihre Zeit nicht mehr vollständig beanspruchen. Und selbst die junge Familienmutter, deren Kraft ihren kleinen Kindern gehört, kann durch lebhaftes Interesse die Arbeit anderer fördern und sich dadurch auf die Zeit vorbereiten, in der ihre Hände für einen weiteren Kreis frei werden.

Für alle diese Verhältnisse und Fähigkeiten gibt es eine unendliche Fülle der Arbeit. Die jungen Mädchen, deren Schulweisheit noch frisch und saftig ist, können Schulkindern, die im Unterricht zurückgeblieben sind, Nachhilfestunden geben; sie können in Krippen, Kindergärten, Schülerhorten arbeiten, sie können Sonntag nachmittags helfen, Lehrmädchen nach der grauen Arbeitswoche ein paar vergnügte, anregende Stunden zu bereiten. Sie können in der Sommerfrische Kinderwäsche nähen, die in den Spitälern stets heiß begehrt ist.

Kränkliche Frauen, denen es schwer fällt auszugehen, werden jungen Handlungsbeflissenen und angehenden Bonnen durch Sprachunterricht zu höher qualifizierten und besser bezahlten Stellen verhelfen; schreiben sie gute Bücher in Braille-Schrift ab, so wird damit unzähligen Blinden Anregung und Freude vermittelt.

Die gesunde und rüstige Frau aber scheue sich nicht, die Armut in ihrer dürftigen Behausung aufzusuchen, sie übernehme die Aufsicht über ein paar Lehrlinge oder Waisen- und Findelkinder; sie trachte, daß Kinder und Haushalt armer, kranker Frauen oder Wöchnerinnen in Ordnung gehalten werden, so daß der Leidenden eine ruhige Zeit der Genesung und damit vollständige Gesundung gesichert sei. Sie kümmere sich um die Erziehung der verwahrlosten Jugend — die Lösung der berüchtigten Plattenfrage — sie interessiere sich für die Heranbildung junger Arbeiterinnen zu Hausfrauen, für die Schulung guter Krankenpflegerinnen in Stadt und Land, ja sie zögere nicht, in die Gefängnisse zu dringen, nm mancher Entgleisten wieder auf den rechten Weg zu helfen, sie interessiere sich für die Wohnungs- und Ernährungsfrage sowie für das Los der Heimarbeiterinnen mit ihren Hungerlöhnen. Alle diese Arbeit leisten die Frauen in germanischen Ländern seit Jahren. Sie haben ihre fürsorgende Tätigkeit in einer Weise organisiert und ausgebaut, daß sie bereits zu einem Faktor im öffentlichen Leben wurde, auf den gezählt und mit dem gerechnet wird. Sollten wir Österreicherinnen nichts Ähnliches leisten können?*

Wir haben von der ernsten, dringenden Pflicht gesprochen, nach Kräften zu helfen und nicht seitwärts stehen zu bleiben; kehren wir nun zum Eingang unserer Ausführungen zurück, zu dem Gewinn, den soziale Arbeit **uns** bringt.

Die Summe von Lebenserfahrung, die wir sammeln, der Einblick in fremde Verhältnisse, die Beispiele von grenzenloser Güte, mit der sich Arme häufig untereinander beispringen, von Standhaftigkeit, mit der nach unseren Begriffen unerhörte Leiden ertragen werden, die Philosophie, der Humor des Volkes, seine Rechtsanschauungen, seine Vorurteile — sie erweitern unseren Horizont in ungeahnter Weise. Wir lernen verstehen, daß wir uns in einer ungeheuren Umwälzung befinden, die die Verfehlungen der verschiedenen Klassen mit Notwendigkeit hervorruft und dadurch die subjektive Schuld des Einzelnen auf ein Minimum herabdrückt, eine Umwälzung, durch die wir aber hindurch müssen, wollen wir zu besseren und reineren Lebensmöglichkeiten für das ganze Volk gelangen.

* Die Organisation solcher sozialer Arbeit strebt im umfassendsten Maße in einer größeren Anzahl von Gruppen die „Frauenvereinigung für soziale Hilfstätigkeit" in Wien seit bald zehn Jahren an, ohne die wünschenswerte Zahl von Helferinnen zu finden.

Wir lernen begreifen, daß der oft gerügte Leichtsinn unserer Bevölkerung ein Korrelat seiner unsicheren Existenz ist, deren sorgenvolle Farblosigkeit nur durch ein zeitweiliges „Ausschlagen" erträglich wird; daß unsere geordnete Lebensführung, auf die wir uns meist so viel zu gute tun, nur eine Folge unserer geordneten Verhältnisse ist, daß unsere Sittlichkeit, von liebevollen Eltern in jahrelanger Fürsorge gepflanzt und gehegt, vielleicht nur in der Glashausatmosphäre unserer verfeinerten Umgebung bestehen bleibt, dem rauhen Wind der gemeinen Wirklichkeit aber bald erliegen würde.

Wir lernen aber noch etwas: daß in jedem von uns Kraft steckt, Kraft zur Arbeit, zum Schaffen, zur Überwindung von Hindernissen, die Kraft, das Gute durchzusetzen, die mit der Übung wächst, die trotz aller Niederlagen immer wieder aufsteht und geduldig und zäh ihr Ziel erreicht. Diese Kraft erst macht uns frei und unabhängig; sie läßt Schmerzen gefaßt ertragen, jeden frohen Augenblick aus vollem Herzen genießen; sie hält das Feuer am eigenen Herd warm und führt durch selbstloses Dienen zu dem, was wir alle ersehnen, zum Glück.

Erinnerungen eines ehemaligen k. mexikanischen Majors.

Von Karl Baron Desque.

(Fortsetzung.)

Der Abmarsch sollte um 2 Uhr nachts stattfinden; sämtliche Schwerverwundete der letzten Tage, etwa ein halbes Hundert, dann alle Reservemunition- und Bagagekarren, mehrere demontierte Geschütze wurden zurückgelassen und der Marsch in größter Stille angetreten. Nur einige Geschütze sollten von Zeit zu Zeit feuern, um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken.

Die Marschordnung war folgende: 18. Baron Hammerstein-Infanterieregiment, zirka 400 Mann mit zwei gezogenen Geschützen, dann Marquez mit seinem Stabe, hierauf die mexikanischen Bataillone von je 200—300 Mann, dazwischen die fahrende Artillerie und dann die mexikanische Kavallerie; endlich als Arrièregarde das Husarenregiment, die Cazadores a Cavallo (Reitende Jäger) und das 5. Linienbataillon, durchaus gutuniformierte, hübsche, junge Bursche, aber von schlechten Offizieren befehligt.

Wie bei allen vom mexikanischen Generalstabe eingeleiteten Dispositionen, ging alles im Dunkel der Nacht und bei der so engen Dislozierung sowie den vielerlei sich widersprechenden Befehlen derart durcheinander, daß sich die Kolonne erst um 4, anstatt um 2 Uhr in Bewegung setzen konnte. Die Nacht war pechschwarz, mit schwerem Gewölke verhängt, daher uns das Mondlicht nicht zum Verräter wurde — ein großes Glück, da der Hof sowie der mit Bäumen bepflanzte Vorhof der Hazienda mit Soldaten vollgepfropft war, und jeder Schuß aus der feindlichen Geschützlinie von furchtbarster Wirkung sein konnte. Dem Feinde scheint auch die bei uns herrschende Bewegung nicht ganz entgangen zu sein; wahrscheinlich wurde ihm unser Vorhaben durch einen der die zurückgelassenen Munitionskarren lenkenden Mexikaner verraten, denn kaum hatte sich die Kolonne entwickelt und die Nachhut den Vorhof verlassen, als einige Kanonenschüsse in die Hazienda fielen, ohne Schaden zu tun.

Der Weg war sehr gut und so breit, daß wir in Doppelreihen, d. i. acht Mann breit, marschieren konnten. Die Stimmung war gedrückt und ein unbehagliches Gefühl durchzitterte auch den Tapfersten; ahnten wir doch Verrat von den uns nachfolgenden Waffengefährten.

Bei Sonnenaufgang lag die Hazienda weit hinter uns und der langsam sinkende dichte Nebel enthüllte uns zur Rechten das feindliche Lager auf den Höhen über San Lorenzo. Fast unbegreiflich war es uns, noch nicht auf den Feind gestoßen zu sein, was sich dadurch erklärte, daß dieser die ganzen Streitkräfte an den Barancas und auf den Höhen westlich von San Lorenzo konzentriert hatte, um uns so in der selbstgewählten Mausefalle zu fangen. Wir marschierten bis 9 Uhr ohne Anstand, da das Terrain ziemlich frei, der Weg gut war und kein Feind vor uns auftauchte.

Um diese Stunde stieß die Avantgarde, bei der ich mich befand, an eine tiefe Baranca mit hölzerner Überbrückung, an deren Zerstörung eben gearbeitet worden sein mußte, denn die Tragbalken der Brücke waren, bis auf einen, beseitigt.* Aus der jenseits gelegenen Hazienda San Cristobal waren alsbald Pfosten und Stroh herbeigeschafft und damit ein Notübergang für Infanterie und Reiter hergestellt, dagegen erschien die Fortschaffung der fahrenden Geschütze ohne gründliche Instandsetzung der Brücke, deren Balken in der Schlucht lagen, ganz ausgeschlossen. Nachdem das Herbeischaffen geeigneten Materiales einen großen Aufenthalt verursacht hätte und zu befürchten stand, dem Feinde könnte es mittlerweile gelingen, uns den einzig möglichen Ausweg abzuschneiden, erteilte Marquez den Befehl, die 15 bronzenen Geschütze in die Baranca zu stürzen und den Marsch fortzusetzen.

Drei Kanonen waren glücklich in die Tiefe spediert, als plötzlich zwei donnerartige Schläge die Luft erzittern machten. Die Munitionskisten, mit ihnen 100.000 harte spanische Silbertaler, waren in die Luft geflogen. Nun riß Verwirrung in die Reihen der mexikanischen Truppenkörper, Fahrkanoniere jagten über den schmalen Steg und stürzten samt den Tieren in die Tiefe, und das kleine Plateau jenseits der Baranca, auf dem die Hazienda San Cristobal liegt, füllte sich alsbald mit einer allen Zusammenhanges baren Truppenmasse, so daß, um den Nachdrängenden Luft zu machen, der Weitermarsch schleunigst angetreten werden mußte. Namentlich die wild vorbeijagenden Trainsoldaten bereiteten viel Verwirrung und trugen zur Auflösung der mexikanischen Abteilungen bei.

Der Feind, nur Kavallerie, war uns mittlerweile dicht an den Leib gerückt. Das 5. Infanteriebataillon bildete noch immer unsere Nachhut, vor ihm marschierten unsere Husaren mit ihrem heldenhaften Kommandanten Grafen Khevenhüller an der Spitze.

Für unsere nur spärlich mit Karabinern bewaffneten Reiter bot das Terrain ein höchst ungünstiges Gefechtsfeld, eine Attacke erschien ganz unausführbar. Die mexikanischen Reiter machen sich aus solchem Terrain nicht viel; ihre Pferde erklettern wie Katzen die steilsten Berge, ohne daß bei etwas sorgfältigem Auflegen des vorzüglichen Sattels ein Rutschen vorkommen würde; auch verstehen sie ihre Schußwaffen vom Pferde aus trefflich zu behandeln. Die uns verfolgende Kavallerie — Carabajalsche Reiter — gehörte zur besten ihrer Art und hielt sich stets auf gleicher Höhe mit unseren Husaren, auf die sie andauernd feuerte.

Die feindliche Hauptmacht hatte kaum die Brücke von San Cristobal passiert, als sie unsere Nachhut attackierte. Diese machte Front gegen den Feind, warf die Waffen weg

und ergab sich mit dem Rufe: »Viva la Libertad!« Das war so schnell vor sich gegangen, daß die vor dem meuterischen Bataillon marschierenden Husaren durch die Charge des Feindes vollkommen überrascht wurden und über den Haufen geritten worden wären, wenn nicht die besonnenen Offiziere, darunter Rittmeister Ludwig Thom, einer der Tüchtigsten von allen, mit einigen Mann und dem Obersten Grafen Khevenhüller an der Spitze, sich dem Feinde entgegengeworfen und ihn zum Kehrtmachen gezwungen hätten. Der Erfolg dieses Gegenstoßes war so glänzend, daß der Feind für kurze Zeit in der Verfolgung nachließ.

Doch hörte von jetzt an jede einheitliche Disposition auf; Marquez, bis dahin leidlich mutig, hatte den Kopf verloren und kein mexikanischer General oder Oberst wagte einen Rat zu geben.

Das Pronunciamento des »5° de Linea« hatte unsere Arrièregarde vollkommen entblößt und das brave Husarenregiment konnte unmöglich in solcher Situation gelassen werden, ohne es gänzlich aufzureiben; da meldete sich Oberstleutnant Baron Hammerstein, um mit seinem Regimente den Rückzug zu decken.

Dieses hatte in den früheren Gefechten wenig verloren. Die Kavallerie und die mexikanische Abteilung setzten den Marsch fort, während wir Position nahmen, um den Feind würdig zu empfangen, falls er Lust zeigen sollte, uns anzugreifen.

Wir hatten ein Defilé vor uns, wie es für Retirierende nicht ungünstiger sein konnte: steile, felsige, spärlich bewachsene Höhen, wodurch jede Entwicklung verwehrt wurde, dazu ein schmaler, steiniger Saumweg, der sich durch Felsmassen hinwand und den Marsch bloß in einfachen Reihen gestattete. Zum Überflusse hatte man uns noch ein Gebirgsgeschütz zugewiesen, welches alsbald zu einer großen Last wurde, indem das unglückliche, halbverhungerte Maultier zu wiederholtenmalen stürzte und unseren Marsch dadurch unliebsam aufhielt.

Der Feind ließ uns nicht lange ruhen und bald schwärmten in unseren Flanken Massen von Reitern, die uns aus ihren 16schüssigen Rifles mit einem Hagel von Geschossen überschütteten, ohne indessen viel Schaden zu tun, obgleich unsere langgestreckte Kolonne einen sehr günstigen Zielpunkt bot. Wir deckten unsere linke Flanke durch zwei Kompagnien, in Schützenlinien aufgelöst, während die vollkommen unzugängliche rechte ungeschützt bleiben mußte.

Die Ordnung, in der wir unseren Rückzug Schritt für Schritt fortsetzten, mußte wohl dem Feinde imponieren, und dank dem zerklüfteten Terrain, das eine Annäherung erschwerte, blieb er in respektvoller Entfernung. So war der Marsch zwei Stunden weitergegangen; ich war beständig bei der äußersten Nachhut und leitete deren geordneten Rückzug. Um 1 Uhr etwa gelangten wir an eine Hazienda mit verfallenen Gebäuden und da sich das Tal erweiterte und die feindlichen Reiter wieder lebhafter nachdrängten, so ließ ich unser Geschütz auffahren und sandte zwei Granaten inmitten eines größeren Trupps der Feinde. Nachdem die Flankendeckungen unseren Marsch zu sehr verzögerten, mußten sie eingezogen werden. Oberstleutnant Baron Hammerstein hatte mittlerweile Offiziere zu Marquez gesendet, um ihn auf den Munitionsmangel aufmerksam zu machen und um Unterstützung zu bitten, doch fanden sie kein Gehör. Er ritt nun selber vor, um bei Oberst v. Kodolitsch, unter dessen Befehl sich die aus Europäern gebildeten Kavallerieregimenter freiwillig gestellt hatten, Unterstützung zu finden, und übertrug mir inzwischen die Führung des Gefechts.

Der Feind hatte eben eine allgemeine Verstärkung durchgeführt und war in dichten Massen einige hundert Schritt hinter uns. Unser Patronenvorrat war bis auf wenige Schüsse erschöpft, die Leute waren totmüde und matt; seit vorigen Abend hatten sie keine Nahrung genossen, seit dem frühen Morgen keinen Trunk Wasser getan; zudem wurde der Abstand zwischen uns und der Haupttruppe immer größer, da die vor uns marschierenden mexikanischen Abteilungen es für das Klügste hielten, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, unbekümmert um unser Schicksal. Wir aber durften unseren Marsch nicht beschleunigen, sollte nicht Unordnung auch in unsere Reihen kommen, und der Mut der jungen, in unserem Regimente befindlichen mexikanischen Krieger, die sich bisher musterhaft und kaltblütig verhalten hatten, erschüttert werden.

Die kaiserlich mexikanische Kavallerie wäre am besten geeignet und berufen gewesen, den Rückzug zu decken; jedenfalls konnte sie alles leisten, was die feindlichen Reiter vermochten; auch hatten wir in einem späteren Gefechte, während der Belagerung Mexikos, Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit zu bewundern; an diesem Tage aber war auf mexikanische Truppen nicht mehr zu rechnen, so demoralisierend hatte das Beispiel von oben auf sie gewirkt.

Während wir noch im engsten Defilé um Sein oder Nichtsein kämpften, hatte Marquez mit der Avantgarde schon die Höhen erreicht und vor ihm lag die weite, schöne Ebene von Texcoco, mit dem glänzenden, gleichnamigen See und jenseits desselben, freilich noch 15 Leguas entfernt, winkte die Hauptstadt mit ihren sicheren Wällen. Dieser Versuchung konnten die mexikanischen Reiter nicht widerstehen: Marquez an der Spitze, zog alles, was beritten war, in die schöne Ebene hinab, um im raschesten Tempo Texcoco zu erreichen und damit, unbekümmert um das Schicksal so vieler Waffenbrüder, das eigene Leben zu retten. Doch ich habe dem Gange der Ereignisse etwas vorgegriffen und kehre wieder zu meiner Arrièregardekompagnie zurück.

Das Terrain erlaubte dem Feinde eine engere Fühlung mit uns und immer energischer drängte er nach. Manch armer Verwundeter lag dahingestreckt und flehte, ihn nicht diesem Feinde in die Hände fallen zu lassen, bei dem er wenig menschliche Behandlung zu erwarten hatte. Doch umsonst! Ihm konnte keine Hilfe zuteil werden, denn jede Verzögerung konnte den kleinen Rest des tapferen Regimentes in die Gefahr bringen, abgeschnitten zu werden. Mit unruhigen Augen begannen unsere mexikanischen Soldaten die Vorbereitungen des Feindes zu erforschen, der mit wildem Gebrülle, Lanzen und Karabiner schwingend, in dichten Haufen auf uns losstürmte. Wer aus eigener Erfahrung den moralischen Eindruck einer Kavallerieattacke auf die Infanterie zu beobachten Gelegenheit hatte, wird es nicht verwunderlich finden, daß in diesem Momente die bis dahin musterhaft beobachtete Ordnung und Disziplin ins Wanken geriet.

Unsere Mexikaner waren junge, unfertige Rekruten, die nur auf dem Exerzierplatze die Bildung von „Klumpen" und „Karree" einigemale geübt hatten, auch war ihr Patronenvorrat nahezu erschöpft; kein Wunder, wenn sie diesem Anpralle nicht standhielten. Ich fand es ganz zwecklos, sie mit Kommandoworten höchstens noch mehr zu verwirren, ließ nur die Bajonette pflanzen und suchte, ohne in Laufschritt überzugehen, das Gros des Regiments zu erreichen.

Dieses, noch ohne Führung, da Hammerstein noch nicht zurückgekehrt war, hatte den Fehler begangen, unbekümmert um die 60 Mann Nachhut, fortzumarschieren, wodurch wir

zu weit zurückgeblieben waren. Mit einem Male sauste die wilde Jagd heran, brüllend und schießend, und nun gab es kein Halten mehr. Umsonst das Kommando »Halto« und »Al Cuadro« (Karree!), die jungen Mexikaner liefen. Die alten österreichischen Soldaten, und ich mit ihnen, wurden mitgerissen. In diesem entscheidenden Augenblicke war Hammerstein mit einer Eskadron Gendarmeria Imperial (größtenteils Franzosen) und Cazadores a Caballo (meistens Polen), die ihm Oberst Kodolitsch gegeben, zum Regimente zurückgekehrt. Im Nu wurde ein Karree formiert und wir waren gerettet. Die feindlichen Reiter stürmten knapp an das Karree heran, machten vor demselben Kehrt und erhielten einige Schüsse nachgesendet. Zu einer vollen Decharge waren nicht mehr genügend Patronen vorhanden. Gendarmeria und Cazadores machten noch eine hübsche Attacke gegen die feindlichen Reiter, die eiligst flüchteten. Die feindliche Übermacht war indessen so groß, daß wir, trotz dieses à tempo ausgeführten Offensivstoßes keinen Augenblick Ruhe behielten; schon überflügelten uns auf dem Bergrücken abermals feindliche Reiter und wir mußten ohne Rast weiterziehen.

Endlich, um 3 Uhr nachmittags, erreichten auch wir die Höhe und übersahen die mächtige Ebene von Tezcoco, die so friedlich dalag, mit ihrem glitzernden Seespiegel, und doch sah man, nahe bei Tezcoco, eine lange Staubwolke: Marquez und seine Reiter. Beim Anblicke dieser herrlichen Ebene erwachte frischer Mut in uns, denn wir wußten, daß auf freiem Felde mexikanische Reiter nicht angreifen, wenn der Gegner halbwegs stille hält.

Noch stand uns eine schwere Aufgabe bevor. Zwischen uns und der Ebene lag eine tiefe, von einem kleinen Gebirgsbache durchströmte Schlucht; weglos, über Stein und Gerölle ging es hinunter.

Wir hatten das 9. mexikanische Bataillon diesseits an einem Steinwalle zur Deckung unseres Überganges aufgestellt.

Kaum hatten sich die ersten feindlichen Reiter, unter Zurufen, dem genannten Bataillon genähert, als dieses, ohne einen Schuß getan zu haben, mit dem Rufe: »Viva la libertad!« zum Feinde überging. So waren wir wieder die Letzten! Ein Glück war es noch, daß die Abhänge unserer Baranca so steil waren, daß selbst die an solche Pfade gewöhnten mexikanischen Pferde nicht rasch vorwärtskommen konnten. Alle Ordnung war gelöst und nun wälzte alles in wilder Flucht den Abhang hinunter; viele sah ich, sich in das seichte Wasser stürzen, um gierig die ausgedörrten Lippen zu netzen, drüben keuchten wir wieder hinauf, sammelten die Nachkommenden und setzten den Marsch fort.

Eine 2000 Mann starke feindliche Kolonne wurde in unserer rechten Flanke sichtbar, deren Avantgarde, kaum daß wir die Ebene erreichte, uns entgegenjagte; sie wurde jedoch durch eine Attacke der „Colorados", unserer gefürchteten Husaren, zur Umkehr gezwungen.

Wie wir später hörten, hatte Porfirio Diaz, auf die Nachricht von unserem Abzuge aus San Lorenzo, beschlossen, uns den Rückzug abzuschneiden und seine ganze Macht zu jener Baranca „de las Caleras" entsendet, war aber zu spät gekommen. Wäre er rechtzeitig eingetroffen, wäre alles verloren gewesen!

Noch hatten wir unsere letzten Patronen an nachdrängende Carabajalsche Reiter zu verschießen, die uns weiterhin in Ruhe ließen. Die Rückzugdeckung unserer Kavallerie überlassend, erreichten wir um 5 Uhr Tezcoco. Da die Gefahr noch immer bestand, daß

uns der Feind zuvorkommen und uns den Rückzug noch knapp vor Mexiko abschneiden möchte, durfte nirgends gerastet werden.

Wir marschierten daher noch bis San Madalena, am See von Texcoco, das wir um 10 Uhr abends erreichten, nachdem wir einige Male irre gegangen waren.

Die Ortschaften mußten so viel als möglich vermieden werden, da wir überall angeschossen wurden und ringsumher die Sturmglocken unsere Annäherung vermeldeten. San Madalena war von den Einwohnern verlassen, wie ausgestorben; die „Tiendas" (Kaufladen) wurde erbrochen, aber außer einigen alten Maisfladen (Tortillas) nichts gefunden. Nach einem halbstündigen Aufenthalte, der uns womöglich nur noch mehr müde gemacht hatte, ging es weiter, im langsamsten Tempo. Der Mond, der um Mitternacht heraufgekommen, beleuchtete ein trauriges Gemälde. Kein munteres Wort, kein Scherz ertönte in den Reihen, kein Pfeifchen brannte, keine Zigarre glimmte; diese Schätze waren längst erschöpft. Es war ein Moment eingetreten, da wir uns alle wahrscheinlich widerstandslos hätten gefangen nehmen lassen. Unsere Leistungsfähigkeit hatte die Grenzen des Möglichen erreicht.

Die trockene Zunge klebte am Gaumen; Wasser gab es ja in Fülle, marschierten wir doch am Ufer des großen Texcoco-Sees, sein Wasser aber ist Salzwasser und so hatten wir wahre Tantalusqualen zu erdulden. Meine Erschöpfung war so unerträglich geworden, daß ich gegen 1 Uhr das Gefühl hatte, jetzt müsse ich trinken, sei es was es wolle, oder mich hinlegen und verschmachten. Ich nahm daher die Worte eines Soldaten: „Herr Major, hier gibt's Wasser", begierig auf und leerte einen Hut voll Flüssigkeit aus einer Pfütze geschöpft.

Um 2 Uhr morgens erreichten wir Santa Marta, eine kleine Hazienda inmitten des Sees von Texcoco. Von hier führt eine Dammstraße — früher die Hauptstraße von Puebla — gerade auf Mexiko zu; man rechnet sie auf 4 Leguas Länge.

Während der Regenzeit von 1866 wurde diese Dammstraße derart zerstört, daß nur einzelne Indianer sie bei niedrigstem Wasserstande zu benützen pflegten. Die Mitteilungen der Bewohner von Santa Marta über den gegenwärtigen Zustand der Straße lauteten nicht ermutigend, und doch gab es für uns keine Wahl, wir mußten das Wagnis tun, da eine Umgehung der Seen, auf der neuen Straße über Mexicalcingo, uns dem Feinde, der auch schon auf jener Seite stand, zugeführt hätte und wir vollkommen unfähig gewesen wären, noch ein Gefecht zu bestehen.

So wurde denn um 4 Uhr früh, nach zweistündiger Rast, der Weitermarsch angetreten und obwohl wir den größten Teil des Weges bis zu den Knien, ja selbst bis an die Hüften im Wasser wateten, so wirkte doch das Gefühl überstandener Gefahr und die Nähe der sicheren Hauptstadt, wo wir unsere gebrochenen Kräfte wiederherzustellen hoffen durften, insoweit ermunternd und kräftigend, daß wir, wenngleich im Schneckenschritte, um 9 Uhr früh an der Garita von Mexiko anlangten.

Die mexikanischen Abteilungen waren fast sämtlich aufgelöst, einzelne Bataillone kamen gar nicht an, selbst solche fehlten, die gar nicht ins Gefecht gekommen waren; sie benützten eben den nächtlichen Marsch, um zu desertieren, wodurch sie sich aber kaum vom Waffendienste gerettet haben werden, da sie die Liberalen, denen sie doch in den Weg laufen mußten, in ihre Bataillone eingereiht haben dürften.

An der Garita schon erfuhren wir, daß Marquez am Abend vorher mit einigen hundert mexikanischen Reitern in Mexiko eingetroffen sei und sämtliche Truppen der Expedition aufgegeben und als verloren betrachtet habe.

Die Verluste meines Regimentes bezifferten sich auf 4 Offiziere und 214 Mann, also auf mehr als die Hälfte vom Ausmarschstande. Den größten Verlust erlitten wir beim Passieren der letzten großen Baranca „de las Caleras", wo viele gefangen und größtenteils niedergemacht wurden.

Die Tapferkeit und Aufopferung unseres Regimentes wurde allgemein anerkannt und ihm mit vollem Rechte die Rettung der rückgekehrten Truppen zugeschrieben.

Der feindliche General Porfirio Diaz selber bezeichnete die fremden Truppen als diejenigen, welche die vollständige Niederlage, die Aufreibung der Kaiserlichen verhindert hatten. Auch von Seite der kaiserlich gesinnten Bürger wurde uns manches Zeichen der Achtung gezollt.

Dem Kaiser aber hatte Marquez mit dieser überaus kopflos geleiteten Expedition einen sehr schlechten Dienst geleistet. Man ist versucht anzunehmen, er, der ganz gegen die Instruktionen des Monarchen gehandelt, habe, wenn es ihm geglückt wäre, Puebla zu entsetzen, in diesem Rayon für eigene Rechnung zu operieren gedacht.

Die nächste Folge dieser Expedition war die vollständige Demoralisation der mexikanischen Abteilungen, die große Schwächung unseres Regimentes, des einzigen Infanteriekörpers, auf das man sich verlassen konnte. Es mußte über Hals und Kopf neu formiert werden, nachdem schon am nächsten Tage Porfirio Diaz sein Hauptquartier in Guadalupe, 1 Legua von Mexiko, aufschlug und am 12. April die Cernierung der Hauptstadt begann. Eine Vereinigung mit dem Kaiser war sonach unmöglich, da, nach unserem Mißerfolge, Experimente mit den mexikanischen Truppen nicht mehr gewagt werden durften.

(Schluß folgt.)

„Inszenierung."

Von Gustav Schwarzkopf.

Personen: Der Direktor. – Der berühmte Dichter.

Arbeitszimmer des Direktors.

Direktor (dem berühmten Dichter entgegengehend): Entschuldigen Sie, verehrter Freund, daß ich Sie gebeten habe, sich zu mir zu bemühen, aber hier können wir besser sprechen, hier haben wir alle meine Leute, den ganzen Apparat zur Verfügung.

Dichter: Bitte, lieber Direktor, es ist mir ja ein Vergnügen. Sagen Sie, wie geht denn Arnolds Stück? Sind Sie mit den Einnahmen zufrieden? Ich habe heute schon telephonisch angefragt, wie viel gestern drinnen war, aber der Kassier war nicht zu sprechen.

Direktor: Mäßig. 1800 — ich werde es nicht mehr lange halten können.

Dichter (ohne Bemühen, seine Genugtuung zu verbergen): Wirklich? Ich habe es mir ja gleich gedacht, daß man sich diese Schönrednerei, diese Nüchternheit nicht lange gefallen lassen wird. Was bringen Sie denn jetzt?

Direktor: Einige Reprisen, ein patriotisches Festspiel, das uns nicht lange ernähren wird, dann gleich Ihr neues Stück.

Dichter: Sie haben es schon gelesen?

Direktor: Selbstverständlich. Gleich nach Empfang.

Dichter: Und?

D rektor: Wir werden sehr stark arbeiten müssen.

Dichter: Ihr Eindruck —?

Direktor: Wir werden die Dekorationen bei drei verschiedenen Malern bestellen, da jeder Akt eine andere Künstler-Individualität erfordert. Das wird sich in den Notizen sehr gut machen.

Dichter (ungeduldig): Ja — aber wie gefällt Ihnen das Stück?

Direktor: Die Zwischenaktsmusik und die Ouverture werden wir bei Urussow anfertigen lassen. Wir könnten zwar irgend eine beliebige ernste Musik spielen lassen, aber der Geist der Dichtung soll auch in den Tönen —

Dichter: Meinetwegen — aber was sagen Sie —

Direktor: Für Kostüme kann man ja leider nicht viel tun, da die meisten Personen in Bettlerkleidern erscheinen müssen, aber ich werde dafür sorgen, daß es wenigstens echte, wirkliche Bettlerkleider sind. Die Uniformen werden wir nach den Bildern Menzels getreu kopieren lassen und sie dann dem Kriegsministerium zur Begutachtung schicken. Und für den Zug der elternlosen Kinder werden wir wirkliche Waisen aus dem Institut nehmen —

Dichter: Gut, ganz gut — aber wie gefällt Ihnen mein Stück?

Direktor: Lieber Freund, wie es mir gefällt, ist ja gleichgültig.

Dichter: Durchaus nicht, Sie wissen, wie ich gerade Ihr Urteil —

Direktor: Sehr verbunden, aber Sie schätzen mein Urteil doch nur dann, wenn ich entzückt bin, und —

Dichter: Und —

Direktor: Ich verstehe das Stück absolut nicht. Das ist gewiß meine Schuld — und das ist ja gewiß auch kein Hindernis für den Erfolg, aber ich glaube, daß es nicht einmal das gewisse Existenzminimum an Handlung und Spannung bietet, zu dem wir unser Publikum schon trainiert haben, daß die — Vorgänge — verzeihen Sie das unliterarische Wort — nicht geeignet sind, weitere Kreise zu interessieren.

Dichter (geringschätzig lächelnd): Ich will Sie nicht erinnern, wie oft ihr kritisches Urteil sich bereits geirrt hat, aber ich will Ihnen auch nicht zumuten, ein Stück aufzuführen, das Ihnen so mißfällt. Geben Sie es mir —

Direktor: Was fällt Ihnen ein? Zurückgeben? Es ist doch von Ihnen. Sprechen wir deutlich. Ich brauche ein Stück für den Rest der Saison. Sie brauchen einen pekuniären Erfolg. Da gibt es doch keine Meinungsverschiedenheit. Bei Geschäften soll man die verletzte Eitelkeit nicht mitreden lassen. Ihr Stück ist — sagen wir — nicht auf der Höhe Ihrer früheren Schöpfungen. Gut. Wir müssen also unser Möglichstes tun, damit dieses Defizit nicht bemerkt wird. Dafür gibt es ein einfaches Rezept. Durch starke Betonung des Nebensächlichen die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenken. Wenn der Braten nicht erster Qualität oder zu klein ist für die Anzahl der Gäste, so stellt ihn die kluge Hausfrau auf einen kunstvollen Sockel, der Beachtung fordert, und umgibt ihn mit zahlreichen

Hindernissen aus Gemüse. Die Leute haben sich durch so vieles durchzuessen, daß sie schließlich glauben, auch Fleisch gegessen zu haben. Wenn eine Liebeshändlerin nicht mehr jung ist und sich auf die von ihrer Person ausgehenden Wirkungen nicht unbedingt verlassen kann, muß sie sich zu besonderen Raffinements der Toilette und der Szenerie bequemen. Die Umrahmung wird dann so bunt, so prächtig, so eigenartig, daß das bißchen Gesicht kaum bemerkt wird. Und damit man nicht doch den Versuch macht, genauer hinzusehen, ist die Beleuchtung genau berechnet, ebenso wie das Parfüm, und der Wein, den sie vorsetzt, und die Musik, die sie spielt, und das Gespräch, das sie führt, und die Bilder, die sie zeigt — der Glückliche bemerkt gar nicht, daß er seine günstige Stimmung nur den Nebensachen verdankt.

Dichter (spöttisch): Ihre Vergangenheit wird lebendig. Die französischen Stücke von einst, die abgeschmackten „geistreichen" Vergleiche. Ich bitte: ohne Redeschmuck.

Direktor: Also: Da wir uns auf die Tragfähigkeit des Stückes nicht verlassen können, müssen wir es stützen, wir müssen die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenken, dem Interesse eine andere Richtung geben — wie man einem Volk, dem man gerade ein wichtiges Recht eskamotieren will, einige harmlose Freiheiten zeigt, um es zu beschäftigen — wir müssen verblüffen, reizen, ärgern, dem Austausch der Meinungen andere Gebiete anweisen, man soll von allem möglichen sprechen, am wenigsten von dem Stück. Für die Vornotizen wird es angezeigt sein, Ihre Gesundheit ein wenig zu erschüttern, es bleibt bis zum letzten Tage ungewiß, ob Sie überhaupt der Première werden beiwohnen können, es ist ausgemacht, daß ich Ihnen das Stück, von dem Sie sich nicht trennen wollten, förmlich entrissen habe — mag man dann über mich herfallen, mir macht das nichts, wenn nur das Stück etwas „macht"; auch in der Besetzung müssen wir etwas Besonderes leisten, etwas, das die Neugierde weckt, zum Widerspruch reizt. Da ist diese nicht leicht verständliche Naila. Wenn sie von einer meiner Liebhaberinnen anständig gespielt wird, wird sie nicht klarer. Für diese Naila will ich die Operettensängerin Lotti engagieren, die schon lange zum Schauspiel übergehen will. Wenn sie gut sein sollte — was ich für ausgeschlossen halte — wird sie der Sache nützen, wenn sie schlecht ist, fällt die geringe Wirkung einzelner Szenen auf Rechnung der ungenügenden Darstellung. Für den stummen Idioten denke ich an einen Clown. Die Ilona, der ich die Krankenpflegerin geben will —

Dichter: Aber sie kann ja noch immer nicht Deutsch sprechen —

Direktor: Eben deshalb. Ihr Kampf mit der deutschen Sprache amüsiert oder irritiert das Publikum, es hört dann nicht so genau, was gesprochen wird — die Ilona muß im Krankenhaus einen Kurs als Pflegerin mitmachen. Das haben die Leute gern, wenn man so viel Sorgfalt auf Details verwendet, andere machen sich wieder darüber lustig und auch das ist nützlich. Jetzt, lieber Freund, ein Vorschlag zu einer wichtigen Änderung, aber da brauche ich unbedingt Ihre Mitwirkung, das heißt Ihre Zustimmung.

Dichter: Ich bin erfreut, daß ich doch auch etwas für mein Stück zu tun vermag.

Direktor: Es handelt sich um die Verwandlung im dritten Akt. Da ist Ihnen, verehrter Freund, etwas Menschliches passiert, sie ist nämlich, was Vorgang und Dialog betrifft, ganz leicht verständlich. Ich will nicht davon sprechen, daß Ihre Gemeinde Ihnen das ernstlich übel nehmen und den Respekt verlieren könnte, denn in unbewußter Selbsterkenntnis folgert die Gemeinde: wenn wir etwas leicht verstehen, kann es unmöglich

bedeutend sein — es ist noch eine andere Gefahr, daß Ihre Gegner sagen werden, sie hätten eine ähnliche Szenenführung schon bei Raimund — Abschied der Jugend, das hohe Alter — bemerkt. Selbstverständlich haben Sie nicht im Traume daran gedacht, haben die alte Komödie nicht einmal gekannt, aber warum den Leuten Gelegenheit zu dummen Redensarten geben? Ich schlage vor, wir streichen das Ganze.

Dichter: Was? Die ganze Verwandlung?

Direktor: Die Verwandlung nicht, nur das, was gesprochen wird. In der Verwandlung denke ich ja meinen Haupttrumpf auszuspielen. Hören Sie, wie ich mir das vorgestellt habe. Dekoration, wie Sie vorschreiben. Links Wiesenabhang, rechts Ausläufer des Waldes. Wiese selbstverständlich mit wirklichem Gras und wirklichen Blumen. Wenn der Vorhang aufgeht, flieht Naila vor dem herankommenden Gewitter in die offene Hütte. Pause, Verfinsterung, Wolkenzüge, Spiel der welken Blätter — nun kommt das Gewitter. Aber nicht das übliche Theatergewitter, nein, ein Gewitter, das in einer wohl assortierten Musterkarte alles zeigt, was Gewitter nur leisten können. Wir wollen ihnen eine aufgeregte, entfesselte Natur hinlegen, die sich sehen lassen kann — selbstverständlich wirklichen Regen, der wirkliche Tümpel bilden wird. Und jetzt habe ich noch eine Nuance. Unter den Personen Ihres Stückes befindet sich auch der Wärter einer Menagerie, daraus ist doch logisch zu schließen, daß ganz in der Nähe des Ortes der Handlung eine Menagerie sein muß. Wir werden uns also erlauben, die geängstigten Tiere dieser Menagerie in allen Tonarten brüllen zu lassen — wir werden einen Tierstimmenimitator dafür engagieren — das wird doch schauerlich schön wirken, nicht? Dann plötzlich Aufhören des Gewitters, helle leuchtende Sonne, aber eine Sonntagssonne, eine Sonne erster Klasse mit allen Schikanen, ein leichter Wind, der die vom Regen niedergedrückten Blumen wieder aufrichtet — geben Sie acht, das wird viel Spaß machen, darauf fallen sie sicher 'rein — ein lieblicher Duft — man muß die erquickte Natur im ganzen Haus riechen können — dann kommt Naila aus ihrer Hütte, Longinus tritt aus dem Wald hervor, sie treffen sich in der Mitte der Bühne, sie fragt erschauernd: Ich? Er antwortet ruhig, wuchtig, mitleidslos: Du. Vorhang. Sonst darf in der Verwandlung nichts gesprochen werden.

Dichter: Aber man wird sich über den sparsamen Dichter, der mit zwei Worten eine Verwandlung füllt, mitleidlos lustig machen.

Direktor: Möglich, sehr wahrscheinlich sogar, aber man wird auch Kommentare, ganze Abhandlungen darüber schreiben, was Sie sich bei diesen zwei Worten gedacht haben, welche Weltanschauungen da einander gegenüberstehen u. s. w. Und wenn sich erst die Witzblätter der Sache bemächtigen, um so besser. Das weckt die Neugierde. Spotten sollen sie, entrüstet, wütend sollen sie sein, meinetwegen, wenn die Entrüstung nur für fünfzig Abende ausreicht, denn viel mehr — darauf müssen Sie sich gefaßt machen — wird wohl mit allen Mitteln nicht herauszuschlagen sein.

Dichter (sehr enttäuscht): Und darum diese Jahrmarktvorbereitungen! Nein, lieber Direktor, das ist nicht meine Art, einer Dichtung, einem Kunstwerk —

Direktor (bemüht sich gar nicht, darauf zu antworten, setzt seine Rede fort, als ob der andere gar nichts gesagt hätte): Um das zu erzielen, dürfen wir uns nicht nur mit der Bühne, der Inszenierung des Stückes beschäftigen, wir müssen uns auch um die Regie des Erfolges kümmern. Hören Sie, was ich beabsichtige. Ich will für die drei ersten Vorstellungen erhöhte Preise ansetzen.

Dichter (wieder interessiert): Erhöhte Preise?

Direktor: Ja. Zur Motivierung nehmen wir irgendeinen wohltätigen Zweck, dem wir dann einige hundert Mark für Benützung der Firma abliefern. Erhöhte Preise imponieren immer, sie suggerieren, daß es sich um hohe, außergewöhnliche Genüsse handelt. Aber diese Karten zu erhöhten Preisen werden nicht an der Tageskassa zu haben sein. Man wird sich darum bewerben müssen. Hindernisse reizen immer. Das Bewußtsein, ein Bevorzugter zu sein, etwas zu erlangen, was so und so viele nicht bekommen können, es früher haben zu können, ist noch immer stark begehrt. Wer diesen Vorstellungen beiwohnen will, wird sich schriftlich anmelden müssen. Die Hälfte der Karten der ersten Vorstellung reserviere ich gleich für meine und Ihre persönlichen Freunde, ich meine für diejenigen, die nicht Stücke schreiben. Fünfzig Karten behalten wir für die auswärtigen Direktoren und Intendanten, welche den Wunsch aussprechen werden — wie eine gefällige Notiz erzählen wird — bei dem außerordentlichen Ereignisse anwesend zu sein. Für die andere Hälfte werden nur sichere Leute berücksichtigt, gutmütige, harmlose Geschäftsmenschen ohne Voreingenommenheit, ohne literarische Richtung, die nicht den Mut haben, eine Meinung auszusprechen oder Snobs, die jedes Schlagwort nachbeten. Leute, die sich freuen, wenn die dem Hause ergebene Galerie-Jugend begeistert ist, wenn sie einem Dichter jubelnd danken dürfen für seine neue Gabe. Ich habe keine Lust, mir das Geschäft von einer Zufallsmajorität verderben zu lassen. Flaumacher kann ich nicht brauchen. Mein Kassier und ich werden fürchterliche Musterung halten. — Nach der Verwandlung im dritten Akt werden wir zuerst tiefe Ergriffenheit, die zu applaudieren vergißt, und dann brausenden Jubel mit Zurufen inszenieren. Die Kritik muß dann den stürmischen Erfolg konstatieren — das genügt — wenn sie auch dem Werk gegenüber in den kühlen Regionen des Respekts — weniger wagt sie ja doch nicht — bleiben sollte. Übrigens werden wir in Vornotizen verkünden, welche Intentionen zu erkennen sind, welche Aufgabe wir uns stellen und wie wir verstanden sein wollen.

Dichter (der fühlt, daß er alles das nicht hören darf): Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit diesen lächerlichen Details, ich will nichts mit diesen Dingen zu tun haben. Als ob Sie übrigens nicht wüßten, daß man das Echte doch nicht fälschen kann, daß stärker als alle diese unwürdigen Machenschaften das Wort des Dichters —

Direktor: Ja, da haben Sie recht, es kommt schon vor, daß alles nichts nützt; weder Regie noch Ausstattung, weder Stimmung noch Reklame, hie und da versagt alles. Die Herrschaften da unten wollen nun einmal nicht, sie weisen alle Zumutungen an ihre erprobte Leichtgläubigkeit, an ihr feuersicheres Unverständnis energisch zurück, als ob sie sich verabredet hätten. Man möchte ihnen zurufen: Warum wollt Ihr eigentlich heute nicht? Bildet euch doch nicht ein, daß es euch etwa deshalb nicht gefällt, weil es schlecht ist, ihr habt euch schon von Schlechterem übertölpeln lassen. Aber es ist nichts dagegen zu machen, man kämpft da gegen etwas Feindliches, das in der Luft liegt und nicht zu fassen ist. Ja, wenn es ganz sicher auszurechnen, immer nach demselben Rezept zu behandeln wäre, dann wäre das Geschäft doch zu einfach und ganz reizlos. Vielleicht ist all unsere Mühe ganz vergeblich —

Dichter (ängstlich): Halten Sie es für möglich, daß gerade diesmal —

Direktor: Möglich? Es ist nicht ausgeschlossen, aber es ist genau so wahrscheinlich wie der „Triumph des Guten", wie der „Sieg der Wahrheit", wie Freundschaft unter Kon-

kurrenten. Sie sehen also, daß wir nicht zu viel zu fürchten haben. Wir haben den Willen, uns das Spiel nicht verderben zu lassen. Nur nicht selbst der Suggestion unterliegen, die für die andern aufgerichtet ist, nur immer den Kopf klar erhalten, die Richtung nicht verlieren. Wenn der Mechanismus einmal versagt, hat man doch eigentlich immer sich selbst die Schuld zuzuschreiben. Nur erkennt man das erst nachher. Die Reklame war dann entweder zu schwach oder zu lärmend, oder sie hat falsche Erwartungen erweckt, man hat etwas unterlassen, man hat seine Kraft für Unrettbares vergeudet, oder man hatte die kritische Situation nicht erkannt, nicht den Mut gehabt, zu dem letzten verzweifelten Mittel, zur Ehrlichkeit, zu greifen, einfach zu sagen: Der Dichter hält sein Stück für sehr schwach, aber er liebt es, wie man schwächliche Kinder liebt, und bittet um Nachsicht. Das rührt, weckt die Großmut, die Lust recht zu behalten gegen den Autor —

Dichter: Sie nennen die Ehrlichkeit ein verzweifeltes Mittel?

Direktor: Ja, man muß sich nach Anwendung gleich zurückziehen, denn, wer einmal ehrlich war, dem glaubt man nie mehr eine Lüge, d. h., man spürt aus seinen späteren Kundgebungen die Lüge gleich immer heraus. Er hat durch das einmalige Straucheln die Sicherheit, den Brustton der Lüge verloren. Und zweimal nacheinander ehrlich sein, das geht auch nicht. Hier wirkt nur der Reiz der Seltenheit. Nein. Dieses Mittel will ich mir noch aufsparen. Für das letzte Jahr meiner Direktion. Es ist ein guter Abgang. Also: das Geschäftliche besorge ich, das Gesellschaftliche überlasse ich Ihnen. Treten Sie eine Rundreise durch die Salons an, bringen Sie den guten Leuten ihre Verehrung für Sie in Erinnerung — das ist wirklich notwendig, denn die Leute haben so viel in Verehrung zu leisten — erwecken Sie Hoffnungen auf den Einzug der Verständigen in den Himmel der Literaturgeschichten, der Biographien und der Briefwechsel. Das sind Dinge, die nur Sie besorgen können. Ein echter Dichter muß der Geschäftsreisende seines Ruhmes sein. Und nun: »Allons travailler.«

Das Frühlingslied.

Von Ella Triebnigg.

Es kam ein Lied mit der Frühlingsluft
Über schweigende Wasser gezogen,
Es hatte nicht Worte, es hatte nicht Klang,
Ganz lautlos es in die Seele mir drang
Wie leise schaukelnde Wogen.

Das Lied gehörte mir allein,
Ich hab es verschlossen, verschwiegen,
Doch als der Morgen verdrängte die Nacht,
Da sah ich mein Lied, tief innerst bewacht,
In jeder Blüte sich wiegen — — — —

Chronik.

Neue Lustspiele.

Häuft auf die Köpfe unserer Komödienschreiber so viele glühende Kohlen, als ihr nur immer imstande seid; zankt sie tüchtig aus, weil sie uns statt unverfälschten Weines einen so maßlos verwässerten vorsetzen, als ob es den Beifall der Anti-Alkoholiker zu erringen gälte; entlarvt die erfolgreichsten unter ihnen immerhin als Tantièmenjäger, als nüchterne Bühnenzimmerleute, die den Katechismus ihres Handwerks aus dem ff verstehen und dem wahren Poeten den Zutritt verrammeln: nur fügt nicht das Unrecht hinzu, sie mit einem letzten Trumpfe auch noch der Teilnahmslosigkeit gegen die Zeit zu beschuldigen. Es ist wahr, viele, ach, allzu viele scheinen mehr mit der Gegenwart zu liebäugeln, als sich ihr hinzugeben, und umsonst sieht man sich nach einer so sprechend ähnlichen Verlebendigung des Zeitgeistes um, wie sie in der „Minna von Barnhelm" oder in „Figaros Hochzeit" geglückt ist. Manch einer will bloß dem Augenblicke seine Gunst abgewinnen und garniert zu diesem Behufe die erste beste der Tradition entnommene Handlung mit dieser oder jener treibenden Idee, die gerade im Munde aller ist. Und wenn hiebei Irrtümer, Flüchtigkeiten, Entgleisungen unterlaufen — mein Gott, wer von uns vermag die Gegenwart, in deren Strom wir selbst schwimmen, in ihrer Fülle stets so kräftig zu erfassen, daß sie uns nicht wieder aalglatt aus den Händen entschlüpft? Allein diese Schäden zugegeben, unverkennbar ist doch die Willfährigkeit, mit der sich das neue Lustspiel in den Dienst der neuen Zeit stellt. Sucht der eine die moderne Agrarpolitik einzufangen, so macht bei dem andern ein ideologischer Sozialreformer die Probe auf sein ausgeklügeltes Exempel, die, wie vorauszusehen, nichts weniger als stimmt, und ein dritter weiß dem verschärften Gegensatz zwischen Kapital und Kleingewerbe zur willkommenen Abwechslung einmal heitere Seiten abzugewinnen. Ich spreche von bestimmten Stücken, die gleich näher beleuchtet werden sollen. Also Satire auf moderne Erscheinungen, wohin das Auge blickt! Wäre daran nichts weiter zu loben als eben nur das kecke Zugreifen, so würde auch dies schon genügen, um das Interesse des künftigen Kulturhistorikers zu fesseln. Hier findet er, was er braucht: „Dokumente der Zeit." Uns Mitlebenden aber stünde es im Falle mißlungener Ausführung, aber redlichen Wollens immerhin an, Barmherzigkeit zu üben, wofern nur ein Fünkchen gesunden Humors die Hoffnung auf Fortschritte gestattet. Denn Humor ist Stärke, die hervorgequälten Witze hingegen, die uns zumeist an seinerstatt aufgetischt werden, sind bloß drapierte Schwäche. Und noch eine Möglichkeit nicht zu vergessen: wer weiß, ob diese groben Vorarbeiten dem begnadeten Lustspieldichter, den wir alle herbeisehnen, auf dem Wege seiner Entwicklung nicht einen Teil der bergehoch getürmten Hindernisse hinwegräumen.

Um solche hoffnungsvolle Triebe und Blüten in G. Lusts Lustspiel „Die Arbeit"* zu entdecken, müßte man sich freilich eines Mikroskops bedienen. Für ein Lustspiel ist es viel zu ernst und die einzige komisch seinsollende Szene, worin ein Finanzbaron und eine kokette Adelige in kaufmännischen Ausdrücken, wie Kontokorrent, Prozent, kulant, pro anno, pro mese u. s. w., anmutig miteinander schachern und schäkern, hat etwas so Gesuchtes, daß sie den Ernst eher verstärkt als mildert. Es aber als Schauspiel passieren zu lassen, verbietet der Mangel eines tiefen Herzens- oder Gewissenskonfliktes. Das Zwitterwesen bezeigt nur in einer Hinsicht Neigung zu einem entschieden männlichen Auftreten: in dem Eifer, mit dem es die Werbetrommel zu gunsten der ehrlichen Arbeit rührt. In unseren sozialen Nöten leihen wir diesen Tönen immer wieder gern unser Ohr, obwohl die Arbeit in Wahrheit weit über alle Hilfe hinaus ist, die ihr seitens eines — Lustspiels kommen könnte. Übrigens erleichtert sich der technisch noch sehr unbeholfene Verfasser die Lösung seiner Aufgabe durch die parteiische Verteilung von Licht und Schatten ganz bedeutend. Er macht die Anwälte seiner guten Sache stark, besonders den uneigennützigen, tüchtigen, volksfreundlichen Direktor Schmied, und drängt die Gegner, einen leichtsinnigen österreichischen Grafen als Repräsentanten des konservativen Prinzips und einen skrupellosen Aktienspekulanten als Vertreter des „herrschsüchtigen Geldsacks" in eine matt verteidigte Festung, die beim ersten Angriff fällt. Abgeordnetenwahlen bilden den Hintergrund und der Held empfängt aus den Händen der Bürger und Arbeiter das vielumstrittene Mandat. Bis zur Unwahrscheinlichkeit reich an Edelmutsgefühlen aller Art, verkörpert dieser Tausendsassa nämlich auch als Politiker ein Ideal, indem er, hoch über den Parteien stehend, im Handumdrehen selbst die scheinbar unversöhnlichsten Klassengegensätze ausgleicht. Sein Universalheilmittel heißt Arbeit und einem internationalen Bunde der Arbeit redet er in einer langen Schlußtirade das Wort — kein besonders nachdenkliches —, sich im übrigen

* Wien und Leipzig, 1906. Wilhelm Braumüller.

über die praktische Durchführbarkeit seiner Weltbeglückungsidee just nicht den Kopf zerbrechend. Es versteht sich von selbst, daß umgekehrt die Rückschrittler ihr vollgerütteltes Maß von Schelte abbekommen. Recht brav, diese freisinnige Tendenz; nur steht sie leider in einem völlig verdrehten Eigentumsverhältnis zu dem Verfasser: nicht er besitzt sie, sondern sie ihn. Eine Umkehrung, deren schlimme Rückwirkung auf den Dramatiker wir schon oft und oft mit Betrübnis beobachtet haben: unfrei durch sich selber, schleppt er immer die lange, schwere Kette seiner schönen Gesinnung hinter sich her; ist er aber ein Komödienschreiber, so raubt sie ihm vollends die Leichtigkeit, deren er bedarf, und ertötet die vis comica — wofern er welche besitzt. Ganz abgesehen davon, daß eine so derb aufgetragene Tendenz für den Zuschauer oder Leser nur dann erträglich ist, wenn sie sich mit einer tieferen Einsicht paart, was hier durchaus nicht der Fall ist. Zu diesem inneren Gebrechen gesellt sich endlich noch ein äußeres, das unserer geliebten Muttersprache entschieden zum Schaden gereicht. Einem im Stück auftretenden Doktor sollte es seine akademische Bildung denn doch verbieten, die Präposition wegen mit dem Dativ zu konstruieren; die Imperative vergesse und sehe statt vergiß und sieh sind greulich; die beherzigenswerte Mahnung: „Nichts im Übermaß“ stand nicht am, sondern auf dem Tempel in Delphi; ein auf Aktien gegründetes Werk kann unmöglich „heute doppelt so wert sein wie vor drei Jahren, sondern nur doppelt so viel wert; und wenn der eben genannte Doktor in einer längeren Auslassung auf Seite 38 die Phrase gebraucht: „wir, die mit ihrer Kultur so stolz tun“, so scheint er zumindest die sprachliche Kultur auszuschließen, die unbedingt statt ihrer unserer verlangt.

Dieser Verächter der Grammatik tritt stets als Räsoneur auf. So zollt er auch zum Schlusse inmitten einer wie zu einer photographischen Gesamtaufnahme gestellten Gruppe der Verbrüderung aller geistigen und physischen Arbeiter seinen lebhaften Beifall, indem er bemerkt: „Wenn ich mir die kleine Gesellschaft, die hier versammelt ist, ansehe und auf eine menschenleere Insel verschlagen denke, so, glaube ich, hätte sie bald, ohne Not zu leiden, ein kleines, zufriedenes Staatswesen gegründet.“ Auf der gleichen Idee von einem Musterstaate, den eine Handvoll Menschen versuchsweise schon jetzt ins Leben rufen könnte, ja auf dem nämlichen Bild von einem weltentrückten Eiland als dem Schauplatz dieser Neuschöpfung fußt Max Halbes vieraktige Komödie „Die Insel der Seligen“.* Sprudelnder Humor ist ja bei dem Verfasser der „Jugend“ nicht ohneweiters vorauszusetzen, wohl aber das, was uns nicht bloß aus der Überschrift jenes Stückes entgegenschlug und ihm überall herzliche Sympathie erweckte: Jugend. Indes ist nicht einmal ein Abglanz davon geblieben. Halbe hat sich seitdem höchstens technisch entwickelt, wie der „Strom“ lehrt, aber an Unmittelbarkeit der poetischen Empfindung unendlich verloren. Er ist innerlich doppelt und dreimal so stark gealtert, als die Rechnung nach Jahren ergibt: ein nüchterner, klügelnder Philister steht vor uns, der sich von seiner ehedem so reichen Einbildungskraft nur die Unruhe bewahrt hat, mit der er sich bald auf diesen, bald auf jenen Plan stürzt, ohne einen einzigen ausreifen zu lassen. Es gibt Dichter, die keinen schlimmeren Feind haben als ihre Erfolge, und Halbe gehört zu ihnen. Indem er Jahr um Jahr ein Stück auf den Markt bringt, verflacht er immer mehr. Wie prächtig hätte sich sein jüngster Stoff gestalten lassen! Statt dessen bietet sich ein Leichnam dar, der nur so tut, als ob er lebte, indem er dank einem Mechanismus in seinem Innern aus Leibeskräften — schreit. Und zwar auf eine so schonungslos mißtönende Weise, daß man sich am liebsten die Ohren verstopfte. Wir vernehmen Zukunftsmusik, der man vom Anfang bis zum Ende die Absicht anmerkt, den buchstäblichen Sinn des ironisch gemeinten Titels „Die Insel der Seligen“ in einen so derb wie möglich übertriebenen Gegensinn zu verwandeln. Ach, da herrscht kein Friede! Der betäubende Lärm von Rede- und anderen Schlachten erfüllt die Luft und die ihn anstimmen, sind eigennützige, verlotterte, lasterhaft zynische Halbidioten und Ganznarren — noch toller, aber eben darum viel gefährlicher als die unverschämte Gesellschaft in Sardous »Nos intimes« — auf fremde Kosten besiedeln, verunzieren und unterwühlen sie diese unselige Insel, deren Abgeschiedenheit durch das Eintreffen von — Passagierdampfern täglich noch weitere ärgerliche Störungen erleidet. Halbe verzerrt die Dinge mit Absicht ins Groteske, weil er die Unverträglichkeit dieser wüsten, sich auch untereinander befehdenden Elemente mit dem geistig und sittlich vornehmen Wesen seines Helden, eines kühnen Experimentalreformers, nachdrücklich betonen will. Allein dies müßte mit souveränem Humor oder doch mit jener auflösenden Ironie geschehen, die den Romantikern für ähnliche Verspottungen selbstgefälligen Prophetentums und ausbeutender Charlatanerie zu Gebote stand. Aber man fühlt sich gerade an den Ausspruch eines ihrer Wortführer, Friedrich Schlegels, gemahnt: „Man soll Witz haben, aber nicht haben wollen, sonst entsteht Witzelei.“ Noch weniger Beifall läßt sich der Durchführung des Themas zollen. Wir werden das ganze Stück

* Albert Langen Verlag für Litteratur und Kunst, München, 1906.

hindurch vor die Frage gestellt, wer in dem Hader Sieger bleiben werde: der Held oder die Ränke schmiedende Rotte. Die Lösung erfolgt nach der Erkenntnis: mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Der Held räumt vor der potenzierten Verrücktheit das Feld und nimmt eine Berufung an einen Fürstenhof an. Was wird damit für und gegen die Durchführbarkeit seiner Ideen bewiesen? Rein gar nichts. Denn es standen sich von vornherein keine ebenbürtigen Kräfte gegenüber. Aber noch viel peinlicher berührt das Herabsinken des Helden von der Erhabenheit eines auf seine Unabhängigkeit stolzen Idealisten zur Gewöhnlichkeit eines bürgerlich-praktischen Kompromißlers, der zu guter Letzt in ein Staatsamt unterkriecht. Damit wir über einen so gründlichen Wandel hinwegkämen, müßte er uns als innerlich notwendiger Läuterungsprozeß aufgedeckt werden, wie es etwa Wieland, Goethe oder Gottfried Keller getan haben. Dergleichen schwebt auch dem Verfasser der „Insel der Seligen" vor, aber es bleibt beim bloßen Wollen.

Von diesem Zerrbilde eines verwegenen Agrarsozialismus, das Halbe ganz ohne Erfahrungsweisheit entworfen hat, kann sich unser beleidigter Wirklichkeitssinnn in einem Seitenstücke dazu erholen, in Hans Karlmanns „Die Herren von Altenbruch",* das sich schon auf dem Titelblatte als vieraktige „Agrarkomödie" vorstellt. Denn hier spricht ein Kenner, der es sichtlich verschmäht, uns durch den blendenden Glanz von Trugschlüssen gewinnen zu wollen; wohl ist der Verfasser kein Dichter, er ist es aber auch nicht im Sinne eines heillosen Fabulisten und halbwachen Träumers. Auch er will reformieren, indes nicht als zukunftsstaatlerischer Ideolog, sondern als praktischer Kopf auf dem Boden des Bestehenden; und die normalen Menschen, die er vorführt, sind bei allem gewohnheitsmäßigen Festhalten am Althergebrachten für die Verwirklichung von Reformplänen noch immer weit brauchbarer als die völlig unbildsamen Bassermannschen Gestalten Halbes. Es sind Agrarier im Sinne der reichsdeutschen Partei dieses Namens: Karlmann hat die „notleidenden Junker" offenbar aus nächster Nähe beobachtet. Er zeigt, daß sie zum Teil wirklich in Nöten sind, und zwingt den gedankenlosen Leser einseitig liberaler Zeitungen zur Berichtigung einer Auffassung, die in den hochgeborenen Agrariern nichts weiter als die Verkörperung der nackten Selbstsucht und einer auf hohe Zölle und Einfuhrverbote erpichten Interessenpolitik erblickt. Es bleiben noch immer genug typische Untugenden übrig, die weder bestritten noch beschönigt werden: der Kastengeist, das eigensinnige Ausharren bei längst verstaubten Traditionen und die Neigung, sich durch finanzielle Mißwirtschaft, Spiel und Weiber zu ruinieren. Zu den eingewurzelten Vorurteilen gehört es auch, daß man trotz gänzlicher Verschuldung und trübster Aussichten in die Zukunft nach wie vor Agrarier bleiben und sich gegen das Eindringen der modernen Industrie, durch die man sich glänzend aufhelfen könnte, mit Händen und Füßen sträuben müsse. Hier setzt der Verfasser ein. Er schildert den wirtschaftlichen Untergang der Familie von Altenbruch, deren Oberhaupt dem Junkertum der alten verzopften Art angehört und es dem tatkräftigen Sohne verwehrt, neue Wege zu beschreiben. Auf der anderen Seite das Gegenstück und nachahmenswerte Beispiel: der Mann der Gegenwart, der sich vom Agrarier in einen sich und seiner Zeit besser dienenden Industriellen verjüngt; Reichtum und innere Befriedigung sind sein Lohn. Es wird aber keine Tragödie daraus: der Sohn dort, die Tochter hier finden einander zuletzt und das Wrack der Altenbruchs wird wieder zu einem schmucken Schiff aufgetakelt, das verheißungsvoll in das neue Fahrwasser einlenkt. Bei aller Anspruchslosigkeit könnte die Handlung eigenartiger, der Knoten geschickter gelöst sein. Auch die Charakteristik ist nur halb gelungen: neben derb, aber mit fester Hand gezeichneten Junkerfiguren, die lebendigen Originalen nachgebildet sein mögen, finden sich auch solche, die sich in nichts von zahlreichen literarischen Vorgängern unterscheiden. Ebenso ist in der Sprache Urwüchsiges mit Konventionellem verschlackt; aber jenes überwiegt und man fühlt bisweilen die ganze Heiligkeit der Bande heraus, die den deutschen Rittergutsbesitzer mit der ererbten Scholle verknüpfen. Ein noch kräftigeres Anschlagen des Lokaltones hätte dem Stücke zweifellos zu noch größerem Vorteile gereicht. Immerhin mag man sich auch so der vielversprechenden Ansätze freuen; Karlmann verdient es, daß man seine weiteren Leistungen im Auge behält.

Bleiben wir noch ein wenig auf dem Lande oder doch in der Provinz! Wo wir im Sommer eine körperliche und geistige Gesundheitskur durchzumachen pflegen, dort breitet sich jetzt, so scheint es, die eigentliche Lustspielgegend aus. Nur der höchste und der niedrigste Schößling der Komödie, das feine Konversationsstück und die Posse, gedeihen noch in der Großstadt; was dazwischen liegt, braucht Landluft. Um diese Tatsache zu erklären, lasse man das vielmißbrauchte Schlagwort Heimatkunst als überflüssig hübsch beiseite; es genügt eine leise Erinnerung an die Komik des Gegensatzes: aus der gähnenden Langweile, deren Vorstellung sich für eingefleischte Großstadtmenschen mit den Begriffen

* E. Piersons Verlag R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler. Dresden, 1905.

Land und Provinz unlöslich verknüpft, sprießt ihr Widerspiel, die Lustigkeit, wie aus einem üppigen Mutterboden leicht hervor. Oder auch umgekehrt: so hat unser J. J. David das verspätete Sonnenstrählchen Glück, das einen abstoßend-anziehenden, von Haus aus zum kräftigen Aufschwung bestimmten, aber vor der Zeit flügellahm gewordenen Wesen leuchten will, in dem melancholischen Grau eines ländlichen Regentages wieder verlöschen lassen. Der Rest ist hoffnungslose Entsagung. Wie aber, wenn die zur Schau getragene Resignation mehr selbstgefällige Pose als Ausdruck wahrer Empfindung ist? Mehr Einbildung als Wirklichkeit? Oder nichts weiter als vorübergehender Einfluß von Zeit und Ort? Dann wird sich die trübselige Stimmung eben beim ersten Anlasse verflüchtigen und beim zweiten in ihr Gegenteil verwandeln. Zu diesem Satze liefert Felix Dörmann in seinem dreiaktigen Lustspiel „Die Liebesmüden" die Illustrationsprobe.*) Die Handlung spielt sich in österreichischen Adelskreisen ab, daher denn auch die Sprache durch eine Mischung von saloppem Deutsch und modefranzösischen Brocken tunlichste Stilechtheit anstrebt. Familiäre Kosenamen, wie Rudi und Fifi, erwecken in den Angehörigen der exklusiven Gesellschaft das anheimelnde Gefühl, ganz unter sich zu sein. Mit einem Worte: Ossip Schubin dramatisiert. Dazu starke Anklänge an Blumentals niedliche Bluette „Wann wir altern", besonders in den Klagen eines fürstlichen Weltmannes, mit den zunehmenden Jahren von den schönen Damen immer weniger ernst genommen zu werden. Die Mädchen küssen ihn vor aller Welt auf die Wangen und die jungen Frauen empfangen ihn vertrauensvoll im Negligée, um ihm – von ihren Kinderchen zu erzählen; besonders aber kränken sie ihn in duftenden Glückwunschschreiben zu seinem 50. Geburtstage durch allerlei scherzhaft-anspielende Wendungen und Titulaturen, von denen der „Jubelgreis" am meisten schmerzt. Obendrein wird er von zwei Frauen betreut, deren eine seine auch nicht mehr ganz junge Gemahlin ist: nimmt es da wunder, wenn er „liebesmüde" wird? Es sind verzweifelt übellaunige Gedanken, denen er auf seinem Landsitze nachhängt. Freilich braucht er hier nicht ganz auf die zerstreuenden Annehmlichkeiten der Großstadt zu verzichten, denn sein Gut liegt bei Wien, von wo häufig Besuche anlangen, und so ist er „einsam, nicht alleine". Einen Gesellschafter, von dem er die Liebesmüdigkeit erst theoretisch gelernt hat, verschreibt er sich sogar eigens aus Wien: einen modern-dekadenten Dichter. Das Eintreffen des jungen Mannes verhilft dem ersten Akte zu einem lustigen Abschlusse. Ankommen und in der Erzieherin der Komtesse seine Geliebte erkennen, sie stürmisch abbusseln und hiebei von der entsetzten Fürstin überrascht werden, ist nämlich eins. Rasch gefaßt, stellt er sich den Herrschaften vor: Peter Paul Fischer. „Der Dichter der müden Liebe?" „Allerdings." Tableau! Wer indes eine witzige Durchhechelung des blasiert tuenden Dichtergigerltums erwartet, eine Art modern herausgeputzter Nachzüglerin der literarischen Satire in Molières »Femmes savantes«, der wird arg enttäuscht. Alles läuft nur auf eine dürftige Verwicklungskomödie hinaus, deren bester Einfall es noch ist, daß sich der Fürst, von der „Liebesmüdigkeit" zur Siedehitze eines unreifen Bürschchens überspringend, für eine Dame schlagen will, die nicht seine Frau ist. Eine Entführungsgeschichte sorgt für ein bißchen Romantik. Immer dünner fließt Dörmanns humoristische Ader, um schließlich nur mehr zu tröpfeln, und in gleichem Maße nimmt sein Causeriedialog an Beweglichkeit ab. Wie ein Soldat, der vor der Zeit seine Munition verpufft hat, hat er für die eigentliche Entscheidung nichts mehr herzugeben. Im kurzen Genre liegt seine Stärke. Das haben die Schätzer seiner in sich künstlerisch gerundeten Skizzen, die voll psychologischer Feinheiten und plastischer Anschaulichkeit sind, längst gewußt, nun aber bestätigt es sich aufs neue.

Noch weiter von der Hauptstadt weg, in die Provinz, führt uns der Däne Gustav Wied. Schon sein Einakter „Eine Abrechnung"*, eine fast ausschließlich unter Greisen spielende Komödie, der auf mehreren deutschen Bühnen eine freundliche Aufnahme zu teil geworden ist, hat ihn als einen scharfäugigen Genremaler erkennen lassen, der ohne Originalitätshascherei gerade aus dem Klein- und Stilleben die interessantesten Motive aufzustöbern und sie mit treffsicherem Pinsel auf der Leinwand festzuhalten weiß.

Ein Künstler der Enge, ob man nun an den winzigen stofflichen Ausschnitt aus der Wirklichkeit denkt oder an die mühevolle Mosaikarbeit seiner Charakterzeichnung, dieser sorgfältigen Anhäufung bezeichnender Züge zu sprechend ähnlichen Porträten. Dazu ein äußerer Rahmen von größter Bescheidenheit: in der „Abrechnung" genügt ein Zimmer, zu dem man die Holztreppe eines Altersheims hinaufklimmen muß. Bei aller Ausdehnung der Verhältnisse in Wieds neuester Komödie „Der Stolz der Stadt",** der Aktzahl von einem auf fünf, der Charak-

*) Wien 1905. Verlag Paul Knepler (Wallishaussersche Hofbuchhandlung).

* Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann. Axel Junker, Verlag in Stuttgart. — Ein älteres Stück ist das dreiaktige Satirspiel „Erotik", Albert Langen, München.

** Autorisierte Übersetzung von Ida Anders. Axel Junker, Verlag in Stuttgart.

teristik von wenigen auf viele Personen und des Schauplatzes von einem Stübchen zu einer ganzen Stadt, obschon nur der „lieben, kleinen Provinzstadt Seeport", begegnet doch auch hier eine gewisse Andacht zum Kümmerlich-Einfachen, das wir mit den Augen des Helden zugleich als das Echte und Natürliche schätzen lernen. Dieser Held ist ein freier, genialer Künstler, eben der, den die Stadt ihren „Stolz" nennt; der glänzende Empfang, den sie ihm gelegentlich seiner Ankunft auf dem Bahnhofe bereitet, gibt zu einer Reihe höchst eindrucksvoller, mit außerordentlichem Geschick gemachter Szenen Anlaß. Er aber fühlt sich in seiner Heimat nichts weniger als an seinem Platze. Inmitten dieser Provinzgrößen mit ihrer Neuigkeitskrämerei und Klatschsucht, ihrem aufgeblasenen und scheinheiligen Getue könnte seines Bleibens nicht einen Tag sein, fände er nicht ein paar Menschen seiner eigenen geraden und herzlichen Art, die fortan seine Welt bilden werden. Vor wie nach Picards französischen und Kotzebues deutschen Kleinstädtern ist dieser Stoff häufig behandelt worden; er nimmt in der Geschichte des Lustspiels einen hübsch breiten Raum ein. Dennoch erweckt Wied dank seiner Zutaten aus eigenem nirgends den Anschein, als ob irgend ein literarischer Vorfahre aus ihm spräche. Insbesondere ist es die feine Ironie, die dem Stück ein höchst individuelles Gepräge verleiht. Da gibt es keine sittliche Entrüstung in langatmigen Tiraden; der Dichter verdeutlicht lediglich durch die Handlung und Charakteristik seine satirischen Absichten. Jene ist leidlich originell, diese dagegen sehr. Alle, auch die kleinsten Rollen, von vorneherein aufs sorgfältigste herausgearbeitet, müßten den Schauspielern ungemein dankbare Aufgaben bieten.

Wir sind an guten Lustspielen nicht so reich, als daß unsere Bühnen an dieser, sich in der gelungenen Übersetzung wie ein kerndeutsches Stück ausnehmenden Komödie Wieds achtlos vorbeigehen dürften. Nur möchte man für die Aufführung die Kürzung einer Reihe von Szenen wünschen.

Auch mit dem Stoff, den Franz Servaes sich für sein vieraktiges Lustspiel „Jungfer Ambrosia" gewählt hat*, fühlt man sich versucht, wie mit einem lieben, alten Bekannten einen Erkennungsgruß auszutauschen: Gott zum Gruß „Alt-Heidelberg"! Bei der Berliner Aufführung und, wenn ich nicht irre, auch anderwärts, hieß es dann freilich noch vor dem Schlusse: Gehab dich wohl, auf Nimmerwiedersehen, „Jungfer Ambrosia"! Servaes hat den Schaden gehabt und es wäre leicht, auch noch den Spott hinzuzufügen. Allein, den hat er doch nicht verdient. In seinem Stücke steckt sehr viel Fleiß, der

* München und Leipzig, R. Piper u. Co.

nicht bloß der Technik und der äußeren Toilette zu gute gekommen ist. Ja, etwas weniger wäre in diesem Falle sogar mehr gewesen. Man möchte mit einer Person des Lustspiels ausrufen: „Ich fühle die Anstrengung und den Willen! Ich fühle das Gemachte!" Darüber ist nämlich der Humor ausgeblieben. Vier lange Akte und nicht ein einziges Mal wandelt uns die Lust zu einem herzhaften Lachen an! Nun geht auch von „Alt-Heidelberg" keine besonders heitere Wirkung aus: dafür breitet sich eine Stimmung darüber, so zart wie ein die Luft durchzitternder Glockenton. Auf die Erzeugung der nämlichen Stimmung war denn auch Servaes erpicht. Daß er mit Ingredienzien, wie Burschenliedern oder der behäbigen Rheinländer Mundart, schwerlich das Auslangen finden werde, sagte er sich wohl selbst; er sorgte daher für eine sentimentale Liebeshandlung, die vom Sichverkennen und Meiden den herkömmlichen Verlauf zum Wiederfinden nimmt. Auch die Charakteristik, obwohl weit entfernt von psychologischen Zonen, verfolgt doch höhere, nämlich Stimmungszwecke, indem sie zugleich mit dem Wesen der Leute vom Rhein auch die leichte, schwebende Luft einzufangen trachtet, die sie atmen. Durcheinander werden die Töne der Aufgeknöpftheit und Burschikosität, der weiblichen Keschheit und der männlichen Strammheit, der Sinnenfreude und Herzenswärme angeschlagen und in einer um deckende Ausdrücke selten verlegenen Sprache wiedergegeben: und dennoch will sich die mit allen Mitteln angestrebte Stimmung nicht einstellen. Es ist eben das Absichtsvolle, das ihr am meisten wider den Strich geht. „Spricht die Seele, spricht, ach, die Seele nicht mehr." Aber ganz abgesehen davon, ist die Geschicklichkeit, mit der einer als Kritiker, Essaiist und Feuilletonist die Feder führt, durchaus keine Gewähr dafür, daß er auch ein gutes Lustspiel schreiben könne. Im Gegenteile! Je sicherer sich einer auf dem Boden der Tagesschriftstellerei bewegt, und wäre es auch der vornehmsten, desto schwerer fällt es ihm, auf irgend einem Gebiete der Poesie eine Eigenart zu gewinnen. Das läßt uns auch Servaes, der vielgewandte, deutlich erkennen.

Kein längeres Bühnendasein, zumindest im Wiener Jubiläums-Stadttheater, war den „Zwei Stilpe-Komödien" beschieden, die Otto Julius Bierbaum aus seinen beiden Romanen „Stilpe" und „Die Schlangendame" herausgeschnitten hat.* Ich weiß nicht, welche Umstände die Schuld daran trugen: ob die undramatische Herkunft, die sich noch in der losen Verknüpfung der kapitelähnlichen Szenen verrät, oder die sehr,

* Zwei Stilpe-Komödien: „Das Cenacle der Maulesel" und „Die Schlangendame". München und Leipzig, bei Georg Müller 1905.

sehr freie „Weltanschauung“, oder etwa die ungenügende Darstellung; auf den Leser, das läßt sich nicht leugnen, wirken die beiden Stücke überaus amüsant. Bierbaum gehört zu jenen liebenswürdigen Lästermäulern, die reden können, was sie wollen, ohne daß man ihnen jemals ernstlich böse sein wird. So entwickelt in der ersten der beiden Komödien, die sich als Beitrag zur Naturgeschichte des modernen Studenten gibt, der durch und durch verderbte Gymnasiast Stilpe eine sich in frechen Zynismen überbietende Lebensphilosophie; aber er tut es mit jener köstlichen, spezifisch Bierbaumschen Ulkerei und so viel verführerischer Grazie, daß er schließlich die Lacher auf seine Seite zwingt. Die Szene mit dem Korrektor des königlichen Gymnasiums würde allerdings noch drastischer wirken, wenn sie weniger breit ausgesponnen wäre. Im sicheren Besitze des Abgangszeugnisses fühlen sich die bösen Buben der Zuchtrute ihres verhaßten Tugendrichters entwachsen und entsetzt, wutschnaubend und doch ohnmächtig muß der Schultyrann nun die unerhörte Auflehnung gegen seine Autorität hinnehmen. In einer solchen Situation kläglicher Hilflosigkeit auf der einen, grausamen Triumphs auf der anderen Seite vermögen wir nur eine kleine Weile mit der siegreichen Partei zu marschieren; dann meldet sich in uns das Mitgefühl mit dem Bedrängten. Der Becher ist voll und jeder Tropfen mehr macht ihn überfließen. Ein weiterer Versuch zur Hebung von Schätzen aus Stilpes schlackenreichem Innern wird in der zweiten Komödie unternommen. Er tritt uns jetzt als Journalist entgegen, wird jedoch, da er es liebt, sich zu häuten, in diesem Berufe nicht enden; schon schielt er nach den Lorbeeren des Dichters oder Theaterdirektors. Besonderes Talent bezeigt er zum Regisseur, der „anderer Leute Lebenskomödien“ inszeniert, ein Zug, den er von dem uralten Arrangeur von Possenstreichen ererbt und nur artistischer gestaltet hat. Er leistet werktätige Beihilfe, als es gilt, einen alten, kindlich-naiven Professor in der Weise zu foppen, daß man ihm die Geliebte seines Sohnes, ein von der herkömmlichen Schablone durch ein gewisses Zielbewußtsein abweichendes, süßes Mädel, als unschuldigen Engel vorführt. Aber diese sonderbare Versinnlichung des Bibelwortes: „Ob deren Sünden wie Scharlach sind, ich will sie weiß machen wie Schnee“ verliert den Anschein des Frivolen, wenn man die eigentliche Absicht des Dichters herausholt: nämlich zu zeigen, daß dem „unsittlichen“ illegitimen Verhältnis häufig die größte erzieherische Kraft innewohnt. Das wirkliche Leben setzt lachend über verwitterte Philistervorurteile hinweg: das ist der kluge Sinn dieser Komödie. Im übrigen wird man gut daran tun, die beiden Stücke nicht unmittelbar hintereinander zu lesen; sonst stumpft sich der Eindruck doch ein wenig ab. Man verträgt nämlich den zwar witzigen, aber mitunter gar zu gewaltsam überschraubten Ton auf die Dauer nur mit einiger Selbstüberwindung.

Ein Poet, dem die Lust des Schaffens trotz vorgerückter Jahre noch immer über alles geht, ist Paul Heyse. Er, der seinen hohen Dichterruhm meisterhaften Romanen und Novellen verdankt, hat vor kurzem das 35. bis 38. Bändchen seiner „Dramatischen Dichtungen“ erscheinen lassen.* Unbeirrt durch so viele Fehlschläge, geht er noch immer auf die Eroberung der spröden Bühne aus; das lehrt der Wunsch, den er seinen letzten sechs kleinen Dramen mit auf den Weg gibt:

> Sich des Lampenlichts zu freuen
> Auf der bunten Bretterwelt.

Welcher Zudrang von glücklichen stofflichen und dialogischen Einfällen! Aber welches Unvermögen, die Straffheit der Muskulatur herbeizuzwingen, die dem dramatischen Körper so unentbehrlich ist! Wohlverstanden, die innere, nicht die äußere Straffheit. Technisch nimmt es der Dichter mit jedem Dramatiker auf. Die Mängel liegen vielmehr in der Weichheit der Charaktere. Worthelden, keine Tatmenschen. Nicht einer ist aus einem Gusse. Die Umrisse zeigen nirgends feste Linien, sondern nur Ansätze dazu, Strichelchen und Punktierungen. Zwar hat des Dichters Freund Erich Petzet in einer sonst sehr lehrreichen Arbeit („Paul Heyse als Dramatiker“, Stuttgart und Leipzig 1904) die Berechtigung dieser und ähnlicher Beschwerden entschieden geleugnet, aber gerade die jüngsten Stücke treiben wieder neues Wasser auf die Mühlen derer, die er schon vorher nicht überzeugt hat. So sind auch „Die törichten Jungfrauen“ kaum danach angetan, uns eine bessere Meinung von dem Lustspieldichter Heyse beizubringen. Der vielverheißende Titel scheint das Stück in das Kapitel der Weibernarreteien zu verweisen. Und da uns gleich sechs Münchner „Malweiber“ vorgeführt werden, so erwartet man, daß der Dichter aus seiner intimen Kenntnis des Atelierlebens heraus den Kampf der Geschlechter auf einem Sondergebiete der Kunst humoristisch beleuchten werde. Allein man muß sich mit einem hübschen Rahmen, einem anheimelnden Milieu bescheiden und auf den tollen Übermut voll genialer Blitze, der so trefflich hineinpassen würde, verzichten. Hie und da fallen Bummelwitze; im übrigen aber segeln wir mit Volldampf im Fahrwasser des deutschen

* Fünfunddreißigstes Bändchen: „Die törichten Jungfrauen.“ Lustspiel in drei Akten. — Sechsunddreißigstes Bändchen: „Ein Kanadier.“ Drama in drei Akten. — Sieben- und achtunddreißigstes Bändchen: Sechs kleine Dramen. — Stuttgart und Berlin, 1906. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Lustspiels ältesten Schlages mit seinen herkömmlich banalen Liebesgeschichten, die darauf hinauslaufen, die Unbeweibten beweibt, die Unbemannten bemannt zu machen. „Harmlos" — das ist die bündige Formel, in die man das Urteil über dieses Lustspiel kleiden darf, ohne den Vorwurf einer allzu summarischen Rechtsprechung befürchten zu müssen.

Dr. Emil Horner.

Besprechungen.

Professor Dr. Karl Brockhausen: „Die österreichische Gemeindeordnung." (Grundgedanken und Reformideen.) Wien, 1905, Manzsche Hofbuchhandlung.

Die österreichische Gemeindeordnung hat eine wissenschaftliche Behandlung bisher kaum erfahren, obwohl die unsichere und schwankende Praxis selbst einen solchen Wegweiser zu fordern schien. Im vorliegenden Buch wird nun zunächst die geschichtliche Entstehung des Gesetzes vom Jahre 1862 dargelegt. Dieser historische Rückblick zeigt, was der Gesetzgeber erreichen wollte und nicht erreicht hat, und wie aus einer einheitlichen Regierungsvorlage ein auf zahlreichen Kompromissen beruhendes Reichsgesetz entstand, dessen Widersprüche die landesgesetzliche Durchführung voll zutage treten ließ. Brockhausen betont, daß das Gesetz die Personen in der Gemeinde nicht vom Standpunkte der Gemeinde aus einteilt, was das Natürlichste wäre, sondern von einem dem Gemeindeleben ganz entrückten Standpunkte, nämlich vom Verhältnis der Personen in der Gemeinde zum Staate. Dieser Mißgriff führt zu der Unmöglichkeit, eine auf der Basis der Gemeindeinteressenten beruhende Gemeindeverfassung zu schaffen. Der Verfasser gibt ein alle Details umfassendes Bild über das Verhältnis von Ausschuß und Vorstand, behandelt den verschwommenen Begriff des gemeindlichen Wirkungskreises und das Verhältnis der Gemeinde zu Staat und Land sowie das Aufsichtsrecht über die Gemeinde. Während er solcherart bemüht ist, eingewurzelte Irrtümer der Praxis zu beseitigen, fügt er eigene Anregungen bei, um eine rechtliche Grundlage zu gewinnen, auf der sich künftig ein selbständiges Gemeindeleben kräftig entfalten könne.

—i—

Max Eyth: „Lebendige Kräfte." Sieben Vorträge aus dem Gebiete der Technik. Berlin 1905. Julius Springer.

So verschieden auch die Themen sind, die der Verfasser in seinen sieben Vorträgen behandelt, so scharf und klar tritt seine Persönlichkeit in jedem einzelnen hervor. Ein Ingenieur, begeistert von seinem Berufe, tief durchdrungen von der Bedeutung technischer Arbeit, begabt mit einem liebevollen Blicke für die Schönheit und Poesie der Technik. Ein Techniker aus innerster Überzeugung. Eyth hatte Gelegenheit, den Gegensatz alter und modernster Kultur genau kennen zu lernen. Als Beamter der Fowlerschen Fabrik in Leeds bereiste er Europa, Asien, Afrika und Nordamerika, um den Dampfpflug einzuführen. So kam er in innige Berührung mit Völkern, die ganz verschiedenen Kulturstufen angehören, und er war, wollte er seine Aufgabe erfüllen, gezwungen, sich aufs genaueste nicht nur mit den Sitten und Gebräuchen, sondern auch mit der Denk- und Arbeitsweise seiner jeweiligen Umgebung vertraut zu machen, er mußte sie besser kennen lernen als etwa ein Forschungsreisender. Die Schilderung seiner Erlebnisse auf diesen Reisen, die er im „Wanderbuch eines Ingenieurs" niederlegte, kann wohl als ziemlich allgemein bekannt erachtet werden. Die Vorträge der vorliegenden Sammlung: „Das Wasser im alten und neuen Ägypten", „Die Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens in Deutschland, England und Amerika", „Binnenschiffahrt und Landwirtschaft" und „Ein Pharao im Jahrhundert des Dampfes" sind weitere unmittelbare Früchte dieser Reisen. Der letztgenannte Vortrag bietet eine prachtvolle Schilderung der Schicksale Ägyptens unter Ismael Pascha, der in Paris erzogen, als moderner Herrscher seine Regierung beginnt. Bald aber tritt ein Umschwung ein: der amerikanische Bürgerkrieg ermutigt zum Anbau der Baumwolle in Ägypten. Und mit dem Reichtum, den die Baumwollkultur bringt, regt sich der Geist der Pharaonen. Nicht anders als zur Zeit der Pharaonen werden die Fellachen zur Fronarbeit herangezogen. Kaum weniger gigantisch als die Bauten des alten Ägypten ist die Umgestaltung, die das Land bei gleichzeitiger Anwendung der Jahrtausende alten Nilpeitsche und einer Fülle modernster Maschinen erfährt. Nach einer Krise kommt die Einführung des Zuckerrohrbaues mit ebenso gigantischen Mitteln und endlich — der Zusammenbruch. Ein ruhigeres Bild gibt der Vortrag: „Mathematik und Naturwissenschaft der Cheopspyramide", der die mathematischen Beziehungen der einzelnen Teile der Cheopspyramide im Sinne der Forschungen von Piazzi Smyth behandelt, Beziehungen, die wohl über das Zufällige hinausgehen, deren Bedeutung jedoch noch keineswegs feststeht. Allgemeineren Themen sind der erste und der letzte Vortrag gewidmet: „Poesie und Technik" und „Zur Philosophie des Erfindens". Eyth ist Poet und Techniker zu nennen; Poet, nicht weil er auch poetische Werke geschrieben hat, sondern weil aus seinen Schriften ein tiefes poetisches Gefühl leuchtet, der Optimismus des

Poeten und feines Nachempfinden. Und dennoch fehlt seinem Vortrage über Poesie und Technik die Fähigkeit, zu überzeugen. Naturgemäß. Wer vermöchte die zarte Poesie der Abendstimmung in der Ebene philosophisch zu begründen, wer vermöchte denjenigen, dem ein Bild nicht gefällt, durch Erklärungen von dessen Schönheit zu überzeugen? Enth sagt selbst: „Wo findet sich Poesie? — Überall, buchstäblich überall für den, der sie findet. Das allerdings ist das Wesentliche der Sache. Man sollte sie nicht einmal suchen; man muß sie finden, ungesucht." Mit Verständnis und Genuß werden wohl nur diejenigen diesen Aufsatz lesen, die selbst die Poesie der Technik bereits empfunden haben. Diesen aber sei er wärmstens empfohlen.

Dr. F. R. v. Arlt jun.

„Friederike und Lili." Fünf Goethe-Aufsätze von Dr. Albert Bielschowsky. Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfassers. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1906.

Goethe hat in Dichtung und Wahrheit seine Verbindungen mit Friederike Brion und Lili Schönemann, wie er sie menschlich erlebt, wie er sie dichterisch ausgelebt hat, zu Novellen gestaltet, die offenbar als Gegenbilder zueinander wirken sollen. So treten die beiden Mädchen auch in dem Büchlein vereint auf, das D. Jakoby aus einzeln veröffentlichten Aufsätzen des zu früh verstorbenen, weitbekannten Goethe-Biographen Bielschowsky zusammengestellt hat. Es verdient die geschmackvolle Ausstattung, die der Verleger ihm zugewendet. Die mit feinem Sinn geschaffenen Charakteristiken Rickgens und Lilis werden sich neue Leser gewinnen und wiederum überzeugen, daß im Grunde nichts anderes als die „Ehescheu" Goethes beide Bündnisse löste, in die er gerne und doch unvermutet sich verstrickt gefunden hat. Wie Goethe die Geliebten sah, so zeigt sie uns Bielschowsky. Denn was sie Goethe waren, das sind sie uns wert; nur durch ihn gewinnen sie für uns Dasein. Unberührt von der klatschsüchtigen Wühlerei, die nachmals Friederikens Erscheinung zu beflecken sich bemühte, stellt Bielschowsky die Liebliche vor uns hin; und die gesellige Lili reinigt er von dem voreilig ihr angehefteten Makel der Koketterie, der Goethes tiefe, lange Liebe zu ihr unbegreiflich machen würde. Folgt man ihm bereitwillig in der Gesamtauffassung, so wird man freilich darum noch nicht mit ihm an eine innere Beziehung zwischen Lili und Hermanns Dorothea glauben müssen, wenn auch die Herübernahme einiger Äußerlichkeiten aus dem Leben der Frau von Türckheim in das mehr gemachte als gewordene antikisierende Kunststück angenommen werden darf. Wer einmal Lili zur Stella gebildet hat — und Bielschowsky zweifelt nicht an deren Identität — kann ein andermal sie nicht als Dorothea formen; am allerwenigsten Goethe, für den die gewonnene künstlerische Vorstellung gleich einem natürlichen Organismus unzerstörbare Eigenart besaß, zumal da, wo sein Eindruck nicht oberflächlich geschöpft, wo seine Kenntnis innigst vertraut war. In Dorothea Lili zu sehen, wird Bielschowsky nicht viele überredet haben, wie er ja auch bei aller verständigen Betrachtung über Goethes Anteil an den Friederike-Liedern nicht das letzte Wort gesprochen und den scharfen Untersuchungen Edward Schröders Berichtigungen übrig gelassen hat. Doch hievon bleiben die Frauenbilder selbst unberührt; sie sind mit sicheren, einfühlenden Strichen entworfen; Laie und Kenner werden gern wiederholt vor sie hintreten und dem Zeichner danken, der ihnen in Klees schlichter Erzählung seines Lebenslaufes auch persönlich nahe tritt.

B. Seuffert.

„Schubert-Brevier" von Otto Erich Deutsch. Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1906.

Derselbe Verlag hat eine ganze Reihe von solchen Brevieren herausgegeben. Bilder, Briefe, Tagebuchblätter, Bruchstücke aus den Werken, Urteile und Berichte der Zeitgenossen, biographische und bibliographische Daten, immer so gewählt und geordnet, daß ein rundes und klares, eindrucksvolles Gesamtbild des Künstlers oder Schriftstellers geboten wird, worin kein wesentlicher Zug seines Schaffens und Wirkens fehlt. Beim Musiker gestaltet sich die Sache insoferne schwierig, als es unmöglich ist, in dem kleinen, handlichen Format und bei der mehr aphoristischen und fragmentarischen Einteilung des Stoffes eine genügende Anzahl von zusammenhängenden Musikstücken zu geben — und was ist schließlich ein Musiker ohne Musik? In der Regel wortkarg, selten geistreich, das ganze Leben nur nach innen gedrängt, äußerlich unbeholfen, ja uninteressant. Wenigstens für die Musiker alten Stiles gilt das, die sich aber bis zu Brahms und Bruckner herauf fortgesetzt haben. Da handelt es sich also darum, so recht das Innere herauszuwenden und jenen ergreifenden Menschlichkeiten nachzuspüren, die den schönsten Kommentar zu den Werken bilden. In den Briefen und überlieferten Aussprüchen auch der unlitterarischesten und „einfältigsten" Tonkünstler sind immer noch Gemütsoffenbarungen zu entdecken, die den erhabensten Harmonien und Melodien gleichkommen. Und so reiht sich dem „Beethoven"- und „Mozart-Brevier" auch das „Schubert-Brevier" mit vollem Gewicht und in entzückender Eigenart an. Von Notenbeispielen wurde überhaupt abgesehen. Die könnten immer nur ein „thematisches Verzeichnis der Werke" oder einen

„Führer durch die Hauptwerke" oder ein „Schubert-Album" ergeben; also etwas Künstliches und Unvollkommenes. Das „Schubert-Brevier" aber, mit den zu Herzen gehenden Aufzeichnungen des Unsterblichen und seiner Freunde, eingeleitet durch das bekannte Gedicht Grillparzers, geziert durch köstliche Zeichnungen Schwinds und Kupelwiesers, gibt uns etwas Organisches und Vollkommenes: den ganzen Künstler und Menschen und die Luft, die er atmete, das alte Wien, den blauen Himmel über dem Wiener Wald, die Aussicht auf das Hochgebirge, den Blick in romantische Täler, den Zauber unseres Österreich, ein gutes Herz und einen leichten Sinn, verführerische Klänge, ernste Arbeit und wahre Begeisterung, manches, was alltäglich, und manches, was außerordentlich ist, vieles, was nicht recht zusammenpassen will und sich doch beglückend eint in Franz Schubert. Max Morold.

Jan Veth: „Streifzüge eines holländischen Malers." Bruno Cassirer. Berlin, 1905.

In der „Bibliothek ausgewählter Kunstschriftsteller" hat der oben genannte Verlag Schriften von Malern über bildende Kunst veröffentlicht. Es ist nicht so vergeblich, wie es scheint, „die Fische über das Meer" erzählen zu lassen. Die Aufsätze von Fromentin in ihrer herrlichen Kraft der Darstellung und künstlerischen Einsicht geben tiefere Aufschlüsse über die niederländische Malerei, als irgend eine gelehrte abstrakte Behandlung und das „Tagebuch" des Delacroix sagt mehr über das Wesen des malerischen, instinktiven und bewußten Schaffens aus, als irgend eine Kunstkritik.

Diese „Streifzüge" sind allerdings nicht von solcher Wucht und Bedeutung, sondern leichte, flüssige, rasch hingeschriebene Impressionen, denen — wie sie eben sind — als solchen der Wert unmittelbarer, unbeeinflußter Frische, von Bildungsdünkel und Hochmut unberührter, naiver Aufrichtigkeit und impulsiver Freude des Sehens und Mitteilens zukommt. Knappe und improvisatorisch kecke Äußerungen über Menzel, Liebermann, Israels stehen neben einem barock fabulierten, vielleicht etwas gar zu feuilletonistisch-phantastischen Karnevalstraum aus Augsburg. Aber ein Essai über Albert Cuyp, den altholländischen Bauern, den unvergleichlichen Viehmaler, ist voll Saft und Kraft und der Beobachtung und Auseinandersetzung eines Fromentin immerhin verwandt.
Otto Stoeßl.

Feuilleton.

Franz Eybl.

(Geb. 1. April 1806, gest. am 29. April 1880.)

Unter den hervorragendsten Vertretern der vormärzlichen Kunst ist Eybls vornehme Persönlichkeit in ihrer Gesamterscheinung noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Schon als Genremaler frühzeitig vom typisierenden Zeitgeschmack entfernt und auf die scharfe Betonung des Charakteristischen bedacht, hat Eybl im Porträt, in der natürlichen Wiedergabe des individuellen Ausdrucks das Hauptziel seines künstlerischen Strebens erkannt. Von der Natur mit einem außerordentlich scharfen und empfindsamen Künstlerauge begabt, war Eybl wie nur wenige befähigt, den frischen und unmittelbaren Eindruck eines physiognomischen Erlebnisses rasch und deutlich zu erfassen und mit einer erstaunlichen Feinheit im Bild festzuhalten. Welche klare Bestimmtheit ist in den Umrissen seiner Zeichnung und von welcher diskreten und intimen Wirkung sind seine koloristischen Mittel! Stets stimmen die Farbenwerte zusammen, ob er zarte, wie von einem Hauch gebildete Töne oder tiefere und stärkere Akzente wählt; wie weiß er beispielsweise die verwandten Farbenbestimmungen im Tuch, Samt, Seide oder Filz zu differenzieren, die lebendigen Fleischtöne des Gesichts, des Nackens oder der wundervoll herausgearbeiteten Hände mit den matten Reflexen des Hintergrundes zu verbinden; mit welcher Naturtreue den eigenartig metallischen Glanz der Haare wiederzugeben! Und nirgends, weder im Kolorit noch in der Zeichnung, stört ein aufdringlicher Kontrast, eine stärker unterstrichene Absicht. Selbständiger als Amerling, dessen englische Vorbilder der Kenner leicht errät, ohne den zierlich koketten, süßlichen Zug eines Decker und Raab, berührte sich Eybl in der Kunst des Porträts mit der Elegance eines Danhauser und der schlichten strengen Naturtreue eines Waldmüller.

Im nachfolgenden wird der Versuch gemacht, das bedeutende gesamte, zumeist im Privatbesitz verborgene Lebenswerk Eybls, zum erstenmal chronologisch geordnet, einer kunstkritischen Betrachtung zu unterziehen.

Weit dürftiger als über andere Altwiener Maler sind wir über Eybls Leben und künstlerischen Werdegang unterrichtet. Zum Unterschied von Waldmüller, Danhauser und anderen hat der Zeit seines Lebens zurückhaltende, ja verschlossene Eybl gar keine Mitteilungen biographischer oder kunstästhetischer Art hinterlassen. Wir wissen bloß, daß er einer Wiener Bürgerfamilie entstammt, frühzeitig (1818) als Schüler

in die Wiener Akademie eintrat, mit 19 Jahren den 2. Gundelpreis erwarb und der damals einzigen Hochschule der bildenden Künste bis zum ersten Semester des Studienjahres 1828/29 angehörte. Einige Ölporträte, die der kaum Zwanzigjährige zum erstenmal ausstellte, lenkten die Aufmerksamkeit der Kunstverständigen auf ihn. Einige kleinere Genrebilder im Stil der Zeit, die Eybl im Kunstverein mit Erfolg in die Öffentlichkeit brachte, weisen, wie „Der Fischerknabe", „Der Jäger", „Der Bettler" auf das Stoffgebiet hin, das er auch in späteren Jahren gerne berührt. Mit „dem Bierwirt" (ursprünglich in der Sammlung Klemm, heute im Besitz des Herrn Karl Faber) schuf er sein erstes reiferes Werk, das, mehrfach reproduziert, auch heute noch durch den ihm eigenen frischen, realistischen Ton anspricht. Es stellt das bekannte dürftige Innere einer oberösterreichischen Wirtsstube dar, von der sich das derb-biedere Bauerngesicht mit den kleinen schielenden Augen, der spitzen Spürnase und dem vorgebogenen Unterkinn aufs lebendigste abhebt. Die scharf individualisierende, auf das Porträt hinweisende Eigenart Eybls, die bereits im „Bierwirt" sich bemerkbar macht, wird in den Bildnissen der nächsten Zeit um so anschaulicher. Das duftige, intime Aquarellbild der Gräfin Schaffgotsche, geb. Gräfin Palffy (1835; Eigentum der Stadt Wien), besticht durch seine auffallende Schlichtheit der maltechnischen Mittel und durch die reizvolle Wiedergabe des wie hingehauchten hellrosigen Teints. Das Bildnis der Frau Amon (aus dem gleichen Jahre, im Besitz des Malers Karpellus) nimmt seiner künstlerischen Qualitäten wegen als das erste große Porträt in Öl ein stärkeres Interesse in Anspruch. Wir sehen das Köpfchen einer Vollblutwienerin im mittleren Alter, in deren lebensklugem Gesicht mit den graublauen Augen und dem scharfgeschnittenen Mund der Künstler Energie und Erfahrung und einen eigenen schmerzlich sinnlichen Zug darzustellen verstand. Mit welcher Feinheit Eybl den matten Glanz der in braunen Locken und Löckchen prunkvoll aufgebauten Frisur festhält und durch den Kontrast der roten Draperie mit dem schimmernden Schwarz des Atlaskleides die natürlichen Fleischtöne um Gesicht und Nacken sowie die zarten, mädchenhaft geformten Arme zu heben verstand, wird nur ein aufmerksames Künstlerauge gebührend zu würdigen wissen. Ebenso mutet uns das ungefähr in dasselbe Jahr einzureihende Porträt des Landschaftsmalers Wipplinger (Museum der Stadt Wien) durch den weichen, warmen Ausdruck in der Wiedergabe der Fleischtöne des hellgeröteten unschönen Antlitzes mit den sinnend in die Ferne verlorenen Blicken und dem sinnlich bewegten, von einem blonden, herabhängenden Schnurrbart umrahmten Mund wie ein modernes Kunstwerk an. Der angebliche Oberleutnant Brandmayr, der in dem Revolutionsjahre das Kärntnertor verteidigte (Sammlung G. Eißler), zeigt einen weniger lebendigen Gesichtsausdruck, doch fällt auch hier die liebevolle Vertiefung in die charakteristischen Merkmale der Gesamterscheinung auf.

Von den beiden 1836 ausgeführten Bildnissen eines jungvermählten Paares, des Herrn und der Frau Mansfeld (Eigentum des Hauptmannes Glieher), verdient namentlich das Porträt der noch mädchenhaft erscheinenden Frau, durch die wundervolle Behandlung des dunkelblonden, über die Schläfe in zierlichen Ringellocken herabfallenden Haares sowie durch den anheimelnden landschaftlichen Hintergrund des Kahlenberges mit dem vorgelegten Nußberg besondere Beachtung. Von Bedeutung sind die im folgenden Jahre gemalten zwei Genrebilder: „Der Bettler" (Sammlungen der Stadt Wien) und die Kahnfahrt des Malers Steinfeld über den Gosausee (Besitz des Herrn Alfred Feldmann). In dem ersten hält ein Bettlerpaar vor einer kleiner Wiesenkapelle Rast; auf einer Bank sitzt ein in Lumpen gehüllter Greis, das breite, ehrliche Gesicht mit einem leidend ergebenen Ausdruck gen Himmel gerichtet; neben ihm steht sein treuer Begleiter, ein blonder, gleichfalls mit Fetzen bekleideter Knabe, der den scheuen, verhärmten Blick zu Boden senkt und mit der gewohnten Apathie zu beten versucht. Von den Bettlern und dem heiteren Liebespaare weg, das an ihnen achtlos vorüberzieht, gleitet der Blick des Beschauers zu dem fernen Hintergrund, einer freundlichen Alpenlandschaft, hinüber. Im Kolorit reicher, sanfter, inniger, in der Komposition geschlossener, ist die bekannte „Kahnfahrt", eines der vorzüglichsten Werke Eybls. Die miniaturenartige Feinheit in der Durchbildung der Köpfe erinnert an die besten Vorbilder der holländischen Kleinkunst. Das Jahr 1838 führt den Künstler abermals in eine Familie vom alten Wiener Schlag. Er malt die Bildnisse der Katharina und des Josef Lahner, eines Sohnes des vielgerühmten Erzeugers der Wiener „Frankfurter". (Eigentum des Herrn J. Lahner.) Mit wahrer Meisterschaft hält er im Porträt des Mannes die strengen Züge eines durchwegs praktischen Menschen fest, während das Bildnis der Gattin, das rundliche Gesicht einer gutmütig-sanften, ihrer Pflichten wohlbewußten Hausfrau zeigt. Bezeichnend für dieses Bild ist das auffallend starke Hervortreten des dekorativen Elements, das, wie der Blumenstock mit der Lilie oder die lange türkische Echarpe, zur koloristischen Abtönung des Gesamteindruckes dienen soll. Das gleiche ausgebildete, gesteigerte Empfinden für die „inneren Werte" einer inter-

essanten Physiognomie beweist auch das Bildnis des Philanthropen Hermann Todesco. (Besitz der Frau Baronin Oppenheimer.) Die Bildnisse der Brüder Schweninger (Eigentum der Akademie der bildenden Künste) sind in ihrer gefälligen, teilweise zu glatten Malart wohl als intimere Erinnerungszeichen Eybls an die beiden, ihm nahe befreundeten Künstler gedacht. An dem bekannten, in prachtvollen schwarzgrauen Tönen gehaltenen Porträt des Handschuhfabrikanten Jaquemar (1840; im Besitze der Frau Ermeline Jaquemar-Bujatti) fällt die den Handschuhen absichtlich aufgeprägte Fabriksmarke als seltsames, dekoratives Beiwerk auf.

Die nächsten Jahre für Eybls künstlerisches Aufsteigen bedeutend, brachten ihn mit Josef Winter, dem Begründer einer namhaften, heute dem Freiherrn Stummer von Tavarnok gehörigen Gemäldesammlung, in Verbindung. Zunächst sind es die Bildnisse des Herrn Winter und seiner Frau (1841/42), an denen er seine stark verinnerlichte, reife Kunst erprobte. In beiden fehlen die Hände, was wohl darauf zurückgeführt werden könnte, daß sie dem Schönheitssinn des Künstlers nicht entsprochen haben dürften. Das Jahr 1842 bezeichnet auch einen Markstein in der künstlerischen Entwicklung des Lithographen Eybl. Schon auf der Akademie mit der Technik des Steindruckes vertraut geworden, hatte er sich darin frühzeitig mit Erfolg versucht und seine Erfahrungen im Ölbildnis allmählich auch auf die Porträtlithographie übertragen. Den Porträten der bedeutendsten Persönlichkeiten Wiens folgte eine stattliche Reihe von Bildnissen der hervorragendsten Notabilitäten Ungarns. Wer diese Blätter studiert, wird über die außerordentliche Fülle von Arbeitskraft und Talent staunen, die Eybl für jede seiner nach der Natur scharf und klar gezeichneten Charakterstudien aufgewendet hat. Porträte, wie die des ungarischen Dichters Kubinyi (1843), des Schloßhauptmannes Riedl von Leuenstein, des Hofrates von Forstern oder der Fürstin Eleonore Windischgrätz (1850), stellen Leistungen dar, die jenen Kriehubers keineswegs nachstehen. 1843 zum Mitglied der Akademie der bildenden Künste ernannt, reiste Eybl wiederholt ins Salzkammergut und in die Gegenden von Nordtirol, um die frischen Eindrücke der Landschaft in einzelnen Skizzen und Studien festhalten. Abgesehen von diesen Experimenten, von denen nur die wenigsten künstlerische Qualitäten aufweisen, hatte Eybl in demselben Jahre ein mit erquickender Frische gemaltes Blumenstück (Museum der Stadt Wien) und sein Selbstporträt (Hofmuseum) vollendet. Dieses Werk, die Quintessenz seiner malerischen Fähigkeiten, spiegelt den ganzen Reichtum seiner vornehmen, adeligen Natur wieder. Von einem kupferroten Hintergrunde hebt sich der en face gedachte Künstlerkopf ab, mit dem hellbraungelockten, seitwärts emporgescheitelten Haar und mit einem Blick, der streng und durchdringend auf den Beschauer gerichtet ist. Ein scharfes, sonnenartiges Licht, das von rechts nach der linken Seite des Gesichtes fällt, wirft den profilierten Schatten des Kopfes auf die Rückwand. Die zartabgestimmten Töne des Hintergrundes und der Gesichtszüge verbinden sich mit dem Schwarz des breiten Künstlermantels zu einem einheitlichen Farbenarrangement von apartestem Reiz. Ein anderes Ton in Ton gemaltes Selbstporträt, das nicht datiert ist und auf dem der Künstler älter erscheint (Eigentum der Akademie), läßt die durchgeistigten, schärfer konturierten Züge des von einem blonden Vollbart umrahmten Gesichtes noch lebendiger hervortreten. Von mehreren, kleineren Porträten, die Eybl 1846 ausführte, sei das reizende Aquarell einer älteren Dame, in einem schwarzen, dekolletierten Kleide, an erster Stelle erwähnt (im Besitz der Freifrau Marie v. Pirquet-Batz). Weniger sagt uns die vielgerühmte, mit den Werken eines van Mieris in Parallele gebrachte „Erdbeerverkäuferin" (gemalt 1844, im Besitze der Frau C. Salcher) zu, die der Künstler in der hellfarbigen Tracht der Hallstätterinnen, mit müdem, gelangweiltem Blick aus dem verdunkelten Rahmen einer felsigen Landschaft hervortreten läßt.

Von großem nachhaltigen Einfluß auf Eybls Entwicklung in der Porträtkunst waren seine, 1845 angeknüpften, nahezu ein Jahrzent gepflegten Beziehungen zu Rudolf v. Arthaber. Für den um die Altwiener Malerei hochverdienten Kunstfreund führte er eine stattliche Reihe von kleineren Bildnissen aus, die den Auftraggeber und dessen weitverzweigte Familie darstellen. Aus dem Jahre 1845 selbst stammt ihrer ein halbes Dutzend her, das, nebst den andern, noch heute in den anheimelnden Biedermeierräumen der Frau Elise v. Arthaber sein historisches Plätzchen behauptet. Hier begrüßen uns zunächst die Porträte des Familienoberhauptes, seiner Schwester, der „Tante Sophie", und etlicher jugendlicher Vettern. Den edlen, warmblütigen Ausdruck in den sanften, gütigen Zügen Rudolf v. Arthabers hat Eybl in wiederholten Bildnissen festzuhalten versucht. Unter diesen ist das dem Museum der Stadt Wien geschenkte besonders gelungen. Mit welch feiner Empfindung sind hier die weichen und zarten Linien des halb lächelnden, halb schmerzlich bewegten Gesichtes wiedergegeben! Wie harmonisch stimmen die frischen, rosigen Fleischtöne mit dem verschieden nuancierten Braun der Kleidung und der Draperie zusammen! Von den „Knabenbildnissen" erinnert eines an die Art des Gains-

borough. Eine fast groteske Wirkung übt die „Tante Sophie", eine ältere Dame, mit leise lächelndem Blick und einem wohlwollenden, fältzlichen Zug um den Mund. Ihr glattgescheiteltes Haar ist an den Schläfen zu einem dünnen Zopf geflochten, der sich um je ein Ohr als Schlinge herumlegt. Auf den oberen Scheiteln sitzt ein schwarzes mit roten Streifen durchzogenes Taffethäubchen. Der freie Hals wird von einer kurzen Pelerine aus pflaumenblauer, mit Spitzen applizierter Seide umhüllt, unter welcher ein braunes Kleid sichtbar wird. Über die rechte Schulter und über den linken Arm ist ein schwerer, goldbrauner Sammetüberwurf gelegt.

Aus dem Jahre 1846 nehmen zwei allerliebste Frauenköpfe unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: das Porträt der Gräfin Saint Genois (im Besitze Ihrer Exzellenz der Frau Gräfin Bylandt-Rheidt) und das Bildnis der Frau Theresia Wolf (Eigentum des Malers Adolf Karpellus). Die Gräfin Saint Genois, geb. Gräfin Stolberg, die sich, wie die im Besitze ihrer Tochter der Gräfin Bylandt-Rheidt befindlichen Gemälde beweisen, auch selbst als Malerin von Talent und Geschmack betätigte, ist im Dreiviertelprofil nach links dargestellt und zeigt ein jugendlich frisches, kluges Gesicht, dem eine leichte träumerische Versonnenheit einen eigenen Charme verleiht. Zu dem rosigen Teint sind das lichte Blau des Kleides und der dunklere Ton des Schals, der über dem linken Arm ruht, außerordentlich fein abgestimmt. Die drei hellen Rosen an der Corsage vervollständigen den anmutigen, koloristischen Gesamteindruck. An dem Bilde der Frau Theresia Wolf erfreut der besondere Liebreiz des mädchenhaften Antlitzes, aus dem zwei große Kinderaugen ernst und verschüchtert dem Beschauer entgegenleuchten. Zu den schwärmerischen Zügen stimmen die gelbblauen Farben der Seidentaille mit dem schwarzen Spitzenkragen. Vortrefflich gesehen ist das Porträt der Frau Auguste Winter (1847 gemalt), deren freundliche, vornehme Gestalt eine elegante Seidentaille, um die ein Hermelinmantel gelegt ist, vorzüglich kleidet. Ein Bild, das ganz aus der Art des Eybl schlägt (im gleichen Jahre entstanden ist, und bis vor kurzem im Besitze des Herrn Lichtmann), ist das „Interieur einer Schmiede". Es mutet uns wie ein zartes Präludium zu der kraftvollen Sinfonie des „Eisenwalzwerkes" von Menzel an. Durch die breite, offene Tür einer ländlichen Schmiede dringt ein mattes, diffuses Licht, das an dem mächtigen Holzpflock und den größeren und kleineren Gerätschaften unsicher vorbeihuschend, sich zu einem schmalen länglichen Querstreifen über den mittleren Raum legt und die Gestalten des arbeitenden Schmiedes und seines Gastes, der an dem Türpfosten sich niedergelassen, in ein eigentümliches Helldunkel hüllt. Ein Kabinettstück realistischer Feinmalerei ist die an die besten Werke eines G. Dou gemahnende: „Alte Frau, aus der Kirche tretend" (demselben Jahre angehörend; Eigentum des Hofmuseums). Welch einen warmen beseelten Ausdruck hingebungsvoller Inbrunst hat der Künstler den noch immer schönen Zügen der betenden Frau verliehen, welch einen lebendigen Fleischton in die wohlgeformten, trotz Arbeit und Alter nur wenig verkümmerten Hände gelegt, aus denen die innige Frömmigkeit ihrer Besitzerin fast zu strahlen scheint!

Von der auffallenden Vorliebe Eybls für die Wiedergabe der scharfgeprägten Linien alternder Gesichter legen die vielen in der nächsten Zeit meist um den gleichen Stoffkreis sich bewegenden Werke ein beredtes Zeugnis ab. So bezeichnet die (im nächsten Jahre gemalte, für die Galerie Winter bestimmte) „Betende Bäuerin", die in der Kirchenbank sitzt und die verschlungenen Hände vor sich auf das Betpult legt, eine gelungene Variante des letztgenannten Bildes. Aus dem Jahre 1848 stammt auch die (gleichfalls von Herrn Winter erworbene) „Schlafende Großmutter"; das Gruppenbild der leicht eingenickten alten Frau, der Tochter, die ihre Vorlesung unterbrochen hat, und des Enkelkindes, das sich in seinem Seifenblasenspiel nicht stören läßt, ist von einer wenig abgerundeten Linienführung, erinnert jedoch in seiner frischen Koloristik vielfach an Waldmüller. Wohl um dieselbe Zeit entstanden und dem selben Milieu zuzuzählen sind: das alte Weib mit den zerschlissenen Kleidern, das beim Spinnrad sitzt (ursprünglich in der Sammlung Galvagni, heute bei Herrn F. X. Mayer), und das würdige, weißhaarige Mütterchen, mit dem kameenartigen, scharfgeschnittenen Profil, das behaglich in seinem Großvaterstuhl zurückgelehnt, seine Bibel oder Hauspostille liest (Besitz des Herrn Karl Faber). Erwähnt sei noch das gleichzeitige, Ton in Ton abgestimmte Bildnis der zweiten Frau des Herrn von Arthaber, deren Erscheinung mit den Frauengestalten eines Danhauser einen wesensverwandten Zug aufweist.

Das Jahr nach der Revolution war für Eybl eines der arbeitsfreudigsten seines Lebens. Außer einer Replik „der alten betenden Frau" entstand das gegenwärtig im Besitze der Stadt Wien befindliche Porträt des Erzherzogs Maximilian von Österreich-Este, in dem schmucken Kostüm des Hoch- und Deutschmeisterordens. Der Freundschaft Eybls für Dr. Groß verdanken zwei Bildnisse dieses bekannten Musikschriftstellers und Begründers des Wiener Männergesangvereines ihre Entstehung. Durch liebe-

vollste Vertiefung in die Eigenheiten des ansprechenden Modells zählen diese Bilder zu den bedeutendsten Leistungen des Künstlers.

Ein herrliches Kinderbildnis, das beste, das Eybl überhaupt gemalt, stellt Groß' Töchterchen Ludmilla dar (Besitzer Herr Alfred Pollaczek, Prag). Auf dunklem Grunde ein herziges Gesichtchen, aus dem ein rehbraunes Augenpaar blickt. Das Köpfchen ruht auf entblößten Schultern, um die eine malvenfarbige Stoffhülle drapiert ist, aus deren oberem Rande ein Stückchen des weißen Hemdes hervorlugt. Demselben Jahre gehört noch ein Selbstporträt Eybls an (Staatseigentum). Zu der Vorstellung, die wir von dem scharfgeprägten, vornehmen Exterieur des Künstlers besitzen, will der sich selber schmeichelnde, spießbürgerlich dreinschauende Herr, mit dem leicht angegrauten Kopfhaar, breiten knochigen Gesicht und dem ungepflegten, dichten, nach abwärts gekehrten Schnurrbart nicht sonderlich stimmen. Wie dieses uns fremd anmutende Bildnis scheint auch das Porträt der Frau Katharina Zell aus dem Jahre 1851 (Staatseigentum) einer mehr äußeren Nötigung ihre Entstehung zu verdanken. Mit einer gewissen Absichtlichkeit ist im Kontrast zu dem gleichgültigen Gesichtsausdruck der älteren Dame ihr reichlicher Perlenschmuck hervorgehoben, der sich an Haar, Ohren, Hals und der dunkelblauen Samttaille mit dem weißen Spitzenkragen aufdringlich bemerkbar macht. Durch seinen frischen, flotten Zug fällt hingegen der (1852 gemalte, im Besitze des kürzlich verstorbenen Dr. Alois Spitzer gewesene) Studienkopf eines jungen Mädchens auf. Es trägt ein rosa Band in dem glattgekämmten Blondhaar, Korallengehänge am Ohr; über ihre entblößten, weißen, schön gerundeten Schultern gleitet ein leichter Rosaschal herab. Dasselbe Jahr brachte auch das Meisterbildnis der Julie Rettich, die Eybl als Donna Anna de Molina in Halms gleichnamiger Tragödie dargestellt hat (Eigentum des Hofburgtheaters). Hier ist es insbesondere der selbstbewußte, vornehme Ausdruck in dem ernsten, stolzen Gesichte der alternden Tragödin, der den Beschauer gefangen nimmt.

Die Ernennung Eybls zum Kustos des Belvedere hatte seit 1853 eine Einschränkung seiner künstlerischen Produktion zur Folge. Aus dem Jahre 1854 rührt das letzte für die Familie Arthaber gemalte Bildnis der Frau Elise her. Es ist von einer entzückenden Farbentönung in Weiß und läßt vollends das warme Interesse begreifen, das der Künstler an der besonderen Anmut und Jugendfrische seines Modelles genommen. In der „Liebeserklärung" (Besitz des Herrn Ludwig v. Mekler) und der „Ersten Liebe" (bis vor kurzem in der Sammlung des Dr. A. Spitzer †) führt der Künstler zwei junge bäuerliche Paare vor, deren verwandte, fast gemeinsame Gesichtszüge in auffallender Weise idealisiert sind. Auf dem ersten Bilde wird die recht sentimental dreinblickende, beim offenen, mit allerlei Blumen verzierten Fenster stehende Bauerndirn von ihrem nicht sonderlich couragierten Liebhaber begrüßt; auf dem letzteren sind die beiden einander bereits näher gekommen und tauschen ihre Gefühle angesichts der freundlichen Alpennatur aus, unbekümmert um die spähenden Blicke der alten Frau Mutter, die hinter der Stiegentür ihres Häuschens sich verborgen hält. Eine einheitliche intime Wirkung übt der 1856 gemalte „Bettler" (Hofmuseum). Hier fällt weniger der typische, bei Eybl häufig wiederkehrende Kopf, mit dem viel zu sauberen, rosig angehauchten Teint, als die vorzüglich gemalte und charakterisierte Gewandung auf, die Eybls hervorragende Eigenart erkennen läßt.

1861 vollendet er das nur repräsentativ gedachte Bildnis des Burgschauspielers Anschütz, in dessen Glanzrolle als Wallenstein (Besitz des Hofburgtheaters). In den einfachen, wenig sagenden Gesichtszügen wird der Beschauer schwerlich einen der bedeutendsten Charakterdarsteller seiner Zeit erkennen. Von einer miniaturartigen Zartheit der Ausführung ist das (1862 datierte) Porträt des Herrn von Hauslab (bis vor kurzem im Besitze der Frau Dr. Granitsch), das einen noch sehr rüstig dreinschauenden alten Herrn, mit buschigen, weißen Augenbrauen, sehr frischen Wangen und einem martialischen Schnurrbart zeigt.

Die letzten uns bekannten, künstlerisch vollwertigen Leistungen Eybls sind Porträte der Mitglieder der Familie Lobmeyr. In dem Bildnis der Mutter des Herrenhausmitgliedes Ludwig Lobmeyr (aus dem Jahre 1865) treten besonders die kräftigen Züge der alten, würdigen Dame mit dem eindringlich musternden Blick deutlich hervor. Der prachtvolle Glanz des schwarzen, glattgescheitelten Haares wird durch ein zierliches, aus weißer Rüsche und violettem Bänderzeug gebildetes Häubchen gehoben. Das Halbbrustbild des Bruders (1866), das von einer erstaunlichen Naturbeobachtung zeugt, ist das Porträt eines leidenschaftlich aussehenden, noch jungen Mannes, dessen fahle gelbliche Gesichtsfarbe zu dem eintönigen Schwarz des Haares und der Kleidung einen interessanten Kontrast bildet. In dem (1867 entstandenen) Bildnis des Vaters bringt der Künstler den sanft verschmelzenden Ausdruck des vornehmen, gütigen Antlitzes trefflich zur Geltung. Die Sammlung Lobmeyr bewahrt (aus dem letzteren Jahre) auch „das Interieur einer niederösterreichischen Bauernstube", ein Werk, das gleich der „Schmiede" ein Ausnahmsplätzchen in dem Gesamtschaffen

Eybls beansprucht. Über den weithin geöffneten, hallenartigen Raum, der einen Ausblick nach dem Grün des Gartens und der umliegenden Wiesenhänge gestattet, ist ein mildes, stark gedämpftes Sonnenlicht gebreitet, das sich an Wand und Dielen gleichmäßig verteilt und die Gestalten der spinnenden Bäuerin und ihres blonden Töchterchens stimmungsvoll emporhebt.

Mit diesem feinen, modern empfundenen Werke scheint Eybl, unseres Wissens, seine selbstschöpferische Tätigkeit abgeschlossen zu haben. Von nun an beschäftigte er sich vorzüglich mit Anfertigung von Kopien alter Meister, denen er sich in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens mit ungeschwächter Kraft und liebevollster Begeisterung zuwendete. Der Auktionskatalog seines Nachlasses verzeichnet eine erstaunliche Anzahl derselben. Vornehmlich sind es die berühmtesten Werke der europäischen Porträtkunst eines Titian, Holbein, Rubens und Velasquez, in deren Größe und Zauber er sich ganz vertiefte.

Leo Grünstein.

Von der Woche.

1. April. Der Reichsparteitag der Freialldeutschen in Wien spricht sich für das allgemeine gleiche Wahlrecht und die Sonderstellung Galiziens aus. — In der Generalversammlung des Landesverbandes der ungarischen Fabriksindustriellen hält der Präsident, Magnatenhausmitglied Franz Chorin, eine Rede über die wirtschaftliche Lage in Ungarn und sucht nachzuweisen, daß aus den verworrenen Zuständen in Ungarn nur Österreich Vorteil ziehe.

2. Eine dänische Deputation überbringt dem Kaiser die Notifikation der Thronbesteigung des Königs Friedrich VIII. von Dänemark. — Eröffnung des Krainer Landtages. Der Landespräsident unterbreitet eine Vorlage wegen Abänderung der Landtagswahlordnung und Schaffung einer allgemeinen Kurie. — Zweiter internationaler Kongreß der Röntgen-Gesellschaft in Berlin.

3. Der Kaiser empfängt die Minister Baron Fejervary und Kristoffy in Audienz. Während dieser Audienz werden die gemeinsamen Minister Graf Goluchowski und Baron Burian dringend in die Hofburg beschieden, worauf ein Kronrat unter Vorsitz des Monarchen stattfindet. — Im Verfassungsausschuß des Krainer Landtages eröffnen die Slowenisch-Liberalen den Obstruktionskampf gegen die Landtagswahlreform. — Der Städtewahlbezirk Hartberg wählt August Einspinner (Deutsche Volkspartei) mit 818, der Wahlbezirk Neusandec des galizischen Großgrundbesitzes den Grafen Friedrich August Breza mit 34 von 35 Stimmen in den Reichsrat. — Kongreß für orthopädische Chirurgie in Berlin.

4. Prinz Wilhelm zu Schaumburg-Lippe (geb. 1834) in Nachod †. — Obstruktion der Slowenisch-Liberalen im Krainer Landtag. — In Budapest findet eine Konferenz zwischen Baron Fejervary und Franz Kossuth statt. — Das ungarische Amtsblatt veröffentlicht die Ernennung des Oberstaatsanwaltes Dr. Gustav von Gegus zum Justizminister an Stelle Bartholomäus von Lanyis und den Allerhöchsten Befehl, mit welchem der Jahrgang 1904 der ungarischen Honvedersatzreserve zur aktiven Dienstleistung einberufen wird. — 35. Deutscher Chirurgenkongreß in Berlin.

5. Ministerpräsident Baron Fejervary erstattet dem Kaiser Bericht über seine Verhandlungen mit Kossuth. — Die Mitglieder des Exekutivkomitees der ungarischen Koalition nehmen im Prinzip die von der Regierung gemachten Vorschläge zur Entwirrung an. Es soll ein Übergangsministerium gebildet werden, das die Neuwahlen ausschreibt. Der neue Reichstag hätte ohne Berührung militärischer Fragen die Wahlreform und die Staatsnotwendigkeiten zu erledigen. — Gelegentlich der Debatte über die Marokkofrage im Deutschen Reichstag spricht Freiherr v. Hertling unter lebhaftem Beifall Österreich-Ungarn den Dank aus, daß es bei der Konferenz in Algeciras „mit unwandelbarer Treue" dem Deutschen Reich als Bundesgenosse zur Seite stand.

6. Der Kaiser empfängt den Grafen Julius Andrassy und Franz Kossuth in Audienz. — Graf Georg Karolyi wird zum Gouverneur von Fiume ernannt.

7. Dr. Alexander Wekerle wird vom Kaiser empfangen und übernimmt den Auftrag, ein neues ungarisches Kabinett zu bilden. Baron Fejervary überreicht dem Monarchen die Demission seines Kabinetts. — Der Krainer Landtag wird vertagt. — Die Delegierten der Mächte unterzeichnen in Algeciras das Schlußprotokoll, worauf die internationale Konferenz geschlossen wird. — Eröffnung des VI. Weltpostkongresses in Rom.

*

Die Entwirrung in Ungarn. In zwölfter Stunde ist endlich in Ungarn der von so vielen Seiten langersehnte Ausgleich zwischen dem Monarchen und den Führern der Koalition zustande gekommen. Das Kabinett des Baron Fejervary hat seine Demission gegeben, die markantesten Personen der Koalition haben die Geschäfte übernommen und Dr. Alexander Wekerle ist der Präsident des neuen Ministeriums. Im Interesse der ungarischen Reichshälfte der Monarchie und deshalb auch Österreichs ist es mit lebhafter Freude zu begrüßen, daß nun in Ungarn wieder geordnete Verhältnisse eintreten und ein verfassungsmäßiges, von einer parlamentarischen Majorität getragenes Staatsregime beginnen kann. Vor wenigen Tagen noch sprach man von Verletzung der Verfassung, von Eidbruch, Resistenz, man fürchtete, daß die Neuwahlen nicht zum gesetzlichen Termine würden ausgeschrieben werden und es hieß, der König werde sich durch ein besonderes, kraftvolles Manifest direkt an das Volk wenden. Heute ist alles eitel Wonne und Freude, Apponyi und Kossuth erheben ihre Gläser auf Fejervary, und Graf Zichy wird der Bundesgenosse Wekerles! Zwar gibt es noch kein Abgeordnetenhaus, aber ein parlamentarisches Ministerium und manche gehören diesem an, die wenige Stunden vorher von einigen ihrer neuen Kollegen nichts wissen wollten.

Wie dieser plötzliche Umschwung gekommen ist, wird man wohl erst in einer ferneren Zeit genau erfahren, zumal nicht zu erwarten ist, daß die Handelnden vorerst viel davon verraten werden. Er scheint auf den ersten Blick seltsam; aber vieles läßt sich erklären, manches auch rechtfertigen. Die Auflösung des Abgeordnetenhauses im Februar war von der

Bevölkerung ganz ruhig hingenommen worden, und es wurde daraus mit Recht geschlossen, daß der Anhang der Koalition nicht so bedeutend sei, als man geglaubt. Welche Erscheinungen hätte aber die Sistierung der Verfassung nach sich gezogen? Der Regierung des Baron Fejerváry wäre es nicht leicht geworden, das Äußerste zu wagen, die Führer der Koalition schreckten zurück vor ihrem eigenen Untergang oder vor offenen Aufruhr. Die Lage war beiderseits so ungünstig, daß man füglich nicht lange zu untersuchen braucht, ob von der einen oder der andern Seite die Vermittlungsaktion ausging. Sicherlich haben die Erscheinungen auf dem ungarischen Geldmarkt, der rapide Rückgang der ungarischen Renten in den letzten Tagen nicht unwesentlich zum Frieden beigetragen.

Erst dachte man an ein Übergangsministerium, nun ist aber in Wirklichkeit ein Koalitionsministerium, freilich unter dem Vorsitze Wekerles zu stande gekommen, und wie unvorbereitet die Ministerliste war, läßt sich aus mancherlei Anzeichen und aus den vielstündigen Konferenzen ersehen, die von Freitag auf Samstag in Budapest und Wien abgehalten wurden. Die elementare Kraft der Ereignisse aber hat viele persönliche, ja selbst prinzipielle Gegnerschaft beseitigt und manches mehr oder minder selbstlose Opfer mag im Interesse der Wiederkehr geordneter Zustände gebracht worden sein.

Ob die Ereignisse der letzten Tage nur einen Stillstand der Krise, den wahren Frieden bringen oder den Ausgangspunkt neuer und noch mehr erbitterter Kämpfe bilden werden, können erst die kommenden Monate zeigen. Die Worte, welche dem Grafen Apponyi in den Mund gelegt werden, wonach die großen Fragen, welche zwischen Krone und Nation schweben, nicht gelöst sind, lauten wenig trostreich. Auch was Dr. Wekerle gesagt haben soll, ist weit davon entfernt zu beruhigen und läßt leider darauf schließen, daß der Kampf nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben ist. Vorerst wird das neue ungarische Parlament mit der Erledigung der Staatsnotwendigkeiten voll beschäftigt sein. Dann wird es an die Wahlreform schreiten können. Wann wird dies geschehen und wie wird diese Reform erfolgen? Durch sie erst wird man volle Klarheit über die letzten Vorgänge und über den Charakter der leitenden Politiker erlangen.

Welche Gestalt aber immer die Verhältnisse in Ungarn annehmen, sie werden von einschneidender Bedeutung für Österreich sein. Das neue ungarische Ministerium vereinigt die populärsten Männer des Landes; der neue Reichstag wird ein festes Gefüge aufweisen und nicht wenige Chauvinisten zählen. Österreich muß auf seiner Hut sein und über eine starke, von einem einigen, in den breitesten Schichten des Volkes wurzelnden Parlament gestützte Regierung verfügen können, soll es nicht den kürzeren ziehen, soll der Bestand der Monarchie nicht gefährdet werden. * * *

*

Deutsches Volkstheater. „Das goldene Kalb", von Emil Fabre, ist ein ausgezeichnetes Theaterstück; im Volkstheater ganz besonders ausgezeichnet, weil man aus den fünf Akten des Originals vier gemacht hatte. Ein Stück um die Börse und für den Interessenkreis der Börse! Die Leute vom Fach erklären die Vorkommnisse und Verhältnisse für übertrieben, was gleichgültig wäre, wenn dieses ausgezeichnete, spannende Theaterstück nur einen Hauch von Menschlichkeit besäße, statt Mache, Mache! Ein Drama, das der Regisseur wie ein Kautschukmanderl aufbläst und das dann sehr beweglich und rabiat tut, weil es keinen Inhalt hat.

In Mauretanien sollen großartige Kolonialanlagen kapitalisiert werden. Die Neu-Afrikabank wird zu einem zweiten Panama. Presse, Kammer, Regierung werden bestochen. Der Zusammenbruch ist aber doch nicht aufzuhalten. Der anständige Mensch geht zu grunde, die — Geldmänner verschiedenster Schattierung handeln in ihrer Weise. Die „Helden" dieses modernsten Heroentums sind die Barone Thau und Urths; sie sind Rivalen an der Börse, im Leben. Sie haben die große Szene des Stückes. Natürlich finden sie sich und werden gemeinsam — genial sein.

Das ist alles sehr interessant, aufregend, ja sogar heiß gestaltet und Regisseur Vallentin hat in den Massenszenen seine ganze Meisterschaft gezeigt. Der Sturm auf die Bank ist mit vollendeter und subtilster Belebung des einzelnen innerhalb der Menge durchgeführt. Die Herren Kutschera, Weisse, Jensen, Vallentin, Homma vereinigen sich zu einer äußerst wirkungsvollen, eindringlichen Darstellung. —lz—

Österreichische Rundschau, Heft 76. Redaktionsschluß 7. April 1906. Ausgegeben 12. April 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Preisausschreibung. Die „Sektion des Gewerbevereines zur Förderung des Fremden- und Geschäftsverkehres in Znaim“ setzt drei Preise im Betrage von 200 K, 125 K und 75 K aus für die besten drei Feuilletonartikel über Znaim und seine Umgebung. Artikel, welche an dieser Preisbewerbung teilnehmen sollen, müssen innerhalb der Jahre 1906 und 1907 in deutscher Sprache in einer beliebigen deutschen Zeitung oder Zeitschrift veröffentlicht worden sein und sind in drei Abdrücken rekommandiert an die „Sektion des Gewerbevereines zur Förderung des Fremden- und Geschäftsverkehres in Znaim“ einzusenden.

Der **Verein für Landeskunde von Niederösterreich** und mehrere andere wissenschaftliche Vereine Wiens haben einen Aufruf zur Gründung eines niederösterreichischen Landesmuseums in Wien erlassen. Jeder, der dem Vereine für Landeskunde von Niederösterreich als ordentliches Mitglied (Jahresbeitrag K 7·—, Einschreibegebühr K 2·—) beitritt, kann bereits sein Scherflein dazu beitragen. Wer außer dem Jahresbeitrage zu Musealzwecken einen jährlichen Betrag von K 20·— zahlt, wird Förderer. Stifter leisten entweder einen einmaligen Betrag von K 1000·— oder einen jährlichen von K 50·— für die Musealzwecke. Die Namen der Stifter werden in einem künftigen Musealgebäude verewigt werden. Zuschriften sind zu richten an das Sekretariat des Vereines, Wien, I. Herrengasse 13.

Eine Ausgabe sämtlicher Werke **Eduard Mörikes** in einem Bande (534 Seiten Großoktav) hat Dr. Gustav Keyßner für die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart besorgt. Die Einleitung (Seite IX bis XLIV) orientiert über Mörikes Leben und Schaffen und weist auf die wichtigste Literatur über den Dichter hin. Die Ausgabe ist in Anbetracht des sehr geringen Preises gut ausgestattet: Druck, Papier und Einband sind zu loben.

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon erscheint in fünfter, vollständig neu bearbeiteter Auflage. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Der erste Band, der soeben vollständig geworden ist, enthält die Buchstaben A bis K (1042 Seiten mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 63 bunten, 221 Karten und Nebenkarten sowie 34 Textbeilagen). Die Güte und Zuverlässigkeit des „Kleinen Brockhaus“ ist bekannt. Soweit ein flüchtiges Durchblättern erkennen läßt, sind die Angaben allgemein auf den Stand des heutigen Wissens gebracht worden.

Oskar Wildes „Salome“ (Tragödie in einem Akt), übertragen von Hedwig Lachmann, ist in der schönen Ausgabe des Insel-Verlages (Leipzig) in dritter Auflage erschienen. Die Zeichnungen sind von Markus Behmer ausgeführt.

Büchereinlauf.

Unmoderne Ethik. Von Dr. A. **Eitelberg**. Wien und Leipzig 1906. Robert Cohn.

Das zweite Gesicht. Erzählungen von Ferdinand **Schwind**. Dresden, 1906. E. Piersons Verlag.

Studienjahre im Liebe. Gedichte von Eugen **Kurz**. Dresden, 1906. E. Piersons Verlag.

Sonnensehnsucht. Bilder und Skizzen von Leben und Liebe. A. R. O. **Wünscher**. Dresden, 1905. E. Piersons Verlag.

Die Venus von Milo. Von Herbert **Ludwig** (Müller-Kellün). Dresden, 1904. E. Piersons Verlag.

Mozarts Briefe. In Auswahl herausgegeben von Dr. Karl **Storck**. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.

Die italienische Bildnismalerei der Renaissance. Von Karl **Woermann**. Eßlingen, 1906. Paul Neff Verlag (Max Schreiber).

Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen. Von Hermann **Graef**. Leipzig, 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Jens Peter Jakobsen und seine Schule. Von Karl M. **Brischar**. Leipzig, 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring des Nibelungen. Von Paul **Kunad**. Leipzig, 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Theodor Storm als Lyriker. Von Karl Ernst **Knodt**. Leipzig, 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Heinrich Heine. Von Hermann **Graef**. 2. Auflage. Leipzig, 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Das deutsche Drama, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand. Von Ernst von **Wildenbruch**. Leipzig, 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 77: 14. April 1906.





Bevölkerung ganz ruhig hingenommen worden, und es wurde daraus mit Recht geschlossen, daß der Anhang der Koalition nicht so bedeutend sei, als man geglaubt. Welche Erscheinungen hätte aber die Sistierung der Verfassung nach sich gezogen? Der Regierung des Baron Fejervary wäre es nicht leicht geworden, das Äußerste zu wagen, die Führer der Koalition schreckten zurück vor ihrem eigenen Untergang oder vor offenen Aufruhr. Die Lage war beiderseits so ungünstig, daß man füglich nicht lange zu untersuchen braucht, ob von der einen oder der andern Seite die Vermittlungsaktion … Sicherlich haben die Erscheinungen auf dem ungarischen Geldmarkt, der rapide … der ungarischen Renten in den letzten … nicht unwesentlich zum Frieden …

Erst dachte man an ein … sterium, nun ist aber in Wirklichkeit … ministerium, freilich unter dem … zu stande gekommen, und … Ministerliste war, läßt sich … zeichen und aus den … ersehen, die von … Budapest und Wien … elementare Kraft der … persönliche, ja selbst … seitigt und manch… Opfer mag im … ordneter Zust…

Ob di… einen Still… bringen … noch … können … Wort… geles… wel… ni…

Welche … nisse in … von … sein. … einigt … neue … weite…



ie Bedeutung der Verkehrspolitik für Volks- und Staatswirtschaft.*

Von Dr. Walter Bardas.

Jedes Zeitalter der geschichtlichen Entwicklung weist seine besondere Prägung auf, d. h. gewisse Ereignisse oder Zustände drücken seiner Gestaltung und Entwicklung das charakteristische Merkmal auf, welches für die historische Beurteilung der betreffenden Zeitperiode maßgebend wird und ihr eine ganz bestimmte Eigenart verleiht. Frühere Geschichtsepochen waren erfüllt von Kriegen, Eroberungszügen und Vernichtungskämpfen, die eine beständige Gefahr für ein gedeihliches Aufblühen und Wachsen des Volkswohlstandes bildeten und auch für den Sieger stets eine erhebliche Beeinträchtigung der Volkswirtschaft mit sich brachten. Wenn auch gewiß nicht behauptet werden kann, daß das Wort „Krieg“ der Gegenwart fremd geworden sei, wenn auch gerade in unseren Tagen mehr als je über die drückende Last des Militarismus Klage geführt wird, der nie so schwere materielle Opfer von der Bevölkerung gefordert hat als in der Jetztzeit, so war doch gerade die ständige Kriegsbereitschaft und die kolossale technische Vervollkommnung der Kampfmittel die wesentliche Ursache, daß die Kriege zu Seltenheiten geworden sind, daß Europa durch mehr als drei Jahrzehnte eines — allerdings bewaffneten — Friedens teilhaftig wurde und sich anderen Aufgaben zuwenden konnte, durch welche dem Volkswohlstande neue Quellen erschlossen und die Wechselbeziehungen der Völker untereinander in ungeahnter Weise ausgedehnt und vermehrt wurden. Diese Heranbildung und Ausgestaltung der internationalen kommerziellen Beziehungen zu einer — man kann beinahe sagen — Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft fast aller Völker der Erde waren es, welche unserem Zeitalter die entscheidende Charakteristik verliehen und es „das Zeitalter des Verkehres“ werden ließen.

Der Verkehr! Das war das Zauberwort, welches die Volksvermögen vergrößerte, dem intellektuellen Kräfteüberschuß die Wege zur Betätigung wies und stets neue Werte schuf. Der menschliche Geist hat hierin — wie nie zuvor auf irgend einem Gebiete — Vollkommenes geleistet, und in dem Maße, in welchem seine Beherrschung der technischen Hilfskräfte wuchs, konnte er auch die rapid steigenden Verkehrsbedürfnisse differenzieren und das Verkehrswesen zu jenem viel-

* Dieser Aufsatz ist der erste einer kleinen Artikelserie, die den Zusammenhang zwischen Seeschiffahrt und Volkswirtschaft behandeln wird.

Die Bedeutung der Verkehrspolitik für Volks- und Staatswirtschaft.*

Von Dr. Walter Bardas.

Jedes Zeitalter der geschichtlichen Entwicklung weist seine besondere Prägung auf, d. h. gewisse Ereignisse oder Zustände drücken seiner Gestaltung und Entwicklung das charakteristische Merkmal auf, welches für die historische Beurteilung der betreffenden Zeitperiode maßgebend wird und ihr eine ganz bestimmte Eigenart verleiht. Frühere Geschichtsepochen waren erfüllt von Kriegen, Eroberungszügen und Vernichtungskämpfen, die eine beständige Gefahr für ein gedeihliches Aufblühen und Wachsen des Volkswohlstandes bildeten und auch für den Sieger stets eine erhebliche Beeinträchtigung der Volkswirtschaft mit sich brachten. Wenn auch gewiß nicht behauptet werden kann, daß das Wort „Krieg" der Gegenwart fremd geworden sei, wenn auch gerade in unseren Tagen mehr als je über die drückende Last des Militarismus Klage geführt wird, der nie so schwere materielle Opfer von der Bevölkerung gefordert hat als in der Jetztzeit, so war doch gerade die ständige Kriegsbereitschaft und die kolossale technische Vervollkommnung der Kampfmittel die wesentliche Ursache, daß die Kriege zu Seltenheiten geworden sind, daß Europa durch mehr als drei Jahrzehnte eines — allerdings bewaffneten — Friedens teilhaftig wurde und sich anderen Aufgaben zuwenden konnte, durch welche dem Volkswohlstande neue Quellen erschlossen und die Wechselbeziehungen der Völker untereinander in ungeahnter Weise ausgedehnt und vermehrt wurden. Diese Heranbildung und Ausgestaltung der internationalen kommerziellen Beziehungen zu einer — man kann beinahe sagen — Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft fast aller Völker der Erde waren es, welche unserem Zeitalter die entscheidende Charakteristik verliehen und es „das Zeitalter des Verkehres" werden ließen.

Der Verkehr! Das war das Zauberwort, welches die Volksvermögen vergrößerte, dem intellektuellen Kräfteüberschuß die Wege zur Betätigung wies und stets neue Werte schuf. Der menschliche Geist hat hierin — wie nie zuvor auf irgend einem Gebiete — Vollkommenes geleistet, und in dem Maße, in welchem seine Beherrschung der technischen Hilfskräfte wuchs, konnte er auch die rapid steigenden Verkehrsbedürfnisse differenzieren und das Verkehrswesen zu jenem viel-

* Dieser Aufsatz ist der erste einer kleinen Artikelserie, die den Zusammenhang zwischen Seeschiffahrt und Volkswirtschaft behandeln wird.

gestaltigen und weitverzweigten Organismus machen, ohne den heute das Leben gar nicht mehr gedacht werden kann und der einen großen Teil der allgemeinen Lebensbedingungen umgestaltet hat. So ist das Verkehrswesen, welches Sax* als „die Gesamtheit der Erscheinungen, mit welchen die Verkehrsmittel in der menschlichen Wirtschaft zutage treten", bezeichnet, zu einer vormals unerhörten Bedeutung gelangt und verfügt über technische und kommerzielle Hilfsmittel, von denen die Verkehrswirtschaft einer primitiveren Epoche nichts ahnte.

Wie rasch sich allgemein die Erkenntnis von dem gewaltigen Einflusse der Kommunikationsmittel durchsetzte, beweisen die Worte eines Nationalökonomen aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts,** also aus einer Zeit, welche erst die Anfangsstadien der Anwendung der Dampfkraft im Verkehre aufweist: „Man kann die Kommunikationsmittel eines Landes als eine Art von Werkzeugen betrachten, bestimmt, um den Waren die letzte Eigenschaft zu geben, um sie als Güter zu behandeln, nämlich die Zugänglichkeit für den Bedürftigen. Ein Land, dem es an diesen Verbindungsmitteln gebricht oder wo sie von schlechter Beschaffenheit sind, gleicht einer schlecht eingerichteten Werkstätte, in welcher man auch gewisse Artikel nicht oder nicht mit Vorteil erzeugen kann, weil nur schlechte oder mangelhafte Werkzeuge zu Gebote stehen. Nur hat hierin die Natur für einzelne Länder mehr getan als für andere; aber überall wird es notwendig, diese Anlagen auszubilden und zu benützen, soll anders die Wirtschaft nicht zurückbleiben."

Hat aber das so entwickelte Verkehrswesen die Existenzbedingungen der einzelnen Privatwirtschaften auf völlig veränderte Grundlagen gestellt, so war dies in noch höherem Maße bei den Gemeinwirtschaften und am meisten bei ihrer höchsten Form, dem Staate, der Fall, dessen wirtschaftliche Daseinsformen eine radikale Verschiebung erfuhren. Damit war aber auch für den Staat eine Reihe von neuen Problemen gegeben, eine Kette von Aufgaben gestellt, denen er sich nicht entziehen konnte, und zwar Aufgaben auf wirtschaftspolitischem, aber auch auf sozialpolitischem und rechtlichem Gebiete. Der Staat sah sich gezwungen, den veränderten Verkehrsverhältnissen Rechnung zu tragen und zu ihnen Stellung zu nehmen. Die Art und Weise, in welcher die einzelnen Staaten dies taten, war freilich eine sehr verschiedene, da geographische, nationale und allgemein-politische Besonderheiten jeden Staat seine eigenen Wege zu gehen nötigten und zu selbständigen, seiner Eigenart entsprechenden Ergebnissen führten.

Die Tätigkeit der Staaten, soweit sie eine Ausgestaltung und Beeinflussung des Verkehres bedeutet, bezeichnen wir als Verkehrspolitik. Der Begriff Verkehrspolitik umfaßt jedoch zweierlei. Er enthält einerseits die ideale Frage: Was soll der Staat zur Regelung des Verkehres tun? und anderseits die praktische Frage: Was tut der Staat in dieser Hinsicht? Demgemäß ist zu unterscheiden zwischen theoretischer und praktischer Verkehrspolitik, welche zwei voneinander streng abzu-

* Dr. Emil Sax, „Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirtschaft". Wien, 1878.

** Dr. Josef Kudler, „Die Grundlehren der Volkswirtschaft". 2. Auflage. Wien, 1856.

grenzende Gebiete darstellen. Die theoretische Verkehrspolitik beschäftigt sich mit der wissenschaftlichen Untersuchung der wirtschaftlichen Tatsachen des Verkehres und ihres Zusammenhanges, sowie mit der Erforschung jener Mittel und Wege, auf welchen der Staat als Zwangsgemeinschaft die bestmögliche und ökonomischeste Ausnützung der Verkehrsmittel für die einzelnen Glieder dieser Zwangsgemeinschaft bewirken kann, während die praktische Verkehrspolitik von besonderen Verhältnissen und Umständen beeinflußt oder bedingt wird, so daß ihre Erscheinungsformen mit den Ergebnissen der Theorie keineswegs immer in Einklang gebracht werden können. Begrifflich definiert ist demnach die theoretische Verkehrspolitik die Lehre von den Vorkehrungen und Einrichtungen, welche die Gemeinwirtschaft (der Staat) zu treffen hat, um den Verkehr im Sinne des ökonomischen Prinzipes, das ist Herbeiführung des größten Erfolges unter Aufwendung der geringsten Mittel, zu regeln. Die praktische Verkehrspolitik hingegen ist die Gesamtheit jener realen Maßregeln, mit welchen die Gemeinwirtschaften an der Gestaltung und Regelung des Verkehres aktiv tätig sind. Das oberste Ziel der praktischen Verkehrspolitik wird es stets sein müssen, die Betätigungsformen, unter welchen sie in die Außenwelt tritt, tunlichst den Forderungen der Theorie anzupassen, um die möglichste Übereinstimmung zwischen beiden herbeizuführen. Die theoretische Verkehrspolitik stellt also die Gesetze auf, nach welchen die praktische sich betätigen soll; ihre Aufgabe ist es, die allgemeinen Grundsätze zu erforschen, deren Anwendung und Anpassung an die konkreten Verhältnisse Aufgabe der praktischen Verkehrspolitik ist. Mehr als fraglich mag es aber erscheinen, „daß es der Wissenschaft ersprießlicher wäre, wenn sie ein Menschenalter lang gar keine Gesetze entdeckte.“ * Wenn es auch gewiß richtig ist, daß mit der Theorie und Wissenschaft allein kein Staat regiert und kein modern-kolossaler Verkehr geleitet werden kann, so ist doch die wissenschaftliche Tätigkeit gerade auf wirtschaftspolitischem Gebiete nie ohne bestimmenden Einfluß gewesen, sie war es im Gegenteil, welche die Ideen über die großen wirtschaftlichen Probleme geklärt und auf Grund ihrer Forschungen jene Grundsätze aufgestellt hat, welche das moderne Wirtschaftsleben beherrschen.

Mit Rücksicht auf die verschiedene Natur der einzelnen Verkehrsmittel war es von selbst gegeben, daß die Verkehrspolitik entsprechend den verschiedenen Verkehrsmitteln verschiedene Wege einschlug und zu verschiedenen Resultaten kam.

Am einschneidendsten haben die Eisenbahnen auf das Wirtschaftsleben aller Staaten eingewirkt, und darum hat sich die wissenschaftliche Untersuchung der Verkehrsprobleme hauptsächlich stets nur mit der Stellung der Eisenbahnen in Volks- und Staatswirtschaft beschäftigt. Es ist außer jedem Zweifel, daß den Eisenbahnen unter allen Verkehrsmitteln die erste Stelle gebührt und daß sie die tiefstgreifende Bedeutung für das gesamte nationale und internationale Wirtschaftsleben erlangt haben. In der ausgestalteten Verkehrswirtschaft unserer Tage hat aber auch der Verkehr zu Wasser und vor allem der Verkehr zur See eine so wesentlich erhöhte

* Gustav Cohn, „Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik“, 2 Bände.

und konsequent steigende Wichtigkeit errungen, daß auch ihm eine vermehrte Aufmerksamkeit zugewendet werden muß. Die Seeschiffahrt bietet eine Reihe von wichtigen und interessanten Problemen sui generis — insbesondere in ihrer Stellung zum Staate — dar, welche in der verkehrswissenschaftlichen Literatur fast gar keiner Beachtung gewürdigt wurden. Dieses Gebiet ist bisher fast ausschließliches Wirkungsgebiet der praktischen Verkehrspolitik; für die Verkehrspolitik als Wissenschaft aber ist der ganze Komplex des Seeschiffahrtsverkehres und seiner Aufgaben in großem Maße Neuland. Und ganz besonders in Österreich hat man dem Meere und seinem Verkehre bis vor kurzer Zeit nur ganz untergeordnete Wichtigkeit beigemessen und diesem Teile der Verkehrspolitik so wenig Interesse und Verständnis entgegengebracht, daß diese Lücke in der Literatur kaum wundernehmen darf. Da aber die Schiffahrtspolitik allenthalben ein wichtiger — um nicht zu sagen ausschlaggebender — Faktor des Wirtschaftslebens geworden ist, wird die in weiteren Aufsätzen geplante Untersuchung der Probleme, welche sie der Forschung darbietet, nicht als unzeitgemäß betrachtet werden können.

Gespräch von der Bildniskunst.

Der Künstler. — Der Literat.

Von J. von Schlosser.

K.: Was halten Sie von diesem Blatt?

L.: Kurios — muß ich sagen, dieses in schärffter Beleuchtung vor einem Blätterdickicht auftauchende Brustbild eines Mannes — aber was rede ich? Das ist ja vielmehr eine Anweisung auf meine Phantasie, denn von diesem etwas puritanerhaft anmutenden Herrn ist mir ja nicht viel mehr als ein Drittel seines Antlitzes zu schauen gegönnt! Die ganze rechte Gesichtshälfte steckt im dicksten schwarzen Schlagschatten des breitkrämpigen Schlapphuts, so daß nicht einmal die Augen zu entdecken sind.

K.: Wissen Sie, wen das vorstellt? Es ist der Mann, dessen Name noch vor einigen Jahren die Welt in Aufregung gesetzt hat: Cecil Rhodes, gezeichnet von Mortimer Menpes, dem Ihnen wohlbekannten Mitarbeiter des Londoner „Studio".

L.: Kurios, sage ich zum zweiten Male, und mit mehr Überzeugung, denn es ist wirklich ein seltsames Künstler-Capriccio.

K.: Sehen Sie sichs noch einmal genauer an. Ich glaube, es steckt doch mehr dahinter als eine bizarre Freilichtstudie an einem Porträt.

L.: Ich kann Ihnen nicht ganz Unrecht geben; man meint den festen Blick dieser gar nicht vorhandenen Augen zu fühlen, und die allein sichtbare Hälfte dieses energisch gekniffenen Mundes deutet auf den Mann, der im rücksichtslosen Verfolgen großer Konquistadorenpläne kaum seinesgleichen hatte.

K.: Nicht wahr? Und diese wenigen Züge genügen dem Künstler, um mit seiner ganz auf den Gegensatz höchsten Lichtes und tiefsten Schattens gestellten Studie in uns

den lebendigen Eindruck einer ganzen und geschlossenen Persönlichkeit hervorzurufen. Daß er die Mitwirkung unserer Phantasie in nicht gewöhnlichem Grade fordert, gebe ich Ihnen zu. Gerade darin scheint mir aber ein Reiz des Blattes zu liegen, das auch nicht mit einem primitiven Beschauer rechnet.

L.: Ich komme aber doch nicht völlig über den ersten seltsamen Eindruck hinweg, den dieses Porträt mit Anführungszeichen, das auf die Augen, „den Spiegel der Seele", absichtlich verzichtet, auf mich gemacht hat. Noch vor nicht langer Zeit hätte diese Bildnisstudie eines bekannten Mannes, öffentlich ausgestellt, Hohnlachen und Entrüstung eines wohlgesinnten Publikums, wenn nicht das Einschreiten der Polizei des sogenannten gesunden Menschenverstandes hervorgerufen. Jetzt sind wir allerdings schon etwas abgehärtet.

K.: Sie sagen das mit einer so eigenen Betonung und ehemals saßen Sie doch zu oberst auf dem Berg! Aber denken Sie doch an gewisse Tendenzen im modernen Zeichenstil, die sich aus dem Impressionismus heraus entwickelt haben, an Vallottons Schwarz-Weißköpfe, oder an die Linienstudien eines kecken Parisers, wie Forain, die wir neulich zusammen angesehen haben. Erinnern Sie sich an das Capriccio des pausbackigen Kindes, dessen Vollmondgesicht ohne jede Innenzeichnung, lediglich durch den Umriß wiedergegeben war? An ähnliche Allotria im Simplizissimus und so weiter?

L.: Oder Rodins Balzac? Aber das ist doch eher eine freie Phantasie über eine historische Persönlichkeit, wie etwa der Molière Houdons.

K.: Gewiß, aber jenes Momentbild des Romantikers, das der Künstler hinstellen wollte, in dem die individuellen Züge sich in der uns umflutenden Lichtatmosphäre aufzulösen scheinen, steht unserem Zeichner doch erheblich näher als die malerisch gedachte, aber doch in jedem Detail fest und scharf umrissene Büste.

L.: Nun ja, und es ist das Recht des Dramatikers gegen die historische Person. Aber hier, beim Porträt eines Zeitgenossen, der vor uns im Licht gewandelt ist . . .?

K.: Und da sind wir bei der Frage, die uns schon öfters uneins gefunden hat. Was ist denn eigentlich ein Porträt? Was verlangt denn das Publikum von den Künstlern? Die sogenannte Ähnlichkeit, einen höchst unbestimmten Begriff, der uns oft zur Verzweiflung bringt, umsomehr, als er sich mit der Forderung nach der Schönheit — dieser tyrannischesten aller Ideen — zu verschwistern pflegt. Es handelt sich also um die — für einen bestimmten Umkreis — möglichst vorteilhafte Repräsentation des betreffenden Gutmanns oder Gutweibes. Das ist auch das alte Klagelied intelligenter Photographen. Erst neulich sprach ich mit einem solchen ehrlichen Mann, der sich übrigens längst von dem Fach zurückgezogen hat, weil es ihm zum Ekel ward, den truben Naturalismus seiner Camera mit linden Retuschen zu verkleistern und jene scheußlichen, gallertartigen, durch und durch verlogenen Produkte zu liefern, die in den Schauläden der gesuchten Firmen das Entzücken des lieben Publikums sind.

L.: Da streckt also im Grunde das uralte Inventarstück ästhetischer Spekulation, das halbwahre Thema von der gereinigten, das heißt verbesserten Natur, sein Eselsohr heraus.

K.: Wobei dem Künstler wohl die anmutige Rolle der Putz- und Waschfrau zufällt?

L.: Ich weiß, daß Sie bissig werden wie alle Künstler, wenn man auf diese Wissenschaft zu sprechen kommt — und Ihr habt sie doch selbst theoretisch wie praktisch mit-

begründen helfen! Aber den Ästhetikern selbst ist gerade das Porträt immer zweideutig und verdächtig vorgekommen, und man merkt ihnen meistens an, daß sie es aus dem Tempelbezirk ihrer Kunst am liebsten ganz hinausweisen möchten. Da liegt auch ein ästhetischer Hase im Pfeffer — einer von den manchen.

K.: Sicher gehört der Künstler — als Mensch — sehr oft selbst zum Publikum. Aber sobald er Künstler ist, produziert, steht er doch mit seiner ganzen Denkweise auf dem jenseitigen Ufer. Was das Publikum, der Besteller mit Sipp- und Magschaft, von dessen Beutel er ja leider Gottes meist abhängt, von ihm fordert — und ich will ja auch diesem Standpunkt nicht das Recht bestreiten —

L.: Troppa bontà Sua!

K.: Padronissimo — was also zum mindesten im Porträtfach verlangt wird, das kommt für ihn, mein' ich, erst in zweiter Linie, oder sagen wir, Ähnlichkeit und Idealisierung haben für mich eine andere Bedeutung, die auszudrücken mir freilich nicht leicht wird.

L.: Vielleicht verstehe ich Sie. Lassen Sie mich wenigstens versuchen, bei Ihrer Gedankengeburt die weise Frau zu spielen. Das Publikum will „Ähnlichkeit" und „Schönheit", beides sehr variable Faktoren, je nach den gerade geltenden Begriffen. Die Ähnlichkeit bedeutet ihm eine Tratte auf die Identifizierung des Bildes mit einer, wie tägliche Erfahrung zeigt, meist wenig exakten, häufig aus insignifikanten Zügen unter recht oberflächlicher Erfassung der äußern Form aufgebauten „Wirklichkeit" von Bruder Hans und Schwester Grete — oder mit seinem höchst souveränen Begriff eines berühmten Zeitgenossen oder Vorfahren. Was die Schönheit anlangt, so hält es sich dem Künstler gegenüber an das Wort Tassos, wenn es auch nie was davon gehört haben sollte, und sein Gefallen, das aus den mannigfachsten Unwägbarkeiten entspringt, kann ihm eben nicht wegdisputiert werden. Für den Künstler scheint die Sache wesentlich anders zu liegen. Er hat nicht das sozusagen historische Interesse des Laien an der einzelnen Persönlichkeit, diese ist ihm vielmehr ein Problem seiner Kunst, mit deren speziellen Mitteln auszumachen — ich glaube, es ist eine der gefährlichsten unter den gefährlichen Analogien, wenn man ihn „Psychologie" treiben läßt. Es ist sicher schon ein Hinüberdenken über die Sache, wenn man den visuellen Eindruck für ihn ein Symbol der Psyche seines Modells sein ließe. Es ist vielmehr sein Erlebnis, das er nur als sein persönliches Eigentum interpretieren, das heißt zum Ausdruck bringen kann. Das Publikum bleibt beim Eindruck stehen, der Künstler, sofern er Künstler sein will, muß zum Ausdruck fortschreiten, zur Manifestierung seiner eigenen selbstherrlichen Persönlichkeit — vorausgesetzt, daß er eine hat, was eben nicht immer der Fall ist. Die Ästhetik des Publikums, wenn man schon den — in diesem Falle übrigens passenden — alten Namen akzeptieren will, wäre dann Eindrucksästhetik, die des Künstlers in polarem Gegensatze dazu Kritik des Ausdrucks. Der ersten fällt ersichtlich ein viel weiteres Gebiet zu als der zweiten, denn die Kunst ist nur ein Kapitel darin.

K.: Und der Kritiker? Ist er nicht wie Buridans Grauchen dann zwischen beide gepflanzt?

L.: Unhöflich, aber nicht unrichtig bemerkt. Übrigens, bilde Künstler, rede nicht! — Ihr seid häufig genug zwischen beiden Krippen zu finden.

K.: A nos moutons, mein Herr! Wollen Sie nicht gleich sagen, der Künstler bildet im Porträt sich selbst? Ich wäre aufgelegt, Ihnen beizustimmen.

L.: Nun, würde sich damit nicht die allbekannte Tatsache erklären, daß derselbe Mensch, von verschiedenen Künstlern gemalt, zumeist sehr verschieden aussieht? Das hat schon ein alter Theoretiker wie Filarete als aufgeweckter Florentiner gemerkt.

K.: Ich erinnere mich mit vielem Vergnügen eines Bildchens von Lawrence, das ich irgendwo gesehen habe. Es „stellte" unsern guten Kaiser Franz „vor" — ist übrigens nicht eine allerliebste Zweideutigkeit in diesem Ausdruck? — er sah aber einem englischen Lord vom Lande zum Verwechseln ähnlich. Aber spinnen Sie Ihren Faden fort, ich sehe es Ihnen an, daß Sie noch viel Flachs auf Ihrer Spindel haben.

L.: Wohl, Sie haben es aber dann auf dem Gewissen, wenn ich ins Schulmeistern gerate! Soweit scheinen wir ja einig geworden zu sein, daß der Künstler von einem optischen Eindruck, einem „Äußeren", dem gemeinen Sprachgebrauch nach, ausgeht; ob und wie er durch seine höchst persönliche Bearbeitung desselben zum „Innenleben" des „Andern" zu gelangen vermag, also vom „Phänomen" aus, mit den alten Philosophen zu reden, zum „Noumen" ist ein sehr stachliges Problem, das wir, da die Schauer der Metaphysik uns anwehen, bei Seite stellen wollen. Das Publikum, und das ist eben der „andere", hält sich aber bei diesem „Äußeren", wie es ihm jetzt durch den Künstler überliefert ist, sehr wenig auf, es will hinter die „Form" dringen, „Stoff", „Inhalt" haben, oder wie man diese Kategorien sonst heißen will. Je leichter ihm das gemacht wird, desto lieber ist es ihm. Wohl ein wesentlicher Grund des Widerstrebens gegen alle Neuerungen, die eben die gewohnte Art der Betrachtung erschweren. Denn nicht das Porträt als Ausdruck und Mitteilung einer künstlerischen Persönlichkeit ist ihm die Hauptsache, sondern der reale Mensch, der quasi dahintersteckt, der ihm nach ganz bestimmten Richtungen hin bekannt und vertraut ist, sein Gefühl in bestimmter Weise anregt, pro und kontra. Gerade so wie der Primitive hinter den Spiegel guckt, um das Spiegel**bild** zu finden. Das Porträt eines Herrn X. läßt die meisten Leute kalt, wenn sie an ihm keine persönlichen Vorstellungen und Gefühle wie an einen Kleiderhaken aufhängen können. Ist Herr X. kein persönlicher Bekannter oder keine Tagesgröße, so **kann** er interessant werden, wenn er zum mindesten ein hübscher Mann ist; hat ihn aber etwa die Natur stiefmütterlich behandelt, so muß entweder der **Reiz** des Häßlichen besonders wirksam sein oder der Maler muß schon mit besonderen Kraftmitteln arbeiten, um das Bildnis wenigstens von der Seite der sogenannten „packenden Lebenswahrheit" her zugänglich zu machen. Und das ist dann das uralte, primitivste und populärste Kunsturteil, das von Myrons Kuh und den Trauben des Zeuxis her durch alle Zeitalter, gleichviel ob „idealistischer" oder „realistischer" Gesinnung in unzähligen Variationen abgeleiert wird — Sperlingskritiken haben sie die Weimarer Freunde genannt.

K.: Und der Künstler, von dem eigentlich zuerst die Rede sein sollte, wenn von Herrn X. die Rede ist, verschwindet dabei in der Versenkung — aber es ist eben nicht der **gemalte** Herr X., das Werk und sein Autor, sondern, wie Sie gesagt haben, der wirkliche X., um den sich die Sache dreht.

L.: Durch das fortwährende Kunstgerede sind indessen heute die wenigsten Leute mehr naiv und ehrlich genug, zuzugeben, daß sie in einer Landschaft nicht mehr als eine Aussicht von ihrem Kirchturm sehen, figürlich und unfigürlich gesprochen.

K.: Da kann ich Ihnen mit einer drolligen Anekdote aufwarten. In das Bureau eines berühmten Rechtsanwaltes kommt eine Dame. Über dem Tische des Juristen hängt

eine Kopie von Böcklins Toteninsel. Beim Weggehen wirft die Dame einen langen Blick darauf und meint mit einer Miene, in der sich die Erinnerung an vergangene Sommerfreuden spiegelt: Welch schöne Ansicht von Helgoland! Der Advokat ist so perplex, daß er bloß mit einer stummen Verbeugung antworten kann. Gleich darauf besucht ihn ein befreundeter Bankier, dem er das Erlebte erzählt. Der schüttelt sich vor Lachen und ruft: Zu einfältig! Jeder Mensch sieht doch, daß das Capri vorstellt!

L.: Nun, das Geschichtchen braucht nicht erfunden zu sein! Alle bildende und redende Kunst, sagt man, war ab ovo Mitteilung und geht ihrem Wesen nach von ihr aus, was wunder, daß der naiv empfindende Mensch vor allem den Stoff der Mitteilung aufnimmt, wie er sie eben versteht, und die Form des Berichtes, und was damit zusammenhängt, den Berichtenden selbst, vergißt und vernachlässigt. Es sind eben zwei Standpunkte, auf der wie in jeder echten Tragödie, jeglicher in seiner Weise recht hat, der Laie wie der Künstler. Im Grunde ist die ganze Kunstgeschichte nichts als ein Kampf dieser beiden Anschauungen, wo eine die andere verketzert und ins Unrecht zu setzen sucht, und da das doch auf die Dauer nicht geht, eine Stufenleiter von Kompromissen. Schließlich ist die Ansicht, die einmal ein bedeutender Künstler geäußert hat — ich bin nicht sicher, ob es nicht unser Grillparzer war — gar nicht so paradox: nur der Künstler selbst könne sein Werk ganz, als Künstler nämlich, beurteilen. Denn dem fremden Kunstwerk gegenüber ist er unausweichlich in irgend einem Winkel seiner Seele „Publikum", „Laie". Wie seltsam, fast möchte ich das anrüchige Wort pathologisch gebrauchen, beurteilt derselbe Grillparzer den Künstler Weber? Und so meine ich, der Künstler ist eben immer ein wenig in der Lage des Apelles, der hinter seinem Bilde versteckt auf die Urteile der Beschauer lauscht. Der draußen steht, sieht die bemalte Leinwand als eine Tafel an, auf der er seine Gedanken und Meinungen aufschreiben kann.

K.: Das tut aber der Künstler nicht minder, und so scheint der Unterschied wieder aufgehoben zu sein?

L.: Ja und nein; freilich ist für den Künstler sein Werk die Projektion seines eigenen Ichs; aber der große Unterschied ist, daß er in sinnlichen Formen darstellt. Ihm ist das, was auf der Leinwand steht, das Wirkliche und Wesenhafte, weil es seine Tat ist, während der Beschauer gerade dies sein Eigentum sozusagen auflöst, verflüchtigt.

K.: So daß in dem Cant, in dem Sie sich manchmal auszudrücken lieben, der Künstler gewissermaßen auf dem Standpunkte des philosophischen Idealismus stünde, während das Publikum wohl den naiven Realismus (so nennen Sie's wohl) verträte, der an der Welt als einem Ding außerhalb seiner Haut festhält, das der Künstler nur „nachzuahmen" hat. Aber sehen Sie sich vor, in dem Punkte sind wir vom Handwerk alle einig, daß wir uns die lebendige Welt da draußen nicht wegeskamotieren lassen!

L.: Darüber wäre wohl einiges anzumerken, aber ich kenne Sie leider als unverbesserlich und unbelehrbar. Dessenungeachtet und trotz Ihres boshaften Wortspieles, das Ihnen die Manen des ehrwürdigen Kant verzeihen mögen — ei, leugnen Sie's nur nicht! — will ich Sie doch auf diesem mutwilligen Einbruch in philosophisches Gebiet festhalten. Ich erinnere mich eben einer sehr scharfsinnigen Abhandlung, die ich vor kurzem gelesen habe, weil sie gerade an die von uns erörterten Fragen rührt. Ihr Autor, auf den sich, ein seltener Fall, die philosophische Veranlagung vom Vater her vererbt hat, setzt sich nämlich vor, die verschiedenen Auffassungsweisen, die das Kunstwerk zuläßt,

zu zergliedern. Er geht von einem geschickt gewählten historischen Beispiel aus, dem Gegensatz zwischen Bilderverehrer und Bilderstürmer. Es ist ja klar, daß für den ersten das Bild nur ein Abgebildetes ist, das einen geistigen Inhalt vermitteln soll; für den zweiten nichts als ein Abbildendes, ein Bildwerk, in dessen toten Stoff ein Göttliches zu verehren, hinter dem ein Geistiges zu suchen, Lästerung ist. Dieser Gegensatz ist nicht bloß ein einzelnes historisches Ereignis. Wir beginnen alle sozusagen auf dem Standpunkt des Bilderverehrers; für den Knaben kann ein Stock das Reitpferd, dem Mädchen ein Stück Holz das Wickelkind „vorstellen". Bei fortschreitender Entwicklung pflegt dieses rohe Symbol so wenig zu genügen, als das Brettidol dem Griechen späterer Zeiten genügt hat. Um diesen Prozeß der „Entbildung", wie ihn unser Forscher nennt, aufzuhalten, bedarf es immer stärkerer Anlehnung an die Erscheinungsweise des natürlichen Objekts, d. h. der Steigerung der Ähnlichkeit.

K.: Ich verstehe. So wird der Stock zum Stecken- und Schaukelpferd und das Stück Holz schließlich zur Puppe mit beweglichen Augen und künstlicher Stimme, mit allem Raffinement moderner Spielzeugtechnik, deren unsere Kinder sobald überdrüssig werden, weil ihrer Phantasie und Spiellust gar zu wenig Raum gelassen ist. Wie gerne kehren sie zum holzgeschnitztesten Bauerntand zurück! Neuestens folgen ihnen, und gewiß mit Recht, die modernen Künstler, die sich mit dergleichen befassen, auf diesem Wege. Ich glaube, von hier aus wäre mancher Ausblick zu gewinnen.

L.: Umsomehr, als diese rückläufige Bewegung ganz im Wesen unserer modernen Kunst liegt. Aber erlauben Sie mir, den Gedankengang unseres Philosophen noch weiter zu verfolgen, ihn nach meiner Weise frei paraphrasierend. Auf dem einen Standpunkte haben wir also die Kunstauffassung einzelner wie die ganzer großer Perioden, die man wohl idealistisch zu nennen pflegt ...

K.: Und auf dem anderen der Bilderstürmer die sogenannte realistische bis in ihre äußersten Konsequenzen? Das scheint mir denn doch ein arger Widerspruch.

L.: Verstehen wir uns nur recht! Was bedeutete dem „Bilderstürmer" das Bildwerk? Für ihn, der dessen geistige Ansprüche ablehnt und perhorresziert, ist es nichts weiter als Materie, die Form gewonnen hat, durch den Künstler, dessen Tätigkeit ihm allerdings als Förderung des Götzendienstes bedenklich und schädlich erscheint. Aber denken Sie daran, daß die Künstler das Hineindeuten, das Hindurchsehen sozusagen durch ihr Werk fast immer mit Unwillen ertragen haben. Denken Sie an die Reaktion gegen Anekdotenwesen und Geschichtserzählung, gegen alles, was hinter der Leinwand gesucht wird. Schon der Titel des Kunstwerkes gehört eigentlich dazu, weil er gleich ein Programm für den Beschauer enthält. Böcklins Bilder sind fast alle von Kunsthändlern getauft, die das Publikum gut kannten und recht wohl wußten, was ihrem Geschäft zuträglich sei. Schon der alte, grundehrliche Giambologna hat es gutmütig geschehen lassen, daß sein gelehrter Freund Borghini eine seiner berühmtesten Gruppen dem Publikum mit einem antiquarischen Modenamen mundgerecht machte. Gegen die Literatenscheidung von Idee und Form haben sich die Künstler im Grunde immer gesträubt, weil sie deutlich fühlten, daß hier etwas mit der Natur ihres Schaffens nicht stimmen wollte — wenn sie auch als Theoretiker ganz anders sprechen mochten.

K.: Sie steht auch gewiß mit dem Produzieren im Widerspruch. Ich laufe doch nicht mit einer „Idee" im Kopfe herum, die ebenso gut jeder andere hat und vor meinem

Bilde auch zu haben glaubt, und die ich nur, weil ich mein Handwerk gelernt habe, in irgend einen Stoff säuberlich zu übertragen hätte! Über diese unsinnige Scheidekunst habe ich mich schon auf der Akademie geärgert! Mir fallen dabei auch alle die guten Künstleranekdoten ein, von der persiflierenden Antwort Michelangelos auf die neugierige Frage eines Bekannten, wie er denn seine göttliche Nacht aus dem Stein herausgeholt habe, bis zu den Faber-Bleistiften unseres lieben Meisters Schwind.

L.: Und so wären wir wieder glücklich bei Herrn Publikus als Widerpart des Künstlers. Der eine mit seinem ewigen Hinüberdeuten über das Bild, der andere, der sich ärgert, wenn ihm sein Eigenstes und Innerstes damit wegeskamotiert wird. „Das ist eine von den alten Sünden, sie meinen, Rechnen, das sei Erfinden."

K.: Gut, aber vergessen Sie den bedenklichen Gegenreim aus dem gleichen Brevier nicht: „Und weil ihre Wissenschaft exakt, so sei keiner von ihnen vertrackt!" Paßt das nicht doch am Ende auf Ihren philosophischen Gewährsmann? Mir ist wenigstens alleweile die Fähigkeit abgegangen, diesem Hintenherumdenken um die lebendigen Dinge einigen Geschmack abzugewinnen.

L.: Da tun Sie ihm wirklich Unrecht! Haben Sie den kleinen Aufsatz erst gelesen, so wird Ihnen zwar seine Auffassung vielleicht nicht sympathischer sein, denn sie liegt zu abseits von Ihrem „gegenständlichen" Denken, aber Sie werden sie doch billiger beurteilen — zumal bei Ihrer Neigung zur Theorie, die Sie selbst, wenn auch etwas widerwillig, zugeben. Übrigens heißt ja Theorie bei den Griechen Schauen und schlägt also in Ihr Geschäft! Aber lassen wir das, es gibt ein Feld, so voll des konkretesten Lebens als nur möglich, auf dem wir eben deshalb, wenn auch von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her, oft und gern zusammentrafen, die Historie! Ich wollte Sie schon früher an das Mittelalter erinnern, als die Zeit, in der, allgemeiner Annahme nach, die symbolische, über das Bild hinausgreifende Auffassung die Oberhand zu haben scheint. Gleich einem Stoiker des Altertums, aber ganz im Geiste dieses Mittelalters proklamiert Dante Poesie, wie Kunst überhaupt als eine Art symbolischer Sprache für eine höhere, den Sinnen nicht zugängliche Wahrheit.

K.: Zugegeben. Wie triumphiert aber der Künstler in ihm über seine Theorie! Ich erinnere mich recht wohl seiner Kanzone, deren Worte: chi pinge figura, se non può esser lei, non la può porre, mir ganz aus einer Künstlerseele herausgesprochen erscheinen. Liegt da nicht der Schlüssel zu dem, wovon wir sprachen, daß Impression und persönlicher Ausdruck nicht zu trennen, Scheidung in Inhalt und Form ein Schemen aus der „Laienästhetik" ist?

L.: Täuschen Sie sich aber nicht darüber, daß dies eine moderne Deutung ist, der Dante schwerlich Beifall zollen würde; auch seine berühmte Aussage über den neuen Stil im Purgatorio ist ja nicht im modernen Goetheschen Sinne zu verstehen. Er hat seine Meinung, die eines echten Scholastikers, im Kommentar zu jener Kanzone auch ganz klar ausgesprochen. Aber gerade dieser Convito, die merkwürdigste Postille eines großen Dichters zu seinen eigenen Werken, scheint allerdings zu beweisen, wie die „Laienästhetik" (die in diesem Falle allerdings die der Kirche ist) den Künstler zwingt, sich selbst zu verleugnen. Hat man nicht die großen Fenstergemälde der gotischen Dome mit Recht gemalte Predigten genannt? Überwuchert und meistert nicht das Spruchband mit seinen dogmatischen und moralischen Ansprüchen förmlich das Bild?

K.: Und doch läßt es sich im Grunde so wenig meistern, wie in Dante selbst der Poet, fast möchte man sagen wider Willen, das Feld behauptet. Wie oft habe ich in französischen Kathedralen an das alles denken müssen! Selbst mit bewaffnetem Auge vermag man kaum diese erbaulichen Sprüche, ja die frommen Bilder selbst an diesen himmelhohen Glastapeten zu erkennen. Mußten nicht in der Zeit, da sie entstanden, diese gemalten Predigten eigentlich ihren Zweck verfehlen? Die Leute hätten ja die Augen des alten Lynkeus haben müssen. Wahrhaftig, ich muß die Selbstverleugnung dieser alten Mönchskünstler bewundern; sie waren darin nicht weniger groß als die griechischen Bildhauer, die die Rückseiten ihrer Giebelfiguren, die doch kein Mensch mehr zu Gesichte bekam, so sorgfältig ausführten wie die Vorderseiten. Aber was Selbstverleugnung! Bildet der Künstler nicht zuerst und zuletzt für sich selbst, nicht fürs Publikum? Tut er es sich nicht selbst vor allem genug, so muß er ja seinem eigensten Wesen untreu, ein Schelm werden. Sie zucken die Achseln; nun, mit Ihren gewissen Sozialtheorien haben Sie mich oft genug geärgert. Aber lassen wir das und sagen Sie mir, was bleibt denn von Ihren gemalten Predigten im Grunde übrig für alle, die nicht Teleskop-Augen haben — doch wohl der mächtige dekorative Eindruck, das entzückend herbe Linienspiel dieser kolossalen transparenten Teppiche, und das ist doch sicher etwas rein Künstlerisches? Im Dante hat der Scholastiker den Poeten doch nicht erschlagen können, weil er mit seiner eigenen Person, mit seinem Haß und seiner Liebe in seiner Figur drinnen steckt, und darum behaupte ich, seinen Kommentaren — die ich übrigens nie habe lesen mögen — und aller Philologie, meinetwegen auch der Grammatik zum Trotz, meine Auslegung, ob sie nun modern ist oder nicht. Ich habe auch nie verstanden, wie man an der Realität der Beatrice hat zweifeln können; ein echteres Jünglingsbuch als die Vita nuova, gerade in ihrer idealischen Überspannung, gibt es ja gar nicht.

L.: Nun, Sie wissen, daß ich in der Bewunderung dieses „goldenen Büchleins" mit Ihnen eines Sinnes bin. Aber lassen Sie uns noch einmal auf unser Porträtthema zurückkommen. Auch dem Zeitalter Dantes pflegt man ja das Porträt, wenigstens wie wir es verstehen, abzusprechen; ich weiß doch nicht, ob zu Recht.

K.: Ich gestehe, daß mich die Kunst des Mittelalters — trotz meiner Ihnen wohlbekannten historischen Velleitäten — immer lediglich von ihrer dekorativ-künstlerischen Seite her interessiert hat, also im selben modernen Sinne, den Sie in meiner Auslegung Dantes finden. Und ich bilde mir dennoch ein, daß sie besser ist als die der vielen Myopse, die an der Commedia herumgeschnoppert haben! Was ich indessen aus dem Mittelalter an sogenannten Porträts zu sehen bekommen habe, auf Siegeln etwa oder in Abbildungen von Handschriften, das war mir häufig zugänglich und erfreulich durch die feine künstlerische Linie, aber Porträts, wenigstens was wir darunter verstehen, schienen mir nicht darunter zu sein. Sie müßten denn Anweisungen auf die Phantasie des Beschauers sein (um Ihren Ausdruck zu gebrauchen), der sie erst aus seiner individuellen Erfahrung auszufüllen hat. Aus einem solchen noch so vortrefflich stilisierten Kartenkönig einen lebendigen Menschen und Herrscher herauszulesen, ist allerdings keine Kleinigkeit.

L.: Macht Ihnen aber jetzt noch jedes Kind vor, wenn es darauf ankommt. Denken Sie nur an unser altes Beispiel vom Steckenpferd und der Puppe. Ist das nicht ein ganz ähnlicher seelischer Vorgang?

K.: Ich kann Ihnen nicht widersprechen. Aber ich sehe nicht, wo Sie hinaus wollen.

L.: Pazienza! Lassen Sie mich weiter sokratisieren. Ereignet sich nicht, was unser Philosoph den Prozeß der Entbildung nennt, auch im Laufe dieses „Mittelalters"? Der Kartenkönig, wie Sie wenig respektvoll zu sagen beliebten, genügt auf die Dauer eben nicht, man beginnt ihn ganz leise zu individualisieren, der lebendigen Erscheinung anzunähern, um das Symbol, das Leben, das sonst zu entfliehen droht, festzuhalten. Dabei laufen denn ganz seltsame Sachen unter, wie in Italien, das sich stets nach seiner glorreichen antiken Vergangenheit zurücksehnt, so zum Exempel, wenn Friedrich II. oder die Freunde Petrarcas, die Carraresen von Padua, sich hinter römischen Masken verstecken, die dem Kostüm ihrer Zeit so wenig entsprachen als ihrer individuellen Erscheinung.

K.: Was auf die Thorwaldsenzeit gleichfalls anwendbar wäre.

L.: Ganz richtig, und wer bürgt dafür, daß sich das Gleiche nicht morgen wiederholt. Wir scheinen auf dem besten Wege dahin. Aber von diesen Zwischenspielen wollte ich nicht sprechen. Gerade Petrarca weist uns ja schon in das neue Jahrhundert hinüber, in dem das realistische Bildnis ganz und unbezweifelbar da ist — daß ihm manche Eierschale hängen geblieben ist, tut nichts zur Sache. Vor einem flandrischen Porträt oder einer Quattrocentobüste braucht der Beschauer ja tatsächlich kaum mehr eine Phantasieanleihe zu machen; der Künstler hat ihm vollständig das Heft aus der Hand genommen. Was früher ein populäres und primitives Verhalten im Kunstwerke suchte und fand: das unmittelbare Leben — erinnern Sie sich übrigens, wie Giulio Romano noch im „Wintermärchen" Shakespeares zu einer Märchenfigur wird? — das stellt jetzt ein Kapitel naturalistischer Künstlertheorie vor, die das Bildwerk am liebsten bis zu jenen äußersten Grenzen führen möchte, wo die Kunst aufzuhören scheint.

K.: Ich errate, woran Sie denken, an jene Wachsplastik mit naturalistischer Bemalung, natürlichen Haaren und Stoffen; das Schreckgespenst, das die Ästhetik stets den Künstlern vor Augen stellt.

L.: Mag sie heute sein, was sie will, Panoptikumeffekt oder Friseurladenkunst, einerlei, sie hat eine höchst bedeutende Vergangenheit hinter sich: von den cerae der Römer, denen die romanischen Sprachen ja geradezu den Ausdruck für die Miene entlehnt haben, bis ins Empire, und die Biedermaierzeit, wo die demokratische Daguerreotypie dieser alten höfischen Kunst das Lebenslicht ausgeblasen hat. Und bedeutende Künstler, anonyme wie solche von Namen und Ruf, haben sich ihr zu widmen nicht verschmäht. In jedem Falle ist sie ein klares Zeugnis für das Bestreben, die Erscheinung so sinnenfällig als möglich hinzustellen, und für die Renaissance ist die plastische Modellierung, das rilievo, die Hauptsache!

K.: Es war mir immer sehr merkwürdig, wie Lionardo, der die Wirkungen vollen freien Sonnenlichts so gut gekannt und studiert hat wie nur ein Moderner, dessen Ausnützung in Praxis und Theorie auf das entschiedenste widerrät. Er will nichts davon wissen, weil es alle Details auflöst und die Gesichter flach wie Bretter macht.

L.: Mit dem, was ihm und seiner Zeit am Herzen lag, vertrug es sich auch nicht, und als wahrhaftiger Künstler, dem es mit seiner Sache Ernst war, konnte er auch gar nicht anders raten.

K.: Was die nachfolgenden Maler nicht abgehalten hat und auch nicht abhalten durfte, auf den Wegen, die er von ferne gezeigt hat, weiter zu gehen. Schließlich haben dann die Impressionisten die letzten Konsequenzen gezogen. Heute wandelt ja selbst die

Plastik schon auf diesen Pfaden, und so abenteuerlich die Versuche eines Trubetzkoi oder Medardo Rosso sich ausnehmen, sie haben zweifellos ihre ernste Seite.

L.: Und so hielten wir denn abermals bei unserem Cecil Rhodes, an dem Punkte, wo das Individuum, das die Renaissance in möglichst fest geschlossener Form zu überliefern trachtete, in Gefahr gerät, sich in das universelle Medium von Licht und Luft zu verflüchtigen. Der selige Bürgermeister Petersen in Hamburg hat recht gut gewußt, warum er sein von Liebermann gemaltes Bildnis hinter einem Vorhang verschwinden ließ.

K.: Halt, mein Freund, Sie verspüren, scheint mir, Lust, unter die „Kunstrichter" zu gehen.

L.: Mit nichten. Aber sagen Sie, hat es nicht wirklich den Anschein, als ob wir hier den Umschwung auf eine frühere Stufe mitmachten? Sollten wir einem neuen „Mittelalter" zutreiben? Seit dem Empire kracht ja die alte Gesellschaftsordnung Europas ohnehin in allen Fugen. Schon macht man uns mit einer neuen „Barbarei" bange, die über uns hereinbrechen könnte, wenn die in toller Hast ausgebeuteten Steinkohlenreviere der Erde erschöpft sein werden. Auch die Kunsttheorie treibt seltsame Blüten. Neulich habe ich den Ausspruch eines Wortführers der Modernen gelesen — irre ich nicht, so war es Schultze-Naumburg — der klipp und klar verkündete, ein Porträt brauche gar nicht „ähnlich" zu sein, und ein vielgelesener englischer Kunstkritiker bekennt ganz unverblümt, daß er an einer Statue ohne Kopf diesen nur selten vermisse, ja daß ihn dieser als »over-expression« s t ö r e.

K.: Ich kann Ihnen wieder mit einem Histörchen aufwarten, das vielleicht Wasser auf Ihre Mühlen leitet. Vor einiger Zeit hatte ein reicher Yankee bei einem in Paris lebenden Schweizer Maler das Bildnis seiner Frau bestellt und es dann zurückgewiesen, weil es ihm zu wenig „ähnlich" erschien. Es kam zum Prozeß. Wissen Sie, was die beiden als Sachverständige berufenen Porträtisten, beide Maler von Ruf, ausgesagt haben? Sie kamen zu demselben Schluß, zu dem wir vielleicht auch gelangt wären — daß eine von zehn Malern dargestellte Person zehn Porträte erhalten würde, die untereinander sämtlich verschieden wären und doch, nämlich vom Standpunkte des Künstlers aus, dem Modell in irgend einer Weise glichen. So gaben sie eigentlich die sehr bemerkenswerte Definition, die wir auch schon im Laufe unseres Gesprächs gestreift haben, daß die Ähnlichkeit in der künstlerischen Interpretation des Individuellen liegt. Daß man dieses Urteil in der Stadt der Blagueurs weidlich glossiert hat, können Sie sich denken.

L.: Zweischneidig ist die Sache immerhin, denn jeder Stümper hätte dann ein leichtes Spiel, sich auf diesen Canon auszureden, auf seine „Individualität" zu pochen, wenn sie auch, künstlerisch genommen, gar nicht vorhanden ist! Wer kann es auch schließlich den Leuten verdenken, wenn sie für ihr gutes Geld das verlangen, was ihnen eben zuerst am Herzen liegt? Schultzes Satz ist indessen kein so albernes Paradoxon, wie es beim ersten Hören scheinen will. Es ist das Künstlerprogramm in radikalster Form, und um dessen Gegensatz zur Laienästhetik dreht sich eben die ganze Geschichte. Aber lassen Sie uns zusehen. Kommt da nicht der alte banale Satz, daß die Extreme sich berühren, zur Geltung? Halten wir damit nicht doch am Ende beim alten, konventionellen Porträt, das der Beschauer aus seiner Phantasie zur Individualität ergänzen muß? Denken Sie an die Augen unseres Sir Cecil! Beginnt damit nicht etwa der Lauf der Kunst von vorn und von neuem, im Sinne jener Spirale, unter der sich Goethe den Lauf aller Entwicklung versinnbildete? Le Temps revient, war die Devise Lorenzos des Prächtigen.

K.: Davon haben wir schon öfter geredet. Sie wissen jedoch, daß ich Ihren Ansichten von der ewigen Wiederkunft stets skeptisch gegenübergestanden bin. Sosehr ich mit Neigung und Anteil den Verlauf der alten Kunst verfolge und ihn gerne im Spiegelbilde der neuen sehe, so sehr widerstrebt mir die Formulierung historischer Gesetze, worauf es ja doch schließlich hinauszulaufen droht.

L.: Da verstehen Sie mich doch falsch, denk ich. Typen der Anschauung sind keine abstrakten Gesetze, wie sie die Naturwissenschaft statuiert und die „Entwicklung der Kunst" scheint mir schon seit langem, falls im naturwissenschaftlichen Sinn gefaßt, eine recht unklare und bedenkliche Begriffsanleihe. Auch das Blatt, das im Frühjahr an derselben Stelle aufsprießt wie sein Vorgänger, unterscheidet sich von diesem gerade dadurch, daß es ihn als Vorgänger hat. Mich interessiert dieses konkrete Blatt vor meinem Fenster, nicht das Blatt in abstracto, das ganz andere Gedankenreihen anregt. Das individuelle Ereignis gehört der Historie an, und wenn ich sage, das Mittelalter beginne wieder ab ovo, so möchte ich das eben im goetheschen Sinne verstanden wissen, daß es auf einer höheren Spiralwindung beginnt, bildlich gesprochen, wobei eben die darunter liegende Windung mitgedacht ist. Sie selbst haben einmal, glaube ich, den mittelalterlichen Menschen mit einem Kinde verglichen, das zu zeichnen beginnt; es ist aber eben nicht das Kind eines primitiven Stammes in unberührter Wildnis, sondern das einer vorgeschrittenen Kultur, dem Erwachsene, mit einem Fonds lang zurückreichender Traditionen, ratend, wenn auch nicht immer fördernd zur Seite stehen. Und darum hat dieses sogenannte Mittelalter ja ein so seltsam altjunges Gesicht, wie ein Spätling aus einer bejahrten Ehe.

K.: Aber auch bei den Griechen hat doch das Porträt als eine Anweisung auf den Beschauer, wie Sie sagen, begonnen? Oder vielmehr, ist das typische Porträt aus Gründen eines national-politischen Ethos, dem wir kaum mehr beizukommen vermögen, nicht von ihnen in einer ganz merkwürdigen Steigerung festgehalten worden? Es scheint mir doch richtig zu sein, daß nahezu alle Porträte ihrer berühmten Männer, die auf uns gekommen sind, gewissermaßen heroisiert und historisiert, nämlich im Sinne ihrer Geschichtschreibung, erscheinen.

L.: Ja, wie sie überhaupt die Ahnherren des Typischen und Formalen auch in der Wissenschaft sind. Wir alle laborieren im Grunde noch an der Ideenlehre Platos, an der aristotelischen Logik, der euklidischen Geometrie, der alexandrinischen Grammatik, alle Erzeugnisse einer wundervoll ausgebildeten geistigen Technik, gegen die man aber jetzt, auf allen diesen Gebieten, die ganz anders, anschaulich und genetisch orientierte Geistesarbeit des indischen Volkes ins Feld führt. Zum mindesten wird versichert, daß die historische Sprachwissenschaft, wie sie sich im vergangenen Jahrhundert entwickelt hat, den entscheidenden Anstoß aus der Lehre der Hindus erhalten hat.

K.: Ex oriente lux, ja, das ist ein altes Gleichnis. Aber wie verschieden ist doch von jener hellenischen die echte römische Porträtplastik, die mit dem Quattrocento zu wetteifern scheint. Ich habe im vergangenen Frühjahr zum ersten Male die wundervolle Sammlung des Brauers Jacobsen in Kopenhagen kennen gelernt. Da steckt ja noch das ganze heutige Volk Italiens drinnen! Ich freute mich unbändig, die wohlbekannten Volkstypen, Pulcinell und Arlechin, den kümmerlichen Nobile aus irgend einem verschollenen Nest, oder den Cicerone, der mich einmal in Siena bis aufs Blut gepeinigt hat, aber auch manche würdige und wackere Figur wieder zu finden.

L.: Und doch müssen die Griechen auch hier präludiert haben. Im Lucian steht eine merkwürdige Anekdote von irgend einem alten Condottiere der Korinther, dessen Statue von einem Künstler Demetrios herrührte, in dem Donatello vermutlich einen Geistesverwandten begrüßt hätte. Es ist kurios, daß das Volk dieses offenbar sehr realistische Bildnis von einem Dämon besessen glaubte; der alte Krieger sollte nämlich nächtlicherweile allerhand gespenstischen Unfug in den Straßen treiben, die Leute erschrecken, sich aber gelegentlich auch wohltätig und hilfreich erweisen. Auch im mittelalterlichen Byzanz rumort es überall, wo antike Statuen stehen; da mischt sich gewiß schon das christliche Grauen vor dem Götzenbild mit ein. Aber hier wie dort steckt doch wohl im Grunde die alte Volksmeinung vom dämonischen Leben des Kunstwerkes, das zu Dädalus Zeiten gefesselt werden mußte, und die einem besonders realistischen Bilde gegenüber in Gespensterfurcht ausartete. Es ist in äußerstem Grade die naive Empfindung des Terribile, Sie kennen ja diesen drastischen Atelierausdruck der Italiener.

K.: Nicht zu vergessen der Magie des menschlichen Abbilds, die wohl heute noch ab und zu betrieben werden dürfte. Oder des Glaubens der Muselmänner, daß das Bild am jüngsten Tage seine Seele vom Bildner fordere. Eine schöne Perspektive übrigens für diejenigen, so sich hienieden im Porträtfach versündigt haben! Aber ich wollte schon längst eine Bemerkung machen. Sie wissen, daß ich von meinem seligen Vater, einem leidenschaftlichen Münzfreund, eine ganz hübsche Sammlung ererbt habe, die ich teils aus Pietät, teils aus eigenem früh an diesem niedlichen Palisanderschränkchen erwachten Interesse, auf meine Weise zu vermehren nicht unterließ. Da ist mir oft aufgefallen, wie zäh und ausdauernd die Münzen des griechischen Orients am schematischen und symbolischen Porträt hängen. Von dem Staatsgeld der Ptolemäer und Seleukiden durch die Prägungen der Parther bis zu den Sassaniden herab, also in einem fast tausendjährigen Zeitraum, stößt man niemals auf ein richtiges Menschenbild. Es sind lauter Symbole, gekrönte Schemen!

L.: Das kurioseste der Art dürften wohl die römischen Imperatoren im hieratischen Stil Altägyptens auf gewissen späten Tempelgemälden sein; so ungefähr mag man sich die offizielle Kunst im Philosophenstaat Platos vorstellen. Das ist beileibe kein schlechter Spaß, er hat uns ja selbst gesagt, woran sein Herz hing, und die Neigung, die Kunst, in feste unveränderliche Formeln, die berühmten „Stilgesetze" und so weiter, einzuzwängen, hat sich ja auf fast alle Philosophen und Ästhetiker nach ihm vererbt. In dem Punkte sind sie übrigens tutti quanti „Publikum", nach unserem Begriff — Verzeihung indessen, daß ich Sie unterbrochen habe!

K.: Das Allerauffallendste war mir aber doch stets, wie nach den Münzreihen der römischen Kaiser des III. Jahrhunderts, mit ihrem höchst derben, wenn auch etwas konventionellen und offiziösen Naturalismus, seit den Konstantinern ein ganz neues Schema hervorspringt. Ein sehr feiner und aristokratischer Typus zwar, namentlich im Vergleiche mit jenen stoppligen Soldatenschädeln der Vorgänger, aber doch augenscheinlich ein Typus, wenn er auch irgendwie persönliche Züge Konstantins des Großen festhalten sollte und der von ihm doch nur wenig variiert auf seine Nachfolger übergeht — geradeso wie der heroisierte Alexanderkopf auf die Diadochen.

L.: Und ein Zusammenhang mit diesem dürfte sogar vorhanden sein; wenigstens erinnere ich mich, daß die späte Antike einen ganz merkwürdigen Alexanderkultus getrieben hat.

K.: Nun, haben Sie auch dafür eine Erklärung in petto? Jedenfalls verschwindet von da ab das individuelle Porträt von den Münzen, und ich wüßte nicht, daß es vor der Renaissance wieder zutage träte.

L.: Sie muten mir allzuviel zu. In jeder Weise liegt hier ein merkwürdiges, aber auch höchst schwieriges Problem vor, wie denn die späte Antike überhaupt eines der dunkelsten, aber auch interessantesten Kapitel ist. Ich habe oft darüber nachgedacht, ohne zu einiger Klarheit zu gelangen, und erinnere mich mancher Unterredung mit einem erst unlängst vorzeitig abgeschiedenen Freunde — Sie haben den Trefflichen ja selbst gekannt und immer hochgeschätzt, wenn Sie auch seinen nicht leicht zugänglichen Gedankenbahnen selten sich anzubequemen im stande waren. Er hat die Ansicht vertreten, und mit seinem großen Wissen und seinem durchdringenden Scharfsinn auch wohl zu begründen gewußt, daß man der späten Antike von dem uns eingepflanzten klassizistischen Standpunkt aus niemals gerecht werden könne. Sie verlange ihren eigenen Maßstab wie das Barokko — eigentlich eine selbstverständliche Sache! Habe sie doch nicht nur auf geistigem Felde die erstaunlichste Arbeit geleistet — bei den konservativen Nachzüglern der Antike sei diese freilich nicht zu finden, wohl aber in der Literatur der Zukunft, der christlichen! Wie sie ferner große baukünstlerische Gedanken zu Ende gedacht hat, so war sie — suchte er uns in seiner liebenswürdig eindringenden Weise zu überzeugen — auch den letzten und feinsten künstlerischen Wirkungen hingegeben, das Malerische auch im plastischen Kunstwerk bis zur äußersten Konsequenz verfolgend, und darum im Widerspruch, ja in offener Auflehnung gegen die Formensprache der vorausgehenden „klassischen" Zeit, — von der übrigens die berüchtigten „Stilgesetze" stammen, mit denen wir immer wieder molestiert werden. Fällt Ihnen da nicht Ihr vorausahnender Lionardo ein? Und sollten wir nicht in jener merkwürdigen Zeit fast ein Spiegelbild unserer eigenen sehen dürfen, in der ja auch seit der napoleonischen Autokratie mit ihrem revolutionären Ursprung, alles zur Auflösung alter Formen, zur Bildung neuer, noch unbestimmter zu drängen scheint? Erinnert doch selbst die gewalttätige Art, mit der Konstantin, der Fortsetzer des großen Organisators Diokletian, seine neue Residenz am Bosporus zu einem kolossalen Museum alter Kunst gemacht hat, an Napoleon und an sein europäisches Zentralmuseum im Louvre. Der plastische Naturalismus der altrömischen Periode mündet in Tendenzen aus, die das einzelne und Konkrete in allgemeine dekorative, illusionistische, malerische Formen auflösen. Ist dergleichen nicht etwa jetzt wieder — und nicht erst seit gestern — wirksam? Stehen wir nicht etwa auf demselben Punkte wie jene Alten? Ich mache nur das Fragezeichen und gehe nicht weiter, ich sehe Ihnen ja an, daß Sie mir wieder den geläufigen Vorwurf der Ideologie machen wollen.

K.: Und so kommen wir immer wieder, wie der im Nebel verirrte Heidewanderer, auf Cecil Rhodes — nicht wahr? Aber wie wollen Sie sich das alles zurechtschneidern? Ich für meine Person komme einmal von meinem anerzogenen Klassizismus nicht los und gestehe, daß ich mich jenen Dingen gegenüber von dem Aperçu des Verfalls kaum recht freimachen kann.

L.: Nun, und bezeichnet sich unsere Modernste nicht selbst gelegentlich, nach Geusenart, als Dekadenze? Aber Sie locken mich ja förmlich wie eine Armida in den Irrgarten geschichtsphilosophischer Spekulation! Hüten Sie sich, ich habe mein Pulver noch nicht ganz verschossen! Das echte alte Griechentum ist ja auch nur eine Oase, eine Insel der Seligen, wenn Sie wollen, ein verlorenes Paradies — ich verstehe den Zauber des

„Klassischen" und erliege ihm selbst. Aber auch in diesem Paradiese fehlte die Schlange nicht. Ich glaube im Ernst, daß seit Plato, diesem mächtigsten und verhängnisvollsten Geistestyrannen, den es je gegeben hat, der Zug zum Spiritualismus, zur Entwertung des Sinnlichen, Körperlichen, Individuellen und zur ungeheuerlichsten Hypostase des Begrifflichen nicht mehr zu verwinden ist. Und diese innerliche Entzweiung mußte ja schließlich dem antiken Wesen ein Ende machen, einem Zustande, der nicht dauern konnte. Lebten doch die Griechen wie auf einem winzigen Eiland, das der ungeheure Ozean von Barbaren und Orientalen von allen Seiten umbrandete. Die echten alten Hellenen hatten auch das deutlichste Gefühl davon. Nicht umsonst war bei den Kolonisten Unteritaliens jene seltsame und rührende Sage im Schwange, daß die Bewohner Pästums einmal im Jahre mit Trauern und Klagen ihres verstorbenen Hellenentums gedächten. Die alte Polis wußte sehr gut, daß ihre gefährlichste Feindin die Spekulation ihrer Philosophen sei. Des Sokrates Rächer waren aber der göttliche Plato und seine Bundesgenossen: eben die Orientalen mit allen ihren mystischen Spekulationen, zuletzt der siegreichsten von allen, dem Christentum, und von einer andern Seite her die bildlosen Barbaren — bei einem alten Schriftsteller, irre ich nicht dem Diodor, steht schon, daß den Galliern die griechischen Götterbilder lächerlich vorkamen. So ist die Antike wirklich von innen heraus an sich selbst zu grunde gegangen. Lesen Sie einmal in den Geschichtschreibern der Kaiserzeit die beiden höchst merkwürdigen Biographien des semitischen Dekadenten Heliogabal mit seinen perversen und raffinierten Künstlerneigungen, und des germanischen Naturburschen Maximinus. Von oben und von unten her drangen diese neuen Mächte gegen das alte konservative Patriziat der Mitte an und hatten leichtes Spiel, es zu überwinden, so wacker und ehrenfest, aber nach rückwärts gewendet, senil und impotent wie es längst war. Die Literatur der letzten Heiden gibt ja ein Exempel davon. Und die neue fruchtbare Kunst der Zukunft, ich denke, in diesem Umkreis dürfen wir sie auch nicht suchen. Im Dienste einer neuen Weltauffassung, die bald in der Staatsreligion gipfelte, hatte sie ihre Aufgaben zu lösen, und daß diese nicht auf der Seite des Individuellen, auch nicht des alten Ideals plastischer Menschlichkeit zu finden sein konnten, liegt auf der Hand.

K.: Nun, und heute? Denn da wollen Sie ja doch hinaus, mein Bester!

L.: Heute? Nun steht nicht einem aufs höchste gesteigerten Subjektivismus, Phänomenalismus und wie viel Ismen Sie sonst noch wollen, das Streben der Kunst nach Erfassung der feinsten und flüchtigsten Impression wohl zur Seite? Hat sie uns nicht eine Art des Schauens nahe gebracht, die man früher entweder nicht kannte oder als Abweg empfunden hat? Und sehen wir zu, ob die Entzweiung nicht auch da vorhanden ist. Scheint nicht die schrankenlose Expansion des Individuums in das Gegenteil, in seine totale Entwertung umzuschlagen? Und steht nicht neben der Forderung nach völligem Ausleben der Individualität drohend und unversöhnlich die andere soziale, die den einzelnen, auch Höchstbegabten, am liebsten als Produkt der Gesamtheit erkennen und danach einschätzen will? Verkündet man nicht, daß das Ich unrettbar, die Menschheit ein Polypenstock sei, einen Gedanken, den übrigens schon der alte tiefblickende Lichtenberg hingeworfen hat?

K.: Icare, Icare, kehre zur Erde zurück!

L.: Sie haben den Wolf gerufen, und er ist gekommen. Aber noch habe ich meinen letzten Trumpf nicht ausgespielt. Haben Sie nicht selbst, Schätzbarster, ja, Sie selbst, als Künstler, ein Bekenntnis über das Schicksal der modernen Kunst abgelegt?

K.: Bei Gott, daß ich nicht wüßte . . .

L.: Nun gut, lassen Sie uns einen Blick in Ihren Salotto da nebenan werfen, den Sie im vorigen Jahr so schön und sinnvoll alfresko gemalt haben.

K.: Haha, ja so meinen Sie's! Die Frau im blühenden Garten, über deren ornamentalen Unterleib Sie immer Ihr weises Haupt geschüttelt und stachlige Bemerkungen gemacht haben! Die vergesse ich Ihnen nun sobald nicht.

L.: Schon gut, und was ist's mit dieser Dame, die sich in ihrer oberen Hälfte in anmutiger Körperlichkeit präsentiert, indes ihre untere, statt solid auf dieser festen Erde zu wandeln, mit ihrem wallenden Kleide in ein flächenhaftes Ornament sich verliert? Ist das nicht ein Symbol der modernen Kunst mit ihrer inneren Zwiespältigkeit?

K.: Es lebe die literarische Deutung! — Neu ist mir das Kapitel gerade nicht. Aber wissen Sie, was ich mir wirklich dabei gedacht habe? Gar nichts, das heißt gedacht in Ihrem Sinn. Gedankenlos hoffe ich aber doch nicht dabei gewesen zu sein; Sie müssen meiner an dieser blühenden Erde haftenden Banausenart schon etwas zugute halten. Mich reizte es unwiderstehlich, das Gewand dieser sehr realen Frauengestalt — ihr Urbild guckt übrigens gerade bei der Tür herein — das „tausendfache Echo der Gestalt", in bewegten Linien ausschwingen zu lassen, und so die Figur in die Landschaft hinüberzuführen, die rein dekorativ gedacht ist, wie Sie sehen, als anmutiger Ausblick aus diesem Raume, in dem wir manche vergnügte Stunde miteinander verlebt haben.

L.: Ich beuge mich in Ehrfurcht vor der Hausfrau, als dem genius loci. Sie aber sollen recht behalten, liebster Freund, es war ja nur eine Gleichnisrede, wie wir deren heut so viele geführt haben. Wer wollte auch den Künstler, der auf seinem Standpunkt immer recht hat, beiseite schieben wollen!

K.: Bravo, das war ein gutes Wort zur rechten Zeit, denn Sie waren schon bedenklich daran, gleich dem armen, von uns so gröblich behandelten Publikum und seiner „Laienästhetik" sich durch das Bild „hindurch zu denken". Nun lassen Sie uns aber zu Tische gehen, ich wenigstens verspüre nach diesem Gedankenturnen einen recht herzhaften irdischen Hunger.

L.: Wohl gesprochen, und beeilen wir uns, der genius loci könnte sonst ungeduldig werden.

Nota. Die Zeichnung von Menpes ist im XXII. Bande des „Studio" (1901) reproduziert. Der Aufsatz von Heinrich Gomperz, „Über einige psychologische Voraussetzungen der naturalistischen Kunst", ist in der „Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung", 1905, Nr. 160, 161, erschienen.

Aus dem Schauspiel „Hagith".

Von Felix Dörmann.

Inhalt: Der alte König klammert sich an das Leben und an den Thron; er will seinem Sohn, der sich voll Ehrgeiz in tatenloser Sehnsucht verzehrt, nicht die Möglichkeit vergönnen, sich tatkräftig zu entfalten. Als es mit dem alten König allem Anschein nach zu Ende geht, wird sein Sohn vom Hohepriester, der den Thron nicht eine Stunde

unbesetzt wissen will, zum Nachfolger gesalbt; zugleich aber soll ein letztes, verzweifeltes Mittel angewendet werden, um das Leben des greisen Königs vielleicht doch noch zu retten: man will dem Sterbenden ein junges Mädchen, Hagith, zuführen. Der König ist einverstanden und erwartet von dieser sinnlich-übersinnlichen Opferung seine volle Genesung. Nach einer heftigen Szene mit seinem Sohn, dem er mißtrauisch vorwirft, daß er ja doch nur auf seinen Tod warte, bleibt er mit dem Mädchen allein, das ahnungslos gekommen ist, nicht wissend, welches Schicksal ihrer harrt. Sie glaubt, zum jungen König berufen worden zu sein, den sie liebt. Zu spät erkennt sie, für wen sie bestimmt ist, aber jede Flucht ist ausgeschlossen. Der junge König ist wehrlos und verbannt; der Hohepriester bereitet ihre Übergabe vor, von welcher nur noch der greise Arzt und ein alter Diener wissen...

Der Hohepriester — Hagith — der junge König sind anwesend, als der alte König, vom Arzt gestützt, auf der Terrasse des Hintergrundes erscheint. Hagith flüchtet beim Erscheinen des alten Königs in den Schatten einer der Säulen, die das dunkle Gewölbe tragen, welches das Schlafgemach des alten Königs darstellt und im orientalischen Prunk einer ganz frühen Zeit ausgeschmückt erscheint. In metallenen Becken brennen blaue Flammen, auf einem schwarzen Marmorblock liegt der funkelnde Kronreif. Ein niedriges Gestell, von Fellen und Seidendecken umkleidet, dient als Lager.

Der alte König: Mein Hoherpriester, daß du endlich kamst!
Und mit dem Neugesalbten Hand in Hand!
Ein würdiges Paar, das Alter und die Jugend
Ringt keuchend um den Preis der Niedrigkeit!
Das Bündnis kommt zu früh — ihr seht — ich lebe —

Der Hohepriester: Dem Höchsten Dank, wenn er dich uns erhielt!
Und Dank für jeden Tag, den er dir schenkt!
Nicht auf die heilige Höhe deines Thrones,
Zur Seite nur stellt ich den Knaben dir,
Daß er im Strahle deiner Sonne reife —

Der alte König: Du drehst die Worte schlau, wie du sie brauchst!
Und drehst die Taten noch, wenn's irgend geht.
Mich wirst du doch nicht täuschen, du nicht, er nicht,
Ich bin ja doch noch schlauer als ihr Zwei.

Der Hohepriester: Du weißt, was wir bereitet für Dein Heil?
Und die Erleuchtung, die mir Gott gewährt?...

Der alte König: (Zum jungen König.) In deine Kammer geh' und rüste dich!
Die Wachen sind verständigt und bereit,
Erfahren will ich noch in dieser Stunde,
Daß der Gesalbte meine Stadt verließ.

Der Hohepriester: Ihr sendet ihn?

Der alte König: Bin ich der König — oder

Der Hohepriester: Wie du befiehlst — — —
(Handbewegung des alten Königs, der junge König geht. Hagith will mit hinausschlüpfen, der Hohepriester hält sie am Handgelenk fest.)

Der Hohepriester: Du folgst ihm nicht, du bleibst!

Der alte König: Helft mir hinunter jetzt. Mir will's erscheinen,
Als krallte sich die Nacht mit Leichenfingern
In mein Gebein. — Ging er auch wirklich fort?
Seht nach, ob er nicht lauscht, er soll's nicht seh'n,
Wenn mir die Kraft versagt.

(Arzt führt ihn zum Lager.)

Der Hohepriester: Die Kraft ist dein.
Von dieser Stunde wieder dein — und ich,
Den du so schwer gekränkt, ich bin es, der —

Der alte König: Ich weiß, ich weiß — sieh' lieber vor die Tür
Wo dieses Mädchen bleibt?

(Der Hohepriester will Hagith zu ihm führen.)

Hagith: (Schaudernd.) Laß' mich davon!

Der alte König: Wer sprach jetzt hier?

Der Hohepriester: Das Mädchen ist gekommen.

Der alte König: Führt mir sie vor!

Hagith: Was wollt ihr denn von mir? —

Der Hohepriester: Komm, Hagith, laß' dich führen, sieh', dein König —

Hagith: Sagt mir zuerst, weshalb ihr mich berufen! —
Nein, sagt es lieber nicht, ich will's nicht wissen —
Nur fort von hier —

(Flieht zur Tür.)

Der Hohepriester: Die Tore sind geschlossen,
Es ist umsonst, was immer du versuchst —

Hagith: Was wollt ihr denn von mir?

Der alte König: Sag' ihr, mein Priester,
Sag' ihr, was mich bedroht und was ihr König
Von ihr erhofft, sag' ihr — sie soll — ich will . . .
Es kehrt zurück, aus allen Winkeln kriecht's
Eiskalt und drohend, ich erstarre, Hilfe —

(Arzt um den König beschäftigt.)

Der Hohepriester: Ich preis dich, Hagith, und ich segne dich,
Du bist erwählt aus dieses Landes Töchtern —

Hagith: Sein Weib? — Ich will's nicht sein —

Der Hohepriester: Viel mehr als Weib.
Sein Leben legen wir in deine Hand,
Du wirst es hüten als dein höchstes Gut.
Mit weichen Händen, blutbeseelt und warm,
Wirst du die starren Adern leise streicheln,
Sein müdes Herz, das stocken will, wirst du
Mit deines Atems Hauch zum Schlage treiben.

Hagith: Berühren soll ich ihn?

Der Hohepriester: Mehr als berühren!

Mit einem Mantel von lebendiger Glut,
Mit Haaren, Lippen, Händen ihn umschließen,
Hingebung jeder Atemzug —

Hagith: Erbarmen —

Der Hohepriester: Gesteinigt stirbst du, wenn du dich versagst.

Hagith: (Bricht stöhnend zusammen.)

Der alte König: (richtet sich langsam auf.) Habt ihr mir nicht gesagt,
das Mädchen kam?

Der Hohepriester: Hier liegt sie, Herr, ergeben dir zu Füßen.

Der alte König: Wohlan, dann geh' und sammle deine Priester,
Sie mögen beten mit erhob'nen Armen
So lange nur ein Stern am Himmel steht.
Und Feuer sollen steigen vom Altar,
Gewürzt mit Sandelholz und edlem Öl.
Und was an Tieren noch der Tempel birgt,
Verblute heut. — Geheiligt sei die Nacht
Vor Gottes Angesicht, in der wir neu
Das Leben fesseln und zurückerobern,
Einhalt gebietend uns'rer Feindin Zeit.
(Er winkt Arzt und Priester, zu gehen. Pause.)

Der alte König: Wo bleibst du, Mädchen? Warum zögerst du?
Die Nacht rückt weiter und die Kälte steigt,
Lass' deiner Liebe warme Quellen strömen
Und spüle mir hinweg des Alters Qual.
Hörst du mich nicht? — Wo bist du, Mädchen, komm!

Hagith: (Von fern.) Hier bin ich, Herr.

Der alte König: So fern? Bannt dich die Furcht?
Wirf sie von dir, mein Kind, komm frei heran,
Du bist jetzt mächtiger als ich, dein König —
Ein Bettler bin ich, der Almosen heischt
Von einer Reichen, die verschenken kann
Geheimnisvoller Kraft köstlichstes Gut.

Hagith: Ich will Euch gern' zu Willen sein, wenn Ihr . . .
Mein Blut, mein Leben, meine Jugend sei . . .
Ich will Euch alles, alles, selig weih'n . . .

Der alte König: Was also zögerst du — ich harre deiner —
Sehnsüchtiger als . . . .

Hagith: Mein großer, großer König,
Hinbreiten möcht' ich stammelnd eine Bitte . . . .

Der alte König: Es kann nichts Kleines sein in dieser Stunde,
Die einen König gab in deine Hand —
Doch sei es, was es sei, es wird geschehen,
Wenn Kraft nicht kraftlos, Macht nicht machtlos ist
Vor deiner Bitte wuchtender Gewalt.

Hagith: Verlaßt den Thron! Kommt mit mir in die Berge!
Kommt in die Berge, wo die süßen Wasser
Die grünen Gärten tränken, uns zur Lust,
Ihr habt so viel getan, so große Dinge,
Ihr dürft jetzt endlich ruh'n . . .

Der alte König: Verfluchtes Weib,
Kommst du mir auch damit! — das ist die Bitte?
Mit ihm bist du im Bund? Von ihm gesandt?
Nie wird das sein! So lang' ich lebe, nie!
Nutzlos verschwendet ist da jedes Wort.
Oh, ich durchschau dich ganz! Gemeiner Sinn
Und gier'ge Habsucht lenken deine Zunge.
Wohlan, heraus damit, sag' mir den Preis,
Den er dir zahlt, die Stund' ist schlau gewählt,
Verdoppeln will ich gern', und Weib bleibt Weib.

Hagith: Ich hab' ihn lieb, den jungen König, lieb.
Sein Glück will ich erkämpfen und auch deines.

Der alte König: Mein Glück? Willst du mich höhnen, kleine Viper,
Scherzhaft einträufeln dein verdammtes Gift?
Mein Glück sagst du? — und willst von mir erreichen —

Hagith: Daß deine blinden Augen endlich sehen,
Was dir und ihm und allen einzig frommt:
Der späten Tage gold'nen Abendglanz
Sollst du, befreit von deiner Krone Last,
Mit sel'gem Sinnen träumerisch genießen,
Von sanfter Freuden süßem Hauch verklärt
Und von des Sohnes Liebe eingewiegt,
Der einen Vater fand für einen Feind.
Wie einer Wolke schwerer Riesenschatten,
Der kalte Nacht auf alle Blüten streut,
So stehst du zwischen ihm und seinem Glück.
Gönn' ihm das Licht, das er zum Leben braucht,
Lass' ihn zu Macht und Herrlichkeit gelangen,
In seiner Jugend Kraft und Tatenfreude,
So lang sein Herz noch vor Begierde klopft
Und sonnenaufwärts seine Schwingen dehnt —
Und nicht als alten Mann, der abwärts steigt,
Verbraucht und müde, eh' er noch begann,
(Der König lauscht in düsterem Brüten.)
Die Lenden lahm, das helle Aug' getrübt,
Von nie gestilltem Durst die Kehle fiebernd,
Das Hirn zerfressen, ausgehöhlt und faul
Von brütender Verzweiflung, irrer Sehnsucht
Nach einem Leben, das er nie gelebt,

Nie leben wird mehr, weil die Kraft dahin —
Und ungenützt im armen Tag verrann!

Der alte König: Hab ich's gekonnt, vollenden, was ich träumte?
Ich hab es nicht gekonnt, warum soll's er?
Ich kam zu spät hinauf, er soll es auch!
Soll ich nur Schemel sein für seine Größe!
Vorläufer ich, Vollender er allein —
Ich weiche nicht, mag zehnmal seine Jugend
Und mögt Ihr alle, alle meinen Thron
Verwünschen und umrütteln, ich steh' fest
Und trotze dir und ihm und einer Welt,
Wenn sie mir heulend auch entgegenstürzt.
Mir hat der Priester dich geweiht, nicht ihm!
Es ist dein Tod, wenn du dich länger weigerst.

Hagith: Ich sterbe, wohl, doch nicht allein, auch du!...
Und über unsere Leichen zieht er ein,
Der junge König in den jungen Tag.

Der alte König: Was drängst du dich und mich dem Tod entgegen,
Lockt dich das Leben nicht? Was lockt dich denn?
Lockt dich der Thron? Ich hebe dich empor!
Verlangst du Macht? Sie sollen vor dir zittern!
Willst du dich rächen? Hast du Feinde? — Blut
Soll durch das Land wie Purpurbäche fließen,
Ein Röcheln und ein Stöhnen Tag und Nacht
Soll dich umzittern, wenn du Qualen liebst...
Und willst du Gold? Hier sind die Schlüssel, nimm!
Die Kammern steh'n dir offen, wälze dich
Wie eine Trunkene im Schlamm, durch Gold,
An schimmernden Juwelen reiß dich blutig,
Und brich zusammen unter ihrer Last —
Nur eins verlange nicht, daß ich mich selbst
Hinunterstoßen soll —

Hagith: Komm in die Berge!
Dein will ich sein zum letzten Tropfen Blut,
Wie ein verkauftes Tier, kannst du mich schlachten,
Nur gib dein Königswort, gelobe —

Der alte König: Nein!
Ich könnt mein Wort dir geben und zerbrechen,
Wenn ich gerettet bin, und könnt dich töten,
Wenn ich gerettet bin, und könnt — — — doch anders
Kann ich es auch —
(Er ist der hochaufgerichteten Hagith näher geschlichen und faßt sie plötzlich.)
ich reiße dich an mich
Und hole kämpfend mir mein neues Leben.

Hagith: Du zwingst mich nicht!

Der alte König: Ich zwang noch jedes Weib.

Hagith: Mich aber nicht.

Der alte König: Ich halte, was ich halte.

(Sie ringen.)

Du ringst dich nicht hervor, es ist vergebens.

Hagith: O, hätt ich Kraft und könnte dich ermorden,
Du darfst nicht leben, Gott im Himmel höre.

Der alte König: Er hat gehört — und ich bin's, den er hörte!

(Der alte König drückt sie zu Boden.)

Siehst du, du kannst nicht mehr, du bist besiegt.
Jetzt kann ich mit dir machen, was ich will.
O, diese Wärme — und der Duft der Angst,
Der feucht und würzig deinem Leib entsteigt,
Wie beizt er süß und lieblich mir das Blut.

Hagith: Ich hasse dich, ich spei' dich an! Erbärmlich
Und elend bist du, klein und jammervoll,
Ein lächerliches Zerrbild deiner selbst,
Die Ohnmacht heuchelt Kraft, Niedrigkeit — Größe;
Schwachsinnige Angst spielt Überlegenheit
Und stellt sich mutig an!

Der alte König: Ich sag dir, schweig ...

Hagith: Erschleichen und ergaunern willst du dir
Mit feiger, hinterlistiger Gewalt,
Was freiestes Geschenk der freien Seele.
Hingabe brauchst du, brauchst, versteh mich wohl,
Brauchst eine Magd, die sonst dein Fuß verstieße,
Begierig wie ein armer Kettenhund
Mußt du vom Brot des Hasses wedelnd nagen,
Als wär's der Liebe süße Speise.

Der alte König: Schweig ...

Hagith: Der König braucht die Magd, der König hängt
An ihren Atemzügen, wehrlos, hilflos,
Die Gnadenspende ihres Leibes braucht er,
Der König ward zum Hund, zum Hund des Hundes,
Nur weil er braucht und kann nicht töten, kann nicht,
Nur weil er braucht, muß angstbeklommen zittern,
Daß er im Zorn ermordet, was er braucht!

Der alte König: Ich sag dir, schweig, du lügst, ich brauch dich nicht!
Brauch so dich nicht, daß ich mich selbst verliere!

Hagith: So stoß mich doch von dir, wenn du es wagst!
Tritt mich mit Füßen, stampfe mich zu Tode,
Wenn du es wagst — siehst du, du wagst es nicht!
Herab vom Thron, denn du besudelst ihn!

Du bist nicht wert mehr deines Volkes Krone,
Denn du bist feig, weil du mich brauchst und deine
Erhab'ne Seele kriecht vor mir im Staube,
In aller Heimlichkeit, weil du mich brauchst,
Und muß Beschimpfung dulden, ohne Rache,
Erniedrigung und Schmach, weil du mich brauchst!
(Der alte König schleudert sie zurück.)

Der alte König: Genug, hinweg mit dir! Ich brauch dich nicht!
Und deine Jugend nicht, noch deinen Leib!
Ich brauche keinen, keinen — außer mir.
Mein ist die Kraft in alle Ewigkeit
Und mein die Herrlichkeit von Anbeginn!
Die alten Flammen lodern wieder auf,
Es rauscht und singt das Blut sein wildes Lied,
Das langentbehrte, süß vertraute Lied
Und jagt die roten Perlen durch die Adern
Mit ungestümer Lust — es ist geschehen . . .
Das Leben ist erneut . . . Mein Königswille
Hat es allein vollbracht, er zwang das Leben
In meinen Leib zurück auch ohne dich —
Der Todesengel Asraël entfloh —
Noch bin ich, der ich war — und Erz ist Stroh,
Basalt ist Wachs, Smaragd ein Taubenei,
An meines Willens Festigkeit gemessen.
Ich weiche nicht zurück, ich weiche nie!
Geh du zu deinem Knaben, den du liebst,
Und sag' ihm, daß sein Vater ihn verlacht,
Verlacht, sag' ihm, und weiter, weiter lebt!
(Er bricht zusammen. Pause.)

Hagith: (Wie aus einer Betäubung erwachend, beugt sich langsam tiefer und tiefer, bis sie scheu sein Herz berührt.)
Mein junger König! Du! Jetzt kam dein Tag!
(Ihre Angst geht in einen Freudentaumel über, sie stürzt zum Vorhang der Terrasse und schreit jauchzend hinaus.)
Der König ist tot! Der König ist tot, ist tot!
(Stimmen nehmen den Ruf auf und geben ihn weiter, bis er in der Ferne verhallt. Muschelhörner beginnen mit langgezogenen Tönen seltsam und kläglich zu heulen.)

Der Hohepriester: (Tritt hastig mit Gefolgschaft ein.)
Was rufst du da — der große König — ist . . .

Hagith: Er war —

Der Hohepriester: So weißt du auch, was dich erwartet, Weib.

Hagith: Ich weiß, mein Hoherpriester, ich darf sterben
Für meines jungen Königs Herrlichkeit.
Auch das ist Glück!

Der Hohepriester: — Wohlan — so steinigt sie.

(Große Bewegung.)

Sie hat gesündigt wider mein Gebot,
Ein heiliges Gesetz hat sie zertreten —
Dem großen König hat sie sich versagt.

(Bewegung.)

Und mit dem Blut, das ihrem Leib entquillt,
Bestreicht die Schwelle, die der junge König
Betreten muß, wenn er uns wiederkehrt.
Dies sei der erste Gruß, den wir ihm bieten. —
Ich aber hüte des Erhabenen Schlaf.

(Er setzt sich zu Füßen der Königsleiche, die bereits früher vom Boden gehoben und aufs Lager gebettet wurde. Hagith wird abgeführt.)

(Vorhang.)

Wilhelm Fischer.

Zum sechzigsten Geburtstag.

Von Viktor Wall.

„So steht mein Entschluß fester als jemals, nie auf Effekt zu arbeiten, keiner beliebten Manier, keinem anderen Führer als der ewig wahren Natur durch die Windungen des Menschenherzens zu folgen und unserer blasierten Zeit den Rücken zuzukehren. Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden; aber nach fünfzig Jahren möchte ich gelesen werden." So schrieb im Sommer 1843 Annette von Droste-Hülshoff an Frau Elise Rüdiger. Mir kamen diese Worte wiederholt in Erinnerung, als ich mich mit dem Wirken des deutsch-österreichischen Dichters Wilhelm Fischer in Graz beschäftigte.

Ausgestattet mit der seltenen künstlerischen Tugend des Wartens, bis seine Zeit kommt, ließ sich Fischer nie von einer Modeströmung treiben und ebenso verschmähte er es, die Pauken und Drommeten billiger Reklame für sich schlagen zu lassen. „Ich muß jedem dankbar sein, der auf mein Wirken aufmerksam macht," schrieb mir Fischer einmal, „aber alles andere, was damit verbunden ist, gilt mir als Nebensache".

Fischers Name ist in Deutschland eigentlich erst beim Erscheinen des Romanes „Die Freude am Licht" (1902, 10. Aufl. 1904)*) bekannt geworden und doch steht der Dichter bereits im 60. Lebensjahre.

Über den rauschenden, nicht selten hochtrabenden Festesfeiern zu Ehren toter Dichter, an denen die Nachwelt sich brüstet gutzumachen, was oft die Mitwelt verschuldete, hätte denn Fischer wohl zu fordern, daß man nicht länger gleichmütig an ihm vorübergehe, sein Lebenswerk überschaue und die künstlerische Bilanz seines Schaffens ziehe.

*) Fischers sämtliche Werke erschienen in geschmackvoller Ausstattung bei Georg Müller in München und Leipzig.

Fischers äußerer Lebenslauf ist bald überblickt: Am 18. April 1846*) in Csakathurn auf der einst steirischen Murinsel geboren, besuchte er das Untergymnasium in Warasdin, das Obergymnasium in Stuhlweißenburg und kam als Universitätsstudent 1865 zuerst nach Graz, das ihm zur zweiten Vaterstadt werden sollte; 1870 promoviert, wurde er Volontär der steiermärkischen Landesbibliothek, zu deren Vorstand er 1901 aufrückte.

Erst 1880, in der Mitte der Dreißig also, trat er mit seinem Erstling, dem antikisierenden, weitgesteckten und sehr schwerflüssigen Epos in neun Gesängen „Atlantis" hervor, worin er seine Welt- und Lebensanschauung niederlegte.

Kein Geringerer als Robert Hamerling begegnete dem jungen Dichter mit wohlwollender Aufmunterung. Im Märzheft des „Heimgarten" vom Jahre 1880 schrieb er: „Eine philosophische Dichtung in des Wortes umfassendster und kühnster Bedeutung. Die allgemeine Entwicklungsgeschichte der Menschheit, dargestellt im Leben eines einzigen imaginären Volkes und Reiches. Ein an und für sich glücklicher und großartiger Gedanke; und wenn auch zugegeben werden muß, daß derselbe sich hätte durchführen lassen, ohne daß das Allegorische in den Charakteren sich so sehr hervordrängte, und die Gespräche sich so durchaus in seitenlangen philosophischen Betrachtungen und Erörterungen ergingen, wie es in dem Epos des Herrn Fischer der Fall ist, so muß doch vor allem dem Gefühle der Überraschung Ausdruck gegeben werden, welche das reiche Gedanken- und Gefühlsleben des bisher unbekannten Verfassers auf den Leser hervorbringt. Daneben ist zunächst die Kraft und Farbenglut seiner Schilderungen als spezifisch poetisches Merkmal hervorzuheben. Ein gewaltiges Wollen, ein tüchtiges Wissen, ein aller Achtung würdiges Können ist in seinem Werke betätigt."

Auf dieses Epos folgten vier Novellen unter dem Titel „Sommernachtserzählungen" (1882). Sie alle atmen den bestrickenden Duft der Sommernächte aus, der sich süß verschwiegener Liebe holdselig erschließt. Über der „Sommernachtstragödie" sind die zarten Schleier des Traumes zauberisch ausgebreitet, bis sie unter dem rauhen Griff der Wirklichkeit jäh zerstieben. Trefflich ist hier das somnambule Wesen des Mädchens gezeichnet, das den feindlichen Offizier haßt und sich doch nächtens insgeheim zu ihm hingezogen fühlt, dessen keusche, mit sich selbst ringende Liebe aber unter der groben Tatsächlichkeit der körperlichen Hingabe zur Rachgier entflammt, der der Geliebte zum blutigen Opfer fällt. Mehr in einen Mollakkord klingt die „Brautfahrt" aus, das verlangende Ringen des Mannes um die sanft widerstrebende Liebe des Weibes, das die aufgezwungene Entsagung des Erlahmenden schließlich mit dem Leben zahlt. „Das köstliche Kleinod" wieder nimmt durch den feinen Humor ein, mit dem darin die Zähmung eines der Liebe Widerborstigen geschildert wird. „Eine alte Liebesaventiure" mutet dagegen wie ein mit zartem Griffel entworfenes Märchen an.

Die Inbrunst des Empfindens, die in diesen vier Novellen stets lauter bleibt und nie zu schwüler Sinnlichkeit wird, ist Fischers persönliche Note. Bisnun gebrach es ihm an der Kraft der Konzentration, noch verlor er sich zuweilen ins episch Breite, allein er zeigte bereits die Fähigkeit, ein Thema psychologisch zu zergliedern und aufzurollen. Dies wird man namentlich am „Köstlichen Kleinod" gewahr, wo ein anfangs bärbeißiger unzugänglicher Mensch gegen seinen eigenen Willen langsam zu einem Liebe Suchenden umgestaltet wird.

*) Kürschners Literaturkalender gibt 1849 als Geburtsjahr an, dem eine persönliche Mitteilung des Dichters widerspricht.

Nur einmal noch trat Fischer als Epiker auf. Sein Frühlingsidyll in drei Gesängen „Anakreon" (1883) zeigt einen überraschenden Fortschritt gegenüber dem Erstlingswerke „Atlantis" und zeichnet sich durch Leichtigkeit und Anmut des Versflusses aus. Auch da den Blick ins klassische Altertum gerichtet, schuf Fischer ein liebliches Gedicht aus Hellas sonnigen Gestaden, dem aber bereits deutlich deutsches Gemütsleben entquillt.

In den „Liedern und Romanzen" (1884) steht er allzu sehr im Banne seiner Vorbilder, namentlich Goethes, Lenaus, Heines u. a. Nirgends ringt er sich zu originellen Bildern, Gestaltungen oder Seelenspiegelungen durch, mag er auch manch hübsche Stimmung wiedergeben oder gemütreiche Saiten anschlagen.

Als Lyriker ist also Fischer von epigonenhaften Zügen nicht frei und erreicht auch nicht die anerkennenswerte Höhe, die er durch die Behandlung des Verses im „Anakreon" erklomm.

Merkwürdig lange hielt er sich von seiner eigentlichen Domäne, der Erzählung, fern, denn erst 1891 erschien seine zweite Novellensammlung „Unter altem Himmel". In der ersten Erzählung, „Der König im Bade", einer Legende, wird der Hochmut zu Schanden und die Demut zum Siege geführt. Die zweite, „Ein Märchen vom Glücke", ist die Geschichte des Mannes, der das Glück zu suchen ausging, um nach der Erkenntnis, daß der äußere Schein trügt, geläutert und bekehrt wieder zu seiner früheren niederen Arbeit zurückzukehren. „Ingwar und Ingrid" erzählt uns von zwei Königskindern, die sich nach mancher Irrnis glücklich zu ehelichem Besitze finden. Im „Schicksalsweg" erklingt das Hohelied der Mutterliebe. Die vorletzte Novelle „Liebeszauber" nimmt die Historie Karls des Großen und seiner Gemahlin Fastrade zum Vorwurf, während in der „Rebenbäckerin" ein Begebnis auf dem Boden der alten Stadt Graz geschildert wird. Alle diese anmutigen Erzählungen zeichnen sich durch echt deutsche Gefühls- und Gemütsinnigkeit aus.

In den 1894 erschienenen Novellen: „Der Mediceer", „Die Hochzeit der Baglionen" und „Mutter Venedig" ist unschwer zu erkennen, was den Erzähler Fischer zu diesem Stoffgebiete zog: der Glanz, die Pracht, die glutvolle Leidenschaft des Lebens, worin die Antike ein zweitesmal aufblühen zu wollen schien. Weniger um die Themen an sich als um deren Durchführung mag es Fischer zu tun gewesen sein. Mit satten und vollen Strichen führt er hier den Pinsel und über seinem Bilde strahlt ein Abglanz jener in schönen, großen und nicht selten brutal energischen Linien schwelgenden Epoche, mag er nun ein Fest im Garten Lorenzos von Medizi, die Prunkentfaltung bei der Hochzeit der Baglionen oder Venedigs unverwelkte Reize schildern. Aber auch das Fanatische, Heißblütige gibt er glaubhaft wieder, in der Zeichnung des Charakters Savonarolas und in der dramatischen Darstellung der Blutnacht der Baglionen. Zwischendurch kommt auch das Psychologische zu Ehren, zum Beispiel in der ruhigen, nirgends fahrigen Zergliederung der Seelenregungen von Frau Atalanta aus dem Geschlecht der Baglionen und anderer Frauen- und Mädchengestalten. Die zweite Novelle ist am meisten von italienischem Leben durchpulst.

In den „Grazer Novellen" (1898) widmete er seiner zweiten Heimstätte einen eigenen stattlichen Band. Erzählungen, wie „Das Licht im Elendhause" oder „Wastel" bedeuten zweifellos, legt man an sie einen noch so strengen kritischen Maßstab an, eine bleibende Bereicherung des deutschen Novellenschatzes.

Die einleitende Erzählung „Frauendienst“ und noch mehr die Meisternovelle „Das Licht im Elendhause“ sind von wahrhaft erquickendem Gemüte erfüllt.

Daran ist auch die Novelle „Wastel“ reich. Eine Liebestragödie aus dem Jahre 1809, die mit der Ermordung des buhlerischen französischen Offiziers endet, indes der Täter beim Sturm auf eine Verderben speiende feindliche Batterie den Tod findet, durch deren Eroberung der Sieg seinen Landsleuten zufällt.

Im „Frühlingsleid“, der letzten der vier Grazer Novellen, versenkt sich Fischer mit liebevollem Bemühen ins innerste Wesen eines Kinderherzens, das der Frühreif ersten Lebenswehs befällt. Die Fabel ist einfach genug, wie eben Kinderseelen nicht vielfältige Probleme erfüllen, aber sie bietet Fischer hinreichend Anlaß, frei von jeder Künstelei und Geziertheit in der lauteren Tiefe seines Gemütes zu schürfen und manch funkelnden Demant zutage zu fördern. Auch stilistisch reiht sich diese Novelle den früheren würdig an.

Obwohl nun Fischers Talent zu einer Entwicklung gedieh, der vollste Anerkennung gebührt, drang sein Name nicht über einen kleinen Kreis von Kennern hinaus. Erst sein nächstes Werk, der Roman „Die Freude am Licht“ (1902), führte ihm die ehrende Anerkennung der gesamten Kritik und eine große, bezeichnenderweise beinahe ausschließlich reichsdeutsche Leserschar zu.

Man hat „Die Freude am Licht“ vielfach den süddeutschen „Jörn Uhl“, mit dem sie zugleich erschien, nennen hören, obwohl die zwei Bücher nicht viel mehr miteinander gemeinsam haben, als daß sie beide Entwicklungsromane sind. Was sie von einander scheidet, ist der Gegensatz zwischen dem ernsteren, schwereren, weitwendigeren norddeutschen und dem fröhlicheren, leichteren, warmblütigeren süddeutschen Wesen. „Wir wollen in diesem Buche von Mühe und Arbeit reden“, hebt Frenßen an, und in der Tat: nur unter Mühe und Arbeit, unter vielen Stockungen und Beschwerlichkeiten, nach hartem Kampfe, Schritt für Schritt erst ringt sich der umständliche Bauernjunge Jörn Uhl durch. „Die Sonne goß reiches Licht auf die Landschaft hinab“, fängt Fischer zu erzählen an und malt damit zugleich die Grundfarbe: Helligkeit, leuchtende Strahlen, Beweglichkeit, Munterkeit. Fischers Zenz Paltram ist wirklich ein ganz anderer Kerl, das merkt man dem Burschen auf den ersten Blick an und doch wuchs er nicht in wohlgeordneten Verhältnissen auf: er ist ein armes, uneheliches Kind und kennt weder Vater noch Mutter. Aber wenn ihn die anderen ob seiner dunkeln Abkunft bespötteln, duckt er sich nicht verzagt und schüchtern, sondern bläut ihnen mit seinen zwei gesunden Fäusten sofort die nötige Überlegenheit ein, die sie Respekt vor ihm bewahren heißt. Dieser Junge überzeugt einen gleich, daß ihm, wie Anzengrubers Steinklopferhans sagt, nichts geschehen kann; er wird frisch darauf los seinen Weg gehen, wenn es auch hie und da sich tüchtig rühren und die Zähne zusammenbeißen heißt. Was ihm auch über den Weg laufen mag, seid unbesorgt: er wird sich durchsetzen, denn er ist ein Sonnenkind. Das ist es, was dieser Gestalt flugs die Herzen der Leser gewinnt. Gute Menschen grüßen wir, deren Antlitz keine ruchlosen Leidenschaften verzerren, sondern darauf ein seliges Strahlen liegt. Da ist vor allem der stählerne Held Zenz Paltram, der sich von niedriger Stufe her zu geachteter, gebietender Lebensstellung durcharbeitet. Auch die übrigen Personen nehmen für sich ein. Viel Liebe und Sorgfalt ist wiederum auf die gewinnenden Mädchengestalten verwendet. Im allgemeinen stellt uns Fischer auch hier gerade, ehrliche Naturen vor, denen er aber zugleich jeden Anstrich von hausbackener Nüchternheit fernzuhalten weiß.

So hat dieser Roman nichts Grelles, gleißnerisch Lockendes an sich, das über innere Nichtigkeiten berechnend hinwegtäuschen soll. Er ist wie ein kostbarer Schrein, der beim ersten Anblick keineswegs protzig überladen besticht, der aber durch seine gediegene künstlerische Arbeit einnimmt, die bei genauer Betrachtung immer mehr hervortritt. Hat man sich erst mit der behaglich ausladenden Art, worin die einfache Handlung verläuft, mit dieser oder jener altertümlichen Wendung vertraut gemacht, so gewinnt man das Buch wie etwas lang Besessenes lieb, dessen Wert einem freilich spät erst klar wurde.

„Die Freude am Licht" ist zweifellos einer der besten unter den jüngsten Romanen. Wer nach einer gesunden, erfrischenden Kost verlangt, der greife frisch nach dieser herzensreinen Schöpfung.

Mit der „Freude am Licht" erscheint Fischers dichterische Hauptarbeit getan. Rückschauend drängt es ihn, die erworbene Weltanschauung zusammenzufassen. Nicht trockene Gelehrsamkeit wollte er aufhäufen, auch nicht bahnbrechende wissenschaftliche Pfade erforschen oder längst Vernommenes in volkstümlicher Weise einem breiten Publikum mundgerecht machen, sondern was er an Lebensweisheit auf seinen Wegen fand, in geordneter und von einem einheitlichen Grundgedanken erfüllter Form in eigenpersönlicher Weise einem danach verlangenden Leserkreise darbieten. Für dieses nicht in eine hergebrachte Schablone einzuschaltende Werk konnte Fischer keinen passenderen Titel wählen als: „P o e t e n p h i l o s o p h i e" (1904); damit deutet er kurz und bündig an, wie er das Gegebene aufgefaßt wissen will. Dieses Buch versucht dem Ursprung der Ethik nachzugehen, die Entstehung der Moralsgefühle nachzuweisen; es stellt folgerichtig die Entwicklung des Gottmenschlichen aus dem Tiermenschlichen und das Ideal des reinen Christentums dar. In einem ersten Teile erfährt diese Leitidee eine allgemeine Erörterung, während die genetische Durchführung dem zweiten Teile überlassen bleibt. Fischers kluge Ausführungen machen das Buch zu einer sehr lesenswerten, sehr anregenden und sehr empfehlenswerten Lektüre.

Nach diesem Versuch auf philosophischem Gebiete, auf dem sich Fischer wohl unterrichtet zeigt, begegnen wir ihm in der fünfaktigen Tragödie „K ö n i g i n H e k a b e" (1905) als Dramatiker. Hier kehrte er nochmals zum klassischen Altertum zurück. Es ist das Thema der Mutterliebe, das er schon einmal, in der Novellenreihe „Unter altem Himmel" (im „Schicksalsweg") behandelte und das er nun in bühnengerechter Form wieder aufnahm.

Was uns zuerst in den Bann der Tragödie zieht, ist die Stimmungsgewalt, die von ihr ausgeht. Wie würde ein feiner und geschickter Regisseur dieses Stück inszenieren: etwa den Hain der Persephassa oder das Grabmal des Achill oder gleich im ersten Akt das im Hintergrund vom Meere abgeschlossene Lager der Griechen in der Nacht, das eben der Wächter Kateus abschreitet!

Wie es von dem Dichter des „Anakreon" nicht wundernimmt, blühen und prangen die Verse in „Königin Hekabe" in wundersam malender Plastik. Die starre antike Schicksalsidee tritt hinter der einfach menschlichen Zeichnung der Charaktere zurück. Daß in die Person des Thersites der Geist der hämischen Verneinung und des ohnmächtigen Hasses gelegt wird, ist ein Beispiel für die Individualisierung der Gestalten. So hält sich das Werk frei von Eklektizismus und besitzt modernstes Bühnenleben.

Als Erzähler blieb Fischer seiner steiermärkischen Heimat treu. Im „H a n s H e i n z l i n" (1905) berichtet er uns in behaglich ausladender Weise von dem Leben

eines etwas querköpfigen Bildschnitzers, der sich, obwohl er als saumseliger Arbeiter immer nur ein dürftiges Auskommen findet, auf den Hochhinaus ausspielt und am liebsten mit aller Welt in Fehde liegt. Da er sich für einen freien Künstler hält, dünkt er sich weit über die Bauern erhaben, mit denen er daheim in der Wirtsstube sitzt, und empfindet es als tötlichen Schimpf, daß er eines Tages wegen allzu hochmütiger Reden an die Luft gesetzt wird. Er gerät darüber gar in die Mur, wird aber durch einen Jägerburschen gerettet und kommt mit einer Erkältung davon. Sein innerer Groll bleibt indes, und da er aus ungebrochenem Starrsinn trotz der besänftigenden Zusprache seines Töchterchens die Ausführung einer von den Dörflern übernommenen Statue verweigert, gerät er in argen Notstand. Nach und nach wendet sich aber doch alles zum rechten. Mit dieser Fabel verwob Fischer eine Liebesepisode, in der er die herbkeusche Gestalt von Heinzlins Tochter mit ungemeinem Liebreiz umspann.

Zu guter Letzt beschenkte uns Fischer mit einer der köstlichsten Gaben, deren wir überhaupt zuteil wurden; es sind dies seine jüngst gesammelten Erzählungen „Lebensmorgen" (1906).

Fischer begibt sich hierin auf das Gebiet der Kindergeschichte. Wohl befaßte sich schon eine seiner „Grazer Novellen" („Frühlingsleid") mit den Regungen einer Knabenseele. Allein der „Lebensmorgen" ist ganz anderer Art; hier ist ein Buch über Kinder für Kinder, dabei für jene Erwachsenen, die auch im Kampf ums Dasein die so oft zertretene Fährte ins Kinderland wiederfinden können.

Wie das wundersame Reich des Kindes sich nur einer reinen Seele erschließt, so vermag auch nur ein echter Dichter es uns zu offenbaren; denn die verborgenen Pforten zur Kinderwelt sprengt keiner, der die Würdigkeit, sie zu durchschreiten, verlor, sie öffnen sich nur dem, der sich ein lauteres Gemüt zueigen erhielt. Wilhelm Fischer darf sich rühmen, die schwerste Aufgabe, die an die Vollwertigkeit seines künstlerischen Schaffens gestellt werden konnte, glänzend bestanden zu haben.

Er berührt mit seinem Dichterstab den steinigen Fels des Lebens und ihm entspringt der seligste Born. Bei welchem Poeten finden wir noch diesen leichten naiven Fluß der Erzählung, diese unbefangene natürliche Schilderungsgabe, diese wundersame Fähigkeit, was die kindliche Seele bewegt und erfüllt, darzustellen und jedes kleinste Ding zu einem dichterischen Erlebnis zu gestalten?

Was da nicht alles unterläuft: ein altes Stadttor führt unversehens in ein Wunderreich, ein gewöhnlicher Bergkristall, der achtlosen Augen nur ein Stück Stein ist, wird zu einem zierlichen Schlößel, darin Bergwichtel hausen, der Gesang der Vögel zu beredten Worten, Feen und Märchenprinzen treiben ihr Wesen, und wenn hinter den Bergen die Sonne untergeht, da zeigt sich deutlich der Prachtbau ihres Schlosses.

Und mit welcher rührenden Liebe dieser treue Sohn der Stätte lohnt, die ihn bei sich aufnahm, wie er nicht müde wird, die Schönheiten der alten Stadt Graz und ihrer Umgebung zu schildern: diese Dichtertreue hat etwas Ergreifendes an sich.

Was an Fischers Werken so einnehmend berührt, ist ihre schlichte und ehrliche Grundnote; nirgends eine unwahre, gekünstelte Pose, ein Mehrvorstellenwollen, als man innerlich auszugeben vermag, stets ein aufrichtiges Ringen um die Kunst. Einen Hauptvorzug der Dichtungen Fischers bildet es, daß sie einem innigen deutschen Gemüte entstammen. Dies tritt sogar bei fremden Stoffgebieten zutage, wie im „Anakreon" und

verleugnet sich nicht einmal in den italienischen Novellen. Wie jugendfrisch dieser Sechzigjährige fühlt, enthüllt am überzeugendsten sein „Lebensmorgen".

Es liegt in Fischers bescheidenem Wesen, daß er sich eigentlich nie an große Probleme wagte, mag er auch in seinem Erstling „Atlantis" einen hohen Flug vor Augen gehabt haben und sich in der „Poetenphilosophie" als tiefgründiger Denker zeigen; er verschmäht es offenbar, durch das Aufrollen großer psychologischer Probleme und Stoffe zu glänzen, wie er denn auf seinem Hauptgebiet, dem der Erzählung, vornehmlich die Novelle pflegte und in seinem einzigen Romane „Die Freude am Licht" mehr um die Zeichnung der Hauptgestalt bemüht ist, als daß er es unternähme, einen breiten Lebensausschnitt mit reich geschürzter Handlung zu geben. Welt und Dinge betrachtet er gerne von einer gewissen Entfernung; dies verleiht, da er nicht in die Arena des Tages hinabsteigt, seinen Werken jene Ruhe, die nur ein ganz objektiver Beschauer besitzt: selbst in den „Sommernachtserzählungen" bleibt er innerhalb gesteckter Grenzen, gibt er nicht einer wilden Leidenschaftlichkeit nach, zieht er die weichen Schleier der Nacht den brennenden Gluten des Tages vor; darüber wird freilich der warme Anhauch persönlichen Erlebens minder fühlbar und es stellt sich beim Leser ab und zu ein Gefühl wie bei der Lektüre alter Chroniken ein. Zudem greift Fischer gerne in die Vergangenheit zurück und legt alsdann die Natürlichkeit und Einfachheit, die er liebt, den biederen Gestalten aus dem Volke zugrunde, die er mehr typisch als individuell zeichnet.

Da Fischers Werke nicht einer jeweils beliebten Mode ihr Entstehen verdanken, sondern aus innerster Notwendigkeit heraus geschaffen sind, werden sie auch nicht jäh von der Zeit überholt werden können.

Zeitlebens ging Wilhelm Fischer still und ruhig seines Weges und wenn sich auch anfangs nur eine Schar von Erlesenen um ihn schloß, seine Gemeinde vergrößert sich immer mehr und mehr und wird noch viele Anhänger gewinnen. Als Österreicher wurde Fischer freilich auch das Los zu teil, nicht nach seinem ganzen Wert von allen erkannt zu sein; dies scheint nun einmal in unserem Vaterlande hingenommen werden zu müssen.

Wie dem auch sei, nicht mit nachsichtigem Freundeslächeln — in voller und gerechter Würdigung der positiven Werte, die er uns gab, müssen wir ihm das Verdienst zuerkennen, das seinem dichterischen Schaffen gebührt. Daß uns seine Werke überdies das Bild eines lieben und treuen Menschen enthüllen, wie man deren nur selten in der Hetze und Unrast des Lebens begegnet und denen man darum mit desto innigerer Freude ins Auge schaut, läßt uns auch ein persönliches Verhältnis zu ihm gewinnen.

Möge er uns noch durch manches Werk erfreuen!

Erinnerungen eines ehemaligen k. mexikanischen Majors.

Von Karl Baron Desque.

(Schluß.)

Die nächste Folge des mißlungenen Entsatzversuches von Puebla war die Belagerung der Hauptstadt durch Porfirio Diaz, wohin sich die Reste des Marquezschen Expeditionskorps am Morgen des 12. April gerettet hatten.

Nachdem einzelne feindliche Reiter schon am Abende bis an die Garita der Stadt geschwärmt hatten, schlug General Diaz sein Hauptquartier am 13. früh in Guadalupe — 1 Legua von Mexiko — auf. Mit Ausnahme der drei Städte: Queretaro, wo sich der Kaiser hielt, der Hauptstadt Mexiko und der von einer dem Kaiserreich ergeben gebliebenen Schar verteidigten Küstenfestung Vera-Cruz, war sonach das ganze große Reich im Besitze der Juaristen.

Die Stadt Mexiko, mit damals über 200.000 Einwohnern, ist durch einen Gürtel von Schanzen und durch die bis an ihr Weichbild teilweise als Sümpfe heranreichenden großen Seen von Tezcoco und Chalco gegen eine Einnahme mittels Handstreiches genügend geschützt. Um den langen Schanzengürtel ausreichend besetzen zu können, mußte es Marquez erste Sorge sein, durch Neuformationen und durch Zuweisung von waffenfähigen Männern an die in den Gefechten von San Lorenzo so sehr geschwächten fremden Regimenter eine genügende Streitkraft aufzubringen.

Dieser Aufgabe ist Marquez auch in kürzester Zeit gerecht geworden, denn so gering seine Befähigung als Führer im offenen Felde sich erwiesen, so anerkennenswert waren seine Leistungen als Organisator. Die „Leva" („Zwangwerbung") trat wieder in Tätigkeit und füllte die Kasernen allabendlich mit Rekruten. Leider war dieses einzige Reservoir von waffenfähigen Männern, in einer eng vom Feinde eingeschlossenen Stadt, gar bald erschöpft, auch desertierten die zu den mexikanischen Abteilungen eingeteilten, kaum eingekleideten Rekruten massenhaft.

Immerhin ist es Marquez gelungen, die Garnison nach und nach auf 6000 Mann zu bringen, mit welchen die ausgedehnte Schanzenlinie zu verteidigen war, gegen einen, am Ende der Belagerung siebenmal überlegenen Feind. Wenn übrigens Porfirio Diaz, anstatt sich auf eine Belagerung einzurichten und die Stadt mit einem Schanzengürtel zu umgeben, die von demoralisierten, kaum gefechtstüchtigen Truppen besetzte Hauptstadt gleich nach unserer Niederlage vom 10. April angegriffen hätte, so würde er sich ihrer wohl ohne große Verluste bemächtigen haben können. Daß er Marquez Zeit gelassen hat, ist unstreitig ein großer Fehler gewesen.

Ob Marquez damals an die Notlage des Kaisers und an dessen Befehl gedacht hat, ihm Truppen, Munition und Geld nach Queretaro zu bringen, oder ob er schon damals die Sache des Kaisers als verloren betrachtete und für seine eigenen Pläne arbeitete, wird wohl nie zu erfahren sein. Jedenfalls deutete nichts darauf hin, daß er im Laufe des Monates April eine Vereinigung mit dem Kaiser angestrebt hätte.

Wohl aber wurden wir in voller Unkenntnis der Wahrheit über die Verhältnisse in Queretaro und des Kaisers Situation daselbst erhalten; in Extrablättern des „Diario del Imperio" wurde diese als glänzend hingestellt und darin von Siegen des Kaisers über die „Liberalen" und von seinem baldigsten Eintreffen in Mexiko berichtet.

Wiederholt wurden unter dem Vorwande, dem heranrückenden Kaiser den Weg freizuhalten, Ausfälle unternommen, denen meistens die feindlichen Schanzen ein Ziel setzten, ohne daß von der Entsatzmacht etwas zu bemerken gewesen wäre.

Baron Hammerstein, dem die Verteidigung bei der Garita von Peralvillo und gegenüber dem feindlichen Hauptquartiere in Guadalupe zugewiesen war, hatte wiederholt um Zuweisung von Rekruten erfolglos gebeten.

Nach dem Wunsche des Kaisers sollten alle Österreicher, welche ihm nach erfolgter Auflösung des Korps österreichischer Freiwilliger im Dezember 1866 auch wieder dienen

wollten, in das von Baron Hammerstein errichtete 18. Regiment eingereiht werden. Zur Hälfte aus Österreichern, als Kader, zur anderen Hälfte aus Mexikanern bestehend, hätte das Regiment in zwei Bataillonen, auf einen Kriegsstand von 1000 Mann gebracht werden sollen. Im Offizierskorps, sowie unter den Unteroffizieren, die teilweise in der österreichischen Armee und alle im österreichischen Freiwilligenkorps seit dessen Errichtung in Laibach 1864 gedient hatten, war der gute altösterreichische Armeegeist lebendig, und es hätte sich aus diesem Kader durch Einreihung einer entsprechenden Anzahl mexikanischer Rekruten eine Elitetruppe bilden lassen. Aber der Neid und die Scheelsucht der maßgebenden nationalen Generäle, die in dem 18. Infanterieregimente, ebensowie in den Khevenhüllerschen Husaren doch immer eine vom Kaiser bevorzugte Truppen sahen, vereitelten alle dahin zielenden Bestrebungen. Hammersteins Regiment, welches in den Rückzugsgefechten vom 10. April mehr als die Hälfte seines Effektivstandes eingebüßt hatte, ist nie mehr auf die frühere Standeshöhe gebracht worden, obgleich während der Belagerung die höchsten Ansprüche an dieses Regiment gestellt wurden.

Inzwischen machten sich alsbald die Folgen der engen Zernierung einer volkreichen Stadt, die in keiner Weise darauf vorbereitet gewesen, fühlbar. Zuerst in dem Mangel an Trinkwasser. Das Wasser in den Hausbrunnen war saliterhältig und zu Genußzwecken ungeeignet, und die große, aus vorspanischer Zeit stammende Wasserleitung, die vorzügliches Trinkwasser zuführte, war vom Feinde unterbrochen worden. Soldaten und Einwohner mußten daher Brunnenwasser trinken und so stellten sich bald Typhus, Dissenterie und Ruhr ein, worunter wir sehr zu leiden hatten.

Auch Fleisch war ein rarer Artikel geworden. Wir Offiziere bekamen nur Pferdefleisch, die Mannschaft erhielt solches nur, wenn eines der Pferde infolge schwerer Verwundung zur Schlachtung gelangte, was dann für die armen Teufel immer ein Freudentag war.

Die Soldaten bezogen Mais aus dem Militärmagazin und mußten sich mit daraus gebackenen flachen Kuchen — sogenannten Tortillas —, die jeder Mexikaner beiderlei Geschlechtes zu erzeugen versteht, begnügen. Ich erinnere mich, daß bei unserem Regiment einmal große Freude herrschte, weil ein von einer feindlichen Kanonenkugel getöteter Esel gebraten wurde. Es soll ein besonders leckeres Mahl gewesen sein. Für den mexikanischen Soldaten, dessen hervorragendste Soldatentugend die Genügsamkeit ist, reichten Mais und allenfalls Bohnen zur Bereitung der Mahlzeiten vollkommen hin, wogegen unsere Österreicher sich damit schwerer befreundeten und den Entgang der gewohnten „Menage", aus Suppe und Fleisch bestehend, schwer empfanden. Und doch erinnere ich mich keines Falles von Murren oder gar disziplinwidriger Kritik.

Dagegen richteten Schnaps und „Pulque" (das aus dem Safte der Aloe mexicana gewonnene, sehr billige und stark berauschende Nationalgetränk) unter unseren alten Kriegern mitunter böse Verheerungen an, nie aber in dem Grade, daß dadurch die Disziplin gelitten hätte.

Die Mehrzahl der Subalternoffiziere, die ohnedem knapp an Geld war, weil uns der Sold nur höchst unregelmäßig und willkürlich verkürzt ausbezahlt wurde, nahm größtenteils an den frugalen Mahlzeiten der Mannschaft teil, während die höheren Offiziere zumeist in einer vom ehemaligen Korpsschneider der österreichischen Freiwilligen eröffneten Speisewirtschaft bloß Pferdefleisch erhielten, wozu guter Ungarwein in Flaschen

getrunken wurde. Woher diese feinen Flaschenweine stammten, wußte niemand; aber gut bezahlen ließ sie sich der Wirt, ebenso wie seine Pferde-Eszterházy-Rostbraten und sein Gulyas.

Unter den geschilderten Verhältnissen wurde die Not unter der armen Bevölkerung von Tag zu Tag größer. Um sie vor dem Verhungern zu retten, wurde Mais gratis verteilt und ein Unterstützungsfonds gebildet, für den auch unser Offizierskorps, obgleich selbst notleidend, beisteuerte.

Am 23. April meldete das offizielle Blatt „El Diario del Imperio", allerdings in seinem nichtoffiziellen Teile, einen großen Sieg des Kaisers über Escobedo, der Queretaro angegriffen hatte, aber mit einem Verluste von 4000 (!) Mann zurückgeschlagen worden sei. Derlei Nachrichten, deren Richtigkeit zu prüfen uns ganz unmöglich war, wurden stets durch „Repique" (Läuten) sämtlicher Kirchenglocken und durch Abbrennen von Raketen bei hellem Tage in landesüblicher Weise gefeiert.

Der 5. Mai bildete in Mexiko seit 1862 einen nationalen Feiertag; an diesem Tage war nämlich das französische Expeditionskorps unter General Laurencez bei dem Sturme auf Puebla unter großen Verlusten zurückgeschlagen worden.

Als beim Morgengrauen des 5. Mai ein Bombardement begann, glaubten wir, Porfirio Diaz habe es auf einen Angriff abgesehen, aber bald überzeugten wir uns, daß der Feind sich bloß das „harmlose" Vergnügen mache, uns durch 101 scharfe Kanonenschüsse an den Anbruch des großen Tages zu erinnern. Diese Mahnung scheint wohl mehr der unglücklichen Zivilbevölkerung der Hauptstadt zugedacht gewesen zu sein, denn die meisten Schüsse waren so hoch gezielt, daß die Kugeln größtenteils in die Häuser einschlugen.

In den ersten Tagen der zweiten Hälfte des Monates Mai machte sich eine größere Tätigkeit in der feindlichen Linie fühlbar. Bedeutende Verstärkungen wurden herangezogen, neue Geschützstände errichtet und weittragende, gezogene Kanonen in diese eingeführt. Hinter den feindlichen Brustwehren nisteten sich Schützen ein, die uns durch ihre Treffsicherheit verblüfften. Wehe demjenigen, der sich exponierte und nicht größte Vorsicht beobachtete. Den Mangel an solcher mußte unser Kommandant Oberstleutnant Armin Baron Hammerstein mit dem Leben bezahlen. Er war weit über die Mittelgröße und mochte wohl die Warnung, auf die feuernden Meisterschützen achtzuhaben, überhört haben. Von einer Kugel in die Hirnschale getroffen, starb er am 6. Juni, tief beklagt und beweint von seinen Kameraden.

Hammerstein war ein Vorbild militärischer Tugenden und dem Kaiser, der ihn sehr geschätzt, treu ergeben. Mir, seinem Adjutanten, war Hammerstein ein treuer Freund, und die Zeit unseres gemeinsamen Wirkens zähle ich zu der schönsten meiner militärischen Laufbahn. Von da an bis zur Rückkehr in die Heimat mußte ich das Kommando des 18. Regimentes führen.

Schon in den Tagen, da der Feind die vorbemerkte Verstärkung seiner Linien durchgeführt hatte, rief man häufig aus den feindlichen Schanzen mittels Sprachrohres zu uns herüber: „Was schießt ihr denn noch? Ergebt euch doch, euer Kaiser ist ja gefangen!" — Wir sahen in solchen Zurufen nur List, bestimmt, unsere Treue wanken zu machen; wir glaubten diesen Mitteilungen umso weniger, als sie auch Marquez, von den höheren Offizieren befragt, als unwahr bezeichnete. Dem Kaiser gehe es im Gegenteil sehr gut

und er habe Escobedo so gründlich geschlagen, daß dieser die Belagerung Queretaros aufgeben müsse. So oder ähnlich lauteten die Auskünfte, die wir von Marquez empfingen, der allein schon längst wußte, daß der Kaiser bereits gefangen und seine Sache verloren sei! Wir besaßen kein Mittel, uns selber Gewißheit zu verschaffen, wir konnten nur auf das hören, was uns der Statthalter des Kaisers als authentisch bekannt zu geben für gut fand, und wir mußten ihm weiter gehorchen.

Kleinere Ausfälle waren während der ganzen Dauer der Belagerung, bis Mitte Mai, wiederholt gemacht worden, aber auf einen Durchbruch der feindlichen Linien schien es Marquez niemals angelegt zu haben.

Am Abend des 8. Juni erhielt mein Regiment Auftrag, zusammen mit dem 14. Infanterie-Bataillon vor Morgengrauen gefechtbereit an der Garita von San Antonio Abbate gestellt zu sein. Am 9. früh wurde mir das Ziel des beabsichtigten Ausfalles — die Wegnahme einer gegenüberliegenden feindlichen Schanze — bezeichnet. Dreimal zurückgeworfen, erreichten wir immer wieder die Schanzkörbe, doch mußten wir uns nach vierstündigem Kampfe und erheblichen Verlusten (5 Offiziere und 14 Mann verwundet, ein Mann tot, nur vom 18. Regimente) wieder hinter unsere Linien zurückziehen. Während des ganzen Scharmützels stand General Marquez an der Spitze sämtlicher Reiter bereit, falls es gelingen sollte, uns der feindlichen Linie zu bemächtigen, davonzujagen. Wohin und weshalb? Das ahnten wir damals noch nicht, wohl aber wird er seine besonderen Absichten verfolgt haben, denn es mußte ihm ja bekannt sein, daß der Kaiser damals schon über drei Wochen in Gefangenschaft war!

Dieser Mensch hatte die Stirne, uns tagsdarauf in einem Generalbefehle für unsere Tapferkeit und Ausdauer zu beloben und einen Regen von Orden und Medaillen niedergehen zu lassen. Wir waren naiv genug, uns darüber zu freuen; dachten wir doch für unseren Kaiser das Leben eingesetzt zu haben.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Marquez von dem Tage an, da er die Sache des Kaisers verloren sah, entschlossen war, für seine eigene Person oder für einen andern seiner Partei (Expräsident Sanct Anna) noch möglichst viel zu erkämpfen. Sich der Sache des Juarez zuzuwenden, war für ihn kein geeigneter Ausweg, denn Juarez hätte ihn unweigerlich erschießen lassen und so versuchte er andere Wege. Hiezu bedurfte er unserer Mitwirkung, deren er sich durch Lug und Trug so lange als möglich zu versichern suchte; bildeten doch die aus fremden Kaders formierten Regimenter den Kitt und moralischen Halt für alle kaiserlichen Truppen in diesem Rayon. Mit der Stunde, in der wir ihm unsere Mitwirkung entzogen hätten, wären auch die mexikanischen Regimenter und Bataillone davon gelaufen und um seine Herrschaftsgelüste wäre es geschehen gewesen.

Am 17. begab ich mich von den Schanzen, wo ich bis dahin Dienst hatte, in mein Quartier zur Nachtruhe, als mir nahe demselben, in einem dunklen Gäßchen, ein Indianer entgegentrat und mir, mit einem »Sirve se Ud« (Bedienen Sie sich, mein Herr) eine Zigarette anbot.*) Ich griff nach der aus den übrigen etwas hervorstehende Zigarette,

*) Hiezu muß ich folgendes bemerken: Spione und Kundschafter wurden, wie wohl in jedem Heere, sowohl von den Kaiserlichen als den Juaristen stets, ohne Prozeß, gehängt. Um das Auffinden von Depeschen bei einem der Spionage Verdächtigten zu erschweren, bedienten sich die zu diesem gefährlichen Amte sich bietenden Indianer der List, die auf dünnstes Papier nieder-

steckte sie ein und ging ohne Gruß und Dank damit nach Hause. Da las ich nun, was ich nachfolgend aus dem Originale wörtlich kopiere:

Sr. Hochw. Herrn Major B. V. P., Mexiko.

„Ich gebe Ihnen verehrter Herr hiemit offizielle Mittheilung, daß S. M. der Kaiser Maximilian in Queretaro — von wo ich gestern Abends hier eintraf — in Gefangenschaft sich befindet. Er ist wirklich am 15ten v. Mts. mit sämmtlichen Generalen und der ganzen Armee gefangen genommen worden. Ich habe den Kaiser zu verschiedenen Malen in seinem Gefängniße im Convento de las Capuchinas gesprochen. Ein autografes Schreiben Sr. Majestät an die oesterr. Offiziere, welches durch Herrn von Magnus nach Mexiko gesendet worden war, dürfte durch Gl. Marquez unterschlagen worden sein. Der Kaiser verbietet darin alles weitere Blutvergießen. Unter diesem Umständen muß ich die Herren Offiziere oesterr. Nationalität gegenüber Sr. kais. königl. Apostol. Majestät dafür verantwortlich machen, wenn von nun an in unnützer Weise das Leben oesterreichischer Mitbürger auf das Spiel gesetzt würde."

Tacubaya, 17ten Juni 1867 Abends.

Der oesterr. Geschäftsträger
Baron v. Lago.

Der Kaiser seit 15. Mai gefangen und wir erfahren es heute am 17. Juni!! Ich eilte zum Kommandanten des Husarenregimentes, Oberst Graf Khevenhüller, und fand ihn gleichfalls in großer Aufregung. Sofort luden wir sämtliche Kommandanten österreichischer Nationalität zur Besprechung ein.

Mit Marquez, dessen Treubruch und Verrat uns nun sonnenklar erschien, sich zu beraten, war gänzlich ausgeschlossen; wir nahmen daher das Anerbieten des Obersten Grafen Khevenhüller, sich allein und geheim in das feindliche Hauptquartier zu begeben und dort mit General Porfirio Diaz, den er persönlich kannte, über unser Schicksal zu unterhandeln, dankbar an.

Diaz, der ihn freundlich empfing, erklärte, es könne nur eine Übergabe auf Gnade oder Ungnade angenommen werden; er wolle jedoch, um seiner Achtung für die Österreicher (die er vor eineinhalb Jahren als ihr Kriegsgefangener in Puebla schätzen gelernt hatte) Ausdruck zu geben, bei Juarez befürworten, den Offizieren Waffen, Pferde und das persönliche Eigentum zu belassen.

Da war nun nicht mehr viel zu überlegen und wir nahmen den Vorschlag an. Die Übergabe sollte am Morgen des 21. Juni erfolgen.

Den Instruktionen gemäß zogen wir um 2 Uhr nachts sämtliche Mannschaften des Regimentes aus den Verschanzungen und ihren Posten ein und versammelten das ganze Regiment — Gewehre in Pyramiden — im großen Hofe des kaiserlichen Palastes, wo wir bei geschlossenen Toren das Weitere erwarteten. Ebenso die Palatinal-Husaren, mit

geschriebenen Depeschen in der Größe einer Havannazigarette, die in Mexiko fast ausschließlich geraucht wurde, zusammenzudrehen und unter die in Päckchen von 25 Stück allgemein zu kaufenden Zigaretten zu mischen. Auf solche Art mag es oft gelungen sein, wichtige Nachrichten auch durch bestbewachte feindliche Linien zu schmuggeln. Nachdem in diesem Falle die wichtige Nachricht im Einverständnisse mit dem feindlichen Oberbefehlshaber erfolgte, so galt die trotzdem angewendete Vorsicht der Befürchtung, sie könnte in die Hände des Marquez fallen und nicht an den Adressaten gelangen.

Khevenhüller an der Spitze. Der Rückzug der fremden Besatzungen aus den Verschanzungen wirkte auf die mexikanischen Soldaten konsternierend und war für sie das Zeichen, auch ihrerseits jedem Widerstande zu entsagen. Als Porfirio Diaz bei Morgengrauen an die Verschanzungen heranrückte, fand er diese unbesetzt und konnte, ohne einen Schuß zu tun, in die Hauptstadt einmarschieren.

Um 5 Uhr früh ertönte das uns schon vertraute »Repique« sämtlicher Kirchenglocken und bald darauf traf Bataillon auf Bataillon, unter klingendem Spiel auf dem großen Platze (Piazza des armas) ein, dessen eine Seitenbegrenzung der Palacio Imperial, jetzt schon wieder Palacio Nacional, bildet. Die ersten Truppen scheinen nicht gerade zur Elite des republikanischen Heeres gehört zu haben; mehrere jüngere Offiziere vermochten ihre Ungeduld, die gedemütigten Österreicher zu sehen, nicht zu bemeistern und traten in den Palast ein, wo sie sich höchst brutal und unwürdig benahmen. Sie spuckten auf die unsere Brust schmückenden Ehrenzeichen und von ihnen erfuhren wir in rohen Worten zuerst, daß Kaiser Max zwei Tage vorher, am 19. Juni, in Queretaro erschossen worden sei; auch General Porfirio Diaz bestätigte die Schreckensnachricht.

Porfirio Diaz ehrte aber unseren dumpfen Schmerz und benahm sich in dieser für uns schweren Stunde als voller Gentleman; er ließ sofort eine von einem anständigen Offizier kommandierte Wache aufstellen, die jedermann den Eintritt in den Palast zu verwehren hatte und stellte uns Offizieren frei, uns auch außerhalb desselben zu bewegen nur sollten wir dann Zivilkleider anlegen, um nicht den Insulten der siegestrunkenen Soldateska ausgesetzt zu werden. Vorläufig dachte wohl niemand von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen, denn das schreckliche Schicksal des Kaisers hatte uns schwer niedergedrückt. Zudem gewärtigten wir stündlich, nach einem Richtplatze geführt zu werden, da wir nicht annehmen konnten, daß Juarez unser Leben schonen werde.

Indessen erhielten wir am 24. den Befehl zum Abmarsche nach Puebla — die Offiziere wirklich mit Waffen — wo wir, durch ein von einem General kommandierten Bataillon eskortiert, nach viertägigem Marsche eintrafen. Dort machte sich dieser General — ich habe seinen Namen nicht im Gedächtnisse behalten — noch das Privatvergnügen, mit uns armen Kriegsgefangenen eine Art Triumphzug um die große Piazza des armas von Puebla zu veranstalten. Auf den Balkons, deren in Puebla jedes Haus der Piazza mehrere besitzt, bemerkten wird denn auch die vielen lieblichen Conchas, Consuelas, Ximenes und wie die Schönen alle heißen mochten, die wir in glücklicheren Tagen tanzen gelehrt und mit einiger Mühe auch den Wiener Walzer beigebracht hatten.

In Puebla wurden wir in der Kaserne San Francisco einquartiert und nicht weiter belästigt. Sämtliche Kriegsgefangene blieben in der bisherigen Formation und unter Führung ihrer früheren Offiziere. Auch während der Internierung in Puebla kamen keinerlei Fälle von Insubordination vor; das Verhalten der Mannschaft war tadellos, wie auch später, bis zum Abgange in die Heimat.

Nun hatten wir noch die Verfügungen über unser weiteres Schicksal zu erwarten. Daß dem Blutdurste des Juarez mit der Ermordung des Kaisers genüge geschehen und keine weiteren Hinrichtungen von österreichischen Offizieren zu erwarten waren, ergab sich schon aus der uns zuteil gewordenen milden Behandlung.

In der zweiten Hälfte des Juli erschien ein Amnestiedekret, demzufolge jede weitere Verfolgung der Fremden, welche dem Kaiser gedient hatten, eingestellt und ihnen frei-

gestellt wurde, unter Beobachtung der republikanischen Gesetze, im Lande zu verbleiben oder in die Heimat zurückzukehren.

Unter Führung des früheren Kommandanten der Gendarmeria-Imperial, Obersten Edmund Graf Wickenburg, marschierten 500 Österreicher an die Küste von Vera-Cruz, wo am 15. August die Einschiffung auf einem französischen Postdampfer und nach kurzem Aufenthalte in Havana und St. Thomas in den ersten Tagen des September die Landung in St. Nazaire erfolgte.

Der Empfang dieser armseligen Reste einer dem Kaiser bis über den Tod treu gebliebenen Schar in der Heimat war kein erhebender. Nur jene Offiziere, die schon vor dem Übertritte in kaiserl. mexikanische Dienste in der k. u. k. österreichischen Armee gedient hatten, wurden in diese wieder eingereiht, die anderen, die erst in Mexiko die Offizierscharge erlangt hatten und die Personen des Mannschaftsstandes, fanden wenig Entgegenkommen. Um das nackte Leben zu fristen, mußte mancher ehemaliger Offizier als Tramwaykondukteur und in anderen, seines Standes gewiß nicht würdigen Diensten vorläufig ein Unterkommen suchen.

Es lag in dieser Behandlung ein Vorwurf, als wäre es an uns gelegen, das tragische Ende des Kaisers Max abzuwenden, was doch sicherlich nicht in unserer Macht gewesen.

Nur wenn der Kaiser in die Begleitung der Regimenter Hammerstein und Khevenhüller — bei seinem Auszuge nach Queretaro, zusammen 800 Mann — gewilligt und diese als seine Garde mitgenommen hätte, wäre es zweifellos möglich gewesen, ihn vor dem Äußersten zu bewahren und mit ihm bis an die Meeresküste zu gelangen. Die Bestimmung als Garde war Baron Hammerstein bei Errichtung des Regimentes und auch Khevenhüller mit seinen braven Husaren zugesichert worden.

Hätte uns Marquez, dem strikten Auftrage des Kaisers gemäß, Ende März nach Queretaro geführt, anstatt die unglückselige Entsatzexpedition von Puebla vorher zu versuchen, es wäre anders gekommen.

Mitte April.

Von Max Fleischer.

Jetzt wird der Frühling bald ein bunter Reigen.
Die Tage sind voll Glanz und Lieblichkeit,
Als hingen wunderholde gold'ne Geigen
Im lichten Blau und über dieser Zeit.

Wie lange noch, dann leuchten weiße Kerzen
Und weiße Wimpel weh'n im Winde so.
Den Hyazinthen brennen schon die Herzen
Lichterloh.

Chronik.

Botanik.

III.*

Der verflossene Sommer wird in der Geschichte der Botanik in Österreich eine wichtige Rolle spielen. Während der Pfingstwoche tagte in Wien der II. internationale botanische Kongreß, dessen Erfolge dank den Bemühungen der beiden Präsidenten R. v. Wettstein und Wiesner alle Erwartungen weit übertrafen. Die Zahl der Teilnehmer allein, welche sich aus allen Weltteilen zu wissenschaftlicher Arbeit eingefunden hatten, bezeugte das Interesse, welches dem Kongresse in botanischen Kreisen entgegengebracht wurde.

Unter ihnen sah man Männer, deren Namen mit den glänzendsten Fortschritten unserer Wissenschaft verknüpft sind, wie Pfeffer, Strasburger, Engler, Drude, Goebel, Reinke u. a., um wenigstens einige Vertreter deutscher Wissenschaft aus der Reihe der Gäste zu nennen. Die heimischen Forscher und Freunde der Botanik waren natürlich fast vollzählig erschienen.

Die wissenschaftlich bedeutungsvollste Aufgabe, welche dem Kongresse gestellt wurde, war die Regelung der botanischen Nomenklatur. So unbedeutend und äußerlich die Benennung der Pflanzen erscheinen mag, so wichtig ist sie begreiflicherweise für die internationale Verständigung. Die Normen, welche bisher Geltung hatten, waren – wie die Praxis zeigte – nicht scharf genug umschrieben. Eine immer weiter um sich greifende Willkür in der wissenschaftlichen Benennung der Pflanzen war die Folge; manche Pflanze führte ein halbes Dutzend und mehr lateinischer Namen, was zu mancherlei Irrtümern und zu einer überaus schwierigen Verständigung führte. Um der drohenden Verwirrung Einhalt zu tun, fiel nun dem Kongresse die Aufgabe zu, bindende Nomenklaturgesetze auszuarbeiten. Dank den Bemühungen der Professoren v. Wettstein, Briquet und Flahault, gelang es auch, trotz der herrschenden Gegensätze, eine befriedigende Vereinbarung zu treffen.

Allgemeineres Interesse als dieser intern wissenschaftliche Beratungsgegenstand erregte natürlich auch die – beiläufig bemerkt erste – botanische Ausstellung, welche in Verbindung mit dem Kongresse in den weiten Hallen der Schönbrunner Orangerie veranstaltet wurde. Die Ausstellung, um deren Zustandekommen sich namentlich die Herren: Hofrat Weinzierl, Brunnthaler und Trabert ein großes Verdienst erwarben, gliederte sich in eine historische Abteilung, eine Abteilung für moderne Hilfsmittel der Forschung und des Unterrichtes und eine gärtnerische Exposition lebender Pflanzen von botanischem Interesse.

Obgleich hier nicht der Ort ist, die Ausstellung eingehender zu würdigen, so ist es doch Aufgabe der Chronik, jene Darbietungen zu registrieren, welche eine nachhaltige Anregung zu geben versprachen. In dieser Beziehung sei zunächst auf die Anwendung der Photographie im Dienste der wissenschaftlichen Botanik hingewiesen, von deren vielseitiger Verwendbarkeit ganz ausgezeichnete Proben vorlagen. Man sah Vegetationsbilder aus den verschiedensten Erdteilen, vollendete mikrophotographische Aufnahmen feinster Strukturen, prächtige Diapositive, ein Beweis für die zunehmende Verwertung der Projektion für wissenschaftliche Vorträge sowie Vergrößerungen, welche als Wandtafeln Verwendung finden können. Ebenso anregend gestaltete sich die reich beschickte Gruppe pflanzengeographischer Kartenaufnahmen, welche einen Überblick über die verschiedenen Darstellungsmethoden ermöglichte, der um so erwünschter war, als man gegenwärtig in Österreich bemüht ist, unter Führung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft eine pflanzengeographische Aufnahme der Monarchie durchzuführen, deren erste Ergebnisse bereits auf der Ausstellung vorgeführt werden konnten.

Eine Exposition schwieriger Kulturmethoden von Pilzen und Algen bot rein wissenschaftliches Interesse.

Eine nachhaltige Bedeutung auf dem Gebiete des botanischen Unterrichtes ist auch der Ausstellung der Wiener Mittelschule dringend zu wünschen. Jeder, der sich erinnert, wie noch vor wenigen Dezennien die Botanikstunde zu den trockensten Unterrichtsgegenständen gehörte – kam man doch über das Bestimmen und Klassifizieren kaum hinaus – wird mit Befriedigung wahrgenommen haben, wie unsere Mittelschule dem zunehmenden Interesse für biologische Fragen mit Verständnis entgegenkommt. Im Mittelpunkte der Ausstellung dieser Gruppe standen eine Serie physiologischer Experimente, welchen bereits an einigen Anstalten – freilich ist deren Zahl noch eine bescheidene – der gebührende Platz im Lehrplan der Mittelschule zur notwendigen Vertiefung des biologischen Unterrichtes eingeräumt wird.

Den besonderen Beifall der Gäste fand eine größere Reihe wohlvorbereiteter Exkursionen in die wichtigsten Florengebiete unserer Monarchie.

* Vergl. Bd. III, Heft 33 der „Österr. Rundschau."

Ein mit Vegetationsbildern reich ausgestatteter Führer, der durch die wissenschaftliche Darstellung der pflanzengeographischen Verhältnisse Österreichs von dauerndem Werte bleiben wird und jedem Naturfreunde als treuer Begleiter auf seinen Touren anempfohlen werden kann, wurde den Kongreßteilnehmern als Festgabe überreicht. Die dalmatinisch-bosnische Exkursion gab überdies den Anstoß zu einer Aktion, die mit Freuden begrüßt werden muß, indem über Antrag des Heidelberger Professors R. Lauterborn eine Petition an die Regierung zum Schutze der bosnischen Urwälder beschlossen wurde, welche bereits bis auf kleine Reste ein Opfer rücksichtsloser Holzgewinnung geworden sind.

Brachte der Kongreß reiche Anregung für die Zukunft, so wurde anderseits auch der Vergangenheit der ihr gebührende Tribut gezollt, indem anläßlich der Tagung in den Arkaden der Universität die von den Bildhauern Schrödl und Seyffert modellierten Büsten von Jacquin und Ingen-Housz, zwei Holländern von Geburt, welche in Wien ihre reiche wissenschaftliche Tätigkeit entfalteten, in feierlicher Weise enthüllt wurden. Eine meisterhafte Darstellung der Geschichte des Lebens und der Forschungen Jan Ingen-Housz', welche in Hofrat J. Wiesner ihren berufensten Interpreten fand, wurde den Kongreßteilnehmern als Festschrift überreicht. Sie fand bereits an anderer Stelle* eingehendere Würdigung.

Im Vordergrunde des Kongreßprogrammes stand natürlich die große Zahl wissenschaftlicher Vorträge. Auch auf diesem Gebiete ging man mit einer Neuerung vor, die künftigen Kongressen zur Annahme empfohlen sei. An Stelle zusammenhangloser Einzelvorträge, welche gewöhnlich das Programm beherrschen, traten Vortragszyklen über umfangreiche wissenschaftliche Fragen von aktueller Bedeutung, während Einzelvorträgen nur eine beschränkte Zeit gewidmet wurde. Das allgemeine Interesse, welches man den Sammelreferaten entgegenbrachte, war um so größer, als es gelang, Fachmänner von bedeutendem Rufe für diese Vorträge zu gewinnen.

Bei der Fülle des auf dem Kongresse gebotenen Stoffes muß natürlich jede an engbegrenzten Raum gebundene Referiertätigkeit versagen. Ich will daher aus den Vorträgen nur ein Thema herausgreifen, über welches die beiden Prager Gelehrten Hueppe und Molisch berichteten, die Assimilation der Kohlensäure, zumal sich um diese Frage eine Reihe von Untersuchungen österreichischer Forscher gruppiert, mit welchen die Leser dieser Zeilen bekannt gemacht werden sollen.

* Diese Zeitschrift, Band IV, Heft 41. (10. August 1905.)

Seit Ingen-Housz' bahnbrechenden Untersuchungen wußte man, daß die Assimilation der Kohlensäure, das heißt die Bildung organischer Substanz unter Ausscheidung von Sauerstoff, welche im Sonnenlichte vor sich geht, an das Blattgrün der lebenden Pflanze gebunden ist.* Um so größer war das Aufsehen, welches vor wenigen Jahren eine Abhandlung des französischen Forschers Friedel in der wissenschaftlichen Welt hervorrief, indem sie den Nachweis zu erbringen suchte, daß auch in einem Blattextrakt, also unabhängig vom lebenden Zelleibe, die Assimilation vor sich gehen könne, während man sie bisher als unmittelbare Lebensfunktion des Protoplasmas betrachtet hatte. So überraschend die Friedelschen Befunde waren, erschienen sie doch keineswegs unglaubwürdig. Seit der Aufsehen erregenden Entdeckung Buchners (1896), welcher den exakten Nachweis erbrachte, daß die durch Hefe hervorgerufene Gärung, welche man gleichfalls für eine unmittelbare Lebensäußerung dieser mikroskopischen Pilze gehalten hatte, auf der Wirksamkeit eines Fermentes beruht, welches man aus der getöteten Zelle isolieren kann, hat es nichts Befremdliches mehr, auch andere Lebensvorgänge auf derartige Fermente oder Enzyme zurückzuführen. Allerdings entstehen auch diese in vieler Beziehung noch rätselhaften Substanzen als Produkte der Lebenstätigkeit, doch kommen wir zweifellos der Erklärung sogenannter Lebenserscheinungen schon beträchtlich näher, wenn wir sie als Wirkungen bestimmter, wenn auch erst näher zu erforschender chemischer Substanzen erkennen. Heute zweifeln wir nicht daran, daß auch die der Gärung so nahe stehende Atmung, welcher die Pflanzen in gleicher Weise wie die Tiere unterliegen, auf der Wirkung von Atmungsenzymen beruht, wie denn überhaupt die rapid zunehmende Zahl der isolierbaren Enzyme einen Schluß auf ihre große Bedeutung im Leben der Organismen erlaubt. Ihre spezifische Wirkung ist eine ungemein wechselnde. Sie zerlegen Stärke in Zucker, oxydieren Fette, spalten Glykoside, machen Eiweißkörper verdaulich und a. m. Alle gleichen sich aber darin, daß sie durch ihre Anwesenheit chemische Reaktionen einleiten oder beschleunigen, ohne selbst in deren Endprodukten zu erscheinen. Sie verhalten sich in dieser und mancher anderen Beziehung wie die anorganischen Katalysatoren, welche, wie z. B. kolloidales Platin — Wasserstoffsuperoxyd in Wasser und Sauerstoff zu zerlegen vermögen, eine Reaktion, die ohne ihre Anwesenheit unvergleichlich langsamer vor sich geht.

* Vergleiche die obenerwähnte Festschrift „J. Ingen-Housz. Sein Leben und sein Wirken als Naturforscher und Arzt", von Professor J. Wiesner. Wien. Verlag Konegen, 1905.



Während nun eine Anzahl von Forschern Friedels Angaben lebhaft bestritt, ja dieser selbst bei Fortsetzung seiner Studien zugab, negative Resultate erhalten zu haben, trat Macchiati zu gunsten der Theorie ein. Auch Molisch* griff die Untersuchung der Frage auf, ob ein nach Friedels Angaben hergestellter Blattextrakt im stande ist, Kohlensäure zu spalten und dabei Sauerstoff auszuscheiden. Zum Nachweis des Sauerstoffes bediente er sich einer von Beyerinck eingeführten Methode von fabelhafter Empfindlichkeit, welche schon wegen ihrer Originalität bekannt zu werden verdient. Ausgedehnte Studien über Leuchtbakterien,** deren wesentlichste Resultate durch Molisch' Vortrag auf dem zuletzt in Meran tagenden Naturforscher- und Ärztekongreß auch weiteren Kreisen bekannt geworden sind, haben unter anderem die Tatsache bestätigt, daß das phosphorartige Leuchten, welches gewisse Bakterien und Pilze im Dunkeln erkennen lassen, an die Anwesenheit von Sauerstoff geknüpft ist. Die Empfindlichkeit dieser Organismen für dieses Gas ist jedoch eine derart hohe, daß schon die geringsten Sauerstoffmengen zum Eintritt des Lichtphänomens hinreichen. Molisch brachte in ein mit einer Bakterienkultur erfülltes Glasrohr Stücke von Seetang, welche im Dunkeln allen Sauerstoff aufbrauchten, so daß das Leuchten der Bakterien erlosch. Das Licht eines Zündhölzchens reichte aber hin, die Algen zur Assimilation zu bringen, wodurch eine unmeßbar geringe Sauerstoffquantität frei wurde, welche ein Aufleuchten der ganzen Bakterienkultur veranlaßte. Dabei ist das produzierte Licht unter günstigen Verhältnissen kräftig genug, um auf einige Schritte Entfernung Personen erkennen oder photographische Aufnahmen geeigneter Objekte machen zu können, so daß Molisch eine praktische Verwendbarkeit dieses kalten Lichtes für nicht ausgeschlossen hält.*** Trotz der Feinheit dieser Methode konnte Molisch in einem Friedelschen Blattextrakte keinerlei Sauerstoffausscheidung nachweisen. Dieses wichtige Ergebnis fand bereits durch die Beobachtungen des französischen Forschers Ch. Bernard† volle Bestätigung durch den Nachweis, daß das aus dem Blattextrakte ausgeschiedene Gas nicht Sauerstoff, sondern — man kann sich des Staunens über einen derartigen Irrtum nicht enthalten — Fäulnisgase darstellt.

Konnte Molisch auch im Blattextrakte keine Sauerstoffausscheidung nachweisen, so gelang ihm doch die nicht minder merkwürdige Entdeckung, daß getrocknete, rauschdürr gewordene, also augenscheinlich tote Blätter noch Sauerstoff abzugeben vermögen. Auf Wiesners Veranlassung, welcher die Frage aufwarf, ob denn derartige Blätter mit Recht als tot zu betrachten sind, untersuchte Grafe* (Wien) die Beeinträchtigung der Gärung und Atmung, die allgemein als Kriterium des Lebens betrachtet wird, durch hohe Temperaturen. Er kam dabei zu dem überraschenden Ergebnisse, daß selbst Pflanzenteile, welche Temperaturen zwischen 130 und 190° C ausgesetzt wurden, nach erfolgter Befeuchtung fortfahren, Kohlensäure auszuscheiden, obgleich bei derartigen Temperaturen an eine Erhaltung des Lebens nicht mehr zu denken ist. Dieser Vorgang, welchen Wiesner im Gegensatze zur Atmung als „tote Oxydation" bezeichnet, beruht offenbar auf der Tätigkeit von Enzymen, wenngleich es zweifelhaft bleibt, ob deren Wirkung erst postmortal einsetzt oder schon im lebenden Organismus zur Geltung kommt. Jedenfalls ersehen wir daraus, daß die Kohlensäureausscheidung durch den Organismus keineswegs einen einheitlichen Prozeß darstellt, was auch durch die fast gleichzeitig veröffentlichten Untersuchungen des russischen Gelehrten W. Palladin** bestätigt wird.

Daraus geht aber auch hervor, daß wir in der Kohlensäureausscheidung kein unumstößliches Kriterium besitzen, den lebenden vom toten Organismus zu unterscheiden. Die Grenze zwischen Leben und Tod, diese Grenze, welche zwei Welten voneinander trennt, verschwimmt, sowie wir sie zu ziehen trachten, denn in ihr ist das Rätsel des Lebens verborgen. Den Tod aber haben wir als notwendiges Stadium der Entwicklung aufzufassen gelernt, der — wie es im Wesen der Entwicklung liegt — die Organe und ihre Funktionen nur allmählich ergreift, eine Tatsache, welche wir gerade an den Pflanzen am deutlichsten beobachten können. Ein derartiges Absterben von Organen kann aber mitunter sogar zur unerläßlichen Bedingung für die Weiterexistenz des Individuums werden. Ich erinnere hier nur an das periodische Wiederkehren des herbstlichen Laubfalls unserer Holzgewächse, der zweifellos eine sehr zweckmäßige Anpassung der Pflanze an das herrschende Klima darstellt. Eine eindringende Forschung ergab aber, daß das Blatt nicht allein im Herbste abgeworfen wird, sich vielmehr in der Regel ablöst, sobald es außerstande ist, seiner Funktion, vor allem der Kohlensäureassimilation, Genüge zu leisten. Es ist ein hervorragendes

* „Botan. Ztg." 1904, H. 1.

** H. Molisch, Leuchtende Pflanzen. Verlag Fischer. Jena, 1905.

*** Sitzungsbericht d. k. Akd. d. Wiss. Wien. Math.-nat. Kl. 1905.

† Beih. z. bot. Zentralbl. 1905.

* Sitzungsber. d. k. Akd. Wien. Math.-nat. Kl. März 1905.

** Bericht d. Deutsch. bot. Ges. 1905, H. 6.

Verdienst Wiesners, dieses für den Haushalt der Pflanze so wichtige Problem, dessen Lösung der genannte Forscher schon vor Jahren erfolgreich in Angriff nahm, neuerlich durch eine Reihe grundlegender Untersuchungen* wesentlich gefördert und unserem Verständnisse näher gebracht zu haben. Jetzt erst wurde die Mannigfaltigkeit des zunächst höchst einfach erschienenen Phänomens enthüllt. Während man bisher nur der auffallenden Erscheinung der herbstlichen Entlaubung eingehendere Beachtung geschenkt hatte, zeigte Wiesner, daß sich bereits mit der Sommersonnenwende ein Laubfall einstellt, da sich die Beleuchtungsverhältnisse gewisser Blätter innerhalb der Laubkrone mit abnehmendem Sonnenstande ungünstiger gestalten, weshalb diese in ihrer Assimilationstätigkeit beeinträchtigten Organe als zwecklos abgeworfen werden.

Neben diesem „Sommerlaubfall" macht sich aber in trocken-heißen Sommern noch eine andere Form des Laubfalls bemerkbar, den Wiesner als „Hitzelaubfall" bezeichnet. Er besteht darin, daß die von den Strahlen der Sonne getroffenen Blätter „verbrannt" und abgestoßen werden, falls sie nicht durch starke Ausstrahlung vor der Gefahr übermäßiger Erhitzung geschützt sind. Darauf beruht es, daß man nach sommerlichen Hitzeperioden das periphere Laub, welches wegen seiner exponierten Lage einer kräftigen Ausstrahlung unterliegt, trotz der Insolation noch erhalten findet, während die tiefer stehenden Blätter den sengenden Strahlen der Sonne bereits zum Opfer gefallen sind.

Wie übermäßige Hitze, so kann aber auch Frost zum Abwerfen des Laubes führen. In all diesen Fällen führen Änderungen des die Pflanze umgebenden Mediums zum Abstoßen der unnütz gewordenen Blätter. Der Laubfall allein ermöglicht es u. a. unseren auf die reichliche Entfaltung von Laubknospen angewiesenen Holzgewächsen die Lichtverhältnisse der Laubkrone in zweckmäßigster Weise zu regulieren. Wenn die Vegetation im Frühlinge erwacht, dann strömt eine durch nichts gehemmte Lichtfülle in die Krone des Baumes ein und fördert das Treiben und die Entwicklung neuer Knospen. Wie unentbehrlich der Laubfall im Leben der Pflanze ist, erhellt aber auch daraus, daß manche Gewächse, deren Blätter durch äußere Faktoren nur schwer zum Abfall gebracht werden können, aus „inneren", ihrem Wesen nach unbekannten Ursachen abgestoßen werden. So werfen viele „Immergrüne", sobald sie zu treiben beginnen, regelmäßig einen großen Teil ihrer älteren Blätter ab, so daß auch sie alle paar Jahre ihr Laubkleid, wenn auch nur allmählich, durch ein neues ersetzen.

Karl Linsbauer.

* Bericht d. Deutschen bot. Ges. Bd. XXII (1904) und XXIII (1906).

Besprechungen.

Anton Auerspergs (Anastasius Grüns) „Politische Reden und Schriften". In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stephan Hock. Wien 1906. Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Diese Sammlung der politischen Reden des Grafen Anton Auersperg — eine Rettung aus dem Massengrabe der stenographischen Reichsratsprotokolle, wohin sich doch sonst nur ein Historiker von Beruf zu wagen pflegt — darf wohl als die wertvollste Gabe bezeichnet werden, die uns anläßlich der Feier von Anastasius Grüns hundertstem Geburtstag beschert wurde. Nach zwei Richtungen ist sie von Bedeutung: persönlich-biographisch und nationalgeschichtlich. Von der Persönlichkeit des Dichters Grün ist seine politische Tätigkeit nicht zu trennen: erst in dieser findet sie ihre Vollendung, erst in der charaktervollen, mühseligen, tapferen, von hohem sittlichen und nationalen Idealismus getragenen Arbeit als Parlamentarier erringt sie sich den Stempel wahrer historischer Größe. Da wurde Anton Auersperg jene prächtige Mannesgestalt, von der man wohl sagen darf, daß sie das politische Fühlen und Streben der Deutschösterreicher im XIX. Jahrhundert, von der Julirevolution bis zum Allianzvertrag mit dem Deutschen Reich (1876), verkörpert. Daß man dies jetzt bequem überschauen, die Geschichte des deutschen Nationalgefühls in Österreich in all seinen Stimmungen verfolgen kann, ist das nächste Verdienst der vorliegenden Publikation, die darum mehr als den bloß persönlichen Wert hat. Stephan Hock konnte verständigerweise aus den Reden, die Graf Auersperg in seiner auf mehrere Jahrzehnte sich erstreckenden parlamentarischen Tätigkeit im Krainer Landtag und im Herrenhause hielt, nur eine Auswahl treffen. Der Gesichtspunkt nun, der ihn dabei geleitet zu haben scheint, und der uns auch als der richtigste erscheint, war eben der, möglichst plastisch die Entwicklung der führenden Ideen in des Grafen Auerspergs politischer Anschauung heraustreten zu lassen. Er war seit seinem ersten, leidenschaftlichen politischen Bekenntnis in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" (1831) Zentralist, Josefiner, Deutscher, und bis aus Lebensende ist er sich darin treu geblieben. Aber wenn er sich bis zum Jahre 1848 bewußt sein konnte, mit der überwiegenden Mehrzahl der Intellektuellen Österreichs in Einklang zu stehen — denn sie alle standen als Josefiner im Gegensatz zur Gentz-Metternichschen Politik — so brachte es das Schicksal der deutschen

und österreichischen Geschichte in den späteren Jahrzehnten mit sich, daß sich diese Zentralisten immer mehr auf den Verteidigungsstandpunkt ihrer politischen Grundanschauungen gedrängt sahen. Der fortschreitenden Nationalitätenbewegung konnte der josefinische Idealismus nicht stand halten; der Zentralismus bröckelte angesichts der Lostrennung Ungarns und der zunehmenden Autonomie der einzelnen slawischen Provinzen immer mehr ab — und Anastasius Grün machte diesen ganzen Prozeß Schritt für Schritt kummervoll mit. Unermüdlich kämpft er gegen die zentrifugalen Bestrebungen, und nur von größeren Mächten besiegt, findet er sich endlich mit einiger Beruhigung in die Veränderung des politischen Kurses. Diesen Kampf und diese Wandlungen zu begleiten, erregt das lebhafteste Interesse bei der Lektüre seiner Reden. Dazu kommen jene Reden Auerspergs — und das sind seine bedeutendsten — in denen er gegen die Herrschaftsbestrebungen der Klerikalen, gegen das Konkordat, für die Freiheit der Presse und Schule, für die Staatsaufsicht der Klöster kämpfte und wiederholt seinem lauteren Josefinismus, seinem glühenden Patriotismus Ausdruck gab. Hierin war er — wenigstens zu seiner Zeit — glücklicher als in der Vertretung des Zentralismus. Doch enthält die vorliegende Sammlung auch noch andere wichtige Reden Auerspergs, die er nicht in Kulturdebatten, sondern in Budgetfragen (Eisenbahnsteuer u. dgl.) hielt, und schließlich in einem Anhange auch die meisterhaft geschriebenen Adressen an die Krone, die er wiederholt im Herrenhaus und im Landtag abzufassen hatte. An den Anfang des Bandes stellte der Herausgeber jene zwei oft zitierten Sendschreiben an die Slowenen im April 1848, worin er seine deutsche Politik auseinandersetzt ... Über Auersperg als Redner müßte man ein eigenes Kapitel schreiben, das die sonst so instruktive, vortreffliche Einleitung Hocks ergänzen könnte. Der Dichter gehörte zu den eindrucksvollsten Sprechern des Herrenhauses, seine Reden wurden — zumal in der bewegten Konkordatszeit — wie politische Ereignisse von den Zeitgenossen empfunden. Er war ein streng sachlicher Sprecher, der andere oder gar persönliche Wirkungen verschmähte. Sichtlich läßt er sich von der Eingebung im Sprechen leiten, hat er die Rede nicht vorher ausgearbeitet, die Pointen nicht schon früher sich zurückgelegt. Er schöpft aus der Fülle der Sachkenntnis, dem Reichtum seines insbesondere historischen Wissens, seiner langen Erfahrungen. Man hört bei all seiner Vorsicht im parlamentarischen Ausdruck, bei aller Noblesse und mitunter altväterischen Förmlichkeit seiner Polemik immer sein Herz schlagen; das Wort deckt sich mit dem Charakter. Langsam gerät er in Fluß, an einen Vorredner anknüpfend, die Gedanken strömen zu, verdichten sich, historische Parallelen oder Anekdoten fallen ihm ein, er liebt sie mitunter (wie Bismarck in seinen Parlamentsreden) auszuspinnen, und je näher er dem Schlusse der Rede rückt, um so kräftiger gestalten sich seine Sätze. Dem Manne, der klar weiß, was er will, strömt auch die Rede klar vom Munde. Und so höflich Auersperg auch für gewöhnlich zu sein pflegt, so läßt er es darum doch nicht an Schneidigkeit und Nachdruck fehlen, wenn er beispielsweise für seinen geliebten Kaiser Josef gegen dessen Verunglimpfer eintritt, oder wenn er die mühselig errungene Verfassung verteidigt, die die Polen mit ihren eigenen Mitteln zu unterwühlen suchten. — Noch sei schließlich der zahlreichen Anmerkungen Hocks zu den Reden dankbar gedacht, die ihr Verständnis erleichtern.

Moritz Necker.

Feuilleton.

Schöne alte Kinderlieder.*

Alte Freunde sind die besten, heißt es. Vielleicht ist es mit alten Liedern ebenso. Sie wären oder würden nicht alt, wenn sie nicht gut wären. Die Zeit ist der schärfste Kritiker. Unechter Glanz erlischt, unedles Bauwerk verfällt. Wenig Liedzeilen aus unseren Tagen werden sich so über Jahrhunderte spannen wie die winterreinen Linien der Nürnberger Gotik und das innige, holde „Lied zu Weihnachten".

Wenn wir auf die einzelnen Töne lauschen, aus denen das „Kinderlied" gewoben ist, so hören wir, der Zusammenstellung des Buches folgend, zuerst den Klang an der Wiege. Es sind Monologe mit guten Wünschen für das Kind, denn das Kleine in der Wiege hört nur und versteht noch nicht. Liebliche Gespräche mit der Zukunft, die ja nichts ist als Schweigen.

„Christkinds Wiegenlied" mahnt an das Kindlein zu Bethlehem und die Kindergebetchen sind erfüllt vom Flügelschlag der Engel.

Dieselben Töne, die zu tiefem Ernst erwachsen sind in Weisen wie: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd" — oder in dem Lied: „Du Schwert an meiner Linken", in dem die Reime wie Waffen aneinanderklingen, dieselben Töne finden wir in den sorg- und ahnungslosen Präludien der Reiter- und Kriegsliedchen aus der Kinderstube. Wenn hier späterer

* Ein deutsches Hausbuch, herausgegeben von Martin Boelitz. Mit Bildern von Adolf Jöhnssen. Verlag von E. Nister, Nürnberg.

Tage Ernst im Spiel vorgezeichnet wird, so ist das Kind heimisch in einem Reich, zu dem viele erst nach weiten Umwegen zurückkehren, in der Natur. Es hat noch nicht über dem Lärm des Lebens die tiefen Zusammenhänge vergessen und die bunten Dramen, die die Menschen, wie durch die Bretter einer Bühne von der Natur getrennt, miteinander aufführen, sind ihm nichts gegen das Aufgehen des Morgenwolkenvorhangs: „der Morgenstern mit hellem Schein läßt sich seh'n frei gleichwie ein Held", gegen das Drama der Jahreszeiten, das ewig neu in seinen vier Akten an staunenden Augen vorübergeht, gegen die wundervolle Dekoration des Regenbogens: „es ist die wunderschönste Brück', worüber noch kein Mensch gegangen", gegen den bunten Chor aus Wald und Feldern.

Blumen und Tiere, die Freunde der Kinder. Sind sie's, weil diese fühlen: hier sind Wesen, noch zarter, noch hilfsbedürftiger als wir selbst; aber auch Wesen, denen wir in der Unbewußtheit unserer ersten Tage näher stehen als dem Reich der Großen.

Unter diesen vielen Freunden sind vor allem die Häslein mit den langen, weichen Ohren und dem dunkelblonden, seidenen Pelzchen, diese schnellfüßigen Boten aus dem grünen Land der Felder und der Wälder; und wenn sie auf ihren samtenen Pfoten durch den weichen Samt des Grases laufen, so sind das Reime, die die Natur selbst zu machen scheint, wie in dem Liedchen von den zwei Hasen, welche das grüne Gras abfraßen „bis auf den Rasen."

Den Häschen folgen die Haustiere, das Kätzchen, das nach dem Reim des Alphabets in den Schnee lief, das Pferd, der Hund, die Kuh, die Ziege; die ganze zahme Naturgeschichte bis auf die bunte Vogelschar. Da zwitschern Schwalbenliedchen und klappern Storchreime, da glänzt ein befiederter Regenbogen von schwarzen Amseln, weißen Tauben, grauen Nachtigallen, braunen Spatzen und grünen „Zeisles"; und dazwischen fliegen rosenrote Marienwürmchen und die honiggoldnen Bewohner der „Wachsburg aus güldnem Pergament".

Aber das Kind begnügt sich nicht mit den bunten Requisiten der Natur. Es kennt noch nicht die Beschäftigung mit den Seelen anderer und mit der eigenen Seele, aus der später Drama und Lyrik erblühen — es hat erst die naive Freude an der Kunstform aus den Kindertagen der Literatur, am Epos — und hier ist es vor allem **das** Epos, das in der sturmlosen Zone der Kinderseele gedeiht — und das Stille und Ruhe mit überlebensbunten Farben verbindet — das Märchen. Und so tragen alle Figuren aus der Welt des Kindes noch über dem bunten Kleid ihrer Anschaulichkeit den Schleier der Phantasie. Die schneebedeckten Berge sind Zuckerberge und es schneit Marzipan, die Mäuse können tanzen und die Stuben auskehren, und der Rattenfänger pfeift seine Weisen. An diese Märchenlieder schließen sich noch taghellere Liedchen und Scherzreime, eine Literatur der Stammelsprache aus der Kinderstube. Alle diese Lieder leben. Unvertilgbar wie Pflanzen. Mitten aus dem Gefüge großer, ernster Bücher streckt so ein immergrünes, immerblühendes Blümchen seine Blätter, wie in dem Halberstädter Wiegenliedchen, das die Kinderfrau Roswitha in einem Buch Fontanes singt; das Liedchen von den zwei Schwalben, die „ins Nachbar sein Haus" fliegen, ist auf den Schwingen Schumannscher Melodien aus dem Kinderland zu uns herübergekommen, und die Komposition von „Wide wide wenne heißt meine Puthenne', ist wohl vielen mit der Erinnerung an die ersten Gehversuche eines Kinderstimmchens verknüpft.

Auf den Bildern, den bunten und den schwarzen, die das Buch begleiten, werden viele Kinderaugen mit Freude ruhen. Die Kunst Dürers und Hans Sachsens Kunst, Bild und Wort haben sich zu einem lieblichen Buch geeint, dessen Blätter ewig jung sind, wie die der alten Nürnberger Burghoflinde.

Hedda Sauer.

Von der Woche.

7. April. Eröffnung der zweiten österreichischen Konferenz für Schwachsinnigenfürsorge in Wien.

8. Kongreß für Gefangenenfürsorge in Wien. — Gustav Schoenaich (geb. 1840), Schriftsteller, in Wien †. — Der Monarch ernennt Dr. Alexander Wekerle zum ungarischen Ministerpräsidenten und auf dessen Vorschlag den Grafen Aladar Zichy zum Minister a latere, den Grafen Julius Andrassy zum Minister des Innern, Franz Kossuth zum Handels-, Dr. Ignaz Daranyi zum Ackerbau-, Grafen Albert Apponyi zum Kultus- und Unterrichts- und Geza Polonyi zum Justizminister.

9. Österreichischer Lehrerbildnertag in Wien. — Reichsverbandstag der österreichischen Mittelschulvereine in Wien. — Eröffnung des IX. deutsch-österreichischen Mittelschultages in Wien. — Hofrat Professor Dr. Heinrich Schuster (geb. 1847) in Prag †. — Die Triester Handels- und Gewerbekammer wählt mit 26 von 34 Stimmen den Freiherrn Peter Morpurgo zum Reichsratsabgeordneten. — Der ungarische Reichstag wird für den 19. Mai einberufen. Die Neuwahlen sind in der Zeit vom 29. April bis 8. Mai vorzunehmen. — Dr. Wekerle tritt in den Verband der Verfassungspartei ein.

10. Dritter Musikpädagogischer Kongreß in Berlin.

11. In Wien, Graz und mehreren anderen Orten wird der 100. Geburtstag Anastasius Grüns gefeiert. — Professor Josef Dockner (geb. 1842), Orgelvirtuose, in Wien †. — Der ungarische Ministerpräsident entwickelt in einer Konferenz der koalierten Parteien das Programm der neuen Regierung, die auf der Basis der 1867er Gesetze steht. — Die liberale Partei in Ungarn beschließt ihre Auflösung.

Gastspiel des Moskauer künstlerischen Theaters. Nun haben auch wir die russische Künstlerrepublik mit Stanislawski als Herzog an der Spitze in unseren Mauern gehabt und uns damit das Recht erworben, den Berliner Jubel zu überprüfen und auf Grund eigener Erfahrung zu untersuchen, welchen positiven Gewinn unser Theater aus dem Beispiel der Moskauer Wandertruppe zu ziehen vermöchte. Ein bißchen schwer haben die russischen Gäste dieses kritische Amt uns wohl gemacht; denn sie führten hier aus ihrem Repertoire, in dem weder Sophokles noch Shakespeare, weder Ibsen und Hauptmann noch Maeterlinck fehlen sollen, nur drei spezifisch russische Werke vor, in denen sie kraft ihrer nationalen Eigenart von vornherein keinen Wettbewerb zu befürchten hatten, nicht aber auch solche, die uns eine verläßliche Handhabe zu Vergleichen geboten hätten. Und das Alpha und Omega jeder Kritik ist und bleibt der Vergleich. Ohne Zweifel führt das stolze Unternehmen Stanislawskis internationale Fruchterde mit sich; zieht man aber von seinen Darbietungen das Unübertragbare und Unnachahmliche ab: den ethnographischen Kuriositätsreiz, dann bleibt für uns wohl nicht so viel Neuland zu entdecken übrig, wie es unter dem ersten Eindruck der Überraschung den Anschein erweckt. Eine primitive Volkskunst, so eine Art Hausindustrie mit den kindlichen Unbeholfenheiten und den naiven Reizen kaum überwundener Barbarei hatte man erwartet, und man sah sich plötzlich vor einer theatralischen Hochkulturkunst, die sich alle Errungenschaften der Bühnentechnik untertan gemacht hat und aus der dennoch die elementare Stimme eines urwüchsigen Naturvolkes wie mit Kinderzungen zu uns spricht. Und die Überraschung ist um so größer, als wir das Moskauer Theater wie mit einem Sprung an einem Ziele angelangt sehen, das das deutsche Theater — Bayreuth ausgenommen — nur auf Umwegen zu erreichen vermochte. Die „Meininger" mußten als Beispiel vorangehen in der Pflege des Zusammenspieles, das keine Sonderstellung einzelner Kräfte duldet, vorangehen auch in der stimmungsvollen szenischen Nachdichtung eines Werkes, die sich auf eine stilvolle Ausstattung stützte und in der Belebung der Massen, in der Durchgeistigung der Komparserie bisher ungesuchte Hilfsmittel fand. Und was die „Meininger" im hohen Drama lehrten, wandte Brahm in seinem Deutschen Theater auf das naturalistische Hauptmanns und auf Ibsen an. Es war das gleiche dramaturgische Grundgesetz, von dem die „Meininger" und Brahm ausgegangen waren, aber ihre Wege trennten sich. Die „Meininger" pflegten die szenische Wahrheit im stilisierten Drama, Brahm strebte vor allem danach, den Wirklichkeitssinn des Zuschauers zu befriedigen. Man weiß, zu welchen Ergebnissen diese Trennung geführt hat: dort zum musealen Ausstattungswahnwitz, hier zur Erstarrung im Realismus des Alltags. Erst Reinhardt gelang es, wieder zu vereinen, was gesondert auf Abwege lockte, und das dramaturgische Evangelium der „Meininger" zu verallgemeinern und zu bereichern. Von einer gleich etappenweisen Entwicklung des russischen Theaters wissen wir so viel wie nichts, und dennoch sehen wir das Moskauer Unternehmen zu einer kaum noch erlebten Vollkommenheit ausgebildet. Was Reinhart als neue technische Errungenschaften noch mit demonstrativer Einseitigkeit betonen zu müssen glaubt, erscheint hier schon organisch ein- und untergeordnet, und man steht vor dem kühnen Brückenbogen, womit Stanislawski den Klassizismus und Naturalismus überspannt hat, wie vor einem Wunder. Und dann hat das Moskauer Theater noch etwas voraus: es verfügt über geborene Schauspieler, die sich vom äußeren Realismus zu einer Psychologie durchgearbeitet haben, die in ihrem Schweigen noch beredter ist als im Worte. Hatten die russischen Gäste in Alexej Tolstois klassizistisch-historischer Dichtung „Zar Feodor Joannowitsch" ein befruchtendes Beispiel durchgeistigter Meiningerei gegeben und zugleich die altmoskowitische Kulturwelt in ihrer goldstrotzenden Pracht nachschöpferisch vor unseren Augen auferbaut und hatten sie in Gorkis „Nachtasyl" das Alltagsleben der Verkommenen und Enterbten durch echte Bühnenpoesie geadelt, so ließen sie in „Onkel Wanja" uns direkt in die Seele des russischen Volkes schauen. Bei diesem schmerzlich-wollüstigen Untertauchen in Resignation fühlte man sich vom ganzen Jammer Rußlands angefaßt und man lernte die Energie doppelt bewundern, die aus einem innerlich so zerrütteten Volksstamme ein künstlerisches Unternehmen von solcher Vollkommenheit zu stampfen vermochte. Welch' reiche Begabung muß längs der Wolga brachliegen!

Theodor Antropp.

Österreichische Rundschau, Heft 77. □ Redaktionsschluß 14. April 1906. □ Ausgegeben 18. April 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Unter den großen deutschen Künstlern älterer Zeit gibt es einige, deren Name zwar allgemein bekannt ist, über die uns aber doch eine zusammenfassende Würdigung bisher nicht recht zugänglich war. Zu diesen Meistern gehört auch Veit Stoß, der große Nürnberger Bildschnitzer. Ihm ist in dankenswerter Weise nun der neueste 81. Band der Künstler-Monographien, Preis 3 Mark (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig), gewidmet. Berthold Daun, der Verfasser dieses Bandes, hat es ausgezeichnet verstanden, ein Gesamtbild der Tätigkeit von Veit Stoß zu geben, und man staunt über den gewaltigen Umfang des Schaffens des fleißigen Meisters, das wir hier in Wort und Bild (der Band bringt 100 Abbildungen) verfolgen können. Ein Schaffen, welches auch dadurch interessant ist, weil es sich auf zwei heut so ganz wesensverschiedene örtliche Gebiete verteilt: auf Krakau und Nürnberg mit seiner engern und weitern Umgebung.

Die Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst in Berlin W., Elßholzstraße 15, versendet soeben zu ihrem Haupt-Katalog einen Nachtrag, der in 70 Nachbildungen die neuesten Heliogravüren ihres Verlages vorführt, Bilder von größtem Ruf und hohem Reiz, z. B. eines der interessantesten Stücke des Prado-Museums in Madrid: das Selbstbildnis des jugendlichen Dürer und eine Reihe von Perlen ,der Alten Pinakothek zu München, dazu hervorragende Bilder der Kgl. Museen in Berlin, Dresden, Amsterdam, der Fürstl. Liechtensteinschen Galerie u. s. w.

Meine Lebensbeichte, das mit Spannung erwartete Memoirenwerk von Wanda von Sacher-Masoch, ist soeben im Verlage von Schuster & Loeffler in Berlin erschienen. Das interessante Buch zeigt zwei Seiten: die Selbstbiographie der Verfasserin und ihre Selbstverteidigung. Zu der letzteren zwangen sie die unerhörten Angriffe, denen sie bis heute ausgesetzt war.

Heine-Denkmal. Auf den von Alfred Kerr erlassenen Aufruf für ein Heine-Denkmal waren bis Ende Februar 8378 Mark eingegangen.

Büchereinlauf.

Sexuelle Ethik. Ein Vortrag, gehalten am 23. März 1906 auf Veranlassung des „Neuen Vereins" in München von Prof. Dr. August Forel. Beispiele ethisch-sexueller Konflikte aus dem Leben. München, 1906. Ernst Reinhardt.

Die Königshäuser. Eine Erzählung aus dem Isergebirge von Gustav Leutelt. Berlin, 1906. S. Fischer, Verlag.

Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymasium. Von R. C. Kukula, E. Martinak, H. Schenkl, Professoren der Universität Graz. Wien, 1906. Karl Graeser & Kie.

Deutsche Geschichte. Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Bielefeld, März 1906. Velhagen & Klasing.

Das alte und neue Testament als Menschenwerk oder Wahrheit und Dichtung im Bibelglauben. Von Freiherrn Karl von Laßberg. Dresden, 1906. E. Pierson.

Achim von Winterfeld (A. von Waldberg). Heinrich Heine. Sein Leben und seine Werke. Dresden, 1906. E. Pierson.

Briefe von Verbrechern. Ein Buch für Denker und Menschenfreunde von M. A. Reitler (Emil Arter). Dresden, 1906. E. Piersons Verlag.

Memoiren eines Unbekannten. 1818—1862. Von Viktor von Schubert Soldern. Dresden, 1906. E. Piersons Verlag.

Die Teilung der Erde. Von Johannes C. Barolin. Mit 4 Karten. Dresden, 1906. E. Piersons Verlag.

Meine Lebensbeichte. Memoiren von Wanda v. Sacher-Masoch. Berlin und Leipzig, 1906. Schuster & Löffler.

Die Literatur. Herausgegeben von Georg Brandes. Denis Diderot von Rudolf Kassner. Mit 15 Vollbildern in Tonätzung und einem Faksimile. Berlin, 1906. Bard. Marquardt & Co.

Eingesendet.



Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. ▫ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 78: 21. April 1906.

Inseraten-Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.–, 1/8 Seite K 20.–, 1/4 Seite K 35.–, 1/3 ... 1/2 ... K 60.–, 1/1 Seite K 100.–. Inserate ... redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinko...

HOTEL-ANZEIGER.

E... i... .
Haus ersten Ranges. Moderner Neubau. Mäßige Preise.

Budapest.
Hotel Jägerhorn.
Haus ersten Ranges, schönste Ausstattung, moderner Komfort, beste Lage. Zimmer v. K 2.40 aufw. F. Kommer, Inhaber.

Dresden.
Savoy-Hotel.
Haus allerersten Ranges in ruhigster und vornehmster Lage der Residenz. E. Possel.

Fiume. Hot...
Im Zentrum der Sta... Nähe des Schifflandu... zia und umgebende ... Küche. Omnibus bei ... Züge. Mäßige Zimm...

Franzensbad.
Kopps Königsvilla.
J. F. Kopp, Hof-Hotelier.

Grindelwald.
Hotel »Bear« und Adler.
Erstklassig. Alpenklima. Prachtvolle Garten- und Parkanlagen. Das ganze Jahr offen. Wintersport.
Gebr. Boß, Besitzer und Leiter.

In vorlieg. Anzeiger ... **dieser E...** pro Monat ... auf 6 Mon. ... bei monatlich zweim...

Seebad Heringsdorf.
Lindemanns Hotel.
Das ganze Jahr offen. Schönst gelegenes, altrenommiertes Haus. Telephon Nr. 4.

Lovrana.
Wiener Pension.
Direkt am Meere, eigene Strand- und Wannenbäder.
Berta Trebitsch-Blum.

München.
Grand Hotel Continental.
Vornehmstes Haus in schönster, ruhigster Lage, allen Anforderu...
Fritz Wehmeyer, Direktor. Max Diener, Hof-Traiteu...

Marienbad.
Hotel Klinger
mit Dependance Hotel Delphin. Erstes und größtes Hotel am Platze. An der Promenade und Park gelegen, gegenüber dem Kreuzbrunnen, mit reizend schöner Aussicht über den Kurort. 250 Zimmer und Salons, Lese-, Rauch- und Konversationszimmer. Elektrisches Licht, Lift, Badezimmer. Vorzügliche Küche. J. A. Rubritius, Besitzer.

Paris. Hotel Campbell.
47 Avenue Friedland, nahe den Champs Elysées und Arc de Triomphe. Gesunde, ruhige Lage. Mäßige Preise bei bester Verpflegung.
Artur Geißler, deutscher Besitzer.

Pörtschach am...
Hotel und Pens...
Ersten Ranges. Direk... und schattiger Garten. ... Tennisplatz. Exquisite ... Preise m...

Wien.
Hotel Bristol.
Kärntnerring.
Haus ersten Ranges.

Wien.
Hotel Meißl & Schadn.
Hotel und Restaurant ersten Ranges.

Wiesbaden.
Hotel Nassau u. Badhaus.
Vornehmstes Hotel direkt beim Kurhaus.

Züri...
Hotel Bau...
Das ganze Jahr offen. ... altrenommiertes ...



In jeder Buchhandlung vorrätig

Soeben erschienen:

III. Teil:

Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. K 2·40.

Inhalt: Vorwort. — Vom gegenwärtigen Bankerott der elementarischen Wissenschaften. — Wunderglaube in der Forschung. — Weltanschauung. — Wie entsteht Magnetismus und Elektrizität. — Problem der unterschiedlichen Zonentemperatur. — Wie die Niederschläge entstehen. — Kathodenstrahlen. — Geheimnis des Radiums etc. etc.

Vorher erschienen: I. Teil:

Die Gravitationslehre . . . ein Irrtum. K 1·50.

II. Teil.

Gegen die Wahnvorstellung vom heißen Erdinnern. K 1·80.

Soeben erschien:

Antiquariatskatalog Nr. 531

Österreich

mit Ausschluß der Länder der ungarischen Krone.

(Bücher und Stiche.)

Auf Verlangen gratis und franko.

Josef Boer & Co.
Antiquariat
Frankfurt a. M., Hochstraße 6.

Schrifts...
Bed. Verlag übernim... Vertrieb v. Gedichten, ... Dramen etc. Trägt ei... Kul. Beding. Off. ... Haasenstein & Vogl... erbet...

Dankb...
veranlaßt mich, ge... allen **Lungen-u...** **den** mitzuteilen, ... durch ein einfache... erfolgreiches Nat... seinem langwierige... wurde.
K. Baumgart... in Reubek bei...

TAPETE...
W. Klobas...
Wien, I. Kolowratr...
TAPETEN
von den einfachsten bis zu den feinst...
Telephon 6121. Must...

Die Herabsetzung des gesetzlichen Zinsfußes.

Von Dr. Max Hitschmann.

Es ist nun bald einundzwanzig Jahre her, daß mit dem Gesetze vom 15. Mai 1885, R.-G.-Bl. Nr. 77, der sogenannte gesetzliche Zinsfuß von 6 Prozent auf 5 Prozent herabgesetzt wurde. Für das Handels- und Wechselrecht blieb kraft ausdrücklicher Anordnung desselben Gesetzes der 6prozentige Zinsfuß aufrecht erhalten.

Dieser gesetzliche Zinsfuß von 5 Prozent für kurz gesagt bürgerliche und von 6 Prozent für handels- und wechselrechtliche Schuldverhältnisse ist nun seither, trotzdem der Prozeß der Verringerung des Gebrauchswertes des Geldes seinen kontinuierlichen Verlauf genommen hat und demzufolge der landesübliche normale Zinsfuß wesentlich gesunken ist, unverändert beibehalten worden. Hiedurch aber ist ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen den tatsächlichen ökonomischen Verhältnissen, wie sie sich in den letzten beiden Dezennien entwickelt haben, und der gesetzlichen Norm entstanden, eine Diskrepanz, die zu Unzukömmlichkeiten, ja direkt zu einem unhaltbaren Zustand gröblicher Ungerechtigkeit geführt hat.

Die fundamentalste Aufgabe der Gesetzgebung ist es, die Gesetze nicht nur einem Wandel der rechtlichen Anschauungen, sondern auch den geänderten wirtschaftlichen Grundlagen rechtzeitig anzupassen.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist nun die Herabsetzung des gesetzlichen Zinsfußes und die Anpassung desselben an die seit Jahren bestehenden und voraussichtlich in ihrem Bestande gesicherten Verhältnisse auf dem Kapitalsmarkt eine unaufschiebbare Pflicht der Legislative.

Selbstverständlich soll hier die Bedeutung des gesetzlichen Zinsfußes und die Tragweite seiner Änderungen beileibe nicht der Überschätzung anheimfallen.

Der gesetzliche Zinsfuß ist nicht mehr und nichts anderes als die Fixierung der Zinsenhöhe für jene Fälle, in denen entweder Zinsen bedungen wurden, ohne daß deren Höhe festgesetzt worden wäre, oder in denen Zinsen schon nach gesetzlicher Vorschrift auch ohne besondere Parteienvereinbarung dem Gläubiger zustehen. Im gesamten Rechtsverkehr bilden demnach die Fälle des gesetzlichen Zinsfußes eine Gruppe, welche an Umfang und natürlich auch an Bedeutung hinter der Massenerscheinung der bedungenen und vereinbarten Zinsen zurücksteht.

Die veraltete Anschauung, als ob der sogenannte gesetzliche Zinsfuß schon an und für sich geeignet wäre, unmittelbaren intensiven Einfluß auf den Kapitalsmarkt und den allgemeinen Zinsfuß zu üben, geht entschieden zu weit. Noch in der parlamentarischen Verhandlung über das eingangs erwähnte Gesetzchen hat diese Ansicht beredten Ausdruck gefunden; es wurde eine Lobeshymne auf den niedrigen Zinsfuß angestimmt und der gesetzliche Zinsfuß als geeignet bezeichnet einen

solchen Zustand zu fixieren und ihm rechtlichen Ausdruck zu verleihen. Hier liegt offenbar eine Verwechslung mit den Zinstaxen vor, die seit 1866, wohl auf Nimmerwiedersehen, bei uns verschwunden sind. Diese Zinstaxen waren direkt eine gesetzliche Beschränkung der Vertragsfreiheit in betreff der Höhe der Zinsen, indem sie das durch keine Vereinbarung zu überschreitende gesetzliche Zinsmaximum für alle Fälle festsetzten. Es liegt auf der Hand, daß diese Zinstaxen allerdings durch die Fixierung der Obergrenze des Leihpreises für Kapitalien die Höhe des landesüblichen Zinsfußes wesentlich beeinflussen, mit dem subsidiären nur im Falle mangelnder Privatvereinbarung geltenden gesetzlichen Zinfuß aber so gut wie nichts zu schaffen haben.

Aber auch der gesetzliche Zinsfuß ist zweifellos ein den normalen Zins beeinflussendes Preiselement, wenn auch mehr psychologischer Natur. Er kommt nur dann zur Geltung, wenn Zinsen gebühren, ohne daß ihre Höhe zwischen den Parteien vereinbart worden wäre, reguliert also namentlich die Höhe des Schadens, welcher dem Gläubiger durch den Verzug des mit der Zahlung säumigen Schuldners entsteht. Die bloße Tatsache, daß mangels einer anderen Übereinkunft der gesetzliche Zinsfuß gilt, läßt also gewiß vielfach eben diesen gesetzlichen Zinsfuß als den Regelfall erscheinen, den die Parteien als Normalmaß zur Grundlage nehmen, auch wenn sie spezielle Zinsvereinbarungen treffen.

Der richtige logische und theoretische Zusammenhang ist aber ein umgekehrter. Der gesetzliche Zinsfuß muß seinem ganzen Wesen nach, wenn er überhaupt seine Aufgabe erfüllen und seinem Zweck entsprechen soll, sich mit dem faktisch bestehenden landesüblichen Zinsfuß decken. Natürlich kann es sich hier nicht etwa darum handeln, daß die Gesetzgebung den ephemeren Oszillationen des Zinsfußes sofort nachfolgt. Entscheidend ist vielmehr nur die Zinshöhe im Durchschnitt längerer Perioden und die sichere Aussicht, daß dieser durchschnittliche Zinsfuß für jene Dauer, für welche Gesetze überhaupt geschaffen werden können, auch seinerseits den wirtschaftlichen Verhältnissen entspreche. Der dem gesetzlichen Zinsfuß zugrunde liegende Gedanke läßt sich dahin ausdrücken, daß dem Gläubiger, welchem eine Kapitalsnutzung entzogen bleibt, in Ermangelung einer besonderen Vereinbarung vom Schuldner soviel geleistet werden muß, als der Gläubiger bei guter normaler Kapitalsanlage mit guter Sicherheit und ohne besondere Mühewaltung bei der Anlage und Verwaltung seines Kapitals hätte erhalten können. Der gesetzliche Zinsfuß soll dem Gläubiger nicht mehr bieten als er unter sonst normalen Durchschnittsverhältnissen mühelos auf dem Kapitalsmarkte erhält, so daß insbesondere jeder spekulative oder Unternehmergewinn ausgeschlossen bleibt. Der Schuldner soll aber wieder nicht weniger zu leisten haben, als er selbst für das vom Gläubiger ihm überlassene oder von ihm dem Gläubiger vorenthaltene Kapital mühelos und sicher zu erhalten in der Lage wäre, damit nicht sein Verzug dem Gläubiger gegenüber vom Gesetze gewissermaßen prämiiert werde.

Der Zinsfuß, der regelmäßig, leicht, sicher und mühelos von jedem Durchschnittsgläubiger erzielt werden kann, ist der landesübliche. Ist der gesetzliche höher als der landesübliche, dann bedeutet er für den Schuldner eine höhere Last als den bloßen vollwertigen Ersatz der Kapitalsnutzung, welche dem Gläubiger entzogen bleibt; er ist eine Strafe für den Schuldner. Im entgegengesetzten Falle wird der Schuldner auf Kosten des Gläubigers begünstigt, der durch die gesetzlichen Zinsen weniger erhält, als er bei rechtzeitiger Zahlung der Schuld müheloser hätte erreichen können.

Der geltende gesetzliche Zinsfuß in der Höhe von 5 Prozent für bürgerliche und von 6 Prozent für kaufmännische Schuldverhältnisse und Wechselschulden ist nun zweifellos mit dem landesüblichen Zinsfuß nicht mehr in jener Harmonie, die doch sein Lebenselement bildet. Es muß direkt als ein völlig unhaltbarer Zustand bezeichnet werden, daß, wie dies gegenwärtig der Fall ist, der gesetzliche Zinsfuß sicherlich um 1 Prozent höher fixiert erscheint als der gang und gäbe vertragsgemäße, der landesübliche Zinsfuß.

Das ständige Sinken des Zinsfußes, trotz Krisen und Krieg, hat die Notorietät für sich, die wohl jedes Nachweises enthebt. Dieser Tatsache kann auch das vorübergehende Anziehen des Zinsfußes in den letzten Monaten nicht entgegengehalten werden. Vielmehr bestätigt diese Ausnahme durch die Abflauung, die bereits allerorten wieder eingetreten ist, am besten die Regel. Alle Sachautoritäten haben denn auch fast übereinstimmend durch die Analyse der Ursachen dieser Zinssteigerung nachgewiesen, daß es sich nur um ein kurzes Intermezzo handle, nach welchem die sinkende Tendenz wieder in die Erscheinung treten müsse. Im engen Rahmen dieses Aufsatzes können nur einige besonders anschauliche Gegenüberstellungen zwischen der ökonomischen Lage zur Zeit der Herabsetzung des Zinsfußes vor zwanzig Jahren auf 5 Prozent und den parallelen heutigen Verhältnissen Platz finden.

Damals betrug der Hypothekarzinsfuß der Österreichisch-ungarischen Bank wesentlich noch 6 Prozent, der Pfandbriefzinsfuß noch 5 Prozent, Die Pfandbriefe der Ersten österreichischen Sparkasse waren 6½prozentig, die Sparkasseneinlagen nahezu durchaus 4prozentig. Der höchste Kurs der 5prozentigen österreichischen Notenrente betrug am 1. September 1884 96·25.

Wie haben sich nun die Verhältnisse seither gestaltet? Die Bankpfandbriefe sind ausschließlich 4prozentig, der niedrigste Kurs der 3½prozentigen Investitionsrente im Jahre 1903 91·30!

Es ist also der niederste Kurs eines 3½prozentigen Staatspapieres nicht viel niedriger als vor zwanzig Jahren der höchste eines 5prozentigen.

Der Hypothekarzinsfuß endlich bewegt sich um 4 Prozent. Und alle diese Faktoren, öffentliche Anlehen, Pfandbriefe, Hypotheken sind eben die konstitutiven Elemente für den landesüblichen Zinsfuß, der selbst wieder die Basis des gesetzlichen Zinsfußes bilden muß. Es ist deshalb nur zu verwundern, daß gesetzliche Maßnahmen in dieser Richtung unterblieben, eine Unterlassungssünde, die sich durch die Vis inertiae erklären, aber nicht entschuldigen läßt.

Dazu kommen aber noch andere Momente.

Die Gesetzgebung des Deutschen Reiches hat aus der Tatsache der Zinsfußverminderung bereits die rechtlichen Konsequenzen gezogen und sowohl im neuen bürgerlichen Gesetzbuch als auch im neuen Handelsgesetzbuch, die beide zwar erst zur Jahrhundertwende in Kraft traten, aber schon vor ungefähr zehn Jahren geschaffen wurden, den gesetzlichen Zinsfuß herabgesetzt. Im § 288 des bürgerlichen Gesetzbuches werden die gesetzlichen Zinsen mit 4 von 100 für das Jahr und im § 352 des Handelsgesetzbuches mit 5 von 100 festgesetzt. Speziell in der offiziellen Denkschrift zum Entwurf des letzteren wurde ausdrücklich betont, daß die Verzinsung mit 6 von 100 nicht mehr den tatsächlichen Verhältnissen entspreche. Die gesetzlichen Zinsen sollen dem Gläubiger keinen Unternehmergewinn gewähren, sie sollen ihm nicht mehr ersetzen als was er im all-

gemeinen bei angemessener Anlage des Kapitals als Zinsen erhalten haben würde oder zu anderweitiger Beschaffung des entbehrten Kapitals aufwenden muß. Hiefür reiche im Handelsverkehr eine Verzinsung mit 5 von 100 vollständig aus.

Unser für den Handels- und Wechselverkehr geltender 6prozentiger Zinsfuß muß nun nicht nur im Vergleich zum Deutschen Reiche, sondern auch in bezug auf unsere eigenen ökonomischen Verhältnisse als ungerechtfertigt hoch bezeichnet werden. Er gilt nämlich nach unserem Gesetz nicht nur für zweiseitige, sondern auch für einseitige Handelsgeschäfte, d. h. unjuristisch gesprochen, 6 Prozent Zinsen hat nicht nur der mit der Zahlung säumige Kunde dem Kaufmann, sondern jederzeit auch der Kaufmann zu bezahlen, wenn er seinerseits Schuldner wird. 6 Prozent Zinsen erhält also der Kommis, welcher von seinem Prinzipal den vorenthaltenen Betrag fordert, 6 Prozent Zinsen bekommt auch der Käufer von ein Paar Schuhen, wenn er sie als mangelhaft zurückgibt, 6 Prozent Zinsen endlich auch der Hausherr, dem der Mieter eines Geschäftslokals den Zins schuldig bleibt.

Bei diesem umfangreichen Anwendungsgebiet ist die Ungerechtigkeit des 6prozentigen Zinsfußes doppelt kraß. Bei Kaufleuten ist ein höherer Zinsfuß als beim Nichthandelsverkehr berechtigt, weil das Geld und Kapital für sie höhere Dienste leistet, nicht bloßen Anlagewert besitzt, sondern auch Betriebsmittel bildet. Was in aller Welt hat aber dieser exorbitante Zinsfuß mit dem Nichtkaufmanne zu schaffen, der zufällig Gläubiger eines Kaufmannes wird?

Das neue deutsche Handelsgesetzbuch hat auch die richtige Konsequenz gezogen und die kaufmännischen 5prozentigen Zinsen (gegenüber den bürgerlichen 4 Prozent) auf beiderseitige Handelsgeschäfte, also einfach auf den Verkehr zwischen Kaufleuten beschränkt. Um wie viel mehr ist nun die Regulierung unseres 6prozentigen Zinsfußes mit seinem ausgedehnten Geltungsgebiete ein dringendes Gebot wirtschaftlicher Gerechtigkeit.

Hingegen wäre auch der Einwand ganz unstichhältig, die Herabminderung des gesetzlichen Zinsfußes sei in Deutschland dadurch erleichtert gewesen, daß das Gesetz dem Gläubiger, gegenüber dem säumigen Schuldner, ausdrücklich das Recht einräume, auch über den gesetzlichen Zinsfuß hinaus Schadenersatz für den Verzug zu fordern, falls er diesen weitergehenden Schaden nachzuweisen in der Lage ist. Das gleiche Recht steht eben auch nach unserem bürgerlichen Gesetzbuch dem Gläubiger zu. In der Theorie mag dies wohl bestritten sein, aber die richtige diesen Schadenersatzanspruch konzedierende Ansicht ist auch von unserem obersten Gerichtshofe akzeptiert worden.

Schon im Jahre 1885 wurde gelegentlich der Beratung über das eingangs erwähnte Gesetz mehrfach die Meinung ausgesprochen, der gesetzliche Zinsfuß solle sofort mit 4 Prozent oder doch wenigstens mit 4½ Prozent festgesetzt werden. Nur mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verschiedenheiten der einzelnen Länder Österreichs und um sprunghafte Übergänge zu vermeiden oder doch eventuellen Rückschlägen vorzubeugen, hat die juridisch-volkswirtschaftliche Kommission des Herrenhauses den 5prozentigen Zinsfuß trotz der Überzeugung, daß er ökonomisch nicht mehr vollkommen berechtigt sei, zur Annahme empfohlen. In einer Zeit, wo nach einem in der parlamentarischen Debatte gefallenen Ausdruck die Konversionen der öffentlichen Anlehen als staunenerregendes Wunderding betrachtet wurden, mochte solche Zaghaftigkeit begreiflich sein. Seither hat man

dieses Staunen allgemach verlernt und sieht die Konversionen als selbstverständlich und naturnotwendig an. Was aber dem Staate als Schuldner recht ist, muß ihm als Gesetzgeber billig sein.

Handelt es sich doch, wie Petrazycki * treffend bemerkt, nicht um eine gleichgültige Sache, ob der Schuldner 3½ Prozent, 4 Prozent oder 5 Prozent zu zahlen hat; für den bedrängten Schuldner kann 1 Prozent mehr verhängnisvoll werden. Ein humaner und die Aufgaben der modernen Zivilpolitik beachtender Gesetzgeber muß im Gebiete der Geldschulden und des Zinsenrechtes besonders rücksichtsvoll und vorsichtig vorgehen. Der gesetzliche Zinsfuß in seiner gegenwärtigen, von den Preisverhältnissen auf dem Kapitalsmarkte längst desavouierten Höhe bedeutet nichts anderes als eine Liebesgabe an den Gläubiger aus der Tasche des Schuldners.

Zweifellos wird die allerdings noch in den ersten Anfängen steckende Revision des bürgerlichen Gesetzbuches auch für unser veraltetes Zinsenrecht überhaupt eine gründliche Reform im Sinne moderner Auffassung bringen müssen.

Bis dahin zuwarten zu wollen, hieße jedoch nichts anderes, als dem gegenwärtigen überlebten Zinsfuß noch mehrere Jubiläen verschaffen und ein gesetztechnisch mit ein paar Worten zu beseitigendes Unrecht trotz besserer Einsicht durch Dezennien aufrecht halten zu wollen.

Warum ist die Wertschätzung des Darwinismus gesunken?

(Eine psychologische Skizze aus der Geschichte der Zoologie.)

Von Professor Dr. Franz von Wagner.

Mit Recht erfreut sich die Wissenschaft bei allen Kulturvölkern der größten Wertschätzung; sie ist nächst der Kunst die edelste Emanation des menschlichen Geistes, und das Ansehen, das sie im Leben eines Volkes genießt, bedeutet einen Prüfstein für die Kulturhöhe desselben. Dieser Würde der Wissenschaft brachte schon der klassische Idealismus des antiken Griechenland seine Huldigungen dar und ließ ihn mit Verachtung auf jene Völker blicken, die die Wissenschaft auch in anderen Absichten als nur um ihrer selbst willen pflegten.

Man tritt indes der gebührenden Achtung vor der Wissenschaft nicht nahe, wenn man eingedenk bleibt, daß diese nicht aus Himmelshöhen als ein Geschenk gnädiger Götter dem Menschen übermittelt, sondern in mühevoller, Jahrtausende umspannender Arbeit vom Menschen selbst errungen ward. Wie ihre Zwillingsschwester, die Kunst, wie Technik und Gewerbe, Handel und Industrie, kurz, die ganze Zivilisation, ist auch die Wissenschaft ein Menschenwerk. Mag ihr kühner Flug mit weithin leuchtenden Schwingen uns manchmal himmelan zu tragen scheinen, ihres Erdgeruches wird sie niemals ledig gehen, denn die menschliche Natur ist unvollkommen und, was sie schafft, muß davon Zeugnis geben.

So erscheint die Wissenschaft in ein dauerndes Abhängigkeitsverhältnis von ihren berufenen Vertretern gesetzt, die, gleichviel, ob sie mit staatlicher Legitimation oder in der

* Petrazycki, die Lehre vom Einkommen. Berlin 1895.

gemeinen bei angemessener Anlage des Kapitals als Zinsen erhalten haben würde oder zu anderweitiger Beschaffung des entbehrten Kapitals aufwenden muß. Hiefür reiche im Handelsverkehr eine Verzinsung mit 5 von 100 vollständig aus.

Unser für den Handels- und Wechselverkehr geltender 6prozentiger Zinsfuß muß nun nicht nur im Vergleich zum Deutschen Reiche, sondern auch in bezug auf unsere eigenen ökonomischen Verhältnisse als ungerechtfertigt hoch bezeichnet werden. Er gilt nämlich nach unserem Gesetz nicht nur für zweiseitige, sondern auch für einseitige Handelsgeschäfte, d. h. unjuristisch gesprochen, 6 Prozent Zinsen hat nicht nur der mit der Zahlung säumige Kunde dem Kaufmann, sondern jederzeit auch der Kaufmann zu bezahlen, wenn er seinerseits Schuldner wird. 6 Prozent Zinsen erhält also der Kommis, welcher von seinem Prinzipal den vorenthaltenen Betrag fordert, 6 Prozent Zinsen bekommt auch der Käufer von ein Paar Schuhen, wenn er sie als mangelhaft zurückgibt, 6 Prozent Zinsen endlich auch der Hausherr, dem der Mieter eines Geschäftslokals den Zins schuldig bleibt.

Bei diesem umfangreichen Anwendungsgebiet ist die Ungerechtigkeit des 6prozentigen Zinsfußes doppelt kraß. Bei Kaufleuten ist ein höherer Zinsfuß als beim Nichthandelsverkehr berechtigt, weil das Geld und Kapital für sie höhere Dienste leistet, nicht bloßen Anlagewert besitzt, sondern auch Betriebsmittel bildet. Was in aller Welt hat aber dieser exorbitante Zinsfuß mit dem Nichtkaufmanne zu schaffen, der zufällig Gläubiger eines Kaufmannes wird?

Das neue deutsche Handelsgesetzbuch hat auch die richtige Konsequenz gezogen und die kaufmännischen 5prozentigen Zinsen (gegenüber den bürgerlichen 4 Prozent) auf **beiderseitige** Handelsgeschäfte, also einfach auf den Verkehr zwischen Kaufleuten beschränkt. Um wie viel mehr ist nun die Regulierung unseres 6prozentigen Zinsfußes mit seinem ausgedehnten Geltungsgebiete ein dringendes Gebot wirtschaftlicher Gerechtigkeit.

Hingegen wäre auch der Einwand ganz unstichhältig, die Herabminderung des gesetzlichen Zinsfußes sei in Deutschland dadurch erleichtert gewesen, daß das Gesetz dem Gläubiger, gegenüber dem säumigen Schuldner, ausdrücklich das Recht einräume, auch über den gesetzlichen Zinsfuß hinaus Schadenersatz für den Verzug zu fordern, falls er diesen weitergehenden Schaden nachzuweisen in der Lage ist. Das gleiche Recht steht eben auch nach unserem bürgerlichen Gesetzbuch dem Gläubiger zu. In der Theorie mag dies wohl bestritten sein, aber die richtige diesen Schadenersatzanspruch konzedierende Ansicht ist auch von unserem obersten Gerichtshofe akzeptiert worden.

Schon im Jahre 1885 wurde gelegentlich der Beratung über das eingangs erwähnte Gesetz mehrfach die Meinung ausgesprochen, der gesetzliche Zinsfuß solle sofort mit 4 Prozent oder doch wenigstens mit 4½ Prozent festgesetzt werden. Nur mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verschiedenheiten der einzelnen Länder Österreichs und um sprunghafte Übergänge zu vermeiden oder doch eventuellen Rückschlägen vorzubeugen, hat die juridisch-volkswirtschaftliche Kommission des Herrenhauses den 5prozentigen Zinsfuß trotz der Überzeugung, daß er ökonomisch nicht mehr vollkommen berechtigt sei, zur Annahme empfohlen. In einer Zeit, wo nach einem in der parlamentarischen Debatte gefallenen Ausdruck die Konversionen der öffentlichen Anlehen als staunenerregendes Wunderding betrachtet wurden, mochte solche Zaghaftigkeit begreiflich sein. Seither hat man

dieses Staunen allgemach verlernt und sieht die Konversionen als selbstverständlich und naturnotwendig an. Was aber dem Staate als Schuldner recht ist, muß ihm als Gesetzgeber billig sein.

Handelt es sich doch, wie Petrazycki * treffend bemerkt, nicht um eine gleichgültige Sache, ob der Schuldner 3½ Prozent, 4 Prozent oder 5 Prozent zu zahlen hat; für den bedrängten Schuldner kann 1 Prozent mehr verhängnisvoll werden. Ein humaner und die Aufgaben der modernen Zivilpolitik beachtender Gesetzgeber muß im Gebiete der Geldschulden und des Zinsenrechtes besonders rücksichtsvoll und vorsichtig vorgehen. Der gesetzliche Zinsfuß in seiner gegenwärtigen, von den Preisverhältnissen auf dem Kapitalsmarkte längst desavouierten Höhe bedeutet nichts anderes als eine Liebesgabe an den Gläubiger aus der Tasche des Schuldners.

Zweifellos wird die allerdings noch in den ersten Anfängen steckende Revision des bürgerlichen Gesetzbuches auch für unser veraltetes Zinsenrecht überhaupt eine gründliche Reform im Sinne moderner Auffassung bringen müssen.

Bis dahin zuwarten zu wollen, hieße jedoch nichts anderes, als dem gegenwärtigen überlebten Zinsfuß noch mehrere Jubiläen verschaffen und ein gesetztechnisch mit ein paar Worten zu beseitigendes Unrecht trotz besserer Einsicht durch Dezennien aufrecht halten zu wollen.

Warum ist die Wertschätzung des Darwinismus gesunken?

(Eine psychologische Skizze aus der Geschichte der Zoologie.)

Von Professor Dr. Franz von Wagner.

Mit Recht erfreut sich die Wissenschaft bei allen Kulturvölkern der größten Wertschätzung; sie ist nächst der Kunst die edelste Emanation des menschlichen Geistes, und das Ansehen, das sie im Leben eines Volkes genießt, bedeutet einen Prüfstein für die Kulturhöhe desselben. Dieser Würde der Wissenschaft brachte schon der klassische Idealismus des antiken Griechenland seine Huldigungen dar und ließ ihn mit Verachtung auf jene Völker blicken, die die Wissenschaft auch in anderen Absichten als nur um ihrer selbst willen pflegten.

Man tritt indes der gebührenden Achtung vor der Wissenschaft nicht nahe, wenn man eingedenk bleibt, daß diese nicht aus Himmelshöhen als ein Geschenk gnädiger Götter dem Menschen übermittelt, sondern in mühevoller, Jahrtausende umspannender Arbeit vom Menschen selbst errungen ward. Wie ihre Zwillingsschwester, die Kunst, wie Technik und Gewerbe, Handel und Industrie, kurz, die ganze Zivilisation, ist auch die Wissenschaft ein Menschenwerk. Mag ihr kühner Flug mit weithin leuchtenden Schwingen uns manchmal himmelan zu tragen scheinen, ihres Erdgeruches wird sie niemals ledig gehen, denn die menschliche Natur ist unvollkommen und, was sie schafft, muß davon Zeugnis geben.

So erscheint die Wissenschaft in ein dauerndes Abhängigkeitsverhältnis von ihren berufenen Vertretern gesetzt, die, gleichviel, ob sie mit staatlicher Legitimation oder in der

* Petrazycki, die Lehre vom Einkommen. Berlin 1895.

Stille privater Beschaulichkeit dem Fortschritt menschlicher Erkenntnis dienen, doch allzumal Menschen sind. Da kann es denn nicht wundernehmen, daß wir in dem Erkenntnisbilde, das uns die Wissenschaft jeweils darbietet, so vielfach menschlichen, oft allzu-menschlichen Zügen begegnen.

Was von der Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit gilt, das trifft auch für ihre Glieder zu, die einzelnen Wissenschaftszweige und Disziplinen, in die sich, einem reich und weit verästelten Baume vergleichbar, im allmählichen Anwachsen der Erkenntnis die ursprünglich einheitliche Wissenschaft entfaltet hat. Aber nicht alle Einzelwissenschaften befinden sich hiebei in der gleichen Lage, vielmehr ist ohneweiteres klar, daß das Maß der gekennzeichneten Abhängigkeit ein recht verschiedenes sein wird, je nachdem das betreffende Wissenschaftsgebiet ideelle Güter des Menschen von anderer Art berührt oder nicht.

Kaum dürfte es in dieser Beziehung eine andere Einzelwissenschaft geben, die ungünstiger gebettet wäre als die Biologie, die Lehre von der lebendigen Natur, der Welt der Organismen, von der wir selbst ein Stück darstellen. Gerade dieser Umstand hat es ja mit sich gebracht, daß die biologische Wissenschaft so lange im Banne kirchlicher und philosophischer Systeme befangen blieb und sich die Befreiung vom Zwange ihr fremder Voraussetzungen in hartem Kampfe erringen mußte. Und daß sie sich der gewonnenen Freiheit auch heute noch nicht völlig in ungestörter Arbeit erfreuen kann, weiß jeder Kundige.

Aber diese Seite des erörterten Abhängigkeitsverhältnisses, die ja offenkundig für jeden Sehenden zu Tage liegt, ist es nicht, die uns im Hinblicke auf die nachfolgenden Betrachtungen hier im besonderen interessiert; ich meine vielmehr jene halb unbewußten, aber vielgestaltigen „Stimmungen" der menschlichen Seele, die das alltägliche Leben in uns auslöst. Keinerlei Fragen der Weltanschauung oder des religiösen Empfindens spielen bei diesen Stimmungen eine vorragende Rolle; sie erscheinen bedeutungslos und unbeachtet fließen sie oft auf das Räderwerk der Wissenschaft hinüber, um weiterhin unbewußte Triebfedern einer geistigen Haltung abzugeben, die in den Objekten nur die eigene Melodie hört und dabei nicht merkt, daß diese anders oder gar nicht tönen.

Das alles mag nun manchem etwas trivial erscheinen, und ich möchte demjenigen, der solches fände, nicht schlechthin widersprechen; doch gibt es zuweilen Zeiten, in welchen es nicht nur nützlich, sondern geradezu geboten ist, sich auch auf das scheinbar Selbstverständliche oder Nebensächliche zu besinnen, zumal wenn es dazu dienen kann, für große und leidenschaftlich umstrittene Fragen des Tages ein nüchternes Urteil zu gewinnen. An einem solchen Punkte sind wir, wenn nicht alles trügt, mit der Lehre Darwins in der Gegenwart angelangt. Es wäre selbstredend töricht, behaupten zu wollen, daß die Beurteilung, deren sich der Darwinismus heute erfreut, oder richtiger gesagt, die er sich heute gefallen lassen muß, in Bausch und Bogen unter die oben entwickelten Gesichtspunkte falle; daß aber in dem jetzigen Widerstreit der Meinungen und Ansichten unter den Fachmännern eine bestimmte psychische Stimmung der Forschenden weit mehr als der tatsächliche Fortschritt unserer Kenntnisse das entscheidende Wort führt, könnte nur mit Unrecht geleugnet werden.

So darf es vielleicht nicht unangebracht erscheinen, die Lehre Darwins in ihrer augenblicklichen Lage einmal vom Standpunkte der psychischen Verfassung ihrer Kritiker

aus zu betrachten. Das Unternehmen ist freilich in mancher Hinsicht nicht ohne Bedenken; wenn ich es trotzdem im folgenden wage, so geschieht es, um weiteren Kreisen, die an den theoretischen Bestrebungen der modernen Biologie lebendigen Anteil nehmen, darzutun, daß die gegenwärtig oft und laut zu Tage tretende Verurteilung oder doch Geringschätzung des Darwinismus keineswegs einer sachlichen Widerlegung desselben entspringt.

Ehe wir an unsere Aufgabe herantreten, ist es, um jeglichen Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, unerläßlich, zunächst festzustellen, was die Theorie Darwins besagt, denn, so seltsam es auch erscheinen mag, mit dem Ausdruck „Darwinismus" ist im Laufe der Zeit recht willkürlich geschaltet worden, indem man damit einen sehr verschiedenen Inhalt verbunden hat. Keine quellenmäßige Untersuchung braucht uns indes hiebei aufzuhalten, denn es wird kein Sachkundiger einen grundsätzlichen Einspruch dagegen erheben, wenn wir das Wesen jener Lehre in zwei Aufstellungen gegeben sehen, der Deszendenztheorie (Abstammungslehre) und der Selektionshypothese (Zuchtwahllehre). Eine Meinungsverschiedenheit ist nur darüber möglich, ob die Deszendenztheorie schlechthin auf den Namen Darwins gesetzt werden darf und nicht etwa bloß die Zuchtwahllehre als Darwinismus zu gelten habe, da der Grundgedanke der Abstammungslehre, wie bekannt, bereits vor Darwin mehrfach ausgesprochen und sogar schon 1809 von Lamarck systematisch entwickelt worden war, das Selektionsprinzip dagegen tatsächlich Darwins originale Konzeption gewesen ist. Die Berechtigung unserer Auffassung leitet sich von der außerhalb jedes Streites stehenden Sachlage ab, daß keiner von Darwins Vorgängern, auch Lamarck nicht, den Erfolg für sich gehabt hat, vielmehr erst durch Darwin das Deszendenzprinzip in der biologischen Wissenschaft zu allgemeiner Anerkennung gebracht worden ist, und zwar mit Hilfe der Selektionshypothese, so daß im Lebenswerke des großen Briten beide Lehren zweifellos eine Einheit darstellen. Im übrigen werden die folgenden Darlegungen beide Theorien auseinanderhalten, so daß die in Rede stehende Differenz der Auffassung jeden Belang für uns verliert.

Die Lehre von den Lebewesen oder Organismen als Wissenschaft ist jungen Ursprungs. Ohne die in ihrer Art vielfach ganz hervorragenden Verdienste früherer Forscher gering anzuschlagen, wird man doch sagen dürfen, daß, soweit die hier allein interessierende Tierwelt in Frage kommt, erst seit den Tagen Cuviers von einer wissenschaftlichen Zoologie gesprochen werden kann. Durch umfassende, auf sorgfältiger und einläßlicher Analyse des Baues beruhende Forschungen erweiterte Cuvier nicht nur unsere Kenntnisse von den untersuchten Tieren in ungeahntem Maße, sondern erschloß auch durch die Einführung und konsequente Anwendung der vergleichenden Methode einen tiefen Einblick in die mannigfaltigen und so verschiedenartigen Zusammenhänge, die sich in der Gestaltung der bunten Fülle selbständiger Tierformen (Spezies) offenbaren. So schuf Cuvier die vergleichende Anatomie und begründete, indem er seine Arbeiten auch auf die fossile Tierwelt ausdehnte, die Zoopaläontologie. Die bedeutungsvollen Ergebnisse seiner weitausgreifenden Forschungen dienten Cuvier zum Fundament seiner Systematik der Tiere, die, weil sie nicht willkürlich irgendwelche Merkmale, sondern die Gesamtorganisation als maßgebendes Kriterium für die systematische Beurteilung der einzelnen Tierarten aufstellte, zum wissenschaftlichen System der Tiere erwuchs.

Aus der geschilderten Sachlage leuchtet ohneweiters ein, daß der Nachdruck in den bahnbrechenden Bestrebungen Cuviers auf die Formverhältnisse, also das morpho-

logische Element der tierischen Organisation gelegt war, wie es sich in Gestalt, Lage und Verbindungsweise der Organe und Organsysteme, kurz, im Aufbau des Tierkörpers kundgibt. Dasselbe gilt von den klassischen Untersuchungen K. E. v. Baer's, die, indem sie das individuelle Werden des Tierkörpers, die Entwicklungsgeschichte desselben zum Gegenstande einer besonderen Disziplin, der Embryologie oder Ontogenie ausbildeten, die alsbald der vergleichenden Anatomie ebenbürtig an die Seite trat, das Lebenswerk Cuviers gewissermaßen vollendeten.

Mit den skizzierten Errungenschaften der vergleichenden Anatomie, der auf diese gestützten Systematik, der Ontogenie und Paläontologie der Tiere war die Zoologie als Wissenschaft, die wissenschaftliche Tierkunde begründet, zugleich aber auch deren vorwiegend morphologischer Charakter ausgeprägt.

In solchem Zusammenhang lag begreiflicherweise nichts näher als die ganz allgemeine Frage nach dem Ursprung und der Herkunft der in der Natur gegebenen Formenmannigfaltigkeit in Tier- und Pflanzenwelt. Cuvier blieb in dieser Hinsicht bekanntlich auf dem Boden der Überlieferung stehen und vertrat bis an sein Lebensende (1831) mit dem ganzen Einsatz seiner überragenden Persönlichkeit die im mosaischen Schöpfungsbericht niedergelegte Erschaffungshypothese, getreu dem Satze Linnés: »Tot numeramus species, quot ab initio creavit infinitum Ens.« Indes war es gewiß kein Zufall, daß schon zu Lebzeiten Cuviers, dessen Arbeiten das Interesse an der Biologie, speziell der Tierkunde, lebhaft anregten, in Fragen der Weltanschauung freier denkende Geister die Erschaffungshypothese als eine wissenschaftliche Erklärungsweise nicht gelten lassen wollten, diese vielmehr als dem wissenschaftlichen Denken direkt zuwiderlaufend empfanden und dementsprechend ein natürliches, jedes Wunder ausschließendes Verständnis der tierischen und pflanzlichen Formenmannigfaltigkeit zu gewinnen suchten. So in Deutschland vor allen Goethe, in Frankreich aber Lamarck, der als engerer Fachgenosse Cuviers in seiner berühmten »Philosophie zoologique«, 1809,* eine vollständig ausgearbeitete Theorie der natürlichen Entstehung der organischen Formenwelt darbot, die im Prinzip nicht mehr und nicht weniger als die moderne Deszendenztheorie bedeutete. Ähnliche und in gleicher Absicht, aber mit weniger Geschick aufgestellte Hypothesen vermochte das beherrschende Wissen Cuviers leicht zu widerlegen, aber auch die Entwicklungstheorie Lamarcks war gegenüber der allseits anerkannten Autorität Cuviers nicht im stande, Geltung zu gewinnen; die damalige Zeit entschied gegen sie.

Nicht ohne besondere Genugtuung liest der Biologe von heute immer wieder jenes bekannte, denkwürdige Gespräch Goethes mit Soret,** das uns von dem tiefgreifenden

* Eine gute deutsche Ausgabe besorgte etwa 1873 A. Lang (Leipzig, A. Abel); diese ist erst vor kurzem wieder neu aufgelegt worden, wohl im Zusammenhange damit, daß in den letzten Jahren die Prinzipien der Lamarckschen Entwicklungstheorie, insbesondere durch die Bemühungen von Botanikern und Paläontologen, neben oder auch gegen den Darwinschen Selektionsfaktor stark in Aufnahme gekommen sind (Neolamarckismus).

** Vergl. J. P. Eckermann, „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens". Herausgegeben von Ad. Bartels (Leipzig, E. Diederichs, 1902), Bd. II, S. 473 u. ff. — Neuestens hat C. A. H. Burkhardt die angezogene, von Eckermann wie alle ihm für seine „Gespräche" zur Verfügung gestellten Angaben Sorets bearbeitete Stelle nach dem französischen Original in ihrer authentischen Fassung bekanntgemacht (vergl. Burkhardt, „Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret", Weimar, Herm. Böhlaus Nachfolger, 1905, S. 120). Danach ergibt sich als

Eindruck Kunde gibt, den die am 19. Juli 1830 im Schoße der Pariser Akademie der Wissenschaften geführte Redeschlacht zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire auf den damals Achtzigjährigen ausgeübt hat. Trotzdem in diesem Streite Geoffroy de Saint-Hilaire unterlag und nach Lage der Dinge unterliegen mußte, stellte sich Goethe doch sofort mit Entschiedenheit, ja Leidenschaft auf seine Seite, vorahnend, das Wehen einer nahen Zukunft fühlend, die die natürliche Erklärungsweise an die Stelle des Wunderglaubens setzen werde.

Und so kam es. Fünfzig Jahre nach Lamarcks »Philosophie zoologique«, im Todesjahre Alexander v. Humboldts, dessen Geist die gesamten Naturwissenschaften im „Kosmos" noch zu einem einheitlichen Weltbilde zusammengefaßt hatte, erschien Darwins Hauptwerk „Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung oder Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampfe ums Dasein" (1859).*

Es ist vielleicht nicht immer lebendig genug bewußt gewesen, daß Darwin, als er seine so folgenschwere Lehre von der natürlichen Zuchtwahl niederschrieb, die Frage, ob natürliche Entwicklung oder übernatürliche Schöpfung die bunte Fülle der organischen Gestalten geschaffen habe, von vornherein im Sinne der ersteren Alternative beantwortet erachtete, zielte doch seine Theorie dahin, die jene Entwicklung bewirkenden Faktoren aufzuzeigen, setzte also diese Entwicklung selbst als gegeben voraus. Seltsam genug: was erleuchtete Denker nur zu ahnen vermochten, hervorragende Biologen aber mit dem Rüstzeug der Wissenschaft vergeblich systematisch zu begründen versucht hatten, fand durch Darwins Lehre mit einem Schlage fast allgemeine Anerkennung: der Entwicklungsgedanke.

Gerade vom psychologischen Standpunkte aus gewährt es großes Interesse, aus einer Perspektive von mehr als vier Dezennien jene verhältnismäßig kurze Zeit leidenschaftlichster Kämpfe um die neue Lehre mit dem raschen Siegeslauf der letzteren zu überschauen. Der zeitliche Abstand, der uns heute von damals trennt, läßt auf dem geschichtlichen Hintergrunde der letzten Vergangenheit gewisse Züge von allgemeinerer, weil für die Folge bestimmender Bedeutung bereits deutlicher hervortreten. Was jene elementare geistige Revolution in der organischen Naturwissenschaft, die sich unauflöslich an den Namen und das Lebenswerk Darwins nüpft, möglich machte, das war der zusammenstimmende Einschlag auf zwei Probleme von fundamentaler Tragweite, denn die bei aller Komplikation doch knappe und dabei frappierend einfache Formel des Selektionsprinzips gab nicht nur eine befriedigende Aufklärung über die Entstehung und den Zusammenhang der organischen Formenwelt, sondern bot ugleich auch für die alles Lebendige von der unbelebten Körperwelt scharf scheidende Zweckmäßigkeit im Bau der Organismen,

wesentlicher Differenzpunkt die folgende interessante, bisher unbekannte Tatsache: „Seit länger als vierzehn Tagen hat Goethe nichts anderes im Kopfe, als Cuvier und Geoffroy; mit jedermann spricht er darüber und beschäftigt sich mit dem Abschlusse einer darauf bezüglichen Arbeit, die ich vielleicht für die Bibliothèque universelle übersetzen werde." Über diese Arbeit vgl. Goethes sämtliche Werke (Cotta, Jubiläumsausgabe), Bd. 39, S. 218.

* Ich zitiere den Titel nach der von H. G. Bronn nach der zweiten Auflage des englischen Originals besorgten deutschen Ausgabe, die allerdings erst 1860 erschien (Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagshandlung). Seither ist sie in vielen, weiterhin von J. V. Carus herausgegebenen Auflagen und verschiedenen anderen Übersetzungen verbreitet.

also diejenige vitale Erscheinung, die bis dahin einer mechanischen, d. h. natürlichen Erklärung unzugänglich geblieben war und daher einer inhaltslosen metaphysischen Lebenskraft Zuflucht gewähren mußte, volles Verständnis. So empfand die unbefangene Forschung die durch Darwins Lehre in so eminentem Maße plausibel gemachte Deszendenztheorie als eine Erlösung von den Fesseln des kirchlichen Wunderglaubens und den durch eben jene Lehre erbrachten Nachweis, daß die vielberufene Zweckmäßigkeit in der Organismenwelt, weit entfernt, ein Wunder zu sein, eine geradezu selbstverständliche, weil notwendige Folge des allgemeinen Naturwaltens darstelle, als eine Befreiung von dem Einflusse metaphysischer Bestrebungen. Das Wirken der Selektion beruht ja darauf, daß sie unter den jeweils gegebenen individuellen Varianten, je nach ihrer Eignung für die Daseinsbedingungen, die günstiger, nützlicher und daher zweckentsprechender organisierten auswählt, so daß, was überlebt und sich fortpflanzt, seine nützlichen Besonderheiten vererbt und demnach notwendigerweise zweckmäßig gebildet sein muß. Daß eine wissenschaftliche Hypothese von der gekennzeichneten Art bei allen für eine natürliche Erklärung der Lebensphänomene eintretenden Biologen freudige Zustimmung finden mußte, sobald nur erst einmal mit den Denkgewohnheiten der überlieferten Auffassung aufgeräumt war, ist menschlich und ohneweiters begreiflich.

Vielleicht hängt es mit dieser Seelenwandlung tiefer zusammen als es auf den ersten Blick erscheinen mag, daß in der Folgezeit der eigentliche Urheber des neuen Lichtes im Lebensreich, die Selektionstheorie, mehr und mehr und schließlich fast völlig in den Hintergrund gedrängt wurde. Tatsache ist es jedenfalls, daß die ganz außerordentlich intensive Arbeit der folgenden Dezennien im Grunde fast lediglich der Deszendenztheorie zu Gute gekommen ist,* denn bis in die Gegenwart herein sind vergleichende Anatomie und Ontogenie (Embryologie) sowie die Zoopaläontologie unentwegt am Werke, im Geiste der neuen Anschauungen die Verwandtschaftsbeziehungen der Tiere aufzudecken und an Stelle des künstlichen Systems den natürlichen Stammbaum der Tierwelt zu setzen.

Mit diesem Gang der Weiterbildung der zoologischen Wissenschaft verband sich von selbst die Ausgestaltung dieser Wissenschaft *in typisch morphologischer Richtung*, handelte es sich doch um die Feststellung der in den Übereinstimmungen und Verschiedenheiten des Baues und der Entwicklung sich kundgebenden graduellen Abstufungen wahrer Organisationsverwandtschaft zwischen den unzähligen Arten der lebenden und ausgestorbenen Tierformen, wofür das morphologische Moment naturgemäß in erster Linie zuständig sein mußte. Damit war aufs engste eine weitere *Abkehr von der physiologischen Betrachtungsweise* verknüpft, die noch dadurch begünstigt wurde, daß aus Gründen, die praktischen Bedürfnissen entsprungen waren, die Physiologie der Tiere schon seit langem ihre eigenen Wege gegangen war, wodurch der Zusammenhang beider Disziplinen — keiner zum Vorteil, jeder zum Nachteil — von vornherein gelockert worden war.

Wenn wir heute das weite Arbeitsfeld der tierischen Morphologie, wie es uns die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts vor Augen stellt, überschauen, so dürfen

* Damit soll der Wert einer Reihe vortrefflicher Arbeiten, die namentlich in der ersten Zeit die Selektionstheorie außerordentlich förderten, wie z. B. diejenigen von Hermann und Fritz *Müller*, selbstredend nicht gering angeschlagen werden. Im Verhältnis zu der Fülle rein morphologischer Publikationen sind jene indes, zumal in der nachdarwinschen Zeit, doch seltene Ausnahmen.

wir mit der größten Befriedigung auf die bedeutungsvollen Errungenschaften jener Zeit hinweisen, die, um von anderem zu schweigen, in unseren Tagen in ungeahnter Vertiefung eine neue Grundlegung der Zellenlehre ermöglichen und selbst anscheinend unlösbare Probleme von größter Tragweite, wie die der Befruchtung und Vererbung, mit den Mitteln der morphologischen Forschung erfolgreich in Angriff zu nehmen gestatten, ganz abgesehen von dem gewaltigen Fortschritt, den unsere Einsicht und Auffassung in bezug auf die natürlichen Verwandtschaftsverhältnisse der Tiere untereinander gewonnen hat, ein Fortschritt, der zu einer völligen Neugestaltung der tierischen Systematik und deren theoretischen Unterlagen geführt hat. Kurzum, es duldet keinen Zweifel, daß die Morphologie den Beweis ihrer Leistungsfähigkeit glänzend erbracht hat.

Diese Anerkennung entbindet indes keineswegs von dem Einbekenntnis, daß die morphologische Seite doch immer nur eine Seite unseres Gegenstandes darstellt und — „die Natur ist doch", wie Goethe einmal sagt, „das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet." Ist demnach die wissenschaftliche Tierkunde nach Ursprung und Entwicklungsgang bis in unsere Tage herein eine morphologische Wissenschaft gewesen, so mußte das dominierende Vorwiegen des formalen notwendigerweise eine Einseitigkeit mit sich bringen, die früher oder später eine Reaktion hervorzurufen wohl geeignet war.

Lichtenberg nannte den Menschen einmal ein „rastloses Ursachentier". In dieser, die psychische Veranlagung des forschenden Menschen treffend charakterisierenden Äußerung liegt der Schlüssel zum Verständnis der heutigen Wertung des Darwinismus, sofern wir uns nur die historische Entwicklung der wissenschaftlichen Tierkunde seit Cuvier und Darwin vor Augen halten. Der Mensch sieht sich von einer Welt von Organismen umgeben, die im wesentlichen dasselbe Leben leben wie er selbst; in jedem Tier derselbe Kreislauf, dasselbe Rätsel, eben das Leben, gleichviel ob es sich um eine Amöbe, ein Insekt oder den Menschen handelt. Dieser Einheitlichkeit des Lebens selbst steht aber eine geradezu unendliche Mannigfaltigkeit von Lebensformen gegenüber. Jenes ein generelles Problem von unergründlicher Komplikation, diese vieltausendfache Einzelfragen, jede wieder ein zweifaches Problem in sich schließend, je nachdem wir die einzelne Form oder Art an und für sich fassen oder in Beziehung zu ihren Mitgeschöpfen betrachten: ein unendlicher Stoff für ein unendliches Forschen!

Es bedarf keiner weitläufigen Begründung, daß das formale Element in erster Linie das Interesse des systematisch forschenden Menschen fesseln mußte, gibt sich doch jedwede Lebensäußerung in Formveränderungen kund, denn Leben ist Bewegung unter stetem Wechsel der Form. Dem physiologischen Einerlei steht ein morphologisches Vielerlei gegenüber, so daß wohl von dem Bau eines Organs auf dessen Funktion, nicht aber, wenigstens nicht ohne weiteres, umgekehrt von der Funktion auf den Bau geschlossen werden kann; und was von dem Teil gilt, gilt hier auch vom Ganzen. Das Überwiegen der Morphologie in der wissenschaftlichen Zoologie ist demnach nicht eine Zufallswirkung, sondern resultiert ganz wesentlich aus der Natur des Gegenstandes. Da mußte begreiflicherweise die durch Darwins Selektionsprinzip aufgedeckte Einsicht erst recht eine weitgreifende Wirkung ausüben; die freudige Begeisterung über so viel Licht, das nun nach allen Seiten hin in die tierische (und pflanzliche) Formenwelt verbreitet ward, machte tausend Hände rege, die neuerschlossenen Schachte auszubeuten und für die Organismenkunde nutzbar zu machen.

Aber das Rätsel des Lebens, in jedem einzelnen Organismus uns immer wieder aufs neue gestellt, ließ auch Darwin ungelöst, denn seine Lehren zielten nur auf ein natürliches Verständnis der zahllosen organischen Gestalten, in welchen sich das Leben darstellt, nicht auf dieses selbst. Eines allerdings — und kein Geringes — hatte die Selektionshypothese auch im Hinblick auf das allgemeine Lebensproblem dargetan: die scheinbar wunderbare Zweckmäßigkeit im Bau der Organismen ist als ein natürlicher Effekt des gesamten Naturwaltens mechanisch, also ohne Zuhilfenahme besonderer unbekannter Kräfte zu begreifen. So wichtig und bedeutungsvoll diese Einsicht auch war und ist, des Rätsels Lösung gibt auch sie nicht.

Bei der geschilderten Sachlage kann es nicht wundernehmen, daß einzelne Forscher, denen nach Veranlagung und Neigung die Ziele und Wege der Morphologie keine Befriedigung mehr boten, sich von dieser abwandten und ein anderes Blatt des Buches Natur aufschlugen, um auf noch unbegangenen Pfaden den Problemen des Lebens und diesem selbst nachzuspüren. Unter ausgedehnter Anwendung der experimentellen Methode und mit Hilfe einer scharfsinnigen Begriffsanalytik faßte man das Leben zunächst an seiner Wurzel, dort, wo es zu individueller Gestaltung seinen Ursprung nimmt; es entstand die von Roux begründete „Entwicklungsmechanik" (Roux) oder „Entwicklungsphysiologie" (Driesch). Daß diese Erweiterung der Lebensforschung, die Bearbeitung der vitalen Probleme, vorerst derjenigen der ersten embryonalen Entwicklung, vom Boden der Physiologie aus, mit freudiger Zustimmung zu begrüßen war, konnte für jeden einsichtigen Biologen keinen Augenblick fraglich sein, ebenso aber auch, daß sich die neue Disziplin an die Seite der Morphologie stellen und in steter Fühlung mit dieser — jede unter Wahrung ihrer Eigenart — die gemeinsamen Interessen pflegen werde. Diese Erwartung gerade hat sich nicht erfüllt, aber nur der, dem die alte Wahrheit des nil humani a me alienum esse puto fremd geblieben ist, wird darob erstaunen.

Eine Gruppe von Entwicklungsphysiologen unter der Führung von Driesch hat von vornherein eine feindselige Haltung der Morphologie gegenüber eingenommen,* indem sie dieser überhaupt den Wert und die Bedeutung einer Erkenntnisquelle abspricht. Die Art und Weise vielmehr, wie diese Forscher die Phänomene des Lebens untersuchen, sei die rationelle Methodik, welche wirkliche Erkenntnis schaffe und nicht bloßes Scheinwissen: jedes vitale Geschehen müsse bis in seine letzten Elemente begrifflich analysiert und das Ergebnis der Analyse zu den letzten Fragen menschlicher Erkenntnis in Beziehung gesetzt werden. Nicht die einfache Beschreibung des formalen Geschehens, sondern die Aufdeckung der ursächlichen Bedingtheit desselben sei das Problem, und die vergleichende Methode vermöge wohl Übereinstimmungen und Verschiedenheiten zwischen den verglichenen Geschehensweisen festzustellen, jeder Schluß aber über die Registrierung einer solchen Tatsache hinaus hänge in der Luft, möge er auch noch so wahrscheinlich erscheinen, denn es fehlt jede Möglichkeit, seine Richtigkeit durch unmittelbare Beobachtung in exakter Weise sicherzustellen u. s. w.

Man wird so manchem in den Ausführungen jener Autoren durchaus beizupflichten haben, ohne deshalb ihre Geringschätzung der Morphologie teilen oder die — gelegentlich übrigens wohl über jedes Maß hinausgehenden — Prätensionen ihres Standpunktes

* Es sei hiebei sogleich bemerkt, daß sich der Begründer der Entwicklungsmechanik, W. Roux, diesem Standpunkte nicht angeschlossen hat.

anerkennen zu müssen; indes gehört eine Erörterung über diese Dinge nicht zu unserer Aufgabe, da uns diese hier nur soweit interessieren, als sie mit unserem Gegenstande zusammenhängen. Und in diesem Belang darf man sagen, daß die Entwicklungsphysiologie eine psychologisch wohlbegründete Reaktion gegen die einseitige Vorherrschaft der Morphologie bedeutet, die von durchaus gesunden Grundlagen ausging, indem sie neben die bislang unter dem dominierenden Einflusse des Deszendenzprinzips fast ausschließlich gepflegte historisch-morphologische Betrachtungsweise die kausal-physiologische Behandlungsart der Lebensprobleme stellte, an die Seite der vergleichenden Methode das systematisch geübte Experiment setzte und so die Beurteilung der formalen Seite der biologischen Geschehensweisen durch die Untersuchung der jene Formveränderungen und Gestaltungsvorgänge bewirkenden Ursachen zu ergänzen und zu vollenden strebte.

Es ist eine häufig zu beobachtende Seelenstimmung des Menschen, das Neue zu überschätzen und damit eine sich steigernde Geringschätzung des überlieferten Alten zu verbinden und nur allzu willig folgt oft der Geist dieser inneren Stimme. Während bis dahin die Morphologie nahezu allein die wissenschaftliche Zoologie beherrscht hatte und dabei von Erfolg zu Erfolg geeilt war, sollte diese nun mit einem Schlage als ein für wahre Erkenntnis wertloser Ballast über Bord geworfen werden; die neue Lichtquelle allein sei im stande, die Rätsel des Lebens sachgemäß, d. h. rationell, zu bearbeiten.

Aus diesen Stimmungen heraus, welchen eine gewisse Verdrossenheit über das bisherige Einerlei und manche unleugbare Auswüchse desselben im Lager der Morphologen selbst zu Hilfe kam — worauf hier nicht näher eingegangen werden kann * — entwickelte sich der in unseren Tagen geführte Kampf gegen die Morphologie. Und nun brauchen wir uns nur des früher skizzierten Werdeganges der Zoologie als Wissenschaft zu erinnern, um zu verstehen, daß es die Deszendenztheorie und die Selektionshypothese sind und sein müssen, also der ganze Darwinismus, auf die jene Angriffe in erster Linie abzielen.

Betrachten wir zunächst die Situation der Deszendenztheorie, so leugnet man angesichts der überwältigenden Fülle von Tatsachen, die durch die Abstammungslehre und nur durch sie einer befriedigenden Einsicht erschlossen werden, das Deszendenzprinzip zwar nicht, hält es sogar für sehr wahrscheinlich, aber es fehle nicht nur der strikte Nachweis der Richtigkeit desselben, dieser sei vielmehr auch gar nicht zu erbringen. So erweise sich die theoretische Grundlage der Morphologie als unsicher und alle auf diese sich stützenden, mit Hilfe der vergleichenden Methode gewonnenen Resultate müssen folgerichtig dasselbe Schicksal teilen.

Weit aggressiver als gegenüber der Abstammungslehre gestalteten sich die Angriffe ** gegen das Selektionsprinzip, den eigentlichen Darwinismus, für dessen restlose Verdammung die kräftigsten Worte eben noch zureichten. Daß sich die Gegner des

* Vgl. K. Heiders jüngst erschienene Rektoratsrede: „Über historische und kausale Betrachtung in der Erforschung der Organismen." Innsbruck, Verl. d. Wagnerschen Univ.-Buchhandlung, 1905. Die lichtvolle, klare und durchaus zutreffende Darstellung Heiders bietet eine vortreffliche Charakteristik der im Titel bezeichneten Streitfrage des Tages, die oben nur berührt werden konnte, weshalb hier auf diese verwiesen sei.

** Ich beziehe mich hiebei, wie in der ganzen Abhandlung, selbstverständlich nur auf die allein zuständige wissenschaftliche Fachliteratur.

Darwinschen Ideenkreises dabei die angebliche Widerlegung desselben außerordentlich leicht machen konnten, ist nicht wunderbar, wenn wir uns wieder für einen Augenblick die Natur und das Geschick dieser Lehre vergegenwärtigen.

Die Selektionstheorie geht von einer Anzahl umfassender Tatsachenreihen (Variation, Vererbung, Überproduktion an Nachkommenschaft) aus und bringt diese in einen bestimmten, gewiß hypothetischen Zusammenhang, indem sie unter Zugrundelegung des sich stetig in der lebendigen Natur vollziehenden Kampfes ums Dasein diesen eine Auslese unter den jeweils gegebenen individuellen Formenvarianten bewirken läßt, eine Auslese, die entsprechend der für die jeweiligen Existenzbedingungen vorteilhafteren, weil zweckentsprechenderen Ausstattung vollzogen wird, wodurch bei andauernder Wirksamkeit dieses Sichtungsvorganges neue Formen vom systematischen Werte einer Spezies gebildet werden. In Konsequenz der Theorie muß das Ergebnis der im steten Wandel der äußeren Daseinsverhältnisse beharrenden Naturzüchtung ganz naturgemäß die Existenz einer großen bestimmt gearteten Mannigfaltigkeit in der organischen Formenwelt und zugleich auch der durchaus zweckmäßige Bau jeder einzelnen Form derselben sein. Die Grundlagen der Theorie sind Tatsachen und das, was sie erklären will, erklärt sie, sofern wir den supponierten Zusammenhang — das Prinzip der Naturzüchtung — anerkennen wollen. Kein Unbefangener wird leugnen können, daß die Selektionshypothese auf den ersten Blick geradezu bestrickend ist und diesem Zauber ist zweifellos auch die elementare Wirkung entsprungen, die sie einstmals ausgeübt hat. Aber die Begeisterung für eine Theorie beweist nicht deren Richtigkeit und da muß freilich ohne alle Einschränkung zugegeben werden, daß die Zuchtwahllehre eine Hypothese ist, die sicherlich nicht bewiesen ist und — was vielleicht noch mehr besagt — mit unseren modernen Hilfsmitteln auch gar nicht ohne weiters an der Wirklichkeit entscheidend geprüft werden kann. Dazu kommt noch, daß die Tragweite der einzelnen, in der Selektionstheorie unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gebrachten Faktoren in ihren Einzelleistungen wie in ihrem Gesamtresultat — die Richtigkeit der Lehre einmal zugegeben — kaum annähernd abschätzbar sind. Diese Sachlage, deren mißliche Bedenken in der Leidenschaft des Kampfes um Wunderglauben oder natürliche Entwicklung wenig beachtet oder in ihrem Gewicht verkannt wurden, hat sich in der nachdarwinschen Zeit noch erheblich verschlimmert, indem, wie schon früher hervorgehoben wurde, mit dem siegreichen Vordringen der Deszendenztheorie in der Hauptsache nur der Ausbau der Abstammungslehre gefördert wurde, der eigentliche Darwinismus aber fast steril auf dem einmal eingenommenen Standpunkte stehen blieb. Mancherlei Umstände wirkten dabei mit. Unsere Lehre wurde im Grunde ohne irgendwelche neue Gesichtspunkte von Bedeutung weitergegeben und angewendet; dazu wurde in letzterer Hinsicht vielleicht mit großer Strupellosigkeit und allzu leichtem Gewissen verfahren, so daß berechtigten Angriffen in dieser Richtung Tür und Tor geöffnet war. Anderseits ergab sich von selbst, daß die vom Deszendenzprinzip geleitete Forschung mit ihrer besonderen Methodik und Mikrotechnik nicht die Mittel an die Hand zu liefern vermochte, dem außerordentlich komplizierten Getriebe der Naturzüchtung in der freien Lebenshaltung der Tiere näher zu treten. Gegenüber der intensiven Laboratoriumsforschung war die Beobachtung der Tierwelt unter ihren natürlichen Existenzbedingungen stark in den Hintergrund gedrängt worden oder diente völlig anderen Zwecken und Aufgaben. Mit der raschen und erfolgreichen Erweiterung unserer Einsicht in die zahllos mannigfaltig

abgestuften anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Tierformen verblaßte auch das Interesse an der Selektionshypothese in dem Maße, in dem die Abstammungslehre sich auf eigene Füße stellen konnte und dadurch von ihrer früheren Abhängigkeit vom Zuchtwahlprinzip loskam. Daher zum großen Teil auch die schwächliche Abwehr, die den modernen Angriffen entgegengesetzt wird, daher vor allem die kühle Zurückhaltung gegenüber der früheren Bekenntnisfreudigkeit. So mußte nach außen hin der Anschein einer „Krisis" erweckt werden, deren Ausgang selbstredend nicht mehr zweifelhaft sein könne. Ist man doch heute bereits wie der Neovitalismus zeigt, soweit gekommen, lieber zu den gewagtesten naturphilosophischen Spekulationen zu greifen, als eine Lehre — wenigstens als heuristisches Prinzip — anzunehmen, die eine Fülle von Tatsachen durch eine einheitliche Formel zu einem möglichen Zusammenhang verknüpft.

Doch fragen wir uns endlich noch, welcher Art sind nun die „Beweise", die in neuester Zeit gegen die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl ins Treffen geführt worden sind, so können wir uns kurz fassen, denn es sind im Wesentlichen die alten Einwände, über die schon oft und viel, aber immer erfolglos diskutiert worden ist, weil weder scharfsinnige Analytik noch tiefgründige Spekulation, sondern Naturbeobachtung allein das entscheidende Urteil fällen kann. Daß aber die alten Einwände heute gewichtiger in die Wagschale fallen als früher, ist eine rein psychologische Erscheinung, die nach dem oben Dargelegten ohneweiters verständlich ist.

Von den gegen Darwins Selektionsprinzip immer wieder erhobenen Einwänden ist vielleicht keiner so triftig wie der, daß dieses Prinzip zwar für das große Ganze des Naturwaltens in der Organismenwelt eine bestrickende Erklärung darbiete, in zahlreichen Einzelfällen dagegen mehr oder weniger oder völlig im Stiche lasse. Das ist nun unleugbar richtig, aber beweist noch keineswegs die Haltlosigkeit jener Hypothese, denn in nicht minder vielen anderen Fällen gewährt dieselbe — mindestens zur Zeit — das dermalen einzig mögliche natürliche Verständnis (Mimikry, sympathische Färbung u. s. w.). Hatte man hoffen dürfen, daß der Fortschritt der Wissenschaft die hier zweifellos vorliegenden Schwierigkeiten überwinden werde, so hat sich diese Erwartung infolge des Entwicklungsganges, den die wissenschaftliche Tierkunde genommen hat, nicht erfüllen können. Stillstand ist eben Rückschritt: die großartigen Errungenschaften der Zoologie in den letzten Jahrzehnten schufen neue Einsichten und neue Ziele und stellten damit die Selektionshypothese vor eine Fülle neuer Probleme, denen gegenüber die Schwächen dieser, wie jeder nicht organisch ausgebauten Lehre besonders lebhaft hervortreten mußten.

Nur in groben Umrissen konnte im Vorstehenden die gestellte Aufgabe gelöst werden; die feineren Züge in diesem Bilde, für den Gesamteindruck des Ganzen keineswegs ohne Bedeutung, mußten außer Betracht bleiben. Was es indessen nachzuweisen galt, das leuchtet wohl auch aus der flüchtigen Skizzenzeichnung, wie ich hoffe, mit genügender Deutlichkeit hervor. Danach sind es nicht Tatsachen, weder auf dem eigenen Grund und Boden, noch auf benachbarten Gebieten, auch nicht eine durch die mächtig erweiterte Erfahrung gewonnene bessere Einsicht in das innere Getriebe der Lebenswelt, die die geringere Wertschätzung des Darwinismus in der Biologie der Gegenwart hervorgerufen haben; diese verminderte Wertschätzung ist vielmehr in eminentem Maße der Ausdruck einer persönlichen



Stimmung, einer psychologischen Haltung mancher Forscher, die durch den besonderen Entwicklungsgang der Zoologie als Wissenschaft seit Cuviers und Darwins Tagen ausgelöst worden sind. Die Deszendenztheorie hat unter diesem Zug der Zeit nicht zu leiden gehabt, denn die wenigen gegen sie vorgebrachten Einwände und Bedenken mußten angesichts der herbeigeschafften, fast unendlichen Fülle von Tatsachen, die lautes Zeugnis für sie ablegen, erfolglos bleiben und wir dürfen heute ohne Zaudern mit Weismann* sagen: „Die Entwicklungslehre ist ein Besitz der Wissenschaft geworden, der nicht mehr rückgängig gemacht werden kann." Anders scheint es freilich auf den ersten Blick mit dem Selektionsprinzip zu stehen; indes verfliegt bei näherem Zusehen dieser Schein, denn über Wert oder Unwert einer wissenschaftlichen Hypothese entscheiden nicht theoretischen Erwägungen entspringende spekulative Schätzungen, sondern einzig und allein Tatsachen. An diesen gemessen, ist aber die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl heute, trotz der gewaltigen Fortschritte der Morphologie, ebenso geltungsfähig wie früher, indem sie es immer noch allein ist, die die organische Zweckmäßigkeit verständlich macht und für eine große Zahl von sonst unbegreiflichen Erscheinungen die erklärende Formel gibt, ohne daß eine einzige Tatsache aufgezeigt werden könnte, die diesem Prinzip mittelbar oder unmittelbar widerstritte. Trotzdem ist das Selektionsprinzip auch heute noch zweifellos ein hypothetischer Faktor, weniger vielleicht mehr an und für sich, als hinsichtlich seiner Wirkungsgröße im Haushalt der lebendigen Natur. Eine Theorie aber, die eine geistige Umwälzung von elementarer Gewalt auf dem weiten Felde der Lebensforschung und über diese hinaus hervorgerufen hat und für die Naturerklärung so wichtige Beiträge liefert wie die Zuchtwahllehre, darf und kann ohne ernste, sachliche Prüfung nicht zur Seite gedrängt werden, zumal von nirgendher ein brauchbarer Ersatz geboten wird. Diese Prüfung freilich ist heute mehr denn je zu wünschen und sie wird früher oder später vorgenommen werden müssen trotz aller technischen Schwierigkeiten, die ihr zur Zeit entgegenstehen, denn sie bedeutet nachgerade eine unabweisbare Notwendigkeit, um der Willkür nachdrücklich zu steuern, mit welcher diese Hypothese praktisch gehandhabt und theoretisch beurteilt wird.

So bringt auch die neueste Phase in der Geschichte des Darwinismus, so unerquicklich auch vielfach das äußere Bild derselben erscheint, ihr Gutes; sie erinnert an eine alte Schuld und stellt eine schwierige aber bedeutungsvolle Aufgabe, die mit Unrecht vernachlässigt worden war, aufs neue. Diese Aufgabe wird gelöst werden, sofern wir uns das köstliche Wort Goethes zu eigen machen: „Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Notwendigen."

* Vgl. A. Weismann, „Vorträge über Deszendenztheorie" (Jena, Verlag von G. Fischer, 1902), I. Bd., S. 3. In den Vorträgen 3—11 dieses vor kurzem in zweiter, billiger Auflage erschienenen klassischen Werkes sind diejenigen Materien ausführlich abgehandelt, die für den Nachweis der Wirksamkeit des Selektionsprinzips in der Organismenwelt zunächst in Betracht kommen, worauf hiemit verwiesen sei.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Zu seinem hundertsten Geburtstage, 29. April 1906.

Von Dr. Moritz Necker.

Die Reihe von Gedenktagen, die wir in den letzten Zeiten rasch nacheinander feierten und die freilich mitunter eine äußerliche Mode zu werden drohten, hatte doch ihr Gutes: Sie veranlaßten eine Revision vieler Urteile und Vorurteile; sie deckten neue Quellen unserer geschichtlichen Kenntnisse auf; sie bereicherten uns um die Kenntnis von Persönlichkeiten, deren Schönheit und Größe wir früher nicht in gleichem Maße empfanden. Sie stärkten unser Nationalgefühl und führten auch der schaffenden Gegenwart neue Anregungen und Werte zu. Wie sehr ist beispielsweise die Wertschätzung der Bilder Schwinds und Waldmüllers seit ihrer Zentenarfeier gestiegen! Mit wie neuen Augen betrachten wir jetzt Adalbert Stifter, dessen Dichtungen schon in die dunkelste Ecke der Bibliotheken geschoben waren! Welche Erquickung bot uns die erst jetzt gewonnene Übersicht der ganzen Gestalt des tapferen Anastasius Grün! Wie viele Anregungen hat auch das moderne Kunstgewerbe aus den Zentenarausstellungen gewonnen, und wie klärend haben sie auf das Geschlecht der Nur-Modernen gewirkt, die von keiner Tradition etwas wissen wollten.

Auch Ernst Freiherr von Feuchtersleben gehört zu den mehr gerühmten als gekannten Größen unserer Heimat, auch ihm soll erst an seinem hundertsten Geburtstage die lang vorenthaltene Gerechtigkeit zuteil werden. Sein Gedicht: „Es ist bestimmt in Gottes Rat" ist zum Volkslied geworden; aber schon von seiner „Diätetik der Seele", die noch vor dreißig Jahren in keinem Hause fehlen durfte, wissen die Gebildeten von heute selten mehr als den Titel. Von seinem sonstigen Streben und Schaffen haben nur wenige Fachmänner eine Vorstellung. Die Vergessenheit, in die er geriet, ist so groß, daß auch diese kaum wissen, daß ihn ein so strenger literarischer Feinschmecker wie Schopenhauer schätzte; in den Paragraphen 245 und 248 der „Parerga", 2. Band, zitiert er zwei Sprüche vom „früh dahingeschiedenen Feuchtersleben". Es sind dies die Sprüche:

„Ist doch — rufen sie vermessen — nichts im Werke, nichts getan!"
Und das Große reift indessen still heran.

*

Wie doch die Menschen sich winden und wehren —
Um nur das Gute nicht zu verehren!

Feuchtersleben ist wohl der einzige Dichter des österreichischen Vormärz, den Schopenhauer zitiert, und es ist sehr zu bedauern, daß er sich nicht näher über ihn ausließ, denn er hätte in ihm einen Geistesverwandten anerkennen müssen. Einen Verwandten und vielleicht einen — Überwinder, wie wir jetzt sagen dürfen, da wir in der historischen Distanz unserer Tage beide Denker gleich objektiv überschauen können.

Feuchtersleben, der Dichter des schwermütigen Scheideliedes, war nämlich auch Pessimist wie Schopenhauer, wie sein ganzes Zeitalter, worin Byron, Heine und Lenau den Ton angaben. Von Jugend auf schwermütig veranlagt, zur selbstquälerischen Hypochondrie geneigt, durch traurige Lebenserfahrungen darin bestärkt, sagte auch Feuchtersleben: „In unserem Lose ist nichts dauerhafter als der Schmerz, und das Vergnügen ist

nichts Positives, sondern nur seine Linderung." „Das Kreuz mit Rosen umschlungen ist das tiefste Symbol unseres Lebens." Auch er pries in Vers und Prosa die Einsamkeit: »Beata solitudo; sola beatitudo«, bezeichnete sie als Goldprobe für einen Charakter und feierte den Naturgenuß als den reinsten und unversieglichen Genesungsquell. Wenn aber Schopenhauer in der „willensfreien", wunschlosen Betrachtung des Künstlers oder Forschers die einzige Möglichkeit sah, das Leben erträglich zu machen, und wenn er damit in den lähmenden Quietismus der Buddhisten geriet, so kam Feuchtersleben zur Erkenntnis: „Unser Leben besteht in Tätigkeit. Hemmung dieser Tätigkeit ist Schmerz; Beförderung Vergnügen." Eine Welt liegt in dieser Differenz zwischen den beiden Denkern. Unsere Zustimmung hat aber Feuchtersleben, nicht Schopenhauer.

Aus tiefster persönlicher Erfahrung war der dichterische Arzt zu seiner Lehre gekommen. Aus der Hypochondrie seiner Jünglingsjahre: „der törichtesten und zugleich traurigsten der Menschenplagen, der entgeistenden, grämlichen, affadierenden Amme der modernen Literatur" (1836!) hatte sich Feuchtersleben dadurch gerettet, daß er sich in die Studien stürzte, einen Berg voller Sorgen auflud. Bald nachdem er am 5. Juni 1834 Doktor der Medizin geworden war und kein Vermögen mehr hatte, heiratete er ein schönes, edles, aber auch vermögensloses Mädchen — die Ehe blieb kinderlos —, und in der Hingabe an große Aufgaben ließ er sich selbst keine Zeit zu unfruchtbaren Grübeleien über sich. So hatte er an sich selbst erfahren, daß „der Mensch kann, was er soll", daß man seinen Willen erziehen, daß man von der Seele aus Macht über den Leib gewinnen könne: die Grundgedanken seiner „Diätetik der Seele". Und nachdem er die Wahrnehmung gemacht hatte, daß auch seine Zeitgenossen an derselben bösen Hypochondrie litten, schrieb er sein Buch: mehr ein Bekenntnis, als eine Lehre. Ein erlebtes Buch und darum ein unvergängliches.

In der Geschichte des deutschen Gemütes im neunzehnten Jahrhundert kommt der „Diätetik der Seele" eine bedeutendere Stellung zu, als man ihr bisher — wenn man überhaupt daran dachte — zugestehen mochte. Im Vormärz galt das deutsche Volk als das Volk der Dichter und Denker: ein fatales Kompliment, das zu widerlegen es sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, nach der Sprengung der Fesseln des Absolutismus, so gründlich bemühte, daß es nun als das betriebsamste Industrievolk mit England um den Weltmarkt ringt. Den Pessimismus der Romantiker, zu denen Schopenhauer doch auch noch teilweise gehört, hat das neue Deutschland abgetan, und es bekennt sich am Ende des Jahrhunderts zu einem zuversichtlichen freudigen Optimismus. Den einseitigen Intellektualismus der Großväter hat es endlich mit einem tiefsinnigeren Voluntarismus vertauscht; nicht bloß Schopenhauer, auch Wilhelm Wundt und die ganze moderne Psychologie sprechen dem Willen den Primat zu, mag man ihn metaphysisch wie immer verstehen. Auf dem Wege dieser gewaltigen Entwicklung steht Feuchterslebens „Diätetik der Seele" als wichtige Etappe da; vielleicht darf man ihn sogar als einen ihrer ersten Führer und Bahnbrecher bezeichnen. Im Zeitalter ästhetisierender Salonnovellen und weltschmerzlicher Reisebilder verkündet er das Ideal der Tätigkeit. Ihm kommt es vor allem auf Erziehung des Willens an. Vom Glauben an seine Erziehbarkeit (an der Schopenhauer verzweifelt!) ist Feuchtersleben, der große Seelenarzt, zu tief überzeugt. In der „Diätetik" zählt er eine Reihe von Wunderwirkungen des Willens (die man heute als Autosuggestion bezeichnen würde) in schweren Krankheitsfällen auf. Darum fordert er

trotz allem Pessimismus zur Tätigkeit auf; in der (sittlichen) Arbeit findet er die Panazee des Menschenglückes. Alle Dichter des folgenden Zeitalters, der Blüte des Realismus, verkünden dieselbe Lebensanschauung, preisen das Glück der Arbeit, der Tätigkeit ebenso wie Feuchtersleben. Er hat schon 1836 seine Lehre verkündet und sein Buch fand rasch eine große Verbreitung. Er selbst konnte schon 1848 ein Vorwort zur fünften Auflage schreiben.

Grillparzer, der für Hebbels Biographie Feuchterslebens das wärmste und liebevollste Porträt von ihm entwarf, teilte seine Grundanschauungen. Auch er suchte in der Selbstvergessenheit der Arbeit Heilung von der bösen Hypochondrie, und zwei Jahre nach Erscheinen der „Diätetik" vollendete er sein Lustspiel „Weh dem, der lügt", worin der Küchenjunge Leon das pure Gegenteil des hypochondrischen Bischof Gregor ist. So waren beide Freunde, der eine als Seelenarzt, der andere als Künstler im Dienste des gleichen Lebensideals tätig. Dem Pessimismus, der in ihm frühzeitig durch Lektüre und Erfahrung genährt wurde und der sich noch 1834 im „Traum ein Leben" kleinlaut genug äußert, gab Grillparzers Dichtung fürderhin keinen Raum mehr ... Und bei der Lektüre Feuchterslebens mußte ich wiederholt an Marie Ebners „Aphorismen", oft auch an ihr „Gemeindekind" denken, denn ihr Geist ist von seinem Geiste. Sie schritt auf der von ihm gewiesenen Bahn weiter. Für die deutschösterreichische Dichtung muß der „Diätetik der Seele" eine besondere Wichtigkeit zuerkannt werden.

Aber Feuchtersleben schrieb dieses Büchlein wie seine Gedichte und Kritiken über heimische und orientalische Poesie doch nur so nebenbei! Vor allem fühlte er sich als Arzt. Diesen Beruf hatte er sich — nach Absolvierung der Theresianischen Akademie — gegen den Willen seines Vaters gewählt, der ihn lieber zum Juristen und Staatsbeamten gemacht hätte. Als Arzt hatte er sich trotz seiner materiell schwierigen Verhältnisse durch fachwissenschaftliche Arbeiten in wenigen Jahren schon so viel Ansehen erworben, daß ihn die 1838 gegründete k. k. Gesellschaft der Ärzte 1840 zu ihrem Sekretär ernannte, der er bis 1844 blieb. In dieser Stellung entfaltete er eine so große organisatorische und fachliche Tätigkeit, daß er 1845 zum Vizedirektor der medizinischen Studien an der Wiener Universität ernannt wurde. Das wichtige Amt entsprach ungefähr dem heutigen Dekanat, nur war es eine dauernde Stellung. Im selben Jahre eröffnete Feuchtersleben — der Erste in Österreich — Vorlesungen über ärztliche Seelenkunde, und zwar mit so großem Erfolge, daß der Hörsaal bald zu klein für sein Auditorium wurde und daß seine Kollegen über die Verödung ihrer gleichzeitigen Vorlesungen klagten. Als Arzt veröffentlichte Feuchtersleben noch heute wertvolle Schriften, deren eine insbesondere: „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde" ins Französische, Englische, Holländische, Russische übersetzt wurde; in England und Frankreich wurde es sogar offiziell in den Unterricht der medizinischen Schulen eingeführt. Über Feuchterslebens wissenschaftliche Bedeutung haben wir erst in den letzten Tagen durch die gehaltvolle Gedenkrede des Wiener Professors für Geschichte der Medizin Dr. Max Neuburger auf ihn zuverlässige Auskunft erhalten: siebenundfünfzig Jahre nach seinem Tode. Wir wollen ihre Ergebnisse hier kurz zusammenfassen, um unser Charakterbild Feuchterslebens zu vervollständigen.

Die wissenschaftliche Epoche, in die Feuchtersleben als Student und Lehrer der Medizin hineingeriet, war die denkwürdigste der schon seit van Swietens Zeiten in hohem Ansehen stehenden Wiener Schule. Sie war gerade damals daran, aus der Heilkunst eine

Heilwissenschaft zu machen. 1842 erschien Rokitanskys „Pathologische Anatomie“ und zur selben Zeit trat Skoda mit seiner medizinischen Physik auf. Diese neue Wissenschaft verdrängte nicht bloß die noch immer spukende Naturphilosophie der Romantiker, sondern brachte auch auf der ganzen Linie der Naturwissenschaften den Empirismus und Realismus zur siegreichen Alleinherrschaft.

Für diesen mächtigen Umwandlungsprozeß hatte Feuchtersleben von Anfang an das richtige Verständnis. Schon in seiner Dissertation: »Lineamenta isagoges in doctrinam de indicationibus« (1834) bewegt er sich selbständig in der neuen Richtung, und in allen späteren Schriften, so viel Neigung zur kritischen Reflexion er darin entfaltet, bleibt er immer auf dem Boden der naturwissenschaftlichen Beobachtung, wird er — trotz seinen vielgeliebten Spinoza und Kant — dennoch niemals Metaphysiker. Auch für ihn bleibt in der Medizin die wissenschaftliche Theorie die Blüte, nicht die Wurzel der klinischen Praxis. Ja, für ihn noch mehr als für die leidenschaftlichen Realisten, die vom bis dahin herrschenden Hippokratismus der Wiener Schule nichts mehr wissen wollten, indes ihn Feuchtersleben in einer höheren wissenschaftlichen Einheit mit dem modernen Realismus zu vereinigen bestrebt war. Der Hippokratismus machte die therapeutische Leistung des Arztes von seiner Intuition am Krankenbett, von seinem Takt oder Instinkt im Anblick des Patienten abhängig; er kannte noch nicht den Mechanismus der Krankheit, welchen eben erst die pathologische Anatomie, die medizinische Physik und Chemie neu erklärten. In einseitigem Eifer verachteten aber nun die genialen Neuerer den Hippokratismus und gerieten bald geradezu in einen therapeutischen Nihilismus. Durch die verständnisvolle Rückkehr zum Alten begründete der große Kliniker Oppolzer später seinen Ruf. Aber schon Feuchtersleben war diesen wie auch allen anderen Einseitigkeiten in der Medizin entgegengetreten. In all seinem wissenschaftlichen Denken — z. B. auch in seiner Abhandlung über Realismus und Humanismus (zur Mittelschulfrage), 1849, im zweiten Bande der Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften — bemerken wir das Bestreben, theoretische Gegensätze in einer höheren Harmonie zu versöhnen. Feuchtersleben war ein richtiger Evolutionist lange vor dem Zeitalter der Entwicklungslehre. Und ferner bewahrten ihn seine dichterische Fähigkeit, sich in fremdes Seelenleben zu versetzen, und seine reiche philosophische Bildung davor, den Menschen nur als einen Mechanismus zu betrachten, immer sah er Leib und Seele zusammen. Darum machte er die medizinische Moderne seiner Zeit nicht ohne weiters mit und behielt, wie freilich erst die Folgezeit lehrte, recht darin.

Aber er blieb auch nicht in der bloß warnenden Kritik seiner Kollegen stecken, die von den psychischen Kräften als Heilfaktoren nichts wissen wollten, sondern schritt zu eigenem Schaffen vor. Feuchtersleben wurde der Begründer der Psychiatrie, der ärztlichen Seelenkunde in Österreich, deren Mangel der Wiener Schule noch 1844 zum Vorwurf gemacht wurde. Auch hier stellte er sich auf den Boden der strengen Empirie. Nicht über das Problem des Zusammenhanges von Leib und Seele grübelte er nach, sondern er erkannte als nächste Pflicht, vorerst die seelischen Vorgänge wie die mechanischen Naturerscheinungen exakt zu beobachten, zu beschreiben und zu klassifizieren. Er erkannte, daß der Arzt, wenn auch alle Medikamente versagen, noch immer etwas für das Wohl seiner Schützlinge durch seelische Beeinflussung leisten könne. „Steht uns Feuchtersleben — sagt Neuburger — nicht auch da, wo er positiv schafft, weit näher als alle übrigen,

heute im Zeitalter der Psychophysik, der Suggestion?" Und von seinem Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde, das im Zeitalter des „krassesten Realismus" entstanden ist, sagt unser Historiker der Medizin: „Es sollte von jedem Arzte als ein Denkmal der Wiener Schule heilig gehalten werden!"

Das große Ansehen, das sich Feuchtersleben als Schriftsteller, Arzt und Denker erworben hatte, insbesondere eine Aufsehen erregende Rede, die er 1847 über die notwendige Reform der Universitäten gehalten hatte, sowie seine Verkündigung der Lehr- und Lernfreiheit an der Wiener Universität (20. März 1848) brachten es nun naturgemäß mit sich, daß ihn Minister Doblhoff im Mai 1848 in sein Ministerium zur Reform des gesamten österreichischen Unterrichtswesens berief, die er auf sein Programm gesetzt hatte. Feuchtersleben trat ungern und nur als Staatssekretär ein, um sich schon in den Oktobertagen mit schwer erschütterter Gesundheit wieder zurückzuziehen. Wie viele weittragende Reformen er in diesen wenigen Monaten teils durchgeführt, teils angeregt hatte, erzählte Dr. S. Frankfurter schon 1893 in der Schrift über Leo Thun, Bonitz und Exner, auf die wir hier nur verweisen wollen. Nur dies sei erwähnt, daß es Feuchtersleben war, der die lateinische Vortragssprache aus den medizinischen Hörsälen verbannte und den naturwissenschaftlichen Unterricht in die Gymnasien einführte. . . . Seine politische Tätigkeit brachte ihm viel Kummer; „er starb vom Geiste aus", schrieb Grillparzer in der erwähnten Charakteristik von ihm. Am 3. September 1849 schloß er in Baden seine Augen für immer, noch nicht 44 Jahre alt. Sein allzufrüher Tod wurde viel beklagt und in keinem Geringeren als in Friedrich Hebbel fand er seinen Biographen.

Überschaut man aber jetzt — aus der Distanz des halben Jahrhunderts nach seinem Tode — alles, was Feuchtersleben in flüchtigen 15 Jahren geschaffen hat, so muß man sagen, daß seine Gestalt an Größe nur gewonnen hat. Er war wirklich ein genialer Mann, Charakter und Schaffen decken sich in seinem Wirken völlig. Jene Natur und Wahrheit, die er in der „Diätetik" als Wurzel aller individuellen Originalität pries, besaß er selbst in reichem Maße. Er vereinigte Fähigkeiten, die sich gewöhnlich ausschließen: mit außerordentlicher Arbeitskraft einen schöpferischen Geist; mit starker reflektierender Begabung organisatorisches Talent; mit der Neigung zur Selbstbetrachtung eine große Energie des Willens. Die Einheit seiner Persönlichkeit bewahrte er als Denker und als Dichter. Mit seinem Streben, in der Heilkunde Philosoph, in der Philosophie aber auch Arzt zu bleiben, erscheint er als ein Vorläufer jener großen Denkergestalten, die unserer Gegenwart das Gepräge geben. Er selbst verkörpert jene Versöhnung von Realismus und Humanismus, denen noch seine letzten Gedanken über die Erziehung des Menschengeschlechtes gewidmet waren. In seinem Sinne aber wird man am besten sprechen, wenn man sagt: Feuchtersleben war wohl der größte Schüler Goethes, denn an Goethes Wort und Vorbild hatte er sich erzogen und den Olympier von Weimar hatte er mehr als irgendeinen andern Genius verehrt und geliebt.

Zum neunten deutsch-österreichischen Mittelschultag.

Glossen von Kustos Dr. S. Frankfurter.

Zum neunten Male versammelten sich in diesen Tagen (vom 9. bis 11. April) in Wien Mittelschulmänner, alte und junge, aus allen Teilen des Reiches, und wenn auch der „Tag" ein deutsch-österreichischer genannt wird, so waren doch, und zwar diesmal mehr als sonst, auch nichtdeutsche Schulmänner zu den Beratungen erschienen. Zu den Verhandlungen hatten zwar, wie eine Tafel am Eingang des schönen Festsaals des akademischen Gymnasiums — einem Bauwerk des genialen Friedrich Schmidt, das, so viele Mittelschulen auch seither in Wien geschaffen wurden, von keinem übertroffen worden ist — belehrte, nur Ehrengäste und Teilnehmer Zutritt, dennoch wurde Unbeteiligten der Eintritt nicht verwehrt und es ist ein erfreuliches Zeichen des Interesses, das die Tagung weckte, daß sich auch solche, darunter selbst Damen, einfanden. Aber auch wenn die Verhandlungen nicht allgemein zugänglich waren — es würde sich übrigens empfehlen, künftighin die Tafel wegzulassen und im Gegenteil die Versammlungen als solche ausdrücklich zu erklären — so fanden sie doch vor der breitesten Öffentlichkeit statt. Denn das Komitee sorgte selbst dafür, daß den Tagesblättern möglichst ausführliche Berichte zugingen, und wenn auch mit Rücksicht auf den Raummangel manche Kürzung nötig war, so ist doch das Wesentliche allgemein bekannt geworden, und die Öffentlichkeit ist somit auch berechtigt, sich mit den Verhandlungen zu beschäftigen. Es darf deshalb auch ein außerhalb des Standes stehender Freund der Schule, der eben deshalb sich lediglich vom Interesse für die Sache leiten lassen kann, es unternehmen, seine Wahrnehmungen, die allerdings nicht immer erfreulicher Natur waren, in Form von Glossen hier mitzuteilen.

* * *

Seiner Aufgabe, Berufs- und Standesfragen zu besprechen, entsprach auch der eben abgehaltene neunte Mittelschultag. Daß bei den Standesfragen die materiellen eine Rolle spielen, wird man begreiflich finden. Wenn auch anerkannt werden muß, daß in den letzten zehn Jahren manches zur Verbesserung der materiellen Lage geschehen ist, und wenn man auch mit der allgemein menschlichen Natur rechnen mag, mit dem Erreichten nicht zufrieden zu sein und mehr anzustreben, so muß doch jeder mit den Verhältnissen einigermaßen Vertraute zugeben, daß noch viel geschehen muß, namentlich viele Härten, sogar solche, die in den Gehaltsgesetzen unbegründet sind, beseitigt werden müssen, und daß insbesondere die Stellung des Lehrers noch viel zu wünschen übrig läßt.* Insoweit sind die Forderungen gewiß berechtigt und erklärlich, und die Öffentlichkeit hat ein Interesse daran, daß nach Tunlichkeit die berechtigten Wünsche erfüllt werden. Denn, wenn es wahr ist, daß nur ein freier Mann ein guter Lehrer wird, so ist es auch richtig, daß es nur ein Zufriedener, von Sorgen Freier sein kann, und gute, tüchtige, berufs-

* Wie aus den Tabellen bei Morsch (siehe die folgende Anmerkung) hervorgeht, sind im Gehalt bei uns die Direktoren und Professoren der Mittelschulen viel schlechter gezahlt als in Deutschland. In Bezug auf die Direktoren kommt Österreich an die 9. Stelle (zwischen Mecklenburg-Schwerin und Strelitz) in bezug auf die Professoren gar an die 19. (zwischen Württemberg und Sachsen-Altenburg). Andererseits ist ihre Pflichtstundenzahl in Österreich viel geringer. Ferner ist in Österreich das Schulgeld erheblich niedriger bemessen als in den norddeutschen Staaten, jedoch höher als in Baiern, Württemberg und Baden.

freudige Lehrer tun mehr denn je not. Jede Besserung der Lehrerstellung kommt der Schule und der Jugend und damit dem Staate selbst zu gute. Unter allen Schulen hat jedoch die Mittelschule, die nach der trefflichen Bestimmung des Organisationsentwurfes eine höhere allgemeine Bildung vermitteln und hiedurch auch für das Hochschulstudium vorbereiten soll, die größte Bedeutung, und den Mittelschullehrern erwachsen aus dieser Doppelaufgabe, die noch verstärkt wird durch die Forderung der harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte und der Entwicklung eines edlen, in sich gefesteten Charakters unter allen Lehrern die schwierigsten Aufgaben. Diese Schwierigkeit des Berufes hat auch ihr Äquivalent in manchen Vorteilen des Standes gegenüber den anderen — auch wissenschaftlichen — Beamtenkategorien gefunden, Vorteile, an die die Mittelschullehrer denn doch zu leicht vergessen. Es ist richtig, daß sie eigentlich kein Avancement haben und ihre Karriere nur die 9. bis 6. Rangklasse (allerdings nicht mit den gleichen Höchstbezügen) umfaßt — allein das Schicksal teilen sie auch mit anderen. Hingegen haben sie im Jahre über zwölf Wochen Ferien, nur 30 Dienstjahre (daß die Supplentenjahre nicht ganz eingerechnet werden, hat seine Analogie darin, daß auch den Beamten mit vierzigjähriger Dienstzeit kein gesetzliches Recht auf die Anrechnung der vor der Beeidigung zurückgelegten Volontär- und Praktikantenjahre zusteht), endlich besitzen sie schon längst das wirkliche Zeitavancement, so daß jeder Mittelschullehrer nach bestimmter Frist sein Höchstgehalt, wozu ja noch Verdienst- und Personalzulagen kommen können, erlangen muß, während das Schicksal des Beamten — auch des wissenschaftlichen — von der Vakanz oder der Systemisierung neuer Stellen abhängt und es ihm obendrein passieren kann, daß er, endlich an der Tour, aus Gründen, die mit seiner Person gar nichts zu tun haben, mitunter auch wegen Ersparnis der Interkalarien, auf die ersehnte Vorrückung und die Erlangung des höheren Gehalts noch geraume Zeit warten muß, und dadurch empfindliche, auch in der Zukunft sich geltend machende materielle Einbuße erleidet.

Diese Erwägungen wurden veranlaßt durch den Vortrag „Standespolitik", den am zweiten Tage Professor Reichelt (Reichenberg) hielt und der allerdings weniger durch den Inhalt, der in vielen Punkten der ruhigen, unbefangenen Prüfung nicht Stand hält, und auch in der Debatte starken Widerspruch fand, als durch die Form und durch den Ton großen Erfolg hatte. Der Vortrag litt vor allem daran, daß der Redner sich die Aufgabe stellte, alle Fragen, die den Mittelschullehrer interessieren können, zu behandeln, also nicht nur, worauf der Titel schließen ließ, eigentliche Standesfragen, und zwar die materielle, soziale und berufliche Stellung, sondern auch die Organisation der Mittelschule, der Behörden, ihre Stellung und Aufgaben, sogar Einzelheiten des Lehrplanes. Daß dabei viel Flaches, viel Subjektives und Verallgemeinerndes unterlaufen mußte, ist natürlich und begreiflich. Daß aber die Schlager und Schlagworte, das luftige Zukunftsprogramm der Organisation, insbesondere die scharfe Kritik, die an allem Bestehenden — es soll nicht geleugnet werden, an manchen Dingen mit Recht — geübt wurde, geradezu begeisterte Zustimmung fand, daß insbesondere die Versicherung der nicht etwa nur in materiellen Momenten begründeten allgemeinen Berufsverdrossenheit minutenlangen tosenden Beifall auslöste, gibt doch zu denken. An eine Versammlung von Mittelschullehrern, deren Beruf es ist, die Jugend zu denkenden Menschen zu erziehen und sie durch die Bildungsmittel, die ihnen gereicht werden, dahin zu bringen, daß sie nicht Agitatoren, nicht der Phrase und dem Schlagwort ihr williges Ohr leihen — so wird

ja von Schulmännern gern ihre Aufgabe bestimmt — muß man doch einen anderen Maßstab anlegen, als an eine ad hoc einberufene Versammlung unzufriedener Beamter niederer Kategorien. Man darf sich bei der Erfahrung, die sich auf die Psychologie der Masse stützt, und sich mit dem Schillerschen Wort getröstet: „Was ist Mehrheit? Mehrheit in Unsinn, Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen", nicht beruhigen und muß in der nicht wegzuleugnenden Begeisterung, die die Versicherung der allgemeinen Amtsverdrossenheit weckte, ein die Schule schädigendes Symptom erkennen. Es wird Aufgabe der Unterrichtsverwaltung sein, den eigentlichen Gründen dieser Erscheinung nachzugehen und sie nach Tunlichkeit zu beseitigen. Nachdrücklich muß dabei die Notwendigkeit betont werden, die Lehrerbildung zu bessern und zu heben und eine besondere Sorgfalt auf die Auswahl der Inspektoren und Direktoren zu verwenden. Gewiß soll man Einzelerfahrungen nicht verallgemeinern, allein es werden so viel Einzelerfahrungen mitgeteilt, daß daraus die Tatsache sich ergibt, daß es damit nicht am besten bestellt ist. Gegen diese beiden Faktoren werden die meisten Klagen erhoben. Hier muß gründlich Wandel geschaffen werden, der allerdings auch das Amt betreffen muß. Denn auch die besten und kenntnisreichsten Schulmänner von weitem Blick und von tiefem Wohlwollen für die Jugend und die Lehrer, selbst voll Begeisterung für ihren Beruf und ihr Studiengebiet und fähig, Begeisterung dafür zu erwecken — und nur solche sollen für diese Stellen gesucht werden, wir sind auch überzeugt, daß man sie finden kann — auch solche können nicht ersprießlich wirken, wenn sie von amtlichen und administrativen Geschäften zu sehr erdrückt werden und allmählich mehr Beamte als Schulmänner und Pädagogen sein müssen. Es muß allerdings betont werden, daß die für diese, was die Leitung unserer Mittelschulen anlangt, so wichtigen Organe geltenden Normen und Instruktionen zu den besten gehören und, wie in einer vergleichenden Darstellung vor kurzem gezeigt wurde,* besser sind als jene in den einzelnen deutschen Staaten. Daher kommt es doch zumeist auf die Personen an, die an diese verantwortungsvollen Posten gestellt werden. Es müssen Männer sein, die, frei von jeder Engherzigkeit, sich nicht vom Gefühle der Macht zu sehr leiten lassen, die ängstlich bemüht sind, die Würde des Lehrers in jedem Falle zu wahren, geschweige denn, sie vor den Schülern oder den Kollegen zu verletzen. Da dies obendrein die Bestimmungen ausdrücklich verlangen, so kann man die Lehrer nicht von der Mitschuld freisprechen, wenn sie so oft darüber klagen, daß es geschieht. Auch ihnen muß man zurufen: men, not measures!

Es wurde in dem Vortrage auch viel vom Standesbewußtsein gesprochen, das gehoben werden müsse. Allein es ist sehr die Frage, ob durch derartige, die Berufsfreude nicht nur negierende, sondern auch namentlich bei den jüngeren Lehrern verbitternde Anklagen, die nichts Gutes am ganzen Stande und seiner Tätigkeit lassen, nicht die Standeswürde zu sehr vermindert wird. Nicht von den vorgesetzten Behörden allein und nicht lediglich durch die dem Stande zuzugestehenden höheren Posten ist die Hebung des Standesbewußtseins zu erhoffen, sie muß von den Standesgenossen selbst durch Manneswürde und das Bewußtsein der Größe der Aufgabe, der sie dienen, gewonnen und von den Älteren den Jüngeren als Ausrüstung für den, auch bei der glänzendsten Stellung so schwierigen Beruf, den sie gewählt haben, übermittelt werden.

* Vergl. das aufschlußreiche Buch „Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich" von Professor Dr. Hans Morsch (Leipzig, Teubner, 1905.)

Der Vortragende hat eigentlich mehr eine Programmrede gehalten und es auch unterlassen, bestimmt formulierte Leitsätze, die seine Forderungen enthalten, aufzustellen. Deshalb wurde auch nach kurzer Debatte, in der Professor Jerusalem mit bemerkenswerter Begründung die Einsetzung eines Ehrenrates verlangte, Hofrat Huemer und andere Redner die essentiellen Ausführungen scharf zurückwiesen, über Antrag Professor Martinaks unter lebhaftem Beifall der Übergang zur Tagesordnung beschlossen. Die Öffentlichkeit kann aus den oben angeführten Gründen sich dabei nicht beruhigen. Es sei aber auch bemerkt, daß manche Forderung Professor Reichelts ihre volle Berechtigung hat, so die, daß den Schulmännern die höheren Stellen in der Schulverwaltung, die auch heute noch als Domäne der Juristen gelten, grundsätzlich zugänglich sein müßten, und dadurch dem Stande eine glänzendere Karrière eröffnet werden sollte. Mit Recht wies er auf die gleichen Bestrebungen der Techniker und Ärzte hin — er hätte noch andere Kategorien erwähnen können. Da nun einmal der Beweis erbracht worden ist, daß ein Philologe es vom Supplenten am Gymnasium zum Sektionschef, ja auch zum Minister in Österreich bringen konnte und Geschäftskenntnis, ohne vorher Jurist gewesen zu sein, nicht vermissen ließ, darf diese Forderung grundsätzlich aufgestellt werden. Es ist doch bezeichnend, daß auch heute noch der Referent für das Mittelschulwesen, obwohl er so viele Jahre das Referat selbständig führt, dem Ministerium nur zugeteilt ist, jedoch sogar unter der Amtsleitung des Ministers Dr. v. Hartel nicht als Ministerialrat in den Status der Beamten einrücken konnte, sondern nur ad personam die fünfte Rangklasse erhielt. Daß nur dem „gelernten Juristen" die Erlangung der Fähigkeit der Aktenbearbeitung, der Geschäfts- und Gesetzeskenntnis möglich ist, sollte doch auf dem Gebiete des Unterrichts- und Bildungswesens endlich zu den abgetanen Dingen gehören.

Das Unterrichtsministerium hat die ihm anvertrauten Agenden nicht nur zu verwalten, sondern auch fortzuentwickeln und dazu genügt nicht Gesetzeskenntnis und Geschäftsroutine, dazu bedarf es fachlicher Einsicht. Baron Gautsch erkannte dies als Unterrichtsminister und es ist sein bleibendes Verdienst, durch Einberufung von Fachmännern für verschiedene Ressorts gesorgt zu haben.

Mehr als sonst wurde diesmal die Mittelschulreform behandelt, und zwar konkurrierte darin der Mittelschultag mit den zum ersten Male gleichzeitig abgehaltenen Verhandlungen des Reichsverbandes der österreichischen Mittelschulvereine. Auch an diesen Fragen hat die Öffentlichkeit das größte Interesse. Allein es muß doch gesagt werden, daß der Eindruck, den diese Erörterungen machten, kein besonders erfreulicher war. Auf die Fragen selbst kann in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden. Aber daß sich bei den Trägern unserer Mittelschulbildung selbst Schwanken und Unklarheit über die Aufgaben der Mittelschulen zeigen, daß sie selbst den Boden unterminieren, auf dem sie ruhen, ist doch bedenklich. Allerdings fehlte es dabei nicht an Lichtpunkten. Der Vortrag, der eigentlich die radikale Mittelschulreform verlangte, fiel gänzlich ab. Man muß es sogar begrüßen, daß Professor Kleinpeter (Gmunden) Gelegenheit gegeben wurde, seine grundstürzenden Ansichten, die er in einer Broschüre* niedergelegt hat, auf dem

* „Mittelschule und Gegenwart" (Wien, Fromme 1906). Vgl. die „Päd. Zeit" vom 14. März d. J. und die eingehende und gerade durch ihre Ruhe wirksame scharfe Kritik im eben erschienenen (3.) Heft der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" durch A. v. Leclair.

Mittelschultag zu vertreten. Wer auf eine revolutionär-kampffrohe Rede im Hinblick auf die Broschüre gefaßt war, mußte sich enttäuscht fühlen. Ob der Redner es nicht für opportun hielt, in dieser Versammlung seine scharfen, das Gymnasium wie die Realschule auf gleiche Weise in ihrer Existenz bedrohenden Ansichten und seine den ganzen Stand treffenden, allerdings an unglaublichen Übertreibungen leidenden Anklagen* vorzutragen oder ob er sie seither aufgegeben, bleibe dahingestellt; die wenigen Paradoxien, die er einflocht, erregten verwundernden Widerspruch, den er selbst mit einem Lächeln quittierte. Der einzige gute Gedanke, „die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts" (Vgl. seinen Aufsatz „Die Erziehung zur Arbeit", „Österreichische Rundschau" Bd. VI, S. 162), wurde anerkannt und seine Verwirklichung nachdrücklich empfohlen von Professor Höfler, der jedoch die Gelegenheit wahrnahm, die gegen die Grundlagen unserer Mittelschulorganisation gerichteten Darlegungen mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen und in begeisterten und überaus wirksamen Worten für den Organisationsentwurf, seine Erhaltung und Fortentwicklung feierliches Zeugnis abzulegen und von seinem Standpunkte als Physiker und Mathematiker, der er von Haus aus ist, die Notwendigkeit der humanistischen Seite der Bildung zu betonen. In überzeugender Rede fertigte Professor v. Arnim den Versuch des Vortragenden ab, das Bildungsziel der Mittelschule neu zu formulieren. Den stärksten Gegner hatte aber Professor Kleinpeter in sich selbst; schon der Versuch, die Ausführungen seiner Broschüre in bestimmt formulierte Thesen zu bringen, zeigte das Unklare und Widerspruchsvolle seiner Ansichten, von denen er übrigens selbst zugab, daß sie nicht neu sind.**

Die Vertreter der Mittelschule beklagen sich darüber, wenn in der Presse und in Versammlungen in scharfer und ungerechtfertigter Weise Anklagen und Vorwürfe gegen die Schule und die Lehrer erhoben werden, die auf vorschnellen Verallgemeinerungen oder unausgereiften Theorien, denen die Erfahrung der Praxis fehle, beruhen. Man muß aber sagen, schärfer als auf dem Mittelschultage selbst ist dies auch auswärts nicht geschehen. Bei ähnlicher Gelegenheit — es war auf einem Philologentage in Deutschland

* Als Pikanterie sei folgendes erwähnt. In der erwähnten Schrift entwirft Professor Kleinpeter ein Bild vom Mittelschullehrerstand, gegen das sich der ganze Stand mit aller Entschiedenheit verwahren müßte. Verallgemeinernd spricht er, um nur einiges hervorzuheben, vom „Arbeiten auf den Schein, das einen wahren Krebsschaden des ganzen Mittelschulwesens bildet"; er behauptet „Servilismus nach oben geht Hand in Hand mit Brutalität nach unten", ferner „vielleicht ist die Zahl derer, bei denen sehr energische Maßregeln (so ‚unbedingte glatte Entlassung', wovon er kurz vorher spricht), am Platze wären, in keinem Stande so groß, wie in dem des Mittelschullehrers". Freilich hat er in seinem Vortrage diese Dinge nicht erwähnt. Aber merkwürdig bleibt doch, daß keiner in der Debatte diese öffentlich erhobenen Vorwürfe, die den ganzen Stand herabsetzen, zurückgewiesen hat. Dafür hat aber Direktor Hergel (Aussig) als Ergebnis eines Vortrages „Der Mittelschullehrer und die Öffentlichkeit" den Leitsatz aufgestellt: „Mittelschullehrern ist gegen öffentlich erhobene Anwürfe und Verdächtigungen der gleiche Schutz zu sichern, wie er anderen im öffentlichen Dienste stehenden Organen gewährt ist." Kommentar dazu erscheint überflüssig.

** Die Broschüre enthält eine Anzahl richtiger Gedanken und guter Beobachtungen, worauf auch Professor v. Leclair hingewiesen hat. Man muß deshalb umsomehr bedauern, daß der Verfasser ihre Wirkung durch die vielen mit ihnen verbundenen Paradoxien, Übertreibungen und Verkehrtheiten vermindert hat.

— wies ein Redner darauf hin, daß die Schulmänner in einem Glashaus sitzen und nicht mit Steinen werfen dürfen. Diese weise Erkenntnis wurde auf dem Mittelschultag vielfach vermißt. Man muß deshalb mehr Maßhalten und Selbstachtung wünschen.

Obschon sowohl der „Tag“ als auch die hier erwähnten Vorträge den beiden Mittelschultypen — Gymnasium und Realschule — galten, so liegt es doch im Wesen der Dinge begründet, daß mehr vom Gymnasium die Rede war, und aus so manchen Erscheinungen der Gegenwart erklärt es sich, daß namentlich die Reformbestrebungen sich mehr ihm zuwandten, obwohl auch die Realschule nicht unberührt blieb. Und ebenso erklärt es sich aus demselben Grunde, daß, wie sich auch hier zeigte, was die Hauptfrage, den Unterricht in den beiden klassischen Sprachen, betrifft, sich der Lehrerschaft bereits eine gewisse Unsicherheit bemächtigte, auf einem verlorenen Posten zu stehen. Wenn es daher noch eines Beweises bedurfte, so wurde er auch durch den Mittelschultag erbracht, daß die jüngst vollzogene Gründung des „Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums“, der sich auf gleiche Weise die Erhaltung dieses wertvollen und unentbehrlichen Bildungsmittels und seiner zeitgemäßen Ausgestaltung, wie überhaupt die Fortentwicklung des österreichischen Gymnasiums auf der bewährten und zu erhaltenden Grundlage des Organisationsentwurfes zur Aufgabe stellt, auch vom Standpunkte der Schule und der Lehrer eine Notwendigkeit war.

Erfreulich war die Debatte am letzten Tage über Prüfen und Klassifizieren, die sich an die sachkundigen und anregenden Ausführungen des Grazer Professors Martinak anschloß. Sowohl sie als die gefaßten Beschlüsse dürfen auch von der Öffentlichkeit als wertvolles Zeugnis begrüßt werden dafür, daß die Schulmänner selbst von der Überzeugung durchdrungen sind, daß hier eine gründliche Besserung nötig ist, damit sie selbst von den Fesseln, die das allzu viele Prüfen für den Unterricht bedeutet, befreit werden und endlich immer mehr in und außerhalb der Schule das Augenmerk auf das Wesen der Sache — das erlangte Wissen und Können — als auf ihren äußerlichen, vergänglichen Ausdruck, die gute Note, gelenkt werde.*

Und wie in diesem Punkte, ist auch in manchen anderen insbesondere in den Sektionsverhandlungen viel wertvolle Arbeit geleistet worden, die den erfreulichen Nachweis liefert, daß unsere Schulmänner emsig am Werke sind, im Interesse der Jugend die Aufgaben und Leistungen der Schule zu vertiefen, zu verbessern und ihre Wirkung zu erhöhen.

* Einmütig und besonders scharf wurde der Klassenkatalog bekämpft und man darf wohl hoffen, daß die Unterrichtsverwaltung im Hinblick auf den einstimmigen Beschluß nunmehr diese Einrichtung, die in ganz bestimmten Verhältnissen ihren Grund hatte, endlich wieder beseitigen werde. Bemerkenswert ist jedoch, wie langsam diese Dinge reifen. Während der Korrektur fällt mir ein 1892 erschienenes Schriftchen „Zur Reform des Gymnasialwesens“ von Dr. Heinrich Fleischmann (Wien, Konegen) in die Hand. Dort findet sich auf Seite 28 ff. „über Prüfungs- und Klassifikationswesen“ dieselbe scharfe Verurteilung dieser Dinge, wie sie jetzt auf dem Mittelschultag vorgebracht wurde. Ebenda heißt es: „Es kann nicht genug bedauert werden, daß diesem Bleistiftregime durch die Einführung der behördlich angeordneten Klassenkataloge, in denen jede einzelne Note genau verzeichnet, dem Publikum zur Einsicht vorzuliegen hat, die Krone aufgesetzt worden ist“. Man sieht, einsichtige Schulmänner haben diese Übelstände, die ein Charakteristikum der österreichischen Schule sind, schon längst gefühlt. Mögen sie endlich beseitigt werden.

Es sei hier insbesondere auf die Besprechung des Themas „Kunsterziehung und Kunstunterricht in der Mittelschule" auf Grund eines Vortrages des Professors Böck verwiesen, die zeigen konnte, daß auch die neuesten Richtungen verständnisvolle Würdigung finden. Erwähnt sei ferner der Vortrag Professor Witlaczils über „Naturgeschichtliche Lehrausflüge und andere Schülerübungen in der Naturgeschichte", der eine Reihe wertvoller Anregungen bot.

So erfreulich die positive Arbeit in den Sektionen ist, muß man doch, und damit berühren wir die Frage der Technik des Tages, feststellen, daß das Programm auch diesmal, wie es meistens bei Kongressen der Fall ist, zu reichhaltig war, als daß die einzelnen Fragen eingehend hätten erörtert werden können. Auch hier gilt die Mahnung „weniger wäre mehr". Damit hängt auch zusammen, daß Sektionen gleichzeitig versammelt sein mußten, die nach der Fachverteilung an den Mittelschulen die Teilnahme der Fachmänner erschwerten. Das sollte doch vermieden werden, ferner müßte man wünschen, daß für die Vorträge in den Vollversammlungen nur eng umgrenzte Themen zugelassen werden, die eine fruchtbringende Debatte ermöglichen und daß diesen Diskussionen so viel Zeit bleibe, daß sie zu einem befriedigenden Ergebnis führen können.

Daß die Mittelschulvereine ganz Österreichs sich zu einem Reichsverbande zusammengeschlossen haben, ist gewiß zu begrüßen. Möge er auch auf die künftige Gestaltung der Mittelschultage seinen Einfluß dahin geltend machen, daß man künftig nur Fragen, die in den einzelnen Vereinen bereits ihre eingehende Erörterung gefunden haben, zur Diskussion stellt und darüber Referat und Korreferat erstattet, damit vermieden werde, daß unausgereifte Vorträge verhandelt werden.

Sizilianische Eindrücke.

Von Dr. Oskar Ewald.

Die Überfahrt von Kalabrien nach Sizilien ist auch im rauhen Jänner eine der gemütlichsten, die ich kennen gelernt habe. Unaufhörlich behält man beide Küsten im Auge und der Reisende, der die Schnellzugsverbindung von Rom nach Palermo benützt, braucht sein Coupé nicht einmal zu verlassen, sondern läßt sich in ihm gemächlich auf die Schienen des Dampfschiffes überrollen. Die Eisenbahn wird an Bord geladen wie Packgut. Und nach einer halben Stunde berührt man Messinas welthistorischen Boden.

Am Stadtbahnhof entfaltet sich frühmorgens bereits ein buntes, polyglottes Treiben. Ein Herr, anscheinend den besseren Ständen angehörig, informiert mich in liebenswürdigster Weise über die weiteren Modalitäten der Reise. Da er ein passables Englisch spricht, bin ich geneigt, ihn für einen Fremden oder für einen hier ansässig gewordenen Ausländer zu halten. Ich hatte mich aber in der Wertungsskala um ein paar Grade vergriffen, was sich in Italien regelmäßig bitter rächt. Der Mann ist Führer und da bis zur Abfahrt noch zwei Stunden verstreichen sollen, bemächtigt er sich meiner sogleich und schleppt mich im Triumphe durch Messina, die Leidenszeit reichlich durch historische und geographische Erläuterung kürzend. Dabei wechselt er unaufhörlich sein Idiom, er

spricht bald englisch, bald deutsch, bald französisch, bald italienisch, flicht auch spanische Brocken ein, aber wie mir dünken will, beherrscht er keine Sprache von Grund aus. Er scheint übrigens eine reich bewegte Vergangenheit hinter sich zu haben, auch w nn seine biographischen Daten auf den Doppeltitel „Wahrheit und Dichtung" Anspruch erheben sollten. In der amerikanischen Flotte behauptet er lange Jahre gedient zu haben und in dieser Stellung weit umhergekommen zu sein. Er will auch in Tunis mit den Arabern um die Wette geflucht haben und sogar in Galizien ansässig gewesen und über unsere Verhältnisse außerordentlich bewandert sein. Zum Schluß bewährt er sich noch als Physiognome. Er erkennt nämlich, ohne sich vorher eines Dokumentes versichert zu haben, daß ich Schriftsteller bin. Da ich noch alle äußeren Anzeichen einer im Coupé schlaflos durchwachten Nacht an mir trage, hohläugig und rauchgeschwärzt die Straßen Messinas durchwandere, so werde ich einigermaßen mißtrauisch und frage mich, was man sich denn gemeiniglich in Italien unter einem deutschen Schriftsteller vorstellen mag.

Verwandte Exemplare habe ich übrigens auch an anderen Orten angetroffen. Menschen, deren äußerer Habitus auf eine viel höhere soziale Stellung hätte schließen lassen können als sie bekleideten. In Taormina kam ich mit einem Hoteldiener in Berührung, dessen intelligentes Aussehen schon früher meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Im Laufe des Gespräches zeigt sich, daß der Mann über geologische Kenntnisse verfügt und ein gutes Latein spricht. Zum Schlusse erfahre ich, daß er das ganze Gymnasium absolviert hat und dann erst durch Ungunst der Verhältnisse auf eine so bescheidene gesellschaftliche Position herabgedrückt wurde. Beinahe noch schreiender erschien mir dies Mißverhältnis bei dem Portier eines Hotels in Catania, der sich mir eines Tages als Philosoph und Literaturforscher vorstellte. Dieser Mann kannte Dantes „Göttliche Komödie" auswendig und hatte lange Jahre ihrer Kommentierung gewidmet. Dabei ist er auf Trinkgelder und vielleicht einen Hungerlohn angewiesen. Den letzten Gründen dieses merkwürdigen Phänomens nachzutasten, blieb mir naturgemäß bei der Kürze meines Aufenthaltes verwehrt. Ein italienischer Arzt, der sich mit den Plänen einer sozialen Reform trug und diese dem König bereits unterbreitet hatte — ich machte unterwegs seine Bekanntschaft — meinte, die Regierung und die Deputiertenkammer, die vorwiegend aus praktisch, kommerziell und industriell ungeschulten Juristen bestünden, trügen die Schuld. Anderseits die Schulerziehung, die sich in den alten und unzeitgemäßen Bahnen des akademischen Humanismus bewege. Trägheit ist es wohl kaum, was den Italiener hemmt, wohl aber jene Fahrigkeit, die man in weit geringerem Maße auch am Süddeutschen beobachten kann und die auch den in Italien mangelnden Sinn für Ordnung und Reinlichkeit erklärt.

* * *

Von Messina führte mich die Reise unmittelbar nach Catania, in den Bereich des Ätna, dessen weites lavaumflutetes und schneebedecktes Gehänge bereits während der Fahrt immer von neuem im Hintergrund auftauchte. Aber die sichtbaren Spuren seiner furchtbaren Wirksamkeit gehen ihm auf Meilen voraus. Bis ins Meer hinein ziehen sich die wüsten Lavafelder mit ihren grauen Zyklopenblöcken, die eine Riesenhand hier aufgeschichtet zu haben scheint. Dieser Bergriese ist vielleicht das seltsamste Ungeheuer, das sich auf dem breiten Rücken der Erde auftürmt. Wunderbar verbindet sich in ihm der Norden unmittelbar mit dem Süden, die arktische Gletscherzone mit der äquatorialen Glut

des Vulkans. Aus seinen Schneefeldern springt die Quelle, die Catania mit frischem Wasser versorgt. Seinem Krater entströmt die Lava, die die blühende Stadt mit einem schauerlich grotesken Felswall umgürtet hält und dereinst noch in einen Trümmerhaufen zu verwandeln droht.

Catanias landschaftlicher Reiz erschöpft sich beinahe in dieser so unheimlichen Nachbarschaft. Sonst bietet es landschaftlich viel weniger als Taormina und Syrakus. Die Straßen sind zumeist eng und die Küste ist schwer zugänglich. Aber vom mächtigen Molo aus genießt man einen herrlichen Rundblick. Da sieht man die Stadt, eingeschlossen zwischen dem unendlichen blauen Meer und der gigantischen Masse des Ätna, von deren glitzernd weißer Spitze an wolkenfreien Tagen eine dichte Rauchsäule sich erhebt. Auf zwei Seiten lernt man die Macht des Elementes fürchten und verehren. Und man begreift die mystische Sehnsucht des tieferen Menschen nach dieser elementaren Ureinheit, die sich vielgestaltig in den Phänomenen zersplittert. Man begreift die unbezwingbare Sehnsucht, die hier oberhalb Catanias den großen hellenischen Denker Empedokles zum Todessprung in den Schlund des Ätna getrieben. Es ist der grauenvolle Reiz des Geheimnisses, zugleich aber auch der Triumph hoher metaphysischer Zuversicht. Ist es nicht auch etwas wie geheime Sehnsucht nach den Tiefen, was uns an abgründigen Wegen schwindeln macht? Sehnsucht und Angst zugleich. Denn in den menschlichen Affekten stehen der positive und der negative Pol in unmittelbarer Nähe. Was wir am glühendsten begehren, das fürchten wir aus tiefster Seele.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter zeigt Syrakus. Der Gegensatz von Höhe und Tiefe, von Gletscheröde und Meereseinsamkeit tritt hier nicht wiederum auf, denn Syrakus liegt in einer weiten, blühenden Ebene eingebettet, die sanft anschwellende Hügelketten im Westen umsäumen. Aber Syrakus hat nichtsdestoweniger seine ästhetischen Konflikte und Kontraste, Kontraste von packender Tragik und schneidender Schönheit, die hier freilich mehr im Verborgenen lauern und gesucht werden wollen. Durchschreitet man die Altstadt von einem Ende zum andern, so gleicht sie einem blühenden Parke. Mit staunender Bewunderung stößt man dann aber auf die berühmten Latomien, natürliche Steinbrüche, an deren Hängen, hinab in die schwindligen Tiefen, herrliche Gärten angelegt sind. Es sind wahrhaft paradiesische Striche, auch gefährlich und verführerisch wie das Paradies. Denn unmittelbar hinter einem schwellenden Rasenplatz öffnet sich zuweilen völlig unerwartet ein furchtbarer Absturz, kaum zur Genüge von schützendem Geländer eingehegt. Hat man die Scheu des ersten Augenblicks überwunden, so lohnt freilich der prachtvolle Blick in den Abgrund. Denn dort unten blüht eine farbenbunte Kultur herrlicher Blumen und Bäume und zwischen den einzelnen Felsenkesseln, in die sich diese Tiefenlandschaft zergliedert, schlängeln sich schattige Kieswege, reich mit Bänken besetzt und von mächtigen Pinien eingesäumt. Die düsterste Stimmung löst sich unwillkürlich bei solchem Anblick in andächtigen Frohsinn. Diese Kunst, an mächtigen Abgründen blühende Gärten erstehen zu lassen, Gärten, an denen sich die natürliche Beschränkung, der räumliche Zwang ihrer Anlage zu einem eigenartigen, noch höheren Zauber entfaltet, denen das Furchtbare gleichsam zum Stachel neuer Schönheit wird, diese Kunst scheint einen Imperativ für unser so zerklüftetes und abgründliches Leben auszusprechen, auch hier jene wundersame Metamorphose zu vollbringen. Und so war es denn auch stets der Sinn jeder wahrhaft tragischen Weltanschauung, daß sie dem leidenden und gequälten Menschen

die große Möglichkeit öffnete, über seine Qualen zu triumphieren, indem er sie sich in seiner Betrachtung als ein Schauspiel von furchtbarer Erhabenheit gegenüberstellte und so zu ihrem ästhetischen Genuß gelangte. Vor allem an den letzten Tragiker der Philosophie, an Nietzsche, muß man denken, wenn man dies seltsam bezwingende Bild vor Augen sieht. Die Zarathustrastimmung scheint hier ihre Verkörperung gefunden zu haben. Mir wenigstens trat der Sinn jener aus Verzweiflung und Heroismus geborenen Weltanschauung niemals so lebendig ins Bewußtsein, jener Weltanschauung, die sich leichtbeschwingten Schrittes auf der Schneide eines Abgrundes bewegt und aus dem Brummklang der alten Mitternachtsglocke die frohe Botschaft der ewigen Wiederkehr des Lebens tönen hört.

* * *

Meinem Vorsatz getreu, suchte ich nicht bloß die geographischen, sondern auch die ethnographischen Eigentümlichkeiten des Landes kennen zu lernen, so weit dies in der knappen Zeitspanne möglich war. Und da bietet Sizilien ebensoviel des Interessanten. Welche kulturelle Revolutionen und Metamorphosen haben sich da nicht vollzogen! Von den Urbewohnern, den alten, geheimnisvollen Sikanern, an, bei denen man nicht einmal darüber im klaren ist, ob sie zur arischen Völkerfamilie zählen, bis zu den heutigen Italienern, die sich im Ruhm einer großen Vergangenheit sonnen. Hier haben die Griechen ihre Kolonien gehabt, und die grandiosen Überreste ihrer Theater in Taormina und Syrakus legen für antike Kunstfreudigkeit Zeugnis ab, ebenso wie in letztgenannter Stadt das schauerliche „Ohr des Dionysus", eine unterirdische Grotte für Staatsgefangene, die in geheimer Kommunikation mit den Gemächern des Tyrannen stand, für dessen grausame Schreckensherrschaft. Hier wurden die welterschütternden Kämpfe zwischen Puniern und Römern ausgefochten, hier, in der ersten römischen Kolonie, der Grundstein zu Roms Weltherrschaft gelegt. Hier blühte arabische Kultur. Hier drangen die unbezwinglichen Normannen erobernd ein. Hier standen Wiege und Grab der größten Hohenstaufen. Jenes zweiten Friedrich insbesondere, der in seinen antikirchlichen, kulturgesättigten Bestrebungen vielleicht die größte Erscheinung des Mittelalters ist. Aus diesen Elementen erwuchs sizilianisches Volkstum. Und bis in unser Jahrhundert erhielt sich seine Bedeutung. Denn von hier aus ging Garibaldis und seiner Tausendschar heldenkühne Expedition gegen die Herrschaft der Bourbonen aus. Heute stehen ökonomischer Wohlstand und soziale Lebensbedingungen auf einer recht tiefen Stufe. Die alte Unternehmungslust scheint sich indessen in anderer Form vererbt zu haben, wie dies die großen Auswanderungszüge beweisen, die jährlich von Sizilien über den Ozean zumeist nach dem romanischen Südamerika gehen. Trotz solch ungünstiger Verhältnisse ist die Bevölkerung zurückhaltender, maßvoller in ihrem Benehmen dem Fremden gegenüber als zum Beispiel die Venetiens oder die Neapolitaner.

In Catania genoß ich den schätzenswerten Vorteil, mit der studierenden Jugend nähere Berührung zu gewinnen. Ein junger Jurist, mit dem ich vor dem Schauladen einer größeren Buchhandlung Bekanntschaft machte, stellte mir bald darauf einige seiner Kollegen vor, die mir in der liebenswürdigsten Weise Zerstreuung und Anregung zu bieten bemüht waren. Die Unterhaltung ging flott von statten, da wir uns auf halbem Wege entgegenkamen. Ich drückte mich zur Not italienisch aus, während ein Teil der jungen Leute merkwürdigerweise ein leidliches Deutsch sprach. Überhaupt scheint die Kenntnis unserer Sprache beträchtlich im Zunehmen begriffen zu sein. Von der romanischen Be-

[illegible]

* * *

[illegible] ist auch [illegible] eines bekannten italienischen Dichters, dessen Name uns weniger vertraut ist, der aber in Sizilien beinahe als nationaler Heros gefeiert wird: Mario Rapisardi. Ihm wurde die hohe Ehre zuteil, bereits bei seinen Lebzeiten in einem Denkmal neben unter Italiens größten Helden verewigt worden zu sein. Das an sich Äußerliche deutet auf eine überaus liebenswürdige Eigentümlichkeit des italienischen Volkes. Es ist der dankbare Sinn seinen Großen gegenüber. In Sizilien werden Komponisten wie Bellini, wie Pacini offiziell mehr geehrt als bei uns ein Goethe. Gärten, herrliche Anlagen, nicht bloß [illegible] Straßen werden nach ihnen benannt, während bei uns parlamentarische Schlachten geliefert werden müssen, wenn es darauf ankommt, einem Großen ein simples Standbild aufzustellen. Ein Mann wie Cavalotti ist beinahe in jeder größeren Stadt Italiens durch ein Denkmal ausgezeichnet worden. Man möchte sogar zuweilen fragen, ob diese nationale Dankbarkeit nicht zu weit gehe, ob das Verdienst nicht manchmal in einem schlechten Verhältnis zur Ehrung stehe. Es scheint mir übrigens darin noch ein Element des antiken Heidentums, das in Italien sich überhaupt in verschiedenen Metamorphosen behauptet, fortzuwirken. Die Alten bewiesen eine kindliche Frömmigkeit der Heldenverehrung, indem sie ihre großen Toten zu Heroen, ihre Heroen zu Göttern verklärten, denen sie Altäre bauten, um die segnenden Geister in ihrer Mitte weilen zu lassen. Die modernen Italiener glauben freilich nicht mehr an göttliche Heroen und an eine magische Wirkung des Opferkults, wohl aber an die Heroen in Menschengestalt und an den erziehlichen Wert ihrer Verehrung und Auszeichnung.

Da ich in der letzteren Zeit der italienischen Literatur überhaupt und auch Rapisardi näher getreten war, beschloß ich, den gefeierten Mann, dessen Behausung an der Stadtgrenze, gleichsam im Schatten des Ätna liegt, aufzusuchen. Ich bereute das umsoweniger, als die schlichte, vornehme Liebenswürdigkeit des Wirtes mir über die sprachlichen Schwierigkeiten der Unterhaltung leicht hinweghalf. Auch bot mir die Diskussion viele Anregungen. Rapisardi ist vorwiegend Lyriker. Er gehört wohl zur klassischen Schule, vertritt aber eine völlig andere Nuance als Carducci, den er ablehnt. Wir können uns von dieser Richtung schwer eine Vorstellung bilden, da wir an das klassizistische Epigonendrama denken müssen, wie es bei uns in Halm und Laube ein ruhmloses Ende gefunden hat. Aber in Italien wurzelt der klassische Stil, der bei Goethe und Schiller sogar bloß bestimmte Perioden markiert, ungleich tiefer. Dort hat die Renaissance unvergängliche

Spuren gezeichnet. Außerdem hat sich in Italien der industrielle und soziale Umschwung nicht in dem Maße vollzogen, daß das künstlerische Schaffen davon nachhaltig beeinflußt worden wäre. Auch die nationale Einigung dürfte mehr in dynastischen Konflikten als im politischen Expansionsbedürfnis ihre Wurzel gehabt haben. Der modernen Kunst steht Rapisardi wenig sympathisch gegenüber, wenngleich er sie keineswegs doktrinär abkanzelt. Tolstoi hält er hoch, Ibsen und Zola weniger. Gabriele d'Annunzio schätzt er nicht übermäßig, er glaubt an seine Begabung, nicht aber an seine Aufrichtigkeit. Überhaupt habe ich den entschiedenen Eindruck gewonnen, daß d'Annunzio sich keiner weitgehenden Anerkennung in Italien erfreut. Den einen ist er zu dekadent, den andern zu mystisch, den dritten zu barock. Sie betrachten seine Schöpfungen wie fremdländisches Gewächs, das künstlich auf italienischen Boden verpflanzt worden sei. D'Annunzio mag sich denn auch wirklich zu stark an ausländischen Vorbildern, an Ibsen, Maeterlinck, Nietzsche, geschult haben. Aber im Grunde begegnet man analogen Wertschätzungen überall. Zola, außerhalb Frankreichs über alle Maßen gelesen und gelobt, ist in seinem Vaterland niemals sonderlich populär geworden und mußte sich damit begnügen, hinter Daudet und Maupassant zu rangieren. Die Skandinavier stellen Björnson über Ibsen. Auch Strindberg hat kein Übermaß nationaler Sympathien gefunden. Und jeder Österreicher wird sich mit einigem Staunen davon überzeugen, daß im Ausland Hofmannsthal als der berufenste Vertreter unserer Literatur betrachtet wird.

Italien ist eben, vielleicht mehr als irgend ein anderes Land Europas, in rein kultureller, nicht in politischer Beziehung von seiner Vergangenheit abhängig. Antiker, römischer Imperialismus, päpstlicher Imperialismus, Renaissancekultur haben ihm sein Gepräge gegeben. Deswegen ist seine philosophische und künstlerische Produktivität in ein Stadium der Erschöpfung getreten, aus der sie erst gelöst werden kann, wenn neue Lebensformen und Lebenswerte Macht gewinnen.

Dieses Widerspiel von moderner und antiker Art begegnet einem auch äußerlich zuweilen in recht drastischer Weise. Einmal besichtigte ich die Privatheilanstalt des in ganz Italien berühmten Professors Clementi, eines Adepten Billroths, der die österreichische Schule in Sizilien zu hohen Ehren gebracht hat, in Begleitung seines liebenswürdigen Sohnes. Erstaunt über den Komfort und den technischen Apparat, der dort entfaltet wurde, machte ich mich auf den Heimweg. Es war Sonntag, und die Stadt noch belebter als sonst. An einer Straßenecke sah ich ein Rudel Leute geschart, die Hälfte im Kreise herum auf Stühlen sitzend, die andere Hälfte hinter diesen stehend, beide Teile gleichsam ein Amphitheater mit Sitzparterre und Stehparterre bildend. Im Zentrum saß ein Mann, der aus einem Buche las, während das Publikum seinen Worten in andächtiger Spannung folgte. Auf meine Anfrage, was dies zu bedeuten habe, erfuhr ich, solches sei die Feiertagsunterhaltung der Analphabeten, die ein Soldo entrichten, um sich von einem Schriftgelehrten niedrigerer Kategorie interessante Dinge über den Weltlauf berichten zu lassen. Dieser ungewohnte Anblick scheint einen um Jahrhunderte zurückzuversetzen. Es war übrigens bloß ein Vorspiel zu dem, was ich in Tunis einige Tage später erfahren sollte. Auch dort werden Kollegien auf offenem Markte, am Südende der Stadt, abgehalten, aber nicht über die natürlichen Dinge zwischen Himmel und Erde, sondern über Magie und Zauberei. Alte Araberbeschwörer und Märchenerzähler weihen einen dort in die dunkelste der Künste ein.

Chronik.

Die Fortschritte der Geologie in Österreich im Jahre 1905.*

Als einen Zeitabschnitt ruhiger, normaler Tätigkeit bezeichnet der Direktor der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien, Hofrat E. Tietze, in seinem offiziellen Bericht (Verhandlungen der k. k. Geologischen Reichsanstalt, 1906, Nr. 1) das abgelaufene Jahr. Da in einer Mitteilung über die Fortschritte der Geologie in Österreich die Tätigkeit dieses Instituts naturgemäß an erster Stelle berücksichtigt werden muß, so scheint es, daß einer solchen ruhigen Entwicklung auch eine farblosere Chronik als jene der beiden Jahre 1903 und 1904 entsprechen würde. Daß es gleichwohl an bemerkenswerten Anregungen in mehrfacher Richtung nicht gefehlt hat, dürften die nachstehenden Ausführungen zeigen.

Im Vordergrunde der Tätigkeit der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien standen, wie seit jeher, die Aufnahmen im Felde zum Zwecke der Herstellung der geologischen Karte der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder im Maßstabe 1 : 75.000. Die Aufnahmsarbeiten waren auf fünf Sektionen verteilt.

Die erste Sektion arbeitete in den Sudetenländern. In Böhmen setzte Professor Rosiwal die Aufnahme des Kartenblattes Jauernig—Weidenau fest, während der auswärtige Mitarbeiter Professor Jahn (Brünn) das anschließende Blatt Senftenberg kartierte. Dr. W. Petrascheck beging das Terrain an der Reichsgrenze bei Nachod und Trautenau. Professor Sueß jun. und Dr. Hinterlechner arbeiteten in der Südwestecke von Mähren (Lispitz und Mährisch-Budwitz), Dr. Beck in dem karpathischen Anteil des Blattes Neutitschein.

Die zweite Sektion, der die Herren Vizedirektor Vacek, Dr. Hammer, Dr. Ampferer, Dr. Ohnesorge, Dr. Trener und während des Sommers auch Dr. F. v. Kerner angehörten, bewegte sich in Tirol. Aufnahmsgebiete waren: In den nördlichen Kalkalpen die Davenna-Gruppe in Vorarlberg (Vacek), die Umgebung des Muttekopf in den Lechtaler Alpen (Ampferer), das Gebiet zwischen Rattenberg und Woergl im Unterinntal (Ampferer und Ohnesorge); in den Zentralalpen die Hochregion des Ortler (Hammer) und die Tribulaunkette am Brenner (F. v. Kerner); in den Südalpen die Grenzregion gegen Italien in den Sette Communi und im Val di Ledro (Trener).

Die dritte Sektion war, wie im Jahre 1904, mit der Fortsetzung der Aufnahmsarbeiten im südlichen Steiermark, Kärnten und Krain beschäftigt. Die Aufnahmen in den Karawanken wurden von Dr. Teller, in der Umgebung von Unterdrauburg von Dr. Dreger, in dem Hügellande östlich und südöstlich von Laibach von Dr. Koßmat fortgesetzt.

In den Kalkalpen von Oberösterreich studierte Geyer als Leiter der vierten Sektion die Randzone gegen die Flyschbildungen in der Umgebung von Weyr und Kleinreifling, Dr. O. Abel die Tertiär- und Quartärlandschaft am Alpenrande im Gebiet von Kremsmünster, Enns und Steyr. Als auswärtiger Mitarbeiter dieser Sektion begann Professor Fugger (Salzburg) die Neuaufnahme des Schiefer- und Kalkgebirges von Werfen und St. Johann im Pongau. Eine Aufnahme des Leithagebirges am Ostende der Alpen wurde von Dr. Vetters in Angriff genommen.

Die fünfte Sektion arbeitete in den verschiedenen der Adria benachbarten Gebieten. Auf dem dalmatinischen Festlande kartierte Dr. G. v. Bukowski bei Spizza, Dr. F. v. Kerner in dem östlich der Cetina gelegenen Teile des Blattes Sinj-Spalato, Dr. Schubert in der an die ehemalige kroatische Militärgrenze anstoßenden Karstregion, während Dr. Waagen die Insel Lussin und einen Teil des istrianischen Karstlandes bei Albona aufnahm.

Im ganzen waren im Jahre 1905 22 Aufnahmsgeologen, darunter 20 dem Personalstande der Reichsanstalt direkt zugehörige Mitglieder im Felde.

Von der geologischen Spezialkarte des österreichischen Anteils der Monarchie ist im Herbst des vorigen Jahres die sechste Lieferung mit sieben Blättern zur Ausgabe gelangt.

Von Druckschriften dieses Instituts ist ferner der 55. Band des „Jahrbuches" erschienen. Er enthält u. a. größere Abhandlungen über die südlichen Ortler-Alpen von Hammer, über die Geologie Nordalbaniens von Baron Nopcsa, über die Stratigraphie des istrisch-norddalmatinischen Mitteleocäns von Schubert und über den Bau des Seefelder, Mieminger und Wettersteingebirges von Ampferer.

Die Direktion sieht sich leider genötigt, darauf hinzuweisen, daß mit den geringen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln an eine baldige Herausgabe weiterer Lieferungen des Kartenwerkes und an die Aufrechterhaltung der Druckschriften in dem bisherigen Umfange in bezug auf Text und Beilagen nicht gedacht werden könne. Sie hält es für notwendig, mit

* Vergleiche auch die Chronik in Heft 24 (15. April 1906) des zweiten Bandes dieser Zeitschrift, da, um Wiederholungen zu vermeiden, in manchen Punkten auf diese Bezug genommen wird.

dieser offiziellen Erklärung ihre Verantwortlichkeit jenen gegenüber zu entlasten, die an die Leistungsfähigkeit der k. k. Geologischen Reichsanstalt größere Erwartungen knüpfen.

Ich habe bereits in der vorjährigen Chronik darauf aufmerksam gemacht, daß für eine gerechte Beurteilung der Leistungen dieses altberühmten Instituts im Vergleiche mit jenen verwandter Anstalten auch die Höhe des Budgets in Betracht gezogen werden muß, das ihm zur Erfüllung seiner Aufgaben zur Verfügung steht. Ich habe bei jener Gelegenheit insbesondere die Verhältnisse bei der königlich Preußischen Geologischen Landesanstalt herangezogen, deren Jahresetat 630.000 Mark bei einem Personalstande von 55 Aufnahmsgeologen (gegenüber einem solchen der k. k. Geologischen Reichsanstalt von 191.000 Kronen im Jahre 1905) beträgt. Man muß diesen Umstand auch bei einer kritischen Untersuchung der Arbeitsleistungen beider Anstalten auf dem Gebiete der angewandten Geologie in Berücksichtigung ziehen.

In den Diskussionen, welche sich an die unliebsamen Überschreitungen der Kostenvoranschläge für die gegenwärtig im Bau befindlichen Alpenbahnen geknüpft haben, ist auch die praktische Seite der Tätigkeit der Mitglieder der k. k. Geologischen Reichsanstalt wiederholt erörtert worden, und zwar keineswegs in einem den letzteren durchaus günstigen Sinne. Es wurde sogar im Reichsrate bei aller Anerkennung der wissenschaftlichen Verdienste der Anstalt in einem Antrage der Abgeordneten Dr. Pfaffinger und Hinterhuber direkt ausgesprochen, daß dem Personal der Anstalt die geeignete Vorbildung und Schulung für die Lösung praktischer Aufgaben fehle und daß eine besondere Sektion für praktische Geologie, aus Beamten mit montanistischer Vorbildung bestehend, gegründet werden müsse. Dieser Vorschlag zur Schaffung eines Beamtenkörpers für angewandte Geologie ist von dem seither verstorbenen Dr. Pfaffinger in einem Artikel, der im 59. Hefte dieser Zeitschrift (S. 314) veröffentlicht wurde, auch publizistisch unterstützt worden.

Gegen den Vorwurf, daß die Geologische Reichsanstalt zu sehr die reine Wissenschaft pflege und den sogenannten praktischen Anforderungen nicht entspreche, hat der Direktor, Hofrat E. Tietze in einem sehr bemerkenswerten, als Anhang zu seinem Jahresbericht abgedruckten Artikel: „Über das Verhältnis der Anstalt zur angewandten Geologie" Stellung genommen. Die darin gegebenen Ausführungen verdienen eine weite Verbreitung in der Öffentlichkeit, weil sie geeignet sind, falsche Vorstellungen über die Tätigkeit der Anstaltsmitglieder zu berichtigen und unwiderlegliche Beweise für rühmliche Erfolge der letzteren auch auf dem Gebiete der angewandten Geologie zu erbringen.

In treffender Weise geht Tietze der Fabel zu Leibe, daß falsche Prognosen der Geologen an den Überschreitungen der Kostenvoranschläge für den Bau der Alpenbahnen auch nur teilweise schuld tragen. Er zeigt, daß die Intervention von Anstaltsgeologen bei jenen Bahnbauten allerdings Voruntersuchungen bei den Tunnelanlagen in den Karawanken, der Wochein und am Bosruck betraf, daß aber gerade in allen diesen Fällen die Prognosen sich als in allen wesentlichen Zügen, ja selbst in untergeordneten Details als zutreffend erwiesen haben. In der Tat kann der leichtfertig erhobene Vorwurf unzureichender oder schönfärberischer Prognosen vor einem unparteiischen Forum nicht einen Augenblick bestehen. Man muß im Gegenteil der Behandlung des Problems, über die voraussichtliche Beschaffenheit der zu durchfahrenden Strecke im Inneren des Gebirges Aufklärung zu erlangen, von Seite der geologischen Experten (Bittner, Geyer, Teller, Koßmat) die vollste Anerkennung zollen. Die Möglichkeit, solche Prognosen überhaupt zu stellen, darf als Beweis für den hohen Stand der Geologie in Österreich angesehen werden.

Daß der Beamtenkörper der k. k. Geologischen Reichsanstalt auch in seiner heute bestehenden Verfassung durchaus kompetent ist, auf Fragen der Praxis einzugehen, wird durch die Tatsache bewiesen, daß der Rat der Anstaltsmitglieder bei den verschiedenartigsten Veranlassungen eingeholt und praktisch verwertet worden ist. Daß diese Experten bei der Begutachtung von neuen montanistischen Unternehmungen — man denke insbesondere an die Projekte Königs in Dalmatien — eine kühlere Reserve bekundet haben, als der Spekulation mancher Unternehmer lieb gewesen sein mag, verdient nur Anerkennung aber keinen Vorwurf. Auch darin ist den Ausführungen Tietzes vollständig beizupflichten, daß er sich gegen die rückständige Vorstellung verwahrt, die dem Geologen als einem Manne der Theorie den Montanisten als den Mann der Praxis gegenüberstellt. Mit Recht erscheint ihm eine Erweiterung und Vertiefung des geologischen Unterrichtes für Montanisten an Bergakademien wünschenswerter, als eine Reform der Geologischen Reichsanstalt mittels der Ergänzung ihres Personals durch Montanisten, die mit der Beurteilung der geologischen Verhältnisse weniger als mit der rein technischen Seite ihres Berufes vertraut zu sein pflegen.

Mir scheint sich aus allen diesen an den Antrag Pfaffinger im Abgeordnetenhause geknüpften Diskussionen über eine angebliche Reformbedürftigkeit der k. k. Geologischen Reichs-

erhält zunächst die Tatsache zu ergeben, daß überhaupt nicht die Qualität, sondern die Quantität der Leistungen auf praktischem Gebiete als ungenügend empfunden wird. Bei dem beschränkten Personalstand des Instituts kann naturgemäß nur ein relativ kleiner Teil seiner Arbeitsleistung der angewandten Geologie gelten. Wer in dieser Richtung eine erhöhte Tätigkeit wünscht, der muß in erster Linie für eine vermehrte Zahl der Anstaltsmitglieder eintreten, aber keineswegs für eine Änderung in der Zusammensetzung des Beamtenkörpers selbst. Auch die angewandte, d. h. die auf die Praxis gerichtete Geologie kann mit Erfolg nur von Geologen betrieben werden, die ihre theoretische Schulung auf der Universität erhalten haben. Der Homogenität des Instituts aber wäre die Aufpfropfung von Elementen, die einer anderen Berufsart entnommen sind und sich andere Aufgaben als geologische Untersuchungen im Felde gesetzt haben, kaum förderlich.

Ich habe diese Frage in meiner Chronik ausführlicher erörtern zu sollen geglaubt, weil darüber im größeren Publikum, auch unter den gebildeten Laien, außerordentlich unklare Begriffe bestehen und weil eine Lösung dieser Frage im Sinne einer Erweiterung der ältesten geologischen Anstalt des Kontinents, sei es durch ausgiebige Vermehrung ihres Personals, sei es durch Angliederung einer besonderen montanistischen Sektion, naturgemäß für einen weiteren Fortschritt der Geologie in Österreich von maßgebender Bedeutung sein wird.

So sind es auf der einen Seite Beziehungen zwischen Theorie und Praxis, die im abgelaufenen Jahre vor dem Forum der Öffentlichkeit zur Diskussion gestellt worden sind. Aber auch ein Kampf der Meinungen um eine rein theoretische Frage, allerdings von großer wissenschaftlicher Bedeutung, nimmt in der geologischen Literatur des Vorjahres einen breiten Raum ein. Eine neue Auffassung des Gebirgsbaues der Alpen hat unter den schweizerischen und französischen Geologen, die in den Westalpen gearbeitet haben, innerhalb des letzten Dezenniums zahlreiche Anhänger gefunden. Die Vertreter dieser Theorie betrachten die Westalpen als eine Aufeinanderfolge übereinander gepackter Decken oder Schubmassen (nappes), die nicht an der Stelle entstanden sind, wo sie sich heute befinden, aus großen Entfernungen (80—100 *km*) als kompakte Massen nordwärts gewälzt worden sind und nicht mehr im Zusammenhang mit ihren ursprünglichen Wurzeln stehen.

Um diese Theorie durch ein Beispiel anschaulich zu machen, so glauben z. B. die Anhänger derselben, daß die Sedimente, welche unsere nördliche Kalkzone zusammensetzen, nicht im Bereiche der nördlichen Kalkalpen, sondern in der Region des Drautales (Gailtaler Alpen) abgelagert wurden, daß dort in dem Gebirgszuge Spitzkofel-Dobratsch ihre Wurzeln liegen, daß aber jene Sedimente durch eine nordwärts gerichtete Bewegung während der jüngeren Tertiärzeit über die ganze aus kristallinischen Gesteinen bestehende Zentralzone hinübergeschleppt und als wurzellose Schubmassen oder als Deckschollen dort niedergelegt wurden, wo sie sich gegenwärtig befinden. Es setzt diese Theorie mechanische Bewegungen von so ungeheurer Intensität voraus, daß sie alle Vorstellungen, die man sich bisher über die Entstehung der Alpen und der großen Kettengebirge überhaupt gemacht hat, weit hinter sich zurücklassen.

Die österreichischen Geologen haben sich dieser neuen Theorie gegenüber fast ohne Ausnahme schroff ablehnend verhalten. Sie erblicken insbesondere in der Anwendung derselben auf die Ostalpen einen grundsätzlichen Irrtum, „weniger ein Ergebnis wissenschaftlicher als vielmehr phantastischer Forschungsmethode". Seit dem internationalen Geologenkongreß in Wien im Jahre 1903 sind mehrere französische Forscher eifrig bemüht, zu zeigen, daß auch der Bau der Ostalpen sich in den Rahmen jener neuen Theorie einfügen lasse. Von namhaften deutschen Geologen hat sich ihnen Steinmann in Freiburg angeschlossen. Der Kampf der alten, von den meisten österreichischen Alpengeologen (mit Ausnahme von Eduard Sueß) festgehaltenen und der neuen aus den Westalpen importierten Lehrmeinung ist augenblicklich in ein kritisches Stadium getreten und das erbitterte Ringen um die Anerkennung oder Ablehnung der neuen Lehre nähert sich einer vorläufigen Entscheidung, bei der, wie immer sie ausfallen mag, der wissenschaftlichen Tätigkeit unserer Alpengeologen eine maßgebende Bedeutung zukommen wird.

Sowohl die von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien als die von den Vertretern des Geologie und der verwandten Wissenschaften an der k. k. Universität in Wien inaugurierten Untersuchungen haben auch im abgelaufenen Jahre einen befriedigenden Fortgang genommen.

Der seismische Beobachtungsdienst der akademischen Erdbebenkommission hat im verflossenen Jahre eine beträchtliche Zahl von Erderschütterungen registriert. Zum Studium des großen Erdbebens in Nordalbanien wurde der Assistent an der geologischen Lehrkanzel der Universität, Dr. Vetters, im Frühjahr nach Skutari geschickt. Er hat im Anschluß an jene Studien geologische Untersuchungen in der Grenzregion zwischen dem Distrikt von Spizza, Monte-

negro und Skutari durchgeführt. Da später auch ein zweiter Schüler Professor Uhligs, des Inhabers der geologischen Lehrkanzel an der Wiener Universität, Dr. F. Baron Nopcsa, in Nordalbanien tätig war, so dürfen wir nunmehr Aufklärungen über den geologischen Bau eines der bisher am ungenügendsten bekannten Landstriche Europas erwarten.

An den großen Alpentunnels werden die geologischen Beobachtungen durch die Herren Teller, Koßmat, Becke, Berwerth und Geyer fortgesetzt. In besonderer Mission ist Professor R. Hoernes (Graz) nach Spanien entsendet worden, um vergleichende Untersuchungen der tertiären Ablagerungen des westlichen Mittelmeerbeckens mit jenen unserer Monarchie durchzuführen.

Von den „Beiträgen zur Geologie und Paläontologie Österreich-Ungarns und des Orients" — der von Uhlig, Diener und G. v. Arthaber redigierten offiziellen Publikation des geologischen und paläontologischen Institutes der Wiener Universität — ist der 18. Band zur Veröffentlichung gelangt. Aus seinem reichen Inhalt ist, als ein interessantes österreichisches Fossilvorkommen betreffend, die Beschreibung der obertriadischen Fischfauna von Hallein durch Kramberger-Gorjanović zu nennen.

Als Mitarbeiter an dem Sammelwerke »Lethaea geognostica« (begründet von F. Roemer, fortgesetzt von F. Frech in Breslau) hat G. v. Arthaber den die Trias des Mediterrangebietes behandelnden Band jenes Werkes zur Veröffentlichung gebracht. Diese umfangreiche Publikation verdient an dieser Stelle besondere Erwähnung, weil sie vorwiegend die Triasbildungen der österreichischen Alpen behandelt und durch eine sorgfältige Zusammenfassung des gesamten über diesen schwierigen Gegenstand vorliegenden Materials eine Lücke in der geologischen Literatur über die ostalpine Trias ausfüllt.

Im Anschlusse an die von Mitgliedern der k. k. Geogologischen Reichsanstalt, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und der k. k. Universität in Wien durchgeführten geologischen Untersuchungen mag hier einiges über den Fortgang der von anderer Seite unternommenen geologischen Arbeiten im Böhmen, Mähren und Galizien mitgeteilt werden.

Im Auftrage des Komitees für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Böhmen setzte Professor Fritsch seine paläontologischen Studien über Fische, Reptilien und Gliedertiere der böhmischen Kreide fort. Professor Pohl veröffentlichte eine Abhandlung über die basaltischen Ergußgesteine des Tepler Hochlandes. Die trachytischen Eruptivgesteine desselben Gebietes fanden in K. Wohnig einen Bearbeiter.

Von der geologischen Karte des Böhmischen Mittelgebirges, das durch Professor Hibsch (Tetschen-Liebwerda) und seine Mitarbeiter im Detail aufgenommen wird, ist das sechste Blatt (Kostenblatt und Milleschau) ausgegeben worden, so daß nunmehr die Hälfte der auszugebenden Blätter fertig vorliegt.

Auch die Kommission zur naturwissenschaftlichen Durchforschung Mährens in Brünn hat einige für die lokale Geologie Interesse bietende Untersuchungen angeregt. Bezüglich der Einzelheiten mag auf die Mitteilungen des Präsidenten Professor Jahn im Jahresberichte der k. k. Geologischen Reichsanstalt (Verhandlungen 1906, Nr. 1, p. 23 ff.) verwiesen werden.

Über die in polnischer Sprache erschienene geologische Literatur Galiziens verdanke ich wie im Vorjahre Herrn Universitätsprofessor Dr. L. Szajnocha in Krakau die nachfolgenden Mitteilungen.

Dr. J. Tokarski: Über Marmaroser Diamanten. (Kosmos 1905, VIII.) — Eine genaue mineralogische Beschreibung der unter diesem Namen bekannten Quarzkristalle und ihrer primären Lagerstätte im Schiefer und Magurasandstein im Quellgebiete des Strijiflusses.

Dr. J. Siemiradzki: Über oberkretazische Bildungen Polens. (ibid.) — Eine Übersicht dieser Ablagerungen, aus der eine weitgehende obersenone Transgression der Mukronatenkreide (wohl nicht ganz einwandfrei) und eine Verbindung der baltischen mit der polnischen Kreide konstruiert sind.

Dr. J. Siemiradzki: Eine Monographie der paläozoischen Schichten Podoliens (Anzeiger Akad. der Wiss., Krakau 1906). — Eine neue Einteilung der Silurbildungen Podoliens in zehn Horizonte, von denen 3 und 4 dem englischen Wenlock, 5—7 dem Ludlow, 8 und 9 den Passage beds und 10 (sonderbarerweise) der Etage F Barrandes entsprechen sollen. Die Annahme eines Überganges der bisher stets als altersverschieden betrachteten, deutlich zu oberst lagernden roten Schiefer und Sandsteine in kalkige Bildungen dürfte allgemeines Staunen erregen und schwerlich durch Profile zu erweisen sein.

M. Limanowski: Ein Blick auf die Architektur der Karpathen. (Kosmos 1905, V.) — In dieser Übersicht über den Bau des Karpathenbogens werden die bisherigen tektonischen Auffassungen einer weit ausholenden Kritik unterzogen und sehr gewagte Hypothesen gewaltiger Überschiebungen und Auswalzungen im Sinne von Lugeon aufgestellt.

Dr. W. Łozinski: Ergebnisse hydrologischer Untersuchungen im Bezirke Horodenka.

(ibid.) — Besprechung verschiedener wasserführender Horizonte des podolischen Gebietes, wobei auch die Gips- und Travertinbildungen Ostpodoliens diskutiert werden.

Dr. W. Łozinski: Die Täler der ostkarpathischen und podolischen Flüsse (Lemberg 1905). — Die von dem Verfasser entworfene Bildungsweise mancher Flußtäler Podoliens und der ostgalizischen Karpathen ist später von Professor Romer und Dr. Tokarski einer scharfen Kritik unterzogen worden.

Dr. Th. Wiśniowski: Über das Alter der karpathischen Inoceramenschichten (Krakau 1905, Akad. d. Wiss.). — Bericht über die hochinteressante Entdeckung einer reichen Senonfauna im Flysch von Dobromil (Pachydiscus neubergicus, Scaphites constrictus). Die Inoceramenschichten, deren Altersfrage an der Hand dieses wichtigen Fundes diskutiert wird, dürften in ihrem ganzen Umfange der Oberkreide zuzuzählen sein.

Dr. K. Wojcik: Das untere Oligozän von Rißkonia bei Uiok (Krakau 1905, Akad. d. Wiss.). — Diese bereits 1883 von Dacek beschriebene Fauna wird auf Grund neuer Aufsammlung dem unteren und mittleren Priabonien gleichgestellt.

Dr. W. Friedberg: Eine Revision der miozänen Fauna von Rzegocina. (Kosmos 1905, VIII.) — Eine Revision dieser Gastropodenfauna ergab ein zweifellos obermiozänes Alter derselben.

Dr. E. Romer: Die Eiszeit im Swiedonicegebirge in den Ostkarpathen (Krakau 1906, Anzeiger Akad. d. Wiss.). — Eine kurze Beschreibung der vom Verfasser im Swiedonice-Massiv (westlich der Czernahora, im Quellgebiete der Theiß) gefundenen Eiszeitspuren. Detaillierte Schilderung mehrerer Kare und anderweitiger, auf die Gletscher zweier Eiszeiten hinweisender Talformen.

Dr. V. Czermak: Geschichte Polens. Bd. I. (Wien 1905). — Das erste Kapitel dieses mehrbändigen historischen Werkes enthält auf Seite 1—81 eine ausgezeichnete Schilderung der prähistorischen Zeiten und Ausgrabungen in dem ganzen Gebiete der polnischen Länder. Es ist die beste in polnischer Sprache publizierte Übersicht der bisherigen Ergebnisse einschlägiger Studien.

J. Niedźwiedzki: Petrographie. II. Auflage (Lemberg 1905). — Leitfaden der Gesteinslehre mit eingehender Beschreibung mehrerer galizischer Felsarten.

J. Morozewicz hat für die polnische Übersetzung von Neumayrs „Erdgeschichte" mehrere auf die Geologie der polnischen Länder bezugnehmende Zusätze und Illustrationen geliefert.

Ein Grenzgebiet der praktischen Geologie und Nationalökonomie streift die in deutscher Sprache erschienene sehr lesenswerte Studie von L. Szajnocha über die Petroleumindustrie Galiziens. Eine ausführliche Analyse dieses Buches habe ich in den Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien gegeben, auf die hier verwiesen sein mag.

Professor C. Diener.

Kleine Mitteilungen.

Der erste Mai in Alt-Wien. Im vormärzlichen Wien wurde der erste Mai durch das „Lauferfest",* welches im Prater stattfand, gefeiert, eines der originellsten Feste, wie sie nur Alt-Wien noch kannte.

Es war ein Volksfest, das am frühen Morgen begann und bis spät in die sinkende Nacht währte, welches Arm und Reich, Vornehm und Niedrig in Frohsinn und Gemütlichkeit vereinte, und den Wiener wenigstens für diesen einen Tag Kummer und Sorgen des alltäglichen Lebens vergessen ließ.

Den Glanzpunkt des Festes bildete der Wettlauf, den „vorzügliche Läufer hoher Herren" vom Ende der Jägerzeile** bis zum Lusthaus unternahmen. Die Sieger wurden mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet, nach deren Verteilung sie „unter rauschender Musik" nach einem Gasthause geführt und daselbst bewirtet wurden, wozu sie auch ihre unterlegenen Konkurrenten einluden.

„Schon am frühesten Morgen strömt alles, was fort kann, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen hinaus und durch die herrliche Jägerzeile dem neugeschmückten, wiederverjüngten Prater zu.*** Die ganze große Allee hinauf bis zum Lusthause ist mit einzelnen Polizeisoldaten, die die Ordnung aufrechthalten, besetzt, und das Publikum reiht sich so dicht als möglich zu beiden Seiten, fast eine Stunde lang, den Laufweg hinan, während eine Masse von solchen, die in der Reihe keinen Platz mehr finden, am Eingang sich sammelt. Das Gewühl wird gegen 7 Uhr, wo der Lauf beginnt, ungeheuer, und ich glaube, daß gestern mehr als 30.000 Menschen sich eingefunden hatten.

* Vergl. „Erinnerungen von Luise Gräfin Schönfeld-Neumann" („Österr. Rundschau", Band V., Heft 54, S. 66): „Am ersten Mai 1839, 6 Uhr früh, hielten wir hier unseren Einzug. Das Wetter war herrlich, die ganze Bevölkerung in heiterer Bewegung. Die Läufer waren eben in den Prater gerannt und ein Spektakel überbot das andere . . ."

** Praterstraße.

*** Diese Schilderung entnehme ich den 1850 bei Boomann in London erschienenen Briefen eines unbekannten Autors, die neben spezifisch Wiener Verhältnissen die Metternichsche Politik in den Jahren 1796—1816 behandeln.

Die liebliche Sonne am heitern, ruhigen Himmel warf ihre Morgenstrahlen sanft wärmend durch die von Tau beperlten jungen Blätter und erleuchtete ein Gemisch von Personen aller Stände und Klassen, die, bunt durcheinandergedrängt, des Schauspiels harrten, und auch nicht in einem einzigen Gesichte las ich Zeichen des Mißmutes oder Kummers. Entweder es hatte ein jeder seinen Kummer des lieblichen Maitages wegen vergessen oder es waren diejenigen, die nicht im stande waren, freundlich zu sein, heute zu Hause geblieben.

Sehr viele kamen, bloß um dem Ablaufen beizuwohnen, und entfernten sich, nachdem sie den Läufern einen Augenblick nachgesehen, in die Seitenpartien oder in den sogenannten Wurstel-(Hanswurst-)Prater, ohne die Rückkehr der Läufer und die Preisverteilung abzuwarten. Prächtig gekleidete Damen und Herren durchschritten die Alleen und Waldpartien, und die Kaffeehäuser der großen Allee sowie sämtliche kleine Wirtsbuden im Wurstelpratel, welcher deren eine große Menge zählt, füllten sich frühzeitig mit besuchenden Gästen.

Das Zeichen wurde um 7 Uhr gegeben und die sehr reich und schön gekleideten Läufer begannen zu gleicher Zeit den Kurs, verfolgt von einzelnen Handwerkslehrjungen, die sich bei dieser Gelegenheit gleichfalls im Laufen versuchten, aber bald erschöpft zurückblieben, sowie auch von Kavalieren zu Pferde, die im kurzen Trab ihnen bald voraus, bald hinter ihnen waren, aber doch meist bis zum halben Rückweg in ihrer Nähe blieben.

Sich gegenseitig neckende hübsche Dienstmädchen, sorgenfreie Beamte, sorgenvolle Praktikanten, pensionierte Witwen, Invaliden, Bettler im Sonntagsrock, Landleute, bürgerliche Aristokraten und aristokratische Bürger, Prinzen, Generale, Taglöhner und Hofpräsidenten, alles drängt sich mit freundlichem Antlitz durcheinander und freut sich seines Daseins, als ob alle Tage erster Mai in Wien wäre. Späterhin folgen die glänzendsten Equipagen, geziert mit weiblichen Gesichtern, daß man vor Liebe verrückt werden möchte, aber auch mit leeren Stutzerlarven angefüllt, die alles belorgnettieren, alles in sich verliebt glauben und sich für Phänomene der schönen Männerwelt halten, weil sie eine Backenbartbürste in der Tasche haben....

Unterdessen wird in dem nahe beim Prater befindlichen Augarten gewöhnlich ein brillantes Morgenkonzert im dortigen prächtigen Gartensaale veranstaltet, das fast immer zahlreichen Besuches sich erfreut; dies Konzert beginnt kurz nach der Rückkehr der Läufer." —

Nicht wie eine Erinnerung aus längst vergangenen Tagen mutet diese Schilderung eines Zeitgenossen Metternichs an. Wer sich das vormärzliche Wien nur in düsteren Bildern ausmalt, der kann aus diesem „Alt-Wiener Bilde" ersehen, daß der echte Wiener Volksgeist in seiner Urgemütlichkeit ein angestammtes glückliches Erbe der Wiener ist, das noch heute im Praterleben seinen typischen Ausdruck findet.

Joachim Weichert.

Die Ergebnisse der Personaleinkommensteuer. Das kürzlich erschienene 3. Heft des XI. Bandes der „Mitteilungen des k. k. Finanzministeriums" enthält eine Darstellung der Ergebnisse der Personaleinkommensteuer und der Besoldungssteuer für das Jahr 1904. Sie werden in den einzelnen Ländern und in den Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern nachgewiesen, durch einige Daten über das durch Rechnung ermittelte Durchschnittseinkommen und durch eine Tabelle über die im Jahre 1904 mit einem Einkommen von mehr als 200.000 K besteuerten Personen ergänzt.

Diese Darstellung ist mit großem Fleiße gearbeitet, sie umfaßt eine Unzahl von Tabellen auf mehr als 400 Seiten großen Formates. Trotzdem sie sehr viel Interessantes enthält, scheint dennoch die Frage berechtigt, ob sich der bedeutende Kostenaufwand für die Veröffentlichung aller dieser Details verlohnt und ob es nicht besser gewesen wäre, nur das Wichtigste zu publizieren und den wenigen Interessenten der Detailziffern die Einsicht in eine Abschrift dieser Tabellen, etwa im Archiv des Finanzministeriums, zu gestatten. Die Tausende von Kronen, die diese Tabellen gekostet haben, hätten vielleicht einem besseren Zweck zugeführt werden können.

Im Jahre 1904 haben 923.340 Zensiten an Personaleinkommensteuer im ganzen 56·48 Millionen Kronen gezahlt, so daß auf einen Zensiten im Durchschnitt K 61·17 entfallen. Dieser Steuersumme liegt ein veranlagtes Bruttoeinkommen von 3421 Millionen Kronen zu grunde. Über 37 Prozent desselben (1288 Millionen) floß aus Dienstbezügen, 28 Prozent (970) aus selbständigen Unternehmungen; aus Kapitalvermögen stammen 497, aus Gebäuden 358, aus Grundbesitz 260 Millionen Kronen. Nach Berücksichtigung der vom Gesetz gestatteten Abzüge (darunter 134 Millionen für Steuern und öffentliche Lasten, 175 für Schuldzinsen, 24 für Beiträge zu Versicherungskassen, 22 als Lebensversicherungsprämien) ergab sich ein steuerpflichtiges Nettoeinkommen von 2986 Millionen, das ist im Durchschnitt 3234 K auf einen Zensiten.

Zu der obenerwähnten Gesamtsteuersumme von ungefähr 56½ Millionen haben am meisten die Zensiten mit einem ausgewiesenen Jahreseinkommen von 12.000—40.000 K beigetragen. Sie haben im ganzen 10·7 Millionen Kronen

Es sei hier insbesondere auf die Besprechung des Themas „Kunsterziehung und Kunstunterricht in der Mittelschule" auf Grund eines Vortrages des Professors Böck verwiesen, die zeigen konnte, daß auch die neuesten Richtungen verständnisvolle Würdigung finden. Erwähnt sei ferner der Vortrag Professor Witlaczils über „Naturgeschichtliche Lehrausflüge und andere Schülerübungen in der Naturgeschichte", der eine Reihe wertvoller Anregungen bot.

So erfreulich die positive Arbeit in den Sektionen ist, muß man doch, und damit berühren wir die Frage der Technik des Tages, feststellen, daß das Programm auch diesmal, wie es meistens bei Kongressen der Fall ist, zu reichhaltig war, als daß die einzelnen Fragen eingehend hätten erörtert werden können. Auch hier gilt die Mahnung „weniger wäre mehr". Damit hängt auch zusammen, daß Sektionen gleichzeitig versammelt sein mußten, die nach der Fachverteilung an den Mittelschulen die Teilnahme der Fachmänner erschwerten. Das sollte doch vermieden werden, ferner müßte man wünschen, daß für die Vorträge in den Vollversammlungen nur eng umgrenzte Themen zugelassen werden, die eine fruchtbringende Debatte ermöglichen und daß diesen Diskussionen so viel Zeit bleibe, daß sie zu einem befriedigenden Ergebnis führen können.

Daß die Mittelschulvereine ganz Österreichs sich zu einem Reichsverbande zusammengeschlossen haben, ist gewiß zu begrüßen. Möge er auch auf die künftige Gestaltung der Mittelschultage seinen Einfluß dahin geltend machen, daß man künftig nur Fragen, die in den einzelnen Vereinen bereits ihre eingehende Erörterung gefunden haben, zur Diskussion stellt und darüber Referat und Korreferat erstattet, damit vermieden werde, daß unausgereifte Vorträge verhandelt werden.

Sizilianische Eindrücke.

Von Dr. Oskar Ewald.

Die Überfahrt von Kalabrien nach Sizilien ist auch im rauhen Jänner eine der gemütlichsten, die ich kennen gelernt habe. Unaufhörlich behält man beide Küsten im Auge und der Reisende, der die Schnellzugsverbindung von Rom nach Palermo benützt, braucht sein Coupé nicht einmal zu verlassen, sondern läßt sich in ihm gemächlich auf die Schienen des Dampfschiffes überrollen. Die Eisenbahn wird an Bord geladen wie Packgut. Und nach einer halben Stunde berührt man Messinas welthistorischen Boden.

Am Stadtbahnhof entfaltet sich frühmorgens bereits ein buntes, polyglottes Treiben. Ein Herr, anscheinend den besseren Ständen angehörig, informiert mich in liebenswürdigster Weise über die weiteren Modalitäten der Reise. Da er ein passables Englisch spricht, bin ich geneigt, ihn für einen Fremden oder für einen hier ansässig gewordenen Ausländer zu halten. Ich hatte mich aber in der Wertungsskala um ein paar Grade vergriffen, was sich in Italien regelmäßig bitter rächt. Der Mann ist Führer und da bis zur Abfahrt noch zwei Stunden verstreichen sollen, bemächtigt er sich meiner sogleich und schleppt mich im Triumphe durch Messina, die Leidenszeit reichlich durch historische und geographische Erläuterung kürzend. Dabei wechselt er unaufhörlich sein Idiom, er

spricht bald englisch, bald deutsch, bald französisch, [bald italienisch, flicht auch spanische Brocken ein, aber wie mir dünken will, beherrscht er keine Sprache von Grund aus. Er scheint übrigens eine reich bewegte Vergangenheit hinter sich zu haben, auch w nn seine biographischen Daten auf den Doppeltitel „Wahrheit und Dichtung“ Anspruch erheben sollten. In der amerikanischen Flotte behauptet er lange Jahre gedient zu haben und in dieser Stellung weit umhergekommen zu sein. Er will auch in Tunis mit den Arabern um die Wette geflucht haben und sogar in Galizien ansässig gewesen und über unsere Verhältnisse außerordentlich bewandert sein. Zum Schluß bewährt er sich noch als Physiognome. Er erkennt nämlich, ohne sich vorher eines Dokumentes versichert zu haben, daß ich Schriftsteller bin. Da ich noch alle äußeren Anzeichen einer im Coupé schlaflos durchwachten Nacht an mir trage, hohläugig und rauchgeschwärzt die Straßen Messinas durchwandere, so werde ich einigermaßen mißtrauisch und frage mich, was man sich denn gemeiniglich in Italien unter einem deutschen Schriftsteller vorstellen mag.

Verwandte Exemplare habe ich übrigens auch an anderen Orten angetroffen. Menschen, deren äußerer Habitus auf eine viel höhere soziale Stellung hätte schließen lassen können als sie bekleideten. In Taormina kam ich mit einem Hoteldiener in Berührung, dessen intelligentes Aussehen schon früher meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Im Laufe des Gespräches zeigt sich, daß der Mann über geologische Kenntnisse verfügt und ein gutes Latein spricht. Zum Schlusse erfahre ich, daß er das ganze Gymnasium absolviert hat und dann erst durch Ungunst der Verhältnisse auf eine so bescheidene gesellschaftliche Position herabgedrückt wurde. Beinahe noch schreiender erschien mir dies Mißverhältnis bei dem Portier eines Hotels in Catania, der sich mir eines Tages als Philosoph und Literaturforscher vorstellte. Dieser Mann kannte Dantes „Göttliche Komödie“ auswendig und hatte lange Jahre ihrer Kommentierung gewidmet. Dabei ist er auf Trinkgelder und vielleicht einen Hungerlohn angewiesen. Den letzten Gründen dieses merkwürdigen Phänomens nachzutasten, blieb mir naturgemäß bei der Kürze meines Aufenthaltes verwehrt. Ein italienischer Arzt, der sich mit den Plänen einer sozialen Reform trug und diese dem König bereits unterbreitet hatte — ich machte unterwegs seine Bekanntschaft — meinte, die Regierung und die Deputiertenkammer, die vorwiegend aus praktisch, kommerziell und industriell ungeschulten Juristen bestünden, trügen die Schuld. Anderseits die Schulerziehung, die sich in den alten und unzeitgemäßen Bahnen des akademischen Humanismus bewege. Trägheit ist es wohl kaum, was den Italiener hemmt, wohl aber jene Fahrigkeit, die man in weit geringerem Maße auch am Süddeutschen beobachten kann und die auch den in Italien mangelnden Sinn für Ordnung und Reinlichkeit erklärt.

* * *

Von Messina führte mich die Reise unmittelbar nach Catania, in den Bereich des Ätna, dessen weites lavaumflutetes und schneebedecktes Gehänge bereits während der Fahrt immer von neuem im Hintergrund auftauchte. Aber die sichtbaren Spuren seiner furchtbaren Wirksamkeit gehen ihm auf Meilen voraus. Bis ins Meer hinein ziehen sich die wüsten Lavafelder mit ihren grauen Zyklopenblöcken, die eine Riesenhand hier aufgeschichtet zu haben scheint. Dieser Bergriese ist vielleicht das seltsamste Ungeheuer, das sich auf dem breiten Rücken der Erde auftürmt. Wunderbar verbindet sich in ihm der Norden unmittelbar mit dem Süden, die arktische Gletscherzone mit der äquatorialen Glut

des Vulkans. Aus seinen Schneefeldern springt die Quelle, die Catania mit frischem Wasser versorgt. Seinem Krater entströmt die Lava, die die blühende Stadt mit einem schauerlich grotesken Felswall umgürtet hält und dereinst noch in einen Trümmerhaufen zu verwandeln droht.

Catanias landschaftlicher Reiz erschöpft sich beinahe in dieser so unheimlichen Nachbarschaft. Sonst bietet es landschaftlich viel weniger als Taormina und Syrakus. Die Straßen sind zumeist eng und die Küste ist schwer zugänglich. Aber vom mächtigen Molo aus genießt man einen herrlichen Rundblick. Da sieht man die Stadt, eingeschlossen zwischen dem unendlichen blauen Meer und der gigantischen Masse des Ätna, von deren glitzernd weißer Spitze an wolkenfreien Tagen eine dichte Rauchsäule sich erhebt. Auf zwei Seiten lernt man die Macht des Elementes fürchten und verehren. Und man begreift die mystische Sehnsucht des tieferen Menschen nach dieser elementaren Ureinheit, die sich vielgestaltig in den Phänomenen zersplittert. Man begreift die unbezwingbare Sehnsucht, die hier oberhalb Catanias den großen hellenischen Denker Empedokles zum Todessprung in den Schlund des Ätna getrieben. Es ist der grauenvolle Reiz des Geheimnisses, zugleich aber auch der Triumph hoher metaphysischer Zuversicht. Ist es nicht auch etwas wie geheime Sehnsucht nach den Tiefen, was uns an abgründigen Wegen schwindeln macht? Sehnsucht und Angst zugleich. Denn in den menschlichen Affekten stehen der positive und der negative Pol in unmittelbarer Nähe. Was wir am glühendsten begehren, das fürchten wir aus tiefster Seele.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter zeigt Syrakus. Der Gegensatz von Höhe und Tiefe, von Gletscheröde und Meereseinsamkeit tritt hier nicht wiederum auf, denn Syrakus liegt in einer weiten, blühenden Ebene eingebettet, die sanft anschwellende Hügelketten im Westen umsäumen. Aber Syrakus hat nichtsdestoweniger seine ästhetischen Konflikte und Kontraste, Kontraste von packender Tragik und schneidender Schönheit, die hier freilich mehr im Verborgenen lauern und gesucht werden wollen. Durchschreitet man die Altstadt von einem Ende zum andern, so gleicht sie einem blühenden Parke. Mit staunender Bewunderung stößt man dann aber auf die berühmten Latomien, natürliche Steinbrüche, an deren Hängen, hinab in die schwindligen Tiefen, herrliche Gärten angelegt sind. Es sind wahrhaft paradiesische Striche, auch gefährlich und verführerisch wie das Paradies. Denn unmittelbar hinter einem schwellenden Rasenplatz öffnet sich zuweilen völlig unerwartet ein furchtbarer Absturz, kaum zur Genüge von schützendem Geländer eingehegt. Hat man die Scheu des ersten Augenblicks überwunden, so lohnt freilich der prachtvolle Blick in den Abgrund. Denn dort unten blüht eine farbenbunte Kultur herrlicher Blumen und Bäume und zwischen den einzelnen Felsenkesseln, in die sich diese Tiefenlandschaft zergliedert, schlängeln sich schattige Kieswege, reich mit Bänken besetzt und von mächtigen Pinien eingesäumt. Die düsterste Stimmung löst sich unwillkürlich bei solchem Anblick in andächtigen Frohsinn. Diese Kunst, an mächtigen Abgründen blühende Gärten erstehen zu lassen, Gärten, an denen sich die natürliche Beschränkung, der räumliche Zwang ihrer Anlage zu einem eigenartigen, noch höheren Zauber entfaltet, denen das Furchtbare gleichsam zum Stachel neuer Schönheit wird, diese Kunst scheint einen Imperativ für unser so zerklüftetes und abgründliches Leben auszusprechen, auch hier jene wundersame Metamorphose zu vollbringen. Und so war es denn auch stets der Sinn jeder wahrhaft tragischen Weltanschauung, daß sie dem leidenden und gequälten Menschen

die große Möglichkeit öffnete, über seine Qualen zu triumphieren, indem er sie sich in seiner Betrachtung als ein Schauspiel von furchtbarer Erhabenheit gegenüberstellte und so zu ihrem ästhetischen Genuß gelangte. Vor allem an den letzten Tragiker der Philosophie, an Nietzsche, muß man denken, wenn man dies seltsam bezwingende Bild vor Augen sieht. Die Zarathustrastimmung scheint hier ihre Verkörperung gefunden zu haben. Mir wenigstens trat der Sinn jener aus Verzweiflung und Heroismus geborenen Weltanschauung niemals so lebendig ins Bewußtsein, jener Weltanschauung, die sich leichtbeschwingten Schrittes auf der Schneide eines Abgrundes bewegt und aus dem Brummklang der alten Mitternachtsglocke die frohe Botschaft der ewigen Wiederkehr des Lebens tönen hört.

* * *

Meinem Vorsatz getreu, suchte ich nicht bloß die geographischen, sondern auch die ethnographischen Eigentümlichkeiten des Landes kennen zu lernen, so weit dies in der knappen Zeitspanne möglich war. Und da bietet Sizilien ebensoviel des Interessanten. Welche kulturelle Revolutionen und Metamorphosen haben sich da nicht vollzogen! Von den Urbewohnern, den alten, geheimnisvollen Sikanern, an, bei denen man nicht einmal darüber im klaren ist, ob sie zur arischen Völkerfamilie zählen, bis zu den heutigen Italienern, die sich im Ruhm einer großen Vergangenheit sonnen. Hier haben die Griechen ihre Kolonien gehabt, und die grandiosen Überreste ihrer Theater in Taormina und Syrakus legen für antike Kunstfreudigkeit Zeugnis ab, ebenso wie in letztgenannter Stadt das schauerliche „Ohr des Dionysus“, eine unterirdische Grotte für Staatsgefangene, die in geheimer Kommunikation mit den Gemächern des Tyrannen stand, für dessen grausame Schreckensherrschaft. Hier wurden die welterschütternden Kämpfe zwischen Puniern und Römern ausgefochten, hier, in der ersten römischen Kolonie, der Grundstein zu Roms Weltherrschaft gelegt. Hier blühte arabische Kultur. Hier drangen die unbezwinglichen Normannen erobernd ein. Hier standen Wiege und Grab der größten Hohenstaufen. Jenes zweiten Friedrich insbesondere, der in seinen antikirchlichen, kulturgesättigten Bestrebungen vielleicht die größte Erscheinung des Mittelalters ist. Aus diesen Elementen erwuchs sizilianisches Volkstum. Und bis in unser Jahrhundert erhielt sich seine Bedeutung. Denn von hier aus ging Garibaldis und seiner Tausendschar heldenkühne Expedition gegen die Herrschaft der Bourbonen aus. Heute stehen ökonomischer Wohlstand und soziale Lebensbedingungen auf einer recht tiefen Stufe. Die alte Unternehmungslust scheint sich indessen in anderer Form vererbt zu haben, wie dies die großen Auswanderungszüge beweisen, die jährlich von Sizilien über den Ozean zumeist nach dem romanischen Südamerika gehen. Trotz solch ungünstiger Verhältnisse ist die Bevölkerung zurückhaltender, maßvoller in ihrem Benehmen dem Fremden gegenüber als zum Beispiel die Venetiens oder die Neapolitaner.

In Catania genoß ich den schätzenswerten Vorteil, mit der studierenden Jugend nähere Berührung zu gewinnen. Ein junger Jurist, mit dem ich vor dem Schauladen einer größeren Buchhandlung Bekanntschaft machte, stellte mir bald darauf einige seiner Kollegen vor, die mir in der liebenswürdigsten Weise Zerstreuung und Anregung zu bieten bemüht waren. Die Unterhaltung ging flott von statten, da wir uns auf halbem Wege entgegenkamen. Ich drückte mich zur Not italienisch aus, während ein Teil der jungen Leute merkwürdigerweise ein leidliches Deutsch sprach. Überhaupt scheint die Kenntnis unserer Sprache beträchtlich im Zunehmen begriffen zu sein. Von der romanischen Be-

quemlichkeit in diesem Punkte gehen zwar auch die Italiener noch wenig ab, sofern der Fremdenverkehr sie nicht dazu zwingt. Immerhin aber scheint es mir, als wäre das Studium des Deutschen häufiger als das des ethymologisch so nahe verwandten Französischen. Es ergaben sich in unserer Unterhaltung interessante Themen, deren Behandlung seitens der jungen Italiener mir manche Aufklärung bot. Sie zeigten sich äußerst radikal, heftig antiklerikal, von großen Sympathien für den Sozialismus erfüllt und aus ihren Reden glaube ich schließen zu dürfen, daß dieser Standpunkt von den meisten ihrer Kollegen geteilt wird. Das Wort „Sozialismus" scheint in Italien übrigens eine noch viel alltäglichere Klangfarbe zu besitzen als hierzulande. Anders wäre der Umstand kaum zu erklären, daß Hochschulprofessoren in Amt und Stellung zu gleicher Zeit als Arbeiterführer auftreten. Korps und Burschenschaften existieren dort nicht, sondern bloß weniger geräuschvolle Vereinigungen verschiedener politischer Färbung.

* * *

Catania ist auch Wohnsitz eines bekannten italienischen Dichters, dessen Name uns weniger vertraut ist, der aber in Sizilien beinahe als nationaler Heros gefeiert wird: Mario Rapisardis. Ihm wurde die hohe Ehre zuteil, bereits bei seinen Lebzeiten in einem Denkmal mitten unter Italiens größten Helden verewigt worden zu sein. Dies und ähnliches deutet auf eine überaus liebenswürdige Eigentümlichkeit des italienischen Volkes. Es ist der dankbare Sinn seinen Großen gegenüber. In Sizilien werden Komponisten wie Bellini, wie Pazzini offiziell mehr geehrt als bei uns ein Goethe. Gärten, herrliche Anlagen, nicht bloß staubige Straßen werden nach ihnen benannt, während bei uns parlamentarische Schlachten geliefert werden müssen, wenn es darauf ankommt, einem Großen ein simples Standbild aufzustellen. Ein Mann wie Cavalotti ist beinahe in jeder größeren Stadt Italiens durch ein Denkmal ausgezeichnet worden. Man möchte sogar zuweilen fragen, ob diese nationale Dankbarkeit nicht zu weit gehe, ob das Verdienst nicht manchmal in einem schlechten Verhältnis zur Ehrung stehe. Es scheint mir übrigens darin noch ein Element des antiken Heidentums, das in Italien sich überhaupt in verschiedenen Metamorphosen behauptet, fortzuwirken. Die Alten bewiesen eine kindliche Frömmigkeit der Heldenverehrung, indem sie ihre großen Toten zu Heroen, ihre Heroen zu Göttern verklärten, denen sie Altäre bauten, um die segnenden Geister in ihrer Mitte weilen zu lassen. Die modernen Italiener glauben freilich nicht mehr an göttliche Heroen und an eine magische Wirkung des Opferkults, wohl aber an die Heroen in Menschengestalt und an den erziehlichen Wert ihrer Verehrung und Auszeichnung.

Da ich in der letzteren Zeit der italienischen Literatur überhaupt und auch Rapisardi näher getreten war, beschloß ich, den gefeierten Mann, dessen Behausung an der Stadtgrenze, gleichsam im Schatten des Ätna liegt, aufzusuchen. Ich bereute das umsoweniger, als die schlichte, vornehme Liebenswürdigkeit des Wirtes mir über die sprachlichen Schwierigkeiten der Unterhaltung leicht hinweghalf. Auch bot mir die Diskussion viele Anregungen. Rapisardi ist vorwiegend Lyriker. Er gehört wohl zur klassischen Schule, vertritt aber eine völlig andere Nuance als Carducci, den er ablehnt. Wir können uns von dieser Richtung schwer eine Vorstellung bilden, da wir an das klassizistische Epigonendrama denken müssen, wie es bei uns in Halm und Laube ein ruhmloses Ende gefunden hat. Aber in Italien wurzelt der klassische Stil, der bei Goethe und Schiller sogar bloß bestimmte Perioden markiert, ungleich tiefer. Dort hat die Renaissance unvergängliche

Spuren gezeichnet. Außerdem hat sich in Italien der industrielle und soziale Umschwung nicht in dem Maße vollzogen, daß das künstlerische Schaffen davon nachhaltig beeinflußt worden wäre. Auch die nationale Einigung dürfte mehr in dynastischen Konflikten als im politischen Expansionsbedürfnis ihre Wurzel gehabt haben. Der modernen Kunst steht Rapisardi wenig sympathisch gegenüber, wenngleich er sie keineswegs doktrinär abkanzelt. Tolstoi hält er hoch, Ibsen und Zola weniger. Gabriele d'Annunzio schätzt er nicht übermäßig, er glaubt an seine Begabung, nicht aber an seine Aufrichtigkeit. Überhaupt habe ich den entschiedenen Eindruck gewonnen, daß d'Annunzio sich keiner weitgehenden Anerkennung in Italien erfreut. Den einen ist er zu dekadent, den andern zu mystisch, den dritten zu barock. Sie betrachten seine Schöpfungen wie fremdländisches Gewächs, das künstlich auf italienischen Boden verpflanzt worden sei. D'Annunzio mag sich denn auch wirklich zu stark an ausländischen Vorbildern, an Ibsen, Maeterlinck, Nietzsche, geschult haben. Aber im Grunde begegnet man analogen Wertschätzungen überall. Zola, außerhalb Frankreichs über alle Maßen gelesen und gelobt, ist in seinem Vaterland niemals sonderlich populär geworden und mußte sich damit begnügen, hinter Daudet und Maupassant zu rangieren. Die Skandinavier stellen Björnson über Ibsen. Auch Strindberg hat kein Übermaß nationaler Sympathien gefunden. Und jeder Österreicher wird sich mit einigem Staunen davon überzeugen, daß im Ausland Hofmannsthal als der berufenste Vertreter unserer Literatur betrachtet wird.

Italien ist eben, vielleicht mehr als irgend ein anderes Land Europas, in rein kultureller, nicht in politischer Beziehung von seiner Vergangenheit abhängig. Antiker, römischer Imperialismus, päpstlicher Imperialismus, Renaissancekultur haben ihm sein Gepräge gegeben. Deswegen ist seine philosophische und künstlerische Produktivität in ein Stadium der Erschöpfung getreten, aus der sie erst gelöst werden kann, wenn neue Lebensformen und Lebenswerte Macht gewinnen.

Dieses Widerspiel von moderner und antiker Art begegnet einem auch äußerlich zuweilen in recht drastischer Weise. Einmal besichtigte ich die Privatheilanstalt des in ganz Italien berühmten Professors Clementi, eines Adepten Billroths, der die österreichische Schule in Sizilien zu hohen Ehren gebracht hat, in Begleitung seines liebenswürdigen Sohnes. Erstaunt über den Komfort und den technischen Apparat, der dort entfaltet wurde, machte ich mich auf den Heimweg. Es war Sonntag, und die Stadt noch belebter als sonst. An einer Straßenecke sah ich ein Rudel Leute geschart, die Hälfte im Kreise herum auf Stühlen sitzend, die andere Hälfte hinter diesen stehend, beide Teile gleichsam ein Amphitheater mit Sitzparterre und Stehparterre bildend. Im Zentrum saß ein Mann, der aus einem Buche las, während das Publikum seinen Worten in andächtiger Spannung folgte. Auf meine Anfrage, was dies zu bedeuten habe, erfuhr ich, solches sei die Feiertagsunterhaltung der Analphabeten, die ein Soldo entrichten, um sich von einem Schriftgelehrten niedrigerer Kategorie interessante Dinge über den Weltlauf berichten zu lassen. Dieser ungewohnte Anblick scheint einen um Jahrhunderte zurückzuversetzen. Es war übrigens bloß ein Vorspiel zu dem, was ich in Tunis einige Tage später erfahren sollte. Auch dort werden Kollegien auf offenem Markte, am Südende der Stadt, abgehalten, aber nicht über die natürlichen Dinge zwischen Himmel und Erde, sondern über Magie und Zauberei. Alte Araberbeschwörer und Märchenerzähler weihen einen dort in die dunkelste der Künste ein.

Chronik.

Die Fortschritte der Geologie in Österreich im Jahre 1905.*

Als einen Zeitabschnitt ruhiger, normaler Tätigkeit bezeichnet der Direktor der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien, Hofrat E. Tietze, in seinem offiziellen Bericht (Verhandlungen der k. k. Geologischen Reichsanstalt, 1906, Nr. 1) das abgelaufene Jahr. Da in einer Mitteilung über die Fortschritte der Geologie in Österreich die Tätigkeit dieses Instituts naturgemäß an erster Stelle berücksichtigt werden muß, so scheint es, daß einer solchen ruhigen Entwicklung auch eine farblosere Chronik als jene der beiden Jahre 1903 und 1904 entsprechen würde. Daß es gleichwohl an bemerkenswerten Anregungen in mehrfacher Richtung nicht gefehlt hat, dürften die nachstehenden Ausführungen zeigen.

Im Vordergrunde der Tätigkeit der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien standen, wie seit jeher, die Aufnahmen im Felde zum Zwecke der Herstellung der geologischen Karte der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder im Maßstabe 1 : 75.000. Die Aufnahmsarbeiten waren auf fünf Sektionen verteilt.

Die erste Sektion arbeitete in den Sudetenländern. In Böhmen setzte Professor Rosiwal die Aufnahme des Kartenblattes Jauernig—Weidenau fest, während der auswärtige Mitarbeiter Professor Jahn (Brünn) das anschließende Blatt Senftenberg kartierte. Dr. W. Petrascheck beging das Terrain an der Reichsgrenze bei Nachod und Trautenau. Professor Sueß jun. und Dr. Hinterlechner arbeiteten in der Südwestecke von Mähren (Lispitz und Mährisch-Budwitz), Dr. Beck in dem karpathischen Anteil des Blattes Neutitschein.

Die zweite Sektion, der die Herren Vizedirektor Vacek, Dr. Hammer, Dr. Ampferer, Dr. Ohnesorge, Dr. Trener und während des Sommers auch Dr. F. v. Kerner angehörten, bewegte sich in Tirol. Aufnahmsgebiete waren: In den nördlichen Kalkalpen die Davenna-Gruppe in Vorarlberg (Vacek), die Umgebung des Muttekopf in den Lechtaler Alpen (Ampferer), das Gebiet zwischen Rattenberg und Woergl im Unterinntal (Ampferer und Ohnesorge); in den Zentralalpen die Hochregion des Ortler (Hammer) und die Tribulaunkette am Brenner (F. v. Kerner); in den Südalpen die Grenzregion gegen Italien in den Sette Communi und im Val di Ledro (Trener).

* Vergleiche auch die Chronik in Heft 24 (15. April 1905) des zweiten Bandes dieser Zeitschrift, da, um Wiederholungen zu vermeiden, in manchen Punkten auf diese Bezug genommen wird.

Die dritte Sektion war, wie im Jahre 1904, mit der Fortsetzung der Aufnahmsarbeiten im südlichen Steiermark, Kärnten und Krain beschäftigt. Die Aufnahmen in den Karawanken wurden von Dr. Teller, in der Umgebung von Unterdrauburg von Dr. Dreger, in dem Hügellande östlich und südöstlich von Laibach von Dr. Koßmat fortgesetzt.

In den Kalkalpen von Oberösterreich studierte Geyer als Leiter der vierten Sektion die Randzone gegen die Flyschbildungen in der Umgebung von Weyr und Kleinreifling, Dr. O. Abel die Tertiär- und Quartärlandschaft am Alpenrande im Gebiet von Kremsmünster, Enns und Steyr. Als auswärtiger Mitarbeiter dieser Sektion begann Professor Fugger (Salzburg) die Neuaufnahme des Schiefer- und Kalkgebirges von Werfen und St. Johann im Pongau. Eine Aufnahme des Leithagebirges am Ostende der Alpen wurde von Dr. Vetters in Angriff genommen.

Die fünfte Sektion arbeitete in den verschiedenen der Adria benachbarten Gebieten. Auf dem dalmatinischen Festlande kartierte Dr. G. v. Bukowski bei Spizza, Dr. F. v. Kerner in dem östlich der Cetina gelegenen Teile des Blattes Sinj-Spalato, Dr. Schubert in der an die ehemalige kroatische Militärgrenze anstoßenden Karstregion, während Dr. Waagen die Insel Lussin und einen Teil des istrianischen Karstlandes bei Albona aufnahm.

Im ganzen waren im Jahre 1905 22 Aufnahmsgeologen, darunter 20 dem Personalstande der Reichsanstalt direkt zugehörige Mitglieder im Felde.

Von der geologischen Spezialkarte des österreichischen Anteils der Monarchie ist im Herbst des vorigen Jahres die sechste Lieferung mit sieben Blättern zur Ausgabe gelangt.

Von Druckschriften dieses Instituts ist ferner der 55. Band des „Jahrbuches“ erschienen. Er enthält u. a. größere Abhandlungen über die südlichen Ortler-Alpen von Hammer, über die Geologie Nordalbaniens von Baron Nopcsa, über die Stratigraphie des istrisch-norddalmatinischen Mittelcocäns von Schubert und über den Bau des Seefelder, Mieminger und Wettersteingebirges von Ampferer.

Die Direktion sieht sich leider genötigt, darauf hinzuweisen, daß mit den geringen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln an eine baldige Herausgabe weiterer Lieferungen des Kartenwerkes und an die Aufrechterhaltung der Druckschriften in dem bisherigen Umfange in bezug auf Text und Beilagen nicht gedacht werden könne. Sie hält es für notwendig, mit

dieser offiziellen Erklärung ihre Verantwortlichkeit jenen gegenüber zu entlasten, die an die Leistungsfähigkeit der k. k. Geologischen Reichsanstalt größere Erwartungen knüpfen.

Ich habe bereits in der vorjährigen Chronik darauf aufmerksam gemacht, daß für eine gerechte Beurteilung der Leistungen dieses altberühmten Instituts im Vergleiche mit jenen verwandter Anstalten auch die Höhe des Budgets in Betracht gezogen werden muß, das ihm zur Erfüllung seiner Aufgaben zur Verfügung steht. Ich habe bei jener Gelegenheit insbesondere die Verhältnisse bei der königlich Preußischen Geologischen Landesanstalt herangezogen, deren Jahresetat 630.000 Mark bei einem Personalstande von 55 Aufnahmsgeologen (gegenüber einem solchen der k. k. Geologischen Reichsanstalt von 191.000 Kronen im Jahre 1905) beträgt. Man muß diesen Umstand auch bei einer kritischen Untersuchung der Arbeitsleistungen beider Anstalten auf dem Gebiete der angewandten Geologie in Berücksichtigung ziehen.

In den Diskussionen, welche sich an die unliebsamen Überschreitungen der Kostenvoranschläge für die gegenwärtig im Bau befindlichen Alpenbahnen geknüpft haben, ist auch die praktische Seite der Tätigkeit der Mitglieder der k. k. Geologischen Reichsanstalt wiederholt erörtert worden, und zwar keineswegs in einem den letzteren durchaus günstigen Sinne. Es wurde sogar im Reichsrate bei aller Anerkennung der wissenschaftlichen Verdienste der Anstalt in einem Antrage der Abgeordneten Dr. Pfaffinger und Hinterhuber direkt ausgesprochen, daß dem Personal der Anstalt die geeignete Vorbildung und Schulung für die Lösung praktischer Aufgaben fehle und daß eine besondere Sektion für praktische Geologie, aus Beamten mit montanistischer Vorbildung bestehend, gegründet werden müsse. Dieser Vorschlag zur Schaffung eines Beamtenkörpers für angewandte Geologie ist von dem seither verstorbenen Dr. Pfaffinger in einem Artikel, der im 59. Hefte dieser Zeitschrift (S. 314) veröffentlich wurde, auch publizistisch unterstützt worden.

Gegen den Vorwurf, daß die Geologische Reichsanstalt zu sehr die reine Wissenschaft pflege und den sogenannten praktischen Anforderungen nicht entspreche, hat der Direktor, Hofrat E. Tietze in einem sehr bemerkenswerten, als Anhang zu seinem Jahresbericht abgedruckten Artikel: „Über das Verhältnis der Anstalt zur angewandten Geologie" Stellung genommen. Die darin gegebenen Ausführungen verdienen eine weite Verbreitung in der Öffentlichkeit, weil sie geeignet sind, falsche Vorstellungen über die Tätigkeit der Anstaltsmitglieder zu berichtigen und unwiderlegliche Beweise für rühmliche Erfolge der letzteren auch auf dem Gebiete der angewandten Geologie zu erbringen.

In treffender Weise geht Tietze der Fabel zu Leibe, daß falsche Prognosen der Geologen an den Überschreitungen der Kostenvoranschläge für den Bau der Alpenbahnen auch nur teilweise schuld tragen. Er zeigt, daß die Intervention von Anstaltsgeologen bei jenen Bahnbauten allerdings Voruntersuchungen bei den Tunnelanlagen in den Karawanken, der Wochein und am Bosruck betraf, daß aber gerade in allen diesen Fällen die Prognosen sich als in allen wesentlichen Zügen, ja selbst in untergeordneten Details als zutreffend erwiesen haben. In der Tat kann der leichtfertig erhobene Vorwurf unzureichender oder schönfärberischer Prognosen vor einem unparteiischen Forum nicht einen Augenblick bestehen. Man muß im Gegenteil der Behandlung des Problems, über die voraussichtliche Beschaffenheit der zu durchfahrenden Strecke im Inneren des Gebirges Aufklärung zu erlangen, von Seite der geologischen Experten (Bittner, Geyer, Teller, Kossmat) die vollste Anerkennung zollen. Die Möglichkeit, solche Prognosen überhaupt zu stellen, darf als Beweis für den hohen Stand der Geologie in Österreich angesehen werden.

Daß der Beamtenkörper der k. k. Geologischen Reichsanstalt auch in seiner heute bestehenden Verfassung durchaus kompetent ist, auf Fragen der Praxis einzugehen, wird durch die Tatsache bewiesen, daß der Rat der Anstaltsmitglieder bei den verschiedenartigsten Veranlassungen eingeholt und praktisch verwertet worden ist. Daß diese Experten bei der Begutachtung von neuen montanistischen Unternehmungen — man denke insbesondere an die Projekte Königs in Dalmatien — eine kühlere Reserve bekundet haben, als der Spekulation mancher Unternehmer lieb gewesen sein mag, verdient nur Anerkennung aber keinen Vorwurf. Auch darin ist den Ausführungen Tietzes vollständig beizupflichten, daß er sich gegen die rückständige Vorstellung verwahrt, die dem Geologen als einem Manne der Theorie den Montanisten als den Mann der Praxis gegenüberstellt. Mit Recht erscheint ihm eine Erweiterung und Vertiefung des geologischen Unterrichtes für Montanisten an Bergakademien wünschenswerter, als eine Reform der Geologischen Reichsanstalt mittels der Ergänzung ihres Personals durch Montanisten, die mit der Beurteilung der geologischen Verhältnisse weniger als mit der rein technischen Seite ihres Berufes vertraut zu sein pflegen.

Mir scheint sich aus allen diesen an den Antrag Pfaffinger im Abgeordnetenhause geknüpften Diskussionen über eine angebliche Reformbedürftigkeit der k. k. Geologischen Reichs-

anstalt zunächst die Tatsache zu ergeben, daß überhaupt nicht die Qualität, sondern die Quantität der Leistungen auf praktischem Gebiete als ungenügend empfunden wird. Bei dem beschränkten Personalstand des Instituts kann naturgemäß nur ein relativ kleiner Teil seiner Arbeitsleistung der angewandten Geologie gelten. Wer in dieser Richtung eine erhöhte Tätigkeit wünscht, der muß in erster Linie für eine vermehrte Zahl der Anstaltsmitglieder eintreten, aber keineswegs für eine Änderung in der Zusammensetzung des Beamtenkörpers selbst. Auch die angewandte, d. h. die auf die Praxis gerichtete Geologie kann mit Erfolg nur von Geologen betrieben werden, die ihre theoretische Schulung auf der Universität erhalten haben. Der Homogenität des Instituts aber wäre die Aufpfropfung von Elementen, die einer anderen Berufsart entnommen sind und sich andere Aufgaben als geologische Untersuchungen im Felde gesetzt haben, kaum förderlich.

Ich habe diese Frage in meiner Chronik ausführlicher erörtern zu sollen geglaubt, weil darüber im größeren Publikum, auch unter den gebildeten Laien, außerordentlich unklare Begriffe bestehen und weil eine Lösung dieser Frage im Sinne einer Erweiterung der ältesten geologischen Anstalt des Kontinents, sei es durch ausgiebige Vermehrung ihres Personals, sei es durch Angliederung einer besonderen montanistischen Sektion, naturgemäß für einen weiteren Fortschritt der Geologie in Österreich von maßgebender Bedeutung sein wird.

So sind es auf der einen Seite Beziehungen zwischen Theorie und Praxis, die im abgelaufenen Jahre vor dem Forum der Öffentlichkeit zur Diskussion gestellt worden sind. Aber auch ein Kampf der Meinungen um eine rein theoretische Frage, allerdings von großer wissenschaftlicher Bedeutung, nimmt in der geologischen Literatur des Vorjahres einen breiten Raum ein. Eine neue Auffassung des Gebirgsbaues der Alpen hat unter den schweizerischen und französischen Geologen, die in den Westalpen gearbeitet haben, innerhalb des letzten Dezenniums zahlreiche Anhänger gefunden. Die Vertreter dieser Theorie betrachten die Westalpen als eine Aufeinanderfolge übereinander gepackter Decken oder Schubmassen (nappes), die nicht an der Stelle entstanden sind, wo sie sich heute befinden, aus großen Entfernungen (50—100 *km*) als kompakte Massen nordwärts gewälzt worden sind und nicht mehr im Zusammenhang mit ihren ursprünglichen Wurzeln stehen.

Um diese Theorie durch ein Beispiel anschaulich zu machen, so glauben z. B. die Anhänger derselben, daß die Sedimente, welche unsere nördliche Kalkzone zusammensetzen, nicht im Bereiche der nördlichen Kalkalpen, sondern in der Region des Drautales (Gailtaler Alpen) abgelagert wurden, daß dort in dem Gebirgszuge Spitzkofel-Dobratsch ihre Wurzeln liegen, daß aber jene Sedimente durch eine nordwärts gerichtete Bewegung während der jüngeren Tertiärzeit über die ganze aus kristallinischen Gesteinen bestehende Zentralzone hinübergeschleppt und als wurzellose Schubmassen oder als Deckschollen dort niedergelegt wurden, wo sie sich gegenwärtig befinden. Es setzt diese Theorie mechanische Bewegungen von so ungeheurer Intensität voraus, daß sie alle Vorstellungen, die man sich bisher über die Entstehung der Alpen und der großen Kettengebirge überhaupt gemacht hat, weit hinter sich zurücklassen.

Die österreichischen Geologen haben sich dieser neuen Theorie gegenüber fast ohne Ausnahme schroff ablehnend verhalten. Sie erblicken insbesondere in der Anwendung derselben auf die Ostalpen einen grundsätzlichen Irrtum, „weniger ein Ergebnis wissenschaftlicher als vielmehr phantastischer Forschungsmethode". Seit dem internationalen Geologenkongreß in Wien im Jahre 1903 sind mehrere französische Forscher eifrig bemüht, zu zeigen, daß auch der Bau der Ostalpen sich in den Rahmen jener neuen Theorie einfügen lasse. Von namhaften deutschen Geologen hat sich ihnen S t e i n m a n n in Freiburg angeschlossen. Der Kampf der alten, von den meisten österreichischen Alpengeologen (mit Ausnahme von Eduard S u e ß) festgehaltenen und der neuen aus den Westalpen importierten Lehrmeinung ist augenblicklich in ein kritisches Stadium getreten und das erbitterte Ringen um die Anerkennung oder Ablehnung der neuen Lehre nähert sich einer vorläufigen Entscheidung, bei der, wie immer sie ausfallen mag, der wissenschaftlichen Tätigkeit unserer Alpengeologen eine maßgebende Bedeutung zukommen wird.

Sowohl die von der k a i s e r l i c h e n A k a d e m i e d e r W i s s e n s c h a f t e n i n W i e n als die von den Vertretern des Geologie und der verwandten Wissenschaften an der k. k. U n i v e r s i t ä t i n W i e n inaugurierten Untersuchungen haben auch im abgelaufenen Jahre einen befriedigenden Fortgang genommen.

Der seismische Beobachtungsdienst der akademischen E r d b e b e n k o m m i s s i o n hat im verflossenen Jahre eine beträchtliche Zahl von Erderschütterungen registriert. Zum Studium des großen Erdbebens in Nordalbanien wurde der Assistent an der geologischen Lehrkanzel der Universität, Dr. V e t t e r s, im Frühjahr nach Skutari geschickt. Er hat im Anschluß an jene Studien geologische Untersuchungen in der Grenzregion zwischen dem Distrikt von Spizza, Monte-

negro und Skutari durchgeführt. Da später auch ein zweiter Schüler Professor Uhligs, des Inhabers der geologischen Lehrkanzel an der Wiener Universität, Dr. F. Baron Nopcsa, in Nordalbanien tätig war, so dürfen wir nunmehr Aufklärungen über den geologischen Bau eines der bisher am ungenügendsten bekannten Landstriche Europas erwarten.

An den großen Alpentunnels werden die geologischen Beobachtungen durch die Herren Teller, Koßmat, Becke, Berwerth und Geyer fortgesetzt. In besonderer Mission ist Professor R. Hoernes (Graz) nach Spanien entsendet worden, um vergleichende Untersuchungen der tertiären Ablagerungen des westlichen Mittelmeerbeckens mit jenen unserer Monarchie durchzuführen.

Von den „Beiträgen zur Geologie und Paläontologie Österreich-Ungarns und des Orients" — der von Uhlig, Diener und G. v. Arthaber redigierten offiziellen Publikation des geologischen und paläontologischen Institutes der Wiener Universität — ist der 18. Band zur Veröffentlichung gelangt. Aus seinem reichen Inhalt ist, als ein interessantes österreichisches Fossilvorkommen betreffend, die Beschreibung der obertriadischen Fischfauna von Hallein durch Kramberger-Gorjanović zu nennen.

Als Mitarbeiter an dem Sammelwerke »Lethaea geognostica« (begründet von F. Roemer, fortgesetzt von F. Frech in Breslau) hat G. v. Arthaber den die Trias des Mediterrangebietes behandelnden Band jenes Werkes zur Veröffentlichung gebracht. Diese umfangreiche Publikation verdient an dieser Stelle besondere Erwähnung, weil sie vorwiegend die Triasbildungen der österreichischen Alpen behandelt und durch eine sorgfältige Zusammenfassung des gesamten über diesen schwierigen Gegenstand vorliegenden Materials eine Lücke in der geologischen Literatur über die ostalpine Trias ausfüllt.

Im Anschlusse an die von Mitgliedern der k. k. Geogologischen Reichsanstalt, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und der k. k. Universität in Wien durchgeführten geologischen Untersuchungen mag hier einiges über den Fortgang der von anderer Seite unternommenen geologischen Arbeiten im Böhmen, Mähren und Galizien mitgeteilt werden.

Im Auftrage des Komitees für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Böhmen setzte Professor Fritsch seine paläontologischen Studien über Fische, Reptilien und Gliedertiere der böhmischen Kreide fort. Professor Pohl veröffentlichte eine Abhandlung über die basaltischen Ergußgesteine des Tepler Hochlandes. Die trachytischen Eruptivgesteine desselben Gebietes fanden in K. Wohnig einen Bearbeiter.

Von der geologischen Karte des Böhmischen Mittelgebirges, das durch Professor Hibsch (Tetschen-Liebwerda) und seine Mitarbeiter im Detail aufgenommen wird, ist das sechste Blatt (Kostenblatt und Milleschau) ausgegeben worden, so daß nunmehr die Hälfte der auszugebenden Blätter fertig vorliegt.

Auch die Kommission zur naturwissenschaftlichen Durchforschung Mährens in Brünn hat einige für die lokale Geologie Interesse bietende Untersuchungen angeregt. Bezüglich der Einzelheiten mag auf die Mitteilungen des Präsidenten Professor Jahn im Jahresberichte der k. k. Geologischen Reichsanstalt (Verhandlungen 1906, Nr. 1, p. 23 ff.) verwiesen werden.

Über die in polnischer Sprache erschienene geologische Literatur Galiziens verdanke ich wie im Vorjahre Herrn Universitätsprofessor Dr. L. Szajnocha in Krakau die nachfolgenden Mitteilungen.

Dr. J. Tokarski: Über Marmaroser Diamanten. (Kosmos 1905, VIII.) — Eine genaue mineralogische Beschreibung der unter diesem Namen bekannten Quarzkristalle und ihrer primären Lagerstätte im Schiefer und Magurasandstein im Quellgebiete des Strijflusses.

Dr. J. Siemiradzki: Über oberkretazische Bildungen Polens. (ibid.) — Eine Übersicht dieser Ablagerungen, aus der eine weitgehende obersenone Transgression der Mukronatenkreide (wohl nicht ganz einwandfrei) und eine Verbindung der baltischen mit der polnischen Kreide konstruiert sind.

Dr. J. Siemiradzki: Eine Monographie der paläozoischen Schichten Podoliens (Anzeiger Akad. der Wiss., Krakau 1906). — Eine neue Einteilung der Silurbildungen Podoliens in zehn Horizonte, von denen 3 und 4 dem englischen Wenlock, 5—7 dem Ludlow, 8 und 9 den Passage beds und 10 (sonderbarerweise) der Etage F Barrandes entsprechen sollen. Die Annahme eines Überganges der bisher stets als altersverschieden betrachteten, deutlich zu oberst lagernden roten Schiefer und Sandsteine in kalkige Bildungen dürfte allgemeines Staunen erregen und schwerlich durch Profile zu erweisen sein.

M. Limanowski: Ein Blick auf die Architektur der Karpathen. (Kosmos 1905, V.) — In dieser Übersicht über den Bau des Karpathenbogens werden die bisherigen tektonischen Auffassungen einer weit ausholenden Kritik unterzogen und sehr gewagte Hypothesen gewaltiger Überschiebungen und Auswalzungen im Sinne von Lugeon aufgestellt.

Dr. W. Łozinski: Ergebnisse hydrologischer Untersuchungen im Bezirke Horodenka.

(ibid.) — Besprechung verschiedener wasserführender Horizonte des podolischen Gebietes, wobei auch die Gips- und Travertinbildungen Ostpodoliens diskutiert werden.

Dr. W. Łoziński: Die Täler der ostkarpathischen und podolischen Flüsse (Lemberg 1905). — Die von dem Verfasser entworfene Bildungsweise mancher Flußtäler Podoliens und der ostgalizischen Karpathen ist später von Professor Romer und Dr. Tokarski einer scharfen Kritik unterzogen worden.

Dr. Th. Wiśniowski: Über das Alter der karpathischen Inoceramenschichten (Krakau 1905, Akad. d. Wiss.). — Bericht über die hochinteressante Entdeckung einer reichen Senonfauna im Flysch von Dobromil (Pachydiscus neubergicus, Scaphites constrictus). Die Inoceramenschichten, deren Altersfrage an der Hand dieses wichtigen Fundes diskutiert wird, dürften in ihrem ganzen Umfange der Oberkreide zuzuzählen sein.

Dr. K. Wojcik: Das untere Oligozän von Rißkonia bei Uiok (Krakau 1905, Akad. d. Wiss.). — Diese bereits 1883 von Dacek beschriebene Fauna wird auf Grund neuer Aufsammlung dem unteren und mittleren Priabonien gleichgestellt.

Dr. W. Friedberg: Eine Revision der miozänen Fauna von Rzegocina. (Kosmos 1905, VIII.) — Eine Revision dieser Gastropodenfauna ergab ein zweifellos obermiozänes Alter derselben.

Dr. E. Romer: Die Eiszeit im Swiedonicegebirge in den Ostkarpathen (Krakau 1906, Anzeiger Akad. d. Wiss.). — Eine kurze Beschreibung der vom Verfasser im Swiedonice-Massiv (westlich der Czernahora, im Quellgebiete der Theiß) gefundenen Eiszeitspuren. Detaillierte Schilderung mehrerer Kare und anderweitiger, auf die Gletscher zweier Eiszeiten hinweisender Talformen.

Dr. V. Czermak: Geschichte Polens. Bd. I. (Wien 1905). — Das erste Kapitel dieses mehrbändigen historischen Werkes enthält auf Seite 1—81 eine ausgezeichnete Schilderung der prähistorischen Zeiten und Ausgrabungen in dem ganzen Gebiete der polnischen Länder. Es ist die beste in polnischer Sprache publizierte Übersicht der bisherigen Ergebnisse einschlägiger Studien.

J. Niedzwiedzki: Petrographie. II. Auflage (Lemberg 1905). — Leitfaden der Gesteinslehre mit eingehender Beschreibung mehrerer galizischer Felsarten.

J. Morozĕwicz hat für die polnische Übersetzung von Neumayrs „Erdgeschichte" mehrere auf die Geologie der polnischen Länder bezugnehmende Zusätze und Illustrationen geliefert.

Ein Grenzgebiet der praktischen Geologie und Nationalökonomie streift die in deutscher Sprache erschienene sehr lesenswerte Studie von L. Szajnocha über die Petroleumindustrie Galiziens. Eine ausführliche Analyse dieses Buches habe ich in den Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien gegeben, auf die hier verwiesen sein mag.

Professor C. Diener.

Kleine Mitteilungen.

Der erste Mai in Alt-Wien. Im vormärzlichen Wien wurde der erste Mai durch das „Lauferfest",* welches im Prater stattfand, gefeiert, eines der originellsten Feste, wie sie nur Alt-Wien noch kannte.

Es war ein Volksfest, das am frühen Morgen begann und bis spät in die sinkende Nacht währte, welches Arm und Reich, Vornehm und Niedrig in Frohsinn und Gemütlichkeit vereinte, und den Wiener wenigstens für diesen einen Tag Kummer und Sorgen des alltäglichen Lebens vergessen ließ.

Den Glanzpunkt des Festes bildete der Wettlauf, den „vorzügliche Läufer hoher Herren" vom Ende der Jägerzeile** bis zum Lusthaus unternahmen. Die Sieger wurden mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet, nach deren Verteilung sie „unter rauschender Musik" nach einem Gasthause geführt und daselbst bewirtet wurden, wozu sie auch ihre unterlegenen Konkurrenten einluden.

„Schon am frühesten Morgen strömt alles, was fort kann, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen hinaus und durch die herrliche Jägerzeile dem neugeschmückten, wiederverjüngten Prater zu.*** Die ganze große Allee hinauf bis zum Lusthause ist mit einzelnen Polizeisoldaten, die die Ordnung aufrechthalten, besetzt, und das Publikum reiht sich so dicht als möglich zu beiden Seiten, fast eine Stunde lang, den Laufweg hinan, während eine Masse von solchen, die in der Reihe keinen Platz mehr finden, am Eingang sich sammelt. Das Gewühl wird gegen 7 Uhr, wo der Lauf beginnt, ungeheuer, und ich glaube, daß gestern mehr als 30.000 Menschen sich eingefunden hatten.

* Vergl. „Erinnerungen von Luise Gräfin Schönfeld-Neumann" („Österr. Rundschau", Band V., Heft 54, S. 66): „Am ersten Mai 1839, 6 Uhr früh, hielten wir hier unseren Einzug. Das Wetter war herrlich, die ganze Bevölkerung in heiterer Bewegung. Die Läufer waren eben in den Prater gerannt und ein Spektakel überbot das andere . . ."

** Praterstraße.

*** Diese Schilderung entnehme ich den 1850 bei Boomann in London erschienenen Briefen eines unbekannten Autors, die neben spezifisch Wiener Verhältnissen die Metternichsche Politik in den Jahren 1796—1816 behandeln.

Die liebliche Sonne am heitern, ruhigen Himmel warf ihre Morgenstrahlen sanft wärmend durch die von Tau beperlten jungen Blätter und erleuchtete ein Gemisch von Personen aller Stände und Klassen, die, bunt durcheinandergedrängt, des Schauspiels harrten, und auch nicht in einem einzigen Gesichte las ich Zeichen des Mißmutes oder Kummers. Entweder es hatte ein jeder seinen Kummer des lieblichen Maitages wegen vergessen oder es waren diejenigen, die nicht im stande waren, freundlich zu sein, heute zu Hause geblieben.

Sehr viele kamen, bloß um dem Ablaufen beizuwohnen, und entfernten sich, nachdem sie den Läufern einen Augenblick nachgesehen, in die Seitenpartien oder in den sogenannten Wurstel-(Hanswurst-)Prater, ohne die Rückkehr der Läufer und die Preisverteilung abzuwarten. Prächtig gekleidete Damen und Herren durchschritten die Alleen und Waldpartien, und die Kaffeehäuser der großen Allee sowie sämtliche kleine Wirtsbuden im Wurstelpratel, welcher deren eine große Menge zählt, füllten sich frühzeitig mit besuchenden Gästen.

Das Zeichen wurde um 7 Uhr gegeben und die sehr reich und schön gekleideten Läufer begannen zu gleicher Zeit den Kurs, verfolgt von einzelnen Handwerkslehrjungen, die sich bei dieser Gelegenheit gleichfalls im Laufen versuchten, aber bald erschöpft zurückblieben, sowie auch von Kavalieren zu Pferde, die im kurzen Trab ihnen bald voraus, bald hinter ihnen waren, aber doch meist bis zum halben Rückweg in ihrer Nähe blieben.

Sich gegenseitig neckende hübsche Dienstmädchen, sorgenfreie Beamte, sorgenvolle Praktikanten, pensionierte Witwen, Invaliden, Bettler im Sonntagsrock, Landleute, bürgerliche Aristokraten und aristokratische Bürger, Prinzen, Generale, Taglöhner und Hofpräsidenten, alles drängt sich mit freundlichem Antlitz durcheinander und freut sich seines Daseins, als ob alle Tage erster Mai in Wien wäre. Späterhin folgen die glänzendsten Equipagen, geziert mit weiblichen Gesichtern, daß man vor Liebe verrückt werden möchte, aber auch mit leeren Stutzerlarven angefüllt, die alles belorgnettieren, alles in sich verliebt glauben und sich für Phänomene der schönen Männerwelt halten, weil sie eine Backenbartbürste in der Tasche haben. . . .

Unterdessen wird in dem nahe beim Prater befindlichen Augarten gewöhnlich ein brillantes Morgenkonzert im dortigen prächtigen Gartensaale veranstaltet, das fast immer zahlreichen Besuches sich erfreut; dies Konzert beginnt kurz nach der Rückkehr der Läufer." —

Nicht wie eine Erinnerung aus längst vergangenen Tagen mutet diese Schilderung eines Zeitgenossen Metternichs an. Wer sich das vormärzliche Wien nur in düsteren Bildern ausmalt, der kann aus diesem „Alt-Wiener Bilde" ersehen, daß der echte Wiener Volksgeist in seiner Urgemütlichkeit ein angestammtes glückliches Erbe der Wiener ist, das noch heute im Praterleben seinen typischen Ausdruck findet.

Joachim Weichert.

Die Ergebnisse der Personaleinkommensteuer. Das kürzlich erschienene 3. Heft des XI. Bandes der „Mitteilungen des k. k. Finanzministeriums" enthält eine Darstellung der Ergebnisse der Personaleinkommensteuer und der Besoldungssteuer für das Jahr 1904. Sie werden in den einzelnen Ländern und in den Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern nachgewiesen, durch einige Daten über das durch Rechnung ermittelte Durchschnittseinkommen und durch eine Tabelle über die im Jahre 1904 mit einem Einkommen von mehr als 200.000 K besteuerten Personen ergänzt.

Diese Darstellung ist mit großem Fleiße gearbeitet, sie umfaßt eine Unzahl von Tabellen auf mehr als 400 Seiten großen Formates. Trotzdem sie sehr viel Interessantes enthält, scheint dennoch die Frage berechtigt, ob sich der bedeutende Kostenaufwand für die Veröffentlichung aller dieser Details verlohnt und ob es nicht besser gewesen wäre, nur das Wichtigste zu publizieren und den wenigen Interessenten der Detailziffern die Einsicht in eine Abschrift dieser Tabellen, etwa im Archiv des Finanzministeriums, zu gestatten. Die Tausende von Kronen, die diese Tabellen gekostet haben, hätten vielleicht einem besseren Zweck zugeführt werden können.

Im Jahre 1904 haben 923.340 Zensiten an Personaleinkommensteuer im ganzen 56·48 Millionen Kronen gezahlt, so daß auf einen Zensiten im Durchschnitt K 61·17 entfallen. Dieser Steuersumme liegt ein veranlagtes Bruttoeinkommen von 3421 Millionen Kronen zu grunde. Über 37 Prozent desselben (1288 Millionen) floß aus Dienstbezügen, 28 Prozent (970) aus selbständigen Unternehmungen; aus Kapitalvermögen stammen 497, aus Gebäuden 358, aus Grundbesitz 260 Millionen Kronen. Nach Berücksichtigung der vom Gesetz gestatteten Abzüge (darunter 134 Millionen für Steuern und öffentliche Lasten, 175 für Schuldzinsen, 24 für Beiträge zu Versicherungskassen, 22 als Lebensversicherungsprämien) ergab sich ein steuerpflichtiges Nettoeinkommen von 2986 Millionen, das ist im Durchschnitt 3234 K auf einen Zensiten.

Zu der obenerwähnten Gesamtsteuersumme von ungefähr $56^1/_2$ Millionen haben am meisten die Zensiten mit einem ausgewiesenen Jahreseinkommen von 12.000—40.000 K beigetragen. Sie haben im ganzen 10·7 Millionen Kronen

gezahlt, d. i. 18·89 Prozent der gesamten Steuersumme. Ihnen zunächst steht die Zensitenstufe von 3600—7200 (17·5 Prozent) und von 40.000—200.000 (16·29 Prozent). Die von den Zensiten mit einem Einkommen über 200.000 K bezahlte Steuer beträgt 7·5 Millionen, das ist 13·2 Prozent der gesamten Steuersumme.

Das größte Nettoeinkommen weist Niederösterreich mit 1230 Millionen Kronen auf, es bildet 41·22 Prozent des gesamten steuerpflichtigen Einkommens der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder. Dann kommt Böhmen mit 641 1/2 Millionen (21·48 Prozent), die geringste Ziffer weist Görz und Gradiska mit 15 Millionen (1/2 Prozent) auf. Das Durchschnittseinkommen schwankte auf den Kopf der Zensiten berechnet zwischen 3754 K in Niederösterreich und 2686 K in Dalmatien. Hiebei folgen einander der Reihe nach: Niederösterreich, Triest, Bukowina, Galizien, Tirol (3082), Mähren (2998), Kärnten, Krain, Görz und Gradiska, Steiermark, Schlesien, Vorarlberg, Böhmen, Salzburg, Oberösterreich, Dalmatien.

Für weitere Kreise von besonderem Interesse ist die Tabelle, welche die Anzahl jener Glücklichen nachweist, die 1904 in die einzelnen Steuerstufen der personaleinkommensteuerpflichtigen Personen mit einem Einkommen von mehr als 200.000 K eingereiht wurden. Sie zeigt, daß es in Österreich leider keine steuerpflichtigen Milliardäre gibt und daß selbst die Millionäre — wenigstens diejenigen, die ehrlich fatiert haben — ziemlich dünn gesäet sind. Nur 307 Personen haben ein Einkommen von 200.000 K und mehr angegeben! Bei der überwiegenden Mehrzahl derselben erreicht das Einkommen nicht die Ziffer von einer Million Kronen. Ein Einkommen zwischen 1 und 2 Millionen wiesen 19, zwischen 2 und 3 Millionen nur 3 Personen aus. Einer hatte ein Einkommen von 4, einer von 7 Millionen; der nächste und reichste Zensit fällt in die Stufe zwischen 8,720.000 und 8,730.000. Wer dies ist, verschweigt freilich die diskrete Statistik. Ja, die Tabellen lassen nicht einmal feststellen, wo dieser Krösus lebt.

Interessant ist schließlich noch das Verhältnis der Zensiten zur Bevölkerungszahl. Von der Gesamtbevölkerung Ende 1903, von 26·9 Millionen waren nur 923.324 Haushaltungsvorstände mit 1,880.484 zu den Haushaltungen Gehörigen, also zusammen 2,803.824 Personen besteuert. Die Zahl der zur Personaleinkommensteuer herangezogenen Bevölkerung ist verhältnismäßig am höchsten in Triest (31·21 Prozent); dann folgen Niederösterreich (29·38 Prozent), Salzburg (15·10 Prozent) und Tirol (13·43 Prozent); am geringsten ist sie in Galizien, wo sie nur 3·15 Prozent beträgt. —nk—

Feuilleton.

Eine Begegnung.

Auf dem Perron des Ostbahnhofes in Budapest trafen sie einander, als der Schnellzug nach Fiume bereit stand, um die Reisenden aufzunehmen. „Wohin, gnädige Frau?" fragte er, erfreut, ein bekanntes Gesicht zu sehen. „Nach Abbazia, und Sie?"

„Gleichfalls; meine Frau ist bereits dort. Gestatten Sie, daß ich in Ihrem Coupé Platz nehme? Selbstverständlich befreie ich Sie von meiner Gegenwart, sobald Sie es wünschen." „Aber nein, im Gegenteil", lachte sie. „Es ist ja eine wahre Chance für mich, die langweilige Reise nicht allein machen zu müssen." Sie stiegen in ein Halbcoupé erster Klasse und der junge Mann gab dem Schaffner zwei Kronen, die dieser mit einem raschen Schmunzeln verschwinden ließ. Dann fuhr der Zug in den grauen Morgen hinein. Es war ein kalter, trüber Jännertag, die Dampfheizung funktionierte noch schwach und im Coupé war es empfindlich kühl. Albert blickte auf das Handgepäck seiner Reisegefährtin, das im Netze lag, und langte ihre Reisedecke herab, die er fürsorglich über sie breitete. „Danke, danke," sagte sie lächelnd, „doch machen Sie sich weiter keine Mühe mit mir, ich will Ihnen nicht ungelegen sein." „Davon ist keine Rede, gnädige Frau, ich werde mich sehr freuen, wenn ich Ihnen Ritterdienste leisten darf." „Auf der Reise soll man einander nicht lästig fallen", meinte sie heiter; „vor allen Dingen lesen Sie jetzt Ihre Zeitungen und später wollen wir plaudern. Vorläufig ist es noch viel zu kalt dazu und das gibt keine Stimmung. Während Sie lesen, werde ich versuchen, noch ein Stündchen zu schlafen; ich hasse so frühes Aufstehen und so frühes Abreisen."

Sie setzte sich in einer Ecke zurecht, während er die andere einnahm und seine Zeitung entfaltete. Doch er las nicht. Der 27jährige Mann war groß und breitschulterig und seine dunklen Augen blickten lustig und verwegen in die Welt. Er dachte, wie glücklich er gewesen wäre, als Reisegefährte einer Frau sich gegenüber zu befinden, für die er geschwärmt hätte und im Tete-a-tete mit ihr einen ganzen Tag zuzubringen. — — Solche Zufälle kommen eben nicht vor, sagte er sich und beobachtete die Dame, die die Augen geschlossen hielt, doch offenbar nicht schlief.

Er kannte sie oberflächlich, wie man jemand kennt, mit dem man nur in banalen Salonbeziehungen steht und niemals zu einer längeren Aussprache gekommen ist. Sie hätte den Jahren nach fast seine Mutter sein können, doch war sie trotzdem noch eine interessante Erscheinung, der man ansah, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mußte. Ihr Haar war kaum ergraut und seine seidige Fülle nahm sich hübsch aus neben ihrer frischen Gesichtsfarbe und dem lebhaften Glanz ihrer braunen Augen. Es lag etwas Sympathisches in ihrem Gesicht und die Jahre hatten die feinen Züge erst leise gestreift.

Ich habe nie vorher all diese hübschen Details bemerkt, gestand sich der junge Mann, und man muß zugeben, daß Frau Aga sich merkwürdig gut erhalten hat; gewiß macht sie noch Eroberungen. Es freute ihn ordentlich, daß er diese Betrachtungen anstellen konnte, denn er besaß Schönheitssinn und es tat ihm leid um jede Frau, bei der die Injurien des Alters sichtbar wurden. Gewiß ist sie noch kokett, setzte er sein Selbstgespräch fort, denn er nahm an, daß alle Frauen kokett seien, seine eigene natürlich ausgenommen.

Da seine Nachbarin sich gar nicht rührte, begann er zu lesen, bis der Speisewagenkellner in der Tür erschien und die Herrschaften fragte, ob sie an der Table d'hote speisen würden. Frau Aga nickte schlaftrunken, blinzelte herum und schien wirklich aus tiefem Schlafe zu erwachen, dann legte sie die Reisedecke weg, blickte hinaus und sagte: „Sehen Sie nur, wie schön jetzt die Landschaft im Sonnenschein ist, wie die vereisten Bäume glitzern und die verschneiten Felder, und wie es hier und dort aufblitzt, als ob Diamantenfunken auf dem Schnee verstreut lägen; das ist das richtige freundliche Winterbild: die Schneedecke, der blaue Himmel und die Sonne. So viele Menschen mögen den Winter nicht, doch hat er seine besondere Schönheit, wie jede andere Jahreszeit – man muß nur das Schöne überall herauszufinden trachten." „Das ist ein Talent, das nicht jeder hat," erwiderte er, „jedenfalls trägt es dazu bei, alles in günstigem Lichte zu sehen." „Das soll man auch; man soll sich mit allem abfinden, kurz, das Leben nehmen wie es eben ist." „Eine tiefe Lebensphilosophie, gnädige Frau!" „Die man sich freilich erst im Alter aneignet," antwortete Frau Aga; „denn in der Jugend ist man zu vielverlangend und zu egoistisch; da möchte man die Sterne vom Himmel herunter haben und grollt, daß sie unerreichbar sind. Sie glauben gar nicht, wie glücklich man sich fühlt, wenn man alt ist!"

„Du lieber Gott, gnädige Frau, reden Sie doch nicht vom Alter!" „Weil ich vielleicht jünger aussehe, als ich bin! Das ändert nichts an meinem seelischen Alter." „Auch seelisch können Sie nicht alt sein!" „Was wissen Sie davon?" „Man kann nicht seelisch alt sein," widerlegte Albert, „wenn der Körper jung geblieben ist."

Sie lachte. „Ich bin eine alte Frau und habe auch gar nicht die Prätention, es nicht zu sein. Übrigens bestätige ich den banalen Ausspruch, daß jedes Alter seine Freuden hat. Ich freue mich an meinen Kindern, an meinen Enkeln und meine Zukunft liegt in *ihrer* Zukunft, denn für meine Person gibt es keine mehr. Sie können sich das freilich garnicht vorstellen, da Sie jung und jung verheiratet sind – übrigens, wie geht es denn Ihrer Frau?" „Besser, danke; sie kam recht leidend nach Abbazia und hat sich bereits bedeutend erholt." „Und Sie bleiben lange dort?" „Mein Urlaub ist leider sehr kurz; kaum zwei Wochen." „Ich freue mich, Ihre Frau näher kennen zu lernen; doch geben Sie mir vorher in zwei Worten ein Bild von ihr." Der junge Ehemann lächelte.

„Lydia ist noch sehr jung, ihr Charakter noch unfertig; doch sie hat die besten Anlagen. Unter einer richtigen Leitung kann sie eine vorzügliche Frau werden, aber sie darf nicht merken – wie es keine Frau merken darf – *daß* sie geleitet wird." „Schau, schau", unterbrach ihn Frau Aga, und er fuhr fort: „Sie hat die modernen Ansichten über die *Frau*." „Über ihre Emanzipation?" „Zum Teil. Sie spricht gerne über die Gleichberechtigung der Geschlechter und sie würde mir niemals verzeihen, wenn ich –" Sie fiel ihm ins Wort: „Wenn Sie ihr untreu würden." „Mein Gott, Untreue! Welch ein pathetisches Wort! Kann es nicht vorkommen, daß eine Frau einen anzieht, daß man sich verliebt, ohne daß man deshalb gegen seine Gattin gleichgültig wird! Lydia ist jung und hübsch, nichtsdestoweniger kann ich es mir sehr gut vorstellen, daß ich an einer anderen Gefallen finden könnte – was kann man tun, wenn man weiblichem Zauber erliegt! Sich deshalb für ein Ungeheuer halten?"

„Und wenn Ihre Frau sich verliebte!" „Eine Frau darf sich nicht selbst verlieren; ein Mann ist temperamentvoller, der Sinnenliebe untertan, daher ist die Untreue des Mannes mit jener der Frau nicht zu vergleichen. Über dieses Thema haben unzählige Leute geschrieben, gesprochen, debattiert –" „Also Frauen müssen nachsichtig sein, beide Augen zudrücken," entgegnete Frau Aga, „und wenn sie trotz der geschlossenen Lider dennoch sehen, einfach zugeben: Du lieber Himmel, die Herrenmoral ist eben ein Ding für sich – eine Gattin muß sich mit kleinem Glück bescheiden, mit stillen Alltagsfreuden, dafür sind wir gezähmte Kulturmenschen, die niemals ihre Dressur vergessen dürfen; wir müssen lächelnd leiden, während der Mann in

glückselig lächelnder Sünde lebt." „Sie sind streng!" „Gerecht", erwiderte sie.

„Es gibt wohl kaum einen Menschen," sagte er, „an den nicht die Versuchung herantrat und es geht oft über menschliche Kraft, ihr nicht zu erliegen." „Man kann was man will." „Aber der Wille lehnt sich auf, hört einfach auf. Wenn man verliebt ist, denkt man nicht kalt und nüchtern an Versagung, an Entsagung — Sie haben das vielleicht nicht gekannt, gnädige Frau, Sie wissen vielleicht nicht, was jener Magnetismus ist, der das ganze Wesen wie in Klammern hält, aus denen es nicht heraus kann, der Leib und Seele versengt. Gott," rief er aus und sein Gesicht war gleichsam überschimmert von dem Glanz eines Gefühls, das er empfunden und sich vergegenwärtigte, „und das sollte man von sich weisen, wenn es mächtig über einen hinbraust — das kann man nicht. Später kommt sie ja, die graue Ernüchterung, aber bis dahin?"

Er holte tief Atem. Und sie sagte ruhig: „Zum Glück sind nicht alle so wie Sie, und ich gestehe, daß ich nicht Ihre Frau sein möchte." Er lachte. „Meine Frau ist ganz zufrieden mit ihrem Los." „Weil sie Sie nicht kennt — —" „Die eigene Frau kennt ihren Gatten immer von einer anderen Seite als andere Frauen ihn kennen! Die Ehe verwandelt selbst eine ursprüngliche Leidenschaft in ruhige Zuneigung und um gut miteinander zu leben, bedarf es ja nicht mehr."

„Und die ruhige Zuneigung kann friedlich neben einer Leidenschaft bestehn, nicht wahr!"

„Gewiß. Übrigens seit ich verheiratet bin, ist, glücklicherweise, noch keine Versuchung an mich herangetreten."

„Das gefällt mir, Ihr ‚Glücklicherweise' — Sie sind doch —"

„Weniger schlecht, als Sie dachten, das wollten Sie sagen, gnädige Frau! Die Frauen verstehen uns wirklich nicht!"

„Was Sie sagen! Ich verstehe Sie ganz gut. Wenn der Zufall eine reizende Frau Ihnen in den Weg führt und Sie verlieben sich in sie, so wird das Ihr Gewissen nicht belasten. Sie können ja nichts dafür! Da sind wir Frauen doch anders. Während ein Mann willenlos von seinen Empfindungen sich treiben läßt, nicht einen Augenblick daran Anstoß nimmt, eine Frau zu verführen, kämpft sie einen schweren Seelenkampf, wenn jener, der sich vornimmt, sie zu betören, Herr ihrer Nerven wird, in ihre Seele sich schmeichelt. Ein Mann, der weiß, wie er eine Frau zu behandeln hat, und zwar jede anders, nach ihrer Individualität, übt eine Suggestion auf sie aus; ob er sie nun wirklich liebt oder sie ihm bloß gefällt — eine Nuance, die nicht jede unterscheidet. Er gewinnt in ihren Augen eine Bedeutung, die er vorher nicht besaß, einfach darum, weil er sie auszeichnet, sich um sie bemüht. Ist sie durch Huldigungen verwöhnt, gegen sie abgestumpft, so weiß sie die gleißenden Worte nach ihrem Werte zu würdigen, weiß, daß jede hübsche Frau auf die Männer wirkt und — lacht darüber. Ist ihr jedoch noch keiner vorher mit vermessenen Wünschen genaht, so hält sie das Rauschgold für vollwertiges und darin liegt die Gefahr. Die tiefe Schmerzlichkeit ihrer Liebe wird ihr bewußt und sie leidet, weil Pflicht und Gefühl in Widerstreit miteinander stehen. Siegt jedoch die Pflicht, dann hat sie einen Triumph über sich errungen, den ein Mann — kaum je erringt. Darum sollten die Männer nur jenen sich nähern, die — nichts dagegen haben, und nicht bisher korrekt gebliebene Frauen aus ihren Bahnen schleudern wollen. Sehen Sie, das halte ich für gewissenlos."

„Sie haben viel beobachtet, gnädige Frau, und gewiß viel erlebt", setzte er im stillen dazu. Und sie erriet seine Gedanken.

„Ja, viel gesehen und viel erlebt," bestätigte sie, „und ich möchte jede Frau warnen, vor euch Männer warnen."

„Sollten auch Sie Enttäuschungen kennen!" „Wie jede andere. Doch sie sind nützlich, denn sie machen vorsichtig."

„Mißtrauisch wollen Sie sagen!" „Nun ja; auch Mißtrauen ist nützlich" und da er lächelte, sagte sie: „Ich weiß was Sie denken: Sie glauben jede Frau sei zu erobern" und er hatte wieder jenes Lächeln, das sie irritierte, während er den Schluß zog, daß es wirklich interessant sei, mit einer Frau zu plaudern, die das Leben kennt. Daß sie ein bißchen Moral predigte, nun, das war Frauenart, vielleicht ein wenig Pose, wer konnte das wissen, wer ergründen, *wann* eine Frau ihr wirkliches Gesicht zeigt.

Und in diesem Augenblick erschien sie ihm liebenswert, weil sie viel geliebt worden sein mußte. . . .

Jetzt kam der Garçon und meldete das Diner und sie gingen in den Speisewagen und nahmen einander gegenüber an einem kleinen Tische Platz.

Ihre Hände hypnotisierten ihn, als sie die Handschuhe abstreifte, gepflegte, schlanke Hände, die er am liebsten geküßt hätte und dann überflog er ihre zarte, jugendlich gebliebene Gestalt und sie merkte es und lachte in sich hinein, ein bißchen belustigt und ein bißchen geschmeichelt. . . .

Da sagte er: „Ich hätte nicht geahnt, daß meine Reise so interessant sich gestalten würde und kann es dem Zufall nicht genug danken, daß ich mit Ihnen zusammentraf", blickte ihr

in die Augen und setzte unvermittelt hinzu: „Sie sind eine entzückende Frau!“

Und sie dachte in seiner Selbstironie: „Ich bin für ihn etwas Neues; in seiner Eroberungsliste hat eine alternde — hm — eine reife Frau bisher gefehlt und obwohl er eine ganz junge, hübsche, kleine Gattin hat, wäre er bereit, mir ohne den geringsten Skrupel den Hof zu machen, entweder als Experiment, um zu sehen, wie ich mich dagegen verhielte, gewissermaßen als psychologisches Studium oder aus momentaner Laune, aus Caprice — da wäre es wohl angezeigt, ihm eine kleine Lektion zu geben...“

Während der ganzen Dauer des Diners konnte er in ihrem Wesen eine Veränderung bemerken. Jetzt kokettierte sie entschieden mit ihm. Er fand sie reizend und daß die Frauen schließlich doch eine wie die andere wären und es keine gleichgültig ließe, wenn man sie bewundert; da konnte Frau Aga sagen was sie wollte!

Mochte sie noch so sehr durch Huldigungen verwöhnt gewesen sein, abgestumpft war sie dadurch nicht geworden.

Und sie flirteten in Blicken und in Worten. Sie wurde lebhaft, geistreich, stellte Paradoxe auf, neckte ihn und er verstrickte sich in ihren Zauber.

Als sie sich nach dem Diner erhob und er ihr in das Coupé folgen wollte, sagte sie: „Sie haben bei unserer Abreise erwähnt, daß Sie mich allein lassen, sobald ich es wünsche und nun wünsche ich es. Eine anregende Causerie darf nie zu lange währen, weil sie sonst verflachen könnte. Wir haben beide voneinander gelernt: ich, daß selbst ein junger Ehemann immer bereit ist, der erstbesten Frau, die seinen Weg kreuzt, den Hof zu machen und Sie, daß es doch Frauen gibt, denen man nicht den Hof machen kann.“

Sprach's, neigte leicht grüßend den Kopf und ließ ihn allein.

Auf solche Worte war er nicht vorbereitet gewesen...

Nun sah er's ein: sie hatte mit ihm gespielt, wie die Katze mit der Maus.

Und da man meistens einen subjektiven Standpunkt einnimmt und es von der Stimmung abhängt, in welchem Lichte man Menschen und Dinge sieht, so änderte sich das Urteil des jungen Mannes über Frau Aga... Während sie in ihrem Coupé vor sich hinlächelte, waren es keine schmeichelhaften Ansichten mehr, die er von ihr hegte... Marie Forinyák.

Von der Woche.

13. April. Kaiser Wilhelm II. dankt telegraphisch dem Minister des Äußern Grafen Goluchowski für die „unerschütterliche Unterstützung“ der deutschen Vertreter bei der Konferenz in Algeciras, „eine schöne Tat des treuen Bundesgenossen“. Graf Goluchowski, heißt es in der Depesche weiter, habe sich als „brillanter Sekundant auf der Mensur erwiesen“ und könne „gleichen Dienstes im gleichen Fall“ auch von Kaiser Wilhelm gewiß sein. — FML. Ludwig Jekelfalussy von Jekel- und Margitfalva wird zum königlich ungarischen Honvedminister ernannt.

14. Kaiser Franz Josef drückt dem König von Italien seine Teilnahme anläßlich der Vesuvkatastrophe aus und spendet den Opfern 10.000 Lire. — Felix Freiherr Pino v. Friedenthal (geb. 1826), gew. Handelsminister, in Völkermarkt †.

15. (Ostersonntag.) Eröffnung des Parteitages der niederösterreichischen Sozialdemokratie in Wien.

16. Zweiter Unionstag der Bergarbeiter Österreichs in Wien.

17. In Paris wird der Vertrag über die Begebung einer russischen Anleihe von 2250 Millionen Francs unterzeichnet, an deren Übernahme auch österreichische Banken beteiligt sind.

18. G. d. K. Karl Freiherr von Boxberg (geb. 1817) in Stübing bei Graz †. — Neunter Kongreß deutscher Historiker in Stuttgart. — In Anwesenheit des Königs Haakon hält Berta v. Suttner in Christiania einen Vortrag über die Entwicklung der Friedensidee. — Eröffnung des kroatischen Landtages. — Eröffnung des XV. internationalen Kongresses für Medizin und Chirurgie in Lissabon. — William Mayer (geb. in Wien 1834) Gründer des „New York Herold“, in Berlin †.

20. Der österreichische Finanzminister begibt 130,936.000 4% Kronenrente zum Kurs von 98·60. — Erste Aufführung von Anton Ohorns Schauspiel „Unlösbar“ im Deutschen Volkstheater in Wien.

*

Organisation der Wohltätigkeit. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens erringt der Grundsatz täglich wachsende Bedeutung, daß bei der Vielseitigkeit und Vielfältigkeit des modernen Getriebes nur durch Organisation und durch Konzentration der Mittel zu einem bestimmten Zweck wirklich Erfolge erreicht werden können. Wohl in keiner Richtung der sozialen Betätigung hat die Erkenntnis dieser Notwendigkeit so wenig praktische Fortschritte gemacht, als auf dem Gebiet der privaten Wohltätigkeit. Es ist leider, mangels jeder Statistik, unmöglich, ziffernmäßig nachzuweisen, welche Unsummen jährlich an Unwürdige verschenkt werden, wie viel durch die Kosten für die Durchführung des Sammelns und Erbettelns verloren geht, wie viel ohne tatsächlichen Nutzen vergeudet wird und wie schwer es anderseits oft verdienten Vereinigungen fällt, die erforderlichen Mittel aufzubringen. Man weiß aber zur Genüge, wie häufig Straßenbettler bedeutende Vermögen hinterlassen und wie mancher Unverschämte bettelt, um nicht arbeiten zu müssen; es ist kein Geheimnis, daß der Löwenanteil des Erträgnisses der Wohltätigkeitslotterien in die Tasche spekulativer Unternehmer fließt und daß oft mehr als die Hälfte des Gewinnes bei Veranstaltungen zu wohltätigen Zwecken für Regiekosten aufgeht. Eine Unzahl von Spenden bleibt wertlos, weil sie

relativ zu gering sind. Bekommt ein würdiger Bedürftiger eine entsprechende Summe geschenkt oder selbst nur unter günstigen Bedingungen geliehen, so kann er sich eine Existenz gründen oder wiedererobern; ein Geschenk von wenigen Kronen aber fristet nur für Tage das Leben oder führt in die Schenke zur Narkose durch den Schnaps. Wenn die vielen Quellen, aus welchen sich der Erguß gerade des „goldenen Wiener Herzens" zusammensetzt, gefaßt würden, wenn der Strom reguliert wäre, würde sich unendlich viel Gutes damit schaffen lassen und mit dem Raubrittertum auf dem Gebiete der Wohltätigkeit, das viel ausgebreiteter ist, als die meisten Wohltäter wähnen, könnte endlich gründlich aufgeräumt werden.

Es haben sich zwar schon mehrere Vereinigungen gebildet, die die private Wohltätigkeit systematisch zu organisieren bestrebt sind und die Aufgabe lösen wollen, die „Millionen der Armen" wie man die zahlreichen, zum Teil ganz vergessenen Stiftungen mit Recht genannt hat, den Bedürftigen bekannt zu machen und anderseits den Wohltätern wirklich Unterstützungswürdige zu empfehlen. Aber diese Methode scheint — vielleicht mit einziger Ausnahme von London — nirgends einen günstigen Erfolg gefunden zu haben.

Es verdient sonach der Offene Brief, den Regierungsrat Robert Gersuny in der Osternummer der „Neuen Freien Presse" an den reichen Mann und „bekannten Wohltäter" gerichtet hat, durch seine schlichte Natürlichkeit und durch das einfache, aber wirkungsvolle Mittel, das er empfiehlt, besondere Beachtung. Er zeigt, was die Reichen leisten könnten, wenn sie die großen Summen, die sie jährlich für „Wohltätigkeit" verbröseln, einem einzigen edlen Zweck widmen würden. Er fordert sie auf, wenn die Mittel eines einzelnen zu dem betreffenden Zweck nicht ausreichen, sich zu organisieren, kleine Gruppen zu bilden, ihren Obolus aber zu konzentrieren und dann auch ihre Arbeitskraft und ihre geschäftlichen Erfahrungen der gewählten Idee zur Verfügung zu stellen.

Die Befolgung dieser Anregung würde die private Wohltätigkeit ungemein nutzbringend beeinflussen können; der einzelne aber, der dem Rat Dr. Gersunys folgt, würde sich viel größere Verdienste erwerben und infolgedessen mit Recht höhere Anerkennung als bisher. Mag diese letztere ausbleiben oder gar nicht gesucht werden, immerhin muß der Gedanke, etwas Ganzes geschaffen zu haben, weit größere Befriedigung gewähren, als das Gefühl, einen Teil seines Reichtums nur hergegeben zu haben, um eine Art sozialer Pflicht zu erfüllen, ohne zu bedenken, welchem Zweck das Opfer dient, ja, ob es überhaupt einen nützlichen Zweck zu fördern imstande ist. —nk—

*

Deutsches Volkstheater. Diese heuer sichtlich emporstrebende Bühne hat eine Todsünde wider den Geschmack begangen. Jeder halbwegs mit feineren Nerven Begabte, selbst Leute, denen für einen politischen Zweck kein Mittel schlecht genug ist, verleugnen Anton Ohorns Ritterstück „Unlösbar", das Zölibat und Unlösbarkeit der katholischen Ehe bekämpfen will. Es ist unbedingt das dümmste Machwerk, das in neuerer Zeit geschrieben wurde; daß es überhaupt gespielt werden konnte, kennzeichnet unsere Bühnenverhältnisse. Immer nur auf Spekulation aus! Gehetzt von ein paar Schlagworten für die Banausen! Eine Weile wird es jetzt wieder eine Ehre sein, sich vom Theater fernzuhalten.

Die Tagespresse hat dieses Stück genügend gekennzeichnet. Mit seltener Einhelligkeit! Jedes weitere Wort darüber wäre eine Ehrung! Vor Jahr und Tag wurde hier ein Lustspiel Auernheimers in allzu — temperamentvoller Form abgelehnt; ich sehe mein Unrecht wider den Schriftsteller von Qualität ein, der doch im Vergleich zu Ohorns talentloser Naivetät wahrhaftig eine rücksichtsvollere Behandlung verdient hätte.

Ohorns Stück fand trotzdem eine beifällige Aufnahme, allerdings vor einem ad hoc zusammengesetzten Publikum. Aber selbst die heftigsten Los von Rom-Kämpen fühlten sich durch dieses Aufklärungsdrama kompromittiert. Von den Darstellern ist besonders Fräulein Litzl zu loben, denn sie bewies kultivierte Nerven und wurde vor der Aufführung krank.

R. Holzer.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 78. □ Redaktionsschluß 21. April 1906. □ Ausgegeben 26. April 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld.

Notizen.

Kapitalserhöhung der Wechselstuben-Actien-Gesellschaft „Mercur“. Die am 11. April d. J. stattgefundene Generalversammlung hat auf Grund des § 7 der Statuten beschlossen, das Aktienkapital um 4,000.000 K, also auf 16,000.000 K durch Ausgabe von Stück 10.000 neue Inhaberaktien à 400 K Nominale zu erhöhen. Diese 4,000.000 K neue Aktien, welche an dem Geschäftsergebnisse des laufenden Jahres bereits partiziepieren, sind zufolge der Beschlüsse der Generalversammlung einem aus der Bank für Handel und Industrie, Darmstadt-Berlin, und der Basler Handelsbank, Basel, gebildeten Garantiesyndikate mit der Verpflichtung zu übergeben, dieselben den bisherigen Aktionären zum Kurse von 605 K derart anzubieten, daß auf Grund von je drei alten Aktien eine neue Aktie zum erwähnten Kurse nebst 5 Prozent Zinsen vom Nominale vom 1. Jänner 1906 ab bezogen werden könne. Der Agiogewinn wird dem Kapitalsreservefonds zugewiesen, wodurch die gesamten Reserven der Gesellschaft eine Höhe von rund 6,700.000 K = 42 Prozent des Aktienkapitales erreichen werden. Die Wechselstuben-Actien-Gesellschaft „Merkur“ bietet nunmehr den Aktionären für Rechnung des Garantiesyndikates die vorbezeichneten 10.000 Stück neue Inhaberaktien von je Nominale 400 K zum Kurse von 606 K unter vorstehenden Bedingungen an, und hat die Anmeldung des Bezugsrechtes bei sonstigem Verluste desselben bis inklusive 28. April 1906 bei der Hauptkasse der Wechselstuben-Actien-Gesellschaft „Merkur“, Wien, I. Strobelgasse 2, bei deren Niederlassungen in Prag, Pilsen, Böhmisch-Leipa, Brünn, Mährisch-Schönberg, Neutitschein und Zwittau, bei der Wechselstuben-Actien-Gesellschaft „Merkur“, Budapest, V. Badgasse 3, bei der Bank für Handel und Industrie in Berlin, Darmstadt und Frankfurt am Main, bei der Basler Handelsbank in Basel zu erfolgen. Bei der Anmeldung sind auf jede zu beziehende neue Aktie 205 K in barem einzuzahlen und restliche 400 K pro Aktie zuzüglich 5 Prozent Stückzinsen ab 1. Jänner 1906 bis zum Einzahlungstage, längstens 28. Mai 1906, bar zu erlegen.

Priv. österreichisch-ungarische Staatseisenbahngesellschaft. In der am 19. April d. J. unter dem Vorsitze des Präsidenten Ritter v. Taussig abgehaltenen Sitzung des vereinigten Verwaltungsrates wurde der Rechnungsabschluß pro 1905 festgestellt und beschlossen, der Generalversammlung zu beantragen: a) Die Gesamtdividende pro Aktie mit 30 Francs festzusetzen, so daß der am 1. Juli fällige Coupon mit 17½ Francs einzulösen sein wird; b) den verbleibenden Rest mit K 3,250.562·86 auf neue Rechnung vorzutragen.

Verlosungsverlust. Im Monate Mai finden die Ziehungen der Bodenkreditlose erster und zweiter Emission, ungarischen Hypotheken- und ungarischen Prämienlose sowie mehrerer anderer Obligationen statt, deren Verlosung mit dem kleinsten Treffer bedeutende Verluste verursacht. Die Versicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentraldepositenkasse und Wechselstube des Wiener Bankvereines, dessen Expposituren sowie die Filialen in Prag, Brünn, Graz, Aussig a. d. Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowitz, Klagenfurt, Pilsen, Konstantinopel, Karlsbad, Teplitz, Bielitz-Biala und Zweiganstalten in den Wiener Bezirken. Näheres im „Eingesendet“ der genannten Wechselstube.

30.000 **Kronen** beträgt der Haupttreffer der **Kaiserin-Elisabeth-Heim-Lotterie.** Wir machen unsere geehrten Leser darauf aufmerksam, daß die **Ziehung unwiderruflich am 17. Mai d. J.** stattfindet und empfehlen angelegentlichst, dieses patriotische und humanitäre Unternehmen durch Ankauf eines Loses zum Preise von nur 1 K zu unterstützen.

Von Dr. Alexander **Wettendorfer** ist soeben im Verlag Wilhelm **Braumüller** die Schrift **„Der Kurort Baden bei Wien“** in vierter, erweiterter Auflage erschienen. Sie enthält sehr viel Neues und Wissenswertes in leichtfaßlicher, interessanter Darstellung und bringt als schätzenswerte Beigabe den Situationsplan der Stadt samt Umgebung.

Büchereinlauf.

Braumüllers Badebibliothek, Bad Ischl. Von Dr. E. **Wiener**. Wien, 1906. Wilhelm Braumüller.

Säbel und Feder. Zum sechzigsten Geburtstag Karl Baron Torresanis. Mit Beiträgen von Marie v. Ebner-Eschenbach, Detlev Freiherrn v. Liliencron, Ferdinand v. Saar, Stephan v. Milow, Heinrich v. Schullern u. a. Herausgegeben von Karl M. **Danzer**. Dresden, 1906. E. Piersons Verlag.

Die österreichische Maschinenindustrie und der Export. Von Gustav **Friedmann**, Ingenieur. Wien, 1906. Franz Deuticke.

Die japanische Volksseele. Von **Okakura**. Mit einer Einleitung von George Meredith. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Baronin Elsa Engerth. Wien, 1906 C. W. Stern.

Johann Winckelmann. G. Ephraim Lessing. Klassische Schönheit. Ausgewählt und eingeleitet von Alexander von **Gleichen-Rußwurm**. Mit 2 Porträten. Jena, 1906. Eugen Diederichs

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I. Operning 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. ◻ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 79: 28. April 1906.

